



Illustrierte  
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Zwanzigster Jahrgang.

1893.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.  
Franz Lipperheide.

Katzler

K. A. SEBEHO



# Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

## Romane, Novellen und Skizzen.

- Leichtsinniges Volk. Novelle von Paul Oskar Höcker. 1, 10, 17, 25, 33, 42, 49.
- Herrn Petermanns Schwester. Novelle von Manuel Schnitzer. 6.
- Lilis Verhältnis. Eine Kindergeschichte von Hermine Billinger. 12.
- Es war einmal. Skizze von Robert Heddin. 15.
- Knochen. Von Karl von Döring. 16.
- Byörn. Drei Bilder aus Norwegen. Von Hans Freiherrn von Schlich. 21.
- Der kleine Genius. Von A. Noél. 30.
- Im Himmel. Humoreske von Marie Schramm-Macdonald. 30.
- „Wenn sich zwei Herzen scheiden“. Ein Idyll ohne Handlung. Von Ernst Otto Hopp. 31.
- Aus dem Leben eines Glücklichen. Humoreske von Albert Roderich. 36, 86, 118, 134.
- Kein Scheidungsgrund. Novelle von C. Brachvogel. 44.
- Sesam, öffne Dich. Von Arthur Fleiss. 47.
- Etern. Novelle von Laura Marholm. 52.
- Junge Liebe. Novelle von A. Trinius. 57, 65, 73.
- Herbst. Türkische Novelle von Helene Böhlau. 62.
- Pap Wendel. Humoreske von Felix von Stenglin. 68.
- Um Pfingsten. Novelle von Johannes Wilda. 78.
- Nur kein Lieutenant. Novelle von Hans Nagel von Brawe. 81, 89.
- Jugend-Kameraden. Eine Novelle aus Norwegen von Curt Segeband. 92.
- Verjüngung. Roman von F. von Kapff-Essenther. 97, 105, 113, 121, 129, 137, 146, 154, 163.
- Der Bubenkopf. Eine tragikomische Geschichte von Julius Freund. 100.
- Weil das Pörschen knarrte. Novelle von L. Bürkner. 110.
- Ein Besuch bei Frau Mätha. Von Clara Biller. 126.
- Wie ein Künstler entdeckt wurde. Erzählung von Helene Fidler. 142, 150.
- An der Weltstraße. Skizze von Hellmuth Mielke. 143.
- Aus dem Leben eines Wunderkinds. Von Emile Erhard. 145, 153, 161, 169, 177, 186.
- Im neuen Hut. Plauderei von Frida Schanz. 150.
- Lorden. Humoristische Skizze von Felix von Stenglin. 151.
- Das Rosenjoch. Von Antonie Grosse. 158.
- Alte Bekannte. Von Felix von Stenglin. 166.
- Ohne Fächer. Von Heinrich Kana. 170, 179.
- Solanum Dulcamara. Novelle von L. von Oberkamp. 174.
- Alter Haß und alte Liebe. Eine Weihnachtsgeschichte von Ida Boy-Ed. 187.

## Gedichte.

- Neujahrs-Phantasie. Von Frida Schanz. 6.
- Frauen-Dichtung. Von Hermann Lingg. 35.
- Die Kirchgängerin. Von Ernst Eckstein. 49.
- Klage. Von Ilka von Palmay. 72.
- Mai 1893. Von Anna Gräfin Pongrácz. 75.
- Wenn der Tag erwacht. Von Frida Schanz. 83.
- Thunfischens Traumgezicht. Von Karl Blind. 92.
- Das Alter. Von Johannes Trojan. 136.
- Spätherbst. Von Dorothea Goebeler. 176.
- Selige Jugend. Von Frida Schanz. 183.

- Weihnacht im Walde. Von Johannes Wilda. 186.
- Nach dem Feste. 192.

## Biographisches.

- Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. Beiblatt zu Heft 1.
- Prinzessin Margarethe von Preußen und Prinz Friedrich Karl von Hessen. 12.
- Bertha von Marenholz-Bülow. Beiblatt zu Heft 3.
- Jenny von Gustedt-Pappenheim. Von Erich Schmidt. 52.
- Ein Erinnerungs-Blatt an Alwine Schroedter. Von A. von Frehdorf. 63.
- Ilka von Palmay. Von Heinrich Glücksmann. 72.
- Friedrich Hölderlin und die Frauen. Ein Gedenkblatt zu des Dichters fünfzigstem Todestage. Von A. von Winterfeld. 88.
- Stiftsdame Freim Lucia von Dalwig. Beiblatt zu Heft 11.
- Doris Freim von Spätgen. 96.
- Prinz Franz zu Windischgrätz und Prinzessin Margarethe Windischgrätz-Harrach. Von Natalie-Brud-Auffenberg. Beiblatt zu Heft 14.
- Charlotte Birch-Pfeiffer. Von Ernst Koppel. 127.
- Amalie Heppner. Beiblatt zu Heft 16.
- Das jüngste Brautpaar im Hause Oesterreich. Von Natalie Brud-Auffenberg. 100.
- Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und seine Gattin Katharina Freisrau von Saalfeld. 141.
- Ludwig Fulda und Ida Theumer. Beiblatt zu Heft 19.
- Prinz Johann Georg von Sachsen und Prinzessin Maria Isabella von Württemberg. 157.
- Marie Antoinette. Von Georg Maffowsky. 159.
- Manon Roland. Von A. von Winterfeld. 164.
- Marie Luise von François. Beiblatt zu Heft 21.
- Charles François Gounod. Von Karl Homann. 183.

## Natur und Kunst, Altes und Neues.

- Die Volksschauspiele in Meran. Von Carl Wolf. 4.
- Japan im Schnee. Von Georg Maffowsky. 7.
- Die Modestoffen der Winter-Saison. Von Max Hessdörffer. 8.
- Zur Frauenbewegung. Eine Studie von Richard Wulsdow. 14, 19.
- Kunstgeschichtliche Charakter-Bilder aus Oesterreich-Ungarn. 16.
- Wie sollen wir Concerte besuchen? Von M. Steuer. 23.
- Amulette und Talismane. Mit Benutzung von Aufzeichnungen des Dr. jur. Avé-Lallemant. 23, 31.
- Der neue Vorhang im königlichen Opernhause zu Berlin. Von Georg Maffowsky. 27.
- Geselligkeit. Von P. G. Heims. 35.
- Puffärmel und Glodenrod. Eine Mode-Plauderei von C. G. 39.
- Das ewig Weibliche. Eine sprachwissenschaftliche Plauderei von Dr. Wasserzieher. 44.
- Das Renaissance-Kostümfest des Schriftsteller-Verbandes in Berlin. Von Georg Maffowsky. 55.
- Eheglück. Brief an eine Braut. Von Marie von Redwig. 55.
- Die italienische Silberhochzeit. Von Hermine von Preusschen. 61.
- Chocolade. Von Hanns von Spielberg. 63.
- Mittenwalder Weigenbauer. Von Heinrich Lee. 67.
- Ein Sonntag in Caracas. Von Dr. Alexander Olinda. 70.

- Die humoristische Dichtung und die Frauen. Von C. Marquart Sauer. 71.
- Etwas vom Spiegel. Von H. Dehmk. 71.
- Die Schule von Fontainebleau. Von Georg Maffowsky. 75.
- Ein Renntag in Westend. Von Emile Erhard. 79.
- Modenbild 1001. Eine Jubiläums-Betrachtung. 83.
- Blumen-Plauderei. Von Wolfgang Kirchbach. 95.
- Die Welt-Ausstellung in Chicago. Von Paul von Szegedpánski. I. 103, II. 110, III. 119, IV. 126.
- Die Stadt Heinrichs des Löwen. Von Georg Maffowsky. I. 111, II. 117, III. 124.
- Zur Geschichte des Corsets. Von Clara Eszell. 132.
- Unsere dienstbaren Geister. Skizze von D. Saul. 136.
- Das Ludwig-Wilhelm-Krankenheim zu Karlsruhe. Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Beiblatt zu Heft 17.
- Von der Bäckerei- und Conditorei-Ausstellung in Mainz im August 1893. 144.
- Wilhelm II., Prinz von Oranien, und seine Verlobte, Maria Henriette Stuart, Tochter König Karls I. von England. 152.
- Die Millarney-Seen und ihre Sagen. Von Marie Orm I. 159, II. III. 166, IV. 167.
- Ein Wort über Frauenberuf. Von A. von Klindowstroem. 168.
- Sorge. Von P. G. Heims. 172.
- Die Visiten-Stunde. Plauderei von L. Freiherrn von Treusch. 175.
- Kaiserin Auguste Victoria als Kinderfreundin. 181.
- Nach Chicago delegirt. Von Elisabeth Kaselowky. 181.
- In Italien. Reise-Skizze von Ilka von der Lütt. 189.
- Die altägyptische Frau. Studie von Theodor Harten. 190.
- Die Sprache der Hand. Plauderei von Marie Schramm-Macdonald. 191.
- Sechs preisgekrönte deutsche Künstlerinnen auf der Welt-Ausstellung in Chicago. Beiblatt I zu Heft 24.

## Kunstgewerbliches.

- Metallplatte. Beiblatt zu Heft 2.
- Transparent-Zeichnung auf Glas. Beiblatt zu Heft 4.
- Ungehobene Schätze. Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. 48.
- Armleuchter. Beiblatt zu Heft 7.
- M. Stählers Perspektograph. Beiblatt zu Heft 8.
- Dreitheiliger Paravent mit Malerei. Beiblatt zu Heft 9.
- Zwei Fächer von der Welt-Ausstellung in Chicago. Beiblatt zu Heft 12.
- Nadirungen auf glasierten Schüsseln. Von Luise Menzel. 104.
- Wandleuchter. Beiblatt zu Heft 13.
- Dreitheiliger Wandschirm. Beiblatt zu Heft 15.
- Glasgefäße mit farbigen Glasuren und Gold-Decoration. Von Luise Menzel. 127.
- Goldfisch-Behälter aus japanischer Majolica. Beiblatt zu Heft 18.
- Truhe mit Lederschnitt-Arbeit. Beiblatt zu Heft 20.
- Das Kristall-Glas. Von J. von Falke. 176.
- Kunst-Stickerien aus Köln. Beiblatt zu Heft 22.
- Woolwood-Pottery. Beiblatt zu Heft 23.

## Verschiedenes.

- Interessante Erzählung. 16.
- Kein Jäger, kein Fänger. 16.



Holländische Fischerboote. 23.  
 Der Elternsegen. 23.  
 Blumen-Verkäuferin in London. 31.  
 Die Musik-Verständigen. 39.  
 Winterabend. 39.  
 Studentkopf. 47.  
 Das Neffchen. 47.  
 In der Wachau. 55.  
 Viehmarkt in Oberbayern. 55.  
 Die Braut. 72.  
 Sonntagruhe. 80.  
 Im Frühling. 80.  
 Stillbergnügt. 83.  
 Rothenburger Thormache. 83.  
 Canal-Landschaft. 96.  
 Kindtaufe auf dem Lande. 96.  
 Bei den Japanen. 103.  
 Es war ein alter König. 103.  
 Arabischer Liebeszauber. 112.  
 Großmutter's Schere. 120.  
 Ein Abstecker. 120.  
 Familien-Glück. 128.  
 Kinderherde. 136.  
 Freitag in Venedig. 136.  
 Ein Nimmerfatt. 144.  
 Rosen und Trauben. 160.  
 Patagan-Tanz. 168.  
 Diffee-Strand. 176.  
 Was der Weihnachtsmann gebracht hat. 191.  
 Amor's Festgruß. 191.

**Redactions-Post.**

Beiblatt zu Heft 1.  
 Seite 16, 24, 32, 40, 48, 56, 64, 72, 80, 88, 96, 104, 112,  
 120, 128, 136, 144, 152, 160, 168, 176, 183, 192.  
 Fragen und Antworten. 192.

**Aus der Frauenwelt.**

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13,  
 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22 I., 23 I., 24 I.

**Die Mode.**

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14,  
 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22 I., 23 I., 24 I.  
 Neue Herren-Moden. Beiblatt zu Heft 3, 6, 10, 15, 20, 24 II.

**Handarbeiten.**

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13,  
 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22 II., 23 II.  
 Weihnachts-Arbeiten. Beiblatt II zu Heft 23, 24.

**Literarisches.**

Beiblatt zu Heft 2, 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 17,  
 19, 22 II., 23 II., 24 II.

**Illustrationen.**

**Portraits.**

Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. Beiblatt zu  
 Heft 1.  
 Prinzessin Margarethe von Preussen und Prinz Friedrich Karl  
 von Hessen. 12.  
 Bertha von Marenhoff-Wilow. Beiblatt zu Heft 5.  
 Jenny von Gustedt-Pappenheim. Von Bernhard Reher. 52.  
 König Umberto I. und Königin Margherita als Jungvermählte  
 und als Jubelpaar. 60.  
 Alvine Schroedter. Von A. von Werner. 64.  
 Ilka von Pálman. 72.

Stiftsdame Frein Lucia von Dalwig. Beiblatt zu Heft 11.  
 Doris Frein von Spätgen. 96.  
 Herzogin Augusta von Bayern und Erzherzog Josef August  
 von Oesterreich. 97.  
 Prinz Franz zu Windischgrätz und Prinzessin Margarethe  
 Windischgrätz-Harrach. Beiblatt zu Heft 14.  
 Charlotte Birch-Pfeiffer. 128.  
 Amalie Heppner. Beiblatt zu Heft 16.  
 Prinz Ernst von Sachsen-Meinungen und seine Gattin Katha-  
 rina Freifrau von Saalfeld. 137.  
 Wilhelm II., Prinz von Oranien, und seine Verlobte, Maria  
 Henriette Stuart, Tochter König Karls I. von England. 149.  
 Ludwig Julda und Ida Theumer. Beiblatt zu Heft 19.  
 Prinz Johann Georg von Sachsen und Maria Isabella von  
 Württemberg. 157.  
 Marie Antoinette. 160 (5).  
 Manon Roland. 164.  
 Marie Luise von François. Beiblatt zu Heft 21.  
 Ch. Gounod. 184.  
 Sechs preisgekrönte deutsche Künstlerinnen auf der Welt-Aus-  
 stellung in Chicago. (6).

**Aus der Gegenwart.**

Die Volksschauspiele in Meran. 4, 5.  
 Proscenium des Opernhauses mit dem neuen Vorhang. Von  
 L. von Edenbrecher. 27.  
 Der neue Vorhang des Berliner Opernhauses. Von A. von  
 Henden. 28.  
 Das Ludwig-Wilhelm-Krankenhaus in Karlsruhe. Beiblatt zu  
 Heft 17.  
 Von der Bäckerei- und Conditorei-Ausstellung in Mainz. Von  
 Adolf Wagner. 140.  
 Kaiserin Auguste Victoria als Kinderfreundin. Von Adolf  
 Wagner. 184.

**Land und Leute.**

Japanerin im Winter-Kostüm. 1.  
 Holländische Fischerboote. Von Petersen-Angeln. 17.  
 Der Elternsegen (La bénédiction). Von Dagnan-Bouveret.  
 20, 21.  
 Blumen-Verkäuferin in London. Von G. S. Fould. 29.  
 In der Wachau. Von Eduard von Lichtenfels. 49.  
 Viehmarkt in Oberbayern. Von Robert Schleich. 56.  
 Wasserfahrende türkische Frauen. Von L. von Eden-  
 brecher. 57.  
 Besuch im Harem. Von L. von Edenbrecher. 61.  
 Die Geigenbau-Schule in Mittenwald. Von C. Bennenwig  
 von Loefen jun. 69.  
 Kindtaufe auf dem Lande. Von C. Tiratelli. 93.  
 Arabischer Liebeszauber. Von F. M. Vredt. 109.  
 Freitag in Venedig. Von C. Tito. 133.  
 Patagan-Tanz. Von Paul Ivanowitsch. 165.  
 Diffee-Strand. Von K. Müller-Kurzweil. 172.

**Genre-Bilder.**

Interessante Erzählung. Von D. Lorch. 9.  
 Kein Heger, kein Jäger. Von J. Schmitzberger. 13.  
 Die Musik-Verständigen. Von Minna Stöck. 33.  
 Winterabend. Von Ad. Schweizer. 37.  
 Studentkopf. Von Eugen von Blaas. 41.  
 Das Neffchen. Von Hans Herrmann. 45.  
 Ostern. Von B. Gauje. 53.  
 Die Braut. Von G. Koller. 65.  
 Sonntagruhe. Von Hans Böck. 73.  
 Nymphetanz. Von E. Corot. 76, 77.  
 Im Frühling. Von E. Ravel. 80.  
 Stillbergnügt. Von P. Wagner. 81.  
 Rothenburger Thormache. Von F. Birkmeyer. 85.  
 Canal-Landschaft. Von W. Koelofs. 89.

Bei den Japanen. Von Alfred Bergerzid. 100.  
 Es war ein alter König. Von Carl Hoff. 101.  
 Ein Abstecker. Von Carl Marr. 113.  
 Großmutter's Schere. Von Gustav Zgler. 116.  
 Familien-Glück. Von René Reinide. 125.  
 Kinderherde. Von A. Chelius. 129.  
 Ein Nimmerfatt. Von J. Kleinmichel. 141.  
 Rosen und Trauben. Von Catharina Klein. 157.  
 Spätherbst. Von L. von Zumbusch. 173.  
 Weihnacht im Walde. Von A. Reinhardt. 185.  
 Amor's Festgruß. Von René Reinide. 189.  
 Was der Weihnachtsmann gebracht hat. Von E. Schaltegger.  
 192.  
 Nach dem Feste. Von Gertha von Warburg. 192.

**Verschiedenes.**

Die Modeblumen der Winter-Saison. 8 (4).  
 Amulette und Talismane. 24 (5), 25 (5), 32 (6).  
 Puffärmel und Glockenrock. 39, 40 (5).  
 Modenbild 1001. 84 (11).  
 Die Stadt Heinrichs des Löwen. Von D. Günther-Kaun-  
 burg 105 (2), 108 (2), 112, 117 (4), 122 (3), 124.  
 Zur Geschichte des Corsets. 132 (6).  
 Aus dem Leben eines Wunderkinds. Von René Reinide.  
 145, 148 (2), 153, 156, 162, 164, 169, 172, 177, 180, 181,  
 188.

**Redactions-Post.**

Beiblatt des Herrn Dr. Carl Peters. 120.

**Kunstgewerbliches.**

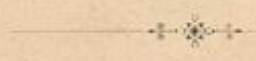
Metallplatte. Getrieben und ciselirt von Hedwig von der  
 Gröben. Beiblatt zu Heft 2.  
 Transparent-Zeichnung auf Glas. Von Johanna Müller.  
 Beiblatt zu Heft 4.  
 Ungehobene Schätze. 48 (2).  
 Armleuchter. Porzellan mit Bronze-Montirung. Beiblatt zu  
 Heft 7.  
 W. Stühlers Perspektograph. Beiblatt zu Heft 8.  
 Dreitheiliger Paravent mit Malerei. Beiblatt zu Heft 9.  
 Zwei Jäder von der Welt-Ausstellung in Chicago. Gemalt  
 von Marie Feiler und Henry Deppermann. Beiblatt  
 zu Heft 12.  
 Radirungen auf glazirten Schüsseln. Von Luise Menzel.  
 104 (2).  
 Wandleuchter. Porzellan mit Bronze-Montirung. Beiblatt zu  
 Heft 13.  
 Dreitheiliger Wandschirm. Von Thea und Minna Lüchow.  
 Beiblatt zu Heft 15.  
 Glasgefäße mit farbigen Glasuren und Gold-Decoration. 128 (4).  
 Goldfisch-Behälter aus japanischer Majolica. Beiblatt zu Heft 18.  
 Truhe mit Lederchnitt-Arbeit. Von A. Adermann. Beiblatt  
 zu Heft 20.  
 Kunst-Stickerien aus Köln. Beiblatt zu Heft 22 (5).  
 Base und Kanne in Rookwood-Pottery mit ciselirtem Silber-  
 beschlag. Beiblatt I zu Heft 23 (2).

**Die Mode.**

Beiblatt zu Heft 1 (8), 2 (11), 3 (12), 4 (12), 5 (14), 6 (13),  
 7 (7), 8 (6), 9 (11), 10 (13), 11 (10), 12 (10), 13 (7), 14  
 (16), 15 (15), 16 (17), 17 (10), 18 (10), 19 (10), 20 (10),  
 21 (7), 22 I. (8), 23 I. (12), 24 I. (11).  
 Neue Herren-Moden. Beiblatt zu Heft 3, 6 (2), 10 (2), 15,  
 20 (2), 24 I. (2).

**Handarbeiten.**

Beiblatt zu Heft 1 (3), 2 (8), 3 (2), 4 (4), 5 (4), 6 (3), 7 (9),  
 8 (5), 9 (3), 10 (3), 11 (4), 12, 13 (5), 14 (5), 15 (9), 16,  
 17 (6), 18 (2), 19 (3), 20 (5), 21 (3), 22 II. (6), 23 II. (4).  
 Weihnachts-Arbeiten. Beiblatt II zu Heft 23 (13), 24 II (21).





LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DUISBURG



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 1. Januar 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Leichtsinziges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

1.

„Niemand sprach. Man konnte eine Stednadel fallen hören. Florian Konksi saß vor der Staffelei, ganz in seine Arbeit vertieft.“

Das Bild war wieder einmal ein Meisterwerk.

Der tiefblaue Himmel, die Luft, das Meer, der Strand, und nun gar die Fischergruppen in der zwanglosen Anordnung — besonders die Gestalt des halbwüchigen Neapolitaners im Vordergrund! Der Bengel lag auf dem Rücken; er hatte die großen Augen weit aufgerissen und den Mund lästern geöffnet, als ob er nach den Beeren der vollen Traube schnappen wollte, die er dicht über seinen Lippen in der Hand hielt.

Soeben hatte Meister Florian die letzten kleinen Lichter auf den üppigen Weinbeeren angebracht. Jetzt war an dem Bilde Nichts mehr auszusetzen. Gleichwohl legte er Pinsel und Palette nicht aus der Hand, sondern ließ immer wieder seine Blicke von dem Gemälde zu dem Modell des Fischerknaben hinüberschweifen, das dicht am Fenster auf dem Ruhebett lag: die Hand mit der Traube über das Gesicht erhoben und schelmisch liebäugelnd mit der reifen Frucht — ganz so, wie es auf der Leinwand dargestellt war.

Jetzt huschte ein nervöses Zucken über die zierliche, geschmeidige Gestalt des Neapolitaners. Konksi fuhr aus seiner Verjunkenheit empor.

„Famos gehalten, Mädels!“ lobte er. „Wir sind fertig.“

Der Fischerknabe redete sich. „Ganz fertig, Papachen?“ kam es aus seinem Munde. „Bon. Dann brauchst Du auch Deine Traube nicht mehr.“

Konksi lachte. „Sollst Du haben, Sascha.“

So hieß nämlich der Neapolitaner. Er war übrigens gar kein Knabe, sondern ein Mädchen, und nicht etwa ein bezahltes Modell, sondern Meister Konskis achtzehnjähriges Töchterlein.

Der Maler empfand innige Freude darüber, daß ihm gerade der kleine Neapolitaner so gut gelungen war. Alles stimmte — das weiche, runde Kinn mit dem allerliebsten Grübchen, die in die Stirn hängenden dunkeln Locken, das faltige Hemd mit den weiten Ärmeln und die abgetragene Kniehose, die das Muskelspiel des lässig aufgestellten Fußes freigab, — und vollends die derben, schadhafte Schuhe mit den Holzsohlen! Meister Florian lehnte sich zurück, zündete sich eine Cigarette an und begann zu träumen.

Inzwischen beschäftigte sich Sascha damit, den Saft der reifen, vollen Beeren auszuschlürfen. Schließlich warf sie das Skelett der Traube mit einem gewagten Schwung über mehrere Staffeleien hinweg hinter den mächtigen Radelofen, erhob sich und sprang auf den Maler zu, dessen Nacken sie stürmisch umschlang. Konksi zog den kleinen Neapolitaner am Arme von der Staffelei fort, wies auf sein Bild und sagte schmunzelnd: „Na?“

Sascha stand anfangs sprachlos da. Zum ersten Male sah sie die Scene in der Vollen-

ding. Das Walten der Meisterhand hatte dem Gemälde die letzte Weihe gegeben.

„Höre, Papachen, Du hast entschieden Fortschritte gemacht,“ meinte der kleine Kritiker.

„Sehr verbunden für das zweifelhafte Lob,“ lachte Konksi. Darauf schwieg er und wühlte eine Weile in seinem Bart.

„Was hast Du mit dem Bilde vor?“ nahm Sascha wieder auf.

Konksi runzelte die Stirn. „Es wandert zu Saladin.“

„Was — zu dem Bilderonkel?“

Meister Florian nickte seufzend. „Es gehört ihm sogar bereits.“

„Ohne daß er es gesehen hat?“

„Ja.“

Der kleine Neapolitaner schüttelte verwundert den Kopf. „Aber Deine letzte Arbeit hat er Dir doch so schlecht bezahlt, Dein schäbiger Saladin?“

„Trotzdem gehört ihm die Strand-Scene und das Bild, das ich danach malen werde, und das nächste auch und



Japanerin im Winter-Kostüm. Siehe Seite 7.

Nach einer photographischen Original-Aufnahme.



das folgende wieder und . . . eh, der Kuckuck soll's holen!" Der Meister hatte seufzend begonnen und sich in heftigen Born geredet; zum Schluß stampfte er mit dem Fuße auf.

Sascha war sprachlos.

Als Konsti das verwunderte Gesicht seiner Tochter sah, fuhr er in milderem Tone fort: „Einmal müßt Ihr's ja doch erfahren, Ihr armen Mädels, — Du und Kora.“

„Aber was denn, um's Himmelswillen?“ fragte das Mädchen ängstlich.

Der Maler warf seine Cigarette fort, schlug die Beine über einander und stützte das Haupt auf, mißmuthig zu Boden blickend. „Weißt Du, was ein Corsaren-Brief ist?“

Der Neapolitaner bejahte.

„Dafür hat man im modernen Leben das Wort Contract erjunden. Solch ein Contract ist ein wunderliches Ding. Alle Paragraphen beginnen mit den Worten: Herr A. verpflichtet sich. Wozu? Zu arbeiten, zu liefern, wieder zu arbeiten und wieder zu liefern. Und der Herr B. . . ? Ja, sieh 'mal, das ist so eine Art von Großmogul, ein Halbgoth, — denn er hat Geld. Der hat dem armen A., als dieser 'mal in der Klemme saß, ein Paar lumpige tausend Thaler vorgestreckt. Und seit dieser Zeit hat sich der unglückselige A. dem Herrn B. verschreiben müssen, mit Haut und Haar, mit Leib und Seele, wie der arme Sünder dem Teufel.“

Sascha hatte die Augen weit aufgerissen. „Und Dein Großmogul heißt . . .?“

„Saladin Luge, Silberhändler, Berlin W., Regentenstraße 17, Bel-Etage, Sprechstunde von 11 bis 2.“

Konsti sagte das halb lachend, halb mit unterdrückter Wuth.

„Und nun hast Du Dich ein für allemal verpflichtet, diesem abscheulichen Bilder-Corsaren all die schönen Sachen, die Du malst, abzuliefern?“

„Drei Jahre lang. Und gegen ein Honorar . . . na! Es ist, um aus der Haut zu fahren.“

„Aber, Papachen, wann ist denn das passiert?“

„Das letzte Mal, als wir Geld brauchten.“

„Haha, Geld brauchen wir doch immer.“

„Ei gewiß!“ lachte der Meister. „Aber im vergangenen Sommer — Du weißt doch — die Reise in's bairische Hochgebirge . . . das kostete ein Heidengeld.“

„Warum sind wir denn nicht lieber zu Hause geblieben, wenn das Geld zur Reise nicht da war?“

„Märrchen Du! Einmal, weil Florian Konsti, Dein Vater, eines sanften, aber sicheren Todes verblieben wäre, wenn man ihm zugemuthet hätte, in dem entsetzlichen Berlin zu überkommen, zweitens, weil seine Gattin sich gerichtlich von ihm hätte scheiden lassen, da ihr eine reiseloze Saison wie ein unutilbarer Schandfleck in ihrer gesellschaftlichen Conduiten-Liste erschienen wäre, und drittens, weil Florian Konsti zwei allerliebste Töchter hat, die nicht als Mauerbäumchen dahinwelken, sondern recht gute Partien machen sollen.“

„Also Ihr wollt uns unter die Haube bringen?“ rief Sascha mit langem Gesicht. „Hm, also darum Frauendörth und Achensee und Königsschlösser und . . .“

Der kleine Neapolitaner schob die Hände in die Hosentaschen und stellte sich herausfordernd vor den Maler.

„Das will ich Dir nur sagen, Papachen, wir sind keine von den Töchtern, die sich verheirathen lassen. Kora nicht und ich nicht. Dazu habt Ihr uns viel zu selbständig erzogen. Also unjerthalben braucht Ihr Euch gar nicht in Unkosten zu stürzen. Wenn der Rechte da ist, werden wir schon das Mäulchen aufmachen. Und so Etwas kommt oft sehr plötzlich.“

Konsti mußte über den kleinen Burschen lachen, der so tapfer für seine Wahlfreiheit eintrat. Nur der letzte Satz dieser drolligen Standrede gefiel ihm nicht. „Du, Sascha, ich will nicht hoffen . . .“

Sascha ward puterroth — bis hinter die Ohren. Zum Glück wurde das Gespräch dadurch jäh abgebrochen, daß im Entrée die Glocke ertönte.

Der Maler schnellteempor. Sascha huschte zur Thüre und lauschte.

Anna, das Stubenmädchen, öffnete die Vorjaal-Thüre; man vernahm eine Männerstimme.

Vater und Tochter blickten einander verständnißvoll an.

„Eine quittirte Rechnung!“ flüsterte Sascha ahnungsbang.

Der Maler setzte im Geschwindschritt über das Zimmer, setzte mit einer für seine Jahre erstaunlichen Gewandtheit über das Fußende des Ruhebettes, das ihm die Bahn versperrte, und steuerte auf eine Tapeten-Thüre los. Als er die Klinke bereits in der Hand hatte, raunte er der Tochter zu: „Ich bin für Niemand zu sprechen!“ Darauf verschwand er.

„Herr Liddemann is draußen. Soll er 'rein? Er will den Herrn sprechen.“

Annas Anmelde-Stil ließ an Eleganz zu wünschen übrig. Ein Beweis, daß der Ankömmling im Ansehen der derben Berliner nicht sonderlich hoch stand. Herr Liddemann trug nämlich keine Handschuhe, zweitens war er nur ein „stud.“, wie auf seiner Visiten-Karte stand, und drittens nahm er schon auf dem Treppenslur, bevor er in den Corridor eingelassen wurde, den Hut ab — natürlich einen großen, breitkrämpigen Künstlerhut. Auch ein Zeichen, daß man es mit keinem Manne von Welt zu thun hatte.

Sascha gerieth in namenlose Aufregung. „Ach, Herr Liddemann? . . . Ja, wir lassen bitten. Nein, nein, um Gotteswillen, ich bin ja nicht angezogen.“

„Soll er später mit 'ran kommen?“ fragte Anna, die des gnädigen Fräuleins Aufregung über den unerwarteten Besuch durchaus nicht theilte, in energischem Tone.

Der Neapolitaner huschte zur Tapeten-Thüre. „Du, Papachen, komm doch 'mal, ach, bitte, bitte.“

Nach einer kleinen Pause öffnete sich ein Thürspalt. „Wer ist denn da?“ fragte der Meister mit ängstlicher Heimlichkeit.

„Herr Liddemann.“

„Ach — der?“ erklang es zurück. „Was will er denn?“

„Nun, einen Besuch machen,“ erwiderte Sascha fast gekränkt. „Du hast ihn doch eingeladen vor der Reise.“

„Möglich.“ Konsti konnte sich aber nicht mehr entsinnen.

„Na, soll er nu 'rein oder soll er nich 'rein?“ drängte Anna.

Er soll! Als Konsti diese Entscheidung traf, athmete Sascha tief auf.

„Ich werde mich ganz schnell umziehen,“ versicherte sie. „Dann komme ich auch noch ein wenig.“

„Nicht nöthig. Es ist ja nur ein Studirender von der Akademie.“

„Nur? . . . Hm, kann er denn 'was?“

„Vielleicht später 'mal. Jetzt ist er doch noch Lehrling.“

„Lehrling ist gut!“ lachte der kleine Neapolitaner mit hochrothen Wangen. Darauf empfahl er sich.

2.

„Friedrich Liddemann, Studirender der königlichen Akademie der bildenden Künste!“ stellte sich der Eintretende dem Meister vor. Es war ein blasser, junger Mann mit dunkelblondem Kraushaar und braunen, ehrlich in die Welt blickenden Augen.

„Meiner Seel, Liddemann, ich hätte Sie wahrhaftig nicht mehr erkannt. Wie geht's Ihnen? . . . Oh, Flor am Arme — Sie haben Trauer?“

Der angehende Maler blickte zu Boden. „Meine Mutter — im Sommer war's. Ja, böse Zeiten liegen hinter mir. Ich glaube es wohl, daß ich mich recht, recht sehr verändert habe.“

Konsti erinnerte sich des „lustigen Friedels“ — wie er auf allen kostümfesten der Akademiker, an jeder Kneiptafel und auf allen Sommerfesten genannt worden war — noch von früher her. Das Roth seiner Wangen hatte einer durchsichtigen Blässe Platz gemacht. Friedel war in den paar Monaten gekelter, reifer geworden.

„Armer Bursche!“ sagte der Meister. Dann klopfte er ihm auf die Schulter und fügte in etwas polterndem Tone hinzu: „Aber immer Kopf oben behalten! Es ist das Gesetz der Natur, daß die Kinder den Eltern in die Grube nachschauen. Und glücklich der, dem in unserer Kunst eine Trösterin beschieden ward.“

„Ach ja, Meister,“ versetzte Friedel mit gedrückter Stimme, „die Arbeit war auch das Einzige, was mich aufrecht hielt. Und ich kann wohl sagen, daß mir in diesen Monaten zum ersten Mal das Heilige unserer Kunst nahe getreten ist. War's doch auch ein Werk der Pietät, an dem ich arbeitete, — das Bild meiner Mutter.“

„Das Bild Ihrer Mutter! . . . Liddemann — das Bild seiner Mutter — hm hm — hören Sie, ich glaube . . .“

Meister Florian strich nachdenklich über seine Stirn.

„Es ist kein Portrait,“ nahm der junge Maler wieder auf. „Ich malte sie in ganzer Figur — am Fenster im Erkerstübchen, auf dem Lehnstuhl. Da saß sie in den letzten Jahren immer, wenn die täglichen Geschäfte in unserer kleinen Wirtschaft erledigt waren. Dann klapperten die Nadeln in ihren Händen, sie plauderte mit mir und sah durch die kleinen Scheiben über das Vorgärtchen hinweg den Spaziergängern nach. Ach, so ein tiefer Friede lag über ihrem Antlitz! Mir stand das Bild der Mutter so lebhaft vor Augen, daß ich zu ihr sprach, als sähe sie noch auf ihrem Lehnstuhl, so oft ich mit meiner Staffelei an's Fenster rückte. Denn

ich wollte Alles auf der Leinwand wiedergeben, was ihr im Leben theuer gewesen war: die Blumen auf dem Sims, den Hans im Vogelbauer, die sauberen Gardinen, den weißgeputzten Estrich . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach Konsti kopfnickend, „durch's Fenster blickt man in das Vorgärtchen, da steht die Fliederlaube und der grün angestrichene Gartenzaun . . . und über den weißen Scheitel der freundlichen Alten ergießt sich das friedliche, ruhige Licht eines Frühlingsabends. Nicht wahr, ich hab's im Kopf behalten? . . . Also das stammt von Ihrer Hand — schau, schau!“

„Wie, Meister, Sie erinnern sich — Sie haben das Bild gesehen?“

„Unter den anderen Arbeiten im großen Saal der Akademie. Sie haben's der Jury vorgelegt.“

„Ja, und ich gestehe offen — erst nach langem Kampf. Erst kam mir's wie eine Entweihung vor. Aber dann rief wieder eine innere Stimme in mir: Du handelst im Sinn der Mutter, wenn Du der Welt zeigst, was Du kannst. Sie hat nämlich große Stücke auf mich gehalten, die gute Alte.“ Friedel lächelte wehmüthig.

Meister Florian machte einen Gang durch's Zimmer.

„Sie hat Recht gehabt, Ihre Mutter, lieber Liddemann.“

Mehr sagte Konsti nicht. Doch insgeheim erinnerte er sich des Urtheils, das er kurz zuvor — auf Saschas Nachfrage — über den jungen Maler abgegeben hatte. Er mußte unwillkürlich lächeln. Der Lehrling Liddemann war in seinen Augen mindestens zum Gesellen emporgerückt.

„Was meinen Sie wohl, wenn plötzlich so ein großes, dickverriegeltes Convert, dessen Adresse, echt akademisch, noch mit der Federpose geschrieben ist, an Sie gelangte, he? Es fällt ja wohl dieser Tage der Ausspruch der Preisrichter.“

Friedels Wangen begannen sich zu färben.

„Na, ich wünsche es Ihnen von Herzen! . . . Nun jagen Sie mir aber, lieber Freund, womit kann ich Ihnen heute dienen?“

Diese Frage brachte den jungen Mann ganz außer Fassung. Er hatte sich auf dem weiten Weg hierher — von Berlin O. bis in die Hardenberg-Straße am Zoologischen Garten — einen sehr hübschen Eingangssatz ausgearbeitet. Da sich der Besuch aber so ganz anders gestaltet hatte, erschien ihm die künstliche Construction, mittelst deren er sich einen Vorwand für seinen Besuch zurechtgelegt, zu phrasenhaft und unehrlieh. In seiner Verwirrung stotterte er: „Ich — ich wollte eigentlich . . . gar Nichts, nur, weil Sie mir erlaubt hatten und dann . . .“ Friedel schluckte ein paar Mal und plaperte endlich heraus: „Und dann hab' ich auch im März auf dem Rosenfest in Schiras' in der Philharmonie mit Ihrem Fräulein Tochter ein . . . ein Viel Liebchen gegessen.“

Konsti lachte herzlich auf. Die Verlegenheit des jungen Mannes belustigte ihn. „Ei, sieh einmal an, also solcher Ehrensoldaten erinnern Sie sich doch noch?“

Der Meister bemerkte, daß Friedel plötzlich das von ihm heute vollendete Bild mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. Besonders der Fischernetze schien seine Bewunderung herauszufordern.

„Das ist ja Fräulein Sascha . . . ich wollte sagen, Ihr Fräulein Tochter!“ rief Friedel überrascht aus. Dann betrachtete er das Gemälde eine Weile mit sprachlosem Staunen, trat zurück, wieder vor und zur Seite. Endlich sah er den Meister strahlenden Blicks an und sagte tief aufathmend: „Schön . . . schön, bei Gott!“

Gerade, als der junge Maler das von dem Viel Liebchen gesagt hatte, war eine Dame von stattlicher Erscheinung, kostbar und mit gewähltem Geschmack gekleidet, in's Atelier eingetreten. Es war Frau Susanna, Meister Florians Gemahlin, eine geborene von Schierstädt. Sie blieb bei der Begrüßung des jungen Mannes kühl bis an's Herz hinan. Denn einmal war ein Maler, der nicht sehr viel Geld verdiente, in ihren Augen überhaupt eine Null, und dann hatte sie auch mit ihrer Sascha weit höhere Pläne.

Verschüchtert blickte Friedel einige Male nach der Thüre, in der Erwartung, daß sich vielleicht auch das gnädige Fräulein blicken lassen werde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Es entwickelte sich ein Gespräch über Konstis Gemälde. Liddemann fragte an, ob die Strandscene in öffentlicher Ausstellung erscheinen werde.

„Bei Griesinger & Co., in dem neuen großen Kunstverlag, wurde neulich sehr darüber geklagt, daß Ihre neueren Arbeiten so wenig bekannt würden. Griesinger sagte, mit einem Konsti sei doch mehr zu machen. Wenn Sie sich entschließen könnten, nur ein einziges Mal Ihrem Kunsthändler untreu zu werden und sich anderen Händen anzuvertrauen, — er selbst würde gern das Doppelte und Dreifache geben.“

Frau Susanna blickte den jungen Mann näher und



freundlicher an. Er fing an, sie zu interessieren. „Hörst Du, Florian?“ fragte sie darauf ihren Gatten in sehr energischem Tone.

Konski zuckte kaum die Achsel.

Die gnädige Frau klopfte nervös mit dem Fuß auf's Parquet. Florian war ja gewiß ein herzenguter, talentvoller und auch kluger Mann, aber in Geldsachen so ungeschickt, wie — nun, wie eben nur ein Künstler!

Aber so durfte das nicht weitergehen. Eben lehrte sie wieder einmal von einem jener unangenehmen Gänge zurück, die bei dem Drängen der zahlreichen Gläubiger in der letzten Zeit immer häufiger nöthig wurden. Frau Susanna hatte es satt, wieder und wieder zu verfrösten, um Stundung zu bitten u. s. w. u. s. w., . . . es war wirklich unerträglich!

„Mein lieber Herr Viddemann,“ redete sie herablassend den jungen Maler an, „sagen Sie doch gelegentlich diesem — hm — Griefinger, nicht wahr? — er solle getrost mal herkommen und sich das Ding ansehen. Konski werde schon mit sich reden lassen.“

„Unfinn!“ brauste der Maler auf. „Davon verstehtst Du Nichts, liebe Susanna. Ich bin bereits contractlich gebunden. Das Bild gehört Saladin.“

Die Gnädige warf den Kopf in den Nacken und machte einen sehr rüstigen Spaziergang durch das Atelier, dabei mit den zierlichen Lackschuhen mehr Geräusch als nöthig verursachend. Auf ihrer Wanderung kam sie an dem in Rede stehenden Bild vorüber. Sie blickte es anfangs grollend an. „Zammerschade!“ sagte sie kopfschüttelnd. „Denn es ist wirklich niedlich, das Bild. Großartig!“

Plötzlich stand Frau Susanna vor dem roth werdenden Friedel. Sie bemühte sich, der Angelegenheit ein scherzhaftes Gepräge zu verleihen.

„Sie sollen mein Bundesgenosse werden, lieber Herr Viddemann. Dieser widerpenstige Florian Konski muß ein reicher Mann werden — so sehr er sich sträubt.“

Friedel blickte geschmeichelt lächelnd bald die gnädige Frau, bald den Meister an, der misanthropisch am Rauchtisch stand und ein Streichholz nach dem anderen anzündete, ausblies und mit verschwenderischem Kraftaufwand hinter den Ofen warf.

„Man will doch wissen, wofür man arbeitet,“ nahm Frau Konski wieder auf.

Friedel fand das ganz in der Ordnung.

„Und dann kommt mir's auch darauf an, daß die Arbeiten meines Mannes wieder mehr besprochen werden. Was nützt es mir, wenn uns der Herr Banquier Strauß oder der Fürst Protowitz sofort von der Stafefeile wegkauft und uns in seiner Galerie aufhängt, . . . wir wollen uns auch den breiteren Schichten des Volkes zugänglich machen. Der Pöbel soll auch Etwas davon haben.“ Frau Susanna athmete tief auf. Das mit den breiteren Schichten des Volkes war ihr famos gelungen. „Wenn Sie mir also einen Gefallen thun wollen, lieber Herr Viddemann, so sagen Sie Griefinger, hier stehe ein neuer Konski, er solle sich beeilen.“

Meister Florian fuhr ärgerlich in die Höhe. „Er wird sich einen Korb holen, der Herr Griefinger & Co., verlaß Dich darauf.“

„Er wird sich keinen Korb holen!“ versicherte Frau Susanna mit einem leisen Beben der Stimme, während sie ihrem Gatten einen Blick von durchbohrender Lebenswürdigkeit zuwarf.

Konski fügte sich — vorläufig. Der junge Sachgenosse brauchte ja nicht Zeuge eines ehelichen Austrittes zu werden. Es lag ein Gewitter in der Luft.

Friedel hielt den Augenblick für geeignet, sich zu empfehlen.

„Wir sehen Sie doch bald wieder bei uns?“ fragte Frau Susanna. „Ich habe mich sehr gefreut. Diensttags und Freitags empfangen ich zum Thee. Meinen Töchtern sind Sie vorgestellt, nicht wahr?“

„O gewiß,“ stammelte Friedel, „beiden. Auf dem Rosenfest in der Philharmonie. Das war zu entzückend.“

„Ja, ganz famos. Also auf Wiedersehen.“

„Und bitte, empfehlen Sie mich dem gnädigen Fräulein — beiden, bitte,“ wagte Friedel schüchtern hinzuzufügen, während er sich vorsichtig zwischen den tausend kleinen Gegenständen, die ihm den Weg nach der Thür versperrten, durchwand.

3.

„Das ist ein netter junger Mann!“ sagte Frau Susanna, nachdem sich die Thüre hinter dem Besuch geschlossen.

Konski hörte nicht; er hatte sämtliche Streichhölzer unbrauchbar gemacht und ließ jetzt seine Zerstückelung an der Schachtel aus, die er in hundert Splinter zerlegte.

Die Gattin rüstete sich zum Kampf. Sie trählerte vor sich hin. Das war stets ein böses Zeichen.

„Tralalala . . . hinhuh . . . tatimtarata.“ Es lag eine erzwungene Glückseligkeit in den paar Tönen. Und dazu setzte Frau Susanna eine Miene auf . . . armer Florian! Die ungnädige Dame begab sich an's Fenster und begleitete ihren Schlachtgesang durch ein nervöses Trommeln an die Scheiben. Dann verstummte die Melodie. Eine bange Schwüle trat ein — die Ruhe vor dem Sturm.

„Florian!“ unterbrach die Gattin endlich die herrschende Stille in einem zuderjühen Tone.

Der Meister blickte seine Frau mit ironischer Zärtlichkeit an. „Du bestichst, mein Täubchen?“

„Kenne mich nicht Täubchen!“ brauste Frau Susanna auf.

Es hatte in ihren Mienen schon lange gewetterleuchtet. Mit diesem kurzen Ausruf schlug es zum ersten Mal ein. Noch war es ein kalter Strahl. Aber warte nur, Florian, der nächste Blitz zündet! Die Gattin hatte nämlich eine furchtbare Waffe versteckt gehalten, zu der sie jetzt ihre Zuflucht nahm: Sie brauchte Geld!

Konski ward unruhig.

Geld! — ein entzückliches Thema. Gewiß, es war ja notwendig, aber doch nur ein nothwendiges Uebel. Und sie brauchte wirklich ein bißchen Viel, die gute Frau Susanna. Allein die Schneider- und Putzmacherinnen-Rechnungen vom vorigen Winter! Dann die Unsummen für die fertig bezogenen Diners und Soupers von Huster. Der Bälle, Schlitten- und Wagen-Partien gar nicht zu gedenken. Woher sollten denn die Mittel kommen?

Frau Susanna hatte mit wogendem Busen dagestanden. Wenn sich der Gatte mit all seinen Vorwürfen ausgegeben hatte, kam sie erst an die Reihe. Ausreden lassen — das war ihre Taktik. Sie verschob ihr Pulver nicht zwischenhinein durch Mandglossen und Nebensächlichkeiten. Schließlich behielt sie doch das letzte Wort.

Jetzt ließ Frau Susanna das schwere Geschütz aufahren.

Der gute, leichtsinnige Florian hatte nämlich in den ersten Jahren der Ehe, als er noch nicht so Viel verdiente, um einen glänzenden Haushalt führen zu können, das bescheidene Vermögen seiner Frau durchgebracht, gründlich, mit einem Talent, als ob nicht seine Gattin, sondern er selbst ein Ablömmeling der Schierstädt gewesen wäre. Denn bei diesen war das von jeher so Brauch gewesen. Das lag im Blute. Man konnte darin eine Abart Ibsenscher Vererbungs-Theorie erkennen.

Durch eine mahnende Erinnerung an die längst vergangene Wirtschaftskunde Florians erreichte sonst Frau Susanna Alles. Nur heute nicht. So griff sie denn zu einem letzten Mittel: Die Zukunft der Kinder stand auf dem Spiel, wenn sich Florian abermals von diesem Saladin überdölpeln ließ.

Für Kora hatte sich eine prächtige Partie gefunden. Frau Susanna blinzelte zu ihrem Gatten hinüber. Der wußte noch von Nichts.

„Für Kora, Florian! . . . Ein reicher, sehr reicher junger Mann, hübsch, flott, den Kora mag.“

„Hm — aber daß ich erst jetzt davon Etwas . . .“

„Nicht wahr, Männchen, und Du wirst dem Glück Deiner Tochter nicht im Wege sein? Ich meine, Du wirst uns doch jetzt endlich aus diesen entzücklichen Calamitäten herausreißen. Denk nur: ein Freier kommt in's Haus — und wir haben kein Geld!“

Florian zuckte mit den Achseln. Diesmal ging's wirklich nicht — beim besten Willen nicht. „Wenn dieser nichtswürdige Saladin erführe, daß ich das Bild anderweit verkaufe, — er stürzt uns Alle in's Unglück.“

„Aber was liegt denn nur vor — mit diesem unheimlichen Menschen?“

Florian beichtete. „Kannst Du Dich erinnern, Susanna, damals — am Starnberger See, als ich auf ein paar Tage fortreisen mußte? Damals habe ich mir von Saladin ein paar tausend Mark gepumpt. Seit der Zeit bin ich ihm mit Leib und Seele verschrieben.“

„Wie konntest Du nur . . .?“

„Hätte er mir nicht ausgeholfen, so säßen wir noch heute am Starnberger See und ernährten uns von Forellen und frischen Molken. Der schlaue Fuchs ließ mich einen Contract unterschreiben — einen Contract . . . na!“

„Aber so bedenke doch . . . unsere Kora ist ganz fabelhaft in ihn verliebt!“

Konski seufzte. „Unser Prinzgehen!“ sagte er fast gerührt.

„Er ist Berg-Assessor und denk' nur: Premier-Lieutenant der Reserve im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment.“

„Donnerwetter!“ meinte der Meister. „Aber wo und wie ist denn Das vor sich gegangen? Er hat sich Dir bereits anvertraut?“

„Gewiß. Am Achensee war's. Er hätte sich auch

zu Dir ausgesprochen, aber Kora wollte keine Verlobung in der Sommerfrische. Er kommt demnächst nach Berlin. Dann will er mit Dir reden. Du hast also wirklich Nichts gemerkt?“

„Nein. Ich war ja den ganzen Tag mit meinen Skizzen beschäftigt.“

„Und erinnerst Dich auch nicht mehr an ihn? Der hübsche, gewandte junge Mann mit dem dunkeln Haar und dem flotten Schnurrbartchen?“

„Ach, Einer sieht ja aus wie der Andere. Und bei meinem schlechten Gedächtniß — dunkel, vielleicht, das ist möglich.“

„Richard Luge, der Sohn reicher Eltern. Das heißt, seine Mutter ist todt.“

„Luge?“

„Ja. Sein Vater lebt übrigens in Berlin. Er wohnt in der Regentenstraße.“

„In der Regentenstraße?“ rief der Meister. „Was ist er denn — sein Vater?“

„Weiß wirklich nicht. Aber reich soll er sein. Und mehr kann man ja von einem Schwiegervater nicht verlangen.“

Florian wurde ganz heiß. „Hat sich denn der Herr gar nicht näher über seinen Vater ausgesprochen?“

„Nein. Das ist auch das Einzige, was mir nicht gefällt an der Geschichte. Die Beiden verkehren gar nicht mit einander.“

Der Maler stürmte nach einer Ecke des Ateliers. Auf einem kleinen Büchertisch lag das Adress-Buch. Florian blätterte eine Weile in dem dickeibigen Band. Endlich lachte er höhnisch auf.

„Es giebt nur Einen dieses Namens in der Regentenstraße. Weißt Du, wer Koras Schwiegervater werden soll?“

„Nun?“

„Saladin Luge — mein Bilder-Corjar!“

Frau Susanna starrte ihren Gatten verblüfft an. „Das ist ja niedlich!“ sagte sie dann.

4.

Die Wenigsten, die in Konskis Hause verkehrten, hatten eine Ahnung von den unerquidlichen wirtschaftlichen Verhältnissen.

Man aß und trank gut bei den gastfreundlichen Leuten, die Wohnung war mit vornehmem, künstlerischen Geschmack ausgestattet, die Damen trugen glänzende Toiletten, die Familie begab sich im Sommer auf Reisen und nahm im Winter an allen kostspieligen Vergnügungen Theil.

Meister Florian galt für einen Glückspilz. Sein Talent ward allgemein anerkannt. Man flüsterte sich hohe Zahlen zu, wenn über den Kaufpreis eines neuen Werkes von seiner Hand gesprochen wurde. Und dann war er ja auch wirklich fleißig. Es konnte ihm also gar nicht fehlen.

Zu früher allerdings nicht. Hätte der Meister nur ein bißchen rechnen können, so wäre er ein reicher oder doch vermöglicher Mann geworden. Aber er war eine jener seltenen, naiv-leichtsinnigen Künstler-Naturen, die von dem Werth des Geldes nicht die geringste Ahnung haben. Was da war, wurde verbraucht — und wenn Nichts da war, so wurde geborgt.

Ein Heidegeld ging bei den Konskis drauf. Meister Florian hatte sich trotz seiner göttlichen Verachtung des Mammons allmählig ein ganz anerkanntes Talent im Vorgen aneignen müssen, der Noth gehorchend.

So gerieth er auch in Saladins Hände.

Der Verkehr mit dem Kunsthändler war dem Meister bequemer. Er erhielt freilich viel geringere Honorare von ihm, als von Privatkäufern, schätzte aber an Saladin die Eigenschaft schnellerer Bezahlung. Heute hatte Florian den letzten Pinselstrich an einem Werk gethan — morgen war er im Besitz der Kaufsumme. Und noch einen andern prächtigen Charakterzug besaß Onkel Saladin . . . er gab Vorschuß! Der Kunsthändler, der übrigens auch mit anderen großen Meistern in dieser Weise „arbeitete“, war so zu einer sicheren, scheinbar nie versiegenden Geldquelle für Florian Konski geworden.

Darin lag eine große Gefahr.

Der Meister gerieth völlig in die Hände des Bilder-Corjars. Der Vorschuß wuchs zu erschrecklicher Höhe an. Florian dachte manchmal mit geheimem Grauen an's Rückzahlen; aber immer seltener.

Seine Familie erfuhr erst sehr spät von dem Compagnie-Verhältniß. Und da konnte er überhaupt nicht mehr zurück.

Gelegentlich hatte der Meister schüchtern geäußert, man müsse sich einschränken, es werde zu viel Geld ausgegeben. Das erregte einen großen Sturm. Die Damen bewiesen dem Hausherrn, daß man nicht ein-



facher leben könne, als es bereits geschehe. Als Florian, durch die Geldverlegenheiten gedrückt, ernster wurde und einmal gehörig loswetterte, erreichte er Nichts als Thränen. Gattin und Töchter zeigten sich in seltener Einmüthigkeit gekränkt, und der Meister kam sich wie ein augenrollender Hausknecht vor.

Die Folge war, daß man acht Tage später eine große Erholungs-Reise antrat.

Mitten im Sommer, als man sich im bayrischen Hochgebirge den Schönheiten der Natur hingab, ward die Künstler-Familie von einer Geldverlegenheit überrascht, die alles bisher Dagewesene übertraf.

Konsti schlug sich vor die Stirn: es hatte ja so kommen müssen!

An einem der schönen Sommerabende, während sich Nora und Sascha in einer kleinen Gondel auf dem Staraberger See schaukelten, offenbarte Florian der entsetzten Gattin seine Lage. Frau Susanna war außer sich. Der unglückliche Maler sah sich von tausend Vorwürfen überhäuft. Das Gelungenste war, daß seine Gattin ihn des bodenlosen Leichtsinns bezichtigte. Konsti wurde die Unterhaltung um so ungemüthlicher, als Frau Susanna zum Ueberflus auch die alte Verschwendungs-Geschichte aus den ersten Jahren der Ehe wieder auführte. Um den Vorwürfen zu entfliehen, beging Florian den dümmsten Streich seines Lebens. Er unterzeichnete einen Contract, in dem er sich verpflichtete, alle seine Arbeiten der nächsten drei Jahre Saladin Lupe zu überlassen. Ein Absatz in dem Vertrag ordnete auch die Rückzahlung des bereits geleisteten Vorschusses. In seinem Leichtsinne beachtete Konsti den Passus nicht. Er war froh, von dem Bilder-Corjaren, der seine augenblickliche Nothlage ausnützte, die dringend erforderliche Summe zu erhalten.

Die volle Wahrheit wagte Konsti seiner Gattin aber auch jetzt nicht einzugestehen. Er hatte sich nämlich dazu verstehen müssen, die Rückzahlung dieses letzten großen Darlehens durch Wechsel sicher zu stellen.

Seitdem lebte der Maler in beständiger Furcht. Am meisten zitterte er vor den Vorwürfen, die ihm Susanna bereiten würde. Auf der Sommerreise arbeitete er unablässig an seinen Skizzen. Sobald man in Berlin anlangte, machte er sich an die Ausführung. Jetzt galt es, besonders fleißig zu sein, um die drohende Gefahr abzuwenden. Die Wechselschuld spulte unablässig in seinem Hirn.

Zum Glück gestattete Konsti sein leichtlebiger Naturell, wenigstens während der Arbeit der Sorgen zu vergessen. Er arbeitete als wirklicher Künstler, nicht Gewinnes wegen, sondern aus Freude am Schaffen.

Für Frau Susanna und deren Töchter gab es keine bange Stunde. Man amüßte sich, kaufte und — machte Schulden nach wie vor. Florian besaß nicht den Muth, energisch Einhalt zu gebieten. Er hatte eben selbst kein reines Gewissen. Wenn die großen Cartons der Mode-Bazare durch die Entrée-Thüre schwankten, so fraute er sich zwar hinter den Ohren und sagte schüchtern: „Aber Kinder!“ — sobald sich ihm jedoch feine Damen in ihren neuen, mit künstlerischem Geschmack gewählten Toiletten vorstellten, so verschwand die letzte Unmuthsfalte von seiner Stirn. Dann gab es für ihn keine Zahlen mehr; Florian lächelte geschmeichelt. Ja, er gerieth sogar in ein ganz ehrliches Staunen, wenn ihm mitgetheilt wurde, wie billig man den neuen seidnen Umhang für Mama, die Promenaden-Kostüme für die Töchter, und nun gar die Hüte, diese Meistererschöpfungen der Putzmacherei, erstanden hatte!

Eine dunkle Ahnung sagte es freilich selbst der leichtsinnigen Künstlers-Gattin, daß die zu schwindelnder Höhe angewachsene Schuldenlast endlich einmal abgetragen werden müsse. Doch immer wieder wußte sie sich zu trösten.

Vorworauf rechnete man eigentlich? ... Frau Susanna wußte es nicht, die junge Welt auch nicht — und Papa Florian ebenfalls nicht. Denn daß er für seine Strand-Szene nur soviel bekam, um gerade die Wechselschuld tilgen zu können, wagte er den Seinigen nicht einzugestehen.

Seit dem Tage, da Liddemann bei ihm erschienen war, ließ ihm seine Frau keine Ruhe mehr. Konsti war schon ganz nervös geworden. Eine stete Unruhe quälte ihn.

Ob er mit Griesinger & Co. in Verbindung treten sollte? Die Leute schienen gut zu zahlen. Er konnte von dem Honorar den Wechsel einlösen, und es blieb dann noch immer genug übrig, um bis zum neuen Jahre auszukommen. Bis dahin aber war eine neue Arbeit fertig, die Saladin dann ...

Doch was für eine Idee! Das war ja Contractbruch, mehr als das, das war — Pfui! Konsti schüttelte den Gedanken von sich ab und verbot seiner Frau darüber zu reden.

Aber bald beschäftigte ihn der Plan wieder. Verdiente Saladin denn wirklich, daß man ehrlich an ihm handelte? War der Bilderhändler denn nicht ein Vampyr, ein Beutelschneider, der sich die Noth eines Künstlers in der frivolsten Weise zu Nutz machte? Ah pah, — einen Kerl wie Saladin über's Ohr zu hauen, das war sogar ein gutes Werk. Man mußte ein bißchen Vorsehung spielen — die abscheuliche, sündhafte Geldgier, den schmählichen Eigennutz bestrafen!

Die einzige Gefahr war die, daß der ... hm, Florian mochte es nicht aussprechen, ... na, der ... Schwindel entdeckt würde. Denn er mußte doch die Strand-Szene für ein früheres Opus ausgeben.

Und was bekam Saladin statt dessen? Konsti ließ seine Blicke durch's Atelier schweifen. Eine Unmenge Skizzen bedeckte die Wände. Einzelne Entwürfe waren schon weiter ausgeführt. Da, der Studienkopf z. B. Aber nein, das genügte nicht. Saladin erwartete mehr. So'n Ignorant. Als ob's auf die Größe ankäme. Aber ein Bilderhändler zahlt ja nach dem Quadrat. Zum Kukul, man ist doch kein Anstreicher! — Und wenn ihm der Studienkopf nicht paßt, dann soll sich der Herr Saladin zum Teufel scheeren — mitsammt seinem famosen Contract!

Florian Konsti nahm sein Spazierstöckchen, setzte seinen Calabrese auf und ging über die Straße nach dem Droschken-Halteplatz.

Bald darauf fuhr er bei Griesinger & Co. vor. Herr Griesinger war nicht zu Hause. Aber der Herr Co. Es war ein kleines Männchen mit gelblicher Gesichtsfarbe und wasserblauen Augen. Er trug einen Maler-Schlips.

„Wenn Sie das Ding haben wollen — dann hüpfen Sie 'mal bei mir mit 'ran!“ sagte Konsti recht jovial. „'s ist zwar 'ne ältere Arbeit, aber nicht ohne. Na, Sie werden's ja selbst beaugenscheinigen.“

Konsti behandelte den Co. wie einen guten alten Kneipgenossen, mit dem man nicht viel Umstände macht. Dem Co. behagte das.

Die Männer schüttelten einander zum Abschied die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Den treuen Wirth vom Sand.  
Dann soll dös Spiel a Peispiel geb'n,  
Wenn's wieder a mol sollt' sein,  
Dah d' Zungen grad so fesselese,  
Dia d' Alten Anno neun!  
Und endl: dah durch Verg und Thal  
Von Meran aus schallen soll:  
Für Gott, für unser Kaiserhaus  
Und für das Land Tirol!  
Jaht wist's es! Thiat's es freundli nehman  
Und, wenn's Ent g'fällt, sein wiederkemman.  
P'häat Gott!

Ein „lebfrisches Diend!“ ist es, das bei Beginn jeder Vorstellung diesen kleinen Prolog spricht. Und der Bunsdi, der in demselben enthalten ist, er hat sich erfüllt. Meran ist durch die Volksschauspiele ein Wallfahrtsort geworden. Aus dem ganzen Lande, aus allen Städten, Flecken und Dörfern kommen die Leute, um die Bilder zu schauen aus den ruhreichen Tagen von 1809. Selbst den Bergbauern, den Einbüßler, welcher im Winter eingeschneit, oft viele Wochen von jedem Verkehr abgeschnitten leben muß, loden die Hoferspiele nach Meran, und da sitzen dann die Knechte und Mägde auf dem großen Herd in der Küche, um das prasselnde Feuer, und der Bauer bemüht sich, seinen Leuten aus dem Zerbruche die schönsten Stellen vorzulesen. „Gweint hab i,“ so sagt er, „gweint hab i; aber gleich ist mir's gweist und nit g'schamt hab i mi, schon gar nit!“ Wenn Hofer und seine Thaten vergehen würden im Lande, durch die Volksschauspiele würde die Erinnerung neu aufgefrißt, und: „Mit Gott, für unser Kaiserhaus und für das Land Tirol!“ so halt es in allen Herzen wieder.

Da und dort hört man wohl: Es mag keine leichte Aufgabe gewesen sein, eine solche Masse von bühnenunkundigen Leuten zu einer so gerundeten Vorstellung abzurichten. Das ist ein Geheimniß, welches ich gerne verrathen will. Die dreihundert und mehr Personen, die in der Vorstellung auftreten, haben, bis auf die Hauptdarsteller, kaum das Bewußtsein, daß sie Komödie spielen. Sie leben sich in die Handlung hinein, sie gerathen in einen Feuereifer, daß es der festen Hand des Inspectanten bedarf, um die Leitung der Massen nicht zu verlieren. Man hat Oberammergau mit Meran verglichen. Das war ungerecht nach beiden Seiten hin. In Oberammergau ist jedes Bild, jede Massenscene aus künstlerischem Studium hervorgegangen, während in den Meraner Volksschauspielen der Bauer einen Bauern darstellt, jedes Bild, jede Massenscene nur ein jeder Wurf augenblicklicher Eingebung ist. Die Darsteller treten nicht in ungewohnter Gewandung auf, denn die schöne Nationaltracht hat sich in Meran, Gott sei Dank, noch erhalten. Die Bühne ist ein Dorfplatz, und Dorfplätzen, ausgefattet mit allen Kleinigkeiten, Nichts ist vergehen. Ringsum schaut man die herrliche Umgebung Merans. In der Ebene die Obitanger, die Gebäude des Küchelberges mit den Weinpflanzungen; der Winkel, in dem das Dörschen Gratsch liegt, wo im Februar schon der Mandel- und Pirsichbaum blüht. Dann das stattliche Kirchdorf Agund, darüber die Töll mit der Römerbrücke, wo sich die Eisch über gewaltige Felsenmassen in die Ebene des Burggrafen-Amtes stürzt. Auf allen Höhen epheumspannende Burgen und mitten unter ihnen das alte Stammschloß von Tirol. Die Kastanienwäldchen verlaufen sich im Nadelholz, auf den abschüssigen Wiesen neben die Hütten der Bergbauern wie die Schwalbennester, darüberhin grüne Alpenmatten und endlich, hoch gen Himmel ragend, die richtigen Repräsentanten des Hochgebirges, die Zillthipe, die Rötbel, die hohe Wild, die Ruth u. s. w. Das ist der Schauplatz der Meraner Volksschauspiele, über welchen das Auge des Beschauers ungehindert schweifen kann, und wo sich der Darsteller heimisch fühlt.

Die Menschenmassen, die sich hier auf der Bühne bewegen, treten aus wirklichen Häusern auf. Hinter der Bühne ist ein großer, weiter Platz, wo sich die Darsteller während der Pausen aufhalten. In der Bewegung der Gruppen hinter der Bühne findet man kaum einen Unterschied von der Darstellung auf der Bühne. Die Leute gehen durch einander und sprechen ungezwungen, und wenn das erste Bild, ein Jahrmarkt auf einem Dorfe, beginnt, schieben sich diese Gruppen in ihrer Natürlichkeit hinein auf die Bühne. Die Leute scheinen es oft gar nicht zu bemerken. Sie feilschen und handeln bei den Ständen, sie besichtigen und schäpen das aufgestellte Marktvieh, sie verladen Wein, begrüßen Bekannte und Freunde, trinken beim Wirth ihren Krug Wein, als wären sie thatsächlich auf einem Markt. Und wenn dann die Reibungen zwischen den sich herumtreibenden, feindlichen Soldaten beginnen, wie regen Antheil nehmen Alle an der Handlung, wie freuen sie sich, daß die angesehenen Großbauern erzählen, Hofer sei in Wien beim Kaiser, und bald werde man losgeschlagen. Zum Schluß dieser Scene klingt die Ave-Maria-Glocke vom Thurme, Alles sinkt in die Knie, und ich bin fest überzeugt, gar mancher Darsteller betet ernstlich aus tiefstem Herzen. Die Mitte der Bühne bildet ein großes Bauernhaus, dessen vordere Wände verschoben werden können, so daß sich ein Bühnenraum wie bei gewöhnlichen Theatern bildet. Da zeigt sich das zweite Bild, die Berathung beim Sandwirth in Pässeier. Hofers Stube ist genau nachgebildet, und die angesehensten Männer Südtirols, welche das allgemeine Vertrauen zu Anführer bestimmt hat, sind mit Andreas Hofer zur Berathung zusammengetreten. Hofer entfaltet die alte Spingessersfahne, durch welche die Kugeln von 1791 gepfeifen, und ruft: „Auf denn, Mander, mit Gott, für Kaiser und Vaterland!“ Die Bühne schlief, sich und nun kommt der Auszug der Landstürmer. Das ist ein Jubel, der da losbricht, unbeschreiblich. Das Publicum möchte mitjauchzen, wie es die kampfeslustigen Männer zu Hunderten vorüberziehen sieht, Schwegler und Trommler und den Fahnen-schwinger an der Spitze.

Das dritte Bild zeigt Andreas Hofer in seiner Glanzperiode. Er ist Landes-Obercommandant von Tirol, und sein Kaiser ehrt ihn durch Uebersendung einer Gnadenkette. Wir sehen den schlichten Hofer, umgeben von seinem bäuerlichen Stabe, in den glänzenden Räumen der Innsbrucker



Rachbrud verboten.

Die Volksschauspiele in Meran.

Von Carl Wolf.

Grüß Gott!  
Dös ist da Gruaß im Land Tirol!

Er ist so freundli', klingt so wol,  
Und wo du gehst, hörst allebot:

Grüß Gott!

D'rum hob'n a d'Leut', die unser G'piel  
Da drinnen vorstell'n m'lass'n,  
Mi herg'schickt, nach Tirolerbrauch  
Ent, liebe G'hit', zu grüß'n!  
Und Moidele, hob'n's g'logt, pah an,  
Dös mußt d' in Sorans se'g'n:  
Nach großer Kunst und Moasterchaft,  
Da sollten s' nit viel fro'g'n.  
Wos dadran fahlt, sogt, bringt die Lieb  
Und unser guter Will'n:  
Den Zweck, den mir uns vorg'setzt hob'n,  
Nach Kräfte zu erfüll'n.  
Für's G'richt: Um uns'rer Vorsfahr'n Ruhm  
Zu eh'r'n für's ganze Land;  
Zu preisen a mit Wort und Bild





Der Beginn des Volksaufstandes.



Die Gefangennahme des Andreas Hofer.

Die Volksschauspiele in Meran.

Nach Photographieen des Hof-Photographen Bernhard Johannes in Meran.



Hofburg. Seine Freunde, der Major Sieberer und Eisensteden, überbringen ihm das kaiserliche Ehrengeschenk. Hofer aber will erst die kirchliche Weihe für dasselbe erlangen. Die nun folgende Kirchenfeier ist von großer Wirkung und findet darin einen wirksamen Abschluß, daß ein alter Landstürmer ein österreichisches Wappenbild aufgefunden hat, dem man mit hell ausbrechendem Jubel huldigt.

Aufregend ist das nun folgende Bild, denn es spielt auf historischem Boden: „Während der Schlacht auf dem Kückelberg.“ Die wehrhaften Männer sind fortgezogen, dem Feinde entgegen. Nur Greise, Weiber und Kinder sind zurückgeblieben. Französische und bayerische Truppen ziehen auf, in den Gehängen des Kückelberges beginnt die Schlacht. Kleingewehrfeuer und Kanonen auf den Höhen ringsum, Landsturm-Gruppen stürzen über die Bühne, die Weiber haben ihre Landsleute, Vermundete werden gebracht, der Darsteller ist begeistert, das Publicum vermeint einen wirklichen Kampf zu schauen, denn die Darstellung hat sich über die ganze Umgebung ausgebreitet. Und nun zum ersten Schluß. Leise, wie aus weiter Ferne hört man die Melodie: „Ade mein Land Tirol!“ die Mittelbühne öffnet sich, und man sieht das ergreifende Bild: Hofers Gefangenennahme bei der Pfandlerhütte.

Nur eine kurze Strecke braucht der Zuschauer hinaufzu steigen über den Kückelberg, und da schaut er drinnen im Passierthal die Pfandler Alpe.

Kaum hat sich die Mittelbühne geschlossen, füllen sich die Dorfassen mit jammernden Leuten. Hofer wird durchgeführt, als Gefangener auf seinem Transport nach Meran. Gefenken Hauptes geht er mitten in der starken Bedeckungs-Mannschaft. Sein Weib und der älteste Sohn, sowie Schwert, sein Schreiber, werden nachgebracht. Tiefe, ernste Stille auf der Bühne und im Zuschauerraum.

Nun öffnet sich wieder die Mittelbühne und man schaut die Schöngewirthe-Stube von Meran (heute Graf Meran). Hofer steht vor General Huard, aber nicht der gedrückte Gefangene, sondern der Held. Liebevoll hebt er sein Weib auf, welches vor dem General in die Knie gesunken ist, um das Leben ihres Mannes zu erbitten.

„Da ist nit die Zeit und der Ort zum Betteln und Bitten. Finster ist's geworden über unsre Berg. Die Zeit ist aber nimmer fern, da zieht der Doppeladler über das Land, und wir kehren wieder zurück zu Kaiser und Oesterreich.“

„Zu Mantua in Banden“ — tönt nun die Musik, und wir schauen Hofers letzten Gang in Mantua, die ergreifende Scene, wie der Held von Tirol Abschied nimmt von seinen Mitgefangenen.

Mit einer Apotheose des tirolischen Nationalhelden und den Klängen des Liedes: „Das ist mein Oesterreich!“ enden die Vorstellungen. Und wenn die Besucher wieder hineinwandern zur alten Landes-Hauptstadt Meran, dann zeigen die Einheimischen die Stellen, wo der Kampf am Kückelberg am heftigsten gewüthet, die mit weißen Scheiben auf den Felsen markirten Stellen, wo der Sittnerbauer mit seinem Knecht unter den feindlichen Augen gefallen, die Augespuren am Spagenthurm, das Kanader Haus, wo Hofer gefangen sah vor seiner Abführung nach Mantua u. s. w. Ich glaube, die Schlußworte des Prologs:

„Nagt wißt's es! Thiat's es freundi nehman,  
Und wein's Ent' g'halt, sein wiederferman“ —

sind nicht unsonst gesprochen.

Im März, wenn die Meraner Sonne den Frühling schon allenthalben geweckt, werden die Vorstellungen wieder aufgenommen, da werden nebst den neuen wohl auch viele alte Besucher der Meraner Volks-Schauspiele wiederkommen.

Nachdruck verboten.

### Neujahrs-Phantasie.

Gedicht von Frida Schanz.

Glockenstimmen dröhnen durch die Lande —  
Bleiche Blumen im ergrauten Haar,  
Wandermüd, im flatternden Gewande,  
Steht am Strom der Zeit das alte Jahr.

„Hol mich über, Fährmann! Hol mich über!  
Heim in's Dunkel ruft mich mein Geschick!“ —  
Welche Fahrt zum fernen Strand hinüber,  
Welch ein schwerer Abschieds-Augenblick!

Klagen tönen, heiße Thränen fließen:  
„Hoffnungs-Träume hab' ich angefaßt,  
Die der Welt beglückend Heil verhießen:  
Wenig, wenig hab ich nur gebracht.“

Was ich heißen wollte, schmerzt noch heute,  
Heut noch waltet Sorge, Noth und Leid,  
Und das Glück, das ich so selig freunte,  
Trägt den Dufthauch der Vergänglichkeit.

Die Erinnerung tausend stiller Schmerzen  
Nehm' ich in die Ewigkeit zurück.  
Noch dieselbe Sehnsucht quält die Herzen,  
Nirgends leuchtet ein vollkommnes Glück!“ —

Da, — ein Aushen, wie von Andersschlägen:  
Lange Wimpel flattern rosenroth,  
Und dem dunklen Trauerboot entgegen  
fliegt ein buntbefränktes Freudenboot.

Hell sein Bord von goldnem Zauberlichte,  
Und am Steuer lehndend, dufstumwält,  
Ungebuld im strahlenden Gesichte,  
Eine süße, selige Gestalt.

„Lang genug hat nun der Gram gedauert.“  
Singt und jauchzt sie, hell und frühlingklar.  
„Freut euch, freut euch, die ihr jagt und trauert.  
Ich bin da, das frohe junge Jahr!“

Seid gegrüßt im neuen Morgenrothe!  
Seht, von Gaben ist mein Schiffein schwer — — —  
Da begegnen sich die heiden Boote,  
Und es fliegen Grüße hin und her.

Ruhepunkt der Zeiten, Jahreswende!  
Aug in Auge blicken sich die Zwei.  
Traurig hebt das alte Jahr die Hände,  
Selig fliegt das werdende vorbei!

Landend streut es seinen Hoffnungssegen  
Rosendustend in die müde Welt.  
Alle Herzen fliegen ihm entgegen,  
Alle Seelenfenster sind erhellet.

Neue Träume, neue Seligkeiten,  
Tänchen auf und locken wunderbar. —  
Dräben, über'm dunkeln Strom der Seiten,  
Landet still das müde, alte Jahr.

Nachdruck verboten.

### Herrn Petermanns Sylvester.

Novellette von Manuel Schniger.

Herrn L. O. Petermann — er heißt, wie er jedesmal mit wehmüthigem Lächeln sagt, noch immer Ludwig Gotthold, wiewohl er sich seit dem Tode seines Weibes mit seinen Taufnamen nicht hat anrufen hören, es sei denn im Traume — Herrn L. O. Petermann hätte um diese Zeit und an diesem Tage Niemand in seiner Wohnung oben vermuthet, noch gesucht. Wer nur einigermaßen mit den Gepflogenheiten des kleinen, grauhäarigen Antiquars vertraut war, der mußte wissen, daß derselbe alljährlich, am Nachmittage des Sylvesters, in seinem engen, mit Büchern vollgestopften Laden sich aufhielt und, eifrig rechnend, über „Soll“ und „Haben“ zu Gerichte sah.

Dies that er auch heute und gewissenhaft wie stets. Es war kein Grund vorhanden, anders zu handeln.

Zu dem Raume noch es nach Staub und altem Papier, dazu viel lieblicher nach gebratenen Nepseln, deren einer auf dem eisernen Tische im Winkel oben zu singen anhub.

Von der etwas abseits gelegenen Straße kam das Geräusch vorüberrollender Wagen, aber dies störte Herrn Petermann nicht in der Arbeit, in welche er sich vertieft hatte.

Als er auf sah und den träumerischen Blick über die oberste Reihe des Bücherregals gleiten ließ, wo eine Anzahl mächtiger Pergament-Bände stand, hätte man wahrnehmen können, daß ein herzliches Ergötzen ihn erfüllte. Wenn heute noch Jemand eingetreten wäre, um eines dieser seltenen Bücher zu erhandeln, der Antiquar würde sicherlich unwirsch geworden sein; denn er hatte sie vergnügten Sinnes bereits unter die Bestände für das kommende Jahr aufgenommen und ihren hohen Werth in's „Haben“ gezeichnet, ganz genau so, wie er's eben seit länger als dreißig Jahreswenden gewohnt war.

Bis auf ein einziges Mal... das war vor 19 Jahren gewesen, um dieselbe Stunde, drei Uhr Nachmittags. Da war seine Magd schreckensbleich in den Laden gestürzt und hatte ihm das Rechnen und Zählen verleidet. Und einige Minuten später stand er vor einem Bette, worin Eine zu leben aufgehört und Eine zu leben anfing: Marie Louise, seine Tochter. Die Andere war sein Weib.

„So still ist sie gewesen,“ pflegte er dann zu sagen, „daß sie mich durch die acht Jahre unserer Ehe nur einmal in meiner Arbeit störte, als sie starb.“

Jedesmal, wenn er den Jahresabschluss zusammenstellte, mußte er jenes Sylvesters gedenken; aber trotz des Senzers, der sich dabei über seine Lippen stahl, kam ein leiser Schall über ihn, und immer wandelte ihn die Lust an, mitten unter seine kostbaren Bestände für das kommende Jahr unter das „Haben“ einzuzichnen: „Marie Louise“.

Freilich, so wie seine Frau gewesen, so war die nicht: still nämlich und gar so sinnig. Aber das Lachen war mit ihr in's Haus gekommen, in die drei Stuben des Herrn Petermann, der als Bierziger erst zum Vater geworden — und dann später ein frisches, reifolutes, jugendliches Regiment, gegen das der Alte nur mit heimlichem Schmunzeln sich aufzulehnen wagte.

Neben „Marie Louise“ hätte er gern noch einen Namen setzen mögen unter das Verzeichniß derer, die er liebte und behalten wollte, den Namen „Doctor Fritz Meinhold“.

Als dieser Gedanke ihm kam, lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sann vor sich hin.

„Hm,“ murmelte er, „schade... Ich hab's immer gedacht. Es schien mir, als ob sie sich mehr als gut wären... Marie und er... Wenn wir so hätten zusammenbleiben können, bis... Nun, nun,“ unterbrach er sich, „es ist Nichts... hätten freilich noch warten müssen, ohnedies... Hilfslehrer am Gymnasium ist er... sein Gehalt klein... sonst ein lieber, braver Junge... hm, schade...“

Einem Anderen als seinem Hausgenossen Doctor Fritz Meinhold, der sich vor zehn Jahren, als blutjunger Student, bei Petermanns eingemietet hatte, würde er seine Tochter nicht gegönnt haben.

„Wirklich schade,“ dachte er, „daß die Beiden sich jetzt nicht mehr so vertragen wie früher... solche zwei Menschen...“

Während der Antiquar in seinem Laden an seinen Träumen spannt, befanden sich die beiden jungen Leute oben im dritten

Stockwerke desselben Hauses, in der guten Stube der Petermann'schen Wohnung, und es hatte in der That den Anschein, als verträgen sie sich nicht sonderlich mit einander.

Marie Louise saß am Tische und arbeitete, ohne den eifrig auf sie einsprechenden Hilfslehrer anzublicken, krampfhaft an einer endlosen Häfelerei.

„Wie leid es mir thut, heute weggehen zu müssen, Fräulein Marie,“ sagte Meinhold mit seiner schönen Bariton-Stimme, „an Ihrem Geburtstag... Ich habe mir diesen Abend so schön gedacht, Fräulein Marie...“ fuhr er innig fort, „aber heute, gerade heute, konnte ich meinen Collegen nicht absagen. Sie wissen es ja, daß ich das immer gethan habe, seit einem Vierteljahr jeden Sonnabend, Fräulein Marie... Es ist ja so viel gemüthlicher hier, bei Ihnen... und wie gern bin ich zu Hause... Sie müssen mir glauben...“

Das hübsche, blonde Mädchen hob den Kopf und sah dem erregten jungen Manne, der unter ihrem Blicke erröthete, ein wenig boshaft in's Gesicht. Dann juckte sie die Achseln und vertiefte sich wiederum in ihre Arbeit.

„So sind Sie nun,“ sagte er, „anstatt mich zu bedauern, lachen Sie mich aus...“

Sie sah gar nicht darnach aus, als ob sie lachen wollte, im Gegentheil, sie kämpfte mit den Thränen.

„Gehen Sie doch,“ meinte sie schroff, „zu Ihren Collegen... in's Bierhaus... und... weil Sie es so wünschen, ich bedauere Sie, herzlich bedauere ich Sie...“

Sie stieß diese Worte hervor. Dabei überzog eine feine Röthe ihr Gesicht, und ihre tiefen, blauen Augen begannen zornig zu glimmen.

„Wenn ich nur wüßte,“ wandte er schüchtern ein, „wie ich Sie von der Nothwendigkeit überzeugen könnte, daß ich heute am Sylvester dieser Einladung folgen muß... Meine alten Freunde sind es, meine besten Freunde, und ich darf mich ihnen nicht entziehen... Sie machen ja schon Witze über mich und meine räthselhafte Zurückgezogenheit, nennen mich einen Streber, einen Dackmäuser... mich... ach, Fräulein Marie, die wissen doch nicht...“

Das Mädchen fiel ihm heftig in's Wort.

„So gehen Sie doch, Herr Doctor! Ich halte Sie nicht und will auch Ihren Collegen das Vergnügen nicht entziehen. Es thut mir überhaupt leid, daß ich Sie so oft zurückgehalten habe, diesen Einladungen zu folgen.“

Sie schien nach solchen Worten ihre ganze Aufmerksamkeit wiederum der Häfelarbeit zugewendet zu haben. Mit einer gewissen Leidenschaft zählte sie die Picots, die feinen Maschen und die Luftmaschen.

„Ich weiß ja,“ sagte er herzlich, „daß es stets zu meinem Besten war, Fräulein Marie... Nur zu gut kenne ich meinen Fehler, der Sie so bekümmert! Es ist wahr, wenn ich im Kreise meiner Collegen zwei, drei Glas Bier getrunken habe — es ist ja nicht viel, wahrhaftig nicht — dann erwacht in mir die häßliche Leidenschaft, allerlei Thörichthes und närrisches Zeug durch einander zu schwäpzen...“

„Zu lügen,“ fiel sie ein.

„Ja, ich will's nicht beschönigen... entsezlich zu lügen,“ gab er kleinlaut zu; „ich kann mich dann dessen nicht erwehren, Fräulein Marie... Es paßt mich förmlich an...“

„Und das macht eben Ihren Collegen so unfähliches Vergnügen,“ sagte Marie herb. „Und ich... ich soll den ganzen Abend hier sitzen mit dem qualenden Bewußtsein, daß man sich dort über Sie lustig macht, über Sie... gehen Sie doch, Herr Doctor...“

Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern sah das erregte Mädchen bittend an.

„Aber, Fräulein Marie...“

„Und dann, wenn Sie nach Hause kommen, hierher, dann lügen und schwäpzen Sie auch mir Etwas vor... machen sich auch vor mir lächerlich...“

„Ich weiß ja dies Alles,“ meinte er traurig. „Ich vertrage aber nicht Viel. Anderen thun zwei Glas Bier Nichts zu Leide, während sie mich zwingen, eine komische Rolle zu spielen...“

„Die zum Weinen ist...“

„... Ein Lügner zu sein, ich, der ich selbst Nichts so tief hasse wie die Lüge! Aber ich kann, ich darf heute nicht ausbleiben. Ich habe keine, nicht die geringste Entschuldigung. Wenn ich sagen wollte, daß ich arbeite, sie würden mir in's Gesicht lachen. Heute, am Sylvester, in den Wirten... Wenn ich,“ hier wurde sowohl Doctor Meinhold als auch Marie Louise jählings purpurn, „wenn ich, ja... verheirathet wäre...“

Die junge Dame schien diese Anspielung nicht zu verstehen. „Was Sie uns das letzte Mal in Ihrem schrecklichen Zustande vorgezwängt haben,“ sagte sie.

„Vor drei Monaten...“

„Ich schäme mich heute noch, wenn ich daran denke,“ fuhr sie heftig fort. „Als mein guter armer Vater mich damals fragte, was das dumme Zeug bedeute, das Sie erzählt hatten... davon, daß Sie von einem Schornsteinfeger das Kammblafen lernen müßten, um Ihr Lehrer-Examen bestehen zu können... und anderen solchen Unsinn... dachte ich, daß ich es nicht überleben werde...“

„Ach, Fräulein Marie, ich weiß ja... Es hat mich so sehr geschmerzt, daß ich eben deshalb die Gesellschaft meiner Freunde nicht mehr aufsuchte... aber gerade heute...“

„Gut, gut,“ unterbrach sie ihn, „gehen Sie doch! Aber ich bitte Sie nur um Eines. Wenn Sie heimkommen von Ihren Collegen, dann versuchen Sie es nicht, mit mir zu sprechen... Ich mag Sie dann nicht sehen... Der letzte Rest von...“

Sie hielt erschreckt inne.

„Von Liebe!“ rief er freudig, „Fräulein Marie...“

„Der letzte Rest von Achtung, den ich noch für Sie hege, Herr Doctor,“ erwiderte sie kühl, „wäre dann für immer verloren. Ich will Sie nicht sprechen hören, ich will nicht!“

Damit erhob sie sich rasch und vertiefte, ohne sich umzusehen, das Zimmer.

Er sollte es nur wissen, daß er sie an ihrem Geburtstag gekränkt, sie, die sich so viel Mühe gegeben, ihn zu bessern, die niemals ein Gehl daraus gemacht, wie sehr sie ihm gut sei, und wie tief der einzige große Fehler, der ihm anhaftete, sie schmerzte.

Doctor Fritz Meinhold blickte dem Mädchen in ziemlich gedrückter Stimmung nach.

Er mußte sich sagen, daß Marie im Rechte sei. Er spielte immer eine unfählich lächerliche Rolle, wenn er ein paar Glas



Vier zu sich genommen. Es war die Wahrheit, daß er dann log, als wenn er dafür bezahlt würde. Er haßte sich selbst darum und am meisten, weil er wußte, daß das Weien, welches er liebte, darunter litt, daß er auch in ihren Augen an Ansehen verloren.

Aber er konnte heute unmöglich ausbleiben. Seine Kollegen, die ihn wegen seiner Tüchtigkeit, wegen seines gediegenen Charakters hochschätzten, hatten schon gar zu spöttische Bemerkungen gemacht über den „Philister“, „Stubenhocker“, „Streber“ und „Dudmäuser“.

Wie gern wäre er daheim geblieben, wie gern hätte er den Abend hier in der traulichen Stube zugebracht in Gesellschaft des alten Petermann und seiner Tochter!

Mit einem Seufzer entfernte er sich.

„Ein verlorener Abend,“ murmelte er und nahm sich jetzt vor, von nun an seinen Kollegen gegenüber stark zu sein. Mariens Liebe galt ihm denn doch höher.

Bevor er sich auf den Weg machte — er wollte, ehe er das Bierhaus aufsuchte, einen Spaziergang unternehmen, um sich zu beruhigen. — begab er sich in den Laden des Herrn Petermann.

„Na, Doctorchen,“ fragte der Alte, Reinhold die Hand schüttelnd, „habe mich eigentlich gefreut, daß wir zusammenbleiben heute Abend... hm, weiß Gott... Aber vor Mitternacht kommen Sie? Was? Ein Stündchen bleiben wir dann doch beisammen.“

Reinhold antwortete zerstreut, er werde sehen, es möglich zu machen.

„Thun Sie das, Doctorchen,“ schmunzelte Petermann, „thun Sie das... Inwiefern Sie Ihren Herren Kollegen aus... Wird mich freuen, mit Ihnen auf's neue Jahr anzustoßen, Doctorchen... und Marie wohl auch...“

Während dieser Worte entzündete er die Gaslampe und blickte darauf dem jungen Manne gespannt in's Gesicht, als wollte er darin Etwas lesen.

Doctor Reinhold antwortete nicht; ein leiser, melancholischer Zug umspielte seine Lippen.

„Die Marie, meine ich, auch,“ wiederholte Herr Petermann forschend.

„Ich glaube,“ brachte der Hülflehrer mühsam hervor, „es wird besser sein, wenn...“

„Hm... hm...“ machte der Alte wehmüthig und schüttelte den grauen Kopf. „Na, Nichts für ungut, Doctorchen... war nicht böse gemeint.“

Als Doctor Reinhold den Laden verließ, blickte Herr L. G. Petermann ihm eine Weile lang nach.

„Schade,“ murmelte er, „schade...“

Darauf vertiefte er sich wiederum in seine Rechnungen.

Doctor Fritz Reinhold hatte keine besondere Eile, das Restaurant, in dem die Sylvester-Zusammenkunft stattfinden sollte, aufzusuchen. Es war vier Uhr Nachmittags. So beschloß er denn, vorerst seinen Spaziergang zu machen und sich ein bißchen müde zu laufen.

Ohne Ziel ging er durch die Straßen.

Es hatte zu schneien begonnen. Der Wind spielte mit den Floden und wirbelte sie durch einander, daß sie zuweilen wie ein feiner Schleier um die strahlenden, elektrischen Lampen wehten, deren Licht die Straße durchwogte; er legte sie über den Fahrweg und über den Bürgersteig, blies sie den Leuten in's Gesicht und an die Kleider.

Langsam und nachdenklich schritt Fritz Reinhold dahin, ohne der Leute zu achten, die an ihm vorübergingen.

Unwillkürlich schlug er den Weg zu seinem Gymnasium ein, immer mit dem Gedanken an Marie. Nie hatte er solche Sehnsucht nach ihr empfunden wie eben jetzt. Wie schön sie war und wie lieb! Nein, er verdiente sie gar nicht, war ihrer Liebe nicht werth.

Er wußte, daß sie zu Hause saß und seinetwegen sich abhärmt. Daß sein Fehler sie so schmerzte, das bewies ihm, wie gut sie ihm sei, ihm, der im Grunde genommen nicht viel war. Hülflehrer... was ist denn das? Ein Mann, der nicht daran denken darf, ein eigenes Heim sich zu schaffen, am eigenen Herde zu sitzen, an der Seite seines Weibes...

Die Petermanns waren so gut gegen ihn gewesen, vom ersten Augenblick an, da er in's Haus gekommen. Wenn er's nachrechnen wollte... Eigentlich hatten sie ihn unterstützt und Alles gethan, um sein Leben behaglich zu gestalten.

Er mußte lächeln. Er erinnerte sich, wie Marie ihm sporen half dadurch, daß sie immer die gute Stube heizte, damit er dort seine Hefte corrigiren, lesen und studiren konnte und auch hie und da Stunden geben. Sein Zimmerchen war gar zu eng dazu...

Als er vor dem Gymnasium stand, kam er wieder zu sich. Er machte kehrt und schlug die Richtung nach der Promenade ein. Auf dem Rückwege — es war unterdeß fast sechs Uhr geworden — hörte er sich anrufen:

„Reinhold, alter Junge, da bist Du ja!“

Es war Doctor Bernd, ein Freund des Hülflehrers, ein Landsmann, der im Unterrichts-Ministerium arbeitete.

Sie schüttelten sich die Hände.

„Vor kaum einer halben Stunde,“ sagte Bernd gut gelaut, „habe ich eine Gratulations-Épistel an Dich losgelassen.“

„Ach, zum neuen Jahr. Ich danke Dir,“ antwortete Reinhold ruhig.

„Das freilich auch. Aber Mensch,“ unterbrach ihn Bernd überrascht, „Du scheinst ja noch keine Ahnung zu haben...“

„Ahnung? Wovon?“

Der Andere lachte.

„Da geht Einer herum, ein tüchtiger Kerl, macht ein tief-sinniges, mißbergünftiges Gesicht, und unterdeß verkündet das Amtsblatt seinen Ruhm —“

„Das Amtsblatt meinen —“ brachte Reinhold stotternd hervor.

„Aber, Mensch, weißt Du denn nicht, daß Du heute zum ordentlichen Gymnasial-Lehrer befördert worden bist?“

Doctor Fritz Reinhold sah die Hände seines Freundes und fragte ganz aufgeregt:

„Ist das kein Scherz? Ist das wahr?“

„Freilich ist's wahr — he, Reinhold, Du rennst mir ja davon... Reinhold!“

Doctor Bernd sah seinem davoneilenden Freunde lachend nach.

„Ich muß,“ rief der zurück, „rasch — meinem Vater — telegraphiren.“

Und fort war er.

Diesmal achtete er sehr wohl des Weges, den er einschlug. Jedenfalls war es der aller kürzeste, aber er führte nicht zum Telegraphen-Amte, sondern schnurstracks zu — Fräulein Marie Louise Petermann.

„Sie, sie muß die Erste sein,“ jubelte es in ihm, während er mit großen Schritten durch das Schneegestöber vorwärts stürmte, „muß die Erste sein, die davon erfährt. Herr Gott!“ und im Uebermaß seiner Freude preßte er die Hand an's Herz, „wird Die Augen machen...“

Darin hatte nun Doctor Fritz Reinhold entschieden Recht; Marie Louise Petermann machte in der That Augen, als er so unerwartet und athemlos vom Laufen in's Zimmer trat und erst jetzt den Schnee von seinen Kleidern schüttelte, ganz merkwürdige Augen...

Sie hatte am Flügel geessen und gepieft. Jetzt sprang sie auf und blickte erschreckt und ein wenig zitternd auf den Eindringling. Das stark geröthete Gesicht, die verworrenen Haare, der sonderbare Glanz in seinen Augen... kein Zweifel er kam aus dem Restaurant, hatte seine zwei Glas Bier bereits getrunken und suchte nun sie auf, um ihr die kindischen Narrenpossen vorzuschwätzen, um zu lügen und zu prahlen...

Ein Entschluß reifte in ihr. Sie raffte alle ihre Energie zusammen.

Nein, sie konnte, sie durfte nicht dulden, daß dieser Mann, den sie liebte, sich in solcher Weise vor ihr bloßstellte, daß er ihr Grund gab, sich ihrer Liebe zu schämen. Er durfte jetzt nicht reden, nicht schwätzen, nicht lügen, sie hätte es nicht ertragen. Sie mußte das verhindern, und umsonst, als sie fühlte, daß Reinhold unglücklich sein würde, wenn sie sich von ihm abwandte, ihm ihre herzliche Neigung entzog. Bis auf diese eine Schwäche war er ja doch ein prächtiger Mensch.

Ihr hübsches Gesicht nahm eine strenge Miene an, als sie ihm rasch entgegentrat.

Unterdeß war Doctor Reinhold zu Athem gekommen.

„Ach, Fräulein Marie,“ rief er.

Sie suchte zusammen.

„Herr Doctor,“ sagte sie herb, „ich wünsche durchaus nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten — vor morgen früh wenigstens...“

Der Mann sah das Mädchen betroffen an. Er verstand nicht, was sie meinen konnte. Aber jetzt sollte sie anders mit ihm sprechen, ihn anders ansehen.

„Fräulein Marie,“ begann er von Neuem, „Fräulein Marie — ich — ich bin befördert — worden —“

Die Muth schoß Marie Louise in's Gesicht. Da hatte er also schon begonnen mit seinen Lügen, seinen Prahlereien... Sie durfte ihn nicht weiter anhören. Jetzt kam ihr ein rettender Gedanke.

„Herr Doctor,“ meinte sie gelassen, „ich denke, daß Sie wenigstens so viel Achtung vor mir empfinden —“

„Achtung?“ unterbrach er sie feurig... „Sprechen Sie nicht so mit mir, Fräulein Marie... Achtung... ich, der ich Sie ganz grenzenlos liebe. Sie blicken mich erstaunt und verwirrt an... ja, Fräulein Marie, um Ihnen dies zu sagen, bin ich...“

Sie ließ ihn nicht weiter reden. Während ihr Thränen in's Auge traten, sagte sie:

„Ich will davon Nichts hören. Sie beleidigen mich, Herr Doctor. Wenn Sie mich achten, dann dürfen Sie jetzt nicht weiter davon sprechen, gar nicht... kein einziges Wort...“

Reinhold sah die Dame, die vor ihm stand, jeder Zoll Strenge, verbugt an.

„Aber,“ wollte er erwidern.

„Kein Wort,“ fuhr Marie jetzt energischer fort, „Sie werden Platz nehmen... hier auf diesem Sessel... und ruhig sitzen, ohne sich zu rühren... so... sich zurücklehnen...“

„Ah... ah,“ machte Reinhold immer verblüffter. „Was hat sie nur?“ dachte er, im höchsten Grade verwundert, indem er ihren Anordnungen Folge leistete.

„Ich verstehe nicht, Fräulein Marie,“ stotterte er kleinlaut... „ich wollte Ihnen mithelfen...“

„Oh, kein Wort, Herr Doctor... kein einziges... Sie dürfen jetzt nicht sprechen. Ich dulde es nicht,“ schloß sie mit bligenden Augen.

Er rührte sich nicht.

„Und jetzt werde ich Ihnen —“

Das Weitere konnte er nicht verstehen. Er sah da und schaute starr vor sich hin. Was Marie nur haben mochte. Nach einer Minute kehrte sie aus der Küche zurück und legte ihm ein eiskaltes Handtuch auf die Stirn.

Erschrockt schauerte der ordentliche Gymnasial-Lehrer zusammen.

„Aber Fräulein Ma —“

„Ruhig,“ rief sie ihm etwas heftig zu. „Kein Wort jetzt... kein Wort... bis Ihre Kopfschmerzen vorüber sind... bis Ihre heitere Stimmung verfliegen...“

„Ah so,“ lachte Reinhold. Es war ihm ein großes Licht aufgegangen. „Ich habe ja gar nicht — bin durchaus —“

„Still... nicht sprechen, bitte“... sagte Marie etwas sanfter... „So, jetzt schlafen Sie ein bißchen... bis es gut ist...“

Jetzt begann Mariens Zerrthum Reinhold zu amüßren. Es war doch zu drollig. Ganz Feuer und Flamme war er mit seiner Neugier in's Zimmer gestürzt... und man hielt seine Erregung für... für einen kleinen Rausch und infolge dessen Alles, was er sagen, erzählen und mit tausend Eiden bekräftigen mochte, für eine Lüge... Man glaube ihm nicht, ihm... das war seine Strafe dafür, daß er so wenig vertragen konnte. Was blieb ihm jetzt also übrig, als zu gehorchen, bis er wieder Befreiheit erlangte und seine Mittheilung Glaubwürdigkeit. Bis dahin ließ man ihn nicht einmal zu Worte kommen.

Und warum sollte er sich die Behandlung, durch die Marie ihn nüchtern machen wollte, nicht gefallen lassen. Sie war nicht nur belustigend, sondern auch anmüthig. Im Zimmer war's so behaglich, so voller Ruhe... Er hörte, wie er so mit geschlossenen Augen dasaß, die Lampe knistern und die Uhr ticken. Er fühlte Mariens Athem, die vor ihm stand und die Compressen wechselte... Jetzt schob sie ihm auch vorsichtig das kleine Sopha-Kissen unter den Kopf... Für Augenblicke glaubte er wirklich zu träumen. Es war so wohlthig, so behaglich hier, und der eiskalte Umschlag war ihm nicht einmal unangenehm.

Er gerieth thatsächlich in jene wohlthige Stimmung, die dem Einschlafen vorherzugehen pflegt. Er lächelte.

Plötzlich glaubte er zu fühlen, deutlich... jetzt, da sie den Umschlag wechselte... einen leisen Ruf auf die Stirn... Er öffnete die Augen.

„Marie,“ flüsterte er innig... „Liebste...“ Das Mädchen schrak zusammen. Etwas Hülfsehelendes kam in ihren Blick.

„Oh,“ hauchte sie verschüchtert, „bitte... schlafen... ist...“ Und während das Lächeln in seinem schönen, männlichen Gesichte immer herzlicher wurde, that er so, als schliefe er. Ruhe und Glück war über ihn gekommen. An nichts Anderes dachte er mehr als an das... Minuten vergingen so.

Als Herr L. G. Petermann in's Zimmer trat, fuhr er ein wenig zurück.

„Na, Doctorchen,“ jagte er erstaunt, „da sind Sie ja... Was haben Sie denn?“

„Kopfschmerzen,“ meinte Marie verlegen.

„Was?“ rief der Alte, „Kopfschmerzen? hat ihn denn die Nachricht krank gemacht?“

„Welche Nachricht?“ fragte Marie zitternd.

„Na, sein College Karl war eben bei mir unten und hat mir's erzählt, und ich kam, um Dir's zu sagen, Marie... unser Doctor ist befördert zum ordentlichen Gymnasial-Lehrer...“

Jetzt sprang Doctor Fritz Reinhold jubelnd in die Höhe und fiel Herrn Petermann in die Arme.

„Es ist wahr,“ rief er lachend, „und Fräulein Marie hätte es schon von mir erfahren, wenn sie mir nur geglaubt hätte, aber sie meinte, ich...“

„Herr Doctor,“ rief Marie bittend.

„Nein, ich habe einen Rausch, einen wirklichen Rausch,“ fuhr er lebhaft fort... „Aber jetzt schwäche und lüge ich nicht: Marie, grenzenlos liebe ich Sie...“

Es geschah Etwas, worüber Herr Petermann sich höchlichst wunderte. Marie lag an Doctor Reinholds Brust und weinte zum Erbarmen.

„Hm,“ meinte Herr Ludwig Gotthold, „hm... ich denke, Ihr verträgt Euch nicht... hm... die Marie hat's mir immer gesagt...“

„Hurrah,“ unterbrach ihn Reinhold, „siehst Du, Schatz, Du sprichst auch nicht immer die Wahrheit... Wir sind also einander werth...“

„Na,“ jagte Petermann schmunzelnd, „da feiern wir doch Sylvester zu Dreien, wie sich's schickt.“

Wenn er jetzt sein Buch bei der Hand gehabt hätte, würde er sicherlich die Namen der beiden glücklichen jungen Menschen in das Verzeichniß seiner Kosibarkeiten eingeschrieben haben.

Nachdruck verboten.

### Japan im Schnee.

Von Georg Ralkowsky.

Siehe das Bild Seite 1.



S giebt klimatische Verhältnisse, in die sich unsere geographisch nicht genügend geschulte Einbildungskraft schwer hineinsetzt. Japan im Schnee! Vor unseren Augen tauchen dünne, mit zierlichen Mustern besetzte Seiden-Gewänder auf, anmüthig bewegte Papierfächer und bunt bemalte Papierfächer, die, auf ein leichtes Bambus-Gestell gespannt, gerade genügen, um den heftigsten Sonnenbrand abzuhalten. All diese bunte papierene Pracht im Schnee — unmöglich!

Und doch, ein einziger Blick in das winzigste Geographie-Büchlein belehrt uns. Das Klima Japans darf als regelmäßig und gesund bezeichnet werden, doch ist die Temperatur der Nordwest-Küste wesentlich kälter, als die der entsprechenden Breitengrade im mittleren Europa, während die Südwest-Küste sich größerer Durchschnittswärme erfreut. Bei 32° nördlicher Breite, also etwa der Lage Gibraltars entsprechend, kommt schon Eis vor, und der See Suwa, etwa auf der Höhe von Marseille, friert oft fest zu, so daß man ihn ohne Gefahr zu Fuße passieren kann. Auf der Insel Tsushima kommt der Reis nicht mehr fort, bei Pezzo gedeiht selbst der Weizen nur noch spärlich, und die wilden Kynos im nördlichsten Theil des Landes suchen im Winter in Höhlen Zuflucht vor der Kälte. Nördliche und nordwestliche Winde wehen, durch keine schützende Gebirgskette aufgehalten, vom eisbedeckten Norden des ostindischen Festlandes her, während die Südost-Küste Nippons der Kurofuro umspült, eine gewaltige Meeresströmung, die, im chinesischen Meere entspringend, die gewärmten Wasser der Tropen herbeiführt und der ganzen Pflanzenwelt ein eigenartiges, freundlich-mildes Gepräge verleiht. Schon während der Monate Februar, März und April bedecken die Blumen den Boden, ja im Süden kommen schon reife Früchte vor. Da steht vor Allen die japanische Camelle in voller Blüthe und bildet mit den üppig grünenden Weizen- und Maisfeldern einen seltsamen Contrast zu den schneebedeckten Gebirgen. Im Mai weiteifert die Thätigkeit der Menschen mit der schaffenden Urkraft der Natur, und lachendes Grün erfrischt und entzückt das Auge... Das Bambusrohr, die Palme und die Banane breiten ihre zierlichen Zweige aus, die Orangen und andere süß duftende Pflanzen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Im Juni wird die erste Ernte eingebracht, dann bereitet die Regenzeit den Boden für die zweite Saat, und im October erfolgt die zweite Ernte. Herbstblumen lassen die Auren im Frühlingsschleide erscheinen, bis der spät eintretende Winter der Natur eine kurze Ruhe gestattet. Der Schneefall ist allerdings gering, und die weiße Decke breitet sich nicht lange über den Boden. Tage, wo das Thermometer nicht über den Gefrierpunkt steigt, sind sehr selten. Schon mit dem Neujahrstag der früheren japanischen Zeitrechnung, der in die zweite Hälfte des Februar fällt, nimmt „der liebliche Monat“ seinen Anfang. Die Liebblingsblumen der Japaner jagen an, ihr Frühlingsschleide anzulegen, und in den winzigen Biergärten und Tempelhainen läßt Unguisu, die Nachtigall, ihr Lied ertönen.

„Lieblich singet Unguisu schon auf den Zweigen der Blaume, Doch in den Frühling hinein fällt unaufhörlich noch Schnee.“

Also auch Japan hat seinen Winter, der sich sogar in Folge des feuchten Klimas oft recht unangenehm bemerkbar macht. Je kälter es wird, desto umfangreicher wird der Japaner, denn er zieht ein wattirtes Kleid über das Andere, und wenn er



dann noch die Hände in den weiten Ärmeln verbirgt, gewährt er einen gar seltsamen Anblick. Aber weibliche Grazie siegt über Alles und sieht selbst aus den schweren Falten wattierter, über einander gezogener Stoffhüllen schelmisch hervor, und die Japanerin gehört trotz ihrer mongolischen Abkunft wahrlich nicht zu den am wenigsten Anmuthigen ihres Geschlechtes.

Ein tief in die Stirn fallendes Kopftuch schneidet gerade über den fein gemalten Augenbrauen ab, umhüllt die Wangen und legt sich in koketten Falten um den zierlichen Hals. Der wattierte „Kirimon“ schmiegt sich fest um das schlankes Figürchen und wird durch den „Obi“, einen breiten Seidengürtel, gehalten, der bei unverheiratheten Mädchen im Rücken eine riesige, schmetterlingartige Schleife bildet. Den Oberkörper bedeckt ein Ueberwurf, dessen lange Ärmel, etwa in der Mitte der Deffnung, zusammengenäht sind und so eine weite Tasche bilden, die den Damen der Gesellschaft als Pompadour dient. Schminkbüchsen, Buderquaste, Bonbonniere, Fächer, kurz das ganze Arsenal der Koketterie findet hier seinen Platz. Hat die Japanerin Gelegenheit zu erröthen, dann erhebt sie mit unnachahmlicher Grazie den Arm und bedeckt mit dem in solchen Fällen natürlich leeren Ärmel das feine Gesichtchen, aus dem nur noch die Augen schelmisch hervorleuchten. Auch das bunte papierne Schirmdach hat eine winterliche Metamorphose durchgemacht. Seide in gebrochenen Farben überspannt das Bambusgestell und trägt elastisch die Schneelast. Die kleinen Fühlerchen stecken in hölzernen „Guetta's“, die allerdings an Zierlichkeit nicht mit den Stedelchen unserer Urgroßmütter wetteifern können. Die Sohle ruht auf zwei Stelzbrettern, die gegen Nässe und Schnee schützen, aber der Anmuth des Ganges keineswegs zuträglich sind.

Japan im Schnee! Das muldet den Mittel-Europäer fast heimathlich an, und vielleicht ist es dieses dem unsrigen ähnliche Klima, das uns die ostasiatischen Freunde so nahe gebracht hat, daß sie darüber schier ihre Eigenart verloren haben. Die japanische National-Tracht beginnt schon seit einem Jahrzehnt zu verschwinden, und eine Dame der Gesellschaft sieht heutzutage im „Lande des Sonnenaufgangs“ einer Pariser „Mondaine“ zum Verwechseln ähnlich. Die Robe verdrängt den „Kirimon“, und im Winter spielt das früher wenig geschätzte Pelzwerk eine große Rolle. Die japanische Anmuth hat ihren eigenartigen Rhythmus der Bewegung und wird sich hoffentlich nicht ganz durch die pariser Robe einzwängen und durch den abstoßenden Schuh angliedern lassen.

Nachdruck verboten.

### Die Modeblumen der Winter-Saison.

Von Max Hessdörffer.

So lange der Garten seine Blüten und Pflanzen im sommerlichen Festkleide zeigt, werden die Blumenkinder des Treibhauses gar stiefmütterlich behandelt. Aber die Blumenfreundin, die im Sommer durch Feld und Garten wandelt, hier und dort einige Blüten und Blätter brüht und sie mit geübter Hand zum zierlichen Strauß bindet, will auch im Winter ihre Lieblinge nicht missen; da kommt denn das Treibhaus zu seinem Rechte.

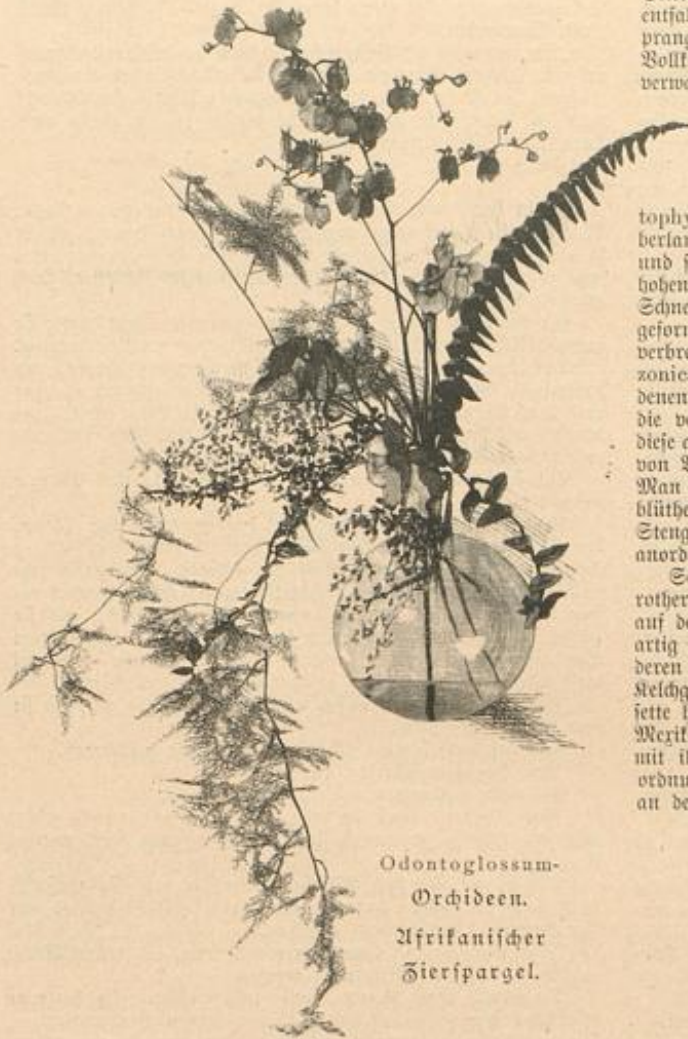
Pflanzen, die im Sommer kaum beachtet werden, gelangen im Winter zu Ehren, das bescheidenste um seinen Winteridol gebrachte Blümchen darf dann den Blumentisch zieren; keine Blume aber ist der freundlichen Leserin farbenprächtiger und duftiger genug, wenn sie sich zum Balsam schmückt, oder Gesellschaften giebt und bejuchet.

Der eigentliche Blumen-Luxus entfaltet sich im Winter, und sobald es sich um Luxus handelt, tritt die Mode in ihre Rechte. Blumen-Moden sind gekommen und gegangen, Geschmackslosigkeiten, die uns vorzugsweise Frankreich brachte, hat man angestaunt und nachgeahmt, allmählig ist die Bindekunst in vernünftige Bahnen gelenkt worden, und jetzt heißt die Parole der eleganten Welt: „Blumen ohne Draht.“ Als im Vorjahre durch die Zeitung die Meldung ging, daß sich in Wien eine Vereinigung einflußreicher Damen gebildet habe, die sich verpflichteten, kein Draht-Bouquet mehr anzunehmen, da wünschte man vielfach in den Kreisen norddeutscher Gärtner, daß sich solche Vereinigungen auch in unseren Hauptstädten bilden möchten. War es doch in letzter Zeit bei uns so weit gekommen, daß man den Werth einer Blumenarbeit nicht nach ihrer künstlerischen Zusammenstellung und der Seltenheit der verwendeten Blumen, sondern lediglich nach ihrem Umfang bemasste. Bräute traten mit Bouquets an den Altar, die ihnen pfundschwer in der Hand lagen, Gesellschafts- und Geschenk-Bouquets erreichten eine Größe, durch die sie überall hinderlich wurden, und theureren Verstorbenen gab man Lorbeer- und andere Kränze mit auf den letzten Weg, die oft ein Wagenrad an Umfang erreichten. Bei der Blumen-Verarbeitung ohne Draht kann es sich nur um kleinere Zusammenstellungen handeln, und so wendete man sich denn seltener Blumen zu, durch die auch ein winziger Strauß kostbar wird. Je mehr die Verwendung von Draht in eleganten Blumen-Bindereien verpönt wird, um so mehr werden die Import-Blumen und die kurzstieligen Blüten unserer Glashäuser von der Bildfläche verschwinden.

Die kostbarsten und vielgestaltigsten unter den langstieligen Modeblumen sind die Orchideen, die in Tausenden von Arten die Glashäuser schmücken und jede andere Blüte der Winter-Saison in den Schatten stellen. Trefflich lassen sie sich verwenden, diese Blumentinder des tropischen Urwalds, die sich hier zu Duzenden und Hunderten, schillernden Faltern gleich, auf einem langgestreckten, schwanken Stengel schaukeln, dort andere Thiere mannigfacher Art nachahmen scheinen, oder durch sonst absonderliche Gestaltung auffallen, und die Mutter

Natur mit dem köstlichsten Duft, mit der verschwenderischsten Farbenpracht und mit einer seltenen Dauerhaftigkeit ausgestattet hat. Die Venus Schuh-Orchideen, deren unteres Blumenblatt zu einem Pantöffelchen verwachsen ist, deren beide seitliche Blumenblätter bei einigen Arten in spiralförmige Schüre auswachsen, gehören zu den bevorzugtesten Blüten dieser Gruppe. Fehlt ihnen auch der Duft, so hat die Natur sie bei Vertheilung der Farben dagegen besonders reich bedacht. Die Haltbarkeit der einzelnen Blüte ist erstaunlich, bewahrt sie sich doch abge schnitten, in einer mit Wasser gefüllten Vase, ihre Frische drei Wochen lang. Eigenartig schön ist die geaderte, die faden- oder regelmäßig streifenartige Zeichnung und die hübsche Behaarung mancher Venus-Schuh-Orchideen, namentlich wenn sie in dunkelster, glänzend-schwarzpurpurner Färbung auftritt. Wer die zierlichen Miniatur-Blüten oder überhaupt die kleineren Blumengebilde liebt, für den wird ein Stiel der vielblumigen Oncidium- oder Odontoglossum-Orchideen mit einigen Farnwedeln einen Strauß liefern, wie ihn gleich schön, als Brust- oder Taillen-Schmuck, die beste Binde-Künstlerin nicht zusammensetzen vermag. Eine wunderbare, hierher gehörige Modeblume ist die zu Ehren der Prinzessin von Wales getaufte Alexandra-Orchidee (Odontoglossum Alexandrae) aus Neu-Granada. An lang überhängenden, schlanken Stielen entfalten sich Trauben von Blüten, in Form und Farbe sehr verschieden, meist blendend weiß oder zart rosafarbig, flachgeflacht, bis 8 cm breit, oft mit vereinzelten blutgroßen Flecken geziert. Lange Jahre gehörte diese Orchidee zu den größten und kostbarsten Seltenheiten, dann ist sie aber in Hunderttausenden von Exemplaren importirt und auf den Blumenmarkt gebracht worden. Zu den schönsten Mode-Orchideen gehören ferner die Riesenblumen der Cattleya, namentlich in den violettfarbig blühenden Sorten, die diesen nah verwandten Laelien, die absonderlich geformten, aber oft entzückend schön gefärbten Blüten der Masdevallia, die rosafarbige dankbare Lycaste, die Dendrobien, die lockere Trauben weißer Blüten entfaltende Coelogyne cristata und andere mehr.

Wo die Orchideen, die man ihrer absonderlichen Formen halber oft als Carnivals-Gestalten der Pflanzewelt bezeichnet hat, den Blumenmarkt beherrschen, da wird es anderen Blüten nicht leicht, sich die Gunst der Damen zu erwerben. Unter den neben den Orchideen bevorzugten Pflanzen nehmen viele Amarylliden eine bevorzugte Stellung ein. Manche zu dieser Familie gehörigen Blütenpflanzen, so das Schneeglöckchen, der Herold des deutschen Frühling, die stark duftende Narzisse u. a., sind den Blumenfreundinnen längst bekannt. Schöner und stolzer aber blühen die tropischen Arten, so vor Allem die Vertreter der Gattung Ritterstern.



Odontoglossum-Orchideen.  
Afrikanischer Fierspargel.

Die Amaryllis sind Zwiebel-Gewächse, die auf dicken, saftigen Stielen zwei und mehr ihrer riesigen, trichterförmigen Blüten entfalten, die in allen Abstufungen von Roth und Weiß prangen und durch gärtnerische Züchtungskunst zu seltener Vollkommenheit gebracht worden sind. Zu den der Amaryllis verwandten Modeblumen der Winter-Saison gehört auch die nach der Tochter des Hühnergottes Argos benannte Ismene, deren herrlich duftende weiße und gelbe Riesenblumen gegen Ende des Winters auf dem Blumenmarkt erscheinen, ferner die herrlichen, in dicken Dolben blühenden Sorten des mennigrothen Kiemenblattes (Himatophyllum miniatum), zu Ehren des Herzogs von Northumberland aus dem Geschlechte der Elbe auch Elvia genannt, und schließlich die reizende Eucharis. Die von etwa 70 cm hohen getragenen Blüten der Eucharis sind weiß wie Schnee; man glaubt auf den ersten Blick, sie seien aus Gyps geformt, aber ein zarter Duft verräth das Naturgebilde. Die verbreitetste Art ist die Amazonen-Eucharis (Eucharis amazonica), die mit anderen, weniger bekannten Gattungen, von denen sie sich nur durch feine botanische Merkmale unterscheidet, die vereinigten Staaten Columbiens als Heimath theilt. Alle diese amaryllisartigen Winterblumen werden, zur Ausschmückung von Vasen verwendet, in jedem Salon Bewunderung erregen. Man braucht keine Künstlerin zu sein, um die kräftigen Kiemenblüten mit einigen Frauenhaar-Bedeln und den feinlaubigen Stengeln afrikanischer Fierspargeln in wirkungsvoller Weise anordnen zu können.

Sehr geschätzt sind moderne Winterblumen von brennender rother Färbung, namentlich zum Schmuck weißer Ball-Toiletten, auf denen sie beim Glanze des elektrischen Lichtes gar eigenartig leuchten. Zwei Gattungen liefern solche Modeblumen, deren Hauptreiz die prächtigen, das eigentliche, unscheinbare Kelchgebilde umgebenden Hüllblätter bilden. Schönste Pointette heißt die eine der feurigsten Modeblumen; sie stammt aus Mexiko, gehört zur Familie der Wolfsmilch-Gewächse und liefert mit ihren cochinillerrothen Brakteen, die in radförmiger Anordnung im December und Januar um die winzigen Blüten an den Zweigspitzen zu erscheinen beginnen und dann zu statt-



Cattleya-Orchideen.

lichen Blättern auswachsen, einen glänzenden Zimmer schmuck. Durch zahlreichere Brakteen zeichnet sich eine sogenannte gefüllte Form aus, die der verstorbene Botaniker Roegel vor der Hüfte eines Indianers in Mexiko fand. Sie diente ihm als Einnahme-Quelle, indem er ihre Blüten zum Schmuck der Altäre und Madonnenbilder verkaufte. Die zweite der feurigsten Modeblumen ist die Flamingo-Pflanze. Mit dem ebenfalls zur Zimmer-Cultur geeigneten Schezers Anthurium bildet das in den West-Indien heimische, von den Eingeborenen Capotillo colorado genannte Andrés Anthurium mit seiner großen herzförmigen, scharlachroth gefärbten Blütenstiel eine der schönsten Erscheinungen des winterlichen Blumenmarktes.

Nütern wir zum Schluß noch die große Zahl der allbekannteren Winterblüher und Treibpflanzen, so finden wir, daß viele von ihnen nach wie vor ihren Rang behaupten. Halbvergessene Treibstauden kommen neu in Aufnahme, die Treibgehölze, von der zierlichen Deutzia bis zum eleganten Schneeball, von der riesigen Magnolie bis zu den weißen oder lilafarbigem Fliedertrauben, werden nach wie vor zu Blumenarbeiten aller Art verwendet. Zu ihnen gesellt sich in immer vollkommeneren Züchtungen die edle Remontant-Rose, und die Königin der Blumen, die Rose, erscheint mit ihren köstlichen, in deutschen Gärtnereien getriebenen Blumen, auf langen grünblättrigen Stielen von Jahr zu Jahr früher am Blumenmarkt, um ihre weniger schönen Schwestern aus dem Süden zu verdrängen. Zu kleinen Tisch-Bouquets und Anstecksträußchen ohne Draht finden nach wie vor die beliebten Enclamen, die duftigen Maiglöckchen, die Weiden in ihren vielen, einfach und gefüllt blühenden Formen Verwendung, und wir begrüßen in ihnen neben den stolzen, farbenprächtigen fremden Eindringlingen alte liebe Bekannte, deren bescheidenere Schönheit wir nicht unterschätzen dürfen.



Frauen-Schuh-Orchideen.





Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Hest 2.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 15. Januar 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.



Interessante Erzählung. Nach dem Bilde von O. Lorch. — Siehe Seite 16.



Nachdruck verboten.

## Leichtsinnes Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

5.

**A**ls Koski eines Tages von einem weiteren Gange zu Griesinger & Co. zurückkehrte, fand er Frau Susanna in Thränen aufgelöst.

„Aber Kind, was ist denn los?“  
Ein niederstimmernder Blick traf den Maler. „Du wirst uns Alle in's Unglück stürzen! . . . Ach, die armen Mädels!“

Florian ahnte Furchtbares.  
Frau Susanna hatte sich in eine Sopha-Ecke geworfen. „Dieser grenzenlose Leichtsinns! Daß Du uns die Schmach anthun konntest!“

„Himmel, der Wechsel! . . . Nein, wie er nur das hatte verbummeln können!“

Heute war Bahntag. In seiner Abwesenheit war der ominöse Papierstreifen mit der verhängnisvollen Querschrift präsentirt worden.

Der Meister rannte im Atelier auf und nieder. Der Schweiß stand auf seiner Stirn. Plötzlich hielt er vor der Staffelei, auf der die Strand-Szene stand. Dann trat er wieder hastig zurück und holte den Studentkopf. Er hatte in der letzten Zeit manchmal daran gearbeitet. Die Sache gefiel ihm durchaus nicht mehr. Selbstverständlich hatte er seit damals, da er den Studentkopf gemalt, bis zum heutigen Tag in der Technik sowohl, als in der geistigen Auffassung ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Florian stampfte zornig mit dem Fuße auf. „Erwürgen könnt' ich den Kerl, den Saladin! Warum muß auch gerade ich so ein Pechvogel sein! Die Geschichte mit dem Wechsel — ich hatte das Zeug ganz vergessen!“

Es folgte ein längerer Erguß von Seiten Frau Susannas.

„Wenn Du Dich jetzt noch sträubst, die lächerliche Rücksicht auf Deinen Saladin aufzugeben, dann halte ich das für einen Frevel an den Deinigen.“

„Aber mein Ruf! Man wird mich für geistesbanferott erklären, wenn ich den — den alten Schinken für mein neuestes Opus ausbebe.“

„Du bist es Deinen Kindern schuldig, wenigstens das tägliche Brot zu beschaffen.“

„Das tägliche Brot! Heiliger Himmel — wir haben doch noch nie gehungert. Na, und barfuß gehen wir auch nicht.“

„Verlangst Du das etwa? Die armen Dinger! Und gerade jetzt, wo sich die Sache mit Kora jeden Tag entscheiden kann.“

„Aber Du denkst doch nicht etwa mehr im Ernste . . .“

„Freilich, was kümmert Dich das Glück Deines Kindes. Und dabei haben sie rein gar nichts anzuziehen. Die Mädels konnten noch nicht einmal ihre Antritts-Besuche bei den Bekannten machen. Von mir rede ich ja überhaupt nicht.“

„So! Und neulich — Eure wahnsinnigen Schneiderrechnungen?“

„Ja, verlangst Du etwa, daß Damen eines anständigen Hauses in Promenaden-Fähnchen Visite machen? Haha, aber was liegt Dir daran, wenn wir zum Gespött werden!“

Koski hielt sich die Ohren zu und trällerte vor sich hin, um die Jeremiade seiner Frau nicht zu hören. Endlich sagte er tief aufseufzend:

„Uebrigens für diesmal sind wir noch gerettet. Ich habe die Sache mit Griesinger gemacht.“

Frau Susanna hob blitzschnell den Kopf und zog das Taschentuch von den Augen, die etwas geröthet waren, aber keine Spur von Thränen aufwiesen. „Du — Du hast . . . ?“

Florian nickte.

„Aber warum hast Du denn das nicht gleich gesagt? Und ich martere schon die ganze Zeit meinen Kopf mit dem Gedanken, wo ich nur das Wirthschaftsgeld für die nächsten Tage herbekomme!“

„Was — damit bist Du auch schon fertig?“

„Haha, Du scherzest doch wohl mit Deinem Erntaunen. Wovon leben wir denn?“

Koski lachte in komischem Zorn auf. „Wovon wir leben! Und dabei nimmst Du vom Kaufmann, vom Fleischer, vom Bäcker auf's Buch. Es ist, um verrückt zu werden. Beste Susanna, Du bist ja ein entzückendes Wesen, aber Hausfrauen-Talente besitzest Du gar nicht.“

Frau Susanna blickte ihren Ehegemahl mit vornehmer Würde an. „Wenn Du in Deiner Gattin nur eine Wirthschafterin erblicken willst, dann hättest Du mich

freilich nicht heirathen dürfen. Jetzt bin ich eine alte Frau und vermag mich nicht mehr zu ändern. Aber wenn Du Dich von mir trennen willst, Florian . . .“

Ihre Stimme zitterte. Frau Susanna spielte die rührend Entsetzte.

„Ich will Deinem Glücke nicht im Wege sein.“  
Florian war der Verzweiflung nahe. „Nun fängst Du wieder so an! . . . So sei doch vernünftig, Kind. Herrgott, nur keine Thränen!“

Er mußte sich schließlich demüthigen, um die Verzweiflung seiner Gattin — wofür, wußte er nicht — zu erlangen. Der liebe Friede ging ihm eben über Alles.

Als sich die Gatten gerade versöhnt hatten, drang von draußen ein frohlockendes Lachen herein.

Sascha sprang in's Zimmer, eine Postkarte triumphirend in die Höhe haltend. „Rathet mal, wer geschrieben hat.“

„Na?“  
„Herr Berg-Arzt Richard Luge.“

Florian wurde unruhig. „Wie kommt denn der dazu? Und an wen denn?“

Kora, die ihrer Schwester etwas zögernd gefolgt war, stammelte: „Ach, Papa, nur ein paar Zeilen — Gruß vom Comersee. Uebrigens an Alle.“

Das junge Mädchen blickte die Mutter bittend an. „So sag' doch!“

Kora wagte es kaum, ihre schöne, schlanke Gestalt ganz aufzurichten. Sie hatte den Kopf schüchtern gesenkt. Ihre langen Wimpern, die die großen Kehagen beschatteten, zuckten nervös. Eine leichte Röthe überflog die Wangen.

„Also sieh' mal, Florian, dieser junge Mann . . . na ja, Kind, ich hab's dem Papa doch schon neulich gesagt . . . hm — also, es wäre möglich . . .“

Da Frau Susanna nicht zurecht kam, fiel ihr Sascha in's Wort:

„Es wäre möglich? Haha, er hat ja ganz offen zu mir darüber geredet. Denn ich war doch immer der Anstands-Waunau.“

„Aber Sascha — was für Ausdrücke!“

„Kurz und gut, das Mädels soll sich verloben!“ rief Sascha resolut, indem sie ihre Schwester um die Taille faßte. „Da, Papa, sieh' nur, wie sich die Kleine freut! — Sag', ist das nicht 'ne niedliche Braut?“

Kora war das Weinen nahe. Sie sah den noch etwas gereizt um sich blickenden Vater schüchtern an. Dann schluckte sie ein paar Mal und schlug die Augen zu Boden. Sie war rührend in ihrer Hülflosigkeit.

Der weichherzige Florian hatte ihre Bewegung bemerkt. Er machte sie aus der stürmischen Umarmung Saschas los, führte sie an's Fenster und sagte in herzlicher Einfachheit:

„Na, Mädels, — ist was Wahres dran, he?“

Kora nickte. „Er wird zu Dir kommen, Papa. Er hat mir's gesagt — am letzten Abend, damals, am Starnberger See.“

„Hm. Und Du hast ihn gern?“

Kora nickte noch energischer.

Florian zog seine Tochter an sich und küßte sie auf die Stirne. „Na, Gott sei mit Dir, kleines Mädels!“  
Es schimmerte feucht in seinen Augen.

„. . . Und wenn in diesem Augenblick der Weltuntergang von seiner Wahrheitsliebe abhängig gemacht worden wäre, er hätte es nicht über's Herz gebracht, seine Kora über die nächste Verwandtschaft ihres Erwählten aufzuklären . . .“

Sascha hatte die paar Zeilen vorgelesen. „Ihre . . . Sie . . . Ihrem! Haha, wie das klingt! Und dabei . . . na!“

„Was?“ rief Florian fast erschrocken. „Kora, Ihr nennt Euch doch nicht etwa schon . . .“

„Nur — lieber Gott . . . ach, das kam so plötzlich und dann — aber nur, wenn wir allein waren!“

„Das ist ja die richtige Zigeuner-Wirthschaft!“ polterte Florian, belustigt durch Koras Verlegenheit. „Der Vater treibt Pferde-Täuscherei, die Mutter macht Schulden, die Töchter duzen sich mit fremden Herren . . .!“

„Aber Florian, wie sich das anhört! Hast Du nicht auch schon Du zu mir gesagt, noch bevor Du mit Papa geredet hattest?“

„Na — ich! Bin ich etwa ein Muster?“

Die Damen lachten. Kora las wieder und wieder Richards Karte.

Da fuhr Koski plötzlich vom Fenster zurück, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte. Verwundert blickten ihn Gattin und Töchter an. Noch ehe er Auskunft gegeben hatte, läutete es draußen.

Sascha eilte hinaus. Anna, die ihr bereits entgegen kam, überreichte ihr eine Visitenkarte.

„Du, Papachen, Deine Bilderhandlung ist da! . . . Erschrick nicht, Kora, 's ist ein Namensvetter!“

„Saladin Luge,“ — las Kora auf der Visitenkarte. Mit komisch schmollender Miene warf sie die Karte in die

Schale. „Danke für die Bitterschaft. Das ist doch Dein Corsar, nicht wahr, Papa?“

Florian hörte nicht. Er war nach der Staffelei geeilt, nahm die Strand-Szene herab, trug das Bild schlenkig in's Nebenzimmer und stellte dann den Studentkopf an die leergewordene Stelle.

Während dessen verließen die Damen das Atelier. Der Meister wuschte sich den Schweiß von der Stirne. Dann zündete er sich eine Cigarette an und rief in gereiztem Tone durch den Thürspalt dem Stubenmädchen zu: „Ach lasse bitten!“

6.

Saladins Benehmen hatte sich gegen früher geändert. Seine ganze Haltung besaß heute etwas Gönnerhaftes.

Auf Koski machte das anfangs wenig Eindruck. Er behandelte den Bilderhändler mit cordialer Nachlässigkeit. Erst als dieser anfing, in beinahe Sarkastischem Tone über den fälligen Wechsel zu sprechen, regte sich der Maler auf. Er ging immer zorniger durch's Zimmer und versetzte dem Gläubiger in seinen gereizten Worten Schlag um Schlag.

Saladin hatte im Lehnstuhl am Fenster Platz genommen, die Beine übergeschlagen und die dicken Finger in die Taschen seines kurzen Jacketts vergraben. Er besaß ein feistes Gesicht, einen breiten, starren Schnurrbart, der wagerecht über den etwas wulstigen Lippen stand, und einen Kranz dunkler Haare, der rund um die glänzende Platte lag. Während Koski sprach, lächelte er und zeigte dabei unnötig lange seine wohlgepflegten Zähne. Er that dies, weil er in der Fensterscheibe sein Spiegelbild erblickte. Saladin hielt sich für sehr schön. Seine Eitelkeit sprach sich auch in dem coquetten, jugendlichen Schnitt seines Anzuges aus.

„Wenn Sie durch Grobheit etwas zu erreichen glauben, Herr Koski, dann fahren Sie, bitte, in diesem Tone fort,“ sagte der Bilderhändler malitios.

„Mit Euch Geldmensch ist überhaupt nicht zu verkehren,“ begehrte der Maler auf. „Habt ein paar Groschen in der Tasche, kein bißchen Grips im Hirn, höchstens soviel, als zum Schachern gehört, und nicht die leiseste Ahnung von höherem Schwung oder so was.“  
Saladin schmunzelte.

„Sie brauchen gar nicht zu lachen, Herr Luge. Mir ist durchaus nicht danach. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mich höllisch über meinen Reinsfall ärgere.“

„Reinsfall?“ Saladin trommelte auf dem Fenstertisch und wackelte mit dem Kopfe hin und her. „Stimmt. Aber nicht Sie sind hineingefallen, sondern ich.“

Der Maler lachte zornig auf. „Unglaublich, wirklich!“  
„Sie thun gerade, Herr Koski, als ob's ein Frevel von mir wäre, mein Geld zurückzufordern. Ich muß mir's doch auch verdienen. Sauer jogar.“

„Haha, verdienen — Sie!“ warf der Maler ein. „Ihre lumpigen paar Thaler werden Sie übrigens schon bekommen.“

„So? Dann bitte. Aber schon heute gefälligst.“  
„Paßt mir nicht. Kommen Sie ein andermal wieder.“

Die großartige Naivität des Künstlers ergöhte den Bilderhändler. „Sie haben eine Ahnung vom Querschreiben, lieber Herr Koski!“

„Nennen Sie mich nicht lieber! Das kann ich nicht leiden!“

Saladin schob die Hand in die Hosentasche und streckte sich noch behaglicher aus. Nach einer Weile sagte er: „Warum wollen wir uns denn erzürnen? Die Sache ist ja wohl in Güte beizulegen. — Na, wie weit sind wir denn mit dem Bilde? Lassen Sie doch mal sehen.“

Koski wies auf die Staffelei. „Dort steht's.“  
Saladin Luge warf einen lauernden Blick auf den Künstler. Dann erhob er sich mit jenem kurzathmigen Seufzen, das dicken Leuten eigen ist, denen es gut geht. Sobald er den Studentkopf gesehen hatte, lachte er kurz und höhnisch auf.

„Und darauf haben Sie mich vertröstet? Damit wollen Sie den Wechsel auslösen und außerdem noch Vorschuß zurückzahlen? Haha! Machen Sie sich doch nicht lächerlich!“

„Herr!“ brauste Koski auf. Er sah sich im Zimmer nach einem Gegenstand um, den er seinem spottenden Gegenüber an den Kopf werfen könnte. Als bald mäsigte er sich. „So, es gefällt Ihnen also nicht, das Bildchen, — Sie alter Knabe?“

„Nein!“  
„Na, dann machen Sie's gefälligst besser.“

„Kann ich nicht. Brauch' ich auch nicht. Ist gar nicht mein Metier.“

„Ja, aber schimpfen und kritisieren wollt Ihr. Haha, einen Quark versteht Ihr.“

Saladin ging im Zimmer auf und nieder, wobei er sich in jedem Spiegel, an dem er vorüberkam, betrach-



rete. Endlich blieb er vor dem Kamin stehen und bespiegelte sich in dem Glasdach der Stuhuh. „Herr Konsti, ich weiß, was ich von der Sache zu halten habe.“

„Na, da bin ich neugierig.“

„Sie machen Geschäfte hinter meinem Rücken.“ Während der Bilderhändler das sagte, zog er sein stark parfümirtes Taschentuch hervor und wischte über sein Antlitz, das stets fettig glänzte.

Konsti war zusammengefahren, wußte sich aber sofort wieder zu beherrschen. „Sie müssen's ja wissen.“

„Weiß es auch, Herr Konsti. Und ich rathe Ihnen im Guten — machen Sie keine Sachen.“ Saladin bearbeitete in ziemlicher Erregung seinen Schnurrbart mit zwei kleinen Bürsten, die er aus der Westentasche hervorgezogen hatte. Dann wandte er sich zum Maler und sagte:

„Ich bin nämlich auch nicht auf den Kopf gefallen.“

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe.“

Der Bilderhändler griff nach Hut und Stok.

Konsti hatte sich mit einer frisch angezündeten Cigarette auf die Chaiselongue geworfen und paffte diese Wollen in die Luft. „Sie wollen das Bildchen nicht haben, Herr Saladin Lupe?“

„Nein, Herr Konsti. Und nennen Sie mich nicht Saladin. Das ist mir unangenehm.“

Konsti lachte. „Sie verstehen doch keine Bohne von der Kunst, Lupe. Sehen Sie sich 'mal das Zeug näher an. Da — die Beleuchtung — he?“

„Ist ganz gut, ist ganz gut, Herr Konsti. Aber fünfshundert Mark — mehr nicht.“

Der Maler freizog auf und sprang mit einem Satz auf den Bilderhändler zu.

Entsetzt wich Saladin zurück. „Herr Konsti, ich will Sie nicht kränken,“ sagte er schnell. „Aber seien Sie doch ehrlich. Sie haben ein Wasserbild. Ich weiß es. Und Sie wollen's einem Concurrenten verkaufen.“

„Ach, Unsinn! Alter Schinken! Erst recht nichts für Sie. Seien Sie nicht langweilig.“

Saladin war nervös geworden. Seine Nasenpfeife erbleichte; seine Augen wurden kleiner und bekamen einen grünlichen Schein. „Sie lassen mich also so gehen?“

„Hm.“

„Dann sollen Sie mich ebenfalls von einer andern Seite kennen lernen.“

„Soll mir lieb sein.“

„Gutmütig bin ich — aber dumm nicht.“

„Na, na!“

Der Bilderhändler würgte eine zornige Erwiderung hinunter und ging — ohne Gruß. Als er die Thüre schon hinter sich geschlossen hatte, kam er wieder zurück.

„Herr Konsti, geben Sie mir das Bild mit dem Wasser. Ich werde mich dann auch coulant zeigen. Aber wenn Sie zu Griesinger gehen, dann . . . Ich weiß Alles, Herr Konsti!“

„Ich thue, was mir beliebt.“

Saladin raffte sich auf, schwang sein Stöckchen und schob es mit beispielloser Grandezza unter den Arm. „Jeder nach seinem chacun!“

Damit verschwand er.

7.

„Ich bin für Niemand zu sprechen — für Niemand!“ schrie Meister Florian in furchtbarem Zorn, als das Stubenmädchen eine Weile später an die Atelier-Thüre pochte.

Die Schritte draußen entfernten sich.

Konsti schnellte von der Chaiselongue empor und jagte an die Thüre.

„Nur wenn Leute von Griesinger & Co. kommen — die schicken Sie sofort herein, Anna! Verstanden?“

„Is jut.“

Konsti unternahm einen Spaziergang durch's Zimmer. Je weiter die Zeit vorrückte, desto unruhiger ward er. Endlich nahm er den Studienkopf von der Staffelei und schleuderte ihn in eine Ecke.

Es wurde dunkel. Griesinger & Co. ließen noch immer nichts von sich hören.

Die beiden Herren hatten in der letzten Zeit öfter bei dem Maler vorgesprochen und die Strand-Scene mit kritischem Blick gemustert. Eine Honorar-Differenz hatte die Erledigung der Angelegenheit noch hinausgeschoben. Jetzt war man aber einig geworden. Das Bild sollte aus dem Atelier abgeholt werden. Konsti wartete voll ängstlicher Spannung. Gleichzeitig sollte ihm nämlich durch die Boten der von ihm bereits unterzeichnete Kaufvertrag vollzogen zugehen. So war es verabredet.

Meister Florian verbrachte eine unruhige Nacht.

Auch der Morgen verging ohne Nachricht von Griesinger & Co. Abermals gab Konsti strengsten Befehl, daß er von Niemandem gestört werden wollte. So oft die Klingel ertönte, fuhr er in die Höhe und lauschte.

Frau Susanna befand sich gleichfalls in größter Erregung.

Sie hatte wieder einmal Geldsorgen.

Heute war der erste October. Für diesen Tag hatte sie einer ziemlichen Anzahl von Lieferanten Zahlung zugesagt. Mit vieler Mühe hatte sie ihrem Gatten noch ein paar Goldstücke abgelockt.

Wenn es draußen läutete, so klang's in Frau Susannas Ohren wie die Trompete des jüngsten Gerichts.

Zuerst kam eine Rechnung von der Putzmacherin, später ließ sich der Tapezierer persönlich melden.

Anna, das Stubenmädchen, hatte eine geradezu unausstehliche Art, beim Ankündigen dieser Besuche zu lächeln.

„Sagen Sie, ich sei ausgegangen.“

„Das hab' ich ihm gesagt, gnädige Frau. Er will so lange in der Küche warten. Er sei schon viermal vergeblich dajewesen.“

„Also sagen Sie, ich käme im Laufe des Tages selbst.“

Frau Susanna ging dem Stubenmädchen bis an die Thüre nach und lauschte. Man vernahm ein ärgerliches Brummen. Dröhnend wurde die Vorsaalthüre zugeschlagen.

Bald kamen andere Forderungen. Frau Susanna war der Verzweiflung nahe. Rathlos irrte sie durch die Zimmer. Die Töchter waren ausgegangen. Konsti ließ sich nicht stören.

Die kleinen Schuldbestände mußten wenigstens abgelöst werden. Sogar beim Butterhändler und im Grünframkeller war eine Rechnung aufgelaufen. Die unglückliche Hausfrau brachte das Portemonnaie gar nicht mehr aus der Hand. Man kam und ging. Immer hieß es: zahlen! Die großen Rechnungen mußten zurückgewiesen werden. Frau Susanna hatte sich darauf verlassen, daß Florian sein Bild noch vor dem Monats-ersten verkaufen würde. Ein geheimer Groll gegen ihren Gatten erfaßte sie. Sie mußte bei jedem einzelnen Gläubiger auf einen neuen Vorwand sinnen, um ihn zu vertrösten. Und dabei ward Anna jedesmal dreister.

Sie berichtete ihrer Herrin die malitiosen Bemerkungen der Abgewiesenen mit sichtlich Schadenfreude.

Plötzlich stürmte die Köchin in's Zimmer. Beim Fleischer und beim Kaufmann wollte man nichts mehr auf's Buch geben. Das alte Conto sollte erst abgetragen werden. Es restirten sogar noch mehrere Posten, die bereits vor der Sommerreise zu bezahlen gewesen wären. Frau Susanna nagte an den Lippen und stieß etwas hervor, das wie: „Proletarier!“ klang. Sie mußte sich entschließen, der Köchin zum Einholen ihren letzten Goldsack einzuhändigen.

Sobald das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, überkam sie eine tödliche Angst. Wenn nun bis zur Rückkehr der Köchin eine neue Rechnung präsentirt wurde? Frau Susanna hätte in diesem Augenblick auch den kleinsten Betrag nicht zu zahlen vermocht!

Der Malersgattin wurde es schwarz vor den Augen. Sie jähelte sich plötzlich sehr leidend.

„Anna, lassen Sie die Jalouzien herab — ich muß Ruhe haben.“

Das Stubenmädchen gehorchte. „Wenn aber Jemand kommt? . . . Der gnädige Herr sind auch nicht zu sprechen!“

„Ich bin krank. Ich kann mich um nichts mehr bekümmern.“

Endlich war Frau Susanna allein. Sie verriegelte die Thüre. Dann athmete sie tief auf.

Eine Weile später läutete es abermals. Frau Susanna legte sich geräuschlos auf die Chaiselongue und zog die Decke über sich. Aengstlich lauschte sie.

Die gnädige Frau sei krank und liege zu Bett. — Es sei aber sehr dringlich; Frau Konsti habe für den heutigen Tag Zahlung fest zugesagt. — Die gnädige Frau schlafe bereits.

Frau Susanna schloß unwillkürlich die Augen.

Endlich fügte sich der unangenehme Besuch. Mit der Bemerkung, daß er am folgenden Tag wiederkommen werde, entfernte er sich.

So ging es noch ein paar Mal. Die Malersgattin freute sich ihrer Kriegsklist. Mit großer Bangigkeit gedachte sie aber der Zukunft. Was sollte nur werden, wenn ihr Gatte nicht schleunigst Hilfe brachte? Sie konnte doch wahrhaftig nicht ewig hier liegen bleiben!

Plötzlich fuhr Frau Susanna jäh empor. Sie erinnerte sich, daß sie heute Empfangstag hatte.

Unruhig ging sie auf und nieder. Sie rechnete. Soviel sie auch hin und her überlegte, es war keine Möglichkeit, auszukommen. Und sie wollte sich doch dem erscheinenden Besuch nicht ungastlich zeigen. Auf fünf bis sechs Damen und ein paar Herren — meist Künstler und Künstlerinnen — war bestimmt zu rechnen.

Wenn auch bei solchen Gelegenheiten keine besonderen Umstände gemacht wurden — Geld war immerhin erforderlich.

Nun, Florian mußte helfen! Und wenn er noch so schlecht gestimmt war! . . . Der Ruf des Hauses stand ja auf dem Spiele.

Es wurde Mittag. Konsti sprach bei Tisch kaum ein Wort. Auch Kora und Sascha, die kurz vor der Mahlzeit von allerlei Besorgungen aus der Stadt heimgekehrt waren, stellten alsbald ihr munteres Geplauder ein.

Nachdem man gegessen hatte, nahm Frau Susanna ihren Gatten bei Seite. Sascha und Kora flüsterten ebenfalls geheimnißvoll mit einander. In beiden Gruppen bildete das leidige Geld den Gegenstand der Unterhaltung.

Die jungen Damen hatten wieder einmal besondere Wünsche. Die schlechte Laune des Vaters schüchterte sie etwas ein. Als sie aber gerade Muth gefaßt hatten, um ihre Bitte gemeinsam vorzutragen, vernahmen sie einen entsetzten Ausruf der Mutter. Hurtig eilten sie in's Nebenzimmer.

„Kinder, das ist mein Ende!“ rief Frau Susanna. Sie war in einen Hauteuil gesunken und starrte ihren Gatten mit weit aufgerissenen Augen an. „Unser Besuch! Das wird eine furchtbare Blamage!“

„Aber was giebt's denn nur? Mamachen, so rede doch!“ Aengstlich umringten die beiden Mädchen ihre Mutter.

„Ich habe eine Unmenge Rechnungen bezahlen müssen. Jetzt ist kein Geld mehr da. Und Euer Vater sagt mir eben, daß er sich auf mich verlassen hätte.“

„Ach herrje!“ rief Sascha in ihrem höchsten Tone, „und gerade wollten wir . . .“

Ein unwilliges Kopfschütteln der Schwester brachte das Mädchen zum Schweigen.

Da Anna im anstoßenden Speisezimmer mit dem Abräumen der Mittagstafel beschäftigt war, wurde das Gespräch abgebrochen.

Papa Florian begab sich in sein Atelier. Frau Susanna folgte ihm auf dem Fuße. Auch die beiden jungen Damen ließen nicht lange auf sich warten.

Hier wurde in gedämpftem Tone weiter verhandelt.

„Es ist, um aus der Haut zu fahren!“ rief der Meister. „Kein Geld da. Immer das alte Lied. Verdiane ich etwa nicht genug? Bin ich ein Faulenzler? Zum Kukud, andere Hausfrauen haben sich auch nach der Decke zu strecken!“

Frau Susanna blidte gekränkt zu Boden.

Kora setzte sich neben sie und umfaßte sie. „Ach, Mamachen — Papa meint's ja gar nicht so schlimm.“

Die im zärtlichsten Tone gesprochenen Worte ihrer Tochter entzettelten den Thränenstrom der Malersgattin.

„Ach, ich weiß ja, daß ich nicht zur Hausfrau taugte,“ schluchzte sie. „Ich habe es eben in meiner Jugend nicht nötig gehab, mit den Pfennigen zu rechnen. Hätt' ich doch nie — nie . . . o Gott, o Gott . . .!“

Frau Susannas Worte verloren sich in herzzerbrechendes Schluchzen und Weinen.

Kora sprach der Mutter zu.

„Und wenn es nur nicht gerade heute so gekommen wäre!“ klagte Frau Susanna weiter. „Aber wenn die Gäste meine Verlegenheit bemerkten . . . o Gott, o Gott!“

Auch Sascha setzte sich neben die Mutter. „Da sieh 'mal, Du Rabengatte,“ rief sie dem zornig auf- und niederstürmenden Vater zu, „Mama weint!“

Ja, Mama weinte wirklich.

Florian raufte sich das Haar und rannte noch aufgeregter durch das Gemach. Als sein Blick aber zufällig das Antlitz seiner Gattin streifte, war er plötzlich wie umgewandelt. Die großen Tropfen, die von Frau Susannas Wangen herabrannen, verfehlten ihre Wirkung auf den weichherzigen Meister nicht.

„Na ja, so ist's recht,“ brummte er einlenkend, „nun bekommst Du rothe Augen, und Deine Gäste werden sehen, daß Du geweint hast.“

Erschrocken hielt Frau Susanna in ihrem Thränenstrom inne.

Sascha klopfte ihr liebevoll die Wange. „Na, sei wieder lieb, Mamachen. Weinen nützt ja doch nichts.“

„Und Du bist so hübsch, wenn Du lachst!“ sagte Kora, die Mutter auf die Augen küßend.

Frau Susanna tröstete sich allmählig. „Ihr guten Kinder, — ja, wenn ich Euch nicht hätte!“

Nun pflanzte sich auch Florian vor seiner Gattin auf. „Und ich bin natürlich wieder der Haustyrann, wie? . . . Na, Susel, nun schäm' Dich 'mal vor Deinen großen Mädels. Wegen des dummen Geldes werden wir uns zanken? Nachdem wir ein fünfstel Jahrhundert hindurch in Frieden bei einander gehaust haben? Unsinn. Geld ist noch das Wenigste.“

„Namentlich in 'ner Künstler-Familie!“ wagte Sascha mit drolligem Ernst hinzuzusetzen.

Der Bann war gebrochen. Florian ging auf den scherzenden Ton des Mädchens ein. Bald lockte er auf Susannas Antlitz ein Lächeln hervor.



„Aber was soll ich nun anfangen?“ fragte sie schließlich in gedämpftem Ton. „Ich habe mich bis auf den letzten Pfennig ausgegeben.“

Sascha lachte herzlich auf. „Das ist ja famos!“ rief sie übermüthig. „Eine Collecte für Mama!“ Damit holte sie ihr kleines Geldbeutelchen aus der Tasche und leerte es auf den Tisch vor Frau Susanna aus. „Da, mein ganzes Vermögen. Ich bin zwar ganz abgerissen und brauche zur höchsten Noth neue Handschuhe, — aber es sei geopfert auf dem Altar des Hauses!“

Konsti schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Ja, ich kann Euch nicht helfen. Ich muß warten, bis der Vertrag von Griesinger kommt. Wenn ich jetzt drängen wollte, so würde man mich sofort im Preise drücken. Ich kenne das. Aber bis morgen früh hoffe ich spätestens auf Erlösung aus der peinlichen Lage.“

Nora war eine ganz andere Natur als die Schwester. Deren leichtsinnigen Uebermuth verstand sie nicht. Schüchtern und verschämt drückte sie der Mutter einige Ersparnisse vom Taschengelde in die Hand.

prinzlichen Palais in Berlin, wie in Schloß Friedrichskron in Potsdam, ging es kaum anders zu, wie in einem wohlstürten bürgerlichen Haushalt. So gab es denn auch in diesem fürstlichen Familien-Kreise von jeher jenes wirkliche Sich-Kennen-und-Lieben-Lernen, das seinen natürlichen Abschluß in einer Brautwerbung findet. Die Erbprinzessin von Weiningen, die Kronprinzessin von Griechenland, die Prinzessin von Schaumburg-Lippe, sie alle sind ihren zukünftigen Gatten, die zur Dienstleistung in die deutsche Armee eingetreten waren, zum ersten Male absichtslos im gastlichen Hause ihrer Eltern begegnet und haben einen wirklichen Herzensbund geschlossen.

Nun hat die Stunde der Trennung vom Elternhause auch für die jüngste Kaiser-Schwester, die Prinzessin Margarethe von Preußen, geschlagen. Prinzessin Margarethe hat dieselbe, auf selbständige Ausbildung aller körperlichen und geistigen Fähigkeiten gerichtete Erziehung genossen, wie ihre Schwestern. Im Morgenglanze des neu erstandenen deutschen Reiches, am 22. April 1872, geboren, wurde sie von der intimsten Freundin ihrer Eltern, der damaligen Kronprinzessin Margherita von Italien, aus der Taufe gehoben und erhielt von der „schönsten Fürstin Europas“ ihren Rufnamen. Für glückliche Kinderjahre bürgte der im kronprinzlichen Hause herrschende Familien-Sinn, und als dann die Jahre der Prüfung kamen, als der todtwunde Kronprinz von Leidens-Station zu Leidens-Station ziehen mußte, um schließlich auf dem Thron der

Nachdruck verboten.

## Lilis Verhältniß.

Eine Kindergeschichte von Hermine Billinger.

Unter dem frei auf grüner Anhöhe liegenden Herrschaftshaus führte ein Hohlweg hinab zum Dorf, mit seinen freundlichen, garten-umsäumten Häuschen. Vor dem ersten, zunächst der Villa, stand ein ungefähr siebenjähriger Bube, die Faust voll rother Nelken, und auch im Mund hatte er eine Blume; er befand sich im vollsten Wicks, obwohl's nicht Sonntag war; ein schwerer Filzhut drückte die weitabstehenden Ohren darunter vollends zu Schanden, die kurze, steife Tuchjacke und enorm weite Hose machten den kleinen Mann zu einem nichts weniger als augen-erfreuenden Gegenstand.

Die unter der Hausthüre lehrende Frau schien jedoch anderer Meinung zu sein, wenigstens betrachtete sie ihren Sproß mit einem Ausdruck unverkennbaren Stolzes, indem sie ihm zugleich ein ermunterndes: „Gang jez, Büchli, gang jez!“ — zurief.

Er blieb aber noch immer stehen mit gespreizten Armen und Beinen und fragte in weinerlichem Tone neben seinem



Prinzessin Margarethe von Preußen und Prinz Friedrich Karl von Hessen.

Nach Photographien von T. G. Seigt, Homburg, und Th. Sellmann, Berlin.

Frau Susanna athmete erleichtert auf. „Nun muß ich aber schnell zum Conditor schicken. Es ist schon vier Uhr. Kinder, was war das doch wieder mal für eine Heße!“

Als die Mutter das Atelier verlassen hatte, warf sich Sascha einen Mantel um, der von den Actstudien des Malers noch auf dem Boden lag, duckte sich mit komischer Aengstlichkeit zusammen und näherte sich ihrem Vater. Sie streckte mit schelmischem Ausdruck die Hand aus und sprach den Maler in der Art eines reisenden Handwerksburschen um ein Almosen an.

Meister Florian lachte über den drolligen Einfall. „Thut mir leid, armer Bengel, ich hab' selbst nichts.“

Sascha faßte ihren Vater am Arm und zog ihn mit sich fort.

„Komm, so laß uns gemeinsam verhungern!“

Konsti zupfte das übermüthige Mädchen leicht am Ohr. „Vorlaute Mauge Du!“ sagte er halb lachend, halb geärgert.

Nora blickte verlegen bald den Vater, bald die Schwester an. Sie war ganz roth geworden.

(Fortsetzung folgt.)

## Prinzessin Margarethe von Preußen und Prinz Friedrich Karl von Hessen.

Mit zwei Portraits.

Die Geschichte des Hohenzollern-Hauses und seiner Sprossen geht ein starker, inniger Familienzug, ein tiefer Sinn für die Häuslichkeit, der fern abführt von politischen Erwägungen und die Anforderungen der letzteren von den Bedürfnissen des Herzens zu trennen weiß. Kaiser Wilhelm I. wußte zu repräsentieren, wie kein anderer unter den Fürsten seiner Zeit, im häuslichen Kreise war er ein sorgfamer Familienvater, der all die kleinen Leiden und Freuden seiner Kinder, Enkel und Urenkel mitfühlte und überall rathend und helfend eintrat. Noch stärker nach der Richtung des Einfach-Bürgerlichen ausgeprägt, zeigte sich dieser Charakterzug bei seinem Sohne, dem Kaiser Friedrich. Durch seine Ehe mit der englischen Königs-Tochter fand seine Vorliebe für behagliche Lebensführung am heimischen Herde neue Nahrung, und im kron-

prinzlichen Hause zu erliegen, da waren seine beiden jüngsten Töchter an der Seite der Mutter seine steten Begleiterinnen. Prinzessin Margarethe blieb nach der Vermählung ihrer Schwester mit dem Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe der einzige Trost der Kaiserwitwe, die sich von ihrem „Reithäuschen“ auch nicht für kurze Zeit zu trennen vermochte. Vielleicht war diese liebe Gewohnheit des innigen Zusammenlebens ein Hauptgrund, weshalb die Gerüchte über eine Vermählung der jüngsten Schwester des Kaisers sich immer wieder als irrig erwiesen. Ein Sohn des Königs von Schweden, der Erstgeborene des Königs von Dänemark, der Erbgroßherzog von Luxemburg, der Großherzog von Hessen, der Thronfolger von Rußland, sie alle wurden als Bewerber um die Hand der preussischen Prinzessin genannt. Aber die hohe Politik hat von jeher mit dem Familien-Glück der Hohenzollern selten etwas zu thun gehabt.

Prinz Friedrich Karl von Hessen hatte als Lieutenant im Ersten Garde-Dräger-Regiment gewiß Gelegenheit, sich seiner Cousine, die als eifrige Tänzerin bekannt ist, zu nähern. Der eigentliche Herzensbund ist, wieder so recht schlichtbürgerlich, zwischen Nachbars-Kindern geschlossen worden. Friedrichshof bei Homburg, der neu erworbene Lieblings-Aufenthalt der Kaiserin Friedrich, grenzt dicht an Schloß Philippsruh, den Witwenhof der Mutter des Prinzen Friedrich Karl, so daß sich das Finten zweier Herzen nicht allzuschwer gestaltete. Standen sich die beiden Fürstentöchter doch schon durch die Geburt verwandtschaftlich nahe. Prinz Friedrich Karl ist am 1. Mai 1868 als dritter Sohn des Landgrafen Friedrich von Hessen und der Prinzessin Anna von Preußen, der Schwester des Prinzen Friedrich Karl, des „rothen Prinzen“, geboren. Sein ältester Bruder ertrank auf einer Seereise nach Aken, der zweite ist blind, so daß ihm, als dem erbfähigen Sprossen seines Hauses, bereits der ganze reiche Familien-Beiz zufällt. Auf die Thronanwartschaft im Kurfürstenthum Hessen-Kassel hat sein Vater in echt deutscher Gefinnung schon im Jahre 1866 verzichtet.

Gleiche Neigungen verbinden das junge Paar. Prinzessin Margarethe ist als elegante Reiterin bekannt und wird an dem schlanken Dragoner-Offizier einen ebenbürtigen Partner finden. Kunst und Wissenschaft haben in den beiderseitigen Familien stets eifrige Gönner und Gönnerinnen gefunden, und Prinzessin Margarethe sowohl als ihr Verlobter haben sich nicht nur auf ihren Reisen ein umfassendes Kunstverständnis zu erwerben gewußt, sondern sind selbst gelegentlich mit Stift und Pinsel ausübend thätig.

Preussische Prinzessinnen sind selten unvermählt gestorben; der Fürst Johann, der zunächst auf die Hand einer Hohenzollern-Tochter Anspruch macht, wird sich ein wenig gedulden müssen. Prinzessin Victoria, die Tochter des Prinzen Friedrich Leopold, ist erst zwei Jahre alt, und die Geburt einer unter dem Purpur geborenen Prinzessin haben erst im Herbst des eben verfloßenen Jahres die üblichen Kanonenschüsse verkündet.

Nelkenstiel heraus: „Jo Mutter, was soll denn dem Villa-Weidela sage.“

„Se, sag sch'm e Grüeßle von dim Hansele!“

Da lachte er mit dem ganzen Gesicht, drehte sich mit einem plötzlichen Ruck der Hausthüre zu und schrie ein „Hansele“ hinein, in dem sich die ganze Zärtlichkeit seiner Kinderseele offenbarte. Es raschelte ein wenig hinter den Nelkenstiefeln am Fenster, dann tauchte zwischen den hochrothen Blüten das feuerrothe Köpchen eines Eichhörnchens hervor, mit einem höchst verwunderlich klugen und fragenden Gesichtsausdruck.

„Dajch's g'hört, e Grüeßli solli von der sage,“ verkündete der Bube, „so, nu jez adjes, Hansele, un b'hüet di Gott —“

Darauf er gemächlich wie ein Alter mit seiner Nelke im Mund den Hohlweg hinaufstieg.

Die kleine Anhöhe war schnell erreicht, und das Büblein stand vor der Pforte der Villa und läutete; drinnen bellte ein Hund, und die Thüre wurde geöffnet. Der kleine Gast betrat einen schönen, schattigen Platz, mit hohen, prächtigen Bäumen, und stiefelte geradenwegs auf einen Tisch zu, an dem die Villa-Bewohner saßen und ihr Frühstück einnahmen — obenan, der Herr des Hauses, mit seinem rothen Fetz und seinen Zeitungen, rechts und links die im ganzen Dorf berühmten und von allen Kinderherzen heißverehrten Tanten Maria und Helene. Außerdem aber ragte noch ein dunkles, kaum sichtbares Köpchen über den Tisch, und dieses war der Punkt, den der kleine Ankömmling krampfhaft in's Auge faßte und auf den er lossteuerte.

„Et sieh mal, Lili, da kommt er ja schon, der Freund Josef,“ rief Tante Helene aus, „und die schönen Nelken, die er Dir bringt! nun, so gib ihm ein Händchen, Lili, Du hast ja auf der ganzen Fahrt gestern Abend von nichts Anderem geredet als vom Josef.“ — „So, so,“ drohte der alte Herr mit dem Finger, „und da soll man sich einbilden, die Reise wär' um Großpapas Geburtstag gechehen!“

Lili, die mit dem ganzen Gesichtchen in ihrer Schale Milch steckte, die sie mit beiden Händchen festhielt, verharrte ruhig in ihrer Beschäftigung, darüber weg den blöden Josef mit großen schwarzen Augen anstarrend, die plötzlich wie zwei Sternlein zu funkeln begannen, als der Bube stotternd sein „Grüeßle“ vom „Hansele“ ausrichtete.

„Weißt Du was,“ half ihm Tante Maria aus der Verlegenheit, „essen wir zuerst ein Stück Kuchen, Josef, bis diese verschämte Lili sich entschließt, hinter ihrer Milch hervorzukommen.“

Er wurde auf einen Stuhl gehoben, und Tante Helene legte ihm das Stück Kuchen auf den Teller, und Tante Maria zerschchnitt es, wobei sie bemerkte:

„Und die Nelke nimmst Du aus dem Mund, Josef, die mußst Du lieber nicht mitessen, sonst giebt's am End ein Nelkenbecklein in Deinem Magen —“

Eine Voraussetzung, die Lili veranlaßte, so herzlich in ihre Milch zu lachen, daß der Josef und sie und der Großpapa, mit sammt seinen Zeitungen, unter einen Schauer weißer Tropfen gerietten, die nach allen Richtungen spritzten.



„O Du ungeschicktes Kind,“ schalt der Großpapa mit dem freundlichsten Gesicht der Welt, während die Tanten flugs den Schaden wieder gut machten, bei welcher Gelegenheit denn endlich das ganze Klischee zum Vorschein kam, von dem hinter der großen Serviette und Milchschale bislang nur wenig zu sehen gewesen — ein Persönchen, zierlich wie ein Eselkind neben dem dicken Bauernjungen, der zum Ueberstuf in diesem Augenblick seine Baden so voll Kuchen gestopft, daß er sichtbar nach Athem ringen mußte und so unvorteilhaft wie möglich aussah.

„Nein,“ jagte Tante Helene mit einem Blick auf das unbeschreiblich ungleiche Pärchen, „wo nur die Lili ihre Augen hat!“

„Titania und der Esel,“ murmelte Maria, „eine Komödie, die sich öfter im Leben auführt, als man in seiner grünen Jugend glaubt.“

„Ach was,“ sagte der alte Herr und klopfte dem Josef auf den ahnungslosen Schädel, „laßt mir den Buben zufrieden, geschliffen ist er nicht, aber darum kann er doch ein Diamant sein.“

Worauf Helene etwas von dem bekannten Zusammenhalten der Männer murmelte und Titania sammt ihrem Egelein von den Stühlen hob.

Lili nahm den hülflosen Freund mit einer Vorsicht bei der Hand, als ob er von Glas wäre, und führte ihn aus den

kritischen Augen der Erwachsenen weg, einem höchst einladenden, abgemähten Rasenplatz zu. Dort machte die kaum vierjährige kleine Halt, erhob sich auf den Fehenspitzen und flüsterte dem Kameraden die Versicherung in's Ohr: „Es ist nicht wahr, Du bist kein Esel“ — worauf sie einen Seufzer ausstieß und mit einem Ausdruck nicht zu beschreibenden Entzückens die Frage hinzusetzte: „Hat mich der Hansel wirklich grüßen lassen?“

„Freili,“ nickte der Josef, und Lili begann in der Freude ihres Herzens einen kleinen Kundlauf zu veranstalten, dem sich der Josef nach einigem Besinnen anschloß, indem er schwerfällig wie ein Karrengaul hinter dem leichtfüßigen Eselkinde hertrabte.



Kein Heger, kein Jäger. — Nach dem Bilde von J. Schmitzberger. — Siehe Seite 16.



„Unterhalte mich jetzt,“ befahl Lili, nachdem sie sich müde gelaufen, und nahm auf einer Bank Platz. Der Josef laute an seiner Nefse und schaute so stumpf wie möglich drein, bis ihn plötzlich Lilis ungeduldig schaukelnde Füßchen zu einem Entschluß brachten:

„A gang jez in d' Schul,“ stotterte er.  
„Und dann?“ fragte das sich nicht im geringsten für diese Thatsache interessirende Stadtkind.

„An dann,“ wiederholte der Bube, „he, dann fragt halt der Lehrer immer e so viele Sache, die er doch selber wisse könnt —“

Und ganz beschämt über seine lange Rede, wandte er Lili den Rücken zu. Auch sie sah einen Augenblick wie verduht da, plötzlich von der Angst befallen, der stumme Josef könne nun, da er in die Schule ging, mit einem Male irgend etwas besser wissen wollen, als sie.

„Eisch,“ verkündete sie, „der liebe Gott sieht aus wie mein Großpapa, gelt aber, das hast Du nicht gewußt!“ Und bevor Josef sich die Sache klar gelegt, fügte sie hinzu:

„Und der liebe Gott kann Alles, er kann auch mit einem Bein über die ganze Welt springen, wenn er will —“

Damit hatte sie ihrem Ehrgeiz genug gethan, sprang von der Bank herunter und fuhr mit beiden Händchen in Josefs geräumige Rocktaschen.

„Welt,“ sagte sie, ihn so fest haltend, „Dein Hansele, der ist Dir lieber als die ganze Welt?“

„Des willt meine,“ gab der Bursche ohne Bedenken zu, und Lili flüster, indem ihr ein Paar hochrothe Wäckchen anfliegen:

„O ich weiß noch Alles — wie der Hansele Dir immer den Stoch verstecken thut und auf dem ganzen Tisch herumkrabbelt, und Alles versucht mit seinen kleinen, kleinen Zähnen — ach Josef, bitte, bitte, sei so gut und schenk mir Dein Hansele!“

Der Bube sagte kein Wort, aber mit einem Ruck machte er sich von den kleinen Händen, die ihn festhielten, frei.

„Und Du bist doch ein Esel,“ brauste die Kleine auf, riß eine Handvoll Gras aus dem Boden und warf es dem Josef in's Gesicht. Er blinzelte ein wenig und blieb dann mit großen, verwunderten Augen wie angenagelt stehen.

Lili beobachtete ihn voll Unruhe; plötzlich zuckte es um ihre kleinen Mundwinkel:

„Warum sagst Du denn nichts? Lili war unartig, Lili muß in die Ecke, psst!“

Und sie verfügte sich spornstreichs in's Gartenhäuschen, stellte sich in eine Ecke und begann ohne weiteres zu schluchzen. Dem Josef fiel vor Schrecken die Nefse aus dem offenen Mund, aber schon im nächsten Augenblick hob er sie wieder auf, da sie ihm offenbar als Beweis seiner festlichen Stimmung nicht fehlen durfte, ging zu der schluchzenden Kleinen hin und zupfte sie leise am Ködchen.

„Nein,“ sagte Lili, ihm das in Thränen gebadete Gesichtchen zwendend, „es ist noch nicht genug“ — und fuhr mit erneuertem Eifer in ihrem bitterlichen Schluchzen fort.

Da blieb der Josef in Gottesnamen dicht hinter ihr stehen, die Hände in den Taschen, und aus den Augen quollen ihm große, dicke Thränen, die ihm schmerzhaft die Kehle zusammenzuckten.

Wit einem Male hüpfte Lili, mit dem ganzen Gesichtchen strahlend, aus ihrem selbstverwählten Verbannungs-Plätzchen, mit heller Stimme verkündend:

„So, jetzt bin ich fertig, jetzt bin ich wieder lieb — aber warum hast denn Du geweint?“ setzte sie mit einem erstaunten Blick auf Josef hinzu, „Du bist ja gar nicht unartig gewesen!“

Da wandte er sich in tiefster Scham von ihr weg, rief sich selber „hü“ zu und setzte in gestrecktem Galopp über den Nasen hin, denn d' Miemli uf der Villa sin au schöner als unjeri — nei, wie mi au des kränkt —“

Der Josef schaute seine Mutter an mit Augen, die immer größer und ängstlicher wurden: irgend ein Gedanke schien in ihnen zu dämmern, aber er brauchte Zeit, sich mit ihm vertraut zu machen. Stumm sah er da und blieb so sitzen, auch als das Hansele herbei kam und sich voll Eifers über die Süßigkeiten hermachte, Alles beschnuppernd und in seinen kleinen Pfötchen herumdrehend: hierauf ging's an ein Verschleppen und Verstecken in alle Winkel der Stube; dabei schaute sich das Thierchen alle Augenblicke mit einem Ausdruck des Staunens nach dem Buben um, als wollte es sagen: Nun, was ist denn heut mit Dir — wo bleibst's mit unierer frohen, ergötzlichen Jagd?

„Mutter,“ sagte der Josef mit einem Mal, nachdem er bis zum Abend in aller Stille so gefessen hatte, „i ha so Schmerze dorum, am Mage.“ — „Wirich z' viel g'ässe ha,“ meinte die Frau und legte ihn zu Bett.

Der Hansele hüpfte ihm nach, alsbald in gewohnter guter Laune seine abendliche Vorstellung auf dem Geländer des Bettchens gebend, unter welchem Schauspiel der Josef sonst mit dem herzlichsten Lachen auf den Lippen entschlummert war. Heute weinte er sich in den Schlaf, und noch im Traume schluchzte er auf, so daß das kleine Thierchen, das an seiner Seite zusammengerungelt lag, allemal ganz verwundert mit seinem roten Köpfchen über die Decke fuhr.

Am andern Morgen in der Frühe stand der Josef oberhalb des Hohlwegs; er trug einen kleinen Sack im Arm, worin sich etwas regte; so stand er über eine halbe Stunde lang, den Blick unverwandt auf die Thüre der Villa gerichtet; dann wurde die Thüre aufgeperrt, und der Wagen fuhr langsam heraus.

„Ei, da ist ja der Josef,“ rief Tante Helene, „Kutscher, halten Sie ein wenig, daß sich die Kinder die Händchen geben können.“

Lili beugte sich vor, anzuschauen wie ein Prinzlein, das einen armen Bauerknaben mit ihrer Huld beglückt. Da slog etwas an ihrem Köpfchen vorbei, der Tante Helene in den Schoß, und der Josef rannte wie besessen den Hohlweg hinunter.

„Was ist denn das,“ sagte Tante Helene, „es ist, als be-

wege es sich.“ — Das Säckchen wurde geöffnet, und heraus spazierte das Eichhörnchen, ganz erstaunt über die elegante Umgehung, in der es sich befand.

Lili war außer sich vor Glück.  
„Jetzt gehört's mir,“ schrie sie, „mir ganz allein — der Josef hat mir's geklaut — ich wieg's in meiner Puppen-Wiege — allen Zuder kriegt's in der ganzen Zuderbüch — o Tante, ich hab's ganz erschrecklich lieb.“

Sie war wie berauscht.  
„Ich komm ja gar nicht zu mir,“ sagte Tante Helene, „das hat der Josef gethan, der dumme blöde Bub.“

„Welt, jetzt weißt Du auch, warum ich ihn so lieb hab'?“ meinte die Kleine.

Tante Marie zog Lili gerührt an sich.  
„Weil Du sein gutes Herzchen erkannt, nicht wahr, Lili?“

„O nein, weil er so ein liebes Hansele gehabt.“  
Die beiden Tanten sahen sich ganz überrumpelt an, indeß Lili das Thierchen herzte und ihm einmal über's andere zuflüsterte:

„Jetzt bist Du mein, und wer Dich haben will, den mach' ich todt.“

„Lili,“ ergriff Tante Marie das Wort, „wenn Du jetzt nach Hause kommst, erwarten Dich Papa und Mama, zwei liebe Brüderchen, und ich weiß nicht, wie viele Puppen.“

„Küñf,“ sagte Lili.  
„Denk' mal, sünt! und wenn der Josef nach Hause kommt, ist seine Mutter vielleicht auf dem Feld, und er hat keinen Vater und kein Brüderchen und keine einzige Puppe, die ihn erwartet, er hatte nur sein Hansele.“

„Und das gehört jetzt mir,“ erklärte die Kleine, das Thierchen fest an sich pressend.

„Ja, es gehört Dir bis zur Bahn, dann reißt Tante Helene mit Dir weiter, und ich bring dem Josef das Hansele zurück, mit einem schönen Gruß von der Lili, und sie wolle ihm nicht seine einzige Freude rauben, sie wolle nicht, daß er jetzt ganz allein sitze und weine, denn sie, die Lili, habe auch ein gutes Herzchen und darum schide sie dem Josef das Hansele wieder.“

„Wenn er aber nicht weint,“ sagte Lili, sich an diese Vorstellung klammernd, wie an einen Rettungs-Anker, „dann muß ich's doch behalten, weil ich sonst wein' —“

„Kutscher,“ rief Tante Marie, „es ist noch Zeit, kehren Sie schnell um und fahren Sie durch den Hohlweg.“

Das Häuschen der Witwe stand offen, und Tante Maria ließ halten und stieg mit Lili und dem heimgeliebten Hansele aus.

Unter der Thür kam ihnen Josefs Mutter entgegen.  
„He, do sich 's Hansele,“ rief sie aus, „jetz weiß i, was der Bub hat — er wird g'fürchtet ha, 's isch am End' verlor'n — drin uff'm Bettli leist er un hült, as wollt'm 's Herzli breche —“

Lili steckte den Kopf in die Thüre, wie um sich von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen. Im nächsten Augenblick setzte sie das Thierchen auf die Schwelle nieder und rannte Tante Marie voraus zum Wagen.

Drinne erklärte sie mit von Schluchzen erstickter Stimme, aber durchaus energisch:

„Das jag' ich Euch — wenn ich groß bin, heirath' ich den Josef — und dann gehört's Hansele doch mir!“

Nachdruck verboten.

### Zur Frauenbewegung.

Eine Studie von Richard Wulckow.



Im letzten Jahrzehnt hat sich die Ueberzeugung eine breite Bahn gebrochen, daß die sogenannte „Frauen-Emancipation“, d. h. die Lösung der Frau aus überlebten Vorurtheilen und unnatürlichen Verhältnissen, als eine logische Folge der gegenwärtigen Culturstufe und der modernen, völlig veränderten Industrie-Verhältnisse, nicht aber als ein Product thörichter Euliege und leerer Eitelkeit anzusehen ist. Die Bewegung weist bereits unleugbar große Erfolge auf; sie hat den Frauen neue Erwerbs-Gebiete aufgeschlossen und sie zugleich zu einer kräftigen Vertretung ihrer eigenen Interessen ermuthigt; sie hat tausend arbeitsfreudige Hände in Bewegung gesetzt und einen Schatz von unthätiger geistiger Kraft flüßig und nutzbar gemacht. Die ehrliche, anständige Arbeit der Frau kann bereits als ein beachtenswerther Cultur-Factor angesehen werden, da sie ersichtlich zur Festigung und Bereicherung des Frauen-Charakters beigetragen hat; es ist mit Sicherheit zu hoffen, daß es den Frauen des deutschen Volkes immer mehr und mehr vergönnt sein wird, sich ihr Lebensschifflein mit eigener Hand zu zimmern, und daß ihnen kein Verständiger dies verargen wird; sie sind reifer geworden und haben nicht nur materiell, sondern auch geistig wacker arbeiten gelernt.

Neuerdings hat diese Bewegung durch kräftiges Eintreten einflußreicher Männer und durch energische Thätigkeit begabter Führerinnen an Ausdehnung und innerer Kraft wesentlich gewonnen und ihren Ansprüchen in einer früher nicht gekannten Weise Geltung zu verschaffen gewußt. Es werden sogar Gebiete menschlicher Arbeit für die Bethätigung der Frauen gefordert, die bisher als ihrer Eigenart nicht entsprechend angesehen wurden; ja es ist wiederholt von einzelnen Führerinnen der Bewegung ausgesprochen worden, daß die Frau es dem Manne auf allen Gebieten gleich thun könne und solle, daß kein Gebiet menschlichen Wirkens ihr verschlossen bleiben dürfe. Die Beamten-Laufbahn, das gelehrte Studium, die Ausübung des ärztlichen Berufs, die volle Theilnahme am politischen Leben des Volkes, das weite Gebiet der Kunst und Wissenschaft, einschließlicher der Erziehung der weiblichen Jugend ohne Beihilfe der Männer wird von den Leiterinnen der Bewegung nachdrücklich beansprucht, eine Inferiorität des Geschlechts im Vergleich zum Manne in Abrede gestellt.

Da an der Berechtigung der Grundforderung: sich einen größeren Antheil am Culturleben der Nation zu sichern, kaum mehr ein ernster Zweifel obwaltet, da ferner die Bewegung auch an solchen, keineswegs einflußlosen Stellen, die früher kühl und ablehnend derselben gegenüberstanden, neuerdings mit günstigen Augen angesehen wird, so dürfte es angemessen erscheinen, dem Wesen und den Zielen dieser Reform-Bestrebungen nach ihren wesentlichsten Richtungen näher zu treten und sie

einer Leidenschaftslofen, auf vielfährige Erfahrung und leidliche Kenntniß der Verhältnisse gestützten Vespreehung zu unterziehen. Ich betone sogleich an dieser Stelle, daß wir für das typische weiblichen Wirkens und Waltens, wie es uns das Leben täglich in seinen mannigfaltigen charakteristischen Erscheinungs-Formen zeigt, unter allen Umständen ein offenes Auge behalten müssen. Der eigentliche Berufskreis der Frau, die Stätte und die Eigenart ihres Wirkens ist deutlich bezeichnet. Nicht der Hörsaal, die Amtsstube, die Künstlerwerkstatt, das Laboratorium oder gar der „Secirsaal“ ist die Heimath der Frau, sondern das Familienhaus, die Häuslichkeit, Herd und Kinderstube. Diese Urbestimmung der Frau für Haus und Familie ist eine ewig gültige, und alle Ausnahmen, die unsere modernen Verhältnisse dringend nothwendig machen, können an diesem Fundamental-Sage nichts ändern.

Aus dem thatsächlichen Umstände aber, daß es nur einem Theile der Frauen vergönnt ist, diesem ihrem bedeutungsvollen und schönsten Beruf zu folgen, daß das rauhe Leben dagegen sehr viele auf selbständigen Erwerb hinweist, ergiebt sich die nothwendige Forderung, daß den Tüchtigen, Befähigten und Tapferen ihres Geschlechts Gelegenheit geboten werde, behufs ihrer Existenz-Erhaltung ehrliche und anständige Arbeit zu finden und sich auch auf Gebieten zu versuchen, die bisher von dem Wirkungskreis der Frauen ausgeschlossen waren. Je besonnener sie nun ihr Streben nach der Erreichung von bisher verwehrteten Berufsarten kundgeben und je begründeter ihre Forderungen erscheinen, desto freundlicher wird ihr Streben von dem Interesse aller Vernünftigen getragen sein; je mehr sie aber auf volle Gleichberechtigung mit dem Manne dringen, um so mehr werden sie die förderliche Theilnahme ihrer wahren Freunde verlieren und das allgemeine Urtheil gegen sich wenden. Es ist nicht gut, daß sich den überzeugten und ehrlichen Kämpferinnen auch Persönlichkeiten bemischen, denen nicht sowohl die Sache selbst, als die Befriedigung ihrer Eitelkeit am Herzen liegt und die durch ihre schroffen Präntensionen, die durch pädagogische Unwissenheit völlig haltlos werden, auch ehrliche und mahvolle Freunde der Frauen-Bewegung zu verlegen wissen. Eine ernste Musterung der Scharen durch die bewährten und ehrlichen Führerinnen wäre im Interesse der Sache sehr anzurathen; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich über die hohen ethischen und socialen Ziele dieser Bewegung nicht Alle klar geworden sind.

Das Frauen-Problem, d. h. die Frage, wie sich das Leben der Frau zu gestalten hat, welche Stellung ihr neben den Vertretern des anderen Geschlechts zukommt und wie sie am besten ihre Kräfte im einzelnen Falle für die Allgemeinheit nutzbar macht, ist ein sehr schweres und nicht leicht zu lösen. Die Stellung der Frauen in England und Amerika ohne weiteres nach Deutschland verpflanzen zu wollen, ist schon deshalb thöricht, weil sociale Einrichtungen seit mit der psychologischen Entwicklung eines Volkes verwachsen sind und sich daher nicht leicht auf andere übertragen lassen. Es kommt hinzu der Bau, den Cultur und Sitte vor Jahrhunderten geschaffen und geweiht haben, und den man sich hüten soll, ernstlich anzutasten, ehe sichere Vorbedingungen für neue und gesunde Verhältnisse geschaffen sind. Das aber ist und kann nur sein das Werk einer langen und mühevollen Arbeitszeit, einer allmähigen organischen Entwicklung, nicht das fragwürdige Resultat aufplandernder Wünsche und Vorpiegelungen, die mit unseren gewohnten Anschauungen im Widerspruch stehen.

Es ist nun eine etwas befremdliche Erscheinung, wenn eine Dame es unternimmt, in dieser Angelegenheit ihre Stimme in einem derselben keineswegs freundlichen Sinne abzugeben. Das ist in einem kürzlich erschienenen Schriftchen von Uebele Crepaz geschehen: „Gefahren der Frauen-Emancipation“ (Leipzig, bei Neigner 1892). Die Schrift verdient alle Aufmerksamkeit und ist mit Wärme und Frische geschrieben, aber die geäußerten Bedenken sind nicht genügend stichhaltig, und die Beweisführungen entbehren der überzeugenden Kraft.

Die Verfasserin geht davon aus, daß spätere Zeiten und die gewonnenen Erfahrungen die Frauen selbst bestimmen werden, „auf Rechte zu verzichten, die ihnen vielleicht Freiheit und Selbstständigkeit bieten, die sie aber von dem Wege ablenken, der ihr Glück und Wohl und somit das des gesammten Menschengeschlechtes begründet.“ Sie weist energisch auf die eigentliche Bestimmung der Frau als „Erhalterin der Menschheit“ hin, sie preist das Glück der Ehe, der Mutter und des Familienlebens und sieht in der „Gleichberechtigung“ kein Glück für die Frau, sondern vielmehr das Gegentheil. Sie betritt auch nicht ungeschicklich das social-politische Gebiet, weist auf die Ueberproduction geistiger Kräfte hin und legt sich die Frage vor, was für Folgen daraus entstehen, wenn die Frauen auf den verschiedenen Berufs-Gebieten mit dem Manne in offene Concurrentz treten. Nach ihrer Ueberzeugung wird die Frau Einbuße leiden an allen jenen Eigenschaften, die sie uns lieb und begehrenswerth machen, und der Mann kann nach den Anstrengungen seines Berufes nicht auf die Liebe, Sorglosigkeit und das freundliche Schönen seiner menschlichen Schwächen Anspruch erheben, wenn die Frau dieselben Lasten trägt wie er. „Die Frau ist dann höchstens der gute Kamerad des Mannes, nicht mehr das um ihrer liebevollen Fürsorge und Hingebung willen geliebte Weib, nach dem sein Herz ihn nach des Tages Last und Mühe immer wieder auf's neue hinzieht.“

Daß die Verfasserin sich gegen das gelehrte Studium der Frauen wendet, von ihrer Ausübung des ärztlichen Berufes nichts wissen will und sie bei der Ausübung ihrer angeborenen Pflichten gegen Haus und Familie festhalten möchte, sind die logischen Folgen ihrer Grundanschauungen. Aber eben gegen diese müssen wir ernste Einwendungen erheben. Zunächst ein orientirendes Wort über das Studium der Frauen.

Wer sich gewöhnt hat, den heutigen Verhältnissen ruhig und unbefangen in's Gesicht zu sehen und dazu die nöthige Erfahrung besitzt, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß denjenigen Frauen, denen es an Begabung und Energie nicht fehlt, das Studium in ganz absehbarer Zeit wird freigegeben werden müssen.

Ob die Zahl der hier in Betracht kommenden Damen eine bedeutende sein wird, ist gleichgültig; es kommt hier zunächst auf das Princip an, und das wird nothwendig so formulirt werden müssen, daß in einem Culturstaate einem Jeden, der Beruf und Neigung zur Aneignung bestimmter Kenntnisse in sich fühlt, auch die Möglichkeit hierzu geboten werden muß. Zudem ist es nicht gerecht, die geistige Kraft der auf guten Schulen vorgebildeten Mädchen von vornherein zu unterdrücken. Ich habe mich in mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit oft genug an dem klaren Urtheil, der raschen Auffassung, dem



seinen Sinn, besonders für Poetisches, und nicht zuletzt an der Willenskraft und Thätigkeit der jungen Mädchen erfreut und kann daher, wie es noch immer von vielen Seiten geschieht, die Möglichkeit des Frauen-Studiums nicht bestreiten. Das junge Mädchen, wie man meint, durch höhere Studien von dem Leben abgezogen werden, daß sie dadurch unpraktisch und anspruchsvoll werden und sich dann nicht entschließen können, eine Ehe unter einfachen Verhältnissen einzugehen, kann ich keinesfalls unterschreiben. Das Studium müßte denn die unheilvolle Kraft haben, Empfindung, Herz, Hingebung und Liebe-Fähigkeit zu beeinträchtigen oder gar zu vernichten, und daran möchte ich nicht glauben. Das Mädchen wird seine Neigung zu erfrüher Thätigkeit sehr wohl mit häuslichem Sinn und Anspruchslosigkeit zu einem wissen, und wenn ihm auf dem Lebenswege Derjenige begegnet, dem sein Herz rascher entgegen schlägt, dessen Blick und Wort es bejelt, so wird allzuhoher Lebensanspruch oder Furcht vor kleinen Verhältnissen kaum jemals einer beglückenden Verbindung im Wege stehen.

Daß eine gelehrte Frauenbildung auch einzelne Caricaturen des weiblichen Geschlechts hervorbringen wird, mag schon sein; es ist aber daran zu erinnern, daß der „Blaustrumpf“ schon existierte, ehe die Streitfrage der Berechtigung zum Studium der Frauen aufgetaucht war. Daß eine solche gelehrte Bildung sich nicht mit echt weiblicher Liebeshörigkeit, Einfachheit und Bescheidenheit vertragen soll, ist eine durch nichts erwiesene Behauptung.

Mit des nun heimgegangenen Bodensiedt lustigen Versen:

„Vogel giebt's für keine Frau;  
Sie kennt keine andern Schlüsse,  
Als Krämpfe, Thränen und Kisse.“

ist es dem verehrten Manne selbst gewiß nicht ernst gewesen; aber sicherlich spricht er damit freimüthig aus, was recht viele Leute noch heute über die geistige Beanlagung der Frauen denken. Angenommen aber, dieser Mangel an logischem Denken bestände thatsächlich, so folgt daraus nur für unsere culturtrübe Zeit die Nothwendigkeit einer ersten Schulung.

Es ist verkehrt, die Mädchen immer vorzugsweise auf die Bildung des Gemüths hinzuweisen; das Leben wird später nicht nur ihr warmes Empfinden, sondern auch ihr Urtheil und ihre Energie fordern, und deshalb muß ihnen zeitig eine christliche Abneigung gegen verschwommene und unklare Vorstellungen beigebracht werden. Wenn so viele Frauen nicht klar und scharf denken, so liegt das nicht sowohl an ihrer natürlichen Begabung, als an dem gedankenlosen, mechanischen Unterricht früherer Zeiten, an Auswendiglernen, Wortkram und Schlandrian, der — beifällig gesagt — noch nicht ganz und überall überwunden ist. Aber jedenfalls giebt es bei uns in Deutschland eine größere Zahl guter Schulen, die in würdiger Weise an der Bildung unserer Mädchen arbeiten und nur unwesentlicher Reorganisationen bedürfen, um als geeignete Vorstufe für das Studium gelten zu können.

Für den Augenblick kommen dem dringendsten Bedürfnis, die nöthige Vorbildung für die auswärtige Universität zu schaffen, die mit dem Victoria-Gymnasium in Berlin verbundenen Real-Curse (Frl. Helene Lange) entgegen. Wenn das Bedürfnis für diese Curse sich steigert, können sie vielleicht noch zweckentsprechender eingerichtet werden, so daß auf Grund der hier gebotenen Vorbildung ganz direct die Maturitäts-Prüfung gemacht werden könnte. Die Unterrichts-Behörde konnte diesen Bestrebungen zunächst dadurch entgegenkommen, daß sie diese Prüfungen an dem Berliner Institut selbst durch einen Commissar abnehmen ließe, damit die Mädchen wenigstens davor bewahrt bleiben, auch diese Maturitäts-Prüfung im Auslande bestehen zu müssen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Mitte April die erste Schülerin der Berliner Real-Curse in Zürich diese Examen bestanden hat.

Wenn Adele Crepaz in der oben angeführten Schrift fürchtet, daß durch das Frauen-Studium eine Uebersproduction geistiger Kräfte entstehen müßte, daß die Mädchen sich durch dasselbe dem Familienleben entziehen, sich an Selbstsucht und Unabhängigkeit gewöhnen und sich nur dann entschließen würden, eine Ehe einzugehen, wenn sie ihnen besondere Vortheile brächte, so kann ich diese Besirchtungen nicht theilen. Man darf nicht vergessen, daß Mädchen mit schlichtem, häuslichem Sinne, die ihr Glück und ihren Frieden ausschließlich in Haus und Familie suchen, nicht vorzugsweise sich höheren Studien widmen, daß vielmehr die höher strebenden, geistig reicher veranlagten Mädchen, mit kräftigem Willen und sicherem zielbewußten Blick diese Laufbahn suchen werden. Jedes Mädchen aber, das den Versuch macht, auf eigenen Füßen zu stehen, in welchem Berufe immer es auch sein möge, wird naturgemäß etwas Unabhängiges, Selbstbewußtes bekommen, und ich wüßte nicht, warum diese Erscheinung bei den durch Studien selbstständig gewordenen oder nach Selbstständigkeit strebenden Mädchen in einer unerfreulicheren Weise zu Tage treten sollte, als bei den in anderen Berufsarten thätigen. Im Gegentheil, ihre größere Bildung wird ihnen in den meisten Fällen mehr Tact, Bescheidenheit und Zurückhaltung dictiren, als es bei den anderen möglich ist. Daß die studirten Damen anspruchsvoller werden und in der Ehe besondere Vortheile suchen, und daß andererseits die jungen Männer der Ehe noch abgeneigter werden sollten, als bisher, kann ich auch nur in sehr bedingtem Sinne zugeben. Wirkliche herzliche Zuneigung nimmt vorlieb auch mit bescheidenen Verhältnissen, und wer ohne zwingende Herzensneigung eine Ehe eingeht, der rechnet auch jetzt schon, und dies Rechnen findet von Seiten des männlichen Geschlechts ebenso wohl statt, wie von Seiten des weiblichen. Daß aber Anspruchslosigkeit sehr gut neben höherer Bildung bestehen kann und daß die letztere kein Hinderniß einer glücklichen Ehe bildet, haben wir schon oben darzulegen gesucht. Blicke also nur übrig die Befürchtung einer geistigen Uebersproduction. Auch diese dürfte sich als grundlos herausstellen.

Die Frau wird freilich zunächst Concurrentin des Mannes und zwar eine nicht ungefährliche, aber diese Concurrentin wird eine heilsame sein. Denn wenn das Privileg des Geschlechts befristet ist und es nur auf die individuelle Thätigkeit und Leistungs-Fähigkeit ankommt, gleichviel, ob sie von Mann oder Frau ausgeht, so wird naturgemäß der unfähige, mittelmäßige Mann der thätigen Frau weichen und jener sich für Maß und Art seiner Begabung andere Berufszweige suchen müssen, die er bisher aus Eitelkeit und Hofart glaubte verschmähen zu dürfen. Auf diese Weise wird seitens der Männer ein Abströmen vom gelehrten Beruf erfolgen, und dieser Ausgleich kann nur segensreich wirken.

Aber, wird man einwenden, das ist ja Zukunftsmusik; die Zeit der weiblichen Beamten, Anwälte &c. ist noch nicht gekommen. Mag sein, aber sie kann kommen, und sollte sie thatsächlich nicht kommen, so bleibe ich bei meinem Principalsatz stehen, nach welchem einem Jeden, der Beruf und Neigung zur Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten in sich fühlt, auch die Möglichkeit hierzu geboten werden muß. Und so meine ich auch, daß einem geistesstüchtigen, energischen Mädchen, dem die heutige durchschnittliche Frauenbildung nicht genügt, eine vertieftere geistige Bildung nicht verweigert werden darf, und daß die Unterrichts-Verwaltung Sorge zu tragen hat, diesem Bedürfnis zu entsprechen, gleichviel, ob die Frauen von ihren Kenntnissen behufs ihrer Erwerbsfähigkeit praktischen Gebrauch machen wollen oder nicht. Und wenn die Mädchen nur aus reinem inneren Beruf, ohne die Absicht einer Versorgung sich den höheren Studien zuwenden wollten, auch dann müßte ihnen die Möglichkeit dazu offen stehen. Ich bin aber überzeugt, daß für gewisse Gebiete die Zukunft den Mädchen auch die Ausübung des wissenschaftlichen Berufes bringen wird. Dafür bürgt der in den letzten Jahren deutlich zu Tage getretene Umschwung in der öffentlichen Meinung, die früher die Frauen apodictisch auf Haus und Familie verwies und von einer in den Bahnen des Mannes liegenden Thätigkeit der Frauen ein für allemal nichts wissen wollte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Es war einmal . . .

Skizze von Robert Heddin.



s regnete in Strömen! Der wasserdichteste Schirm ward zum Siebe — und der Festzug, der einer Auswanderung sämtlicher Regenschirm-Niederlagen der Stadt glied, zeigte jämmerliche Lücken . . . wer konnte auch vor Vegetations-Feuer glücken, wenn jedes Nachbarn Dach so ausgiebige Trausen hatte!

Gerhardt Jüllen, absolvirter Jünger der Mal-Akademie zu München, brummt eine Verwünschung über die andere in den jungen Bart. Hungrig und dürstig war er auch, und bis zu dem Festmahl war's noch lang hin . . . desertiren war schmähslich, aber räthlich, die Reputation, deren Mitglied er war, schien auch ohne ihn glänzend vertreten.

Gastlich winkte eine weit offene Pforte, über der ein Weinbuschen sein herzerfreudend Zeichen schaukelte. Schirm, Hut und Radmantel auf den Ständer an der Thür werfend, trat Gerhardt über die Schwelle.

Ein behagliches, altdeutsch eingerichtetes Stübchen that sich auf, lauber, einladend und menschenleer.

Der Maler streckte seine langen Gliedmaßen auf den nächsten Stuhl und ächzte ein wenig über die stillvolle, aber herzlich harte Lehne.

„Heda, Wirthschaft!“ —

Ohne Antwort verhallte sein Ruf, bis ein energisches Boden mit den Knöcheln auf der braungebeizten Tischfläche citende Schritte herbeizog.

Auf der Schwelle der zweiten Thür erschien ein junges Mädchen, fast Kind noch, und maß den Fremden mit großen verwunderten Augen.

„Sie wünschen, mein Herr —?“ —

„Ein Glas Wein und ein tüchtiges Beefsteak, wenn's die Wirthschaft trägt,“ sagte er freundlich, das zierliche Persönchen musternd.

Wie knapp und kleidjam der hellblaue Wollstoff die Gestalt umschloß und wie hübsch das braune Gesicht der dicken Zöpfe den Rücken herabhing! Dazu die große Leinwandhülle, praktisch und doch nett, — sie gefiel ihm ausnehmend gut. —

„D ja, die Wirthschaft trägt's schon!“ erwiderte sie mit einem Knix, während ein Strahl übermüthiger Heiterkeit aus ihren Augen über den hungrigen Rausenjünger hinglitt, „einen Augenblick Geduld.“ —

Hätte Gerhardt ihren Schritten folgen können, würde er sich gewundert haben, wie das Mädchen am Halse einer stattlichen Frau hing und ihr mit dringendem, zärtlich bettelndem „Mamachen, darf ich?“ die Erlaubniß für ihren Schelmstreich abrang.

Auf ein lächelndes Nicken der Mutter sog Batschi in die Küche, ertheilte ihre Befehle und kehrte mit einer Flasche alten Rüdesheimers, frischem Leinenzug und einer Platte Geschir zurüd.

Plötzlich wie eine Bachstelze umkreiste sie den Tisch, und geräuschlos war in wenig Minuten die Tafel gedeckt.

„Mädchen, Du gefällst mir, wie mir noch keine gefallen,“ declamirte Gerhardt, mit künstlerischem Wohlbehagen den anmüthigen Bewegungen folgend.

„Hier zu Lande jagt man „Fräulein“, meinte sie trocken.

„Wirklich —? Pardon, mein Fräulein,“ gab er lachend zurüd; „nun, Fräulein, wach' guten Tropfen haben Sie mir gebracht — Rüdesheimer? — ooh —!“

Und er dachte an das magere Geldbeutelchen in seiner Tasche.

Sie verstand den langgezogenen Ton.

„Glückskauf, fabelhaft billig!“ beruhigte sie leichtsin, den großen Herz-Kubin an ihrem Goldfinger nach innen drehend, daß nur das schmale Keislein sichtbar blieb, „wir haben viel junge Künstler zu Gast, und die loben ihn immer.“

„Allerdings, am Tische Papas,“ septe sie in Gedanken hinzu.

„Aha, und Sie meinen, was die übrig gelassen, könne ich vertilgen? quod non focerunt barbari, focerunt barbarini.“ Citiren Sie die Barbaren nicht so abfällig, ich heiße Barbara!“

Er horchte hoch auf.

„Sie verstehen Latein?“ fragte er erstaunt.

Batschi biß sich auf die Lippen, doch sagte sie sich schnell.

„Ein bischen; so ein alter Professor kommt täglich zu uns — da bleibt ein wenig hängen! Papa meint . . .“

„Papa?“ wiederholte er ein wenig spöttlich.

Sie erröthete.

„Ach, man gewöhnt sich diese Ausdrücke so leicht an, besonders ich, die soviel Accommodations-Bermögen hat.“

Was war das? lachte sie ihn aus? — Er blidte sie ein paar Mal zweifelnd an, aber sie war so beschäftigt, ihm das eben hereingereichte Beefsteak vorzusetzen, daß er nur innerlich über „nivellirende Pensionats-Bildung“ murmelte, die frische Mädchenknospen mit des „Gedankens Blässe“ ankränkt.

„Sonderbare Rückkehr zur Natur!“ sagte sie scherzend „ein blutiges Beef à la Tartare! Man könnte sich fast vor dieser mordlustwedenden Speise fürchten.“

„Und Sie fürchten sich nicht vor mir?“

„Ich will es lieber mit einem Löwen als mit tausend Ratten zu thun haben,“ sagte die Rabe, als sie in den Abgrund fiel — drüben ist eine Versammlung des Strid-Kränzens, da flüchte ich! Uebrigens —“

Der Blick prüfender Musterung, der ihn abschätzte und für gut befand, dünkte ihn unzählbar.

„Sie sind urprünglicher noch, als die Natur selbst, — die Wilden achten im Narren die ewige Kindlichkeit des Geistes — als „Künstler“ zähle ich zu den anormalen Thoren und —“

„Und ich zu den Hottentotten.“

„So sind wir glücklich bis in's Land der Wilden gerathen — das ist weiter, als meine Wanderpläne reichen, vorläufig gehe ich nach Rom!“

„Rom!“ stieß sie hervor und ließ den Brotkorb aus den Händen gleiten, „meine Sehnsucht, mein Traum! Sie Glücklicher, der Sie frei und schrankenlos dahin wandern können! — Ob es mir je gelingen wird!“

Ihre Begeisterung kam ihm drollig vor — was dachte sich solch ein Kind von den Stätten antiker Kunst!

Wer war sie und was dachte von ihm? — denn daß seine Bewirthung ein Scherz gewesen, war ihm längst klar, — nun gut, Scherz gegen Scherz, wenn sie ihn übel nahm, um so besser! — er hätte das Gesichtchen ganz gern auch im Jörn gesehen . . .

„Wenn Sie nach Italien wollen, ich weiß ein Mittel — heirathen Sie mich!“

„Mit Vergnügen,“ sagte sie ohne jede Verlegenheit — und doch im selben Augenblick eine unübersteigbare Schranke zwischen ihnen aufrichtend, „mit Vergnügen; aber — darf ich vielleicht um Ihren Namen bitten?“

Seine vorstellende Verbeugung beantwortete sie mit einem, ein klein wenig gönnerhaften Kopfnicken, drehte sich blitzschnell auf den Nacken herum und verschwand . . . So lang und eifrig auch Gerhardt an die Thüre postete, — es kam Niemand mehr. So riß er ein Blatt aus seinem Skizzenbuch und warf mit schnellen, prägnanten Strichen das Bild des jungen Mädchens darauf hin. „Der Wirthin Tochterlein, deutsches Volkslied, illustriert von G. J.“ schrieb er darunter und schob es unter die leere Flasche — als Dank.

Es war sieben Jahre später. In dem Münchener „Salon“, vor einem preisgekrönten Bilde stand ein junges Brautpaar. — Er eine geschmeidige Männergestalt mit leicht zurückgeworfenem Kopfe, mit jenen Blicken, die ihre Ziele gern jenseits des Alltäglichen suchen, — sie eine schlauke, außerordentlich schlicht und glatt gekleidete junge Dame. Selbst das dunkle Haar, mit den goldig glänzenden Flechten-Biegungen, lag fest gewunden um den kleinen Kopf.

Diese zierlich mädchenhafte Erscheinung war eine vielgenannte Künstlerin, und ihrem Bilde, vor dem sie mit Gerhardt Jüllen, ihrem Verlobten, stand, war der erste Preis verliehen worden.

In München, wo sie ihren Studien lebte, hatte sie in den herrlichen Räumen der Glyptothek die Bekanntschaft des jungen Malers gemacht. Er hatte sich im Hause ihrer Eltern einführen lassen. Aus gleichem Streben war warme Freundschaft entstanden, die sich bald zu herzlicher Liebe gestaltete. Nur ein wenig, ein klein wenig heiterer, munterer, schelmischer hätte sich Gerhardt seine junge Braut gewünscht!

Wie die Sonne in ihrem Bilde „Spielende Kinder am Meerestrand“ glänzte, wie übermüthig der pausbäckige Nabe dem Schwesterchen die Goldorangen in das zerfetzte rothe Schürzchen warf! . . . und der kleine strampelnde Bursch — man hörte ordentlich das jauchzende Lallen seines offenen Mündchens.

„Du hast ein fabelhaftes Gesicht in der Wiedergabe frischen Lebens, Berry,“ sagte Gerhardt, „Deine Gestalten scheinen nicht, sie sind. Wo hast Du diese prächtigen Typen aufgefunden?“

„In Italien, am Golf von Sorrent, — da sprächen diese lebensfrohen Figuren aus dem Sande.“

„Werkwürdig — Deiner ersten Art entgegen, sind Dir künstlerisch die übermüthigsten Streiche die liebsten!“

„Meiner ersten Art? . . . ich höre seit Jahren Mamas Klagen über „zu viel Temperament!““

Gerhardt fuhr sich lebhaft durch die dichten Haare.

„Du — und zu viel Temperament! — Schau, ich verchre Dich so hoch als Künstlerin und als Weib, — aber ich meine, Dein Gesichtchen müßte noch viel, viel herziger aussehen, wenn Du nur einmal so eine kleine, eine unbedachte, unverständige Kinderei begehen könntest! . . . Da würde mir — glaub ich — noch einmal so warm um's Herz!“

Berry sah überrascht von ihrem Werke auf.

„Ich bin Dir zu vernünftig?“ sagte sie in hellem Staunen, „und dabei fürchte ich immer, Dir nicht zu genügen, und suche all' meinen kleinen Gelehrtenkram zusammen, um Dir zu imponiren . . . Ich bin Dir also doch nicht recht — so wie ich bin.“

Er schlang den Arm leicht um sie und führte sie zu einem Polsterstuh in der Ecke des Saales, — die Stunde der Eröffnung war noch nicht da, so war es still und einsam in dem großen, durchsonnten Raume.

„Berry!“ sagte er bewegt, „Du bist klug und gut, und ich habe Dich so lieb . . . und doch bedrückt mir ein Ueingeistandenes oft die Seele . . . Laß mich Dir beichten.“

Er griff nach ihrer Hand und hielt sie fest zwischen seinen kräftigen Fingern.

„Wenn Du so neben mir hergehst, so ernst, so überlegen, da schäme ich alter Bursche mich all' des tollen Zeug's, das in mir sprudelt und Dich so gern aus Deiner kühlen Gelassenheit bringen möchte . . . Neben Deinem Bilde erscheint, wie durch ein Doppelspiel der Seele, ein zweites, ein lebenslang nicht vergessenes, und das dünkt mich eine Sünde an meiner Neigung zu Dir — doch steht es nicht in meiner Kraft, es zu bannen.“ —



Betroffen schaute Berry in sein lebhaft geröthetes Gesicht; seine glänzenden Augen suchten in ihren Zügen.

„Sprich weiter,“ sagte sie einfach. Er zog ihre Hand noch näher an sich. „Es war einmal...“ begann er fast träumerisch weich, „ich war jung, und in mir schäumte die Lust am Erleben... Mein Meister und ich waren als Abgesandte zu einer Feier gekommen, Regen und Hunger trieben mich zur Rebellion gegen die lange Festrede, — Berry, ein profaisches Mädel dachte ich zu suchen, — und die reizendste Erinnerung nahm ich mit.“

Ein sonderbarer Zug glitt über Berrys Antlitz... war es schmerzliche Ueberraschung? — Lachender Uebermuth konnte es doch nicht sein.

„Ein junges Mädchen, frisch wie eine Apfelflüthe, unentwidelte und doch mit charakteristischen Zügen trat mir entgegen; ich nehme sie allen Ernstes für das Wirthstochterlein, bestelle Speise und Trank und lasse es mir, in Gesellschaft des niedlichsten Kindes, wohl schmecken... Zu spät merke ich an Sprache und Geberde die höhere Bildung.“

„Werkwürdig — wie sich die „höhere Bildung“ zu Magdendiensten erniedrigen konnte,“ warf Berry mit blickenden Augen ein.

„Spotte nicht! — Sie mag mir angesehen haben, wie weltentrückt wohl mir war, so ließ sie mir die freundliche Täuschung! — Ach, herzlich war sie, wie sie so allerliebste naiveweis ihr Latein vorbrachte.“

Berry wiegte kritisch den Kopf. „Zurückhaltung schien ihre Sache nicht... Fremden gegenüber zu prahlen!“

Gerhardt legte ihr leicht den Finger auf die spottenden Lippen.

„Nein,“ bat er, „trübe mir das sonnige Bild nicht. Sei gut und forsche, nun Du bald mein Weib bist, mit mir nach jenem holden Kinde; mir gelang es nicht, sie zu finden.“

„Ich soll meine Nebenbuhlerin suchen? — Im Gegentheil, ich werde Alles thun, um die Erinnerung an sie zu verdrängen.“

Ihm klang ihre seltsam gedämpfte Stimme so bar allen Mitgeföhls, daß er aufsprang und erregt auf und ab ging.

„Eine Nebenbuhlerin! Ich begreife Dich nicht! Daß Dich die Gestalt dieses Kindes mit seinen raschen Impulsen nicht rührt.“

„Wärs Du häßlich — die raschen Impulse hätten Dir wohl nur die „rechte Thür“ gewiesen.“

„Du mißkennst sie absichtlich! Hätten Deine Künstleraugen sie nicht gesehen... ein Mündchen, zum Küssen!“

„Das thatest Du wohl, nicht?“

„Berry, Beleidigungen verbüte ich mir!“ brauste er auf.

„Wenn Du ihr diese heitere Unüberlegtheit neidest, so bezwinde Dich, nahe treten darfst Du ihr nicht, sonst —!“

„Du drohst mir, o Gerhardt!“

Berry warf sich in den Lehnstuhl und verbarg das Gesicht in den verschrankten Armen.

„Verzeih mir,“ sagte er erregt, „ich habe mich hinreissen lassen! Aber wenn Du mein kleines Menschenwunder schmähs! — ja, ich gehe es, ich liebe diese Erinnerung, liebe sie fast so sehr wie Dich!... und nun verstoße mich, wenn Du kannst.“

Sie richtete sich hastig auf, breitete die Arme aus — alle angezwungene Strenge und Kälte war verschwunden.

„O Gerhardt!“ juchzte sie auf, „Du blinder Thor, hast Du mich wirklich nicht wieder erkannt?!“

Und im nächsten Moment lag Gerhardt zu ihren Füßen...

Nachdruck verboten.

### Knospen.

Von Karl von Döring.



Es war im Winter, und ich wanderte durch die Straßen. Das Herz war mir so schwer, ich weiß nicht warum. Es giebt ja Augenblicke im Menschenleben, in denen man fühlt, daß man mitträgt an der Last der ganzen Welt.

Und es schien mir, daß auf die schmerzliche Frage meines Herzens die Natur mir traurig Antwort gab. Der Himmel so wolkenverhängt, so grau, so schwer, als wolle er einflürgen. Der Wind weht kalt und schneidend. Die Häuser erscheinen schmutzig und düster, die Fenster darin, wie blinde Augen, und die ganzen Häuserreihen, die Straße entlang, sehen aus, als hätten sie schlecht geschlafen und wären deshalb schlechter Laune.

Vögel sieht man nicht, außer einigen hungrigen Spaghen, die sich piepsend um ein Stückchen Brot zanken. Der Rasen in den Gärten ist gelb und faulig, der zertretene Schnee löst sich auf in eine Mischung von Schmutz und Feuchtigkeit. Die Bäume und Büsche sehen aus wie Besen und strecken kahle, schwarze, todtte Aeste in die Luft.

Die Menschen laufen durch die Straßen, die Hände in den Taschen. Die Nasen sind vor Kälte roth und blau; ja, auch die Pferde sehen niedergedrückt aus.

Und Alles ist so dunkel, so trübe, als wolle die Sonne nie, nie mehr scheinen.

Ich blicke aufwärts. Ueber mir hängt ein kleiner Zweig; er ist ganz kahl, ohne ein Blättchen. Langsam schwanke er im Winde. Aber dort, an seinem äußersten Ende, sitzt eine Knospe, kaum so groß wie eine Erbse, aber dennoch — eine Knospe, warm eingehüllt in kleine, harte, braune Blättchen.

„Sie wartet,“ denke ich, „und ist fest davon überzeugt, daß auch ihre Zeit kommen wird. Diejenigen, welche sich darauf verstehen, können es ihr jetzt schon ansehen, ob sie Blüthen in sich trägt, oder nicht.“ Es ist schon Alles bereit zum Frühjahr, es ist Alles bereit!

Da bemerke ich plötzlich hunderte und tauende anderer Knospen. Alle klein, alle rund und braun, und alle wie freundlich blinzeln Augen der Bäume, verkündend: „Alles ist bereit, Alles!“

Und das Blut schoß mir zum Herzen, heiß, — heiß. Gott sei Dank! Er hat schon Alles vorbereitet, und ich hatte nichts gemerkt und nichts gewünscht, auch in meinem eigenen Leben!

Alles, Alles ist bereit! Nur zum Lichte streben sollst Du, und geduldig warten!

Sieh! Auch von Knospen kann man etwas lernen!

Nachdruck verboten.

## Kunstgeschichtliche Charakter-Bilder aus Oesterreich-Ungarn.



Die Kunstgeschichte ist die jüngste unter den Wissenschaften unserer Zeit. Kaum älter als ein und ein halbes Jahrhundert, hat sie schnell mehrere Stadien der Entwicklung durchlaufen, ohne doch bisher die ihr in der geistigen Ausbildung unserer weiblichen und männlichen Jugend gebührende Stellung zu erringen. Windelmann hatte ihr jenen jugendlichen Zug der Begeisterung mitgegeben, der leider das hohle Phrasenthum der rein ästhetischen Richtung zeitigte, der es mehr um den eigenen tönenden Wortschall, als um die Erweckung verständnißvoller Nachempfindens des Kunstwerks zu thun war. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Die Kunstgeschichte wurde zur registrierenden Denkmäler-Kunde und begnügte sich damit, die Einzelschöpfung als Buchstaben eines Alphabetes zu betrachten, das zur Entzifferung des Culturcharacters eines Volkes diene. Damit war der philologisch-kritischen Forschung Thür und Thor geöffnet, sie hielt triumphirend ihren Einzug, und die Kunstwissenschaft wurde zur dienenden Schwester der Philologie. Als man dann die stets wachsende Menge der Denkmäler überschaute, bemächtigte sich naturgemäß die Spectaculose der einzelnen Theile des dankbaren Gebietes, und das Kunstverständnis erwachte vergeblich Förderung durch Gelehrte, die ganze Abhandlungen über den Apfel der Aphrodite schrieben und sich verloren gegangene Tragödien des Euripides aus den Umriss-Zeichnungen unteritalischer Vasen-Gemälde reconstruirten.

Seit er macht sich eine Wendung zum Besseren bemerkbar, die sich vorwiegend darin zeigt, daß man die Rasse der Kunstwerke als die Aeußerung einer eigenartigen Volksseele faßt und diese zu den Nachkommen desselben Stammes sprechen läßt. Man schreibt nicht mehr allgemeine, sondern nationale Kunstgeschichte und vermittelte so, sich in einem engeren Kreise bewegend, durch das Anschlagen verwandter Saiten ein Kunstverständnis, das sich, gerade weil es von einem festen Punkte zur Umschau ausgeht, leicht über das ganze Gebiet des künstlerischen Schaffens ausdehnen läßt. Als dankenswerther Schritt auf diesem Wege ist ein soeben erschienenenes Buch zu bezeichnen: „Kunstgeschichtliche Charakter-Bilder aus Oesterreich-Ungarn.“ das sich nicht an die Gelehrten, sondern an die Lernenden männlichen und weiblichen Geschlechtes wendet. Hervorragende Kunstgelehrte wie Moriz Hoernes, Robert Ritter von Schneider, Josef Strzygowski, Josef Neuwirth, Heinrich Zimmermann, Albert Jg und Alfred Rössig stellen hier ihre Special-Forschungen in den Dienst einer Darbietung des gesammten Kunstschaffens, das sich topographisch auf dem Boden Oesterreich-Ungarns vereinigt. Einzelne Charakter-Bilder heraushebend, giebt das Buch einen festen Anhalt für das Verständnis einer Kunst-Entwicklung, in der alle von außen kommenden Strömungen nachzittern, um, kaum merklich national beeinflusst, bestimmte, unterscheidende Formen anzunehmen.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, hier die einzelnen Theile eines Werkes kritisch zu beleuchten, das sich absichtlich nicht streng wissenschaftlich giebt, sondern sich an die weiteren Kreise der Gebildeten wendet. Dankenswerth ist vor allem das Bestreben, die Kunstwissenschaft durch locale Einschränkung des unüberschaubaren Materials und durch Erleichterung des schweren gelehrten Ballastes wieder zum Gemeingute zu machen. Man hat ihr in Form von inhaltsleeren Daten in jüngster Zeit ein Pläschen in der Ausbildung unserer Jugend einzuräumen versucht und damit nur den Lehrstoff vermehrt, der sich immer schwerer bewältigen läßt. Besonders in Mädchen-Schulen ist mit viel Ostentation „Kunstgeschichte“ gelehrt worden, d. h. man hat den Schülerinnen eine Reihe von chronologisch geordneten Namen eingepreßt, die, bei dem Mangel aller Anschauung, ebenso schnell vergessen als auswendig gelernt sind. In den „Kunstgeschichtlichen Charakter-Bildern“ vereinigt sich eine sorgfältig gewählte Illustration mit leicht faßlichem Text, um zunächst das Verständnis für das Kunstschaffen eines bestimmten Völkler-Complexes zu erschließen. Das rechte Kunst-Empfinden wird sich hier an einzelnen, in ihrer Eigenart anschaulich geschilderten Kunst-Formen besser heranbilden können, als an umfangreichen Compendien und Denkmäler-Sammlungen, deren Bilderfülle sinnverwirrend wirkt, ohne doch die erstrebte Lückenlosigkeit auch nur annähernd zu erreichen.

\*) Kunstgeschichtliche Charakter-Bilder aus Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung von Moriz Hoernes, Robert Ritter von Schneider, Josef Strzygowski, Josef Neuwirth, Heinrich Zimmermann, Alfred Rössig herausgegeben von Albert Jg. Mit 102 Originalzeichnungen. Verlag von F. Tempfky, Wien und Prag.

Nachdruck verboten.

### Interessante Erzählung.

Siehe das Bild Seite 9.

Wenn die Erwachsenen auch niemals darüber einig werden können, wer in deutschen Landen der beste Erzähler ist, — die Kleinen wissen es ganz genau. Die Schwören alle auf Großmütterchen, und es kimmert sie wenig, daß ihr Name in keiner Literatur-Geschichte verzeichnet steht. Großmütterchen hat aber auch etwas voraus vor den Vätermachern, etwas, das nicht zu unterschätzen ist, — sie kennt ihr Publikum ganz genau. Sie weiß, wo die Verständniß-Grenze ihres Publicums ist, sie kennt die Neigungen und Abneigungen ihrer Hörer, sie ist über jedes Ereigniß von Bedeutung in ihrem Leben unterrichtet. So wird es ihr nicht nur leicht, ihren Märchen und Geschichten die treffende Moral anzuhängen, — die Kleinen sind darin wie die Großen, es gefällt ihnen, die Augenwendung einer Geschichte zu hören, aber es mißfällt ihnen, sich nach ihr zu richten —, Großmütterchen kann auch die Einzelheiten ihrer Erzählungen so anschmücken, daß ihren Entstellern jeder Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Begebenheiten genommen wird. Die Hauptfache aber, — Großmütterchens Publicum hat noch nicht lesen gelernt, und es konnte sich daher noch nicht die Augen und den Geschmack verderben. Trotzdem macht Großmütterchen sich ihre Aufgabe nicht leicht; sie schübert die verwünschten Schläfer noch viel prächtiger, die verwünschten Prinzeßinnen noch viel lieblicher, die

bösen Panzerer noch viel bössartiger und die Retter und Befreier noch viel vollkommener, als es der moderne Roman-Dichter vermag, wenn er auch all' seine Kunst an die Schöpfung des schönsten Herrenrings, der lieblichsten jungen Gräfin, der bösesten Stiefmutter und des schneidigsten Lieutenanten verschwendet. Großmütterchens Lohn ist aber auch werthvoller als das höchste Honorar. Selbst die höchstbezahlten Autoren würden nicht einen Augenblick zögern, zu befehlen, daß ihnen die Anerkennung ihrer Leser mehr werth ist, als der schändliche Mammon.

Nachdruck verboten.

### Kein Heger, kein Jäger.

Siehe das Bild Seite 13.

Man darf nicht glauben, daß es genügt, einen Wildstand zu schonen, um ihn zu erhalten oder ihn zu verbessern. Ein harter Winter vermag härter unter dem Wild aufzuräumen, als der rücksichtsloseste, unweidmännlichste Abschuss, wenn der Jäger nicht auch zugleich Heger ist. Es handelt sich weniger für ihn darum, dem Wild Schutz vor der Kälte, als vor dem Hunger zu schaffen, denn einen Schlappwinkel findet es auch in unseren Forsten noch, trotzdem dieselben im Allgemeinen viel mehr mit Rücksicht auf den Baum als auf den Wildstand bewirtschaftet werden. Aber der Hunger fällt die armen Thiere des Waldes um so grimmiger an, je schneereicher der Winter ist. Bleibt der Schnee nicht locker, sondern überzieht ihn Thauwetter und nachfolgender Frost mit einer harten Kruste, dann ist das Todesurtheil manches harten Rehbock gesprochen, von den jungen Thieren gar nicht zu reden, wenn ihnen der Mensch nicht zu Hilfe kommt. In dem vergeblichen Bemühen, die harte Schneedecke zu durchbrechen, zerhackt sich das Wild die Fesseln, und elend sieht es dahin, eine Beute der Füchse. Der rechte Waldmann richtet dem Wild für solche Zeiten der Noth Futterplätze her, an denen es Heu, Kartoffeln, Kasanen und Bucheckern findet. Wie schnell die armen hungernden Thiere diese Plätze herausgefunden haben, wie schnell sie sich daran gewöhnen und wie bald sie ihre Schen vor dem Menschen ablegen, wenn sie in ihm nicht mehr ihren Verfolger, sondern ihren Freund sehen müssen! Da kann man leicht ein Rubel Rehe, wie unser Wild es auf dem Futterplatz zeigt, aus nächster Nähe beobachten, dazu Freund Lampe, Männchen machend und geduldig wartend, bis das größere Gefährte sich von der Krippe zurückgezogen hat, und das lustige Gähbörnchen, das unbekümmert schon jetzt auf dem Remisen-Dach sein Spiel treibt.



A. v. D. — Ganz so schlimm, wie Sie meinen, sieht es um die moderne Dichtung denn doch nicht. Es wird noch immer recht viel geremelt im Deutschen Reich, sicher mehr, als gelefen. Auch hat ja unsere classische Literatur-Periode so viel für unsere Sprache gethan, daß dem Durchschnitts-Dichter kaum noch etwas zu thun übrig bleibt. Was uns fehlt, sind kräftige Dichter-Individualitäten, die schaffend ein Stük über eigenen Selbst geben. Solche Vorten-Raturen scheint unsere gleichmässige Zeit verhältnismäßig selten hervorzubringen. Uebrigens haben Sie in Ihrer nächsten Nähe eine solche Vortin. Angelika von Hörmann ist unser bestes weibliches Dichtertalent seit mehr als einem Viertel-Jahrhundert zu Preis und Ruhm ihrer schönen Heimath. Ihre Gedichte an Tyrol erschienen im Jahre 1869, und soeben veröffentlichte sie bei Liebeskind in Leipzig „Neue Gedichte“, durch deren Verzeilen noch dieselbe Bergluft weht. Angelika von Hörmann ist eine echte Gelegenheits-Dichterin im Sinne Goethes. Was sie äußerlich und innerlich erlebt, wird zwanglos zum Reime, den sie mit seltener Sicherheit beherrscht.

A. B. in Oerding, Ober-Oesterreich. — Unser Artikel über den Schneeschuh-Sport hat so viel Anklang gefunden, daß wir den aus uns aus Abonnenten-Kreisen ergehenden Anfragen schwer genügen können, zumal der Schneeschuh-Lauf nicht eben zu unseren täglichen Leibesübungen gehört. Genauer Auskunft über alle technischen Einzelheiten erhalten Sie jedenfalls in der Redaction und Expedition der Zeitschrift: „Tourist“, Berlin, Cöthenerstraße 38.

E. F. in Kottbus. — Die deutsche Sprachweiche ist eine außerordentlich reiche in gebundener und ungebundener Rede, aber sie ist um ihrer volksthümlichen Derbheit willen nicht immer und überall zu verwenden. Viel Sinniges finden Sie in den soeben bei Verlag & Kflation, Bielefeld und Leipzig, erschienenen „Bierblätter“ von Frieda Schanz. In nur je vier Beizeilen ist hier eine Fülle von Lebensregeln zusammengetragen, die sich gerade ihrer Kürze halber in ornamentalem Rahmen leicht für die Ausschmückung allerlei Hausgeräths verwenden lassen.

Frl. V. D. in Zalkau. — Es ist nicht so ganz leicht gewesen, Ihnen die gewünschte Ableitung des Wortes Fazzinetti zu beschaffen. Wir wußten wohl, daß man damit eines jener duntigen Epigramme bezeichnen, die mit wenig Berechtigung den Romen Taschentücher tragen, aber den Ursprung dieser Bezeichnung waren wir selbst im Unklaren. Durch einen Zufall sind wir auf die folgende, hoffentlich genügende Erklärung gekommen: Im 16. Jahrhundert sprach man von Facilettein, und dieses Facilettein kommt von dem italienischen Fazzoletto her, was so viel wie Taschentuch bedeutet.

Emma V. in Friedland, Währen. — Das von uns in Heft 19 der Illustrirten Frauen-Zeitung erwähnte Sophien-Stift in Weimar ist wie jede andere höhere Mädchenschule organisiert und wird von Ausländerinnen mit besonderer Vorliebe besucht. Ueber die näheren Bedingungen wird Ihnen die Direction Auskunft geben, von der Sie auch die Statuten beziehen können, siehe Seite 11. Die mit Pensionaten verbundenen höheren Mädchenschulen in Nord-Deutschland stehen alle unter staatlicher Aufsicht und werden ausnahmslos nach gleichartigen Grundsätzen geleitet.

Gertrud W. in Breslau. — Kingsleys Hypatia gilt noch immer als ein Muster des historischen Romans. Eine neue Uebersetzung von Helene Lohdean ist soeben in der G. Grotefisch Verlags-Buchhandlung, Berlin, erschienen. Einer wie großen Popularität sich dieses bedeutende Werk Kingsleys in England erfreut, beweis seine Dramatisirung durch Stuart Ogilvy. Dr. Hubert Barry hat die Begleitungs-Musik componirt und Alma Todema die Decorationen und Kostüme entworfen.

A. J. in Lüneburg. — Eine kurzgefaßte Vorkläre über Erdentheilungs-Lehre und prähistorische Zeiten ist im Buchhandel niemals erschienen. Wer sich über diese umfassenden Fragen unterrichten will, wird sich schon in den populären Schriften von Garas Sterne, G. Zimmermann und Paul Rath holen müssen.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 3.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

— Berlin, 1. Februar 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$  M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Leichtsinziges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

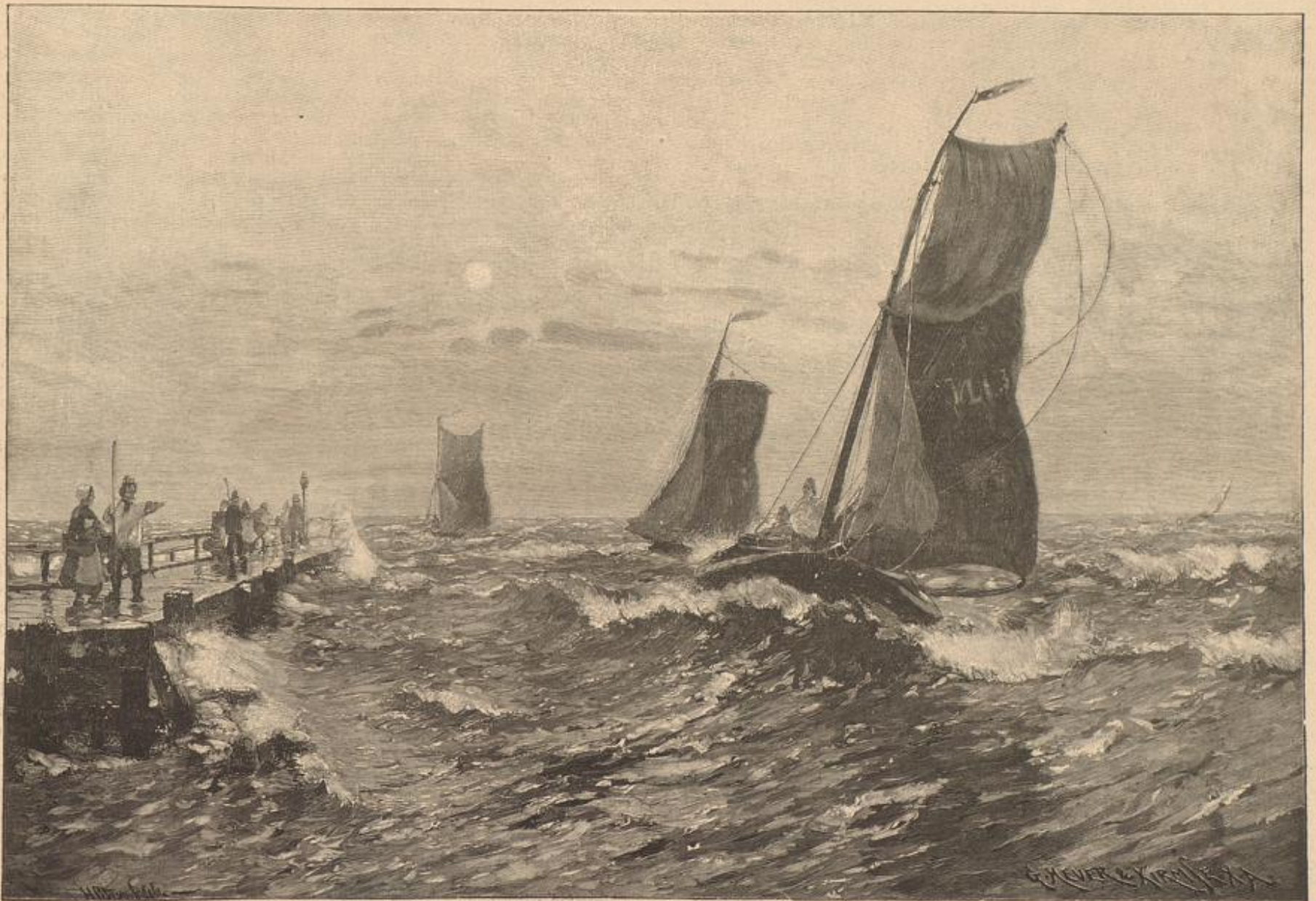
(Fortsetzung.)

8.

Es war eine Stunde später.  
Er war endlich erschienen. Nämlich Richard. Schon auf dem Vorjaal erhob sich ein fröhliches Lachen. Die warme, volle Stimme des Berg-Assessors klang da zwischen kräftig durch.  
„Also ich höre wirklich nicht? Ich darf eintreten? Und wie sind Ihnen die bayerischen Alpen bekommen? Aber was frage ich. Wie vorzüglich Sie aussehen. Wahrhaftig, noch ganz gebräunt.“  
„Und ich?“ schmolte Sascha. „Herr Berg-Assessor und Lieutenant der Reserve — ich lebe nämlich auch noch.“  
„O mein gnädiges Fräulein, — bitte tausendmal um Verzeihung!“  
„Nein, nichts von Pardon. Das nennen Sie Kameradschaft? Das ist also der Dank dafür, daß ich Ihnen oben auf dem Großglockner Edelweiß gebrocht habe? — Was, Sie erinnern sich nicht mehr daran?“

„Oh, ich werde nicht! Ihr Edelweiß-Sträuschen bereitete mir ja den schönsten Nachmittag meines Lebens.“  
„Hahaha, Sie sind wieder unausstehlich.“  
Während dieser ungebundenen, aber herzlichen Begrüßungs-Szene hatten sich die Eltern im Empfangszimmer zurechtgesetzt.  
Florian befand sich in großer Verlegenheit. Die Stimme des Besuchers war ihm völlig unbekannt — er hatte nicht die leiseste Erinnerung mehr an den jungen Mann.  
Jetzt trat Richard Lute in die Thüre. Er hatte draußen den Herbst-Paletot abgelegt, seinen funkelneuen Cylinder aber zwischen den hellbehandelten Fingern behalten. Die Haltung des jungen Mannes war tadellos; sie hatte nichts Steifes, Gemachtes, dagegen eine wohlthuende Straffheit und Sicherheit.  
„Ah, mein lieber Herr Assessor!“ rief Florian mit gutgespielter, freudiger Ueberraschung, dem Besuch entgegengehend. „Ich vernahm doch gleich an dem herzlichen Geplauder meiner Töchter, daß wir einen guten Bekannten zu sehen bekommen würden.“  
„Sie haben mich wiedererkannt, Herr Professor? Das hätte ich kaum zu hoffen gewagt. Sie waren ja im Sommer so beschäftigt, daß Sie sich um uns junges Volk wenig bekümmern konnten.“  
„Oh, auf den ersten Blick!“ murmelte Florian verlegen.

Richard begrüßte die Frau des Hauses, deren Fingerspitzen er küßte. Dann setzte man sich. Der Assessor mußte von seinen Reisen erzählen. Während er sprach, schweifte oft ein discreter Blick zu Nora hinüber. Diese sah andächtig lauschend neben der Mutter. Es lag etwas Mädchenhaft-Verstämtes über ihrer ganzen Erscheinung. Mengstlich wich sie den Blicken Saschas aus. In deren Augen blitzte es zuweilen schelmisch.  
Als die erste Pause im Gespräch eintrat, erhob sich der Besuch.  
„Keine Umstände, Herr Assessor!“ rief der Meister. „Und ja nicht formell! Wenn Sie sich bei uns wohl fühlen, so bleiben Sie.“  
Richard folgte erfreut der Aufforderung des Hausherrn.  
„Ich empfangen nachher noch ein paar Damen und Herren — nehmen Sie also eine Tasse Thee bei uns,“ setzte Frau Susanna hinzu.  
„Und bis die Gäste kommen, zeigen wir Ihnen Pappas neuestes Bild,“ schlug Sascha vor.  
Die beiden jungen Damen erhoben sich. Blühschnell sprang auch der Assessor auf.  
Mit gnädigem Kopfnicken entließ die Hausfrau den Besuch. Dieser folgte den Töchtern des Hauses in des Meisters Atelier.  
„Was sagst Du dazu, Florian?“ fragte Frau Susanna, als sie sich mit ihrem Gatten allein sah. „Nicht übel, nicht wahr?“



Holländische Fischerboote. Nach dem Bilde von Peterfen-Angeln. — Siehe Seite 23.



„Wie der arme Kerl nur zu dem Vater kommt, — das ist mir ein naturgeschichtliches Räthsel.“

Während der Assessor mit seinen beiden Begleiterinnen über den Corridor wanderte, erinnerte sich Sascha plötzlich, ihr Taschentuch in ihrem Zimmer liegen gelassen zu haben.

Das vor ihr schreitende Paar verstand.

Naum hatte sich die Atelier-Thüre hinter beiden geschlossen, als auch schon auf Koras Lippen zwei heiße Küsse brannten.

„Aber nein!“ rief das Mädchen erschrocken.

„Vieher Gott — ich kann nicht anders!“ behauptete Richard lachend, indem er Koras Hände in die seinen nahm. „Und wenn Dir's nicht recht ist, so gib sie mir wieder zurück.“

Aus Koras Augen traf den jungen Mann ein leiser Vorwurf. „Ach, nicht in dem Ton. Ich hatte mir's ganz anders gedacht.“

„Nein, Mädchen, nicht anders mehr. Lange genug hast Du mich von Deiner Seite verbannt. Sechs qualvolle Wochen. Wo ich überall herumvagabondiren mußte, nur — um mir zu überlegen, mich zu prüfen! Kora, ich habe ja in meinem ganzen Leben noch nicht so viel überlegt, als in der langen, langen Zeit. Und war's denn wirklich nöthig? Hast Du auch nur einen Augenblick geglaubt, wenn ich fern von Dir sei, würde ich mir's anders überlegen?“

„Nicht geglaubt — auch nicht gefürchtet.“ Kora jagte das im Tone innigen Vertrauens.

„Aber willst Du mich nun auch recht schön willkommen heißen? Hör' mal — ich glaube gar, Du hast mich noch nicht einmal wieder Du genannt!“

Kora blickte ihm gerade in die Augen. „Oh — Du!“ kam es dann aus ihrem Munde.

Sie ließ ihre Stirn an die Brust des jungen Mannes sinken. Stürmisch preßte dieser den braunen Mädchenkopf an sich. Plötzlich richtete sich Kora wieder auf.

„Ach, Richard, aber das ist doch unrecht! . . . Nicht wahr, Du meinst es doch gut mit mir? Sag!“

„Das werde ich Dir nicht sagen, mein Schatz, das werde ich Dir beweisen.“

In diesem Augenblick ließ sich draußen auf dem Corridor ein lautes Häuspern vernehmen. Auch ein paar abgerissene Gesangstöne wurden geträllert. Dabei näherten sich Schritte. Sascha machte ihr Kommen so wahrnehmbar als möglich.

Das Paar war hastig aufgesprungen. Kora glühte. Aengstlich ordnete sie an den paar Stirnlöchchen, die wie ein feiner Rahmen ihr Gesicht abschlossen.

„Na?“ rief Sascha bei ihrem Eintreten. „Reizend — was?“

„Ach ja!“ stammelte Richard. „Ganz reizend.“

„Nun, offen heraus, wie finden Sie mich?“

„So lieb war das von Ihnen!“ sagte der junge Mann treuherzig.

Sascha brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was denn? Wir reden doch von Pappas Bild!“

Das Liebespärdchen wurde äußerst verlegen. Sascha wies auf die Staffelei. „Hier, die Strandscene. Der Junge da — das bin ich.“

„Entzückend!“ rief der Assessor. Er hatte sich schnell wieder gefaßt.

„Nicht wahr? Auf den italienischen Bengel ist Papa ganz stolz.“

Richard blickte das Mädchen mit schalkhaftem Zweifel an. „Auf das Original auch?“

Sascha schmolte. „Du, Kora, denk nur, und mit diesem Herrn hab' ich auf jeder Landpartie meine Chocolate getheilt! Aber daran erinnert er sich nicht mehr. Und wie oft wäre er angesichts der schweißenden Gletscher den Tod der Erschöpfung gestorben, wenn ich nicht seine Samariterin gewesen wäre. So geht's heutzutage. Na, ich sehe schon, ich passe nicht mehr in diese Judaswelt!“

Die drollige Entrüstung Saschas weckte die Heiterkeit der beiden Anderen.

„Ich warne Dich also ausdrücklich vor diesem Herrn, liebste Kora. Das ist ein Hütet-Guch!“

So plauderte man weiter. Das Pärchen schwamm in Wonne.

Die Eltern ließen sich nicht blicken. Und Sascha fand noch einmal — da draußen die Klingel ertönte — einen Vorwand, die Beiden allein zu lassen.

Als sie wieder in's Atelier zurückkehrte, waren Koras Stirnlöchchen in noch größere Unordnung gerathen.

9.

Endlich wurden die jungen Leute in Frau Susannas Empfangs-Zimmer gerufen. Eine lebhaftere Gesellschaft hatte sich dort versammelt.

Auch Friedel Liddemann befand sich unter den Gästen.

Er verzeichnete soeben den dritten mißglückten Versuch, sich Sascha zu nähern. So oft er eine Unterhaltung mit dem jungen Mädchen anknüpfen wollte, wurde dieses von Frau Susanna abgerufen. Liddemann merkte keine Absicht heraus. Aber etwas neidisch blickte er doch auf den Berg-Assessor. Dieser schnitt Saschas Schwester in sehr offenkundiger Weise die Cur. Eben jetzt — wie er sich zu dem Tisch in der Fensternische niederbeugte und Fräulein Kora mit der Wange nahe kam — unter dem Vorwand, Photographien der bairischen Alpen zu betrachten!

Der junge Maler hatte seit seinem ersten Besuch bei Konsti keinen Empfangs-Abend versäumt. Im Laufe der Zeit war er in den Salons Frau Susannas mit vielen berühmten Leuten bekannt geworden. Friedel hatte von der königlichen Akademie der Künste für sein der Jury vorgelegtes Bild den großen Staatspreis erhalten. Jeder andere junge Künstler hätte aus dieser Auszeichnung Capital zu schlagen gewußt; Friedel dagegen blieb nach wie vor bescheiden und durchaus nicht von sich eingenommen. Sein ganzes Wesen sträubte sich gegen Vordringlichkeit und Anmaßung. Wenn man ihm Lob spendete, so wehrte er verlegen ab. Das war eine Angemessenheit, die mit der Zeit für ihn schädlich werden mußte. Die Welt war nun einmal von jeher so, daß sie aus einem Menschen nicht mehr machte, als dieser aus sich selbst. Die Meisten, die Friedels prächtiges Gemälde gesehen hatten, waren von der Persönlichkeit des jungen Malers geradezu enttäuscht. Man hatte einen genialischen, extravaganten Künstler mit wallendem Lockenhaar erwartet und fand einen fast verschüchterten Menschen, der aus den bescheidensten Verhältnissen stammte und sogar einen Strich in's Spießbürgerliche hatte.

Frau Susanna hielt die von ihrer Tochter deutlich zur Schau getragene Bevorzugung des Malers im Anfang nur für eine vorübergehende Laune. Zu ihrem ärgerlichen Erstaunen mußte sie aber immer deutlicher erkennen, daß Saschas Neigung tiefer lag. Die übrigen Gäste, die in Konstis Hause verkehrten, hatten die zarten Beziehungen des jungen Paares schon längst herausgesehen. Frau Susanna wußte dies; sie wütete im Geheimen. Endlich einmal nahm sie sich Sascha vor und redete ihr ernstlich zu.

„Was ist das nun für eine Thorheit, Kind! Ich denke, Du kennst doch das Loos einer Künstlers-Gattin zur Genüge! Und nun gar die Frau eines so ledernen, spießbürgerlichen Gesellen! Ich kann Dir nur sagen, Kind, Herr Liddemann gefällt mir gar nicht!“

„Aber mir, Mama!“ erwiderte das Mädchen dreist. „Und das ist doch wohl die Hauptsache.“

Frau Susanna wies ihre Tochter wegen ihrer Nase-weisheit energisch zurecht. Sie nahm sich nunmehr vor, den jungen Maler ihre Abneigung deutlicher fühlen zu lassen.

Aber Friedel merkte nichts. Es erfüllte ihn eine geradezu rührende Dankbarkeit gegen Frau Susanna. Er kam mit staunenswerther Pünktlichkeit zu allen Thee-Abenden und war glücklich über jedes Wort, das er im Vorüberhuschen von Sascha zu hören bekam, oder ihr zuflüstern konnte.

Am heutigen Nachmittag schien Frau Susanna besonders schlecht aufgelegt. Doch zwang sie sich zur freundlichsten Miene gegen ihre Gäste. Oftmals, wenn sie sich unbeobachtet wußte, bildeten sich düstere Wolken auf ihrer Stirn. Sie hatte ernstliche Sorgen. Vor Allem erfüllte sie die tödtliche Angst, daß Einer der Anwesenden ihre peinliche Geldverlegenheit durch irgend einen unglücklichen Zufall wahrnehmen könnte.

Man hatte soeben muscirt. Die Gäste zerstreuten sich in die anliegenden Zimmer.

Friedel war mit Sascha zurückgeblieben. Er zog sie in den Erker.

„Fräulein Sascha,“ sagte er mit zitternder Stimme, „heute habe ich großen Muth, — ausnahmsweise. Ich möchte mit Ihnen ein paar ernste Worte reden und dann — und dann — auch . . . mit Ihrer Mutter.“

Friedel athmete tief auf. Er wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch.

„Um Gotteswillen, nur heute nicht!“ rief das junge Mädchen erschrocken. „Mama ist so schlechter Laune. Ach, Sie glauben ja gar nicht, wie's bei uns manchmal zugeht.“

„Ich kann nicht länger schweigen, Fräulein Sascha,“ sagte der junge Mann. „Mir kommt's schon vor wie ein Verrath, daß ich — daß ich . . . bei Ihrer Mutter Thee trinke und — und Sie so lieb habe!“

Sascha blickte verwirrt lächelnd zu Boden. So deutlich war Friedel allerdings noch nie gewesen. Eine unbestimmte Angst erfüllte sie.

Frau Susanna trat ein, gerade als Friedel mitten im Zuge war. Erst als sie dicht neben den Beiden stand, wurde sie von diesen bemerkt.

Erschreckt fuhren sie auseinander.

In Sascha stieg ein gewisser Troß auf. Sie wartet Friedel in einer an ihr sonst nicht wahrzunehmenden Bewegung einen langen, vielsagenden Blick zu. Dann verschwand sie.

Die Zurückbleibenden hatten eine ernste Unterredung. Friedel ward immer kleinmüthiger.

„Herr Liddemann, ich schätze Sie wegen Ihrer künstlerischen Tüchtigkeit, aber was meine Tochter betrifft — Sie werden mich verstehen. Sascha würde sich niemals an Ihre bescheidenen Verhältnisse gewöhnen können, auch sind die Einkünfte eines Künstlers, der noch keinen sehr berühmten Namen hat, etwas zu Unsicheres.“

„Aber mit der Zeit — ich meine — warum sollte mir's denn nicht auch einmal glücken, noch recht bekannt zu werden.“

„Ja, ich bitte Sie, darauf kann aber doch ein junges Mädchen nicht warten. Unter Umständen dauert so etwas recht lange.“

„Nun, für den Augenblick bin ich ja ziemlich gesichert,“ wagte Friedel wieder schüchtern einzurufen. „Von der Mutter hab' ich nämlich das Haus geerbt, draußen in der Köpenickerstraße. Es ist neu, schuldenfrei, und jetzt hab' ich's auch noch ganz mollig herrichten lassen. Das eine Stockwerk bewohne ich, das andere ist vermietet. Sagen Sie, gnädige Frau, ich meine — wenn die Miethe auch nicht viel einbringt — zusammen mit dem, was ich mir durch den Verkauf meiner Bilder und Porträts verdienen kann, dürfte es doch wohl für einen kleinen Hausstand ausreichen, — vorderhand. Und ein bißchen Paar ist ja auch da.“

Frau Susanna war die Unterredung höchst peinlich. „Hm, lieber Herr Liddemann, — überhaupt die Köpenickerstraße. Das ist ein so himmelweiter . . .“

„Ach, gnädige Frau,“ fiel Friedel ängstlich ein, „die Pferdebahn und der Omnibus nach dem schlesischen Thor!“

„Nein, ich meine nicht die Fahr-Verbindung, ich meine — nun — eh . . . gesellschaftlich! Verstehen Sie mich?“

Friedel blickte die Malersgattin mit seinen großen ehrlichen Augen ganz trostlos an. „Ach, kommt's denn wirklich darauf an? Wenn nur der innere Mensch was werth ist! Daß ich ein fleißiger, ehrlicher Kerl bin — ich will mich zwar nicht loben — und daß ich Fräulein Sascha . . . recht, recht . . . na, Sie können mir's wahrhaftig glauben.“

Dem jungen Maler war das Weinen näher als das Lachen.

Frau Susanna blickte mit eisiger Miene vor sich nieder.

Friedel wurde immer banger zu Muthe. „Die Köpenickerstraße, lieber Gott, viel Bornehmes wohnt ja nicht dort draußen. Aber man kann sich doch auch dort so unbändig glücklich fühlen. Als meine Mutter noch lebte! Gnädige Frau, die hätten Sie darüber hören müssen. Dreißig Jahre hat sie in dem Häuschen gelebt. Dort bin auch ich geboren und aufgewachsen. Wenn's auch kein glänzendes Dasein ist — so sagte sie immer — man lebt doch sorgenfrei.“

„Ja, aber mein verehrter Herr Liddemann,“ sagte Frau Susanna etwas gereizt, „Sie werden doch meine Tochter Sascha nicht mit Ihrer sehr achtungswerthen Frau Mutter vergleichen wollen. Ich kenne ja die alte Dame nicht, und es liegt mir ganz fern, sie in Ihren Augen herabzusetzen, — aber mein Kind hat denn doch ganz andere Ansprüche, die durch Bildung, Erziehung, Gewohnheit bedingt sind.“

Friedel sah die Sprecherin ganz erschreckt an. Daß Jemand seine verstorbene Mutter nicht als die höchste Instanz in allen Herzens- und Lebensfragen ansehen könnte, erschien ihm geradezu ungeheuerlich.

„Nein, Sie kennen die gute alte Frau nicht — werden Sie auch nicht mehr kennen lernen. Sie ist ja todt.“ Friedel machte eine Pause, dann fuhr er wehmüthig fort: „Gewiß, sie war eine einfache Frau. Sie hatte auch gar kein Verständniß für laute Vergnügungen. Aber da drin in der Brust besaß sie etwas, was Fräulein Sascha auch besitzt, — einen . . . na, was man einen guten Fond nennt — meine ich. Glauben Sie mir, auch Ihre Tochter wird sich dort draußen in Berlin O, in dem kleinen Häuschen mit der Fliederlaube glücklich fühlen. Dafür bürgere ich — wahrhaftigen Gott.“

Frau Susanna zuckte die Achsel. „Ueber die Poesie der bekannten kleinsten Hütte mit der täglichen Kost Liebe und Griesuppe ist unsere Zeit doch wohl längst hinaus.“

Friedel war gekränkt. „Besser fröhlichen Herzens in der Dachkammer, als voll Kummer und Sorge in der Bel-Étage. Von weitem sieht sich so ein glänzendes Heim ganz schön an, aber wenn man näher tritt . . . es giebt kein Häuslein, es hat kein Kreuzlein. Und



wenn Ihre Tochter heirathet — warum soll sie dann gar keinen Wunsch mehr haben! Wäre denn das ein Glück? Hand auf's Herz, gnädige Frau, haben Sie wirklich keinen Wunsch mehr? Also seien Sie nicht hart und geben Sie mir ein ganz klein wenig Hoffnung. Wenn ich auch noch nicht der vollkommene Schwiegerjohn bin, den Sie sich wünschen — ich will ja noch streben, ringen! Und die Hauptsache bleibt ja doch, daß sich das Mäd'el selbst wohl fühlt, nicht wahr? Ach, und wenn ich sie erst einmal dort draußen in dem kleinen Häuschen als meine Frau habe — dann, dann . . . lieber Gott, ich hätte ja nur den einen Wunsch und den einen Gedanken, meine kleine Sascha glücklich zu machen!"

Friedel erschaunte über sich selbst. Wo hatte er nur den Muth und den Athem zu der langen Rede hergenommen?

Aber so herzensgut er es meinte, seine Worte waren für die augenblickliche Stimmung Frau Susannas recht schlecht gewählt. Es war dieser, als ob Friedel ihr mit jedem Satz einen Dolchstoß zu versetzen beabsichtigte. Besser sorgenfrei im Dachstübchen als . . .! Frau Susanna biß die Zähne zusammen. Ein tiefer Groll erfaßte sie. Die bittere Wahrheit, die in Friedels Worten lag, kränkte sie. Aber sie wollte sich nicht überzeugen lassen. So frostig als sie vermochte, versetzte sie:

„Kurz und gut, Herr Liddemann, ich habe andere Pläne mit meinem Kind. Wenn Sie sich wohl fühlen in der Köpenickerstraße, so ehrt Sie das ja nur. Aber es ist etwas verwegen, von meiner Tochter verlangen zu wollen, daß sie sich aus Pietät für eine verstorbene Schwiegermutter in solchen, — na, immerhin etwas proleta . . . hm, — nun eben dort draußen wohl zu fühlen!"

Friedel hatte Frau Susanna so entsetzt angesehen, daß ihr das Wort in der Kehle stecken blieb. Sein Antlitz war kreidbleich geworden. Es würgte in ihm. Verzweiflung, Zorn oder Scham — er war sich selbst über seine innere Bewegung nicht klar — beraubte ihn der Sprache. Linkisch verbeugte er sich und ging. Dann lehrte er wieder zurück. Er druckte und schluckte.

„Jawohl, gnädige Frau, — Proletarier, das sind wir. Aber bloß äußerlich, gnädige Frau. Denn was meine Mutter war, die war — hoho — da brauchte sich Keins zu schämen, mit der guten Alten zu verkehren, bei Gott nicht! Innen, im Herzen drin, wo's kein Mensch gesehen hat, da war sie . . . ne Königin war sie, bei Gott! . . . Und — und — das wollte ich Ihnen bloß noch sagen.“

In Friedels Augen blitzte es. Er wandte sich ab. Die Gefühle hatten ihn übermannt. Er schnitt ein grimmißes Gesicht, weil er sich seiner Bewegung schämte, verbeugte sich nochmals linkisch gegen Frau Susanna und ging. Diesmal ging er wirklich.

Die Malersgattin blickte ihm achselzuckend und geärgert nach.

Plötzlich stand Sascha neben ihr. „Er ist fort? Du hast ihn weggeschickt? Mundweg abgewiesen?"

Frau Susanna nagte an ihren Lippen. „Wie Du siehst,“ sagte sie gereizt, fast spöttisch. Da sie einen stürmischen Gefühlsausbruch ihrer Tochter erwartete, so sicherte sie sich von vornherein durch einen leichten, wegwerfenden Ton. Aber sie hatte sich getäuscht; Sascha blieb äußerlich ganz ruhig.

„Ach Mutter, wenn wir das nur nicht zu bereuen haben. Denn sieh 'mal, treu und ehrlich meint er's doch, der gute Friedel, — wenn er auch nur ein Proletarier ist.“

Sascha hatte die letzten Worte ganz leise gesprochen. Frau Susanna fuhr zornig empor.

Das Mädchen hatte also gelauscht!

Mit einem niederschmetternden Blick setzte Frau Susanna an ihrer Tochter vorbei und verfügte sich in die anstoßenden Zimmer.

„Aber meine theuerste Freundin, Sie wollen uns schon verlassen? Ach bitte, bitte, bleiben Sie doch noch ein halb' Stündchen! . . . Es ist gerade so gemüthlich! . . . Fräulein Coralli wird noch ein paar Lieder singen — „Vergebliches Ständchen,“ von Brahms und „Am Meere“ von Wilhelm Berger. Kennen Sie die Stücke? Nein? Müssen Sie hören — himmlisch! Also bitte!“

Frau Susanna sagte das Alles mit lebenswürdiger Herzlichkeit. Es lag etwas Strahlendes auf dem Antlitz der immer noch schönen Frau.

Nun gerade wollte sie die sorglos glückliche Hausfrau spielen!

Es war ihre Abschiedsrolle . . .

10.

Der Berg-Assessor hatte mehr Glück als Friedel. Als sich alle übrigen Gäste empfahlen, blieb er allein noch

da. Er hatte sich mit dem Hausherrn besonders angefreundet. Florian nahm ihn mit in sein Atelier hinüber. Die beiden Herren rauchten eine Cigarre. Dabei kam eine lebhaftere Unterhaltung in Gang. Richard sprach über seine persönlichen Verhältnisse und erzählte von seinem Verleben und seinen Verwandten.

Er hatte niemals ein glückliches Familienleben kennen gelernt. Seine Eltern hatten sich ein paar Jahre nach seiner Geburt getrennt. Niemand hatte ihm seine Mutter, die ihn erzog, den wahren Grund der Scheidung genannt. Aber es war ihm später Manches über die Lebensweise seines Vaters zu Ohren gekommen, was ihm einen tiefen Einblick in diese unglückliche Ehe gestattete. Es wurde bei ihm zur Gewißheit, daß die Untreue des Vaters die Ursache der Trennung gewesen war. Saladin Luge hatte sich wenig um seine von Berlin fortgezogene Gattin und deren Kind gekümmert. Sie hatte seiner Zeit jede Unterstützung des Ehegatten zurückgewiesen; von Haus aus vermögend, bedurfte sie des Geldes nicht. Sie widmete sich lediglich der Erziehung des Knaben. Als dieser herangewachsen war und in Berlin die Hochschule bezog, suchte er seinen Vater einmal auf. Die beiden standen einander ganz fremd gegenüber. Richard fand in dem Kunsthändler einen egoistischen, immer noch sehr weltlich angelegten Herrn, der den lieben Gott einen guten Mann sein ließ und sich nur darum bekümmerte, möglichst schnell und möglichst viel Geld zu verdienen, um es in zweifelhafter Gesellschaft ebenso schnell wieder durchzubringen. Tieftraurig lehrte Richard zu seiner Mutter zurück. Er verschwieg der schnell gealterten Frau, was er erfahren hatte. Bald darauf starb seine Mutter. Sie hatte gut hauszuhalten verstanden und hinterließ ihrem Sohne ein stattliches Vermögen. Als Richard in unsagbarem Schmerz vom Grabe der Entschlafenen heimkehrte, fand er das Beileidschreiben seines Vaters vor. Es war ein gar feltjamer Erguß. Er wolle die Verstorbene zwar nicht anklagen — de mortuis nil nisi bene — aber sie habe ihn nie verstanden und darum sein Leben vernichtet. Wenn sie ihn damals nicht mit ihrer Eiferjucht geplagt hätte, so wäre der Bruch nicht entstanden, u. s. w. u. s. w. Schließlich bot Saladin Luge seinem Sohne Geld an. Er lasse sich nicht lumpen und werde seinem Bankier Anweisung geben. Richard solle nur die betreffende Firma, die genau bezeichnet war, jederzeit über seine Adresse unterrichten. Der junge Mann war empört. Er schrieb seinem Vater in höflich-kühlem Ton zurück: er habe wohl geglaubt, daß sich ihm nach diesem schweren Schicksalsschlag das Herz seines Vaters aufstun werde — statt dessen öffne sich nur sein Portemonnaie; er verzichte nunmehr auf beides. Damit war der Bruch zwischen Vater und Sohn vollständig, und niemand kümmerte sich mehr um den anderen.

Florian hörte mit sehr gemischten Gefühlen zu. Dieser Saladin — er war ihm nur zu gut bekannt! Der Meister erging sich in ziemlich nichtsagenden Zwischenrufen.

Endlich kam Richard zur Hauptsache. Er sprach über seine Beziehungen zu Nora.

„Ihr Fräulein Tochter hatte mir eine Prüfungszeit auferlegt. Ich sollte ein paar Wochen reisen, ehe ich ernstlich mit Ihnen spräche, Herr Konksi. Das ist geschehen.“

Konksi brummte schmunzelnd ein paar Gms vor sich hin. „Sie müssen aber wissen, daß meine Mädels arm sind wie die Kirchenmäuse. Ich habe nämlich ein bißchen flott gelebt und — eh . . .“

„Ich bin glücklicherweise in der Lage, ohne Mitgift, sogar ohne einträgliche Amtstellung einen behaglichen Hausstand gründen zu können. Sprechen wir also nicht über Geld.“

„Das ist mir auch lieber!“ jagte der Meister. „Und Sie brauchen also wirklich keine Bedenkzeit mehr?“

Richard lächelte. „Wozu jetzt noch überlegen? Der Verstand irrt — das Gefühl nie!“

„Hm,“ schmunzelte Florian, „das ist nicht übel. Sie gefallen mir, Herr — eh . . .“

„Und so gestatte ich mir denn, um die Hand von Fräulein Nora anzuhalten.“ Richard war aufgestanden. Seine Cigarre war ausgegangen; er hatte sie auf den Aschbecher gelegt.

Auch Florian legte die Cigarre aus der Hand. Er war in eine feierliche Stimmung gerathen.

In diesem Augenblick trat Frau Susanna mit Nora ein.

Eine herzliche Familien-Szene spielte sich ab.

Später kam noch Sascha hinzu. Als alle einander küßten — Richard seine Braut und seine Schwieger-Eltern, auch seine hübsche neue Schwägerin, Konksi seine Gattin und seine Töchter, zog auch Frau Susanna die Schwester der glückstrahlenden Braut an sich. Aber Sascha sträubte sich sichtbar. Frostig blickte sie an der Mutter vorbei.

Schließlich ließ der Meister ein paar Flaschen Sekt heraufholen. Man stieß auf das Wohl des Brautpaars an.

„Zum Sonntag laden wir ein paar Freunde ein, nicht wahr, Florian?“ sagte Frau Susanna. „Dann soll die Verlobung unseres Kindes veröffentlicht werden.“

Der Meister war einverstanden.

In diesem Augenblick läutete es. Das Stubenmädchen trat ein.

„Die Leute von die Bilderhandlung sind da. Sollen sie 'rein?“

„Aber ob!“ rief Konksi tief aufathmend. Er warf seiner Gattin einen vielsagenden Blick zu. Diese verfügte sich nebst dem neugebackenen Schwiegerjohn, der ihr den Arm reichte, und ihren beiden Töchtern in's Nebenzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Zur Frauenbewegung.

Eine Studie von Richard Wulsdorf.

(Schluß.)

Wie wurde noch vor kurzem gegen die Bethätigung der Frauen in der ärztlichen Praxis geeifert, wie scharf wurden auch die maßvollen Kämpfer für eine den Verhältnissen entsprechende begrenzte Mitwirkung der Frauen an der Ausübung des ärztlichen Berufes angegriffen! In diesen ablehnenden Anschauungen ist ein unzulänglicher Umstand eingetreten; man fängt an, sich selbst in den besonnensten Kreisen mit dem Anspruch der Frauen an der Ausübung ärztlicher Thätigkeit zu befremden, und auch die preussische Regierung beginnt, der neuen Strömung eine größere Geneigtheit entgegenzubringen, die sich bald in praktische Maßregeln umsetzen dürfte. Es ist richtig, daß sich Manches gegen die Ausübung des ärztlichen Berufes durch Frauen mit voller Berechtigung einwenden läßt, und auch ich bleibe dabei stehen, daß nicht die Anatomie und der Secisaal der geeignetste Platz für die Thätigkeit der Frauen sind, daß durch das medicinishe Studium die zarte Blüthe des Mädchenthums und der ahnungslosen Weiblichkeit an Duft und Reiz verlieren wird. Auch andere wesentliche Bedenken sind gegen diese Thätigkeit erhoben worden, deren Gewicht nicht zu verkennen ist. Daß den Frauen ein natürlicher Trieb innewohnt zum Pflegen, Heilen, Lindern der Schmerzen und anderen, auf die Erleichterung des Lebens bezüglichen Obpflegen, wird niemand leugnen. Dieser Trieb nähert sie dem ärztlichen Beruf. Daß aber derselbe jemals in seinem vollen Umfange von den Frauen erobert werden wird, daß wir berühmte weibliche Kliniker oder gar Operateure haben werden, glaube ich nicht; die Ausübung der ärztlichen Kunst wird wohl immer bei uns als eigentlicher Lebensberuf des Mannes angesehen werden, und nur in geringem Umfange wird die Bethätigung der Frauen eintreten. Aber auch auf kleinem Gebiete kann sie segensreich wirken und sich unentbehrlich machen. Das wird besonders bei der großen Zahl der Frauen-Krankheiten der Fall sein. Ein sehr bedeutender Schritt in dieser wichtigen Frage wird geschehen sein, wenn sich zunächst in den größeren Städten einzelne beschäftigte und wohlrenommierte Aerzte dazu entschließen, für die genannte Kategorie von Krankheiten sich tüchtiger weiblicher Assistenten zu bedienen, nachdem diese unter geeigneter Leitung einen praktischen Cursus absolviert haben. Diese Mitwirkung erscheint mir ganz naturgemäß und notwendig, und wenn die Aerzte sich dauernd ablehnend gegen dieselbe verhalten sollten, so würden wir diesen Mangel an Wohlwollen mit einem kleinen Concurrnz-Neid zu erklären genöthigt sein. Schon jetzt klagen einsichtige Frauen mit Recht darüber, daß ihnen für ihre Bestrebungen, die nicht willkürlichen Vätern, sondern der harten Nothwendigkeit entspringen sind, seitens der Männer kein Verständnis und kein Wohlwollen entgegengebracht wird, und es wäre sehr beklagenswerth, wenn Goethes Wort, nach welchem die Männer sich deswegen gegen eine tiefere Bildung der Frau sträuben, um sich nicht von klugen Frauen beschämen zu lassen, auch in diesem Sinne noch für unsere Zeit seine volle Geltung behielte.

Da man „Doctor“ und „Apotheker“ gewöhnlich in einem Athem zu nennen pflegt, so möchte ich bei dieser Gelegenheit meiner Verwunderung Ausdruck geben darüber, daß der Apotheker-Beruf meines Wissens bisher von den Frauen nicht in Anspruch genommen ist, während sie doch schon in eine ganze Anzahl von sogenannten „unweiblichen“ Berufsarten eingebunden sind, sich sogar vor Modellstechen und Circus-Arbeit nicht fürchten. Ich finde, daß die Frauen sich ganz vorzüglich zum Apotheker-Beruf eignen, und wenn der Staat sich erst entschlossen haben wird, ihnen naturwissenschaftliche Collegia zu eröffnen und Examina abzunehmen, dann werden wir ganz zweifellos sehr bald sorgfältige und praktisch tüchtige Apothekerinnen haben. An Pünktlichkeit, Sorgsamkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit thun sie es den Männern gleich, und wer einmal Gelegenheit hatte, in den Kistern dem Schaffen und Warten der ehrwürdigen Frauen in den Laboratorien zuzusehen, der wird seine etwaigen Zweifel über die Verwendbarkeit der Frauen auf diesem, ihnen bisher verschlossenen Gebiete sicherlich fallen lassen. Etwas „Unweibliches“ läßt sich doch hierbei gewiß viel weniger finden, als im ärztlichen Beruf; mir persönlich kommt wenigstens der weibliche Zahnarzt, der ja bereits vollständig beglaubigt ist, um eine wesentliche Nüance „unweiblicher“ vor.

Wir haben im Anfange unserer Auseinandersetzungen auf die ureigene Bestimmung der Frau eindringlich hingewiesen und betont, daß das befehlende Wirken am eigenen Herde für Haus und Familie ihr eigentlicher Arbeitskreis ist, der ihr inneres Glück am sichersten verbürgt. Die sorgende und waltende Hausfrau, die liebende, sorgsame Mutter ist und bleibt die höchste und beglückendste Bestimmung der Frau, ihr edelster







Die Leute von Anskens sagten, das Meer käme nicht wieder, das Meer habe ihn gefordert. — Das Meer? Sie glaubte es nicht! Er hatte ihm getrotzt in wilden Stürmen und war Herr geworden, — er kannte es, wenn es auch tobte und wüthete, — es verschlang ihn nicht, den das Meer, sie vertraute ihm und dem großen Steuermann dort oben. Und er hielt Wort, — und wenn auch sein Schiff in den Wogen brach, er würde doch gekommen sein, sein Wort einzulösen, der das Meer. „Wenn die Sonne sich wendet, Junge, dann komme ich wieder und hole dich, mein Kind!“ Und die Sonne wandte sich, — und, nein, sie wollte es nicht ausdenken, — das war kein Traum, das war doch Wirklichkeit! Nicht umsonst hatte sie mit unsäglichem Mühen die Klippen von Anskens erklimmt. Sie sah das weiße Segel der „Kara“, wie es dort auf den Wellen tanzte und schaukelte, ihr Spielzeug! Nur eine einzige rajche, zu harte Bewegung — und sie glitt drüber hin und glättete sich über ihm und lächelte und spiegelte sich in dem Schein der Sonne.

Eine furchtbare Angst kam über sie, und der jauchzende Ruf „Bater“ erstarrte auf den Kindertippen. Sie sah, wie die Sonne noch einmal aufglühte, um wie eine Feuerkugel in's Meer zu sinken. Und eben war es noch Tag, ein kühler, sonnenheller Tag des hohen Nordens. Und nun ist es Nacht. — Das Leben geht schnell, schneller wie ein Traum. — Die Nebel kommen vom Meere her — und das Schiff? Fern sah sie es noch, das weiße Segel, nun kommt eine Welle und noch eine. — Es wird nebelhaft grau, das weiße Segel der „Kara“, — und nun sieht sie nichts mehr. — Aber sie hört noch, wie sich die Wellen an den kristallinen Spigen brechen. — Es ist ein eigenthümlicher Ton, manchmal wie ferne Glocken, — wie der Klageklang einer springenden Saite. Vom Meere her brausen die Wogen heran, schäumend, gewaltig und mit ihnen dumpf aufstöhnend die Eisblöcke. — Wehe dem armen Fahrzeug von Menschenhand! — Dann kommt der Sturm, schnell und mit fliegendem Athem; — aber er ist kalt wie Todesodem, und unter seinem eifigen Hauch erlahmen die klopfenden Pulse, — und langsam fühlt sie die Kraft des Lebens, die durch die Adern rinnt, erhaltend, erstarrt, dem Herzen zu treiben. Es wird so still, so ruhig wie nie zuvor. Sie weiß die Zeit nicht mehr, wo es nicht gehofft und gesehnt mit jedem Schlag. — Nun hofft es nicht mehr. Steht es still? — Ja, sie fühlt es nicht mehr, denn sie lauscht auf den großen Pulsschlag der Natur. — Es sind graufige Gesichtern, die das Meer und der Sturm sich erzählen, — von Opfern und von sehnüchlich klopfenden Menschenherzen, die sie zur Ruhe gebettet.

Und nun hört sie einen Laut, der das Brausen des Meeres mit seinen wilden Melodien hell überläutet. Ist es der Schrei einer Wölfe, die der Sturm mit sich gebracht? Nein, es ist ein wilder, verzweifelter Ruf aus einer geängstigten Menschenbrust. Sie schreiet empor. War Alles nur ein Traum? Nein, noch einmal hört sie ihn, er kommt vom Norden her. „Junge Klassen!“ — Es ist ihr Name, und sie wendet das Haupt mühsam nach der Richtung des Tones. Sie sieht dort auf den Klippen im verfinsterten Abendhimmel eine knabenhafte Jünglingsgestalt stehen. „Lars“, — flüstern ihre Lippen „Lars“ — und wie erkennend, — „Byörn, — Byörn Styernsen!“ Ein wunderbares Gefühl kommt über sie, sie spürt nicht mehr die Klippen, die ein Eiswind ihr in's Gesicht geblasen. Ein warmer Hauch weht über sie dahin. — Ist es der belebende Odem einer Menschenbrust? Sie weiß es nicht. — Es ist ihr, als ob sie fortgetragen würde, — hinweg über die Klippen von Anskens. — Sie schlägt ihre Augen auf, — zwei Sterne leuchten über ihr. — Ob sie den dunkeln, unsicheren Weg zeigen, — den Weg, den man nur einmal erklimmt, — den Weg, — sie weiß nicht, wohin er führt! Hinauf!

Die Nebel des Meeres kämpften mit der kühleren Strandluft. — Lautlos lag die Stadt, still, wie der letzte Gedanke vor dem Traum, zog der Abend über sie dahin. Nur von den fernem Ufern drang hin und wieder ein schwacher Ton, wie ein Flüstern herüber. Ob die Wellen den Ufern von vergangenen Jahrhunderten erzählten? Von Schiffen, die auf stolzen Schiffen durch Nordlands Meere gezogen, die Insel Thule zu suchen, — die Insel der Glücklichen! Ob sie hier gestrandet! Ob sie sie gefunden?

Dort an dem Leuchtturm lehnte ein Mann, fast noch ein Jüngling, in nordischer Fischtracht. Sein Antlitz war schön, aber scharf und dunkel, wie aus Bronze gemeißelt von einer Künstlerhand, und seine Gestalt schien, wie ein Bild eherner Kraft. Und doch, wie alles Unvollkommene, Menschliche, so schien auch hier der Künstler hinter seinem Gedanken zurückgeblieben zu sein, — denn wie er sich eben bewegte, zog er mühsam einen Fuß nach sich, — ein Krüppel! Jetzt beugte er sich vor, und nun sah man erst in dem hellern Lichte, das vom Thurm herunterfiel, wie finster der Ausdruck dieses jungen Gesichtes und welch ein bitterer Zug dort um die vollen, kühngeschwungenen Lippen lag. Ob er das Raufschien der Wellen zu seinen Füßen verstanden, der Bursch? Und wenn er's verstanden, — was kümmerte es ihn, daß arme, irrende Menschen hier einst ihren Tod gefunden, weil sie das Glück gesucht! — Thoren, die sie gewesen! Und dachte er nicht auch eben an ein Glück? Oh nein, ein verlorenes, das ist keins. Und konnte er verloren nennen, was er nie befehen? — Und doch, wie oft hatte er von einer Zeit geträumt, wo dort an der Thüre seines ärmlichen Hauses sein Weib stehen würde, die mit ihren sehnüchlichen, weltjernen Augen hinausblinnte, um auf seine Heimkehr zu warten. Das rothe Licht des Herdfeuers würde auf ihrem goldigen Haare aufglühen, — oh, wie das blendet! Warum hielt sie Byörn Styernsen sonst die Augen zu? Oder wollte er das trügerisch schöne Bild schneller verschwinden, damit ihm seine Hütte nachher nicht dunkler und öder schiene, als jeden Abend, wenn er heimkehrte. — Er hörte nicht, daß neben ihm ein leichter Frauenfuß auf einen Stein stieß. „Habt Ihr Lars Klassen gesehen, Byörn Styernsen?“ Seine Mutter jammert nach ihm. Es ist auch schon spät, denn die Andern sind längst an Land. Ich wußte nicht mehr, womit ich sie still kriegen sollt, da litt's mich nicht im Haus! Die See trieb's heut' auch wieder arg, und nun da sie still ist, verfehlt man die Richtung im Nebel.“

Er blickte in ein feines Mädchenantlitz. — Es war das selbe, welches er eben vor sich zu sehen geglaubt, nur daß der rosige Schimmer fort war. Während sie sprach, irrten die großen, träumerischen Augen angstvoll über die Riesensfläche

des Meeres; sie sauden nicht, was sie suchten, nur die Nebel zogen hin und her, und weiter reichte der Blick nicht. — Byörn Styernsen wußte es ja, wenn ihre Augen so sehnüchlich suchten, und er fühlte es heiß zum Herzen strömen. War das Reid?

„Und Du, Junge Klassen, um wen bangst Du denn?“ fragte er höhnlich. Sie sah ihn an, aber es war ein Blick, als sähe sie ihn nicht, — und langsam wie im Traume antwortete sie dann: „Um meinen Stiefbruder, Lars Klassen, — um wen sonst?“ Aber als verstände sie nun erst den Sinn seiner Worte, fuhr sie auf. „Wahret Euch, Byörn Styernsen! Wer giebt Euch ein Recht, so zu sprechen?“

„Junge Klassen,“ — heiß und schwül, wie der Gluthauch einer Sommernacht, ging es durch die Stimme des Sprechers, der jetzt näher getreten war. „Warum liegt Euch so viel an ihm — und an mir nichts, gar nichts?“ Es kam keine Antwort. „Warum hörst Du mich nicht, Junge Klassen?“

Das Mädchen hatte sich an einen der riesigen Pfeiler des Leuchtturms angelehnt, mit beiden Händen sich seifschammernd, damit der Bursche, der vor ihr stand, sie nicht erfassen sollte, und blickte ihn aus ihren großen Augen feindselig und doch ängstlich an. „Laßt mich zufrieden, Byörn Styernsen,“ stieß sie tropig aus weichen, leidenschaftlich bebenden Lippen hervor, „laßt mich zufrieden!“ Und näher drängte sie sich an den Eisenpfeiler. Der Bursche machte keine Bewegung auf sie zu — aber in seinem schmalen, nervigen Gesicht suchte es, und in den dunkeln Augen glühte es auf, während die stolzen Lippen ein kaltes, spöttisches Lächeln umspielte.

„Ich soll Dich nicht anfassen, Junge?“ — Damals, als ich mein Leben für Dich einsetzte, auf den Klippen von Anskens, da war ich nicht zu schlecht, Dich aus Todesbanden zu reißen, als alle Dich verloren hielten, auch Lars Klassen! Und nun stößt Du die Hand, die Dich rettete, fort, wie ein giftig Gewürm! Soll ich Dich mahnen an die furchtbare Nacht, Junge, an die Stunde, wo ich Dich fand, wo ich mit meinen Händen den Weg zurück bahnte in dem gefrorenen Schnee, zwischen den Klippen hindurchstreichend, Dich nachziehend, — bis Knie und Hände mir wund und blutig den Schnee färbten? Soll ich Dich mahnen, wie ich, als ich Dich an meinen zusammengeknürten Kleidern den furchtbaren Abhang hinuntergelassen, selber bloß und frierend nachsprang, von der Höhe, von welcher noch keines Menschen Auge ohne Grauen hinabgeblickt, um Dich mit meinem Leibe zu schützen vor Kälte und Tod, und wie mein Fuß dort auf dem Eisblock zerplitterte und ich zum Krüppel wurde, der ich jetzt bin?“

Byörn Styernsen that einen Schritt auf das Mädchen zu, die noch immer unbeweglich vor ihm gestanden. Nur hin und wieder hatte es über ihr bleiches Gesicht gezuckt, wie er gesprochen. Jetzt sah sie ihn groß und voll an, — und wie sie nun sprach, zitterte es wie ein bitteres Weh durch ihre Stimme. „Ich wollte, Ihr hättet mich droben liegen lassen, Byörn Styernsen, da wäre im Frühling das Wasser von den Klippen gekommen und hätte mich mitgenommen zum Meere, das die Heimathlosen aufnimmt! So sonnig und warm war seitdem kein Tag mehr wie damals, als ich auf dem Felsen eingeschlossen!“ Das Mädchen sprach es hart und rauh, aber in ihren Augen blitzte die Thränen auf. Und dann fragte sie: „Warum liegst Du mich nicht liegen, Byörn Styernsen, — wie die Anderen? Warum nicht?“

„Warum? Jetzt weiß ich's. Damals wußte ich es nicht, daß es die Liebe war, die mich zu Dir trieb in wahnwüthiger Angst. Hätt' ich's gewußt, ich hätte Deine kalten Lippen den Eid sprechen lassen, den Eid der Treue, wenn auch Dein Herz nichts davon gesehnt, dann wärest Du jetzt mein gewesen. Nun ist das Leben Dir zu theuer, das ich mir gerettet! Aber was wußte ich damals von der Liebe, die den Menschen wie Wahnsinn faßt! Ich war fast noch ein Knabe und suchte nicht das Weib in Dir, nach dem der Mann verlangt. Ich suchte Dich, weil ich glaubte, es gebe ohne Dich keinen Tag mehr, — kein Licht, — keine Freude in der Freude, — als könnte ich nicht leben ohne Dich. — Oh, ich weiß noch, als ich den Abend heim kam und Dich nicht fand, da packte mich die Angst, es könnte eine Zeit geben, wo Du nicht mehr auf uns warten würdest, — dort am Strand, — auf Lars und mich! Und ich mußte fort und Dich suchen. Seitdem ist mancher Tag hingegangen! Wenn ich abends heimgehe, da denke ich, Du müßtest dort stehen, Junge, und in der Thüre auf mich warten, und wenn ich dann komme, sind die Fenster dunkel und die Stuben kalt und leer. Hast Du das Alles vergessen, Junge, so denk' an die Kinderjahre, wo wir hier zusammen gespielt. Du warst dann wohl die Meerkönigin, und Lars und ich Deine Getreuen. Wer am meisten Steine und Muscheln Dir brachte, der sollte König sein. Und ich hatte immer die meisten. Junge, willst Du den nicht nehmen, der Dir am meisten Liebe bringt?“ Byörn Styernsen hatte bisher zur Erde gesehen, als suchte er die Spuren der Kinderfüße, die dort zurückgeblieben sein mußten. — Nun sah er bittend zu dem Mädchen auf und umfaßte die Hand, die sie abwehrend ausstreckte.

„Das ist lange her, Byörn! Die Kinder wissen's nicht besser, — aber ich bin kein Kind mehr! Ich, — ich will, ich nehme,“ brach sie dann leidenschaftlich aus, „keinen Krüppel, keinen Norweger, keinen Fischer, der dem Meere sein kärglich Gut raubt, und die Schätze, die andere sammeln, — sich heran holt! Ich bin eine Schiffer-Tochter, Byörn Styernsen!“

Der Bursche war freideweiß geworden. Nun stürzte er in wilder Wuth auf das Mädchen zu: „Wer sagte Dir, daß ich nahm, was nicht mein. Wer? Und wer lehrte Dich unser Blut und das Eutrige zu schelten? — In den Kriegen gegen Euch vom Süden haben wir's vermischt. In den Kriegen, wo Ihr über unsere Berge kamt und unser freies Land unter Eurer Führe knechtetet! Elend und zum Krüppel hast Du mich gemacht, daß ich der Flagge nicht folgen durfte, die mich auf's Meer rief, nach dem ich mich gesehnt seit meinen Kinderjahren. Und elend willst Du mich machen für's Leben, Junge! Aber ich lasse mich nicht knechten von einem Weibe, das ich zwingen kann!“

„Meinst Du, Byörn, Junge Klassen ließe sich zwingen? zwingen von einem Krüppel? Das versuche Du nur,“ stieß sie höhnlich aufschmend hervor, — „das versuche Du nur, Byörn Styernsen!“

Sie stand vor ihm, hoch aufgerichtet, die schlanken Hände zornig geballt. Aus den Augen war der träumerische Blick verschwunden, — es waren andere, fremde, heiße Augen, die ihn ansahen. Es war auch nicht mehr das Weib, welches er liebte und begehrte, — es war eine jenes anderen Geschlechtes, das er haßte und welches sich der Mann seit Jahrtausenden unter-

than gemacht, weil es schwächer. Seine nervigen Fäuste griffen nach den weichen, abwehrenden Händen des Mädchens. — „Und wenn ich auch ein Krüppel bin, Junge, so bin ich doch ein Mann,“ kam es von seinen haßjudenden Lippen, „ein Mann, der ein schwaches Weib zwingen kann, ihren Willen zu beugen!“

Es ist ein vergebliches Ringen, ein ungleicher Kampf, Mann gegen Weib! — Wie ein ohnmächtiges Gefühl kam dieser Gedanke über sie, sie wußte nicht mehr, was sie gethan, ein Schrei nach Hilfe, der weit hin über den einsamen Strand scholl, gestel durch die Luft. Hatte sie ihn ausgestoßen?

Byörn Styernsen fühlte sich zu Boden gerissen, und über sich sah er die sonst so ruhigen Augen des Schweden Lars Klassen unheimlich, in heissem Zorne aufsehenden. — Ein Messer blitzte durch die Luft, schneller wie ein Gedanke vor der That, — nur eine Sekunde vielleicht, — und ein marterschütternder Bebruch hallte über die Ufer von Anskens, bis er sich im Nebel des Meeres brach. — Dann hörte man die stehenden Tritte eines Menschen, den die Kainsfurcht über die Erde jagt, — den dumpfen Schlag der Ruder, der im Plätschern der Wellen verklang, die an's Land kamen, um wieder in's Meer zu sinken, — hörte das Nähn einer todeswunden Menschenbrust, — und dann wurde es still, ganz still.

An den felsigen Klippen von Anskens brachen sich die Wogen, die ein wüthender Sturm mit mächtigem Arm gegen die Ufer trieb. Zwischen den Klippen stand Junge Klassen und spähte und lauschte hinaus, spähte nach einem weißen Segel, welches eben in weiter Ferne sichtbar wurde und dann wieder verschwunden war hinter den gewaltigen Wellen, die sich haushoch davor thürmten, und lauschte, — lauschte mit stodem Athem auf das Nothsignal, das doch abgehoben werden mußte. — Aber sie hörte nichts, nichts als die todbenden Wasser, die sich an's Ufer drängten und, wie Donner grollend, wieder zurückprallten. Der Schaum, der über die Klippen hinüber flog, wehte wie Flocken auf ihr langes, aufgelöstes Haar, blieb da rauf haften, bis er in Tropfen wieder hinunter rieselte. Sie achtete nicht darauf. — Als Kind hatte sie einmal die gefährlichsten Klippen von Anskens erklimmt, um das Schiff ihres Vaters zu erwarten, er war nicht gekommen — und ohne Byörn Styernsen wäre sie dort oben liegen geblieben und hätte weiter geschlafen, den Todesschlaf. — Ob Junge Klassen an diese Stunde dachte? Nein, das war Alles nur ein Traum gewesen — das Schiff, welches sie zu sehen geglaubt, strandete an Englands freier Küste und sah Norwegens wilde Ufer nie wieder. — Aber heute war es kein Traum, — das weiße Segel dort gehörte dem Schiffer, der an's Land steuerte, um sich die Braut zu holen: würde er es erreichen? Ein leiser Bebruch kam von den weißen Lippen des Mädchens, und die schlanken Hände preßten sich vergebens in einander. War denn keine Hilfe? Auch die wettergewohnten Männer von Anskens, die manchen Sturm über sich dahin brausen gesehen, würden die Aemern nicht ziehen, um wahnwüthig in den gewissen Tod zu gehen! Und lange konnte das Schiff den Wellen nicht mehr Stand halten! Nur Einer war's, der's mit jedem Sturme aufnahm, — das war sein Todfeind, — Byörn Styernsen, und der würde den ruhig sterben sehen können, der ihm das Weib raubte, welches er begehrte. Raubte? Hatte sie nicht aus freiem Willen Lars Klassen genommen, mit dem sie zusammen aufgewachsen. Sie hatte keinen Bruder, aber so mußte man sich freuen, wenn einem nach langen Jahren ein Bruder heimkehrte, nach dem man sich gesehnt, — sich freuen, wie sie sich gesehnt. Und nun spielten die Wellen mit dem, was sie als ihr Glück ersehnte. Einjam, öde und dunkel würde das Leben sein ohne ihn, wie dort das Meer, wenn die Wellen für Augenblicke das gebredliche Fahrzeug verbargen, — o Gott, und sie würde es nicht ertragen können! War denn Niemand weit und breit, der es auch nur versuchen würde, ein Menschenleben den tödtlichen Gewalten zu entreißen! — Dort stieß ein Fischer an's Ufer. Sie sah, wie seine nervigen Arme die Ruder mit aller Kraft gegen die sich bäumenden Wellen spannten, wie der weiße Wüth an seinem dunkeln Gesicht vorüberflog, — Byörn Styernsen! — Sie dachte nicht mehr an die Klippen, die sich seit jenem Abend zwischen ihnen aufgethan, — dachte nicht mehr daran, daß es seine Hand gewesen, die das Messer gezückt, um es in die Brust Lars Klassen's zu stoßen, — es waren ja Jahre darüber hingegangen.

Ein Sprung, und sie war unten, und noch einer, und der Kahn bewegte sich unter ihren Füßen. „Byörn, Ihr müßt ihm helfen! Ihr seid der einzige, der's wagt, Ihr und ich, die anderen haben's vor Stunden aufgegeben, ihm Hilfe zu bringen. Sie sind alle Wemmen, nur mit dem Leben giebt man seinen Willen auf — und seine Hoffnung!“

„Es ist Wahnsinn, Junge Klassen, die Wie spielt mit dem Schiff, als ob's Kinderpielzeug wäre! Auch ich hab's eben als vergeblichen Kampf aufgegeben. Man soll Gott nicht in Versuchung führen!“

Sie stand noch im Kahn und hatte eines der Ruder ergriffen, als ob sie jeden Augenblick von den Felsblöcken abstoßen wollte, um ihn wieder in's Meer zu treiben. Aber sie that's nicht, sondern blickte unverwandt in das schöne, finstere Männerantlitz vor ihr, in dem jetzt keine Faser zuckte. Fast forschend war dieser Blick, — war alles Feuer denn erloschen unter diesen dunkeln Sternen, glimmte nicht doch noch ein Fünkchen Leidenschaft für sie in seiner Brust? Sie war ein Weib, — sie mußte es wissen! Es war ein thörichtes, wahnwüthiger Gedanke, daß man Alles, was man entfesseln, auch zügel kann! Oder wußte sie nicht in diesem Augenblick, daß sie schöner war als je, begehrenswerther? Warum sah sie ihn denn an, — bittend, verlangend?

„Ich kann und will es thun, Junge!“ Wieder wehte es heiß und schwül wie der Gluthauch einer Sommernacht über sie dahin, wie damals, — damals. — Fast wäre das Ruder in seiner Hand zerplittert, so gewaltig war die Kraft, mit der es geführt.

Ein Schrei kam von den fernem Ufern her. — Männer stießen ihn aus, als sie ein Boot von neuem in See treiben sahen, in den gewissen Tod. — Junge Klassen hörte ihn nur noch wie ein fernes Echo verhallen. — Sie war am Kiel zusammen gesunken und trampfte sich mit den weichen Händen an den Bord des Fahrzeugs fest, über welchem die Wellen hoch emporsprigten. — Es war ein starkes Fischerboot und doch trachte es, wenn eine Riesenswelle nach der andern an seine Planken schlug; aber noch waren es zwei nervige Arme, die es lenkten, — auf offener See würde keine Menschenkraft es mehr vermögen. — Jetzt wußte sie es, wahnwüthig war ihr Verlangen gewesen — und mit weichen Lippen und starrem



Blid sah sie, wie die Barke mit jedem Rudererschlag dem Fahrwasser zuglitt. — „Barmherziger Gott!“ und sie wollte und konnte es nicht hervor bringen das Wort „zurück“, tonlos kam es von ihren Lippen und ungehört floh es von dannen.

„Inge!“ — Hören Stjernsen ließ die Riemen sinken und beugte sich über sie, — in seinen Augen glühte die alte Leidenschaft auf, und sein Mund sprach heiße, sinnverwirrende Liebesworte. Was kümmerten ihn die Wellen, die sein Schiff zu zerschellen drohten, seine Seele, sein ganzes Sein verlangte die Lippen zu küssen, die ihm einst geflücht.

„Ange, noch ist es nicht zu spät, — hier an den Pforten des Todes frag ich Dich, willst Du mein Weib sein? Lars Claffen kann nur Gott retten, ich nicht! — Wenige Fuß weit, und wir haben das Fahrwasser erreicht und mit ihm den breiten Strom, der an die Ewigkeit grenzt, und wenig Rudererschläge zurück, dann werden wir den Tag wiedersehen, die Sonne, die über Antönes aufgeht, und das Glück!“

„Hören Stjernsen, ich kann, ich kann mein Wort nicht brechen, und wenn auch Erd' und Himmel über mir zusammenstürzen wollten! Ich kann's nicht, Hören Stjernsen, — ich gab Lars mein Wort!“ — Es klang wie der letzte innere Kampf vor dem Unterliegen. Hören Stjernsen hörte nicht mehr die Verheißung, die aus den verzweifeltsten Worten für ihn herausklang, er hörte nur das eine: „Ich kann's nicht, Hören!“

„Kannst Du nicht mit mir leben, dann sollst Du mit mir sterben, Ingeborg, ich lasse Dich nicht!“ flüsternte seine Lippen über ihr, und seine Arme umschlangen sie heiß und athemberaubend.

Die Wasser drängten sich über den Bord des Schiffes, das unter ihnen versank. Eine Welle zog sie mit sich hinunter, aber sie schlenkerte sie auch wieder hinauf und dem Lande zu. War's doch der Trieb zum Leben? Hören Stjernsen arbeitete mit seiner Last, die er nicht lassen wollte, dem Ufer zu, — oder war's ein unbestimmter, ungewisser Glaube an ein besseres Leben, ein Leben mit ihr, die er den todbringenden Mächten entreißen wollte? — Was war's, das ihm auf einmal das Leben lebenswerth erscheinen ließ? Waren es die wenigen Worte, die von den blassen Lippen kamen, die er vorhin so wonnestrunkent geküßt! Worte, die nicht ihm galten, sondern einem anderen, den er haßte! „Ich liebe Dich!“ oder galten sie ihm? Er dachte nicht mehr darüber nach, — es waren die Worte, die er seit Jahren von diesen Lippen erhebt, und immer wieder flüsternte sie — „Ich liebe Dich!“ Seine Kraft mußte anhalten, sie durfte nicht erlahmen, es galt sein Glück, das von anderen heils mit Füßen getretene Glück. — Noch eines Armes Länge, „o Gott, o barmherziger Gott,“ betete er, „nur die Kraft, — die Kraft!“

Dann fühlte er nichts mehr. Die letzte Bewegung gab sie frei, und die Wellen, die sie auf einen sachten Felsenvorsprung warfen, zogen ihn zurück in's Meer. Er hörte nichts mehr, auch nicht seinen Namen, der von ihren Lippen kam und die Worte „Ich liebe Dich!“ — Sie lag dort auf dem Felsen, bewußtlos und wie im Traume. — Aus weiter Ferne kam ein Schrei.

War es die Wöde, deren weiße, weiche Flügel eben ihre Stirn gestreift? oder war es sein Ruf nach Hilfe? —

Ueber ihr Gesicht glitt es wie ein Lächeln, und ihre Lippen flüsternten: „Ich komme, Hören, — ich rette Dich, — ich liebe Dich ja!“ — eine leise Bewegung dem Meere zu, und die Wellen zogen sie hinab in ein tiefes Grab, — oder treiben sie sie dem breiten Strome zu, hinter welchem ein anderes Leben anfängt? —

Nachdruck verboten.

### Wie sollen wir Concerte besuchen?

Von M. Steurer.

Schon mit dem ersten Winterfroste rüstet sich die Schar der Virtuosen zum Kampfe, — heißt doch Concert Wettstreit, — und die Jünger der heiligen Cécile treten auf das Podium, gewöhnlich in so verwirrender Fülle, daß die überraschte Musikfreundin Sigaros Worte: „Alle auf einmal, ich kann nicht mehr!“ andrücken möchte.

So erscheint es denn nicht ganz nutzlos, einmal den Versuch zu machen, einen Leitfaden durch diesen Irzgarten musikalischer Genüsse zu geben. Dabei wird sich einerseits herausstellen, daß das Angenehme und Landläufige nicht immer das künstlerisch Nothwendige ist, andererseits, daß man unter Umständen das Noblesse oblige zu berücksichtigen und auch einmal der Kunst ein kleines Opfer zu bringen hat.

Um System in die Theorie zu bringen, wollen wir erst die Vocal- und dann die Instrumental-Musik in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Meibt doch das Edelste, Schönste Kostbarste, was eine gütige Mutter Natur dem Menschen verleiht, eine schöne Stimme. Diesen kostbaren Schatz zu hegen und zu pflegen und sich an ihm zu erbauen, ist eine der wichtigsten Seiten unseres Concert-Lebens, und darum stellen wir in die vorderste Reihe desselben die Pflege und den Besuch des Chorwerkes. Welche Herz und Geist in gleicher Weise befriedigende Fülle der Eindrücke gewährt das Hören eines großen Chorwerkes! Der positiv Gläubige wird bei den Dratorien Bachs und Händels zur ästhetischen Befriedigung noch die religiöse Erbauung empfinden; Mendelssohn und Brahms werden jeden Empfänglichen entzücken, und wer weniger erbaut, als entzückt sein will, wird bei den weltlichen Chorwerken eines Schumann, Mendelssohn, Bruch, Gade, Rubinstein bestens geborgen sein. Aber die Sache verlangt ihr vollgerichtet Maß künstlerischer Theilnahme. Die Chöre mit ihrer complicirten musikalischen Architektur, mit ihrer das Ohr anfangs betäubenden Vielstimmigkeit, die singirten Final-Chöre kann man nur voll verstehen und würdigen, wenn man sie öfters, ja möglichst oft hört. Die Verehrerin des „Don Juan“ oder des „Lohengrin“ hat im Lauf des Jahres mehrmals Gelegenheit, sich mit ihrem Liebling zu beschäftigen; aber selbst in großen Musikstädten kommen der „Messias“ oder „Das Paradies und die Peri“ nur alle zwei bis drei Jahre je einmal zur Aufführung. Darum heißt es hier erst recht: „D nimm die Stunde wahr, eh sie entschläft.“

An zweiter Stelle erbitten wir die freudliche Theilnahme unserer musikalischen Leserin für die Concerte der a capella-Gesangvereine, in denen der Sänger nur auf sein eigenes Gehör angewiesen und allezeit zu strengster Selbstkritik genöthigt ist. Wenn irgend wo, so wird hier streng und gewissenhaft studirt; aber „schön ist das Mühen, herrlich der

Lohn“; denn keine bessere Schule giebt es für das Gehör, als active und passive Theilnehmung an einem a capella-Chore. Wie weit schließlich die Musikfreundin sich an Kirchen-Concerten, in denen der Gesang vorwiegt, betheiligen will, das wird individuellem Ermessen anheimzugeben sein; wunderbare Schätze liegen in den Compositionen eines Votti, Vittoria, Caldara, Durante ausgepackt; leider ist das alles auf lateinische Texte componirt und somit dem vollen Verständniß des weiblichen Geschlechtes schwer zugänglich.

Auf dem Boden der absoluten oder Instrumental-Musik hat gerade das deutsche Volk seine stolzesten geistigen Heldenthaten verrichtet; die Symphonien Mozarts, Beethovens, Mendelssohns, Schumanns sind Gemeingut der ganzen civilisirten Welt und bilden in ihrer kühnen Architectur das Entzücken des Kenners. Gar nicht angelegentlich genug können wir sie daher der Theilnahme der gebildeten und bildungslustigen Frauenwelt an's Herz legen, nur mit der Bedingung, daß gerade auf diesem Gebiete die sorgfältigste gewählte Stufenfolge für eine gedeihliche Entwicklung Sorge tragen müsse. Mit Haydn und Mozart wolle man anfangen; ihnen reihe sich die Beethoven'sche Reinheit an, und die Romantiker mögen den Abschluß bilden. Wer in der glücklichen Lage ist, mit einem Partner vor- oder nachher die betreffende Symphonie im vierhändigen Clavier-Auszug (der sich zum Orchester verhält, wie die Photographie zum Delgemälde) durchzuspielen, der möge sich diesen Genuß, der Bildung und Vergnügen so harmonisch vereinigt, nicht entgehen lassen. — Mit der Kammermusik ist es ungefähr dieselbe Sache, wie mit der Kirchenmusik; sie setzt, wenn anders das Buch der wirklichen musikalischen Erkenntniß nicht immer mit sieben Siegeln verschlossen bleiben soll, eine unentwegte Aufmerksamkeit und gewissenhaftes Studium seitens des Hörers voraus. Wer auf diesem Gebiete etwas leichtere Kost genießen will, dem seien die Compositionen für obligate Kammermusik an's Herz gelegt, welche meist, — es sei hier nur an Beethovens Septett erinnert, — ein frühliches Behagen an anmuthig bewegtem Tonspiele bekunden und das philosophische Element in den Hintergrund treten lassen.

Und nun das letzte, nicht das beste: das Clavier, dieser musikalische „Hans in allen Gassen“. Das Clavier möchten wir unseren Leserinnen nur soweit empfehlen, als es im Concert auch concertant, also in Verbindung mit anderen Instrumenten, in erster Reihe also mit dem Orchester, auftritt. Das Clavier als selbstherrliches Solo-Instrument gehört in's Haus, und die von den pianistischen Größen eingeführte Mode des „Clavier-Abends“ ist ein Brauch, von dem „der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung“. Zudem züchtet er mit logischer Consequenz jenes pianistische Mittelgut, das den Schreden des wahrhaften Musikfreundes bildet.

Damit wären wir am Ziele unserer auf sündliche Streifbilde abzielenden Wanderung, bei der uns wärmste Theilnehmung für die Wundergaben der vielerden Tonkunst geführt hat. Allerdings — wer in der Musik nur sündlichen Augenblicksgenuß sucht, wird bei den landläufigen Virtuosen-Concerten zumeist vollauf seine Rechnung finden. Da aber gerade die Frauen die Aufgabe haben, ideale Güter zu pflegen, so werden sie, — daß sind wir sicher, — auch auf diesem Gebiete gern bereit sein, ihre Theilnahme nur dem Würdigen zuzuwenden. Der Lohn wird nicht ausbleiben, denn der Künstler kann mit Goethes Worten seinen Gönnern zurufen:

„Wer immer strebend sich bemüht,  
Den können wir erlösen.“

Nachdruck verboten.

### Holländische Fischerboote.

Von Petersen-Angeln.

Siehe das Bild Seite 17.

Die Fischerboote haben ruhige See und glückliche Fahrt gehabt; mit reichem Fang beladen, kehren sie zurück. Auf dem Landungssteg warten Männer und Frauen der Heimkehrenden, um mit ihrer Arbeit zu beginnen, sobald die Boote gelandet sind. Ein Bild, wie man es in jedem holländischen Fischerdorf fast täglich beobachten kann. Der junge Künstler, dessen Marinewerke Naturwahrheit und glänzende Technik zeigen, entlehnt selbst einem Küstenlande, der Provinz Schleswig-Holstein, und die Motive von der holländischen Küste mußten ihn daher heimathlich an.

Nachdruck verboten.

### Der Elternsegen (La bénédiction).

Siehe das Bild von Dagnan-Bouveret Seite 20.

Das war ein richtiger „coup de tête“, als die hübsche Louise eines Tages ihrem gestrenge Papa erklärte, sie wolle von einer Hochzeit mit dem reichen Müller Leblen nichts wissen und würde nur ihrem François die Hand zum ehelichen Bunde reichen. Den François liebe sie nämlich, während der die und schon ziemlich angejahrte Meister Leblen ihr völlig gleichgültig sei.

Vater Lefèvre traute seinen Ohren kaum, als er solche Worte aus dem Munde der stets so sanften Louise vernahm. Natürlich legte er ihnen weiter keine Bedeutung bei, war er doch fest überzeugt, daß Louise, da sie einen anderen liebte, sich erst noch eine geraume Weile mit Worten und Mienen gegen das väterliche Machtgebot auflehnen, dann aber, wenn ihr Widerstand erschöpft wäre, sich unweigerlich seinem Willen fügen würde. Denn es gab auf dem großen, weiten Bauernhofe nur einen Willen, und das war der seine. Ihm beugten sie sich alle, vom Großvater angefangen bis hinunter zum kleinsten Waisejungen — und so mußte es auch sein.

Es war ja ganz und gar undenkbar, daß eins der reichsten Bauernmädchen des Ortes so einen Thunhüchler und Habensüchtigen, wie den François Cornichon, heirathen möchte. Freilich, ein hübscher Bursche war der François schon, während der Müller mit seiner kupferfarbenen Nase und seinem häßlichen Embonpoint nicht gerade zu den Schönsten zählte. Aber der Müller hauste auf eigenem Grund und Boden, und François war nur ein armer Fischer, nichts weiter. Das gab natürlich den Ausschlag.

Mutter Lefèvre wagte nie, ihrem Mann zu widersprechen. Sie wußte, daß er das nicht vertragen konnte. Aber sie wußte doch auch manches Mal trotz anscheinender Nachgiebigkeit, oder viellecht gerade mit deren Hilfe, ihren Kopf durchzusetzen. Ihr Alter war

ja auch nicht so schlumm, wie er sich gab. Also redete Mutter Lefèvre fast täglich ihrem Kinde, wenn sie mit ihm allein war, Rath zu. Es that ihr in der Seele weh, wenn sie sah, wie Louise täglich blässer und magerer und elender wurde, wie sie sich täglich verzehrte in Leid und Gram undummer. Wenn sie dann so freundlich und so gut mit Louise redete, wenn sie ihr Rath zusprach und sie tröstend darauf hinwies, daß wahre Liebe alle Hindernisse überwinde, dann lächelte wohl Louise, aber es war ein kaltes, trostloses und verzweifeltes Lächeln, das nicht ihr Herz erwärmte.

Da mußte etwas gethan werden, meinte eines Tages die alte Madeleine, welche als Botenfrau den Verkehr mit der nahen Kron-diffemant-Hauptstadt vermittelte. Und, resolut wie sie nun einmal war, wollte sie sich bei nächster Gelegenheit den Meister Lefèvre einmal dars vornehmen. Und richtig, sie that es. Sie heizte dem Alten tüchtig ein, indem sie ihn auf das klägliche Aussehen seines Kindes aufmerksam machte und ihn fragte, ob er es denn durch seinen Trost und Eigensinn in die Grube bringen wolle, ob er denn keine Augen habe und nicht sehe, wie Louise abfalle und dahinsiehe gleich einer Schwerverkranken?

Vater Lefèvre hatte gut der Botenfrau das Wort verbieten, der Hieb hatte dennoch gefessen. Die alte Madeleine verstand es, einem in's Gemüth zu reden, viel besser sogar als der Pfarrer. Freilich, morden wollte er seine Tochter nicht — und sie sah in Wirklichkeit zum Erbarmen schlecht aus.

Sogar der Müller, der um jene Zeit öfter in's Haus kam, machte diese Wahrnehmung. Als er eines Tages in seinem breiten Platt zum Bauer sagte: „Most avis, qu'allo devient ben minco, la gosse,“ da hielt der Bauer den Zeitpunkt für gekommen, mit ihm ein ernstes Wort zu reden. Und der Müller war ein sehr ein-sichtsvoller Mann. Er sah ein, daß er und die Louise ein schlechtes Gespann abgeben würden, und da er in seiner Weise dem Mädchen wirklich gut war, hatte er nichts dagegen, daß es, um glücklich zu werden, den François heirathen solle.

Und jetzt sind sie nun endlich so weit. Der feierliche Moment ist gekommen. Das junge Brautpaar steht im Begriff, in die Kirche zu gehen, um dort den Segen des Priesters zu empfangen. In der offenen Thür warten bereits die garçons und die filles d'honneur. Nur eine Ceremonie, einen althergebrachten Brauch des normannischen Landes, gilt es noch zu erledigen. Die Tochter tritt mit ihrem Bräutigam vor die feilich geschmückten Eltern hin, deren Segen zu erbitten und Berzeihung für das, wodurch sie dieselben bewußt oder unbewußt getränkt hat. Wenn alles in Erfüllung geht, was in diesem Augenblick der alte Bauer, der andachtsvoll die Kerze in der Hand hält, und die Bäuerin da auf unserem Bilde ihrem Kinde wünschen, so kann es diesem nie schlecht gehen im Leben. Selbst die drei älteren Herren rechts hinter der Gaststube, die sich in aller Herrgottsfröhe bereits ein kleines Frühstück haben wunden lassen, als Vorzeichen des eigentlichen Hochzeitsmahles, selbst sie zeigen in ihren Mienen einige Ergriffenheit und Mäßigung. Nachdem der Vater den Segen über das vor ihm kniende Brautpaar gesprochen, und nachdem auch die Mutter unter Schluchzen ihren zärtlichen Gefühlen Ausdruck gegeben, umarmen die Braut-Eltern Braut und Bräutigam und drücken ihnen herzlichste Küsse auf Stirn und Lippen. Alsdann ist die häusliche Ceremonie der „bénédiction“ beendet und nunmehr geht es zur Kirche.

Nachdruck verboten.

### Amulette und Talismane.

Mit Benutzung von Aufzeichnungen des Dr. jur. Adol-  
Lallemant.

Mit fünf Abbildungen.

Das Jahrhundert der Aufklärung und der gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften hat sich daran gewöhnt, mittheilig herabzusehen auf die Zeit der Mystik und des Aberglaubens, und doch belehrt uns jeder Blick in die Anzeiger-Spalten der Tages-Zeitungen, daß jene dunklen Gewalten noch immer ihre Herrschaft ausüben. Geheimmittel und Wahrsagekunst finden selbst in den Großstädten, den Mittel- und Sammelpunkten der Intelligenz, einen fruchtbaren Boden. Auch das aufgeklärteste Individuum wird bei erster Selbstprüfung in seinem Denken irgend eine Stelle finden, wo es empfänglich ist für unerklärliche, mystische Einflüsse. Das Erkennen dehnt seine Grenzen immer weiter aus, aber die Natur-Gewalten sind unendlich mannigfaltig in ihrem complicirten Wirken, und wo dieses sich der Erkenntniß entzieht, da beginnt das Reich des Glaubens, und darüber hinaus das des Aberglaubens.

Vermeintliches Erkennen, Glaube und Aberglaube stehen in der Mystik untrennbar zusammen. Lächelnd an diesem Gewir vorübergehen, heißt seine Macht verkennen, die sich in gar modernen Erscheinungen, wie Hypnotismus, Suggestion und Spiritismus, bethätigt. Man lerne den Aberglauben in seinen verschiedenen Verkörperungen verstehen, und man wird ihn als im tiefsten Wesen des Menschen begründete Schwäche verzeihen.

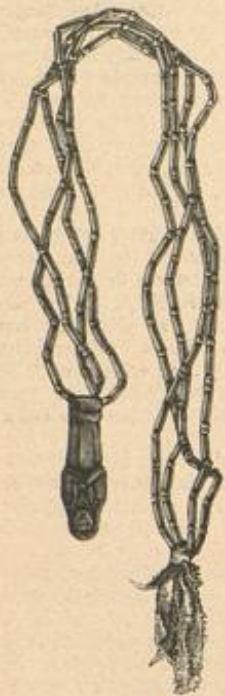
Eine allgemeine Geschichte des Aberglaubens ist ebenso unmöglich, wie eine Geschichte des menschlichen Empfindens überhaupt. Furcht und Hoffnung sind die beiden Pole, zwischen denen der trübe Strom aller in das Gebiet der Mystik gehörigen Erscheinungen hin- und herwogt, aus halbem Erkennen neuen Zufluch empfangend, hier und da sich zu reinem, durch-sichtigen Glauben abklärend.

Der Aberglaube steht als Wahrzeichen am Anfang und am Ende der Religionen. Wo das Bewußtsein von einer höheren Gewalt anfängt, und wo es sich zerstückert und verfallt, findet er seinen Platz zu allen Zeiten und bei allen Völkern. So lange Furcht und Hoffnung des Menschen Herz bewegen, ist ihm zwischen den beiden legitimen Gewalten des Glaubens und des Erkennens ein illegitimes Plätzchen gesichert.

Dem inneren, seelischen Kampfe des Guten und Bösen entspricht in der Außenwelt der der nützlichen und schädlichen Gewalten, deren Uebermacht der Mensch zunächst verständniß- und darum hilflos gegenübersteht. Dem Unverständigen seht er das Unverständliche entgegen, der geheimnißvoll zerstörenden Naturkraft das ebenso geheimnißvoll abwehrende und erhaltende Symbol.

Im Symbol vereinigt sich das Ueber-sinnliche, Unsichtbare mit dem Handgreiflichen, Sinnlichen bisweilen — zum Unsinne, erweist sich aber selbst dann noch als heilkräftig, weil es dem schulplos die Naturgewalt fürchtenden neue Hoffnung einflößt. Der Aberglaube zeigt sich hier in seiner Wirkung dem Glauben verwandt, denn mit dem Vertrauen wächst die Widerstandsfähigkeit. Als ein





Ägyptisches Amulett in glasirtem Ton.

Selbe, ein um den Hals oder an irgend einer anderen Stelle des Körpers zu tragendes Schutzmittel gegen Krankheiten, bösen Blick und sonstige schädliche Einflüsse. In Laufe der Zeit hat sich im Sprachgebrauch ein nicht immer günstiger Unterschied dahin ausgebildet, daß das Amulett die böse Gewalt mehr abwehrt, während der Talisman sie seinem Träger unterwirft und unterhänig macht.

Aus dem Wunderlande des Orients schon dem Namen nach stammend, gehörten Amulette und Talismane von jeher und zu allen Zeiten zu den bevorzugtesten Werkzeugen des Aberglaubens. Assyrier und Babylonier, Juden und Ägypter, Griechen und Römer vermeinten sich durch sie gegen den „bösen Blick“, gegen Krankheiten und Unfälle aller Art schützen zu können, und der Glaube an sie rettete sich, an die heidnische Tradition anknüpfend, durch die Kreuzzeuge befestigt, in das Christentum hinüber. Bibel und Talmud, die Kabbala und die griechischen Schriften lieferten Text und Sinnbilder für Wahrzeichen auf Stein und Metall, deren Kraft keineswegs darunter litt, daß das Verständnis für ihre Bedeutung sich immer mehr verlor.

Die hier abgebildeten Amulette wurden ausnahmslos um den Hals gehängt, auf der bloßen Brust getragen, so ihre Kraft unmittelbar mitteilend.

Die Ägypter führten mit Vorliebe die Göttermutter Isis selbst in den Kampf gegen die bösen Dämonen. An einem aus grünlasirten Thonperlen gebildeten Bande hängend, schütz ihr Abbild aus demselben Stoffe geformt, gegen alle zerstörenden Gewalten. Fehlen an diesem Amulett die Inschriften, so umhüllen die braunen, runden und buchförmigen Ledertafeln des arabischen Amulett-Bandes sicher heil- und zauberkräftige Koran-Sprüche, heilsame Pflanzen- und Mineral-Stoffe. Ein Wunder-Spruchlein dürfte auch das viereckige, buchförmige Amulett enthalten haben, dessen Seiten auf seine Tragweise hindeuten. Grüne, blaue und gelbe Emaillen schmücken die feine Dedel bildenden Silberplatten und umgeben, orientalisches gemustert, in der Mitte der Vorderseite einen ebenfalls in Silber gefassten roten Korallen-Knopf, wie denn die Koralle sich in dem medicinischen Arsenal der Mystik eines besonderen Rufes er-

Soldat im dreißigjährigen Kriege von einem angeblich „Kugelfeste“ Kameraden ein Zauber-Spruchlein verlangte, da schrieb ihm dieser auf einen Pergament-Zettel: „Wehr dich, Memme!“ Der Wunderjüchtige stürzte sich in das dichteste Kampfgewühl und kehrte ruhmbedeckt und unverletzt aus dem Kugeltregen zurück.

Das menschliche Empfinden hat sich niemals an den Widerspruch gewöhnen können, das — vielleicht nur scheinbar Schädliche und Böse auf eine allgütige Gottheit zurückzuführen. Die Dämonen- und Geisterwelt trat hier vermittelnd ein, und wenn man nun einmal mit in ihren Kampf gegen das Nützliche und Gute verwickelt werden mußte, so konnte man gegen sie schon mit kleinen Mitteln auskommen, die einer allgewaltigen Gottheit gegenüber vergeblich gewesen wären.

Amulette und Talismane gehören in das Gebiet jener Symbole, die sich mit Vorliebe an scheinbar Unbedeutendes knüpfen, um ihre Kraft um so glänzender zu bewahren. Amulett (vom arabischen hamalat, Anhängsel) und Talisman (vom arabischen talsim, Plural talasim, Zauberbild) bezeichnen ursprünglich ungefähr dasselbe, ein um den Hals oder an irgend einer anderen Stelle des Körpers zu tragendes Schutzmittel gegen Krankheiten, bösen Blick und sonstige schädliche Einflüsse.

In Laufe der Zeit hat sich im Sprachgebrauch ein nicht immer günstiger Unterschied dahin ausgebildet, daß das Amulett die böse Gewalt mehr abwehrt, während der Talisman sie seinem Träger unterwirft und unterhänig macht. Die geheimnisvolle Kraft des ersteren ist negativ schützend, die des letzteren positiv Machtwort verleihend.

Aus dem Wunderlande des Orients schon dem Namen nach stammend, gehörten Amulette und Talismane von jeher und zu allen Zeiten zu den bevorzugtesten Werkzeugen des Aberglaubens. Assyrier und Babylonier, Juden und Ägypter, Griechen und Römer vermeinten sich durch sie gegen den „bösen Blick“, gegen Krankheiten und Unfälle aller Art schützen zu können, und der Glaube an sie rettete sich, an die heidnische Tradition anknüpfend, durch die Kreuzzeuge befestigt, in das Christentum hinüber. Bibel und Talmud, die Kabbala und die griechischen Schriften lieferten Text und Sinnbilder für Wahrzeichen auf Stein und Metall, deren Kraft keineswegs darunter litt, daß das Verständnis für ihre Bedeutung sich immer mehr verlor. Eine Geschichte der Amulette und Talismane zu schreiben, ist heutzutage schwer, fast unmöglich, weil ihre internationale Zeichensprache, zum Teil schon in ihren Anfängen sinnlos, durch die Herübernahme und den Austausch aller möglichen symbolischen Elemente, sich in ein unaussprechbares Dunkel verliert. Wir begnügen uns daher im Folgenden, eine zufällige Reihe von Amuletten zu beschreiben und, so weit es möglich ist, zu deuten.

Die hier abgebildeten Amulette wurden ausnahmslos um den Hals gehängt, auf der bloßen Brust getragen, so ihre Kraft unmittelbar mitteilend.

Die Ägypter führten mit Vorliebe die Göttermutter Isis selbst in den Kampf gegen die bösen Dämonen. An einem aus grünlasirten Thonperlen gebildeten Bande hängend, schütz ihr Abbild aus demselben Stoffe geformt, gegen alle zerstörenden Gewalten. Fehlen an diesem Amulett die Inschriften, so umhüllen die braunen, runden und buchförmigen Ledertafeln des arabischen Amulett-Bandes sicher heil- und zauberkräftige Koran-Sprüche, heilsame Pflanzen- und Mineral-Stoffe. Ein Wunder-Spruchlein dürfte auch das viereckige, buchförmige Amulett enthalten haben, dessen Seiten auf seine Tragweise hindeuten. Grüne, blaue und gelbe Emaillen schmücken die feine Dedel bildenden Silberplatten und umgeben, orientalisches gemustert, in der Mitte der Vorderseite einen ebenfalls in Silber gefassten roten Korallen-Knopf, wie denn die Koralle sich in dem medicinischen Arsenal der Mystik eines besonderen Rufes er-

freut. Die Zeichensprache der Symbolik schreibt ihr, wohl um ihrer roten Farbe willen, blutstillende Wirkung zu.

Besonders interessant ist eine aus Zigeunerbeiß stammende rotsehende Schnur, an der eine ganze Reihe von Amuletten hängt, die deutlich zeigen, aus wie entlegenen Winkeln der Aberglaube seine Werkzeuge holt.

Zunächst erregt die Aufmerksamkeit ein in dickes Silber gefasstes, mit dem Bardeinsiegel versehenes schwarzes Crucifix. Es umfaßt eine „schwarze Maria“, d. h. eine aus schwarzem Holze geschnitzte weibliche Figur mit einem Kinde auf dem Arm, wie sie noch heute an vielen Wallfahrtsorten wie Voretto, Einsiedeln, Altöttingen, im Kreml, in Czernochow und Paris verehrt, oder auch als schützendes Amulett auf der Brust getragen wird.

Während des ersten Kreuzzuges im elften Jahrhundert wurde den Kreuzfahrern von den Saracenen, Ägyptern und Arabern eine Menge kleiner Statuetten aus Ebenholz, Cedern- oder Sykomorenholz gezeigt und verkauft, welche die ägyptische Isis mit ihrem Sohne Horus auf dem Arme darstellten, von den Mönchen und Pilgrimen aber, als vom Grabe des Erlösers herrührend, in das Abendland eingeführt wurden. Die christliche Kunst-Legende wußte dann von dem Evangelisten Lucas zu erzählen, der das erste Bildniß der Jungfrau Maria nach dem jülamitischen Weibe im Hohenliede (Cap. 1, v. 5) gemalt habe. Die ägyptische Isis wurde so zur christlichen Maria.

Die zwei herzförmigen, in starkes Silber gefassten „Krottensteine“ machen „ein gut Gesicht“, schwingen, so oft sie Gift merken, sei es, daß man sie am Halse trägt oder wenn man mit ihnen die Brust streicht.

Diese Krötensteine wurden im sechzehnten Jahrhundert zu hohen Preisen von den Zauber-Mystikern verkauft und sollten „an der Stirn des Krötenkönigs von dem Speichel, so ihm andere Kröten anblasen, wachsen. Aus den zu Pulver verbrannten Kröten, worin der Stein verblieben, werden andere lebendige Kröten.“ Es sind unschuldige Silicate, die geätzt oder gebrannt wurden, um das Ansehen eines Krötenrückens mit vielen Warzen zu gewinnen.

Eine wichtige Rolle bei Jägern und Wilddieben, und namentlich im dreißigjährigen Kriege beiden Landsknechten als Schutzmittel gegen Schreden und Erkältung spielt der sogenannte „Schreckstein“ oder „Wärmestein“. Werden lapis lipparus bei sich trägt und darin siebet, zu dem kommt alles Wild und siebet ihn an.“ Dies lipparus hängt mit dem lateinischen lipus, übel, scheel, bezerrast, zusammen und erinnert an den „bösen“, oder „Herenblick“.

Der am Zigeuner-Halsband befestigte „Schreckstein“ ist ein in starkes Silber gefasster Serpentin-Stein, wie er noch heute in Sachsen und Schlesien den Kindern der Arbeiter und Landleute als Mittel gegen Erkältung und Gefahr um den Hals gehängt wird. Auf der Silberplatte des Reverses ist das „In hoc signo vincas“ mit dem darüber stehenden Kreuze eingegrift, so daß das Amulett kaum älter, als die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sein dürfte.

Auch der in Silber gefasste, oben und unten mit einer Dose versehene herzförmige Achat figurirt als wichtiges Schutz-Amulett in der Zauber-Mystik. „Achates ist gut zu den Scorpions-Biß, darauf gebunden oder gestrichen, mit Wasser, nimmt alsbald den Schmerz hinweg. Gestossen auf die Wunden gegeben, heilet er den Schlangengiß. Angetragen macht er wolkreden, weiß, lieblich und angenehm. Zum Haupt eines schlafenden gelegt, zeigt er ihm vielerley Bildungen der Träume.“

Ähnliche Wirkung wurde der von einer Silberöse mit zwei Platten gehaltenen Malachit-Kugel zugeschrieben. Vom Malachit heißt es bei den Adepten: „Die welche honigfarb sein, oben auf gestrichen und nicht durchsichtig, die werden am meisten gelobt. In ein Plaster vermischt, erweicht er die Verhärtungen und des Magens Schmerzen. Neuherrlich getragen, leidet er und vertreibt er alles Gift und macht die Widersacher überwinden und die Träume ohne Auslegung verstehen.“

Das gekerkelte, mandelförmige, auf der einen Seite viereckig gefasste Stück Glas, ist ein sog. „Schwindelstein“. „Der Schwindelstein gegen die Sonne gehalten, giebt Feuer von sich; wenn er um den Hals gehängt wird, schützt er gegen den Schwindel; unter die Zunge gelegt, löst er den Durst.“ Daß der hier vorliegende Kristall wahrscheinlich von einem Kronleuchter herrührt, hat seiner Wirkung hoffentlich keinen Abbruch gethan.

Die übrigen Teile des merkwürdigen Halsbandes sind gewöhnliche christliche Symbole, wie sie überall verehrt und getragen werden.

Einer besonderen Beschreibung und Erläuterung bedarf dagegen noch das große, buchförmige, mit rothen Sammetbedeckte

und ausgezacktem Silber-Beschlag versehene Amulett, welches das Hauptstück des Halsbandes ausmacht. Nach Lösung der Hülle zeigt sich auf der Rückseite ein aufgeklebter roher Holz-schnitt, den gefesselten Apostel Petrus darstellend. Von den vier Couvert-Flügeln ist der oberste mit christlichen Symbolen bedeckt, der linke zeigt das abgehauene Haupt des heiligen Anastasius, der rechte den heiligen Florian mit dem Feuerregen, der untere die heilige Maria von Loreto mit der Unterschrift:

O Maria mit deinem Kind Segne mein Haus und Kind, Bewahr uns all vorm jeckn Tod, Vor Krieg, hunger, Pest und feuersnoth.

Das Hauptbild giebt das Schweitstuch, von Heiligenköpfen und Marter-Werkzeugen umgeben, wieder.

Ein im Innern befindliches Stückchen weißgrauen Stoffes dürfte irgend eine Reliquie sein, so daß dieses, wohl dem 16. Jahrhundert angehörige Amulett, mit seiner Fülle von Symbolen, sich als kräftiges Schutz- und Trugmittel gegen alle Fährnisse des Leibes und der Seele darstellt.

Das ganze Zigeuner-Halsband besteht offenbar aus einer zu verschiedenen Zeiten zusammengeflochtenen Reihe von Amuletten, deren seltsames Gemisch für den Zigeuner-Glauben charakteristisch ist. Erkennt doch der Zigeuner neben seinem alten „Großen Gott“ und der Anzahl der aus den merkwürdigsten Verbindungen hervorgegangenen Krankheits-Dämonen in schweren Fällen auch den „Kleinen Gott“ (Christus) an, den er gern jenen offensbaren Feinden und unzuverlässigen Helfern gegenüber oder zur Seite stellt. Die Taufe vermag an seinen durch die Tradition geheiligten Ueberzeugungen wenig zu ändern. Neben dem „neuen Glauben“ wahrt er hartnäckig sein Vertrauen auf die geheimnisvolle Kraft der Steine. Der symbolische Zusammenhang zwischen dem künstlich erzeugten Wurzeln des Krötensteins und seiner Wirkung als Gegengift, zwischen der Durchsichtigkeit des Kristalls und der ihm innewohnenden Macht, Schwindel und Betrug aufzudecken, entgeht seinem Verstandniß, aber er glaubt daran, und findet in diesem Glauben nach wie vor Hoffnung und Widerstandskraft im Kampfe gegen schädliche Natur-Einflüsse.



Arabisches Amulett; Schnur mit Lederkapseln.

(Fortsetzung folgt.)

# Redaktions-Post.

Frau M. K. in Königsberg. — Gewiß entscheidet auch über den Gebrauch der Visiten-Karte die Mode, und gerade die jüngste Zeit hat manche Neuerung gebracht. Die Form der Karte ist nach dem Vorgang der Engländer eine viel handlichere geworden, etwa 7 cm zu 4 cm gelten als genügend. Auch das früher allgemein übliche Umbiegen der Ecken hat eine Reihe von Wandlungen durchgemacht. Das Einknicken des Cartons bedeutete links oben p. r. v. (pour rendre visite), rechts oben p. l. (pour saluer), links unten p. p. o. (pour prendre congé), rechts unten p. e. (pour condoler). Später bog man den ganzen Rand links bei einem gesundheitlichen, rechts bei einem Condolenz-Besuch um. Auch das ist eine Mode von gestern; heute bezeichnet man den Zweck seines Kommens nur noch links in der unteren Ecke der Karte durch p. l., p. o. oder p. e. Natürlich gelten selbst diese Reste der früheren Sitte nur dann, wenn man den zu Besuchenden nicht antreibt. Geschmacklos ist eine Ueberladung der Karte mit Titeln und Ständes-Bezeichnungen. Auch hier ist im Gegensatz zu dem Amerikaner die Einfachheit des Engländers maßgebend. Wir haben jenseits des Canals nur ein einziges Mal eine Karte zu Gesicht bekommen, welche die merkwürdige Aufschrift trug: Mr. X., knight Commander of the most distinguished order of Charles II, und sie erregte allgemeines Staunen und Lachen.

Abonnetin in Prag. — Humoristische Gedichte und Erzählungen, die sich zum Vortrage in der guten Gesellschaft eignen, finden Sie in folgenden Sammlungen:

Diga Morgenstern, Für gesellige Kreise, Rosenbaum und Hart, Berlin.

Franz Wallner, Museum komischer Vorträge, Otto Jandt, Berlin.

E. Heule, Was soll ich declamiren? Schwabacher, Stuttgart.

G. H. in Hannover. — Die Mädchen-Gymnasial-Schule des Vereins „Frauenbildungs-Reform in Weimar“ will ihren Schülerinnen, den Knaben-Gymnasien entsprechend, die nöthigen Kenntnisse für die Ablegung des Maturitäts-Examens und für den späteren Besuch einer Universität übermitteln. Die aufzunehmenden Schülerinnen müssen das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt und eine höhere Mädchenschule besucht haben. Das Schulgeld beträgt 250 Mark jährlich. Uebrigens werden auch Hospitantinnen für einzelne Fächer aufgenommen. Alles Nähere erfahren Sie, indem Sie sich direct an den „Verein Frauenbildungs-Reform in Weimar“ wenden.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 4.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 12. Februar 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Leichtsinniges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

11.

Es war aber niemand von Griesinger & Co., sondern der leibhaftige Saladin Luze. Florian starrte ihn an wie eine Geistererscheinung.

Der Bilderhändler rief den beiden Männern, die mit ihm gekommen waren, zu, sie sollten auf dem Corridor warten. Als er in's Atelier trat, streifte sein Blick das Bild auf der Staffelei. Saladin strich seinen Schnurrbart, blickte Florian mit einem unverschämten Lächeln an und sagte, so malitiös er vermochte: „Ein nettes Bildchen!“

Konksi fuhr zornig empör. „Was wollen Sie überhaupt noch von mir?“

Saladin steckte die Hände in die Hosentaschen und pflanzte sich vor der Staffelei auf. „Das Bild da — das will ich.“

„Werden Sie nie kriegen — nie!“ Der Meister schrie es beinahe.

Im Nebenzimmer vernahm man die aufgeregte Unterhaltung. Frau Susanna hatte ein scharfes Combinations-Talent. Sie errieth sofort, wer der Besucher war. „Liebe Sascha, sing uns ein Liedchen — solange der langweilige Besuch da ist!“ Empört blickte das Mädchen die Mutter an. Auch Sascha hatte errathen, wer beim Vater verweilte. Die Situation war allerdings sehr peinlich. Also sie sollte singen, um den Wortstreit im Nebenzimmer zu übertönen! Was fragte Frau Susanna danach, wie es im Herzen der kleinen Sascha aussah! . . . Da traf ein bittender, flehentlich Blick aus Koras Augen die Schwester. Hand in Hand saß das Brautpaar am Fenster. Sie schwiegen beide. Richard hatte das Glück verstummungsgemacht — Kora die Sorge, daß der

Geliebte in diesem Augenblick die stürmische Unterredung des Vaters mit dem Fremden, gewiß einem Gläubiger, vernehmen könnte! . . . Sascha sprang auf und eilte an's Clavier. Sie blätterte in den Noten, dann spielte sie und sang: „Es weiß und rät's doch keiner . . .!“ Ihre Stimme zitterte; verstohlen tropfte es, während sie sang, über ihre Wangen herab.

Im Atelier spielte sich eine bewegte Scene ab. Saladin bezichtigte den Meister des Contract-Bruchs. Er werde aber sein Recht zu wahren wissen. Und wie bei Griesinger werde er es überall machen.

„Was, Sie haben gewagt . . .?“ Florian rautte sich das Haar. Er war krebsroth vor Zorn.

Saladin betrachtete ihn mit überlegenem Lächeln. „Ja, ich habe den Leuten den Contract gezeigt, den Sie mit mir abgeschlossen haben. Das hat gewirkt. Griesinger's werden sich nicht der Blamage aussetzen, daß ihnen ein Bild abgepfändert wird.“

„Abgepfändert — Herr!“  
„Legen Sie sich nicht auf. Das macht auf mich gar keinen Eindruck. Seien Sie gemüthlich. Wir können ja über die Sache sprechen. Ich verlange nur, daß Sie Ihren Contract erfüllen.“  
„Das thu' ich nicht! Das thu' ich nicht!“ Florian trommelte mit den Fäusten auf den Tisch.  
„So werde ich Sie zwingen, Herr Konksi.“

Neußersten treiben — dann haben Sie Grund, sich zu ärgern.“ Saladin hatte sich dem Bild genähert. Während er es wohlgefällig betrachtete, sagte er in trockenem Tone: „Wissen Sie, was Wechsel-Protest ist, Herr Konksi?“ Der Meister hörte nicht.

„Wenn Sie mir nicht auf der Stelle das Bild mitgeben, so kleben morgen an all Ihren Möbeln die kleinen Papierchen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“  
„Ehrenwort, haha! — Sie Bilder-Corjar!“

Saladin rief die beiden Leute herein. Die Männer strichen vor der Thüre die Stiefel ab, zogen ihre Mützen vom Kopf und traten ein.

Florian Konksi sprang auf die Staffelei zu, ergriff einen Pinsel, tauchte ihn in einen Topf mit weißer Farbe und rief mit wuthbebender Stimme:

„Eher verschmiere ich das ganze Bild, als daß ich es Ihnen gebe, — hol' mich der Teufel!“

Es tropfte von dem drohend erhobenen Pinsel auf das blanke Parquet nieder.

Saladin zuckte mit den Achseln. „Sie sind ein Komödiant. Legen Sie den Pinsel fort. Sie bestrecken den Boden.“ Er winkte den Leuten ab. „Sie können gehen.“ Die Dienstleute, die mit verduhten Gesichtern dagestanden hatten, gehorchten. „Aber morgen wird gesiegelt, Herr Konksi, verlassen Sie sich darauf.“

Der Meister saß ganz erschöpft vor seinem Bilde.

Er stützte das Haupt auf; die grauweißen Locken fielen ihm über die Stirn. In völlig verändertem Tone, in dem sogar eine gewisse Nüchternheit zitterte, begann er:

„Ich kann den Wechsel nicht bezahlen. Und meine Frau hat große Schulden gemacht. Es muß jetzt Baargeld in's Haus. Seien Sie doch kein Unmensch.“

„Sie brauchen ein Heidegeld. Ich bin auch kein Arzfuß. Will auch leben.“

Florian lauschte Saschas Gesang. So tief hatte ihn die Stimme des Mädchens noch nie ergriffen. Es lag etwas Heiliges in den Tönen.

Konksi ward wehmüthig.

„Ich bin in einer schauderhaften Lage. Wovon ich überhaupt leben soll, ist mir ein Räthsel.“

Saladin hatte die beiden Sectflaschen in's Auge gefaßt. „Einstweilen versuchen Sie es wohl — damit?“ meinte er spöttisch.

Florian warf dem Bilderhändler einen verzweifelten Blick zu. Dann fiel er abermals — beeinflusst durch Saschas Gesang — in die elegische Stimmung zurück.

„Herr Luze,“ begann er zögernd, „es soll nämlich in meiner Familie eine Verlobung gefeiert werden. Meine Aelteste — ich — ich . . .“ Florian schluckte. „Und es ist kein Geld da — nichts, rein gar nichts.“

Saladin lächelte hämisch. „Dann würde ich die Verlobung lieber aufschieben.“

Der Maler wagte einen letzten Versuch. „Sie wollen mir also nicht noch einmal aushelfen?“

„Dann müßte ich als Geschäftsmann unter Curatel gestellt werden.“

„Nicht als Geschäftsmann — als Freund, Herr Luze!“

„Hahaha, als Freund! Jawohl, hat sich was. Und neulich haben Sie mir nicht einmal eine Cigarette angeboten.“



Amulett-Kapsel mit auf Seidenband gedruckter Gebet-Anweisung. Siehe Seite 31.



Drei Amulett-Kapseln in Silber aus Corfu und von der Albanischen Küste. Siehe Seite 31.



Korallen-Amulett. Siehe Seite 31.

„Haha, zwingen. Sie — mich. Hinauswerfen werde ich Sie.“

„Das können Sie. So was kommt vor. Aber dann schide ich Ihnen einen anderen Besuch, den Sie nicht hinauswerfen können. Nehmlich den Gerichtsvollzieher.“

Florian tanzte aufgeregt durch's Zimmer. Er rang nach Athem.

„Führen Sie doch kein Theater auf,“ sagte Saladin geringschäßig. „Jetzt brauchen Sie noch nicht den Verzweifelten zu spielen. Aber wenn Sie mich zum



„Aber bedenken Sie doch, Sie ruiniren ein ganzes Familienglück!“

„Ich bin nicht verantwortlich dafür. Besser, Sie sagen Ihrem neuen Schwiegersohn die Wahrheit, als Sie täuschen ihn.“

„Täuschen — Herr Lutz!“ Florian hatte die Worte laut hinausgeschrien.

„Sie haben sich nicht verfehrt.“ Als Saladin die aufgeregte Haltung des Meisters sah, setzte er schleunigst hinzu: „Nebrigens gehe ich schon allein. Hinauswerfen brauchen Sie mich nicht.“

Florian knirschte mit den Zähnen. Mit wuthbebenenden Blicken verfolgte er den Bilderhändler. Dieser hatte bereits im Zimmer den Hut aufgesetzt und verschwand durch die Corridor-Thüre.

Der Gesang im Nebenzimmer verstummte. Der Meister blickte in den Spiegel. Dann ging er hastig auf und nieder. Allmählig ward er ruhiger.

Nebenan schleppte man eine gezwungene Unterhaltung hin. Mit ängstlichen Mienen lauschten Mutter und Tochter in den einzelnen Gesprächs-Pausen nach dem Nebenzimmer.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich des Malers bemächtigt. Er setzte sich endlich nieder. Wie gebrochen hörte er eine Weile da.

Ob man drinnen das Gespräch wohl gehört hatte? Was sollte sich Richard nur denken?

Erst in diesem Augenblick fiel es Konsti schwer auf's Herz: Vater und Sohn — Thür an Thür . . . und in welcher verschiedenen Rollen!

Als sich der Meister darüber klar wurde, daß man doch eigentlich soeben der großen Gefahr eines unermutheten Wiedererkennens von Vater und Sohn glücklich entronnen sei, überkam ihn eine diabolische Freude. Er raffte sich plötzlich auf und ging bis an die Thüre, die nach dem Corridor führte.

Die Komödie mußte zu Ende gespielt werden!

Er stieß die Thüre auf und rief in einem gezwungen heiteren Tone:

„Also auf Wiedersehen, lieber Freund! Hahaha, Sie sind doch immer noch der alte drollige Kerl!“

Dann schloß er geräuschvoll die Thüre und ging durch's Atelier nach dem Nebenzimmer.

„Na, Kinder, hat ein bißchen lange gedauert! Nebrigens famosker Kerl, der — eh . . . Dingsda. Ganz verrücktes Haus. Zum Schreien manchmal, hahaha!“

Die ängstlichen Mienen der Damen klärten sich ein wenig auf.

„Aber gut, daß er endlich fort ist! . . . Nun laßt uns noch ein Halbständchen gemütlich beisammen bleiben!“

Florian Konsti entlockte eine Flasche.

Richard war in den Anblick seiner Verlobten so verloren, daß er gedankenlos in das Meisters Ruf mit einstimmt:

„Das Brautpaar soll leben!“

Alle lachten. Die Gläser klangen an einander. Papa Florian entwidelte eine sprudelnde Laune.

Erst nachdem Richard das Haus verlassen hatte, offenbarte sich Konsti seiner Gattin.

„Aber sag' um Gotteswillen Kora nichts davon. Das gute Mädchel hat sich so gefreut!“

12.

Ein schwerer Tag für Konsti's brach an.

Florian schlief in dumpfer Verzweiflung durch die Wohnräume. Frau Susanna saß mit schmerzdem Schadel vor dem Schreibtisch und rechnete.

So oft es draußen läutete, kicherten die beiden Dienstmädchen in der Küche. Sie hatten die Verlegenheit ihrer Herrschaft erkannt und glaubten ihre Kenntniß von der Sachlage durch möglichst unverschämtes Benehmen an den Tag legen zu müssen. Der Hausherr wich den Dienstboten aus. Frau Susanna aber vermochte sich vor den beiden unbarmherzigen Quälgeistern kaum zu retten. Es gewährte ihnen ein augenscheinliches Vergnügen, durch alle möglichen Forderungen der Hausfrau den Angstschweiß auf die Stirn zu treiben. Frau Susanna hatte sie durch ihr hochfahrendes Wesen von jeher gekränkt; heute sollte sie's büßen.

Als es Mittag wurde, entschloß sich Florian, zu Griefinger & Co. zu gehen. Seine beiden Töchter erboten sich, ihn nach der Stadt zu begleiten. Sie wollten die General-Probe des Philharmonischen Concerts besuchen, die sie nie versäumten.

Florian nagte an seinen Lippen. In's Concert gehen, Geld ausgeben — unter solchen Verhältnissen! Aber er durfte ja den jungen Damen nicht die Wahrheit eingestehen — Koras wegen. Ihre Begleitung lehnte er jedoch ab.

Sascha wußte, daß es ihrer Schwester weniger um das Concert zu thun war, als um ein Wiedersehen mit Richard. Sie hatte am gestrigen Abend deutlich gehört,

wie das Pärchen das unauffällige Zusammentreffen in der Philharmonie verabredet hatte.

Bald nachdem sich Konsti auf den Weg gemacht hatte — diesmal fuhr er bescheiden in der Pferdebahn — traten die beiden jungen Mädchen die Reise an. Sascha hatte der Mutter Alles geben müssen, was sie noch an Baargeld besaß. Zum Glück bemerkte sie, daß Koras Geldbeutelchen noch nicht völlig geleert war.

Die Mutter blieb allein in der Wohnung zurück. Lange Stunden vergingen. Wieder und wieder eilte sie an's Fenster und blickte die Straße entlang.

Florian kehrte noch immer nicht zurück.

Frau Susanna wurde von den qualvollsten Vorstellungen heimgesucht. Wenn es ihrem Gatten nun doch nicht gelang, sich mit Griefinger zu einigen? Es mußte irgend etwas vorgefallen sein, sonst würde die Firma wohl nicht so lange gezögert haben. Wenn das Geschäft überhaupt nicht zu Stande kam? Der Hausfrau schwindelte bei dem Gedanken. Angst und Sorge verzehrten sie. Die Aufregung der letzten Tage war nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen; ihre Gesichtsfarbe war gelblich. Frau Susanna hatte es heute sogar fertig gebracht, bei der Toilette Puder und Augenbrauen-Tusche zu vergessen. Das war seit langen, langen Jahren nicht mehr vorgekommen. Trotzdem es bereits Mittag war, ging sie noch immer unfrisirt und im Schlafrock durch die Wohnung. Sie hatte keine Ruhe und auch keinen Sinn, sich zu putzen.

Das Entsetzliche war für Frau Susanna der Gedanke, daß Richard die wahre Sachlage erkennen und von dem Verlöbniß zurücktreten könnte. Sie zitterte bei der Vorstellung, daß Kora nach einem solchen unglücklichen Ausfall sie für Alles verantwortlich machen würde.

Je mehr die Zeit vorrückte, desto erregter ward die Malersgattin. Eine nervöse Gereiztheit griff bei ihr Platz. Allmählig richtete sich ihr geheimer Groll gegen Florian. Der war doch an Allem schuld! Und je länger er ausblieb, desto schuldiger wurde er in Frau Susannas Augen. Sie weinte sich in einen wehmüthigen Schmerz hinein. Mit wie viel Sorgen hatte sie doch an der Seite dieses Mannes zu kämpfen! Hatte sie in den letzten Jahren nur eine einzige Stunde gehabt, in der sie nicht von der ewigen Geldnoth und der drückenden Schuldenlast gequält worden war? Oh, was für ein trauriges Loos! Wenn sie noch einmal zurück könnte . . .!

Da meldete sich ein Besuch.

Anna suchte ihn abzuweisen mit der Bemerkung, daß die Herrschaften nicht zu sprechen seien.

„Lassen Sie man die Faxen, Kind,“ sagte der Fremde. „Gehen Sie hinein und sagen Sie Herrn Konsti, der Gerichtsvollzieher Lübeck sei da.“

Das Stubenmädchen kam athemlos zu ihrer Herrin gerannt, der sie theils erschreckt, theils schadenfroh die Meldung erstattete.

Frau Susanna ward leichenbläß.

Lübeck bewies seine amtliche Mission zunächst dadurch, daß er der Hausherrin gegenüber den Hut aufbehielt. Erst nachdem er sich ausgewiesen, legte er seine Kopfbedeckung ab. Die Malersgattin war völlig rathlos. Der Beamte holte ein paar Männer herein, die so lange im Treppensturz gewartet hatten.

„Wir müssen die Sachen aufnehmen!“ sagte Lübeck.

So standen die Dinge, als endlich eine Droßche vorfuhr.

Frau Susanna stürzte zum Fenster. Der Wagen hielt vor der Gartenthüre. Die Hausfrau mußte an sich halten, um nicht einen stürmischen Jubelruf auszustößen. Das war Hilfe zur rechten Zeit! Sie schleuderte Lübeck und seinen Gehilfen einen triumphirenden Blick zu.

Aber was war das? Warum stieg niemand aus?

Endlich sprang ein junger Mann von dem jenseitigen Trittbrett und lief um den Wagen herum. Susanna traute ihren Augen kaum; es war Friedel Liddemann. Der junge Mann öffnete den Wagenhaken und half einer hinfälligen Gestalt heraus.

„Jesus Maria!“ kreischte Frau Susanna auf. „Mein Mann!“

Florian Konsti wankte an Friedels Seite durch das Gartenthor. Mühsam hielt er sich aufrecht. Seine Wangen waren aschfahl. Liddemann sprach ihm augenscheinlich beruhigend zu.

Frau Susanna eilte auf den Corridor und riß die Thüre auf. Von unten näherten sich schlürfende Schritte.

Die Malersgattin erblickte draußen auf der Treppe die Portiers-Frau, die mit dem Abstäuben des Geländers beschäftigt war.

„Frau Meuter — ach, springen Sie doch schnell hinunter. Mein Mann . . . es muß etwas passiert sein!“

Die Portiersfrau stemmte die Arme in die Seite

und blickte die gnädige Frau einen Augenblick herausfordernd an. Dann brummte sie etwas vor sich hin und ging ein Stockwerk höher. „Ich dachte ja!“ rief sie ihrem Mann zu, der sich oben an der Gasuhr zu thun machte. „Mit die Commandirerei is et nu bald Eifig. Meinste nich ooch, Willem?“

„Nu, sei doch nich gleich so jrob!“ besänftigte der Gatte.

„I da hört ja die Weltjeschichte uf! Meinen Dahler jort' Reinemachen hab' id noch immer nich jesehn. Un so wat wollen nu seine Herrschastens sind. Na, id jage ja schon — mit die Künstlers überhaupt!“

Frau Susanna war starr. Vom Corridor her vernahm sie das Klichern der Dienstboten. Allem Anschein nach hatten diese die Kunde von dem unangenehmen Besuch bei Konstis durch's Haus weitergetragen. Die Malersgattin griff sich an die Schläfe. — Ja, war das dieselbe Portiersfrau, die ihr bisher nicht anders als mit krummem Rücken zu nahen gewagt hatte?

„Du, Willem, id jloobe, wat die Jnädige is — die ärgert sich furchtbar.“

Angeekelt war Frau Susanna von der Thüre zurückgetreten. In ein zorniges Weinen ausbrechend, begab sie sich in's Zimmer zurück; dort warf sie sich in einen Fauteuil.

Langsam — Schritt für Schritt — war Florian Konsti zu seiner Wohnung gelangt. Liddemann geleitete ihn durch die offenstehende Thüre in das Zimmer, in dem Frau Susanna verweilte.

Hastig sprang die Malersgattin auf. „Florian, weißt Du, wer da ist? — Die . . . die . . .“

Sie schludte, stöhnte und tanzte mit den Händen in die Luft. Ihre Stimme hatte etwas Heiseres, Kreischendes. Frau Susanna schien sich um Friedels Anwesenheit kaum zu kümmern.

Liddemann trat dicht auf die Hausfrau zu und sagte leise: „Schonen Sie Ihren Mann; er braucht die größte Ruhe. Wir haben geglaubt, der Schlag hätte ihn gerührt. Es war furchtbar.“

„Ja, was denn — was denn nur? Wo denn?“

Ängstlich wehrte Liddemann die stürmische Fragerin ab und deutete auf Konsti.

Dieser hatte wie leblos dageessen. Jetzt hob er den Kopf und blickte seine Gattin mit nervöser Unruhe an. Frau Susanna war so rathlos und sinnverwirrt, daß sie den leidenden Zustand ihres Mannes kaum wahrzunehmen schien.

„Aber man muß doch wissen, was vorgefallen ist!“ jagte sie gereizt, fast brutal.

Konsti ächzte und grub sein Gesicht in's Sophasissen. „So sei doch nicht so unbarmherzig!“ jammerte er.

Liddemann zog die Malersgattin in eine Nebenküche. Verwirrt, zusammenhanglos berichtete er.

Er war mit dem Meister bei Griefinger zusammen getroffen. Konsti hatte mit dem Bilderhändler einen stürmischen Austritt gehabt, in dessen Verlauf Saladin Lutz hinzugekommen war. Ein Wort hatte das andere gegeben. Der Meister hatte Lutz, augenscheinlich in furchtbarer Erregung, die heftigsten Vorwürfe gemacht. Da war ihm von Saladin ein nichtswürdiges Schimpfwort zugeschlendert worden. Konsti hatte sich auf den Bilderhändler gestürzt und diesen am Hals gewürgt. Nur durch das Dazwischentreten der Anwesenden waren sie getrennt worden. Der Meister, dessen Antlitz krebsroth vor Zorn geworden war, hatte da mit einem Male die Farbe gewechselt. Er war leichenbläß geworden, seine Lippen zitterten — wie vom Schlag gerührt war er schließlich zusammengebrochen.

Während Liddemann erzählte, stand Frau Susanna mit schlotternden Knien da. Jetzt raffte sie sich auf und eilte in's Nebenzimmer zurück.

„Florian, um Gotteswillen, Du — Du . . . Du bringst kein Geld mit?“

Konsti fuhr zitternd empor. Wie hilflos irrtten seine Blicke im Zimmer umher. Ein blödes Lächeln spielte auf seinen Lippen.

„Nein — kein Geld!“ stammelte er dann fast weinerlich.

Liddemann war wieder eingetreten. Ein tiefes Mitleid mit dem fassungslosen Meister ergriff ihn. So peinlich Friedel die Rolle war, die er als unfreiwilliger Zeuge dieses ehelichen Austritts spielte, so brachte er es doch nicht über sich, den Maler in diesem Augenblick zu verlassen.

Ängstlich wie ein Kind, das sich vor Strafe fürchtet, blickte Konsti bald seine Gattin, bald den jungen Kollegen an. Schließlich faßte er Friedel, der dicht zu ihm trat, bei der Hand.

„Ach, bleiben Sie bei mir, Liddemann, ich — ich — es geschieht ein Unglück, ich weiß es. Ach, meine armen Mädels. Und ich kann doch nichts dafür.“

Frau Susanna hatte die Hände auf dem Rücken zusammengesetzt und durchmaß das Zimmer mit großen



Schritten. Sie lachte stoßweise vor sich hin. Von Zeit zu Zeit warf sie ihrem Gatten einen verächtlichen Blick zu. Endlich sagte sie in rauhem Tone:

„Wenn Herr Liddemann doch schon weiß . . . mir kann's ja gleich sein! Es ist nämlich Alles zu Ende. Drüben siegeln sie.“

Der Meister starrte seine Gattin wie geistesabwesend an. Dann warf er sich in die Sophaede zurück und schlug die Hände vor's Antlitz. Krampfhaft hob und senkte sich seine Brust. Er weinte.

Draußen vernahm man Stimmen. Frau Susanna schnellte empor. Die Töchter und Koras Bräutigam waren gekommen.

13.

Frau Susanna zog die Drei in's Atelier.

„Was ist geschehen, Mama?“ fragten die Töchter besorgt.

„Papa ist nicht wohl, Kinder. Bleibt nur hübsch ruhig hier. Er will allein sein.“

Aber Kora und Sascha ließen sich nicht halten.

Ueberrascht blieben sie an der Schwelle stehen, als sie Liddemann beim Vater sahen.

Friedel winkte den Beiden heftig ab und kam auf den Fußspitzen zur Thüre.

„Um Gotteswillen, es ist doch nichts Ernstliches mit Papa?“ Die beiden jungen Mädchen nahmen Liddemann mit sich auf ihr Zimmer. Verwundert blickten sie sich hier um. Die Kleider-Cartons waren aus dem Schlafzimmer herausgeholt und auf dem Sopha und der Chaiselongue aufgetürmt. Spiegelschrank und Schreibtisch waren von der Wand abgerückt. Es sah aus, als ob ein Umzug bevorstände. In ihrer Erregung kümmerten sich die Mädchen nicht darum.

„Es ist nur eine nervöse Abspannung. Wirklich. Es wird wohl bald vorübergehen.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte Kora, deren Antlitz bleich und ernst geworden war, „Papa ist nicht krank — er hat geweint. Es ist etwas anderes vorgefallen.“

Liddemann brachte es nicht über's Herz, den Mädchen den Auftritt bei dem Bilderhändler zu erzählen. Aber die Beiden ließen nicht nach.

„O ich weiß es wohl, es wird uns etwas verheimlicht!“ rief Kora. „Und mich quält schon so lange eine geheime Angst; ich kann gar nicht mehr froh werden.“

„Herr Liddemann, sagen Sie die Wahrheit,“ drängte Sascha. „Wenn Sie mir jetzt Komödie vorspielen — so glaube ich Ihnen nie wieder — bei Gott.“

Friedel erschrak, als er den zornflammenden Blick des Mädchens sah. Alles Sträuben war vergeblich. Högernd gehorchte er endlich.

„Saladin Luge — der Bilderhändler?“ rief Sascha aus, als der junge Maler geendigt. „Der Wucherer?“

Friedel zuckte die Achsel.

„Er hat den Vater beschimpft! Herr Liddemann — und das haben Sie geduldet?“

Sascha zitterte; ihre Augen standen voll Thränen.

„Ja — ich — ich kannte die Sachlage nicht,“ erwiderte Friedel ausweichend.

„Und dann hat der Bilderhändler Ihrem Vater ja auch nur vorgeworfen, daß er — nun — — ach, davon verstehen Sie nichts, Fräulein Sascha, das sind Geschäftssachen.“

„Sie dürfen mir nicht ausweichen. Wenn Sie mich nur ein wenig lieb haben, so sagen Sie jetzt die volle Wahrheit.“

Friedel seufzte. „Nun, Herr Luge behauptete eben, daß Ihr Vater nicht zu rechnen verstehe und sich — — ach, mein Gott, ich kann's Ihnen nicht sagen!“

Der junge Mann blickte Sascha flehend an.

Die beiden Mädchen waren freideweiß geworden.

„Es handelte sich um Vaters neues Bild?“ fragte Kora hastig. „Papa hat es dem Herrn contractlich zugekauft und wollte es anderweit verkaufen, nicht wahr?“

Friedel nickte. „Und das nannte eben Luge einen — — mein Gott!“

„Einen Betrug!“ sagte Kora tonlos.

Als Liddemann schwieg, kreischte das Mädchen plötzlich auf und rannte zur Thüre hinaus.

Sascha starrte den jungen Mann geisterbleich an. Ihre Lippen zitterten. Sie wollte sprechen, brachte aber kein Wort heraus. Langsam folgte sie dann der Schwester.

Als Kora laut schluchzend über den Corridor lief, kam ihr die Mutter entgegen.

Frau Susanna faßte ihre Tochter am Arm und raunte ihr zu: „Mähigt Euch — man hört Euch durch's ganze Haus! . . . Und wie Du aussiehst! Ich habe Deinen Bräutigam gebeten, uns zu verlassen, bis Eurem Vater wieder besser ist. Geh' hinein, sag' ihm Adieu. — — Was hast Du denn nur? So nimm Dich doch in Acht. Wir blamiren uns ja.“

Kora blickte ihre Mutter mit schmerzlichem Vorwurf an. „Wenn das das Schlimmste wäre!“

In diesem Augenblick kamen Sascha und Friedel gleichfalls auf den Corridor. Als Frau Susanna den jungen Mann erblickte, malte sich großer Zorn auf ihren Zügen. „Der alberne Tropf!“ knirschte sie zwischen den Zähnen. „Hat gewiß gellatscht!“

Kora war an ihrer Mutter vorbei in das Zimmer geeilt, in dem Florian noch immer in dumpfer Niedergeschlagenheit auf dem Sopha saß. Friedel und Sascha folgten.

„Kora, so komm doch!“ rief Frau Susanna zornig, aber in gedämpftem Tone der Tochter nach. Diese hörte nicht.

Beim Eintritt seiner Töchter zuckte der Maler zusammen. Abwehrend streckte er beide Hände gegen die Mädchen aus. „Wollt Ihr auch noch schelten wie die Mutter? Hat denn kein Mensch mehr Mitgefühl mit Eurem alten Vater?“

Der weinerliche Ton des krankhaft erregten Mannes erschütterte die Töchter. Sie blickten einander plötzlich betroffen an. Ihr Zorn war verraucht.

Sascha sprang auf den Vater zu, umhalste ihn und rief unter Schluchzen: „Ach Du armer, guter Papa!“

Florian streichelte Sascha's Haar. Dann blickte er Friedel, der schüchtern an der Thür stand und eine sehr unglückliche Figur abgab, fragend an.

„Haben Sie's den Mädels gesagt, Liddemann?“

Friedel blickte verlegen um sich.

„Na, 's ist gut so.“

Konski starrte düster zu Boden. Er sann über das Vorgefallene nach. Bei der Erinnerung an den Wortwechsel mit Saladin schoß ihm eine Blutwelle in's Gesicht. Seine Finger spreizten sich und schlossen sich dann krampfhaft zur Faust. Florian schob seine Tochter zurück und erhob sich. Er athmete schwer auf und ging dann ein paar Schritte vorwärts. Er vermochte sich nur mühsam weiterzubewegen. Angestrichelt verfolgten die Anwesenden jeden Schritt des Meisters.

„Ja, Mädels, einen Betrüger hat er mich genannt,“

einen Hochstapler, mich!“ begann er dann in einem Tone, von dem man nicht wußte, ob er lachte oder weinte. „Seht, der Kerl hatte mich ausgefogen wie ein Vampyr. Er hat meinen gottverfluchten Leichtsinns ausgebeutet und mich ruiniert. Ich brauchte Geld — was sollte ich anfangen? Hätte ich ihm das Bild gegeben, so hätten wir wieder in der Patsche gefessen. Und die ewige Angst halt' ich nicht mehr aus! Ich halt' sie nicht mehr aus!“

Betreten blickten die Mädchen bald den Vater, bald Friedel an.

Konski wußte die Blicke seiner Töchter zu deuten.

„Liddemann weiß Alles. Dem brauchen wir keine Komödie mehr vorzuspielen! . . . Und es ist wahrhaftig gut für Sie, Liddemann, daß Sie so etwas 'mal mit erleben. Da können Sie sehen, wohin man kommt, wenn man nicht hauszuhalten versteht. Immer bescheiden bleiben — immer bescheiden. Nur ja nicht zu hoch hinauf wollen. Denn sonst sitzt einem gleich das Messer an der Gurgel — von so einem Nehlabschneider wie dem verdammten Saladin.“

Schwerfällig schleppte sich Florian durch's Zimmer. Am Fenster hielt er wieder an und fuhr in schwächerem Tone fort:

„Und hab' ich etwa gefaullenz, he?“ Der Meister wandte sich um und blickte seine Töchter herausfordernd an. „Kinder, könnt Ihr mir einen Vorwurf machen? Hab' ich nicht zehnmal mehr gearbeitet als andere? — Wer trägt also die Schuld, wer? he?“

Wieder schwieg der Maler und brütete vor sich hin. Darauf fuhr er sich in die Haare und trat eine neue Wanderung durch's Zimmer an.

„Aber Unjereiner kann sich die Seele aus dem Leib herausarbeiten — wenn die Frau nicht auskommt! — Nicht auskommt! Heiliger Himmel, 's ist wirklich, als ob man in ein Sieb hineinstreut! Kein Geld da — kein Geld da! Es ist eine Wirthschaft . . . hol's der Teufel! . . . Aber da muß eben Alles großartig sein. Noble Passionen, haha! Immer nur den Schein wahren, große Gesellschaften geben, Tod und Teufel, und Schulden machen . . . haha, und in der Tasche klappert kaum ein Groschen!“

Der Meister packte Friedel, bei dem er gerade vorüberkam, an der Schulter und schrie: „Das ist eine Lumpenwirthschaft, Liddemann! . . . Zum Geier, so sagen Sie's doch den Mädels!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Der neue Vorhang im Königlichen Opernhause zu Berlin.

Von Georg Malkowsky.

Mit zwei Abbildungen.



Proscenium des Opernhauses mit dem neuen Vorhang.

Zeichnung von L. von Eckenbrecher.

Kunst und Literatur sind die Mächte in der Entwicklung der Volkseele, in ihnen verkörpert sich die höchste, selbstschaffende, Kraft einer Nation, so bald sie sich nicht mehr in der Lösung der bloßen Daseinsfrage, im politischen oder wirtschaftlichen Sinne, aufzureiben gezwungen ist. Eine neue bessere Welt lassen sie entstehen und führen ihre schöpferische Tätigkeit im Bewußtsein dieser ihrer Gottähnlichkeit auf göttlichen Ursprung zurück.

Losgelöst von aller irdischen Materie erscheinen vor den bildenden Schweifertönen der Musik und Dichtkunst. In dem durch Intervallen geregelten Auf und Nieder der Töne klingt die Harmonie des Bestalls an, und mit Hilfe der Poesie läßt der Dichters Willkür in seiner Höheren Einbildungskraft zauberhafte Bilder phantastisch auftauchen und verschwinden.

Die Darstellung des allgemein Menschlichen ist das höchste Ziel der Musik wie der Dichtkunst. In Goethes Faust und in Beethoven's Symphonien klingt es gewaltig an, losgelöst von aller nationalen Beschränkung. Aber ihrer Wirkung sicher sind Dichter und Musiker, wenn sie verwandte Saiten in den Seelen ihrer Hörer vibrieren lassen, wenn sie als Abkömmlinge desselben Stammes zu ihren Landsleuten reden und singen. Was ein Volk in seiner Eigenart erlitten und erungen, soll, in Wort und Lied nachklingend, den Nachkommen überliefert werden. Die Empfindung für das allgemein Menschliche verlangt eine gewisse





Der neue Vorhang des Berliner Opernhauses. Nach dem Carton von K. von Sebden. — Siehe Seite 27.

Verfeinerung des Organismus über das Durchschnittsmäß hinaus, und die internationale Dichtkunst wendet sich meist an eine geistig höher stehende Minderheit. Volkstied und Volkspoesie, aus dem Mitempfinden individueller Schmerzen und Freuden hervorgegangen, wirken in ihrer nationalen Begrenzung nachhaltiger und tiefer. Engere Kreise ziehend, wählen sie, ein gewaltiger Strudel, die Volksseele auf.

Jahrhunderte hindurch hat die klassische Wort- und Tonkunst die europäische Welt beherrscht und ihrem Schaffen eine Art internationalen Stempel aufgedrückt. Apoll und die neun Mufen waren die beglaubigten und privilegierten Spender jener dichterischen Begeisterung, die man sich nun einmal nicht anders, als göttlicher Quelle entspringen, vorstellen konnte. Hatten die romanischen Nationen ein gewisses, durch ihre Abkunft bedingtes Recht, sich auf den griechisch-römischen Götterhimmel zu berufen,

so hat der Germane lange genug vergessen, daß er seine Sagenbildung in ihrer sinnigen, gedankentiefen Form der klassischen kühnen Muths als ebenbürtig zur Seite stellen kann.

Die kräftige nationale Unterströmung, die unmerklich den hochgehenden Bogen des Naturalismus ihre Bahn anzuweisen beginnt, macht sich auch im künstlerischen Symbol geltend, und es ist ein Zeichen der Zeit, wenn von dem Vorhang des Berliner Opernhauses der hellenische Götterhimmel verschwindet, um Odin und Bragi, Valkyren und Heldenfängern Platz zu machen. Der schäumende Dichtermeth, in Walhall gespendet, ist sicher kein geringerer Begeisterungstrank, als die aus den Felsen des Helikon sprudelnde Hippotrene der griechischen Sage.

Als Meister Heyden, der Schöpfer des neuen Vorhanges, dem deutschen Kaiser in seinem Atelier die Farbenskizze zeigte, da sagte dieser, sich zu dem ihn begleitenden General-Inten-

danten wendend, mit freudiger Zustimmung: „Sehen Sie, der versteht mich!“ Wenn wir heute unseren Leserinnen die künstlerischen Absichten des Entwurfes deuten müssen, so ist das ein schlagender Beweis, wie sehr unsere wunderbare deutsche Sage der Neubelebung bedarf.

Durch die germanische Sage von der Gewinnung des Dichtermeths weht es, wie Rauschen der Weltesche Hydrafil. Als der Friede zwischen Asen und Wanen geschlossen war, d. h. als Festes und Fließendes sich zum Weltganzen vereinigt hatten, da rannen Tropfen von dem Redestrom der sich versöhnenden Götter zusammen, und aus ihnen erstand ein Mann, der wortgewaltig durch alle Lande zog. Ihn ermordeten die neidischen Zwerge Fialar und Galar und bewahrten sein Blut, mit Honig gemischt, in irdenen Krügen. Aber nicht lange durften sie sich ihres sorgsam behüteten Schatzes freuen.



Suttung, aus der Argötter, der Thurfen, Geschlecht, der an ihnen Blutrache zu üben hatte, raubte mit List die gefüllten Krüge, doch auch er wußte den köstlichen Trank nicht zu schäufen. Wohl trug er dessen Bewahrung in einer Felsenhöhle seinem schönen Töchterlein Gunnlöd auf, aber, wenn das Gelüst ihn trieb, dann schlürfte er mit seinen Söhnen den Dichtermeth in vollen Zügen und veranstaltete wüste Gelage. Als Odin das hörte, da entbrannte sein Herz in Zorn ob der Verschwendung der edlen Gabe, und, wiederum mit List, gewann er die Liebe Gunnlöds und mit ihr den Dichtermeth.

Zum alten Thurfen, zu Suttung  
ging ich,  
Nun bin ich heil zurückgekommen.  
Klage Worte, nicht gesparte Worte  
Erwarben mir der Thurfen  
Gunft.

Den Bohrer ließ ich kaum mir  
schaffen,  
Durch Fels den Weg muß' er  
mir nagen.  
Kings Thurfen-Stege, Thurfen-  
Wege!  
Mein Haupt war ihnen preis-  
gegeben.

Und süße Liebe im heil'gen  
Herzen,  
Gab Gunnlöd mir den mächtigen  
Meth.  
Nichts wäre ohne Gunnlöd mir  
gelingen;  
Doch ich vergalt es ihr mit  
Bösem.

Als Odin zum ersten Male  
aus den gewonnenen Krügen  
trank, da erschien ihm das  
Weltrathsel gelöst unter dem  
Sinnbild der Welteische Hydra-  
fil. Er selbst ging auf mit  
all' seiner Göttlichkeit im Welt-  
ganzen, mitdurchzittert von  
Schmerz des Daseins, unend-  
liche Qualen erdulnd.

Windgeschaukelt, schmerzdurch-  
wogt,  
Sag ich am Aste des alten  
Baumes,  
Neun Nächte, lauter Nächte,  
Sag ich da, vom Speere durch-  
drungen.

Niemand war, Brotes zu reichen,  
Niemand auch, Trunkes zu  
bieten,  
Ich allein, ich mit mir selbst,  
Odin sich selber, Odin geweiht.

Zu sinnen begann ich, Runen zu  
suchen,  
Schmerzvoll neigt' ich, laut schrei-  
end, mich nieder,  
Und Schwere gewonnen, der  
Schlinge entledigt,  
Siel ich hinab, siel zur Erde.

Da hob ich die Runen, die hei-  
ligen, auf,  
Die mit Dunkel das Erdreich  
barg.  
Da drang ich hinab, die Runen  
zu greifen,  
Die im Meergrund die Woge  
verdeckte.

Weltensprüche, Odin gewann sie;  
Weltens Zauber, Odin erlann  
sie. —  
Odin selber gewann sie aus sich.  
Da gedieh ich und wuchs, wohl  
ward's mir im Herzen.

Wer will sie deuten die  
gewaltige Mythe vom Ur-  
sprung der tönenden Kunst,  
in der die Gottheit sich los-  
löst vom Weltall und zur Erde  
hinabsinkt, Theil nehmend  
am Schmerz des Entstehens  
und Vergehens, den sie aus-  
süßigen läßt in erschütternder  
Klage?

Steigt in dieser Vorge-  
schichte die Sage vom Dichter-  
meth mit ihren Sinnbildern bis in die tiefsten Tiefen des poetischen  
Schaffens hinab, so vermenscht sie sich in der Person Bragis,  
den Odin als seinen Sohn zum Bewahrer und Spender des  
Dichtermeths bestellt. Er wird der Vermittler zwischen der  
übermächtigen Himmelskraft, die Welten schafft und vernichtet,  
und dem schwachen Erdenvolk, dem er, weise waltend und  
partham spendend, aus den drei Krügen „Drorit“ Geist-  
erregend, „Sonn“ Sühne und „Boden“ Hingebung von dem



Blumen-Verkäuferin in London. Nach dem Bilde von G. H. J. J. — Siehe Seite 31.

Göttertrank mittheilt. Der göttliche, das Weltganze im Sinn-  
bild erschauende Wahnsinn wird in seiner Person zur dichter-  
ischen Begeisterung, die Menschenleid und Menschenfreud mit  
verföhnenden Klängen umschließt.

Die Sendung Bragis, des Spenders des Dichtermeths,  
zu den Menschen ist der Vorwurf, den Professor von Heyden  
für den neuen Vorhang des Berliner Opernhauses gewählt  
hat. Dem Weltgeheimniß nachsinnend, sitzt Odin im Schatten

der Welteische Hydrafil, durch deren Zweige man die gold-  
schimmernden Mauern von Walhall erblickt. Zu seinen Füßen  
schlummern die Wölfe, und um sein Haupt kreisen die Raben.  
Von den Felsblöcken, die den Thronessel tragen, steigen die  
zum Schlachtentod begeisternden Valkyren mit den Krügen  
Drorit, Sonn und Boden als berufene Schenkinnen des Dichter-  
trankes herab. Auf der untersten Stufe aber steht Bragi  
selbst und läßt im Begeisterungsrausch die Saiten seiner Harfe



erklingen. Die Lichtgestalt seiner Gattin Idun sitzt zu seinen Füßen und lauscht, die goldenen Kessel der ewigen Jugend im Schoß, dem mächtigen Klange seines Liedes. Am Fuße der Felsblöcke sammelt sich eine andächtige Schaar sterblicher Erdbewohner. Wahnend berührt der Krieger die Schulter des Fiedlers, der seinen Ruhm singen soll, und weist ihn auf das Vorbild des göttlichen Sängers hin, von dessen Lippen es so herzbezwingend ertönt. Ernst sinnend lauscht der Barde im weißen Sebergewande, und der seefahrende Ferge schnippt, auf dem Rande des Meerdrachens sitzend, ein kunstlos Rohr, um mit schwachen Kräften himmlische Töne nachzuahmen. In freudiger Begeisterung umschlingt der Gatte die Gattin, träumerisch ruht die blonde Tochter im Schoße des Vaters, und hinter ihnen lockt der Paukerklang selbst die Zwerge aus dem Erdinnern heraus. Von links her reitet ein Säger und Gold, das Schwert an der Seite, die Harfe auf dem Rücken, zum Kampf und reißt fehnend die Arme empor zu den Lichtalfen, die ihm Sieg und Unsterblichkeit im Liebe verheißen. Drüben aber tragen Valkyren hinauf zu Walhall die Helden, die fangesbegeistert im ruhmvollen Streite gefallen.

Die mächtigen Gestalten der deutschen Götterfuge fügen sich nicht so müde los der Darstellung durch Meißel und Pinsel, wie die schlanken Leiber der Bewohner des hellenischen Olymps. Die Mythe vom Dichtermeth ertönt in gewaltigeren Rhythmen, als der pierische Musenfang, aber, was dichterische Einbildungskraft geschaffen, mag auch der Künstler nachzubilden versuchen zu Ruh und Frommen einer echt deutschen Kunst.

Kadbrud verboten.

### Der kleine Genius.

Von A. Rosl.

Er hatte sein Töchterchen zwischen die Arme genommen, streichelte ihr gelbes Seidenhaar und trug ihr den Fall vor: „Mein Engeldchen, höre! Papa reißt nächstens weit fort, Mama bleibt hier. Bei wem willst du sein, bei Mama oder bei Papa?“

Lilly befaß sich nicht lange. Die Antwort lag ja so nahe: „Bei beiden.“

„Das geht eben nicht, mein Engel, da Mama hier bleibt und Papa fortfährt. Aber wenn du mit mir gehst, so laufe ich dir die große Auslage-Puppe, die dir neulich so gefiel. Die kannst du auf die Reise mitnehmen. Fährst du mit Papa, Herzchen?“

„Ich fahre mit dir, Papa,“ erklärte Lilly. „Und die Puppe muß Ella heißen; ich habe noch keine Ella.“

Sie nahm ihr Töchterchen auf den Schoß, faßte sein Kinn mit zwei Fingern, hob es empor, so daß die Kornblumen-Augen in die ihrigen sehen mußten, und trug ihr den Fall vor: „Papa reißt bald fort, Lilly, und Mama bleibt hier. Bei wem willst du dann sein?“

Lilly brauchte wieder nicht viel Zeit, um nachzudenken. „Bei beiden,“ rief sie schnell.

„Nicht möglich, Kind,“ setzte Mama ernst auseinander. „Papa reißt ja fort, und Mama nicht. Willst du bei mir bleiben? Ich laufe dir ein Spitzenkleidchen mit rosa Maschen, — da wirst du schön sein!“

Lilly entschied: „Ich bleibe bei dir. Aber ganz aus Spitzen muß es sein, nicht wahr?“

Sie sollte bei Mama bleiben. Dann kam der Tag von Papas Abreise, und er wollte von Lilly Abschied nehmen. Die aber mochte nichts von Abschied hören. Sie umklammerte ihren Papa krampfhaft und hielt ihn schluchzend fest, so daß er sich nicht von ihr losmachen konnte. Die Mama stand betrübt dabei.

„Wenn du nicht bei mir bleiben willst, wie ich sehe, Lilly,“ sagte sie endlich, ohne ihren Gatten anzusehen, „so werde ich dir Hut und Mantel geben, und du kannst mit Papa fahren. Deine Sachen wird man dir nachschicken.“

„Ach ja, mitfahren,“ bat Lilly, und mit angstvoll schwellendem Herzen half die junge Frau ihren Lieblichen reisefertig machen. „Und nun,“ sagte sie grollend, „gib Mama einen Kuß, denn du wirst sie lange nicht sehen.“

Aber davon wollte die Kleine wieder nichts hören. Sie warf Mama die Arme um den Hals und war nicht mehr fort zu bringen.

„So bleibe bei Mama,“ sagte Papa in seltsam rauhem Ton und machte Miene, sich zu entfernen. Aber das Kind, als ob es wüßte, was dieses Scheiden bedeutete, fuhr mit einem Schrei herum, und ohne den einen Arm von Mamas Hals zu entfernen, faßte sie nach Papas Hand und umklammerte sie wie ein Schiffbrüchiger die rettende Planke.

„Warum fährt Mama nicht mit?“ fragte die kluge Lilly.

„Das geht nicht, Lilly,“ sagte Mama streng.

„Und ich veräume den Zug.“

„Ach ja, veräume ihn, den garstigen Zug. Warum bleibst du nicht da?“

„Das geht nicht,“ sagte nun wieder er. — Klein Lilly sah von Einem zum Andern. Sie mochten das machen, wie sie wollten, — sie ließ keines von beiden los, — sie hielt sie fest mit einem Instinct, der mehr als Klugheit vermochte. Warum wollten sie sich trennen? In diesem Augenblick wußten sie es selbst nicht. Aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens stieg ein Genius mit leise rauschenden Flügeln empor, den sie staunend erkannten, — die Verschönertheit.

„Dem Kinde zu liebe,“ sagte die junge Frau flüsternd, mit gefenktem Kopf, „soltest du mit meiner Neizbarkeit Geduld haben.“

„Und dem Kinde zu lieb solltest du meine Heftigkeit ertragen lernen.“

„Ich will's,“ flüsterte sie leise zurück. Die Kleine schlang auch den andern Arm um Mamas Hals und zog sie so nahe heran, — daß ihr Kopf neben dem Lockenkopf des Kindes an der Brust des Mannes ruhte. Sie sahen einander an, und die Flügel des unsichtbaren Engels rauschten stärker, als schwebte er seines Erfolges froh von dannen.

Kadbrud verboten.

### Im Himmel.

Humoreske von Marie Schramm-Macdonald.

So eilig hatte der Bastel in seinem ganzen Leben die Beine noch nicht bewegt, wie jetzt, da er auf der von roten Eberischen besetzten, sonnigen Landstraße dahinschritt. Ja, wenn Einen das Herz treibt — und ein reuiges Herz dazu! Lange genug hatte er sich von der Alten „unterbuttern“ lassen und bequem den Kopfhänger gemacht. Es ist ja eine Weile ganz hübsch, wenn man sich so recht bedauern kann, als armes Opferlamm, das sich selbst auf dem Altar der Nothwendigkeit darbringt. Aber wenn nur ein Fünftel Mannesfinn in einem Burischen steckt, dann kommt doch der Tag, wo er einseht, daß er ein paar starke Häuste hat, um die bösen Stricke zu zerreißen, die ihm schon den Hals zu schnüren.

Wie der Bastel so dahinschreitet, redt er auf einmal den dicken Kopf mit den kurzen, borstigen gelben Haaren in die Luft, so redt stolz und selbstbewußt, und seinen rötlichen Lippen entfährt im Staccato ein lautes: „Ha, ha!“ Bei einem so saloniischen Text kommt es auf den Ton an, auf den Geist, den man hineinlegt. Der Geist, den Bastel hineinlegte, war heldenhoch großartig; es lag so eine Art Sieges-Gewißheit in diesem „Ha, ha!“ Eine ganze Welt wurde herausgefordert, sich nur einmal zu unterziehen, dem Bastel entgegenzutreten, dann würde diese geehrte Welt schon sehen, was ihr von dem Bastel passierte.

Immer schneller wurden des Burischen Schritte, immer schneller und immer größer. Da winkte ja schon die Försterei mit ihrem hübschen rothen Dach, das wie eine Schinzenschnitte auf dem Grün des Waldbintergrundes leuchtete.

Warum nun gerade wie eine Schinzenschnitte? Ist das ein Bild für Einen, der voll hanger Sehnsucht zu seiner Liebsten eilt? O ja, wenn nämlich der Liebende ein Bauernburisch und nicht auf die Poesie geachtet ist, zudem aber noch auf einem dreißtündigen Marsch sich einen barbarischen Hunger geholt hat. Hunger haben, wenn man verliebt ist? Wieder ganz furchtbare Prosa! Und doch hat einmal ein berühmter Schriftsteller behauptet, ein Mensch, der keinen gesunden Magen habe, sei das Unpoetischste, was man auf Gottes weiter Erde finden könne.

Bastel ist ein durch und durch gesunder Mensch. Er hat jetzt Sehnsucht nach einem gehörigen Schinkenbrot, vor allem aber eine ganz gewaltige, brennende Sehnsucht nach seiner blondköpfigen Bärbe. Ja, sein soll sie werden, und wenn ihn die Pathe auch darum enterbt! Aber das wird sie nicht thun. Denn einen Arbeiter wie den Waisenbastel, den sie als Bierzehnjährigen in's Haus genommen, bekommt sie nicht so leicht wieder auf den Rosenhof, und so eine Bäuerin ist schlau. Einen Necht müßte sie bezahlen. Der Pflegetochter thut's für Wohnung, Kost und Kleidung und für die Aussicht, die Trautgart Wendeler einmal zu beerben. Aber komme es, wie's will: Fleiß, Ordnung und Treue können auch ein Haus bauen, und Genügsamkeit ist ein guter Tafelbeder.

Zwanzig Schritte vom Förstereihaus kommt ihm Lisbeth Spechtler, des Försters vierjähriges Mädchlein, entgegengewackelt. Das Kind schluchzt und wischt sich mit den dicken, etwas schmutzigen Händen die blauen Augen. Als es den Burischen sieht, hört es eine Secunde auf zu weinen, aber dann geht es heftig wieder los.

„Was hast du denn, Lischen?“ fragt der Burisch mitleidig.

„Es torben,“ sagt das Kind in seinem Kauderwelsch und schluchzt noch heftiger.

„Wer?“ fragt der Burisch, und sein Herz hört eine Weile auf zu schlagen. Bärbe ist ja krank gewesen, Wochen lang, ... allmächtiger Gott, wenn ...

„Wer?“ schreit er das Kind an und faßt es an der Schulter. Die Lisbeth stößt ein Zetergeschrei aus, als ob sie am Spieße stübe, reißt sich los und entflieht mit allen Zeichen des Schreckens zurück in's Haus.

Gestorben! Wie versteinert steht der Burisch. Sollte der liebe Gott ihn so jurdubar strafen? Er könnte nie, nie wieder froh werden. Verdammte sei sein berechnender Verstand, der ihn der Pathe schmeicheln ließ, um in Güte zu erlangen, was doch ein kräftig Manneswort vor langen Wochen schon hätte erzwingen sollen! Verdammte, drei Mal verdammte, wenn seine kranke Bärbe, — ach Gott, er hat es ja oft erfahren, daß sie so krank gewesen, sich nach ihm gebärmt hat, nun gestorben ist in dem Gedanken, daß er ein erbärmlicher Nicht sei.

Er stürmt hinein in's Förstereihaus. Todtenstille herrscht darinnen. Todtenstille ... Es schauert ihn.

Er pocht an die Thür der Wohnstube, rechts vom Flur. Niemand ruft herein.

Er öffnet leise die Thür.

„Tid — tad, tid — tad“, sagt die große Schwarzwälder Uhr mit ihrer belgigen Stimme, und aus der Ecke ertönt das Schnarchen der alten tauben Diana, die für siebenjährige Jagddienste das Gnadenbrot vom Herrn Förster bezieht. Die Stube ist leer.

Eben will er vorsichtig den Kopf zurückziehen, da packt ihn Jemand ungsant beim Kragen.

„Hallunk Du, willst du fliehen? I, da soll dich doch ...“

„Frau Försterin,“ sagt der Bastel, indem er sich lösmacht, „ich bin's ja.“

„So, du bist's,“ sagt die Kleine dicke Försterin und stemmt die kurzen runden Arme in die Seite, „du bist's. Da ist's doch ein Hallunk! Und gar einer, der schon was gestohlen hat: ein Mädchenberg und eine Mädchenruh und ein Mädchenleben. So, da hast du den dreifachen Hallunkent.“

„Frau Försterin, ich ...“

„Red' nicht, kein Wort nicht. Dös könnt' mir die Galle noch mehr in's Blut treiben. Es ist heut' so schon ein Unglücksdag.“

Der Försterin treten die Thränen in die Augen.

„Hab's schon von der Lisbeth gehört,“ sagt der Burisch leise. Und dann fragt er zitternd: „Ist sie wirklich todt, Frau Försterin?“

„Todt, maufetodt, freilich. Was wird der Hinz sagen, wenn er heimkommt! So ein Verlust! Aber geh heim, was willst du hier? Hast dich ja sonst nicht um uns gekümmert. Was willst du?“

„Kann ich —“, stottert der Burisch, „kann ich die Verschiedene ein Mal sehen?“

„Ach, dummes Zeug, was geht sie dich denn an? Für uns ist's freilich ein arger Verlust. Wir haben sie genug gepöppelt und gepflegt, aber es hat nichts angeschlagen wollen. Nun ist sie hin. Es ist traurig. Nein, so was!“

„Aber ich muß die Bärbe sehen,“ sagte der Burisch jetzt sehr bestimmt, „Ihr dürft mir's nicht verwehren.“

„So?“ erwiderte die Försterin schnippisch. „Daß die ganze Zeit über nichts nach ihr gefragt, brauch'st just heut auch nicht zu sein. Die Bärbe ist oben im Himmel und hat keine Zeit für dich zum Schnadeln, dummer Burisch du! Die fragt auf der Welt nach nichts mehr, am wenigsten nach dir, der du ihr die Lust an der Welt verdorben hast. Erst hat das ver-nagelte Stüd, die Trautgart, sie aus dem Haus gebissen, weil sie so dumm war, um zu begreifen, was für ein Goldschatz das Mädel Curer Wirtshaus war, und weil du nur für sie allein auf der Welt sein solltest. Und du, drei Mal mehr vernagelt als sie und ein feiger Kerl dazu, hast es gelitten! Pfiu, ein Mannsbild, das seine brave Liebste nicht durch Feuer und Wasser tragen kann, verdient, daß man ihm Weiberböde anzieht. Ja, das wär noch eine Ehr' für ihn, sag ich dir.“

„Dell wahr ist's, was der Komödienter in Bernsbach vorigen Winter in Nathmanns Söhne geungen hat: „Es giebt kein schlimmeres alt's Weib, wie'r an Mann, wenn er an alt's Weib is.“ So ein alt's Weib bist du, großer, starker Lattich du! Mach dich fort, sag ich dir. Mit der Bärbe ist's ein für alle Mal aus. Punctum.“

Sie weist mit dem steif ausgestreckten kurzen Zeigefinger nach der Hausthür.

Der hünenhafte Burische stand da mit tief herabgeenktem Kopfe. Er gehorchte der ungsantlichen Aufforderung nicht.

Wöglich hob sich seine Brust krampfhaft. Ein wildes, halb mit Gewalt unterdrücktes Schluchzen kam wie ein Köcheln aus seinem Munde.

Das griff der Försterin doch aus Herz, obwohl sie's wieder unmännlich fand. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Gar so gern hast sie also doch, Bastel? Aber siehst du, beweisen häßt's du's sollen. Nicht dein braves Mädel verleugnen, was Petrus den Heiland, um die klappernden Goldstücke in der Trautgart ihrem Goldschatz. Lang leben ist nicht viel leben, und reich leben ist noch lang nicht glücklich leben. Wenn das richtige Glück an die Hausthür klopft, muß man aufstehen, denn eine lange Geduld hat's nicht und läuft leicht davon. Wer die kleine Sünde meidet, der fällt nicht in eine große. Die Krankheit hat die Bärbe um dich bekommen. Das wäst dir kein Regen ab.“

Der Burisch stöhnte noch ein Mal tief auf und sah die Försterin starr mit seinen großen grauen Augen an.

„Ich seh alles ein, Frau Försterin, alles, alles. Und kann ich die Bärbe hier nicht um Verzeihung bitten, so geh ich zu ihr in den Himmel, damit sie's doch erfährt, wie ich nicht leben mag ohne sie und als Mensch, der sich selber ansputen mächt vor Betrachtung.“

„Unterzieh dich,“ posterte die Försterin, „das giebt's nicht. Da hab ich auch ein Wort mit zu reden. Im Himmel! So was! Da gib's keine Liebesgeschichten, da muß die Bärbe ihren Kopf zusammenhalten. Ein ander Mal, Bastel! Strafe muß sein!“

Bastel hatte nur halb auf diese wunderliche Rede gehört. Jetzt richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf.

„Führt mich zu ihr, Försterin. Ich will Abschied von ihr nehmen,“ sagte er bestimmt. „Ihr müßt mir das erlauben.“

„Abschied nehmen? Müßt's?“ posterte die Försterin erbst und mit einem blutrothen Gesicht, indem sie die Arme in die Seite stemmte. „I, du Wetterwendischer du! Et, seht mir doch: Abschied nehmen! Eben noch die heiße Liebe, die ihr überall nachtrieden will, und jetzt: Abschied nehmen! Da war mein Heinz doch anders in seinen jungen Jahren. Heut noch jucken ihn die Zehen, die er sich beim Schneetretten im eistalten Winter vor meinem Fenster erfroren hat. Keine hundert-tausend Pferde hätten ihn auch nur einen Tag von mir fern gehalten. Ich weiß, was eine treue Liebe zu bedeuten hat. Bei dir ist's ja binnen fünf Minuten brühheiß und eiszapfen-kalt. Nun kannst du mir erst recht gehöhlen werden.“

Der Burisch packte sie plötzlich fest am Arm und preßte ihn so stark, daß die resolute kleine Frau einen leisen Schrei ausstieß. Aber dann schmunzelte sie. Es that ihr ordentlich wohl, daß der Bastel wild wurde.

„Vorwärts,“ befahl der, „die Bärbe ist mein Weib. Mit meinem Ehering am Finger sollt ihr sie begraben. In meinem Herzen lebt sie ewig, wenn sie auch todt ist. Vorwärts! Keine andere wird jemals meine Frau. Wo habt ihr sie aufgehahrt?“

Er schüttelte die Frau recht ungsant.

Die starrte ihn auf seine Rede eine Weile entsetzt an. Der Gedanke, daß der Bastel plötzlich verrückt geworden sei, trieb ihr einen Schauer durch die Glieder. Auf ein Mal schien ihr ein Licht aufzugehen. Ein pffisches Lächeln zog über ihr gutmüthiges Gesicht.

„So komm!“ sagte sie kurz und schritt tiefer in den Haus-flur hinein. Dann stieg sie die linksgelegene, gewundene Treppe hinauf, eine, zwei Stiegen hoch. Da oben öffnete sie eine Thür, aber nur halb, so daß der Bastel in ein großes, helles Geläß hineinsehen konnte, in dem nichts stand, als ein mächtig großer, geschwehrt Tisch. Auf dem Tisch lagen allerhand Wäschstücke, weiße und bunte, ausgebreitet.

„Ist sie hier?“ fragte der Burisch beirremdet.

„Nein,“ antwortete die Försterin feierlich. „Nicht hier, noch höher, Bastel. Aber hier sollst du erst hereintreten und mir's noch ein Mal sagen, daß du nie eine andere Deine Frau nennen willst, als Deine Bärbe im Himmel. Komm, aber geh leise, ich bitte dich, geh leise!“

Sie zog ihn in die Stube hinein bis zu den drei dicht neben einander befindlichen Manjarden-Fenstern. Hier drehte sie ihn so, daß er mit dem Rücken gegen die Fenster stand, und sagte dann: „Nun, sang an, Bastel!“

Dem Burischen war's seltsam zu Muth. Jetzt dachte er hinwiederum, die Försterin sei am Ende ein bisschen nicht recht geschickt im Kopfe; aber alles war ja nichtig, bedeutungslos seinem Schmerz gegenüber.

„Försterin,“ begann er laut und feierlich, „ich schwöre es hier mit heiligem Eidschwur: ich habe die Bärbe im Himmel lieber gehabt als mein Leben, und keine andere soll auf dieser Welt meine Ehefrau werden. So will ich meine Sünde gut machen, Gott helfe mir, Amen!“

Ein leiser Schrei, wie aus fernem Höhen kommend, war während dieser Rede hörbar geworden.



„Schn dorthin, Basel!“ flüsterte jetzt die Försterin lachend. Sie deutete nach der gegenüber liegenden Wand. In dieser Wand befand sich oben eine viereckige, thürähnliche Oeffnung. Von dieser Oeffnung führte eine Leiter herab, und in dieser Oeffnung, die Füsse auf die Leiter gestemmt, sah jetzt ein rothwängiges junges Geschöpf, den blonden Kopf und die dunkle Kattunkleidung seltsam mit weissen Federchen besetzt. Es starrte mit grossen dunklen Augen wie versteinert auf die Gruppe bei den Fenstern.

Jetzt aber ertönte ein Doppelschrei: „Bärbe? —!“ „Basel!“ Der Bursch stürzte nach vorwärts und wollte die Leiter hinauf. Die Försterin aber hielt ihn am Rockschoss fest.

„Halt!“ rief sie. „So weit sind wir noch nicht, mein Bursch. Die da oben, Jungfrau Bärbe Uhlmayer, sitzt wahr und wahrhaftig im Himmel, fünfmalen unsere blauangestrichene höchstgelegene Bettvorraths-Kammer schon von der Urgroßmutter Barbara Schedlerin der „Himmel“ benamset worden ist, was Du am Ende noch gar nicht gewußt hast. — Es sind der Bärbe auch, wie Du siehst, schon Federchen gewachsen, — aber nicht, weil sie ein Engel geworden ist, sondern weil sie die große Frühjahrs-Bettumfädderei brav angepakt hat, wie sie alles brav anpakt, was sie in die tüchtige Arbeitshand nimmt. Aber vielleicht ist sie doch trotz alledem ein klein bißchen ein Engel und winkt Dir vom Himmel Verzeihung herunter, Du arger, aber reumüthiger Sünder Du. Also willst Du, Jungfrau Barbara Uhlmayer, den hier anwesenden Junggesellen Sebastian Schwinghammer zu Deinem christlichen Eheherrn annehmen?“

„Ja will, ich will,“ rief die Besederte oben mit einer Stimme, hell und jubelnd, wie die der Lerche im Frühling, und schlug in die Hände, wie ein Kind, wenn es den Christbaum brennen sieht.

Was dann noch geschah, ist nicht so leicht erzählt. Da laß ich lieber die Hände davon. Ein häuerliches Liebesglück zu schildern, ist eine heisse Sache. Sag' ich's, wie's ist, kommt's euch profanisch vor, und doch ist's den Bethelligten die höchste Poesie ihres jungen Lebens, wenn sie's auch nicht grade Poesie nennen. Schildere ich's euch poetisch, ist's wieder der Wahrheit nicht gemäß. Mag sich's denn jeder ausmalen, wie er will. Nur der Grundgedanke muß unter allen Umständen festgehalten werden: die Liebenden befanden sich im Himmel, eins, untrennbar für's ganze Leben. Ein besonders feierlicher Augenblick an jenem denkwürdigen Nachmittag im Försterhaufe aber war es noch, als klein Lisbeth das Brautpaar mit melancholisch herabhängender Unterlippe feierlich nach dem Stalle führte, wo die junge Ziege, bis heute Morgen die Perle des fürstlichen Viehhandes, alle Biere von sich gestreckt, steif auf ihrer Strohschütte lag.

„Is torben!“ kiennte das Kind, dem der Tod der Spiegelgefährtin den ersten großen Schmerz seines jungen Lebens bedeutete.

Poetisch wäre es ja nun gewesen, wenn Basel leidenschaftlich gestöhnt hätte: „Aber Du lebst, Geliebte!“ Statt dessen — ein Berichtshatter soll's doch mit der Wahrheit halten, und darum muß ich's sagen — umfaßte er seine Bärbe so derb, daß sie die milchweißen Zähne auf einander biß, und sagte, auf Lisbeth deutend: „Wenn wir erst so eins haben, Bärbe!“

Ueber diesen trassen Realismus mag zur Beruhigung aller jarten Seelen rosch der Vorhang fallen.

Nachdruck verboten.

### „Wenn sich zwei Herzen scheiden.“

Ein Idyll ohne Handlung.

Von Ernst Otto Hopp.

**D**er Schnee rieselt hernieder, langsam und feierlich. Wie ein weisses Sammettuch legt er sich auf die Erde und umhüllt die Bäume und streicht über die Hecken, daß sie wie Mauern dastehen, und füllt alle Unebenheiten mit seinen weichen Massen aus. Wie fremdartig die Welt aussieht! Zumal das Gebüsch, auf das mein Fenster geht, ist wunderbar schönert und wie märchenhaft schimmert es!

Seit meinen Kinderjahren hat der Schneefall auf mich einen eigenthümlichen Zauber ausgeübt. Bei dem Herunterrieseln der jarten Flocken bin ich zuerst als ganz kleiner Junge zu der Erkenntniß gelangt, daß ich eine Seele habe; ich begann zu dichten und schämte mich dessen hinterher fürchterlich. Stundenlang sah ich damals, eben von einer schweren Krankheit genesen, am Fenster und sah dem lustigen Wirbeltanze zu. Immer wehmüthiger wurde mir zu Sinne, ich wußte wohl selber nicht, warum. Singt doch der Deutsche, wenn ihm am frohlichsten zu Muthe ist, am liebsten die schwermüthigsten Melodien.

Eine Erinnerung steigt in mir auf, das Angedenken an ein Lebensschicksal, an ein stummes Leid, eine verweilte Blume, einen verklungenen Ton. Ich blide hinaus in die Ferne, weit über den Winterwald und die weiße Ebene hinweg, über Städte und Ströme und über das weite, weite Meer. Ja, über den Ocean fort, dessen Sturm-Rhythmen um diese Zeit wie Orgelbrausen an der neuenglischen Küste Amerikas zu schallen pflegen und weit hinein in das Land dringen. Es ist das ein herzhafter, wilder Klang, der gar nichts Sentimentales an sich hat!

Ja, die neue Welt! Ein großmächtiges Land mit fastgrünen Wiesen und breiten, rauschenden Strömen und einer ungezähmten Energie der Natur. Wie der Regen dort herniederdraselt, wie der Schneesturm wüthet und die Sonne ihre glühenden Pfeile verchießt! Die Menschen haben freilich keine rechte Freude an der Natur, es fehlt ihnen das Organ dafür, sie sind so klug und so kühl und so fromm.

Ich weiß es noch wie heute; es war ein milder, schöner Wintertag, langsam begann der Schnee herabzurieseln, als wir uns im Centralpark in New-York trafen. Bekannt hatten wir uns wohl schon, aber so oberflächlich, wie Menschen sich zuerst kennen zu lernen pflegen. Sie trug meistens eine Brille, oder richtiger einen Zwicker an einer kleinen goldenen Schnur, und das kleidete sie vortreflich, denn es war nichts Herausforderndes

und Unweibliches damit verbunden. Eine unbeschreibliche Lieblichkeit lag über ihrem Gesichte, im stark entwickelten Kinn etwas Festes und Starres, aber sonst fiel ein Schatten süßer Melancholie über ihre Züge. Es war das wie ein Fragezeichen: will Du die Lösung versuchen?

Sie begrüßte mich mit einfacher Natürlichkeit und doch mit vollendeter Grazie, frisch wie ein Frühlingmorgen und unbefangener wie ein Kind, und da es immer ungezügelter zu schneien begann und die nächste Pferdebahn noch ein gutes Stück entfernt war, flüchteten wir in das Café, das inmitten des Parks lag, und nahmen Chocolate mit Schlagobaze zu uns. Dieses sästigte unser Gemüth noch mehr; wie hübsch war es, daß ich ihr liebliches Anlitz so lange zu studiren Muße hatte, während sie mir von ihren kleinen Kummernissen und Freuden erzählte. Es gefiel mir alles ausnehmend, das aschblonde Haar, die stillen tiefen Augen, das Grübchen am Kinn. Ich habe niemals ein weibliches Wesen gekannt, das etwas so Zurückhaltendes und doch Anziehendes aufweisen konnte. Ich glaube, der roheste Mensch hätte in ihrer Gegenwart nichts Zweideutiges äußern mögen.

Es schneite immer noch; und da der kurze Winter-Nachmittag der früh anziehenden Dunkelheit Platz zu machen begann, brachen wir auf. Natürlich brachte ich sie nach Hause; als wir Abschied nahmen, wagte ich die schüchternen Frage, ob ich sie nicht einmal besuchen könne. „Gewiß!“ sagte sie mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt, „es wird mir angenehm sein.“ Und dann schieden wir.

In meiner Junggesellen-Behausung war es dunkel und still. Ich hatte die Lampe nicht angezündet und sah von Fenster aus auf die Straßenlichter und die treibenden Flocken. O Gott! Wie einsam hatte ich doch bis dahin gelebt! Gab es kein Mittel, aus dieser Wüsteninsel in ein Blüthenthal zu gelangen? Vor mir im Halbdunkel des Zimmers sah ich ein holdes Anlitz; so sah ich Stunden lang, wie in einem wirren Traum, unendliche Sehnsucht im Herzen.

Wochen waren vergangen; wir hatten uns verlobt. Wie ein Rausch des Glückes war es über mich gekommen, als ich sie zum ersten Male umarmen durfte, als ihr duftiges Haar meine Wangen streifte und ihr Mund auf dem meinen ruhte. Die Sitte verlangt in Amerika keine strenge Absonderung; im Gegentheil, der Bräutigam kann seine Erkorene fortwährend besuchen, er darf mit ihr ausgehen, Spaziergänge machen, Ausflüge unternehmen. Die Mutter pflegt sich sogar in discreter Weise fortzubewegen, wenn er erscheint; es geschieht alles, damit die Liebenden nicht gestört werden. So verging fast kein Tag, daß wir nicht zusammenkamen. Immer herrlicher entfaltete sich mir die Blume ihres reinen, edlen Gemüthes; sie war so bescheiden und genügsam, so wenig anspruchsvoll und doch nicht griesgrämig, eine klare Heiterkeit lag wie ein heller Schein über ihr ausgebreitet, keine Ausgelassenheit, aber etwas ruhig Fröhliches, das jedes Uebermaß fernhielt. Wie freute sie sich über die kleinen Gaben, die ich ihr hier und da mitbrachte, über eine hübsche Blume, ein paar rosenrothe duftige Bananen, eine zierliche Kleinigkeit aus einem Porzellan-Laden! Zu Weihnachten hatte ich für ihre Familie einen mächtigen deutschen Baumtuchen besorgt, der großes Erstaunen erregte, ihr schenkte ich die prächtige, von Bayard Taylor besorgte Faust-Ausgabe. Am heiligen Abend waren wir beide ganz allein und vergnügt und selig wie zwei Kinder.

Aber der „Faust“ wurde merkwürdigerweise zum Verderber unserer Liebe.

Sie hatte das Buch gelesen und wieder gelesen; und eines Tages fragte sie mich sanft, doch eindringlich: „Lieber, hast Du das Anklopfen des Fingers der Gnade schon je bei Dir gespürt?“ Ich antwortete ihr, daß ich in ihrer Liebe so beglückt und vollumfrieidet sei, daß ich gar kein Bedürfnis dafür habe. Seitdem war ich in ihren Augen ein Ungläubiger, dessen Seele sie retten müsse. Sie nahm mich in ihre metho-distische Kirche, in ihre Gebets-Versammlungen, in ihre Abend-Anachten regelmäßig mit, und das wurde von Woche zu Woche schlimmer. Die Regelmäßigkeit wurde schließlich so weit ausgedehnt, daß wir fast jeden Abend in irgend einer religiösen Versammlung verbrachten; aus einem evangelisch-lutherischen Christen sollte ich fast wie mit Gewalt in einen strengen Methodisten verwandelt werden. Das mußte ich ablehnen; ich fühlte kein Bedürfnis, meinen Glauben zu wechseln, und von den „Erweckungen“ hatte ich eine recht geringe Meinung. So kam in unser Verhältnis ein Riß, der sich bald als unheilbar erwies, da beide Theile hartnäckig an ihren Meinungen festhielten.

O du seltsames Menschenherz! Was hier mit kurzen Worten nur angedeutet werden konnte, war ein monatelanges verzweifeltes Ringen zweier Herzen, die sich nicht trennen wollten und doch scheiden mußten. Ich beschloß endlich, den Knoten dadurch rascher zu lösen, daß ich Amerika auf immer verließ und in meine deutsche Heimath zurückkehrte.

Am Donnerstag, dem vierten Juli, ging der Hamburger Dampfer. Am Mittwoch unternahmen wir Beide noch einen Ausflug nach dem New-York vorgelagerten reizenden Staten Island. Wir gingen auf die Höhe des Eilands nach dem im schattigen Walde gelegenen „Silversee“, aßen zusammen Mittag und wandelten dann langsam, ohne viele Worte zu machen, von den Hügeln herab zum Hafensplatz. Wie tröstlich einsam war es in der lauschigen Wildniß! Ich sehe meine frühere Braut noch vor mir, wie sie auf einem Baumstumpf saß; sie hatte den Hut abgelegt und wand zwei kleine, ganz gleiche Sträuße. Den einen gab sie mir auf meinen ferneren Lebensweg mit, den anderen behielt sie zur Erinnerung. Vor uns lag im Sommer-Sonnenglanz das blaue Meer, auf dem ich morgen fortziehen sollte auf Nimmerwiedersehen. Sie hatte recht gut Deutsch gelernt und sagte den einen Vers in meiner Muttersprache:

„Gefühl des Ew'gen ist in dieser Stunde!“

Dann überkam sie die Nüchternung, sie wußte, daß der Abschied für's Leben bevorstehe. Unionst schlug ich noch einmal vor, alles zu vergessen. „Man soll Gott mehr dienen, als den Menschen,“ war ihre einzige Antwort; „ich glaube, recht zu handeln, Du glaubst es auch, bleiben wir auf dem Pfad des Rechts.“ Vergessens war jede weitere Vorklärung; ich bot ihr, auch um ihrer Familie willen, an, wir wollten uns morgen trauen lassen, statt uns zu trennen. Sie schüttelte leise, aber energisch, das liebliche, traurig gesenkte Köpfchen.

Das wir in den Stunden durchlebten, kann nie beschrieben werden.

Am nächsten Morgen kam die Schlussscene. Das thänenüberströmte Anlitz, das einen unendlich wehmüthigen Ausdruck trug, sah ich zum letzten Mal; zum letzten Mal hörte ich ihren fast verzweifelnden Angstruf. Dann war alles vorbei.

Lange Jahre sind seitdem verfloßen. Ich war viele Monate krank; später überwand ich es, denn ich glaubte dem Leben noch etwas mehr als einen Liebeschmerz schuldig zu sein. Sie hat sich nie vermählt — —

Mein kleines Mädchen, das wir „die Süße“ nennen, hat sich an mich herangeflüchten und legt ihr Köpfchen an meine Wangen. „Vaterchen,“ sagt sie, „Vaterchen, siehst Du auch so gerne den weissen Schnee?“

Nachdruck verboten.

### Blumen-Verkäuferin in London.

Siehe das Bild auf Seite 29.

Die Blumen-Verkäuferinnen in den Straßen der Großstädte sind höchst selten angenehme Erscheinungen; meist sind sie alte Frauen, denen Geld und Noth auf dem Gesicht geschrieben steht, oder halb-wüthige Mädchen, die der Menschenfreund am liebsten in einem Zwangs-Erziehungs-Institut untergebracht sehen möchte. G. S. Fould hat Glück gehabt, als ihm der Zufall eine Blumen-Händlerin in den Weg führte, die trotz ihrer ärnlichen Gewandung den Blüten-Spender, den Frühling selbst, darstellen könnte. Wahrscheinlicher freilich noch ist, daß er diese „marchando do flours“ niemals gesehen, daß er sie nur gemalt hat, wie seine Künstlerfeste sich eine Blumen-Verkäuferin träumt.

Nachdruck verboten.

### Amulette und Talismane.

Mit Benutzung von Aufzeichnungen des Dr. jur. Avé-Lallemant.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mit 11 Abbildungen.



In keinem anderen Amulett lassen sich die ver-schlungenen Frenwege des Zauberglaubens so deutlich nachweisen, wie an der Silberkapsel mit durchbrochenen Dedeln am breiten, rothseidenen, mit einer Inskrift bedruckten Bande, die den obersten Platz unter den auf der Titelseite unseres Heftes vereinigten Amuletten einnimmt. Die Avers und Revers schmückenden Symbole sind die gewöhnlichen christkatholischen: der Namenszug der Jungfrau Maria und das In hoc signo vinces mit darunter stehenden flammenden Herzen. Den Weg zur Deutung aber weist das auf dem Band abgedruckte Gebet: „Berleihe, o gütigster Gott, auf den allein wir hoffen und vertrauen, daß wir durch die großen Verdienst und Für-bitte der Heil. Jungfrau und Heiligin Walburga welche Du mit unzählbaren Wunderwerken geziert hast, von allen Leibes- und Seelen-Beschwerden auf den Gebrauch ihres Heil. Dels erleidigt werden. Durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen. Lobet den Herrn in seinen Heiligen. Ps. 150.“ Wir haben es hier mit einem Amulett zur Abwehr böser Zauberkünste zu thun, denn die heilige Walburga verbandt dem Umstand, daß der Tag ihrer Heiligsprechung auf den ersten Mai fällt, einen ganz besonderen Ruf als Freundin aller „Schwarzen Kunst“. Die mit Tänzen verbundene altheidnische Frühlingsfeier hat den ganzen Hergensput des Volksberges ersten lassen, den die Heilige des Tages natürlich mit besonderem Erfolg bekämpft, und zwar hauptsächlich durch die Einwirkung des Heiligen Dels, das ihren Gebeten entflieht. Mit dieser Deutung stimmt denn auch der Inhalt der Silberkapsel überein. Auf einem vielfach zusammengefalteten Papierstreifen finden sich hier Symbole und Inskriften, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen des buchförmigen Medaillons am Rigenner-Halsband aufweisen. Weder das Kreuz, noch der Kopf des Heiligen Anastasius fehlen, von einem aus Bibelstellen und Gebeten zusammengesetzten Text umgeben. Auch hier scheint den Kernpunkt des Ganzen eine Reliquie zu bilden, deren Hauptbestandtheil vermuthlich ein Tropfen des erwähnten Heiligen Dels ausmacht. Der Inhalt der Kapsel ist, wie Druck und Bilder beweisen, jedenfalls um vieles älter, als die Aufschrift des Seitenbandes, die kaum über die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehen dürfte.

Noch unsicherer ist eine Zeitbestimmung der von der Insel Corfu und von der albanesischen Küste stammenden drei Silberkapseln. Auf ihren amulettartigen Inhalt, der wahrscheinlich aus mit Zaubrer- oder Bibelprüden bedeckten Papierstreifen bestand, weisen die den oberen Rand abschließenden beweglichen Schieber hin. Orientalisirend ist die ganze Formenbehandlung als Schmuckgehänge in Halbmonds- und Dreiecksgehalt, sowie der aus Rosetten, herz- und kreuzförmigen Theilchen bestehende Behang. Ausgesprochen christkatholisch erscheint nur die große vieredrige Kapsel, deren Avers eine rothe Darstellung des Ritters Georg im Drachenkampfe aufweist; während auf dem Revers ein Kreuz eingeritzt ist. Wird hier schon das Amulett gelegentlich unter Abschwächung seiner mystischen Bedeutung als Schmuck benutzt, so dürfte die noch heute als Breloque getragene Koralle kaum eine Spur der Schutzkraft bewahrt haben, die ihr gegen den bösen Blick und überhaupt gegen alle Zauberkünste, abgesehen von ihrer früher erwähnten medicinischen Wirkung, zugeschrieben wird.

Aber nicht über dessenjense Schutzmittel allein verfügt das Arsenal des Aberglaubens aller Zeiten und Völker. Der rechte Zauberkundige ging der Dämonenwelt auch angriffsweise zu Leibe und wußte sich — freilich nicht ohne an seinem Seelenheil Schaden zu nehmen — ihre geheimnißvollen Kräfte dienstbar zu machen. Wenn wir dem gedruckten Wort vertrauen



wollen, dann hat es uns Doctor Faustus selbst in einem gar seltsamen Büchlein vom Jahre 1469 geschildert, wie er sich die Geisterwelt unterworfen. Es führt folgenden, vielverheißenden Titel: „Dr. Johann Faustens Miracul-Kunst- und Wunderbuch oder die schwarze Kabe aus dem Dreifache Höllen-Zwang genannt. Womit ich die Geister gezwungen, daß Sie mir haben bringen müssen, was ich begehret habe. Es sei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Spring-Wurzel, und was sonst mehr dergleichen auf Erden ist, das habe ich alles mit diesem Buche zu Wege gebracht, auch die Geister wieder losprechen können.“

Da heißt es von dem ovalen Talisman, unter dessen gar zauberkräftigen Schriftzeichen wir nur die Namen „Gott“ und „Jesus“ und allenfalls die verheißungsvolle Silbete „Star“ entziffern können: „Diese Figur wird an einem Sonntag früh vor der Sonne Aufgang in der Martis Stunde auf Gold gestochen, wenn ein Mensch solche bei sich trägt, so ist er wider alle Geister beschirmt, daß sie ihm nicht schaden können, ist auch sicher wider alle seine Feinde, wenn solche in rothem Sammet gelegt, und auf der rechten Seite des Kleides getragen wird.“

Geld und Gut in ungemessener Fülle vermag man mit Hilfe des rechtwinkligen Täfelchens zu erringen, von dem Dr. Faustus zu rühmen weiß: „Diese Figur in der St. Joh. Nacht zu Mitternacht bereitet, dann an einen Ort, wo Geister sind, begraben, die weichen alsbald und lassen alle Schätze frei.“ Ja wer nur wüßte, wo die Geister und die von ihnen bewachten Schätze zu finden sind! Aber auch dafür giebt die „Schwarze Kunst“ Rath. Man braucht sich eben nur eine gleichschenkelige Wünschelruthe aus Kupfer oder Messing anzufertigen, wie wir sie zu Nutz und Frommen unserer Leser in der Nachbildung aus dem bewährten Zauberbuche beifügen:

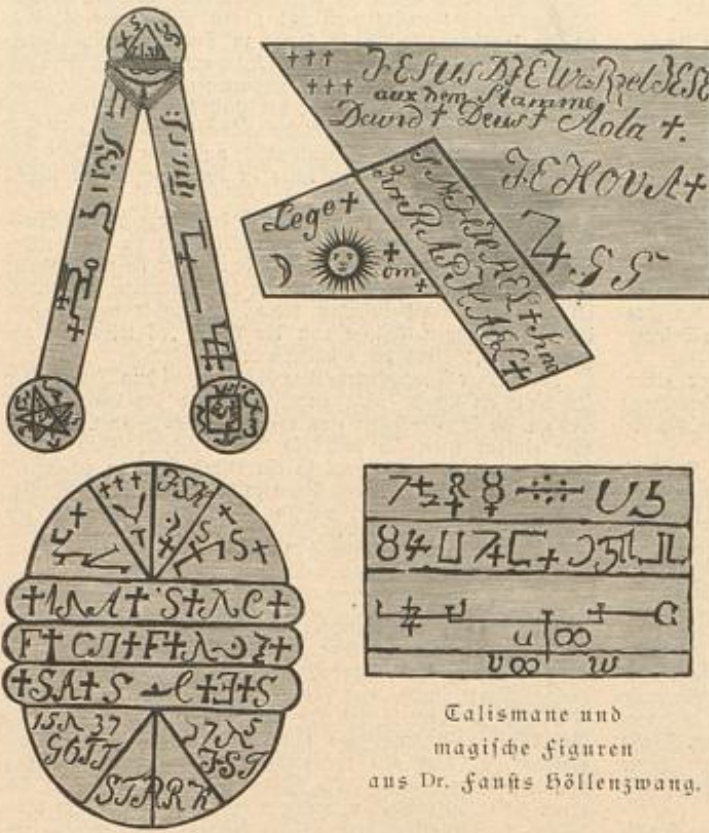
„Diese hier verzeichnete Ruthe muß im zunehmenden Mond Vormittags zwischen 4 u. 10 Uhr gemacht, und gänzlich vollendet werden, die Haebraeischen Buchstaben, Circul und Zeichen werden mit Ginover gemacht und die Ruthe über dem Circul wo es zusammen hängt, unwidelt man in Form eines 3. oder 3. mal mit rother Seide, auch wird nachgelesene Beschwörung 3. mal über die Ruthe gesprochen und zwar das erste mal Anfangs, das zweite mal wenn sie halb verfertigt, und das dritte als letzte mal nach gänzlicher Verfertigung der Ruthe. — Im Nahmen Gottes des Vatters † und Gottes des Sohnes † und Gottes des Heil. Geistes †. Amen.“

Nach man diese Ruthe dort, wo ihre Schenkel zusammenlaufen, zwischen Daumen und Zeigefinger, und geht, sie wagtrecht vor sich hinhaltend, über eine Stelle, an der Schätze oder edle Metalle unter der Erdoberfläche ruhen, so senkt sich der eine, oder der andere Schenkel und zeigt so unfehlbar an, wo man nachgraben muß, um, ohne nennenswerthe Mühe, ein reicher Mann zu werden. Die absolute Sinnlosigkeit und Undeutbarkeit der auf dem Oblongum, sowie auf der Wünschelruthe eingegrabenen Zeichen kann natürlich dem rechten Wunderglauben keinen Abbruch thun, der mit Vorliebe an Unverständliches anknüpft.

Das zu sieben Eden ausgeschnittene und ausgezogene Rechteck ist ebenfalls dem Miracul-Buch des Doctor Faust entnommen. Von ihm heißt es: „Diese Figur hilft dem Gemüthe, auch dem Leibe, so man solche anhänget, daß einem Niemand einen Schaden an seinem Leibe zufügen kann, auch wirst Du Alles gewinnen, was Du anfängst, jedermann fürchtet sich vor Dir, wenn Du die Figur aufgräbest an einem Sonntage vor Sonnen-Aufgang; damit kannst Du Dich auch unsichtbar machen, wenn Du sie anhängest.“ In der Inschrift machen sich die Namen Gottes, Christi und der Erzengel Michael und Raphael bemerkbar.

Das als Clavis Salomonis bezeichnete, auf einem neun Centimeter breiten zusammengeleimten, drei Meter drei Centimeter langen Pergamentstreifen, vorne und hinten beschriebene Scapulier ist, trotz seiner interessanten Einzelheiten, nichts anderes, als eine um den Hals zu legenden decorative Staffage, um dem Träger das möglichst würdige Ansehen eines Priesters oder orientalischen Magiers zu verleihen. Keines der Zauberbücher enthält irgend eine zaubermagische Bestimmung über die Kostümierung, so wenig wie über Wahl, Zahl und Zeichnung der

Charaktere für die magische Praxis. Selbst die ältesten Zauberbücher waren mit ihren verworrenen Zeichen und Formeln lediglich Schöpfung der Phantasie ihrer Verfasser, deren zahlreiche Epigonen ihrer Einbildungskraft die Freiheit in Erfindung und Adoption der Zeichen und Formeln bewahrt haben. Daher kommt es, daß das Arrangement der vielen interessanten alten Zauber-, Beschwörungs-, Säug- und Abdankungs-Formeln auf der Rückseite des Scapuliers mit den zusammengedrängten Charakteren auf der Vorderseite in Conflict geräth. Das ganze



Talismans und magische Figuren aus Dr. Fausts Höllenzwang.

Scapulier erscheint nur als eine zusammengezwungene Chreistomathie von Ungeheuerlichkeiten.

Die Beschwörungs-Schriften der Rückseite sind sofort als stereotype Formeln aus den ältesten Zauberbüchern, die meist seit 1506 zum Druck gelangten, zu erkennen. Für das wahrscheinlich in diese Zeit fallende Alter des Scapuliers spricht Stil, Schreibung und Tinte. Der Ursprung dieser alten Formeln läßt sich auf die semitische Theosophie, speciell den Talmud, die Mishnah und Kabbala zurückführen.

In dem Kreisrund am Schluß des Scapuliers giebt sich allenfalls ein „Erdspiegel“ zu erkennen, eine kalligraphische Studie, die an die Träumereien der Astrologen anknüpft, ohne tiefere theosophische Bedeutung.

Als charakteristisches Zeichen aller hier abgebildeten und geschilderten Talismans ist die Macht und Bedeutung des Wortes hervorzuheben, wie denn der Hauptzert der Einlage der oben beschriebenen viereckigen Silbertafel mit der Bibelstelle beginnt: „Im Anfange war das Wort.“ Stellt man im Ansehung Naturgewalt gegen Naturgewalt und fügt höchstens als Schuttmittel das Sinnbild hinzu, so erscheint die Magie im Talisman mehr vergeistigt. Sie vergißt, daß das Wort ein Nothbehelf der Mittheilung zur Bezeichnung der Dinge ist, verwechselt es mit einem willkürlich angenommenen Kernpunkt, mit der sogenannten „Idee“ der Erscheinungen und mißt ihm eine selbständige „Kraft“ bei. Mit diesem philosophischen Irrthum verbindet sich der religiöse Glaube an die Kraft des Gebetes, und so entsteht die „Beschwörung“, die böse und gute Geister, Engel und Teufel mit derselben Sicherheit citirt, wie die Seelen Verstorbener und, wieder an die vermeintliche Macht des Wortes anknüpfend, die Grenzen des Raumes und der Zeit überwindet. Besonders dem letzteren Zwecke dient dann noch die Zahl, vereinzelt oder zu einer magischen Figur zusammengestellt, wie im Schlüssel Salomonis. Auch hier liegt eine naive oder auch eine absichtliche Verwechslung des Nothbehelfs mit dem Wesen der Dinge vor. Der Mensch erstaunt gewissermaßen über die durch die Zahl erzwungene Ueberbrückung der Dinge und legt ihr selbständige, übernatürliche Wirkungen bei. Aus dem Raum und Zeit messenden Zahlen-System entwickelt sich eine Art Harmonie-Lehre des Welt-Systems, die zu den gewagtesten Spielereien des Mysticismus führt und natürlich auch die abstracteste aller Wissenschaften, die Mathematik, in ihre Kreise zieht. Geometrische Figuren und algebraische Zahlenreihen treiben in der Magie der Talismans ihren seltsamen Spuk und verbinden sich mit beschwörenden Worten und symbolischen Zeichen zu einem unentwirrbaren Gemisch von Sinn und Unsinn.

Erscheinen die hier in zwangloser Reihenfolge mitgetheilten und durch Abbildungen veranschaulichten Symbole des Aberglaubens der Vergangenheit zum Theil als kindlich, so arbeitet der Mysticismus unserer Tage allerdings mit weniger harmlosen Mitteln. Zu allen Zeiten aber gab es sicher eine große Zahl betrogenen Betrüger. Wer auch sie ohne weiteres zu verurtheilen und im günstigsten Falle zu den Narren zu zählen geneigt ist, sollte niemals vergessen, daß der Wunderglaube, tief im menschlichen Empfinden begründet, noch immer nicht zu den schlechtesten Instincten

gehört, die Mutter Natur uns eingepflanzt hat. Jeder Fortschritt der Wissenschaft beschränkt das Gebiet des Aberglaubens, aber dieser macht sich auch andererseits die Waffen seiner Besiegerin dienstbar. Mesmerismus und sonstige magnetische Curen, Suggestion und Somnambulismus, Psychologie und Jäger'scher Seelengeruch, sind Begleit-Erscheinungen des ewigen Kampfes zwischen klarem Erkennen und blindem Glauben und mahnen, immer wieder aufstehend, zur Bescheidenheit in der Beurtheilung des Aberglaubens, der auch heute noch „mehr Dinge zwischen Himmel und Erde“ sieht, „als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.“

Unterschied sich doch selbst die Periode der „Aufklärung“ am Ende des vorigen Jahrhunderts nur darin von dem „finsternen“ Mittelalter, daß die Degen-Prozesse aufgehört hatten. Im Uebrigen trieb die „Magie“ mit ihrem ganzen Zauber-Apparat ihr altes Spiel. Am Anfange unseres Säculums aber hatte sich der Mysticismus nur ein wenig vergeistigt und faßelte von dem „Hineintragen der Geisterwelt in das irdische Dasein“. Justus Kerner's „Seherin von Prevorst“ ist die unmittelbare Vorläuferin des Somnambulismus, der eben auch nur den Versuch macht, sich durch seine krankhaften Träumereien über die Schranken von Raum und Zeit fortzutäuschen.

Die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zeitigte das Tischrücken und Geisterklopfen, das aus dem nüchternen Amerika herüberkam und sich hüben wie drüben zu einem ganz einträglichen Industriezweig entwickelte. Neben der raffinierten, übrigens auch mit recht rohen Mitteln arbeitenden Geisterseherei aber wies sich der Volksaberglaube mit den alten Nothhelfern, Amuletten und Talismanen, sein Plätzchen zu sichern. Der St. Georgs-Thaler hängt noch heute an der Uhrkette eines jeden Sportsman, der etwas auf sich hält. Ein auf der Straße gefundenes Hufeisen wird sicher auf der Schwelle des Hauses festgenagelt, um alle üblen Einflüsse fern zu halten. Der Matrose läßt sich geheimnißvolle Zeichen auf die Haut tätowiren, und wer Gelegenheit hatte, einen Blick in Tornister und Taschen unserer 1870 in den Krieg gehenden Soldaten zu werfen, dürfte da manch kräftig Sprüchlein entdeckt haben, das mit einem „Passauer Brief“ oder Kugelsegen gar verdächtige Ähnlichkeit hatte. Selbst der böse Blick macht dem Jäger noch heute viel zu schaffen und veranlaßt ihn, besonders wenn er von einem ihm begegnenden alten Weiblein ausgeht, zu nicht immer salonsfähigen Äußerungen.

Der Aberglaube mit seinem ganzen Arsenal von Zaubermitteln wird bestehen, so lange der Kampf des Menschen mit dunklen Naturgewalten dauert. Daß dieser aber jemals ein Ende nimmt, dafür bieten selbst die gewaltigen Fortschritte des Naturerkennens keine Bürgschaft; wirft doch gerade das stärkste Licht die dunkelsten Schattten.

## Redactions-Post.

**A. Z. in Dresden.** — Ideen zu eigenartigen Menu-Karten täuschen am besten an die besondere Gelegenheit an, die den Anlaß zu der beachtlichsten Heftlichkeit gegeben. Verlobungs-Diners bieten eine Fülle von Stoff, der sich malerisch und poetisch verwerthen läßt: das Einzelnleben des Bräutigams und der Braut, ihr Sichfinden, ein Blick in ihre gemeinschaftliche Zukunft, das alles sind dankbare Motive. Für parlamentarische Diners empfehlen sich etwa komisch angewendete Befassungs-Paragrafen. Ein Menu sollte eine Art Gelegenheits-Gedicht sein, in dem der Erfindungsgeist im Anschluß an den festlichen Anlaß der weiteste Spielraum gelassen ist. Was die Form der Karte betrifft, so können wir Ihnen eine ganze Anzahl von Modereinheiten mittheilen. Besonders beliebt ist in Paris eine mit der Speisefolge bedruckte Karte, die gleichzeitig ein zierliches Bouquet birgt. Sehr elegante Menus werden auf weichen Atlas gedruckt und mit einem Rahmen frischer Blumen umgeben; kleine, mit Blumen geschmückte Staffeleien dienen als Träger. Auch auf den einzelnen Blättern einer Pflanze werden die Speisen namhaft gemacht, und zwar wählt man in Paris, beispielsweise für Tafel-Diners, mit Vorliebe Koblblätter. Die französischen Kinder wissen eben, daß man Brüderchen und Schwesterchen unter den Koblblättern im Garten findet, wie sie bei uns der Storch bringt.

**A. von S. in Bukarest.** — Sie haben Ihre Wette gewonnen: der Farben-Unterschied zwischen Rum und Krat ist ein willkürlicher und künstlicher. Rum fabricirt man vorwiegend in Wehndien, Krat in Ostindien. Der erstere wird aus der Melasse des Zuckerrohr-Saftes gewonnen, die mit Wasser verdünnt, ohne Hefenzusatz vergärrt und destillirt wird. Seine hauptsächlichsten Fabrications-Orte sind die Inseln Jamaica, Cuba, St. Thomas, Martinique u. a. m. Zur Krat-Bereitung verwendet man auf Ceilon auch den zuckerreichen Saft der Blüthenkolben der Kokos-Palme, auf Java, Kühle Malabar, Siam u. dergleichen Reis, dessen Stärkemehl in Zucker übergeführt aus der vergärrten Flüssigkeit über der Alkohol destillirt und rectificirt wird. — Die Güte des Krats hängt hauptsächlich von der Bereitung des Reismalzes ab. Die Färbung des Krats rührt vom Lagern in eigenen Fässern her: wo man ihn wasserhell wünscht, wird er mit Knochenkohle behandelt. Auch der frischdestillirte Rum ist farblos und erhält erst durch Lagerung in Fässern seine gelbe Farbe. Jedes Land hat seine besondere, nicht allgemein bekannte Herstellungsweise, wodurch Krat und Rum hinsichtlich Farbe und Blume große Verschiedenheit zeigen; auf Madagaskar bringt man zum Beispiel Koblblätter in die Destillir-Blase, anderwärts Fenchelblätter und Alazienrinde.

**Anna von S. in Karlsruhe.** — Die Frage nach einem einträglichen Frauen-Gewerbe läßt sich unmöglich in einer kurzen Redactions-Notiz erledigen. Sie finden alle denkbare Auskunft in dem bei Klabber Fischer in Leipzig erschienenen Schriftchen von Paul Dobert „Frauen-Gewerbe“. Der Verfasser hat auf die Verwertung geistiger und körperlicher Arbeitskraft gleichmäßig Rücksicht genommen und erwähnt jede Gelegenheit zur Aneignung der nöthigen Fähigkeiten.



Magisches Scapulier. Anfang und Ende des Pergament-Streifens.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 5.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 1. März 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Leichtsinniges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

**S**riedel war entsetzt zurückgeprallt. Konsti lachte höhnisch auf. Er ließ von dem jungen Maler ab, steckte die Hände in die Taschen und sagte: „Heirathen Sie nicht, Kerlchen. Nein, nein, Sie sind zu schade dafür. So ein Weib faugt Sie aus, Sie müssen arbeiten wie in der Trebmühle, um Fuß und Kleider anzuschaffen, — und wenn Ihr Gehirnschmalz eines Tages verbraucht ist, so höhnt Sie Ihre Frau noch obendrein aus und schimpft Sie einen Pfluscher. Ach, gehen Sie mir mit dem ganzen Weibertram.“

In diesem Augenblick wurde die Thüre aufgerissen. Frau Susanna stürzte in's Zimmer.

„Wo bleibst Du, Kora? Du sollst hinübergehen

in's Atelier und Adieu sagen! Die Leute sind schon nebenan. Wir sind ja blamirt — wir sind ja blamirt!“

„Hahahaha!“ lachte Konsti zornig. „Blamirt — das ist ihre einzige Sorge! . . . Ja, Kora, hush, hinüber mit Dir! Schön Händchen geben! Dann entlast den jungen Herrn in Gnaden. Sagt, ich sei aus Versehen verrückt geworden und könnte deshalb meine Neberenz nicht erweisen. Er möchte doch entschuldigen!“

Die beiden Mädchen blickten den Vater entsetzt an. Seine Gesichtszüge waren verzerrt, seine Augen rollten wild und unstill. Konsti erhob drohend die Hand gegen Kora und rief: „Mädel, jetzt zeig, daß Du noch nicht so tief unten stehst, wie Dein Vater!“

Frau Susanna stampfte mit dem Fuße auf.

„Unterbrich mich nicht!“ schrie der Meister sie an. Dann fuhr er zu Kora gewandt fort: „Da hör' mal her, Mädel. Hast Du den Mann wirklich lieb, so wirf Du ihn nicht fortgehen lassen, ohne ihm alles zu sagen. Daß ich ein Lump bin und — und daß da nebenan im Zimmer gesiegelt wird.“

„Vater!“ schrien die Mädchen auf.

„Kora, komm,“ drängte Frau Susanna, „mit einem Kranken soll man nicht rechten. So sei doch nicht thöricht, Kind. Das ist ja nur die reine Bosheit, weil — weil . . .“

Mit leuchtendem Athem stand Florian da.

„Sag's doch!“ stammelte er endlich mit leichenblaffen Lippen. „Weil — weil er der leibliche Sohn von dem Manne ist, der mich einen Betrüger . . . o mein Gott, mein Gott!“

Konsti brach wieder in frampshastes Weinen aus.

Kora war's, als ob ihr eine eisige Hand in's Genick gefaßt hätte. Sie wankte und tastete mit den Händen um sich. Sascha sprang ihr zu Hülfe. Aber Kora schob sie von sich, raffte sich auf und schritt in feßer Haltung nach der Thüre.

Geisterbleich starrte Frau Susanna ihr nach. Ein unbändiger Zorn erfaßte sie. Sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ihre Kora dem jungen Manne gehören sollte, und sie wollte ihre Pläne um keinen Preis gestört sehen.



Die Musik-Verständigen. Nach dem Bilde von Minna Stodt. — Siehe Seite 39.  
Photographie-Verlag von Otto Weichand, München.



„Was willst Du thun, Mädchen?“ rief sie Nora bebend zu.

„Adieu sagen!“

14.

Ein furchtbarer Austritt zwischen den Ehegatten folgte. Weinend verließ Sascha das Zimmer. Friedel kam ihr schüchtern nach.

„Lassen Sie mich. Gehen Sie. Warum quälen Sie mich? Ach mein Gott, ich schäme mich so.“

Der Maler sprach dem jungen Mädchen mit bewegten Worten zu. Die Ereignisse hatten ihn derart überwältigt, daß er gar nicht fühlte, was für eine traurige Rolle er spielte. Er hatte bloß das dunkle Bewußtsein, daß Sascha in diesem Augenblick mehr denn je eines Freundes bedurfte, und er wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihr zu sagen, daß sie — trotz allem und allem — auf ihn immer rechnen konnte!

Florian wälzte alles von seinem Herzen, was ihn schon so lange bedrückt hatte. Frau Susanna kam überhaupt nicht mehr zu Wort. Der Meister befand sich in einer namenlosen Erregung. Er zitterte am ganzen Körper.

Inzwischen hatten sich Nora und Sascha draußen auf dem Corridor unter Schluchzen und Weinen mit einander ausgesprochen.

Lübecke und seine Gehülfsen waren gegangen. Die beiden Dienstmädchen klatschten auf den Hintertreppen mit den Bediensteten der anderen Herrschaften.

Als die Schwestern eintraten, lehnte Konksi in tiefer Erschöpfung in der Sophaede.

Frau Susanna saß am Fenster und stöhnte.

Nora trat zu ihr. „Mutter, es war besser so, glaub' mir. Wir müssen uns erst wieder achten lernen.“

Konksi starrte seine Tochter an.

„Ja, Nora, wir müssen uns erst wieder achten lernen — das war das rechte Wort. Denn keines von uns hat seine Pflicht erfüllt. Ich nicht, Ihr nicht — und Eure Mutter auch nicht.“

Frau Susanna lachte höhnisch auf. „Ja, jetzt ist es kein Kunststück, sich als Moral-Prediger aufzuspielen.“ Florian ließ sich nicht stören.

„Lieber Himmel — will ich mich etwa von aller Schuld reinwaschen? Ich weiß, daß ich schwach war. Schwach gegen Euch — und gegen mich. Und drum hat mich der Teufel endlich beim Genick gekriegt. Jetzt ist's gut so. Besser wenigstens als gestern. Heute stehen wir doch mit keiner Lüge mehr da. Freiwillig hätten wir ja doch niemals die Maske vom Gesicht gerissen! . . . Und nicht wahr, Mädels, Ihr werdet Euch nicht nach dem saulen Blunder zurücksehnen? Da — kommt mal her zu mir und schaut mir in die Augen, damit ich sehe, ob Ihr's auch gut mit mir meint!“

Konksi streckte seine beiden Hände aus. Sascha stieg ihm an den Hals. Zögernd trat Nora zu ihm.

„Bist mir böse, Nora, was? . . . Hätte Dir's wohl gar nicht sagen sollen, das mit Richards . . . na, Du weißt!“

Nora schüttelte ernst den Kopf. „Nein, Vater, das war Deine Pflicht.“

„Und wenn er Dich wirklich lieb hat, mein' ich, dann . . . laß Dir nicht bange werden, Schatz, wenn sich hier nur erst alles geordnet hat, dann wird er schon wiederkommen.“

„Nein, Vater! denn das hier — kann sich nie mehr ordnen!“

Florian blickte seine Tochter entsetzt an. „Mädel, um Gotteswillen, was — was willst Du damit sagen? Weil — weil sein Vater mich . . .“

Alles Blut war aus Noras Wangen gewichen. Bebend kam es von ihren Lippen: „Ich achte Richard zu hoch, als daß ich zugebe, daß . . .“

Sie zögerte.

Florian stand mit wogender Brust da. „So sprich's doch aus!“ schrie er verzweifelt. „Daß er die Tochter eines Betrügers heirathet! . . . Hahaha! Mein eigenes Kind sagt das!“

„Nein, Vater, das hab' ich nicht gesagt!“ rief Nora hastig.

Sascha blickte ihre Schwester kopfschüttelnd an. Eine tiefe Traurigkeit legte sich auf ihre Züge. Zögernd näherte sie sich dem Vater. „Sie meint's ja nicht so schlimm, Papachen!“

Konksi wehrte das Mädchen von sich ab. Er weinte still vor sich hin. „Nein, nein,“ sagte er nach einer Weile, „sie meint's nicht so schlimm. Aber — aber, daß sie Recht hat — das ist das Furchtbare.“ Florian preßte seine Stirn in die zitternden Hände. Seine Verzweiflung hatte etwas tief Ergreifendes.

Nora blickte bekümmert zu ihm hinüber. Es that ihr weh, den Vater so leiden zu sehen.

„Sieh, Vater, bei uns ging's immer frei und ungebunden her. Wir richteten uns nie nach fremden

Ansichten. In der Schule nannten sie uns beide — Sascha und mich — die Zigeuner-Mädels. Wir hatten etwas Außergewöhnliches. Und weil Du ein berühmter Mann warst, so sah man uns in Manchem nach. Aber das würde mit dem Augenblicke anders, da ich Richard die Hand reiche. Denn er lebt nun einmal in anderen Kreisen — er ist Beamter des Königs und trägt den Offiziers-Kock.“

Eine dumpfe Schwüle war eingetreten.

Sascha lehnte an der Wand und starrte vor sich hin. Was die Schwester sagte, gab ihr zu denken.

„Vater,“ sagte sie plötzlich, „ist's denn zu spät, daß wir umkehren? Können wir uns denn nicht mehr aufraffen? Komm, laß uns noch einmal ganz von vorn anfangen. Jetzt sind wir ja die große, entsefliche Lüge losgeworden. Nun laß uns ein neues Leben beginnen. Ganz bescheiden wollen wir uns einrichten. Und wir Mädels legen selbst Hand mit an. Was meinst Du dazu? Nora spricht ja geläufig Englisch und Französisch — die muß Unterricht geben. Und ich besorge den Haushalt. Dann brauchen wir keine Köchin, die die Mama an allen Ecken und Enden bestiehlt und noch obendrein über uns im Hause herumklatscht. Ich werde mir eine große Schürze vorbinden und zu kochen anfangen. Na, Papachen, glaubst wohl, ich sei zu dumm dazu? Wenn's auch Lehrgeld kostet — das heißt, wenn Du auch ein paar angebrannte Suppen mit in den Kauf nehmen mußt — die Hauptsache bleibt doch, daß wir wieder ehrlich werden!“

„Wieder ehrlich!“ flüsterte Florian. „Aber das sind ja Luftschlöffer,“ seufzte er dann mit einem Blick auf seine Gattin.

Frau Susanna hatte den Wechselreden mit Hornesröthe auf dem Antlitz gelauscht. Jetzt fuhr sie empor und rief ihrem Manne mit rauher Stimme zu:

„Ja, das sind Luftschlöffer. Denn ich bin mir zu gut dazu, das Leben einer Proletariers-Frau zu führen. Ich kann mir die Wäsche, in die Kronen eingestickt sind, nicht selbst am Waschtrog auswachen. Ich kann nicht mit glühenden Backen hinterm Herd stehen und Kartoffelwasser abschütten. So etwas habe ich nie gelernt. Und ich werde es auch nicht mehr lernen.“

Florian blickte seine Frau kopfnickend an. „Ja, ja, da kommt der hinkende Bote nach — der dumme, lächerliche Dünkel!“

Frau Susanna ballte die Finger krampfhaft zur Faust.

„Und worauf bist Du denn eigentlich so stolz, Susanna? Etwa darauf, daß Du mich zum wirtschaftlichen Ruin gebracht hast? Denn dessen kannst Du Dich rühmen. Jawohl, Du. Aufgabe der Frau ist es, den Haushalt zu regeln. Ich konnte den Geier danach fragen, ob Du gut wirtschaftetest. Hatte Besseres zu thun. Die Kunst brauchte meine ganze Kraft. Und mehr als Geld verdienen konnte ich doch auch nicht! . . . Du hast es in Deiner Jugend nicht gelernt zu rechnen, sagst Du. Aber weißt Du, eine Gattin muß es eben lernen. Aus Liebe zum Mann. Damit sich der nicht unnützlich quält. Haha, und ich war so leichtsinnig und thöricht, Dich schalten und walten zu lassen. O über meine erbärmliche Schwachheit! . . . Das Eine hat Dir eben immer gefehlt — die Furcht!“

„Hahaha, die Furcht!“ höhnte Frau Susanna. „Nun spiel' Dich nur vor Deinen Töchtern auf. Mir ist jetzt alles gleich. Aber das sage ich Dir, Du wirst mich nicht dazu bewegen, mich vor den Augen der Welt zu demüthigen. Für Deine Person magst Du thun, was Dir beliebt. Ueber mich sollst Du nicht verfügen.“

„Ich werde Dich zwingen!“ sagte Florian mit unheimlicher Ruhe. „Noch gestern hätte ich Mitleid mit Dir gehabt. Da hättest Du mir nur vorzuammern brauchen, wie unglücklich Du Dich in bescheidenen Verhältnissen fühlen wirst, und ich wäre schwach genug gewesen, wieder von neuem die große Lüge in Scene zu setzen. Aber seit ich vorhin das Zimmer hier betreten habe, bin ich über Deinen inneren Werth vollkommen klar geworden. Es war eine grausame Entdeckung! . . . Krank, erschöpft, hilflos kam ich her — zum Erbarmen! Aber Du fragtest nicht danach, was ich litt . . . Du fragtest nur nach einem — nach Geld! Und seitdem weiß ich, wie öde und leer Du bist und wie wenig Du es gelernt hast, Gattin zu sein. Susanna, das Wort — das werde ich Dir lange nicht verzeihen!“

Frau Susanna schleuderte ihrem Gatten einen Blick voll Haß und Verachtung zu.

„Nun also, so will ich Dich nicht länger belästigen mit meiner Töde und Leerheit! . . . Wir wollen uns trennen.“

Florian machte eine geringschägige Kopfbewegung. „Dein altes Mittel, Susanna. Das kenne ich nun. Aber heute bin ich nicht in der Stimmung, wieder die abgedroschene Komödie mitzuspielen. Genug, ich verlasse

das Haus. Alles, was Geldeswerth hat, wird verkauft, unsere Gläubiger werden bis zum letzten Heller befriedigt, ich ziehe in die Vorstadt, irgendwohin in eine billige Gegend. Und dorthin wirst Du mir folgen.“

„Das werde ich nicht!“ sagte Frau Susanna mit wuthbebender Stimme.

Florian zuckte die Achsel. „Wir wollen sehen.“

15.

Florian schlief die folgende Nacht auf der Chaiselongue in seinem Atelier. Oder vielmehr — er schlief nicht.

Ein unfreundlicher Herbsttag brach an.

Der Meister richtete sich halb empor, stützte seinen schmerzenden Schädel auf und sann nach.

Anfangs vermochte er sich gar nicht in das Geschehene hineinzufinden. Ein ärgerliches Gefühl überkam ihn, als ihm klar wurde, daß er von nun an den tausend kleinen Gewohnheiten und Annehmlichkeiten entsagen sollte, die ihm der kostspielige Haushalt so lange Zeit hindurch geboten hatte. Doch gewaltsam schüttelte er alle Zweifel von sich: was er vorhatte, war das Rechte. Er war es sich, er war es seinen Kindern schuldig — man mußte wieder ehrlich werden!

Zunächst fühlte Konksi aber Hunger.

Er stand auf und machte an dem in der Ecke des Ateliers befindlichen Waschtisch Toilette. Dann läutete er.

Niemand kam.

Florian wartete eine ziemliche Weile, dann begab er sich selbst in die Küche.

Sascha stand draußen am Herd. Sie hatte sich eine große blaue Schürze vorgebunden, deren Träger sich auf dem Rücken zu einer Art Matrosenkrone vereinigten. Sie sah allerliebste aus. In der Hand hielt sie einen Luitl. Mit ängstlicher Miene blickte sie in einen Kochtopf.

„Guten Morgen, Hausmütterchen.“

Das Mädchen erschraf. „Ach Papa — Du!“

„Was braust Du denn da?“

Sascha lächelte verlegen. „Es soll Chokolade werden.“

„Na — und wo ist denn die Donna?“

„Das weißt Du nicht? Hast Du's denn gestern Abend nicht mehr gehört?“

Florian schüttelte den Kopf.

„Die sind alle beide fort. Sie sind frech gegen Mama geworden, und da mußten sie ihre Sachen packen. Nora konnte der Mutter zum Glück noch aus helfen — des Lohnes wegen.“

Es entstand eine Pause. Endlich sagte der Maler:

„Armes Kerlchen, und nun hast Du so früh aus den Federn gemußt?“

„O ich war schon nebenan beim Bäcker und habe Semmeln geholt.“

„Du?“

„Das ist doch keine Schande. Oder?“ Saschas Blick richtete sich immer ängstlicher auf den überm Feuer stehenden Kochtopf. „Du, Papa, sag' mal,“ begann sie endlich tief aufatmend mit drolliger Heimlichkeit, „nicht wahr, wenn die Milch kocht, dann sieht man's doch?“

Florian brach in ein schallendes Gelächter aus. „Ja, das sieht man. O Du goldige kleine Kochmamsell! Na, hör' mal, zehn Jahre lang hast Du Dich in der höheren Töchterchule festgekneipt — und das weißt Du noch nicht?“

„O erlaube, Papachen, hundert Grad Celsius oder achtzig Grad Reaumur. Was die Physikstunde betrifft, da hab' ich immer aufgepaßt. Nein, ich sage Dir, der Professor — was der komisch war! . . . Herrgott, 's geht los!“

Sascha brach jäh ab. Sie zog den Topf vom Feuer, schüttete die geriebene Chokolade hinein und begann dann eifrig zu quirlen.

Florian sah nachdenklich zu. „Du, Kind,“ sagte er endlich, „ich glaube, nun mußt Du den ganzen Kitt noch 'mal aufbrausen lassen.“

„Ja, wirklich?“ Sascha zweifelte ein Weilchen. „Na, ich thu's!“

Endlich schien dem Morgengetränk nichts mehr zu fehlen.

„Koste 'mal, Papachen.“

Florian probte mit einiger Vorsicht. „Vorzüglich, Schatz.“

„Auch heiß genug?“ fragte Sascha ziemlich überflüssig.

„Unendlich heiß!“ versicherte Florian, durch die Lippen pfeifend. Er hatte sich den Mund verbrannt.

Sascha holte Tassen und eine Kanne herbei, that das Gebäck auf einen Teller und stellte alles auf ein Brett. „Wo soll ich decken, Papachen? Mama und Nora schlafen noch.“



Florian blinnte sich in der Küche um. „Hier ist's ja ganz gemüthlich. Was sollst Du das Zeug erst hinein und dann wieder heraustragen.“

„Ach deswegen, Papachen!“

„I laß schon, Kleine!“ sagte der Maler.

So frühstückten denn Vater und Tochter gemeinsam in der Küche. Bald hing jedes seinen Gedanken nach. Endlich schob Florian die Tasse zurück, stützte die Ellenbogen auf den Küchentisch und blickte Sascha mit seinen großen wasserblauen Augen wehmüthig an. „Was soll nun werden, Mädchel?“

Sascha hatte ihren Vater die ganze Zeit über theilnehmend betrachtet. Zögernd begann sie: „Nur recht bald fort von hier, Papachen. Sieh mal, die Portiersleute und die Nachbarn wissen's nun auch schon, und dann — und dann... Mama sagt, die Sachen würden morgen alle abgeholt — bis auf die... na, nun hab' ich das Wort wieder vergessen.“

„Om, weiß schon,“ brummte Konksi, „die Compenz-Stüde.“

Sascha seufzte tief auf. „Weißt Du, Papa, am besten wär's, wenn Du eine Zeitlang überhaupt von Berlin fortgingst. Hier würde Dich doch alles an früher erinnern.“

Florian nickte. „Du sehnst Dich wohl auch fort — von dem garstigen Berlin?“

„O nein, Papa!“ sagte das Mädchen mit einem etwas schwärmerischen Augenaufschlag. „Wenn ich noch mal glücklich werden soll — dann kann's nur in Berlin sein!“

Der Meister blickte seine Tochter verwundert an. Diese hatte sich schnell wieder gefaßt.

Abermals entstand eine längere Pause. Dann sagte Florian mit unsicherer Stimme: „Hast Du — hast Du Mama gestern noch gesprochen?“

„Ja, Papa. Und Du mußt noch viel Geduld mit ihr haben.“

„Lieber Gott, aber sie muß sich doch in die neuen Verhältnisse finden!“ rief der Meister unruhig.

„Gewiß. Aber einstweilen sträubt sie sich noch mit aller Gewalt. Sie will die Wohnung nicht verlassen. Lieber wolle sie hier zwischen vier leeren Wänden hausen, als irgendwo draußen in der Vorstadt in einer kleinbürgerlichen Wohnung.“

„Berrückt!“ sagte Konksi.

Sascha zuckte die Achsel.

„Na, aber Du wirst mir doch treu bleiben, Hausmütterchen?“

„So lang' Du mich brauchst.“

„Und — und Nora?“

Ueber das Antlitz des Mädchens huschte ein Schatten. „Sie soll bei Mama bleiben.“

Florian erschrak. „Was hat sie denn gegen mich? Ist sie mir böse?“

Sascha schüttelte den Kopf. „Nein, Papa. Und mach' ihr den Abschied nicht zu schwer. Bitt' Dich recht schön, Papachen, keine Vorwürfe! Sieh' mal, Du hast mich — Mama muß doch auch eine Stütze haben. Das willst Du doch nicht, daß sie ganz allein dasteht?“

Konksi blickte seine Tochter in tiefster Bewegung an. Wäre in diesem Augenblick Frau Susanna zur Stelle gewesen — ein freundliches Wort aus ihrem Munde hätte all seine schönen Pläne über den Haufen werfen können. Aber sie kam nicht. Florian schluckte ein paarmal, ging in der Küche auf und ab und sagte: „Dann aber nicht lange gezaubert, Kind. Keinen langen Abschied, sonst... sonst passiert noch 'ne Dummheit.“

„Wir reisen?“ fragte Sascha.

„Ja.“

„Soll ich denn packen?“

Florian kraute sich hinterm Ohr. „Was denn packen?“

„Die Koffer.“

„Du meinst — den Koffer. Für das bißchen Kram, das uns jetzt noch gehört, reicht einer aus. Ein paar Stiefel, zweimal Wäsche zum Wechseln, einen Rock — und einen Gott. Damit müssen wir nun auskommen.“

„Recht so, Vater. Ich bin mit von der Partie. Und keine Bücher?“

„Nein, gar nichts. Oder doch — halt. Den Faust, den Trompeter und — und einen Band Dickens.“

„Kamos!“ rief Sascha lustig. „Und was sonst noch da ist...“

„Kriegen die lachenden Erben — Herr Saladin und Consorten.“

„Auch die Schmucksachen?“ gab Sascha zu bedenken.

„Alles. Oder trennst Du Dich nicht gern davon?“

Sascha lächelte Konksi seine Tochter an.

Diese lächelte zuerst verlegen. „Ach was.“ rief sie endlich, ihren Vater umhalsend, „ich hab' einen Schatz, der ist mir viel tausendmal mehr werth als der ganze Plunder. Und der wird mir nicht gepfändet!“

Sascha küßte den Papa Florian mit solcher Leidenschaft, daß auch ein weniger leichtgläubiger Vater an seiner Stelle hätte glauben müssen, niemand anders als er könne unter dem tausendmal werthvolleren Schatz gemeint sein.

„Jetzt geh' ich fort, Mädchel, und lege den letzten Pump in meinem Leben an. Will mal sehen, ob noch einer auf mein ehrliches Gesicht hin was riskirt. Heute Abend reisen wir dann ab — weit, weit fort... das heißt, nicht weiter, als unser Kleingeld reicht!“

Florian küßte seine Tochter auf die Stirn.

Diese zeigte erschreckt auf seine Stiefel. „Aber Papa — so kannst Du doch nicht...“

„Deigel!“ sagte Konksi. „Na, auch kein Unglück. Reich' mir mal 'ne Bürste.“

Sascha kramte in allen Ecken herum. Endlich stöberte sie den Kasten mit den Wichsbürsten auf. „Hurrah, die Enten!“ rief sie lustig. „Nun steig' mal auf den Stuhl, Papachen!“

Der Maler sträubte sich energisch. Als Sascha die Auslieferung des Kastens verweigerte, entspann sich ein freundschaftlicher Streit. Florian blieb Sieger und machte sich an die Arbeit.

Schweißgebadet stellte er endlich die ungewohnte Thätigkeit ein.

„Weißt Du, Schatz,“ sagte er dann, sich die Stirn wischend, „wenn's jetzt Sommer wäre — dann würde ich mir ein Paar Staubschuhe kaufen!“

Lachend trennten sich die Beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

### Frauen-Dichtung.

Von Hermann Lingg.

Gewiß, es ist ein Trost bestellt  
In dieser rauhen, argen Welt,  
Im Lied, das innigem Gemüth,  
Das zartem Frauensinn entblüht.  
In jedem Lied von Frauenmunde  
Lebt eine hehre Weibestunde,  
Es lebt darin die sanfte Hand,  
Die Lind'ung bringt und Wundverband,  
Die Armen giebt, die Mitleid fühlt  
Und eine heiße Stirne kühl.

Nachdruck verboten.

### Geselligkeit.

Von P. O. Heims.



in humoristisch oder materialistisch Angehauchter hat das große Wort gelassen ausgesprochen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier.“ Jedemfalls hat er, von seiner „Thierähnlichkeit“ abgesehen, das Bestreben, sich gesellig zusammenzuschließen, und Opitz singt mit Recht:

Das giebt ein doppelt Lachen,  
Was Freunden wird erzählt:  
Das muß sich selbst aufreßen,  
Das insgeheim sich quält.

Aus diesem Trieb, sich unter Gleichgestellten oder Gleichgesinnten zusammenzutun, ist das entstanden, was wir im engeren Sinne „Geselligkeit“ nennen.

Es sind sich Zwei eins geworden, auf gemeinsamem Lebenspfade zu wandeln, ein Haus zu gründen. Er und Sie haben schon beide zuvor Freunde, Bekannte und Verwandte gehabt, die nun den Stamm abgeben für den geselligen Verkehr, den das junge Paar sich schaffen will. Es haben sich von den Verlobungs-Besuchen und Einladungen her eine Menge „Verpflichtungen“ angehäuft, und deren sich in handesgemäßer Art zu entledigen, ist eine der ersten großen Sorgen der kaum den Flitterwochen entwachsenen jungen Frau. Die erste „Gesellschaft“ steht drohend vor ihr — und nicht weniger vor ihm. Es ist das meistens eine Fegefeuerzeit für die beiden, in der die Aengste und Nothe des Daseins in gänzlich entschleierter Gestalt an sie herantreten. Es wäre von Interesse, festzustellen, ob schon jemals eine junge Frau auf ihrer ersten Gesellschaft etwas gegessen hat, und ebenso, wie oft der junge Herr in seinem Bestreben, heiter zu scheinen und interessant zu sein, mehr getrunken hat, als er eigentlich vertragen konnte. Jedenfalls sind beide, nachdem der letzte Gast gegangen, der für den „reizenden Abend“ gedankt, und die letzte Freundin der Hausfrau unter glühenden Abschiedsküssen verabschiedet, sie habe sich „himmlisch amüßert“, einander oftmals stumm oder jauchzend in die Arme gesunken: „Gott sei Dank, es ging ja ganz gut!“

Und so erben sich Geseß und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Es giebt in unserm gesellschaftlichen Leben ein abscheuliches Wort, das heißt: „Verpflichtung“. Kein Gallier jenseits des Rheins kann gellender nach „Nebande“ schreien, als der Ruf innerhalb unserer geselligen Kreise erschallt. Im Alten Testament hieß es: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Bei uns heißt es: „Braten um Braten, Eis um Eis“. Wenn

ich nicht gerade als Bratenbarde oder Klavierspieler, den Abend zu drei Mark, an der Gesellschaft theilnehme, dann werde ich sicher nicht wieder eingeladen, ehe ich meiner „Verpflichtung“ nachgekommen bin, auch einen großen Braten und mehrere Dosen Elite-Spargel zu bestellen und zubereiten und beim Schein der Ampel, der Lampe und Kronleuchter auf den Tisch des Hauses vor den Gästen niederlegen zu lassen.

Seufzend rechnet der Hausherr sein Budget durch. „Eigentlich können wir's nicht,“ stöhnt er und stüpt die Stirn in die Hände. „Aber wir müssen doch,“ besteht die Frau darauf: „wir schließen uns sonst ja aus, wir sind bei A. und B. und C. und D. und E. gewesen, und bei F. ist in vierzehn Tagen Familienball.“ — Und dem Vater grauset's; aber er hält in den Armen das sickernde Kind, die confirmirte Tochter: die muß an der Geselligkeit theilnehmen, muß tanzen und singen und vorspielen, wie Erzkönigs Tochter: man kann ja doch nicht wissen —

Es wird von einem alten Geheimrath erzählt, der im Dienst des Vaterlandes schon etwas kurz von Gedanken geworden war, daß er einmal eine große Gesellschaft gab und bei dieser Gelegenheit den Stern des Abends, die Frau Excellenz von So und So zu Tisch und in den Speisesaal führte. Geblendet blieb er in der weitgeöffneten Flügelthür stehen und stotterte verwirrt: „Hinden Excellenz nicht, daß die Leute hier sehr hübsch eingerichtet sind?“ Er kannte seine Zimmer nicht wieder. Es war gar zu viel da aufgestellt und ausgebreitet, was er noch nie gesehen, weil's für diesen Abend geliehen war.

Der falsche, unwahre Aufwand, den unsere jetzige Art der Geselligkeit fordert, das ist das oft so sehr Bedenkliche davon. Es muß alles „herrschastlich“, stilvoll, oder in gewissen Kreisen „nobel“ sein, und selbstverständlich überbietet einer den andern, so viel es nur möglich ist. Gab es bei Frau von Meyer nur Entenbraten, dann muß Frau von Müller noch Gänsebraten dazu geben, und hatten Amisrichter sechs Gänge, dann müssen Commerzienraths acht Gänge haben, ohne das Eis, und die Frau Kreisphysicus sagt beim Nachhausegehen: „Weißt Du was, Wilhelm? Das nächste Mal gebe ich Pasteten und einen Kinderbraten und Butter und Käse, und damit Basta! Was meinst Du dazu?“

Und wenn Wilhelm ein verständiger Mann ist, giebt er ihr Nachts zwischen Eins und Zwei auf offener Straße einen Kuss und sagt: „Dem ein tugendhaft Weib gegeben ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen!“ Und möglicherweise sind sie das nächste Mal beim Herrn Physicus so über die Maßen vergnügt und guter Dinge, daß der Herr Bürgermeister es gar nicht begreifen kann: „Es gab doch nur Braten und nicht einmal Selt!“ und daß der Herr Oberförster a. D., der sonst nicht viel sagt, eine seiner zündenden, „sprühenden“, geistvollen Tischreden hält, die alle elektrifizirt; und bei Commerzienraths hatte er keinen Ton gesagt; ihn hatte da ein bißchen gefroren —

Ja, die Tischreden! Hast Du, geehrte Leserin, einmal in ein „Buch der Toaste“ hineingesehen? Und hat Dich dabei nicht der Menschheit ganzer Jammer angefaßt! Was wir so im allgemeinen hören an Tischreden, ist alles aus dem „Buch der Toaste“, oder gehörte hinein, von dem „lebenswürdigen Hause“ an, an der „verehrten Hausfrau“ vorbei bis zu dem „verdienten und humanen Eheg.“ — Aber hörst Du in all' den Unwahrscheinlichkeiten ein warmes, herzliches, geschiedtes Wort? Ein Wort, das Du in Scherz und Ernst Dir merken müchtest, um es mit nach Hause zu nehmen? — Klaus Harms singt:

Armuth des Geistes Gott erfreut:  
Armuth, doch nicht Armutigkeit!

Zu den schlimmsten Ausbrüchen gesellschaftlicher Armutigkeit gehört aber das Bornehmthun. Die Frau Präsident, die mit stolzem Kopfnicken die Vorstellung der jungen, freundlich oder bänglich lächelnden Frau Assessor entgegennimmt und der noch schup- und hüßlosen dadurch imponiren will; der Herr Kammerath, der huldvoll zwei Finger zur Begrüßung darreicht, der Herr General-Major a. D., der grundsätzlich nicht lacht — einmal soll er gelächelt haben, als ihm beim Abschied eine silberne Tischgabel überreicht wurde — und der Legationsrath, der stets schweigt und nur die Augenbrauen in die Höhe zieht, als wollte er flüstern: „Hinter meiner Stirn arbeitet die Weltgeschichte!“ — gieb Acht, wie entsezt die sich herum drehen werden, wenn die Thür aufgeht und strahlend in Jugendfrische, Lebenslust und Herzengüte die junge Frau Regierungsrath zum ersten Mal wieder in der Gesellschaft erscheint, mit ihrem silberhellen Lachen und ihrer fröhlichen Stimme, wie frischer Frühlingwind erquickend in die Gesellschaft der Versteinerten hineinfahrend. Da ist Leben, Natur, Kraft und Anmuth: sie ist stark und fröhlich genug, um sich um die Blicke nicht zu kümmern, die sie forschend treffen, und ruhig genug, um auf die Frau Präsident zuzugehen und in reizender Verneigung ihr die Hand zu küssen —

Ich kannte einmal eine sehr vornehme Dame in sehr hoher Stellung. Die war ein Segen für die jungen Frauen ihres großen Kreises. Einst wurde ihr eine sehr junge Officers-Frau von dem Gatten derselben vorgestellt, und er bat um ihren Schuß für sie: da reichte sie der erglühenden jungen Bürgerlichen beide Hände und sagte mit ihrem gültigen Lächeln — sie selbst war eine Gräfin —: „Lassen Sie mich nur machen! Ihr Frauen ist in guten Händen!“ und ließ sie nicht wieder von der Seite und aus den Augen, herzlich, mütterlich, durch und durch vornehm. Und so machte sie's immer. Auf den Schein kam's ihr wenig an. Sie wußte, sie blieb doch immer Gräfin, wenn sie auch fröhlich lachte mit den Fröhlichen und sogar einmal eine Cigarette rauchte. Sie hatte ein adliges Herz durch und durch. Sie war wahr.

„Was hab' ich davon gehabt!“ das ist eine Frage, die sich jedem aufdrängt, wenn er aus einer „Gesellschaft“ nach Hause geht. Und da müssen wir uns leider recht oft gestehen: „Gar nichts“, oder: „blipwenig“. Der Mensch lebt auch gesellschaftlich nicht von Brod allein. Die drei Stücke, die ein Lehrer von mir unsere Geselligkeit theilte, allerdings nicht ganz deutsch redend: Médiance, Gourmandise und Galanterie, genügen auf die Dauer nicht, um unsere „Abfütterungen“ — ich kann das Wort nicht umgehen, da es einmal in den gesellschaftlichen Sprachschatz aufgenommen — über den Mangel, den sie verbergen wollen, hinwegzutäuschen. Seien wir ehrlich und etwas brutal offen: mehr essen, als man essen mag, mit leberdrüß Köstliches von sich weisen, mit der Tischdame allerlei Gleichgültiges, Langweiliges, Selbstverständliches reden; viel Lachen ohne Humor, viel Lustigkeit ohne Fröhlichkeit — es



gibt eben viel lustige, aber wenig fröhliche Leute — viel Jahre und wenig Woll: das ist im Durchschnitt Werth und Wesen unserer landläufigen Diners und Soupers für den, der an der Tafel des Lebens sich mit einigem Anstand satt gegessen hat. Ganz junge Leute mögen mehr darin finden!

Danach würde unsere Geselligkeit am Ende gar einer Reform bedürfen, einer Mehrung ihres inneren Werthes, hinaus über den stillen Kampf um die besten Plätze oben am Tisch, hinaus auch über die Kaffeekränzchen und die Solo-Arien oder die Chopin'schen Bravourstücke nach Tisch? Und nach welcher Seite hin denn?

Bei Johann Heinrich Voh war einst große Abendgesellschaft. „Vohens“ hatten nur zwei Zimmer. In dem einen lebten und schliefen die Kinder, das andere war sein Studierzimmer. Die paar Stühle, die sie besaßen, reichten nicht. Darum wurden Stäbe aus Büchern längs der Wände gebaut und über sie Bretter gelegt, die mit Tüchern und dergl. verhüllt waren. Das gab Platz genug. Und als Bewirthung gab es ein gutes Butterbrot mit Butter und einem Trunk Bier dazu; und nachher rauchten die Männer aus Thonpfeifen: aber fröhlich waren sie, wie auch ihnen im Abendglanz die Sonne Homers leuchtete, in Wonne ob des guten, herrlichen Tages, wie Geist redete zum Geist und Herz zum Herzen sprach, und wie's einfach in der Weise der Zeit hinausgeschaltete:

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,  
So lang uns Reiz und Jugend blühen —“

Da fehlte den Glücklichen nichts. Aber es waren auserlesene Leute.

Wenn's ein möglichst großer Kreis von möglichst hoch- und gutgestellten Leuten thäte und nur Anstaltsleider und Vouvo Aliquot dazu nöthig wären, dann fehlte uns ja nichts. Aber das gerade ist der Fehler. Einschränkung nach jeder Seite hin: eine genaue, seelische Auswahl: „Wir gehören zusammen, und die nicht; d. h. wir verstehen uns, haben einander lieb, denken und fühlen, hoffen und fürchten im großen und ganzen das Gleiche; wir haben ein fröhliches Vertrauen zu einander, und darum eben halten wir zusammen und tragen Freud und Leid miteinander“ — das giebt eine kleine, gute, herzerfreuende Geselligkeit, nach dem Wort: „Klein, aber mein!“

Wenn ich so aus einer großen Gesellschaft komme von dreißig, vierzig Personen, in der ich mich allenfalls „amüfirt“ habe, und ich nehme die Kunde mit nach Hause: die sind alle zusammen verjezt, pensionirt oder dergleichen: nun, da kommen eben andere, die auch Besuche machen und Gesellschaften geben. Wie oft hört man's nicht, leichtberzig und gleichgültig: „Schade drum, aber was hilft's!“ Die ganze lange Eh- und Besuchs- und Tanzfreundschaft endet mit einer Abschieds-Bisite, die eben so oberflächlich und nichtsagend ist, wie der Verkehr selbst war. Anders, wo einige wenige bis zur gegenseitigen Unentbehrlichkeit sich zusammengeschlossen haben: da reißt im Abschied ein Loch, das nicht wieder auszufüllen ist. — Woran wir leiden, das ist, daß unsere Umgangskreise zu groß sind, um es zu irgend einer Vertiefung der Beziehungen unter einander kommen zu lassen, ja daß sie geradezu unsere Feinde und Gegner mit umfassen, denen wir in heuchlerischer Freundlichkeit den Willkomm bieten, und dann, daß die Grundlage dieses Verkehrs doch wesentlich Eßen und Trinken in möglichst ausgebildeter und sogar raffinirter Form ist: kurzum, eine innere Unwahrheit einerseits und eine sittliche Unmöglichkeit andererseits. Wohl ist's richtig, daß, indem ich jemanden zu meinem Tischgenossen mache, ich ihm damit symbolisch andeute: „Du hast Theil an meinem Hause“, aber das darf nicht in eine wesenlose, gänzlich unwahre Form ausarten, die des Inhalts entbehrt Leuten gegenüber, die ich kein Theil an mir haben lassen möchte.

In der Geselligkeit, ohne die ja kein Dasein recht denkbar ist, soll sich das in den Einzelnen ausleben, was ihnen gegeben ist, und fruchtbringend an dem Andern wirken, in Scherz und Ernst, in Können und Wissen, in Fühlen und Denken. Auch der Glanz des Hauses mag sich einmal zeigen am guten, festlichen Tage, aber vor allem muß der feste Zusammenhalt, die stille Erinnerung der Beziehungen doch das Ziel sein, nach dem hingearbeitet wird. Schon unsere Kinder sollen es lernen, daß das Glück und die Freude nicht im Ballaal und an brechenden Tafeln erblicen, sondern im Frieden des Hauses, das den Freunden die Thür aufthut, aus der es schallt im ehrlichen Herzenston: „Willkommen!“

Nachdruck verboten.

### Aus dem Leben eines Glücklichen.

Humoreske von Albert Roderich.

**H** es wohl Menschen giebt, die eine längere Zeit ihres Lebens wirklich glücklich sind?

Manchmal hört man jemand sagen: Ich war glücklich; — öfter: Ich wäre glücklich; — wie oft aber hat man gehört, daß jemand sagte: Ich bin glücklich? Nun, einen wirklich glücklichen Menschen hat der Erzähler dieser Geschichte kennen gelernt.

Es ist ein Dorf-Schullehrer mit acht Kindern!

Der Erzähler weiß sehr wohl, wie schlecht es um eine Geschichte bestellt ist, die mit ihren ersten Worten gleich ein ungläubiges Lächeln bei dem Leser hervorruft. Der Erzähler weiß auch, wie unnütz, verkehrt und thöricht es wäre, dieses ungläubige Lächeln durch lange Auseinandersetzungen, Erörterungen und Beschreibungen verschwinden machen zu wollen.

Daß ein Dorf-Schullehrer mit acht lebendigen Kindern ein wirklich glücklicher Mensch sein kann, das muß man sehen und begreifen, um es glauben zu können.

Nun, wohlun, — sehen und begreifen Sie es!

An ihrem linken Ufer, wenige Meilen von ihrer Mündung in die Nordsee sendet die Elbe einen schmalen, kleinen Nebenfluß in's Land, der die Oite heißt. An der Oite liegt ein Flecken, der uns weiter nichts angeht: — eine Viertel Meile landeinwärts von diesem Flecken aber liegt das Kirchdorf Althaus, und in diesem Dorfe war der Held dieser Mittheilungen seit siebenundzwanzig Jahren Schulmeister.

Tobias Wohlfig ist ungefähr fünfzig Jahre alt und von

recht gewöhnlichem Aussehen. Seine mittelgroße Gestalt ist hager, ein wenig gebeugt und jart gebaut. Sein ehemals starkes blondes Haar ist stark gelichtet und schimmert, wie sein etwas struppiger und stoppeliger Bart schon recht bedeutend in's Graue. Sein sonst gewöhnliches Gesicht zeigt nur ein besonderes Kennzeichen: ein paar auffallend blaue, gute und freundlich blickende Augen.

Wir wollen die Geschichte Tobias Wohlfigs in dem Augenblicke beginnen, da das dritte große Ereigniß seines Lebens eintrat. — Das erste große Ereigniß seines Lebens war seine Verheirathung vor zwanzig Jahren gewesen, — das zweite der Verlust eines Zwanzig-Markstückes durch die Unachtsamkeit seines dritten Sohnes, und jetzt das dritte große Ereigniß war — seine Verjezung.

Zawohl, Tobias Wohlfig war nach Grohdorf versetzt worden, da der Schulmeister dieses Ortes gestorben war. In Ansehung seiner langjährigen treuen Dienste hatte die Schulbehörde ihn von Althaus nach Grohdorf versetzt. Als ihm diese Mittheilung gemacht worden war, hatte Tobias freudig bewegt ausgerufen: „Ich bin doch ein Glückskind!“

Und in der That, — so oft Tobias in seinem Leben diese Worte schon ausgesprochen hatte, — niemals waren sie berechtigter und wohl angewandter als in diesem Falle. Zunächst brachte das Schulmeisteramt in Grohdorf jährlich beinahe dreiundzwanzig Mark mehr ein als das in Althaus, wogegen freilich das zum Schulhaus gehörige Gemüseland um anderthalb Quadrat-Ruthen kleiner war. Diese Günst des Schicksals aber schien verschwindend klein gegen das unermeßliche Glück, welches darin bestand, daß das Schulhaus in Grohdorf eine vollständige Kammer mehr enthielt, als die Wohnung in Althaus. Da brauchten die fünf Knaben nicht mehr in dem einen engen Bodenverichlag zu schlafen, in dem es im Sommer so sehr heiß und im Winter so sehr kalt war. Nein, das brauchten sie nun nicht mehr. — Darüber war auch Frau Betti Wohlfig, die getreue Gattin unseres Freundes, sehr erfreut.

Frau Betti Wohlfig war zehn Jahre jünger, als ihr Gatte, dagegen aber auch mindestens einen Kopf größer und von Gestalt und Wuchs um vieles kräftiger und stärker als Tobias. Es war eigentlich eine ganz sonderbare Frau, diese Frau Betti, halb Engel und halb Mensch. Von dem Augenblicke an, da ihr Gatte um sie geworben hatte, bis ungefähr zwei Jahre nach ihrer Vermählung hatte sie eigentlich immer nur wie im Traume gelebt. Es war ihr nämlich mit irgend einer denkbaren Wirklichkeit unvereinbar erschienen, daß sie, das unschöne, verschähterte, schlecht behandelte Mädchen, von einem Manne zum Weibe begehrt werden könne. Ihre Eltern hatte sie nie gekannt, und die alte, einzige Tante, bei der sie das Gnadenbrot aß, behandelte sie wie ein häusliches Unglück. — Als sie nun aber eine Zeitlang mit ihrem Tobias verheirathet war, lernte sie sich nach und nach an den Gedanken gewöhnen, daß sie nicht träume, sondern wirklich und wahrhaftig das Weib eines Mannes sei, — und wach eines Mannes! Da brach ihre Engelsnatur durch! Alles für ihn! Und als sie sah, daß ihr guter, menschenfreundlicher Mann eben wegen seiner Güte und Menschenfreundlichkeit Anderen gegenüber oft in Nachtheil gerieth, — da brach ihre Menschennatur durch. Alles gegen die Anderen!

Als Betti vor zwanzig Jahren zufällig einmal durch die halb geöffnete Schulstübenthür hörte, wie ihr guter Tobias vergeblich gegen die Unverschämtheit einiger ungesogener Buben ankämpfte, da war sie wie ein Nachengel dazwischen gefahren und hatte mit ihren kräftigen Händen ein eindringliches Strafgericht gehalten. Seit der Zeit konnte Tobias viel besser mit seinen Schülern auskommen. Ein Blick nach der geöffneten Thür, eine Anspielung auf die Annäherung der Frau Cantor genigte, die Buben willfährig zu machen. Drei verschiedene Generationen von Kindern hatte Tobias während seiner Amtsthätigkeit vor sich gesehen, und bei jeder einzelnen Generation war seine Betti einmal über die Mißthäter hergestürzt. Das eine Mal hatte für immer die jungen Löwen gezähmt. Sie fürchteten sich so vor der großen, starken Frau, die so prügelte und so unheimlich wüthend mit den Augen rollen konnte.

Wir sehen also jetzt die Cantor-Familie im Begriffe, ihre Ueberfiedelung nach Grohdorf zu bewerkstelligen.

Frau Betti hatte für diese Ueberfiedelung einen Plan entworfen, wie er für die gegebenen Verhältnisse gar nicht besser und passender entworfen werden konnte. Hauptächlich bestimmend waren ihr dabei zwei vor allen Dingen zu berücksichtigende Umstände gewesen: erstens, ihrem Tobias mußte möglichst wenig Arbeit und Kopfzerbrechen verurthacht werden, — und zweitens, die Sache mußte so billig wie irgend möglich vor sich gehen. Ah, wenn es irgend ging, noch ein wenig billiger! — Freilich, es waren ihnen ja von der Schulbehörde für die Kosten des Umzuges zwanzig Mark bewilligt worden. Aber, wo waren die zwanzig Mark geblieben? Der Herr Cantor und seine Frau und die acht Kinder und die Mobilien mußten doch honnett in die neue Heimath kommen.

Also Betti hatte folgenden Plan entworfen: Sie wollten mit einem der Fischerwever, die in der Oite landeten, die Elbe hinunter fahren und sich in der Nähe von Grohdorf, das auch nur eine Viertel Meile landeinwärts von der Elbe liegt, an's Ufer setzen lassen. Fuhrmann Meinde wollte das Mobiliar von Althaus nach dem Anlegeplatze der Fischerwever an der Oite für eine ganz geringe Vergütung mit seinem Wagen schaffen, und der Fuhrmann Niese in Grohdorf wollte für eine ganz geringe Vergütung die Sachen wieder von dem Fischerboote nach Grohdorf in die Amtswohnung des neuen Cantors bringen. Da der Fischerwever seiner Bestimmung gemäß ohnehin von der Oite aus die Elbe hinunter mußte, so war sein Bestzer mit einer geringen Entschädigung für die beiläufige Mitnahme der Schulmeister-Familie zufrieden gestellt. — Nein, sicher, — besser, einfacher und billiger ließ sich in keinem denkbaren Falle diese Ueberfiedelung ausführen.

Bei dem Abschiede der Familie von Althaus wollen wir uns nicht aufhalten, da wir doch wahrscheinlich mit Althaus und seinen nummehrigen Bewohnern nichts mehr zu thun haben werden.

Es war an einem schönen, warmen Julitage, nachmittags dreieinhalb Uhr, als Fuhrmann Meinde's Wagen sich mit dem Hausstande Tobias Wohlfigs in Bewegung setzte, um ihn an das Ufer der Oite an den Fischerwever zu bringen.

„Wir sind doch reicher, als wir glaubten,“ hatte Tobias schmunzelnd zu seiner Frau gesagt, als er sah, daß Fuhrmann Meinde's Wagen allerlei Sachen und Geräthe nicht mehr fassen konnte.

Betti vertheilte die verschiedenen Gegenstände je nach ihrer Größe und Schwere unter die Kinder. Sie selbst nahm das jüngste zweijährige Mädchen auf den rechten Arm und in die Linke die Bibliothek ihres Mannes. Es waren siebenundzwanzig Bücher verschiedener Formate, die Betti in einen Bettüberzug gebunden hatte. Sie wollte deshalb die Bücher selbst tragen, weil ihr Mann so viel darauf hielt. Ah, Bücher, Bücher waren ja sein ganzes Streben und Sehnen!

„Laß nur, Tobias, Du brauchst nichts zu tragen,“ sagte Betti, „die Kinder bringen's schon fertig.“

„Aber, Betti, nein, Du wirst das Kind fallen lassen, — gib mir doch die Bücher!“

„Die sind zu schwer für Dich, — Karl, trag' Du die Bücher!“

Karl, der älteste, dreizehnjährige Sohn, trug die Petroleum-Lampe.

Seine Mutter nahm ihm die Petroleum-Lampe aus der Hand und hing ihm statt dessen das Bündel mit den Büchern über die Schulter.

„Wenn Du denn durchaus etwas tragen willst, Tobias, so sei so gut und nimm die Lampe, — die wiegt nicht halb so schwer.“

Natürlich war Tobias so gut und nahm die Lampe.

Nun setzte der Zug sich in Bewegung.

Der nächste Weg zur Oite führte vom Cantorhause durch die Kornfelder. Es war ein kleiner, schmaler Fußpfad, auf dem nicht zwei Personen neben einander gehen konnten. Die Familie des Schulmeisters mußte sich also im Gänsemarsch fortbewegen.

Voran schritt Frau Betti mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm, dann folgten die anderen sieben Kinder, wie sich's grade getroffen hatte, und Tobias Wohlfig selbst beschloß den Zug.

Bei der ersten Biegung um das nächste Kornfeld hielt Tobias an und blickte noch einmal zurück.

Da lag im freundlichen Sonnenglanze das Dorf vor ihm, das ihm siebenundzwanzig Jahre lang eine liebe Heimath gewesen war.

Er nickte wie grüßend hinüber, und wehmuthsvolle Gedanken überliefen ihn. Die Sonnenstrahlen brachen sich an dem Ziegeldache des Schulhauses und fielen von da aus dem Tobias gerade in's Gesicht. Vielleicht war das der Grund, daß seine Augen sich mit Thränen füllten.

„Es waren doch schöne, glückliche Jahre,“ sagte er leise vor sich hin, mit der freien Hand dem Dorfe zuwinkend, — „Gott segne Euch alle!“

Dann wandte sich Tobias langsam um und schritt den Fußweg hinab. Seine Familie war schon ein gut Stück voraus, und der Letzte des Zuges vor ihm war längst hinter den hohen Weizenhalmen verschwunden.

Den Kopf gesenkt, in Gedanken versunken, ging Tobias dahin. Da stupte er plötzlich. Sein Fuß hatte auf ein Buch getreten, das auf dem schmalen Feldwege lag. Behutsam stellte er die Lampe auf das Weizenfeld und öffnete das Buch.

„Kotteds Weltgeschichte, dritter Band,“ las er.

Das war ein Buch aus seiner Bibliothek von siebenundzwanzig Bänden.

Nach schritt er vorwärts.

Da, wahrhaftig, — keine fünfzig Schritte weiter lag wieder ein Buch. Hastig nahm er es auf.

„Die Schreden der Prairie.“

Ah, kein Zweifel, — dem Jungen, dem Karl fielen die Bücher aus dem Bündel heraus.

Tobias eilte weiter. Wichtig, — das dritte Buch!

„Die rationelle Kartoffelzucht.“

Jetzt setzte sich Tobias in Sturmschritt, den er aber plötzlich anhält, als er bei der nächsten Biegung den Knaben Karl mit dem Bücherbündel auf dem Rücken dicht vor sich sah.

Es fiel gerade wieder ein Buch heraus, das Tobias behutsam aufhob, ohne sich dem Jungen bemerkbar zu machen.

Tobias lächelte vergnügt. Er wollte doch einmal sehen, wie viele Bücher ihm gerettet würden durch den glücklichen Umstand, daß grade er, Tobias, der Letzte im Zuge war, und nicht der Karl mit den Büchern.

Sechs Bücher hatte er schon aufgesammelt, als ein alter, dicker Frosch dem Karl gerade auf die Haden fiel. Erschrocken drehte der Junge sich um und starrte in das freundlich lächelnde Antlitz seines Vaters.

„Nummer sieben, Karl! Sechs hab' ich schon gefunden. Denk' mal um's Himmels willen an, wenn ich da nicht gerade hinter Dir gehe! Ist aber gut so und macht mir Freude, denn ich sehe daran, daß das alte Glück mit uns geht. Paß auf, Karl, gleich fällt ein ganzer Hümpel Bücher auf einmal heraus!“

Nachdem Tobias nun mit großer Vorsicht seine Bibliothek wieder in den alten Bettüberzug gebunden hatte, erreichte er mit seinem Sohne Karl nach einem Schnellmarsche von zehn Minuten den Fluß.

Das Mobiliar war eben vom Wagen auf's Schiff geladen, und Frau Betti schon in voller Thätigkeit, die Gegenstände und die Familie für die kurze Reise möglichst gut und sicher auf dem kleinen Fahrzeug unterzubringen.

Der Bestzer des Fischerwevers, Schiffer Kohrs, hatte schon mehrfach Zeichen von Ungebuld und Unzufriedenheit von sich gegeben. Der Wagen mit den Mobilien, sagte er, sei eine Stunde später als verabredet angekommen, und jetzt fehlte noch der Cantor. Wenn er jetzt nicht gleich absegelte, verpasse er die ganze Tide.

„Ah, da kommt mein Mann schon,“ rief endlich erleichtert Frau Betti.

Ja, und da schritt auch schon Tobias mit seinen Büchern über das Brett, welches die Brücke vom Lande zum Schiffe bildete.

„Betti, das war'n Spaß mit den Büchern!“ rief Tobias seinem Weibe zu.

„Tobias, wo hast Du denn die Lampe?“

„Die — ah, du mein lieber Himmel! die Lampe, — die — die hab' ich in's Korn gestellt!“

„In's — Korn —?“

„Ja, ich, — ich — mußte, — wegen der Bücher! Aber wart', ich lauf' eben hin, — in zwanzig Minuten bin ich wieder hier mit der Lampe!“

„Dolt! Kee!“ mischte sich jetzt energisch Schiffer Kohrs ein, „ich segel' ab! Schorjäh,“ rief er seinem Knecht zu, „hol't Brett in! Was braucht er die Lampe in't Korn zu setten?“

Es ist sicher, daß Frau Wohlfig, wenn irgend einer der die Erde bewohnenden Menschen ihre Lampe in's Korn gestellt





Das Schneefeld. v. J. 1892.

W. Schreyer

Winterabend. Nach dem Bilde von H. Schreyer. — Stelle Seite 39.



hätte, diesen Menschen energisch zur Rede gestellt haben würde. Die einzig mögliche Ausnahme war eben ihr Mann, ihr Tobias.

„Was geht Sie das an?“ herrschte sie den Schiffer an, wenn mein Mann hundert Lampen hat und sie alle zusammen in's Korn stellt, denn kümmert Sie das auch nichts. Nein, dann kümmert Sie das auch nichts!“

„Ja,“ sagte, etwas eingeschüchtern von den Worten und Blicken der zornigen Frau, Schiffer Kohrs, „ja, die Tide richtet sich aber nicht nach uns.“

„Na, dann richten wir uns auch nicht nach der Tide,“ entgegnete kurz Frau Betti, — „Karl, lauf' hin und hol' die Lampe. Wo hast Du sie in's Korn gestellt, mein Tobias?“ „Gleich vorne an in Bäder Reife seinen Beizen. Ich lauf' aber selbst hin und hol' sie.“

„Bei der Pipe!? Du bist so schon so angegriffen, Tobias. — Karl, lauf' doch, dumme Junge — Christian, lauf' mit und kommt schnell wieder!“

Schiffer Kohrs wagte erneuten Einspruch. „Haben Sie sich verpflichtet, unseren Hausstand mitzunehmen, oder nicht, wie?“ fragte grollend Frau Betti.

„Ja, aber — —“

„Na, also, — und hör' 'n Lampe mit zum Hausstand, oder nicht, wie?“

„Ja, aber — —“

„Na, also, — und wenn Sie die Lampe nicht mitnehmen wollen, denn packen wir all unsere andern Sachen auch wieder aus. Dann dauert's noch mal so lange, und Sie kriegen keinen Pfennig.“

Schiffer Kohrs warf einen scheuen Blick auf Frau Betti. „Dat is 'n verübteles Troozimmer,“ sagte er vor sich hin und setzte sich resignirt auf den Bord seines Fahrzeuges.

Unterdesen waren die beiden Anaben den Feldweg wieder hinaufgestürzt und suchten die Lampe. Es dauerte aber eine geraume Zeit, ehe sie sie in dem höchstehenden Weizen bemerkten. Endlich hatte Karl sie entdeckt und ging nun vorsichtig und Schritt vor Schritt mit dem kostbaren Haushaltsgegenstände wieder dem Hüfte zu.

Es waren über dieser Excursion fast dreiviertel Stunden vergangen, als die Anaben den ungeduldig harrenden Leuten auf dem Schiffe wieder in Sicht kamen.

Schiffer Kohrs brummte schon ganz bedenklich, und als er endlich die Anaben so fürchterlich langsam und vorsichtig daherkommen sah, da klatschte er wüthend in die Hände und schrie, so laut er konnte, den Weiden zu: „Zum Donnerwetter, loopt to, verflizte Jungens — loopt to!“

Da sah man Karl Wohligh zusammenfahren, ausbliden, stolpern, — ein fürchterlicher Schrei aus allen schreifähigen Kehlen der Wohligh'schen Familie, — die Lampe lag zerstückelt an der Erde!

Zuerst fand bei diesem traurigen Ereignisse Frau Betti ihre Fassung wieder. Sie eilte vom Schiffe nach der Stelle des Unfalls und schlug entsetzt die Hände zusammen. Es war vorbei, unwiederbringlich vorbei mit der Lampe. Der schöne, bunte, gläserne Fuß war in sechs, die herrliche, milchweiße Glode aber in mindestens zwanzig Stücke zerföhelt.

Als Frau Betti energischen Schrittes und drohenden Blickes auf das Schiff zurückkehrte, hatte sich der Führer desselben wie in Ahnung eines nahen Ungemachs in seine kleine Cabine zurückgezogen. — Er machte sich eifrig bei einer alten Schublade zu thun, als er von oben her die zornig gerufenen Worte vernahm: — „Wo ist Schiffer Kohrs? — Er hat die ganze Schuld! Was braucht er den Jungen so zu erschrecken?! Er hat die ganze Schuld! Ach, die schöne Lampe! Schiffer Kohrs hat die ganze Schuld!“

„Betti,“ sagte freundlich lächelnd Tobias Wohligh, „Betti, die Sache ist nicht schlimm. Nein, die Sache ist eigentlich sehr gut. Wenn man ein Glas zerbricht, das bedeutet Glück, weißt Du ja, — nun denke erst mal — eine ganze Lampe!“

Endlich setzte sich das kleine Schiff in Bewegung. — Zunächst ward es von Schiffer Kohrs und seinem Knechte mit den Bootshaken aus der Dite in die Elbe gebracht. Dann ward das Segel aufgeföhrt, und der Ewer fuhr langsam die Elbe hinunter.

Wenn es nach den ursprünglichen Absichten des Schiffers gegangen wäre, dann würde das Fahrzeug mit der Ebbe in etwas weniger als zwei Stunden von der Dite bis an den kleinen Landungsplatz gelangt sein, an dem die Cantor-Familie abgeholt werden sollte. Eine gute halbe Stunde, so lange die Ebbe noch anhält, trieb der Ewer trotz des halbconträren Windes ganz flott fort. Jetzt aber war die Fluth eingetreten und trieb das kleine Fahrzeug langsam und unwiderstehlich rückwärts. Bei dem schwachen, conträren Wind wäre das Laviren eine gänzlich nutzlose Arbeit gewesen. Schiffer Kohrs warf scheltend und grollend seinen Anker aus und sagte mit einer Art von ärgerlicher Schadenfreude: „So, nu sisen wir hier so'n Stückle jedes Stunden fest!“

„Dann kommen wir ja erst bei Nacht an in Grohdorf,“ sagte erschrocken Frau Betti.

„Dat stimmt,“ erwiderte barsch der Schiffer, „und ich komm' um meinen Fang und verlier' 'n ganzen Tag bei dies Getümpel! Der Teufel hol' mich, wenn ich wieder so 'n Führ übernehm'!“

Die Stimmung und die Situation ward nun immer ungemüthlicher auf dem Schiffe. So lange es in Fahrt gewesen war, hatten die Kinder sich prächtig amüßert; nun aber ward ihnen die Geschichte langweilig, und sie trieben allerlei Unfug. Frau Betti mußte all ihre kräftige Energie anwenden, um einen ernstlichen Unfall zu verhindern.

Auch Schiffer Kohrs ward immer ungemüthlicher und mürrischer. — Einen directen großen Ausfall gegen seine Passagiere hatte er nur deshalb noch nicht gemacht, weil er wegen der zerbrochenen Lampe nicht ganz reinen Gewissens war, und Frau Betti Wohligh wiederum wagte keine kräftige Zurückweisung der Forderungen des Schiffers, weil sie sich wegen der so sehr verzögerten Abreise nicht ganz unschuldig fühlte.

Tobias aber fühlte, daß das so auf die Dauer nimmer gut gehen würde, und deshalb rief er seinen Onkel Balthasar zu Hüfte.

Jawohl, er rief seinen Onkel Balthasar zu Hüfte. Tobias rief immer seinen Onkel Balthasar zu Hüfte, wenn er sich in irgend einer gefährlichen oder unangenehmen Situation befand, und Onkel Balthasar hatte ihm bisher noch jedes Mal geholfen. Tobias erzählte nämlich in solchen Momenten Erlebnisse von Onkel Balthasar, wie sie diesem in gleichartigen gefährlichen und unangenehmen Situationen be-

gegnet waren, und diese Erlebnisse waren so fürchterlicher und schrecklicher Natur, daß die gerade jetzt von Tobias zu bekämpfenden Unannehmlichkeiten sich dagegen wie harmlose Kinderspiele ausnahmen.

Persönlich gekannt hatte Tobias seinen Onkel Balthasar nicht. Er hatte ihn nur zuweilen von seinem verstorbenen Vater als einen Menschen bezeichnet gehört, den das Unglück in geradezu unerhörter Weise zu verfolgen gewohnt war. Er war noch mehrere Jahre vor Tobias' Vater irgendwo in der Fremde im Elend gestorben, und sein letzter Brief hatte Zeugniß davon abgelegt, daß ihm das Unglück bis zum letzten Augenblicke treu geblieben war. Wie viel Schlimmes Onkel Balthasar aber auch in seinem Leben erfahren haben mochte, so viel, wie Tobias schon davon berichtet hatte, wird's doch wohl nicht gewesen sein. — Und wenn der selbige Onkel Balthasar noch für irgend eine Genußthung empfänglich wäre, so würde sie ihm sicherlich durch die Thatfache zu Theil werden, daß durch die etwas freie Bearbeitung seiner traurigen Schicksale sein Kesse Tobias schon so oft das eigene Ungemach, als klein und leicht zu ertragen, sich und seinen Angehörigen bargeföhlt hatte.

Also auch in dem augenblicklich ihm drohenden Ungemach rief Tobias seinen Onkel Balthasar zu Hüfte.

„Haben Sie meinen Onkel Balthasar gekannt?“ fragte Tobias pflichtlich den Schiffer Kohrs.

„Ne!“ erwiderte dieser mürrisch.

„Das war 'n Grönlandsfahrer, — der ist auf den Walfischfang gegangen. Ist ihm aber schlimm, sehr schlimm bekommen.“

„So? Wieso denn?“ fragte Schiffer Kohrs. Die Sache interessirte ihn natürlich.

Und nun begann Tobias möglichst umschweifend und weit ausholend eine seiner freien Unglücksgegeschichten von Onkel Balthasar. So schlecht war's dem armen Manne eigentlich noch nie gegangen, und in kaum dreiviertel Stunden hatte Tobias das ledgewordene Grönlandsschiff zwischen zwei ungeheure Eisberge gestemmt. Die ganze Mannschafft, jeder einzeln dreiviertel erfroren, war an die Pumpen commandirt, um das Schiff über Wasser zu halten, und Onkel Balthasar, der allein auf Deck geblieben war, schidte sich zum Kampfe mit einem jener riesigen Eisbären an, die die arctischen Regionen manchmal so unsicher machen sollen.

„Dunnerwetter,“ rief Schiffer Kohrs, „das is 'n schlimme Sache, — da kann einer obstinatich 'bei wer'n.“

„Ja, Herr Kohrs, da wären Sie ganz gewiß obstinatich 'bei geworden. Sie werden ja schon obstinatich, wenn Ihr Schiff ein paar Stunden hier auf der Elbe ganz ruhig und sicher im schönsten Sonnenschein liegt. Nun denken Sie mal, wenn Sie zwischen zwei Eisberge eingeklemmt wären, mit 'n Led im Schiff und mit 'nem großen Unthier vor sich, wie mein Onkel Balthasar, — nein, Herr Kohrs, Sie sollten froh sein, daß Sie's so gut haben, und nicht obstinatich werden.“

„Um, ja, — Das is woll wahr —, ich bin ja auch nicht obstinatich, — es is man blos, weil ich heut' nu nix mehr fangen kann. Ihr Onkel Balthasar hatte aber doch schon fünf große Stodfische gefangen. Das haben Sie ja selbst erzählt.“

„Hatte er auch, und mit Lebensgefahr, wie Sie ja gehört haben. Herr Kohrs, was fangen Sie?“

„Schellfische und Schollen.“

„Na, das ist doch höchstens für die Schellfische und Schollen gefährlich, — für Sie doch nicht, Herr Kohrs, — nicht?“

„Ne!“

„Na, mein Onkel Balthasar hat die fünf Stodfische, die er mit Lebensgefahr gefangen hat, wieder in's Meer werfen müssen, damit's Schiff leichter wird und nicht sinkt.“

„Dumm — das muß höllensch ärgerlich sein!“

„Nicht wahr? Und da schimpfen Sie wegen der paar Schellfische und Schollen, Herr Kohrs?“

„Ne, ich schimpf' ja auch nicht, Herr Kohrs, — und es is ja auch nicht wegen die Schellfische und Schollen, — es is man blos, weil ich nu ja doch heut' nix verdienen kann.“

„Verdienen? Nichts verdienen?! Na, da sollen Sie doch mal hören, wie's meinem Onkel Balthasar mit'm Verdienen gegangen ist.“

Jetzt ging's wieder los. — An die unglückliche Grönlandsfahrt knüpfte Tobias einen finanziellen Krach seines Onkels Balthasar, indem er zuvor ausführlich erzählte, unter welchen Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten sein Onkel das bisshen Vermögen erworben hatte. —

Die Geschichte war lang, sehr lang. — Schiffer Kohrs hatte es sich schon früher ein wenig bequem gemacht und sich am Bugspriet seines Ewers der Länge nach ausgestreckt. Die Sonne schien ihm gerade in's Gesicht. Er legte sich seinen Strohhut über die Augen.

Als Onkel Balthasar sein ganzes Vermögen bis auf ein paar hundert Mark verloren hatte, machte Tobias eine kurze Pause. Da hörte er den Schiffer Kohrs schnarchen. Schiffer Kohrs schlief so fest und solide, wie nur irgend ein Schiffer, dessen Schiff still vor Anker liegt, in warmer Sommerluft schlafen kann.

Onkel Balthasar hatte wieder ein Mal geholfen. Tobias Wohligh lächelte zufrieden und warf seiner getreuen Betti einen freundlichen Blick zu.

Bald darauf zeigte auch der jüngste Sprößling des Wohligh'schen Hauses Spuren überhandnehmender Müdigkeit, und Frau Betti stieg mit dem Kinde in die kleine Cabine hinauf, um eine etwas geschütztere Schlafstelle zu suchen.

Nun nahm Tobias den kleinen Proviantkorb her, denn die Kinder waren hungrig geworden und verlangten nach Brod. Frau Betti hatte alles genau berechnet und eingetheilt. Es waren für jedes der Kinder zwei Semmeln vorhanden; jede der Semmeln war in zwei Hälften getheilt, ganz, ganz dünn mit Butter bestrichen, und mit einem Stück Schwarzbrod belegt. Jedes der Kinder sollte eine der Semmeln auf der Reise verzehren, und die andere sollte als Abendbrod in der neuen Heimath dienen.

Bisher hatte der schon genannte Schifferknecht für alles, was auf dem Ewer passirt war, nicht das mindeste Interesse gezeigt. Er hatte weder mit einem Worte noch mit einer Miene an irgend einem Dinge theilgenommen. — Als nun aber Tobias den Proviantkorb bernahm und Brod herauszuholen begann, da zog der erste Schimmer von Bewegung über das stupide Gesicht des Schifferknechtes, und er warf einen begehrliehen Blick auf das Brod.

Der gute Tobias sah den Blick und sagte zu dem Schifferknecht:

„Auch 'n Stück Brod? Nehmen Sie nur!“

Wie ein Sturmbod fuhr die schwielige Faust des Schifferknechtes in den Korb. — Er redete auch jetzt noch kein Wort, aber er begann zu essen! Eine kurze Zeit sahen ihm die Kinder erschreckt und erstaunt zu. Dann überkam sie wie instinctiv die Ueberzeugung, daß sie nie und nimmer auch nur ein kleines Stück von diesen Semmeln erhalten würden, wenn sie in diesem Augenblick nichts erhielten. Ein fürchterlicher Kampf begann! Sie wehrten sich tapfer, diese sieben Zwerge, gegen den Riesen, und als Frau Betti wieder auf Deck kam, da waren nur noch zwei halbe Semmeln im Korb. — Erschreckt und wüthend blickte sie auf den Schifferknecht, der noch immer hastig weiterlaute.

„Ja — ich — hab's ihm erlaubt,“ stotterte Tobias, den der Schrecken fast übermannt hatte.

Ihr Tobias hatte es erlaubt: — da gab es für Frau Betti keine weitere Erörterung. — — —

Die Grohdorfer Baste steht auf einem Steindamm, der ungefähr zehn Meter in die Elbe hinaus gebaut ist.

Etwas nach zehn Uhr abends war's, als Schiffer Kohrs, wie abgemacht, mit seinem Ewer an den Steindamm legte, um die Familie Wohligh und ihren Haushalt an's Land zu setzen. Selbstverständlich und ganz natürlicher Weise war der bestellte Fuhrmann aus Grohdorf nicht an der verabredeten Landungsstelle. Er hatte dort von sechs bis acht Uhr mit seinem Fuhrwerk gewartet und war dann schimpfend wieder heimgefahren.

Nach seinen gangbar menschlichen Begriffen konnte der Schulmeister heute nicht mehr kommen.

Schiffer Kohrs und sein Knecht beickten sich, die Familie Wohligh und ihren Hausstand möglichst schnell von ihrem Ewer auf den Steindamm zu schaffen. Sie wollten noch heute Abend mit der Ebbe bis zur rothen Tonne segeln, die an der Mündung der Elbe liegt. Ein klein wenig Mitleid aber hatte Schiffer Kohrs doch mit der Familie Wohligh und ihrem Hausstand.

„Lassen's die Sachen man ganz ruhig hier op'n Damm stahn,“ sagte er tröstend zu Tobias, „und morgen früh bei Tagewerd'n kommen Sie wieder her und holen's ab. Hier nimmt Ihnen kein Mensch was weg. Hier kommt kein' todte Kage her, — nee. Was ich Ihnen sag', lassen's man ruhig die Sachen hier stehn, — nich, Hinrich?“

„Ja,“ sagte Schorsch, der Schifferknecht, und das war das erste und letzte Mal, daß Tobias den Hinrich ein Wort sagen hörte.

Halb elf schlug in der Ferne die Kirchturmglode in Grohdorf, als der Schulmeister und seine Familie mit all ihrem Hab und Gut auf dem einsamen Damm an der Elbe standen.

„Weißt Du, Betti,“ begann etwas zögernd Tobias, „Glück haben wir doch. Sieh nur, wie hell der Mond scheint. Denk mal, wenn's nun pechdunkel wär', und wenn's regnete oder so kalt wär', wie soujt manchmal die Sommernächte.“

„Du hast Du wohl Recht, mein Tobias.“

„Und nun, Betti, machen wir's, denk ich, wie Schiffer Kohrs gejagt hat. Vorwärts, Kinder, nach Grohdorf, den Weg kenne ich ganz genau.“

„Wenn nun aber unsere Wohnung zugeföhren ist?“

„Um, — wird wohl nicht. Und wenn, — na, dann müssen wir sehn, wie wir's machen. Hier bleiben können wir ja doch nicht. Faßt Euch an, Kinder, zwei bei zwei, und dann vorsichtig. Betti, soll ich lieber die Kleine auf den Arm nehmen?“

„Ach nein, mein Tobias. Aber wir müssen doch etwas Bettzeug mitnehmen.“

„Können wir nicht, Betti. Wie willst Du's jetzt aus der Kiste kriegen, und wie sollen wir's hintragen?“

Karl hing schon an zu stolpern.

Vorsichtig, Karl, um Himmelswillen! Wretchen, faß ihn an!“ Die Familie setzte sich in Bewegung.

In zehn Minuten hatten sie den Deich erreicht, der das Land vor der Sturmfluth schützt. Das Gras war feucht, der Auf- und Abstieg etwas beschwerlich. Aber einmal jenseits des Deiches angelangt, sahen sie den Kirchturm von Grohdorf vor sich in der Ferne. Tobias fand gleich den Fußweg, der zum Dorfe führt, und nun marschirten sie vorwärts.

Nein, marschiren war's eigentlich nicht zu nennen. Die Kinder waren so müde und matt, sie schleppten sich nur nach vorwärts, und der kleine Heinrich weinte immer still vor sich hin.

„Weißt ihr was, Kinder,“ begann nun Tobias, „bis wir zu den Häusern kommen, können wir eins singen, — das kürzt den Weg ab und hält munter. Stimmt mal mit an, — aber nicht gar so laut: Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Und alle stimmten mit ein, freilich recht schleppend und untactmäßig, und der kleine Heinrich klatzte und weinte das Lied eigentlich mehr, als er's sang. Es ist auch wohl mit einiger Sicherheit zu behaupten, daß das bezeichnete Lied kaum jemals so unrichtig und untactmäßig gesungen worden ist, wie in diesem Falle; es darf aber vielleicht auch mit derselben Sicherheit behauptet werden, daß jenes Lied nie bei passenderer Gelegenheit und mit besserer Wirkung vorgetragen worden ist.

Jetzt erreichte man die ersten Häuser des Dorfes. Nirgends mehr ein Licht, nirgends mehr ein Lebenszeichen. Wie nächtliche Schatten zog die Schulmeister-Familie in ihre neue Heimath.

Tobias war mehrere Male in Grohdorf gewesen, er kannte die Wege genau. Dort lag das Schulhaus. Er eilte beklommenen Herzens einige Schritte voraus.

„Gott sei Dank, — Betti, — die Thüre ist offen!“

„Gott sei Dank!“ wiederholte tief aufseufzend Frau Betti. Sie traten ein. Tobias zündete ein Schweißholz an. Ach, wenn die Lampe nicht zerbrochen wäre!

Sie tasteten sich in ein ödes, kahles Zimmer, in dessen Fenster der Mond schien.

„Wie prächtig,“ rief Tobias, „hier scheint gerade der Mond herein, — hier bleiben wir heute Nacht!“

Die todtmüden Kinder setzten sich gleich auf den Fußboden an die Wand. Wohin hätten sie sich auch sonst setzen können? „Ich bin so hungrig, Mutter!“ rief Karl.

„Ach, ich auch — ich auch!“

„Warum habt Ihr dem Schifferknecht alles gegeben? Woher soll ich bei nachtschlafender Zeit — —“

„Kinder,“ unterbrach hier Tobias seine Gattin, „Kinder, kennt Ihr die Geschichte von Onkel Balthasar, wie er 'mal in einem Lande war, wo eine fürchterliche Hungersnoth ausbrach?“

„Ach ja, Vater, die Geschichte hast Du uns schon dreimal erzählt.“



„Um, so — ja — richtig. — Aber, Karl, weißt Du, ich will mit Dir wetten, — ja, eins zu zehn will ich mit Dir wetten, daß wir noch einmal herzlich darüber lachen werden, wie's uns heute ergangen ist. Ja, morgen schon werden wir herzlich darüber lachen. Ich wette mit Dir, Karl, mit Dir auch, Gretchen, — hast Du auch Lust, Betti? Ich setze zehn zu eins.“

Jetzt saß die ganze Familie an der Erde, und Jeder lehnte das müde Haupt an die Wand. Jeder hatte sich eines Stüd Zeugens entledigt und unter den Kopf gelegt. In einer Ecke hockte Frau Betti, das jüngste Kind, mit ihrer Schürze umwickelt, im Arm. In der Ecke gegenüber saß Tobias. — Jetzt hörte er ein leises, unterdrücktes Schluchzen aus der Ecke, in der seine Gattin war.

„Sch — ich — ruhig,“ machte gleich hinterher Frau Betti. Aber Tobias hatte alles gemerkt. Betti selber hatte geweint und wollte ihn nun glauben machen, das Kind sei's gewesen.

Er wollte aufspringen und sie umfassen. Aber er bezwang sich. Wie würde das treue Weib sich erst bekümmern, wenn sie wüßte, daß er sich ihretwegen gräme.

Tobias drückte sich noch fester in seine Ecke, aber es überkam ihn eine tiefe Wehmuth. Ein Mondstrahl fiel ihm grell in's Gesicht.

„Tobias,“ sprach er zu sich selber, „Tobias, ist dies nicht der Mond, der immer nur Nachts scheint?“ — „Ja, Tobias, das ist der Mond!“ — „Aber morgen früh, schon in wenigen Stunden, wird wieder die Sonne scheinen, nicht wahr, Tobias?“

„Ich glaube wohl, Tobias.“ — „Ist es nicht sicher, Tobias?“

„Ja, es ist ganz sicher, Tobias.“ — „Nun, Tobias, und dann willst Du erbärmlicher Kerl verzagen, weil mal ein paar Stunden lang Mondschein ist anstatt Sonnenschein?“

Nachdruck verboten.

### Die Musik-Verständigen.

Siehe das Bild Seite 33.

Bekanntlich sind die Kagen außerordentlich musikalische Thiere. Daß ihre Musik uns Menschen nicht gerade angenehm in die Ohren klingt, ist freilich richtig, aber es vermag an der Thatsache nichts zu ändern. Sind doch die menschlichen Begriffe über die Musik so verschieden, daß es Deutsche giebt, die Wagnerische Musik als den Gipfel der Kunst preisen, und andere, welche behaupten, sie bestände nur aus Dissonanzen. Wir verstehen den Chinesen nicht, wenn er in Tönen zu uns spricht, und dem Chinesen macht eine italienische Bravour-Arie, von der Patti gesungen, den Eindruck einer Bastonnade auf das Trommelfell. Da wäre es höchst anmaßend von uns, den Kagen musikalisches Gefühl abzusprechen, nur deshalb weil ihre Musik unseren Ohren wehe thut. Wer weiß, ob nicht ihre Musik die wahre ist und der Fehler nur in unseren Ohren liegt. Jedenfalls nehmen es wenigstens die beiden Kagen, welche der Künstler beobachtet hat, ernst mit der Kunst. Sie wenden dem Instrument, dessen Behandlung ihnen doch gewisse Schwierigkeiten bietet, nicht schände den Rücken und sprechen nicht verächtlich von Menschenmusik, wie wir von Kagenmusik, sondern sie zeigen das, was alle Kunst erfordert, liebevolles Sichhineinverleben. Dem getigerten Kater wird es auch sicher bald gelingen, den Saiten Töne zu entlocken, und das schneeweiße Käpchen wird dann wohl mit einem hohen C einfallen, „das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann,“ — so werden die Menschen behaupten. Der getigerte Kater wird sicher anderer Meinung sein, und da das hohe C des schneeweißen Käpchens nur für ihn berechnet ist, so ist er auch der kompetentere Richter.

Nachdruck verboten.

### Winterabend.

Siehe das Bild Seite 37.

Die Poesie des Schnees! Wer will sie leugnen und wer beschreiben? Bart schimmernd legt sich die frodige Umhüllung um die Formen, ihre Härten mildern und runden; eine gleichmäßige Decke, breitet sich die Masse über die Ebene aus, die einzelnen Farbentöne vernichtend, ein Wild des sanften Schlummers, nicht des Todes. Denn unter der weichen Hülle arbeitet die Natur still wirkend weiter an einer neuen Farben- und Formensfülle, die in Blüthen und Früchten erheben will.

Die Poesie des Schnees! Liegt sie wirklich nur in seiner symbolischen Bedeutung als Decke des Ruhelagers, in das sich die Natur für den Winter schlummer bettet? Der Schnee ist ein eigenartiger Zeichner und Maler. Er zerhört nicht, er lockert die Umrisse. Mit weichen Strichen folgt er dem feinen Geßel der laubentkleideten Bäume und Sträucher, in breiten Massen lagert er sich auf den Zweigen der Tannen und Nichten, die Nadeln verbedend und zusammenschließend. Unter seiner schimmernden Last beugen sich die grotesk verwandelten nordischen Zweige wie südlische Palmenwedel zur Erde, als suchten sie dort unten die Blumen, welche die gleiche farblose Hülle ihnen verdeckt.

Winterabend im Walde! das ist die lichtverklärte Poesie des Schnees! Drüben ist der Mond aufgegangen und läßt sein mildes Licht hinsinken über die weich umhüllten Formen der Bäume und Büsche. Leise bettet es sich in die Wagenfurchen des Waldweges, gleitet an den Stämmen empor und umzieht, was Schnee und Reis in verschwimmenden Linien gezeichnet, mit einem feinen Lichtschimmer. Lautlose Stille herrscht in der Waldeinsamkeit. Nur durch die Luft klingen ein leises Klirren wie von unsichtbaren, aneinander stoßenden Eiskristallen, und drauten knirscht der Schnee unter den Füßen der beutelastigen, im dumpfen Gefühl winterlichen Waldjägers heimkehrenden Jäger.

Die Poesie des Schnees ist zugleich die Poesie der Unendlichkeit. Das Auge verliert sich in den weiten, weiß glänzenden Massen, in denen es erst bei genauem Hinblicken sein abgetönte Schattierungen entdeckt, die an die Farben der wirklichen Dinge erinnern. Der Schnee ist der Idealist unter den Malern, der in ästhetischer Selbstbeschränkung zunächst auf die Schärfe des Umrisses und dann sogar auf das Colorit verzichtet.

Nachdruck verboten.

### Puffärmel und Glockenrock.

Eine Mode-Plauderei von C. W. Mit sechs Abbildungen.



„Ach! Dich nicht breit!“ „Thue nicht groß!“ Wer hätte diese Redensarten nicht schon gebraucht? Sie besagen doch, daß wir jeden, der mehr Platz in der Welt einnimmt, mehr Recht zum Stolz einräumen, daß seine Bedeutung mit seinem Umfang wachse. Ist es daher ein Wunder, daß viele thatsächlich streben, sich breit und groß zu machen? Und wenn sie schon ihren Körper nicht wesentlich auszudehnen vermögen, so können sie doch ihre Kleider weit ausbauschen. Immer von neuem beweist die wechselnde Mode, daß dies Motiv einen starken Einfluß auf die Geschmacksbildung hat.

Und dann: Wer hat das eigenthümliche Gefühl noch nicht an sich bemerkt, das ein enges Kleidungsstück erweckt: Der Jüngling, der die ersten Tricots zum Maskensfest trägt — wie zierlich sezt er die Füße, wie mächtig schwenkt er sie im Tanz. Woher das? Er spürt ununterbrochen eine enge Berührung seiner Glieder mit dem Kleide. Ein gesunder Mensch spürt aber sonst keine Glieder nicht. Durch das enge Kleid werden sie ihm erst zum ständigen Bewußtsein gebracht, wenigstens so lange das Gefühl nicht abgestumpft ist. Und er freut sich dieses Bewußtseins. Der Jüngling empfindet nun das kraftvolle Arbeiten seiner Muskeln, er fühlt ihre Leistungen, er erlangt den angenehmen Eindruck seiner Beweglichkeit, und er freut sich dieser unbeschwert. Ja, er erträgt gern Unbilden, um diese Freude zu genießen, indem die ihn im Grunde störende Kraft das widerstrebende Gewand ohne Verdrüß besiegt. Immer wieder von neuem beweist die Mode, wenn sie die höchste Einschränkung des Gewandes herbeiführt, daß das eben geschilderte Gefühl bei der Gestaltung der Kleider thätig und wirksam bleibt.

Wenn ein Jünger der edlen Kaufmannschaft Sonntag Nachmittag sich schön anzieht, so geht sein ganzes Streben freilich auf das Entgegengesetzte von dem aus, was ein sich weise dünkender Mann sich wünscht, der auf persönliche Eroberungen bereits Verzicht leistete. Dieser will alle Kleidungen unauffällig und bequem haben und hält es für Narrheit, daß jener auffallen will und erst dann rechte Freude an seinem Gewand hat, wenn es nicht ganz bequem ist. Denn der Alte will gar nicht daran erinnert sein, daß er belleidet sei, der Junge hat aber gerade hieran seine größte Freude: Ob er nun enge Handschuhe und Beinkleider, oder ob er die weitesten Rockmäntel und die höchsten Cylinder trägt, das ist alles nur eine verschiedene Aeußerung dieses Wunsches, sich seines Kleides durch seine Glieder bewußt zu werden. Und wenn er dann abends heimkehrt, wird der Cylinder erst recht schief aufgesetzt, damit er dem Träger das Bewußtsein der erhöhten Ausdehnung unmittelbar auf die Stirn drücke.

Daß die Frauen nicht zu den grundtugendlichen Oegnern der Mode gehören, ist sehr begreiflich. Ich möchte sagen, es ist eine psychologische Nothwendigkeit, die aus ihrer ganzen Veranlagung hervorgeht, aus ihren Tugenden sowohl wie aus ihren Fehlern. Sehr weise Propheten der zukünftigen Frauentracht, wie sie in den Ateliers großer Confections-Firmen und in den Redaktionen der Mode-Zeitungen zu finden sind, sagen voraus, es werde die Frauenmode der nächsten Zeit sich der der Zeit von 1820 bis 1830 nähern, es werde nämlich der „Glockenrock“ (gups cloche) und der weite Aermel, in Frankreich einst respectswidrig „Hammel-Aeule“ (gigot) genannt, wieder in Aufnahme kommen. Das heißt hinsichtlich des Rockes so viel, als daß wir wieder eine Erweiterung erleben werden, daß also das Gespenst der Crinoline wieder in der Ferne drohend erscheine. Man liest sogar schon wieder von Anti-Crinolinen-Bereitern und hört von sonst klugen Leuten, es müsse doch etwas geschehen gegen die Moden-Unsitte. — Aber was? Warum kommt nun aber gerade diese Mode? Das ist die große Frage. Warum kommt nicht eine andere? Sieht's denn kein Geiz, wie doch jedes Naturereigniß Gesetzen unterliegt. Man kann das Kommen der Mode historisch zu erklären suchen, denn wir haben in den letzten Jahrzehnten eine Art kosmisch-geschichtlichen Curfus durchgemacht!

Dieser begann mit der Renaissance und mit der großen kunstgewerblichen Bewegung der 70er Jahre, d. h. mit der Zeit, mit der das zwar nicht schöne, aber eigenartigste Kleidungsstück der Frauen des 19. Jahrhunderts überwunden wurde, eben die Crinoline. Damals waren sichtlich wir Deutsche eine Reittlang frei von französischen und englischen Einflüssen. Hans Natart und sein Feitzug zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaars 1869 und die daran sich anschließende begeisterte Pflege der Kosmische waren von tiefgebender Wirkung: Die schweren Stoffe kamen in Aufnahme, die Farben wurden tiefer im Ton, brauner, wuchtiger, die Formen wurden kräftiger. Eine Renaissance auch in der Frauenkleidung kündigte sich an, vom Rembrandt-Hut bis zu den breit endigenden Schuhen, die man einst, vor vierhundert Jahren, an den Rüstungen der Ritter Entenschnäbel oder Bärenstapen nannte. Und dann kamen gebauchte Kleider auf, dem Moco nachgebildete Formen. Die „Natürlichkeit“, wie sie Watteau aufnahm, mit dem Bauerntrod in zierlicher Faltenwurf folgte; endlich kamen wir auf eine kurze Zeit in's „Empire“: die Taille kurz, der Rock lang mit kunstlosem Faltenwurf. Und nun im Nu geht die Mode weiter zur „Restauration“, d. h. zu jener Zeit, in welcher das Königthum in Frankreich wieder sich einrichtete, der Vorbereitungszeit für das zweite Kaiserreich und

für die Modenherrschaft der Kaiserin Eugenie. So hätten wir also in etwa fünfzig Jahren das Penjum von drei Jahrhunderten nachahmend durchgemacht und würden, wenn es so fortgeht, in einem Lustrum etwa so weit sein, daß wir die Crinoline wieder überwunden haben und nun anfangen müßten, uns selbst zu copiren!

Man kann sich aber auch das Kommen der neuen Mode culturgeschichtlich erklären.

Die weiten gebauchten Aermel erscheinen zuerst bei den Mittern des endenden 15. Jahrhunderts. Dort sind sie meist mit mehreren Bändern eingeschnürt, so daß der Arm etwa aussieht, wie der des „Pflaumen-Toffels“ auf unseren Weihnachtsmärkten oder wie eine „Zeile“ getrockneter Feigen.

Woher dieser wulstige Anhang an dem sonst meist noch schlächtigen Rock? Er stammt, wie uns scheint, vom Tourner in Platten-Rüstungen her. Um nicht unmittelbar Eisenrüstung und Körper aneinanderstoßen zu lassen, wenn im Lanzenrennen die Reiter mit voller Wucht aneinanderprallten, bedurfte es eines starken, gut gepolsterten Kleides. Auch der weniger Gerüstete, der Landsknecht, der nur einen Brust- und Rückenpanzer und ein Paar eiserne Fuchthandschuhe trug, liebte weite, stoffreiche Aermel, die ihm in ähnlicher Weise als Schutz dienten, wie heute die Arm-Bandage dem Studenten bei seiner Mensur. Die weitesten Aermel hatten die frühlichen Landsknechte aus der Zeit Kaiser Karls V., aus jener Zeit, in der ein Zug geistiger Frische durch deutsche Lande ging, das sirdliche Leben, die Wissenschaft, die Kunst blühten, durch die junge Welt ein wilder Wagemuth wehte. Wir deutschen Männer sind es, die sie ausbrachten und auf's Aeußerste steigerten.

Die Frauen machten bald diese Mode nach, und Holbein gab selbst seiner heiligen Barbara, wie der Madonna die prächtigsten Puffärmel: denn sie sollten schön sein, so schön als irgend möglich!

Unser Sprachgebrauch scheint ein falscher, welcher von einer Menschengestalt, einer Sache sagt, sie sei schön. Wir dürften richtig nur sagen, sie scheint uns schön. Das Schönste in der Welt ist für uns doch der Mensch, als die Krone der Schöpfung. Daß aber der Mensch so gestaltet ist, wie wir ihn kennen, ist nicht unser Verdienst. Daraus ergibt sich also doch wohl, daß der Mensch nicht nach unserem Geschmack schön ist, sondern daß sich unser Geschmack nach dem Menschen gebildet hat. Ebenso ist's mit allen anderen Natur-Erscheinungen: Jene gilt uns für schön, welche einem aus unserer Erfahrung geschaffenen Mittelmaße entspricht. Wären die Menschen mit doppelt so großen Händen oder halb so großem Kopf geschaffen, so würde der uns jetzt verwachsen Erscheinende uns als schön vorzuziehen. Es geht also auch in der Mode nicht an, zu sagen, sie sei schön oder nicht. Was einem schön erscheint, erscheint dem anderen als häßlich; das hat seinen Grund nicht etwa darin, daß einer einen besseren Geschmack hat, als der andere, sondern nur daß sein Geschmack anders vorgebildet ist.



Patrizier-Tochter, Augsburg, XV. Jahrhundert.

Gäbe es für die Menschen überhaupt, für die kaufmännische Klasse, für die Deutschen eine Idealgestalt, eine Idealbekleidung, in welcher sich alle Vorzüge der Gemeinschaft vereinten, so wären diese das unveränderliche Maß der Schönheit für die Genossen: Je näher ein anderer ihnen kommt, für desto schöner würden wir alle ihn halten. Dem ist aber keineswegs so! Bei der ungeheuren Menge der Erscheinungs-Formen wählt sich jeder eine andere Gruppe und jeder trägt ein anderes Menschen- und Kleider-Ideal in sich, ja, er arbeitet fortwährend an der Ausgestaltung eines solchen. Jeder von uns erfährt es an sich, wie rasch eine neue Schönheitsform unsere alten Ideal-Erfahrungen über den Haufen wirft.

Es gehört eine gewisse Frische und eine gewisse Leichtfertigkeit des Geistes dazu, rasch neue Ideal-Bilder in sich aufzunehmen. Daher wird die Jugend, werden die Frauen und werden vor allem junge Frauen am schnellsten die Modewandlungen mitmachen. Sie haben ganz Recht, jenen zu verspotten, der die Frische nicht mehr hat, mit zu thun. Wie in der Kunst der junge feurige Mann sich den neuen Bestrebungen in die Arme wirft und bald nur Hohn für die „veralteten“ Alten hat, so beweist die junge Frau nur ein lebhaftes Formengefühl, wenn sie sich von den Wellen der Mode fassen läßt, und namentlich wenn sie selbst gestaltend in sie eingreift.

Wie also die Mode der Puffärmel im 16. Jahrhundert aufkam, ersafte die damals jugendfrische Nation sie mit starkem Kunsttrieb und bildete sie fort, bis zum Neuherten.

Und als dann die Zeit des Niederganges folgte, blieb sie stehen, verdrocknete gewissermaßen die Mode, erfuhren die Aermel keine wesentliche Aenderung mehr, als daß sie feiner, eintöniger, langweiliger gebildet wurden. Das Formengefühl war nicht mehr auf sie gelenkt, der Gestaltungsdrang war erschöpft, es war das eingetreten, was man die Ermüdung des Formengefühles nennt.

„Hätte man dauernd,“ sagt der Aesthetiker Göller von der Baukunst, „schön gefunden, was einmal als das Schönste galt, so wäre kein neuer Baustil entstanden, so wäre die Architektur längst keine Kunst mehr, sondern ein handwerksmäßiges Anheften der Form nach Rezept und Schabtone!“

Dasselbe gilt von der Mode.

Der Rock der Frauen war im 15. Jahrhundert sehr einfach geschnitten, ein ziemlich hoch gebundener Gürtel hielt ihn unter der Brust zusammen. Die Stoffe waren schwer und dorb, mit Vorliebe trugen die Reichen Brocate. Der Reiz lag im natürlichen Faltenwurf. Man muß die Bilder der Zeit, namentlich eines mit so reichem Formengefühl versehenen Künstlers, wie Albrecht Dürer, betrachten, um zu sehen, wie die Zeit in Falten geradezu schmelzte. Dann kamen Schneiderkünste hinzu, der Rock wurde kunstgerecht gefaltet, der schwere Stoff machte ihn steif und es blieb derselbe in jener glodenförmigen Gestalt, welche er in der langen folgenden Zeit der Formenerschaffung beibehielt. Man sehe das Kleid einer Ausburgerin von edlem Geschlecht, einer spanischen Prinzessin aus den Tagen Philipps II. und seiner Nachfolger, man sehe selbst die vor-





Gesellschafts-Toilette, 1822.

Beispiele für jene Beloten, welche der Mode den Hals abschneiden möchten und verkennen, daß in ihr der frische Geist des Wirkens und Schaffens sich regt, der keineswegs verwerflich ist.

In der Zeit von 1820—1830 begann die Mode sich jener Formen des 16. Jahrhunderts wieder zu nähern. Ein fest geschnidener Glodenrod, Puffärmel! Wir haben kraft unseres erleuchteten heutigen Schönheitsgefühles diese Mode stets für ganz abscheulich häßlich gehalten. Die Zeitgenossen waren anderer Ansicht. Da nehme ich ein Mode-Journal von 1827 zur Hand und finde bei einem Kollegen im Handwerk künstlerischer Mode-Plauderei sehr strenge wissenschaftliche Grundsätze, welche sie verteidigen.

Er hat die Gesetze der malerischen Composition studirt und weiß von der Regel, daß diese in Dreiecken sich aufbauen soll. Nun sagt er, ein Dreieck, welches mit einer Seite auf dem Boden liege, erwecke den Eindruck des Sicheren, Standfesten. Ein Dreieck, das auf der Spitze stehe, erwecke den Eindruck des Leichteren, Schwabenden. Hierin liege auch der Grundzug für die Kleidung. Ältere Damen sollen weite Kleider und kleine Hüte, junge Mädchen enge oder kurze Kleider und breit ausladende Kopfbedeckungen tragen. Nun geht es mit dieser dreieckigen Aesthetik wie mit anderen, noch geistreicheren Gesetzen der Kunst. Die Kunst wird nicht nach ihnen, sondern sie werden nach der Kunst fabricirt. Weil die Kleidung so dreieckig ausfiel, entstand bei einem wipigen Pariser Knopf das Geheiß, nach welchem Mama sich nach dem Princip der Pyramide und das Töchterchen nach dem des Kreißels bekleiden sollte.

In der Zeit vor der Juli-Revolution und Louis Philipps machte die Mode die tollsten Sprünge, um die Oberkörper bedeutend erscheinen zu lassen. Die Puffen-ärmel wuchsen in's Ungemeine, sie wurden gestieft und gefaltet, so daß die Schulterbreite das Doppelte der Natur zu erreichen schien. Man schneiderte den halben Oberarm mit in die Schulter hinein, man gab der ganzen Taille durch Nähte und Befäße eine Form, die in die Breite wies, machte sie thatsächlich zum auf der Spitze stehenden Dreieck, um sie leicht, schwebend erscheinen zu lassen. Jahrzehnte lang hat die Mode an diesem Problem ihre Phantasie erschöpft! Millionen von Frauen haben sich vor dem Spiegel gefreut, wenn sie ihre Gestalt nach dieser Richtung corrigiren konnten, ja kaum ein Maler hat beim Schaffen einer Idealgestalt diesem Streben nicht bis zu einem gewissen Grade gehuldigt: Man sehe die breiten Schultern, die Puffenärmel an den Frauen auf den Bildern der Düsseldorf'scher Schule.

Erst nach und nach erschlaffte der Eifer. Die Aermelform wurde mehr und mehr vernachlässigt, das Formgefühl ermüdete für sie, seit die Crinoline es völlig abforbarte.

Mir will eben scheinen, als habe unsere Großmutter weniger der ästhetisch-pyramidale Ehrgeiz, als eben das Formengefühl zu ihrer Tracht geführt, und als entsiehe diese ganz logisch aus der Vorstufe, aus der letzten Mode.

Sie waren sehr eng, die Kleider der Zeit vor 1820, wie jene vor 1893, und die Frauen genossen an ihnen das Wohlgefühl, ihrer schönen Glieder sich bewußt zu werden. Sie opferten diesem fast ganz den Wunsch auf Erweiterung ihrer selbst. Nach und nach hatten sie alle Polster und alle Bänche von sich abgeworfen und waren, abgesehen etwa von der Schleppe, in rein menschlicher, nicht künstlich gesteigerter Gestalt vor uns erschienen. Bis auf einen Punkt: Ueber der Schulter erhob sich je ein Höcker, ein unennbares Etwas, das für das Frauenauge schier unerträglich schien, auf das sich bei der allgemeinen Schlichtheit der Formen die größte Aufmerksamkeit richtete. Diese hohen Aermel sind es, um die das Formgefühl seinen Gestaltungsdrang schlang.

Man nahm den hochgeschmürten Rock der Zeit der Königin Luise wieder auf: bei ihm liegt der Schwer-

nehmen Damen aus den letzten Tagen Lizians — wie langweilig und wie handwerksmäßig nach Recept und Schablone angeheftet erscheint der Puffärmel und der Glodenrod!

Wären die Alten, für die Schaffensfreude des Formengefühles nicht mehr zugänglich allein am Nuder, so würde die Kleidung sicher nicht schöner. Das sieht man an der Kleidung unserer Bauern. Sobald es diesen schlecht erging, blieben sie in der Mode stehen. Unsere verschiedenen „National-Trachten“ sind stets sitzengebliebene alte Moden, die sich verzapft und verknöchert haben. Den letzten Rest der jups cloche, wie sie das 16. Jahrhundert erfand, und der Puffärmel jener Zeit sehen wir bei den Bäuerinnen von Altenburg, Dachau in Bayern, dann in Hessen und Weißböhmen zu vollkommenster Mißgestalt verfeinert — warnende

punkt in der veränderten Theilung des menschlichen Körpers. Er zerfällt nicht mehr in zwei etwa gleichwertige Theile, sondern in einen sehr langen und sehr wenig geschmückten Unterkörper, und ein kurzes oberes Stück, auf welches das ganze Interesse hingewiesen wird. Dies reich auszubilden, dies alle Tageneuumsformen, hier modelnd das Wirken des Formengefühles an sich selbst zu erleben — das war das Streben unserer Großmütter, wie es das unserer Frauen ist.

Und der Glodenrod! Als man lange genug die schlichten Kleider der „Wiedermeierzeit“ getragen hatte, begann man ihnen einen Befatz zu geben. Erst nur aufsteigender Streifen, so lange der Blick hauptsächlich auf den Oberkörper gelenkt werden sollte. Dann wurde der Streifen ganz unten am Saume zum Gegengewicht gegen die hohe Taille. Immer mehr lenkte er den Blick auf sich, immer höher stieg er am Kleid empor: Erst ein kleiner Befatz, dann eine Stickerei, dann ein „Volant“, dann deren zwei, drei, immer mehr, bis endlich die Zahl der Volants geradezu zum Beweis der Eleganz wurde, wie die Zahl der Röhrichtweife an der Fahne zum Zeichen der Vornehmheit der türkischen Paschas.



Kostüm für den Landaufenthalt, 1850.

Wie die Befäße am Rock stärker wurden, verlor dieser den freien Faltenwurf. Die Schleppe wurde unmöglich, der Stoff mußte stärker gewählt, enger gefaltet oder steifer geschneidert werden. Der Rock verlor an Beweglichkeit, der Reiz, der eigenen Glieder durch ihn bewußt zu werden, hatte sich abgestumpft. Aber das Bewußtsein des erweiterten Wirkungsbereiches sprach mit: Ein kostbares Gefühl war es, daß nun der Rock leise schwanfend seine eigenen Wege ging, wie ein lebendiges Glied den Körper im Umkreis erweiterte. Man machte ihn möglichst kurz, fußfrei, damit seine Gloden-Schwankungen nicht gehindert würden. Wie schwenkt er munter bei den Fangball spielenden Mädchen! Als die Frauen aber erst dies Gefühl kennen gelernt hatten, da gab's kein Halten mehr. Mit Fahnen und Standarten zog man der Crinoline entgegen: Meterweit im Umkreis allen Raum mit leise bewegtem Kleide in seine Obhut und Herrschaft zu bringen — das war ein zu erhabenes Gefühl, als daß man sich desselben gern wieder hätte berauben lassen.



Promenaden-Kostüm, 1851.

Sichtlich sind wir auf dem Wege neuen Geschmacksformen entgegen. Die Einen werden sie heftig ergreifen, schnell nachahmen und schnell wieder fallen lassen: Es sind wohl nicht die Tiefsten, aber künstlerisch Regsamsten. Andere werden langsam und in bescheidener Weise ihnen folgen und lange bei der Form verweilen, die sich endlich ausgestaltet, vielleicht nie wieder sie ablegen: Es sind jene, welche mit den Jahren an Aufnahme-Fähigkeit nachlassen oder von Haus aus eine gesunde Widerstandsfähigkeit gegen die Uebertreibung besaßen. Und Andere werden die kommende Mode eben so abscheulich finden, wie bisher jede von den Alten verfehlt wurde. Es sind die Formen-Ermatteten, deren Auge schönheitlich nicht mehr bildsam ist. Ich kenne alte Damen, die die Thorheit der Welt eifrig bekämpften und die Mode verfeierten, weil sie von der Crinoline losließ, die sie zwanzig Jahre nach ihrer Vereitigung noch trugen. Sie sind nicht weiser wie jene, die in der Crinoline-Zeit nur den gestieften Rock und in der Zeit der gestieften Röcke die hochgeschmürten Kleider trugen. Denn sie führt nicht das Streben nach Schönheit, wie sie wohl meinen, zu ihrer Absonderlichkeit, — sonst müßten sie ja modelnd etwas Besseres gefunden haben als die veraltete Mode, — sie sind bloß zu stumpf, um die Wandlung der Zeit mit zu machen, der sie folgen würden, wären sie jung, bildungsfähig, künstlerisch erregbar!

Meiner Aesthetik letzter Satz ist also: Halte Dich frisch! So lange Du diesem folgst, werden Dir die Frauen gefallen, welche die Absicht haben, schön zu sein, und in denen der Formendrang so heftig wirkt, daß sie täglich vor dem Spiegel



Gesellschafts-Toilette, 1850.

an ihrem, von ihnen selbst doch gewiß sehr geschätzten, Gesichtchen zu ändern haben: Eine neue Schleife, ein anderer Hut, wohl gar hier und da eine discreete Nachhilfe.

Hörst Du aber auf frisch zu sein, dann gefallen Dir nur noch die klassischen Weiber — und diese erhabene Einseitigkeit möchte ich mir noch einige Jahrzehnte bei allem Respekt vor Hellas und Rom, vor Rafael und Lizian vom Halse halten! Das Klassische ist schön, sehr schön, aber es bedarf in seiner Anwendung der Individualisirung. Die Renaissance mit ihrer kräftigen Richtung auf das Persönliche hat sich stets ihre besondere Vorliebe für das Malerische zu erhalten gewünscht. Ob Puffärmel und Glodenrod besonders dankenswerthe Manifestationen des Schönen sind, ist Geschmacksache, über die sich streiten läßt, aber man wird sich daran gewöhnen müssen, mit ihnen als Thatfachen zu rechnen. Und schließlich bleibt noch immer ein Trost: Selbst die größte Absonderlichkeit der Mode vermag einer wirklich schönen Frau nicht alle natürliche Anmuth zu rauben. Mag diese auch einmal gefährdet sein, schließlich bleibt sie doch siegreich.

# Redaktions-Post.

**A. E. in Regensburg.** — Photographische Arbeiten gehören schon seit längerer Zeit in das Gebiet des Frauen-Handwerkes, und gerade die Netouche wird vielfach und mit Erfolg von weiblichen Händen geübt. Frankreich ist uns hier mit gutem Beispiel vorangegangen. Um die Frage näher zu beleuchten, hat die Pariser Syndicats-Kammer für Photographie längs auf der Ausstellung im Industrie-Palast eine größere Anzahl von Netouche-Arbeiten ausgestellt und ein Atelier für Netouche errichtet, mit dem ausgeprochenen Zweck, die Rentabilität solcher Arbeiten für Frauen zu erweisen und den Anstoß zur Gründung einer entsprechenden Lehranstalt zu geben.

**S. v. D. in Stettin.** — Für eine Geschichte des Brautkranzes fehlt es uns an Raum, dagegen sind wir in der glücklichen Lage, Ihnen über die für seine Herstellung verwendeten Blumen eingehende Auskunft zu geben. Den Brautkranz bilden in Deutschland im allgemeinen Kirtzenzweige (im Schwarzwald auch Weißhorn-Blüthen), in Frankreich und England Orangen-Blüthen, in Italien und der französischen Schweiz weiße Rosen, in Spanien rote Rosen und Nelken, in Litthauen die Kante, auf den griechischen Inseln Weinlaub, in Böhmen, Krain und Kärnten Rosmarin, in Hessen künstliche Blumen oder Kränze mit vielen Bändern, in der deutschen Schweiz das „Schäppel“ von künstlichen Blumen. Brautkranzen sind üblich in Norwegen, Schweden und bei den Serben aus Silber, in Baiern und Schlesien aus Golddraht, Glassteinen und Filz, bei den Finnen, bei den Wenden in der Gault und bei den Altendburger Bauern aus Papier, bei den Griechen in Athen aus kostbarer Filigran-Arbeit. Uebrigens war der Brautkranz bereits heidnische Sitte: im vierten Jahrhundert begann er sich auch bei den christlichen Trauungen einzuführen.

**A. J. in Brünn.** — Sieh in Kürze über die ganze moderne Frauen-Bewegung zu unterrichten, ist nicht eben leicht. Wenn Sie die durch unseren Kritiker von Richard Waldow empfangene Anregung weiter entwickeln wollen, empfehlen wir Ihnen eine Brotschüre von Ella Gruska, Verlag von „Schule und Haus“, Wien, Preis 30 Kr. Die gewohnte Verfassersweise weist in dieser kleinen Schrift zunächst nach, daß die Frauen-Bewegung nicht etwas Gemachtes, sondern etwas Gewordenes ist, das mit geschichtlicher Nothwendigkeit austritt, einerseits als die Folge des allgemeinen Bildungs-Fortschrittes, andererseits als das Ergebnis der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt, daß Mann und Weib einander geistig ebenbürtig gegenüberstehen, daß daher den Frauen die höchste Bildung zugänglich gemacht werde, — denn Bildung ist nicht bloß Mittel zu einem Zwecke, sondern Selbstzweck, — und kommt endlich zum Schluß, daß das Weib im Entwicklungs-Prozesse der Menschheit ein unentbehrlicher Factor sei, vorausgesetzt, daß es Weib bleibe, daß daher die Frauen nie verdrängen sollen, nach edler Weiblichkeit zu streben, d. h. ihre allgemeine Aufgabe zu erfüllen, dann werde auch die gefährliche Rippe, die sogenannte „Emanzipation“, glücklich umschifft werden.



Kleid mit Revers, 1850.

**Eine alte Abonnentin S. W.** — Schmidt-Cabanis hat unseres Wissens niemals mit musicalischer Composition zu thun gehabt. Früher Schauspieler, hat er sich später der humoristischen Literatur gewidmet und zeichnet sich besonders durch die letzte Formvollendung seiner poetischen Erzeugnisse aus. Was seinen Verlonenstand anbetrifft, für den Sie sich besonders zu interessieren scheinen, so können wir Ihnen mittheilen, daß er seit langer Zeit glücklicher Familienvater ist.

**H. P. in Varello.** — Die Bewertung englischer Roman-Üebersetzungen ist am sichersten bei großen Tages-Zeitungen zu erzielen, die großen belletrischen Bedarf haben. Mit kleineren Novellen wenden Sie sich beispielsweise am besten an die Redaction der in Berlin erscheinenden Post.

**S. G. in München.** — Die Gesellschafts-Attelle ist, was das Tragen von Trauer-Kleidern anbetrifft, bei uns nicht so strenge, wie beispielsweise in England. Jedenfalls sind vier Monate nach dem Tode ihrer Mutter helle Farben zu vermeiden. Bei dem Verlobungsfest einer nahen Verwandten dürfte ein discretes Grau keinen Anstoß erregen.

**A. F. in Malchow.** — Hornberg ist ein Städtchen im Schwarzwalde, in dessen Nähe sich die Ruine einer gleichnamigen Burg erhebt. Mit der Geschichte dieser Feste, vielleicht mit einer vergeblichen Belagerung, hängt die Redensart „Das endet wie das Hornberger Schießen“ zusammen.

**Luise R. in Ruffein.** — Den deutschen Text der Mandolinata: „Es glänzt am Himmelsbogen des Mondes Silberlicht“ können wir hier natürlich nicht abdrucken. Die Uebersetzung rührt von Ferdinand Gumbert her und ist zu beziehen von A. Järsner, Berlin, Behrenstraße 19.





Illustrirte  
Frauen-Zeitung

Heft 6.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

Berlin, 12. März 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XX. Jahrg.



Studienkopf. Nach dem Bilde von Eugen von Blaas. — Siehe Seite 47.  
Photographie-Berlag von A. Angerer in Wien.



Nachdruck verboten.

## Leichtsinnes Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

16.

**B**ei Griesinger & Co. kam man dem Maler nicht mehr mit der früheren Hochachtung entgegen. Florian Konksi wurde immer kleinmüthiger. Selbst der Co., der ihn bei seinem ersten Besuch barhäuptig bis an den Wagen schlug begleitet hatte, spielte heute den Unnahbaren. Florian stand ihm in ziemlich gedrückter Haltung gegenüber. Erst nach vielen Bitten und Vorstellungen erhielt der Meister ein kleines Darlehen.

Nun wurde ihm wieder leichter und freier zu Muth. Er begann ein wenig zu plaudern und verlor allmählig seine Unterwürfigkeit gegen Griesinger und dessen Theilhaber. Dadurch setzte sich Florian in ein bedeutend günstigeres Licht. Je respectwidriger er mit dem Co. verkehrte, desto höher stieg er in dessen Achtung. Der Co. war nun einmal so.

Als Griesinger, der zum gerichtlichen Kunstverständigen der Masse bestellt worden war, vernahm, daß der Meister Alles im Stich zu lassen beabsichtigte, zwinkerte er dem Co. vielsagend zu. Ein gutes Geschäft stand in Aussicht. Der Kunsthändler erbot sich nunmehr, die Interessen des Malers als dessen Sachwalter zu vertreten, um ihm alle lästigen Laufereien und Pladereien abzunehmen. Konksi war einverstanden. Man fertigte eine Vollmacht aus.

Als Florian wieder nach Hause kam, wartete ein Bote mit einem Schreiben von Saladin Luze auf ihn. Grimmig erbrach der Maler den dickversiegelten Umschlag. Sein Contract fiel heraus. In wenigen Zeilen theilte Saladin dem Meister mit, daß er auf fernere Geschäfte mit ihm am liebsten verzichte und ihm daher den Vertrag zurückgibt. Wenn Konksi mit einer Lösung desselben einverstanden sei, so solle er dem Boten die Antwort mitgeben.

Florian mußte an sich halten, um nicht in einen stürmischen Jubelruf auszubrechen. Mit zitternder Hand kam er dem Wunsche des Bilderhändlers nach.

Er war wieder frei!

Saladin mußte in der vergangenen Nacht vom Teufel geplagt oder aus Versehen verrückt worden sein.

Als Sascha die seltsame Botschaft vernahm, huschte ein schlaues Lächeln über ihr Antlitz. Sie errieth den Zusammenhang.

Konksi hatte mit seiner Frau nur eine kurze Unterredung. Da er sofort bemerkte, daß Susanna es darauf abgesehen hatte, seinen Zorn wieder herauszufordern, so blieb er merkwürdig kühl. Er theilte das von Griesinger erhaltene Darlehen und legte die blauen Scheine auf den Schreibtisch seiner Frau.

„Ich könnte Dich zwingen, mir zu folgen, aber ich thue's nicht. Dich muß das Schicksal eben noch derber anfassen.“

Frau Susanna hatte auf alle Vorstellungen des Gatten nur höhnische Worte. Das Einzige, worauf ihr's ankam, war die Regelung des Geldpunktes. Florian erklärte seiner Frau, daß er ihr die Hälfte seiner Einnahmen zukommen lassen werde.

„Du kannst das nicht fordern, Susanna, aber ich gebe es Dir freiwillig — schon Kora's wegen.“

Nach der geschäftlichen Auseinandersetzung folgte ein ebenso geschäftlicher Abschied. „Ich bleibe den Winter über in München, Susanna. Meine Adresse werde ich Dir mittheilen. Wenn Du ausgeschmolkt hast, so komme. Bis dahin Adieu!“

Eine um so längere Unterredung hatte der Maler mit Kora.

Mit dem Mädchen war eine seltsame Wandlung vor sich gegangen. Florian erschrak, als er seine Tochter erblickte. Sie sah um mehrere Jahre älter aus, ihre Wangen waren bleich, ihre Augen geröthet. Sie hatte wohl die ganze Nacht geweint. Auch jetzt vermochte sie noch nicht zu reden, ohne daß ihre Worte von Schluchzen unterbrochen wurden.

Florian fühlte sich seiner Tochter gegenüber schuldig. Es war ihm, als ob er ihr viel abzubitten hätte. Lange saßen die Beiden beisammen; Keines wollte aber recht mit der Sprache heraus.

Daß sich Kora von ihrem Vater und ihrer Schwester trennen sollte, schien gar keinen tiefen Eindruck auf sie auszuüben. Ihre Gedanken wurzelten eben noch so fest in ihrem verlorenen Glück. War doch gerade heute der Tag, an welchem sie den Freunden und Bekannten des Hauses als strahlende Braut hatte vorgestellt werden sollen. Wie hatte sie sich die freudvollen Stunden ausgemalt! Bleigrau wie die Wolken, die sich auf die

Stadt herabgezogen hatten, so erschien ihr die Zukunft. Erst als Sascha sie zum Abschied umarmte, erwachte sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten.

Frau Susanna hatte sich schlafen gelegt. Sascha war aber doch in's Zimmer eingedrungen, war an's Bett der Mutter geeilt und hatte die scheinbar Schlafende auf Mund und Stirn geküßt. Frau Susanna schlief nicht. Ihre Wimpern zuckten, als Saschas Mund ihre Stirn berührte. Während sich ihre Tochter auf sie niederbeugte, hielt sie den Athem an.

Endlich zogen Vater und Tochter ab, — wirklich nur mit zwei Handkoffern bewaffnet. Kora blidte den Beiden nach, bis sie die Pferdebahn bestiegen hatten.

„Auf Wiedersehen in Bayern!“ hatte Papa Florian gesagt und heimlich seiner Tochter zugestüstert: „Sei ihr guter Engel, Kleine! . . . Jetzt hast Du eine Mission. Verstehst mich schon!“

Florian und Sascha befanden sich in einer Stimmung, als ob sie zusammen eine Landpartie unternähmen. Mit dem grenzenlosen Leichtsinne, mit dem sich der Meister seiner Zeit die größten Schulden auf den Hals geladen hatte, um seinen Haushalt glänzend einzurichten, mit demselben Leichtsinne verzichtete er heute auf Alles. Er hatte nicht so viel mitgenommen, als ein Student in die Ferien mit sich führt.

Sascha hatte ein einfaches Wollkleid angezogen; ein etwas besseres befand sich in ihrem Koffer. Die Schmuckstücke — die zahllosen Geschenke zur Confirmation, zu den Geburtstagen und den anderen Festen, hatte sie zurückgelassen. Das Neue, Eigenartige dieser Reise hatte auch für sie einen besonderen Reiz. Und um sich dem Vater nicht etwa durch eine trübelige Stimmung zu verrathen, nahm sie sich vor, des nichtsahnenden Frießel in den nächsten Tagen überhaupt nicht zu gedenken. Sobald sich der Zug aber in Bewegung setzte, zuckte es gar feltam in ihren Augen. Doch schnell wußte sie sich zu fassen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fuhr Sascha in der dritten Wagenklasse. Sie fühlte sich wie im Himmel, — aber höchstens bis Leipzig. Auf der Strecke Leipzig-Hof vermißte sie bereits schmerzlich die gepolsterten Bänke. In Wiesau fing sie an, verstohlen — damit es ja der Vater nicht merkte! — vor sich hinzuweinen, und in München fühlte sie sich so elend, daß Florian eine Droschke herbeirufen mußte, um seine Tochter nach dem Gasthaus zu bringen.

Auch Florians frohe Laune war im Laufe der durchreisten Nacht entchwunden. Mit geheimem Entsetzen bestieg der verwöhnte Mann das Bett, dessen Bezüge von der Wäsche noch feucht waren und einen ziemlich bemerkbaren Chlorgeruch an sich hatten.

Witten in der Nacht richtete sich der Maler im Bett auf und starrte nach seinem vom Mond beschienenen kleinen Handkoffer. Das war also gegenwärtig sein ganzes Hab und Gut!

Aber die Farben, die Pinsel, die Paletten und Staffeleien, die Leinwand?!

Florian fröstelte. Wenn er sich all das wieder anschaffen sollte, so mußte er sich mit den übrigen Ausgaben heillos einschränken!

Es kam dem Meister so vor, als habe er eine fürchterliche Dummheit begangen.

Und Sascha, die am andern Morgen Bettstube, Neglige und sogar die Breunsscheere vermißte, ging es nicht anders.

„Ich werde an Griesinger schreiben!“ brummte Florian vor sich hin, als er sich mit seiner Tochter beim Frühstück traf.

Sascha fühlte sich sehr angegriffen. In aller Frühe hatte sie einen acht Seiten langen Brief an Kora geschrieben. Die vier ersten Seiten waren mit den schmerzlichsten Klagen und trostlosesten Betrachtungen angefüllt, — die vier letzten Seiten enthielten ein Verzeichniß der Dinge, die Kora sofort — durch Eilboten zu bestellen! — an sie abgehen lassen sollte.

Vater und Tochter ließen einander aber gegenseitig nichts merken. Und doch wußte es Eines vom Andern ganz genau, daß man sich so unbehaglich als nur möglich fühlte.

Um dem Andern die Lage zu erleichtern, bestrebten sich Beide, äußerlich lustig und guter Dinge zu sein. Während Florian seiner Tochter die Sehenswürdigkeiten Münchens zeigte und dabei nach einer kleinen möblirten Wohnung Ausschau hielt, entwickelte er sogar einen gewissen Humor.

Es war aber Galgenhumor.

17.

Frau Susanna saß in der ausgeräumten Wohnung und stellte tief sinnige Betrachtungen über den Werth und die Nothwendigkeit der Competenz-Stücke an.

Vier Betten, zwei Schränke, vier Stühle, zwei

Tische, etwas Kochgeschirr, etwas Wäsche und einige Kleider, natürlich die einfachsten Toiletten, die je im Spind gehangen hatten. Das war kein besonderer Reichthum. Sogar ihren eigenen Schmuck hatte sie abgeben müssen — werthvolle Erbstücke. Griesinger hatte ihr freilich zum Trost gesagt, daß sie diese Gegenstände zurückhalten werde, wenn sie Einspruch erhöhe. Sie hatte dem Kunsthändler darauf mitgetheilt, daß sie ihre Werthsachen zu Gelde machen wollte. Griesinger hatte also ein doppeltes Interesse daran, die Herausgabe der kostbaren Stücke zu erwirken. Die Malersgattin unternahm einige Spaziergänge durch die leeren Zimmer. Jetzt sah sie erst, was für ein gewaltiger Raum das Atelier war. Hätte sie doch diese Entdeckung schon im vorigen Winter gemacht, — wie glänzend wäre die große Gesellschaft ausgefallen. Im Atelier hätte man tanzen sollen, nicht im Speisesaal!

Während die Sachen aus der Wohnung abgeholt worden waren, hatte Frau Susanna mit der sich völlig theilnahmslos geberdenden Kora einen Spaziergang unternommen.

In ihrer Abwesenheit kam der Assessor in's Haus. Er bat die Portiersfrau, den Herrschaften mitzutheilen, daß er dagewesen sei. Willems Gattin schmolte, d. h. sie deutete physiognomisch an, daß ihr dieser Auftrag erstens durchaus nicht zusage und sie ihn zweitens überhaupt für überflüssig halte. Erst als Frau Neuter einen Thaler in der Hand fühlte, öffnete sie dem Ansuchen des jungen Mannes ihr Ohr.

„Schönchen. Wat die Ule is, die is mit det eene Mädchen schon vor 'ne sechslagene Stunde wegjestit.“

„Nun, und der Herr Professor?“

„Weef id nich. Seit et da oben alle geworden is, hab' id ihm überhaupt nich mehr jesehen. Na, un mit die Inädige — die wird nu och nich mehr lange die erste Bijeline spielen. Von wegen den Wirth. Den hat et nämlich eklig verschnuppt, daß er sich det hat aus die Keesje jehen lassen. Ja meine, mit die Miethe.“

„Ist schon gut. Darnach hab' ich Sie nicht gefragt!“ unterbrach Richard den Redefluß und ging.

„Adhee!“ klang's ihm aus dem Munde von Willems Gattin nach.

Am Nachmittag kam er wieder. Die Vorfaalthür war verschlossen. Trotz seines Läutens ward nicht geöffnet. Diesmal war die Portiersfrau, die er darauf wieder zu Rathe ziehen wollte, so kurz angebunden, daß Richard nicht wagte, sie weiter auszufragen.

Von dem Augenblick an, da man in der Nachbarchaft den Zusammenbruch der Konksischen Wirthschaft erfahren, hatte es Mutter und Tochter nicht an Beweisen dafür gefehlt, wie wenig sie in der ganzen Gegend beliebt waren. Der glänzende, großartige Haushalt war von jeher Gegenstand des Neides gewesen. Als man nun erfuhr, daß die Konksis gar kein Recht zu dem verschwenderischen Aufwand besaßen hatten, brach ein allgemeiner Sturm los.

Am entrüstetsten zeigten sich die kleinen Kaufleute und Handwerker, — selbst die, denen Frau Susanna feinen Pfennig schuldig geblieben war. Beim Grüntram-Händler, im Bäderladen, in der Butterhandlung bildeten sich erregte Gruppen. Ueberall erörterte man den Vorfall. Ein Jedes wußte Beispiele von der sinnlosen Verschwendung, die die Damen getrieben hätten, anzuführen. Die Dienstmädchen des gesammten Billen-Biertels stellten moral-philosophische Betrachtungen an. Verhältnißmäßig glimpflich kam der Meister Florian weg. Man bedauerte ihn sogar. Der sei ja durch die Pugsucht seiner Damen systematisch an den Bettelstab gebracht worden. Erst leytlich wieder die neuen Toiletten und die Hüte! Regierungsrath Hofers Köchin wußte die pikantesten Details anzugeben. Da ihre Herrschaft das Stodwert über der Maler-Familie bewohnte, hatte sie so mancherlei gesehen und erfahren. Alles drängte sich um die dicke Auguste; sie wurde zur Hauptperson. Sogar über die Vorgänge im innersten Familienkreis wußte sie Bescheid. Man staunte sie an und sprach allgemein die größte Entrüstung über die abgrundtiefen Verhältnisse der Künstler-Familie aus. So etwas konnte doch in dem geordneten Hausstand eines königlichen Beamten niemals vorkommen! Die dicke Auguste fühlte sich.

Frau Susanna und ihre Tochter ließen auf der Straße Spiehruthen.

Zuerst begegneten sie der Frau Hauptmann a. D. von Serger. Die edle Dame hatte noch in der vorigen Woche bei Konksis zu Abend gegessen und mit ihnen Bowle getrunken. Heute wich sie dem Gruß der unglücklichen Susanna aus.

Ebenso erging es dann Kora mit mehreren Freundinnen.

Zu Hause angelangt, warf sich das Mädchen weinend an die Brust der Mutter.

„Nur fort aus dieser Gegend! Nur schnell fort!“



Noch unglücklicher fühlte sie sich, als eine Equipage vorfuhr, die einer befreundeten Familie zugehörte. Eine ältere Dame stieg aus; ein junges Mädchen folgte. Die Beiden gelangten bis zur Hausthür. Kora eilte auf den Vorjaal. Klopfenden Herzens lauschte sie.

„Zu wem wollen Sie?“ rief es aus der Portiers-Loge.

Etwas betreten über den dreiften Ton, erwiderte die Dame, die schon oft in's Haus gekommen war und den Portiers-Leuten unbedingt bekannt sein mußte: „Zu Frau Professor Konksi!“

„Is nich mehr. Oben is et alle jeworden!“ klang's zurück.

Kora brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Sie vernahm darauf noch die Worte der jungen Dame: „Aber da will ich doch selbst . . .!“ Schritte näherten sich. „Elle!“ rief es scharf von unten herauf, „was fällt Dir ein, Du wirst doch nicht . . .!“

Eine kurze Erörterung zwischen Mutter und Tochter folgte — vor den Ohren der Portiers-Leute. Endlich erschienen die Beiden wieder auf der Straße draußen und fuhren weiter.

Kora wollte in den Boden sinken vor Scham. Ihr war's mit einem Male klar geworden: man war todt für die Gesellschaft!

Ein furchtbares Wort für Frauen, die nur für die Gesellschaft gelebt hatten. Was waren sie jetzt überhaupt noch? Eine erschreckende Leere lag vor dem Mädchen.

Die Zukunft — die Zukunft! Heiliger Herrgott, was sollte nur aus ihnen werden?

Frau Susanna suchte ihrer Tochter Trost zuzusprechen.

Sobald Kora den Namen ihres Geliebten aus dem Munde der Mutter vernahm, brach sie in ein herzzerreißendes Weinen aus.

Das Mädchen verlangte von der Mutter, daß diese den jungen Mann auf keinen Fall verlasse, ihn vielmehr sofort brieflich bitte, seine Besuche einzustellen.

Seufzend willfahrte Frau Susanna. Sie wandte sich zum Fenster nach dem Schreibtisch.

Doch der war ja nicht mehr da. Frau Susanna schlug sich vor die Stirn.

Am Nachmittag meldete sich ein anderer Besuch. Es war Friedel. Kora hatte sich geräuschlos auf den Vorjaal begeben und durch die Thüröffnung geschaut. Lange zauderte sie; endlich raffte sie sich zusammen und öffnete.

Der gute Liddemann war geradezu erstarrt gewesen, als er bei Griesinger die Auspändung Konksis, sowie seine und Saschas Abreise vernommen hatte.

Schweißgebadet langte er in Konksis Wohnung an.

Die Verzweiflung des jungen Mannes rührte Kora. Sie führte ihn in die leeren Zimmer. Frau Susanna ward freideweis, als sie Friedel erblickte.

Sie wollte ihn mit großartiger Verachtung abtanzeln, denn sie sah in ihm einen Vertreter der Bourgeois — einen Klein-Capitalisten. Das Capital haßte Frau Susanna seit einigen Tagen — wenigstens das Capital Anderer. Sie wollte es den jungen Mann fühlen lassen, daß sie doch noch tausendmal über ihm stände, — wenn sie auch nur noch über die Kompetenz-Stücke verfügte.

In diesem Augenblick erschien der Wirth.

Es giebt auch in Berlin gebildete Hausbesitzer. Herr Weigandt war einer derselben.

Viele hätten an seiner Stelle eine rohe Scene aufgeführt und die unglückliche Frau mit Vorwürfen überhäuft, denn die Miethe für das angefangene Quartal war noch nicht entrichtet und ebensowenig der Vertrag gekündigt worden.

Herr Weigandt sprach in einigen Worten sein Bedauern darüber aus, daß einem Künstler von Konksis Bedeutung solches Unglück widerfahren sei, und behandelte Frau Susanna so delicat, daß diese dem Hausbesitzer — trotzdem er Capitalist war — in Gedanken das Zeugniß eines vollendeten Weltmannes ausstellte.

„Aber nehmen Sie doch Platz, Herr Weigandt.“

Der Wirth sah sich verlegen um. Es war kein Stuhl da. Frau Susanna wurde roth.

„Bitte, bitte,“ wehrte der Hausbesitzer ab. „Nun noch eine Frage, gnädige Frau, — wie darf ich über die Wohnung verfügen?“

Frau Susanna blickte den Wirth ganz erschrocken an. „Ach so — ja,“ stotterte sie dann verlegen, „freilich — die Wohnung ist mir jetzt etwas zu — eh — geräumig. Na ja, — wenn Sie so lebenswürdig sein wollen, mich von dem Contract zu entbinden?“

„Sie haben nur zu befehlen, gnädige Frau.“

Die Malersgattin war entzückt von dem Hausheeren. Seine Vornehmheit behagte ihr. Sie wollte nicht nachsehen.

„Und was den Miethzins anlangt, Herr Weigandt,

so übernehme ich die Regelung der Geldfrage persönlich. Meine Beauftragten sind Griesinger & Co.“

Herr Weigandt blickte die Dame höchst überrascht an. Das hatte er doch nicht erwartet.

Nach einigem Umbersuchen fand sich ein Vogen Papier, sowie Tinte und Feder. Frau Susanna schrieb ein paar Zeilen an die Firma und handigte dem Wirth das Blatt ein.

„Ich werde mir gestatten, Ihnen morgen Mittag die Schlüssel der Wohnung auszuliefern, Herr Weigandt.“

Der Hausbesitzer konnte sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholen. Er küßte Frau Susanna die Hand und empfahl sich.

„Gnädige Frau, es war mir eine Ehre — wirklich eine Ehre!“

Weigandt schien ganz ergriffen. Er war in der festen Ueberzeugung hergekommen, daß doch nichts mehr zu retten sei und er auf den Miethzins verzichten müsse; so hatte er wenigstens seinerseits bis zum letzten Augenblick die äußere Form wahren wollen. Die paar lebenswürdigen Worte trugen ihm nun zweitausend Mark ein — die Miethe für ein halbes Jahr. Als ihm vollends bei Griesinger der Empfang des Geldes — nach Abwicklung einiger Formalitäten — in sichere Aussicht gestellt wurde, konnte er nicht umhin, sich für sein taktvolles und — feinfühliges Künstlernaturen gegenüber sehr lucratives Vorgehen gebührend zu beloben.

Auch Frau Susanna war mit ihrer Haltung zufrieden. Sie war theuer — aber vornehm.

Doch was nun? Wohin mit den Siebenjachen?

Frau Susanna schlich trübselig durch die Wohnung und setzte sich auf ein Kompetenz-Stück nach dem andern. Als sie die Stellen musterte, wo das Buffet, Schränke, Vertikows und ähnliche große Möbelstücke gestanden hatten, ärgerte sie sich darüber, daß dort der Staub mehrerer Monate — im Biered schön abgegrenzt — fingerdick auf dem Parquet lag.

Out, daß die faule Anna aus dem Hause war. Auf die Dienboten war doch auch gar kein Verlaß. Wie oft hatte sie das Mädchen beauftragt, gründlich reinzumachen.

Inzwischen hatten Kora und Friedel eine ernste, jaß geheimnißvolle Unterredung. Sie waren im Nebenzimmer Zeuge von Frau Susannas Besprechung mit dem Wirth gewesen und berathschlagten, in welcher Gegend zunächst eine Wohnung bezogen werden sollte.

Der gute Liddemann hatte die Kränkung, die ihm durch Frau Susanna geworden war, anscheinend gänzlich vergessen. Sobald er durch Griesinger die volle Wahrheit erfahren, hatte in ihm nur noch der eine Gedanke Platz: wie er Konksis helfen konnte. Selbst als er vernahm, daß Sascha mit ihrem Vater Berlin schon verlassen hatte, gab er seinen Plan nicht auf, der unglücklichen Familie in irgend einer Weise mit Rath und That beizustehen. . . . Aber wie? . . . Es war ihm klar, daß Frau Susanna ihm jetzt noch weniger denn vorher geneigt sein würde. Doch das verschlug ihm nichts. Er hatte eine derbe Natur und konnte schon ein paar moralische Rippenstöße vertragen.

In dieser peinlichen Nothlage erkannte Kora den ehrlichen, treuen Charakter des jungen Mannes. Aber von seinen Vorschlägen wollte sie nichts wissen. „Das thut Mama auf keinen Fall; dazu ist sie viel zu stolz.“

Friedel sann nach. „Ich wag's!“ jagte er endlich lächelnd. Seitdem ihm Kora eine Stelle aus Saschas Münchener Brief vorgelesen hatte, gerieth er in eine immer glücklichere Stimmung. Er hätte die ganze Welt umarmen mögen, selbst Frau Susanna. Ohne verlegend zu wirken, wußte er doch der hochpeinlichen Lage etwas Scherzhafes abzugewinnen, so daß selbst Kora zum ersten Mal wieder ihren Mund zu einem Lächeln verzog.

Endlich suchte das Paar die Hausfrau auf.

Frau Susanna war über Koras Veränderung sehr erstaunt. Als sie aber Friedels Vorschlag vernahm, fuhr sie entsetzt in die Höhe.

„Ich — nach der Köpenickerstraße ziehen? Niemals! Niemals!“

Friedel stellte ruhig und sachgemäß Alles vor. Wollte sich Frau Susanna etwa der Unannehmlichkeit aussetzen, ein Hotel zu beziehen? Denn etwas Anderes blieb ja sonst kaum übrig.

Aber die Gegend, die Gegend!

„Wenn Sie nach Berlin O ziehen, gnädige Frau, dann sind Sie für diese Gegend hier eine Zeit lang aus der Welt. Dort draußen begegnen Sie keinem Bekannten, wenn Sie ausgehen, und . . .“

„Ich werde auch hier nicht mehr ausgehen.“

„Aber bedenken Sie, gnädige Frau, die Gesundheit Ihrer Tochter.“

„Wenn doch nur nicht immer andere Leute . . .“

„Aber Mama, Herr Liddemann meint es doch so gut.“

„Und dann,“ stotterte Friedel, „hatte Ihr Herr Gemahl auch versprochen, sich meiner anzunehmen, damals, — nämlich er sagte, ich solle getrost bei der Malerei bleiben und mich den Kuckuck um das Haus scheeren. Na, das habe ich denn gethan und nun — und nun . . . kurz und gut, ich habe das Vermietungsgeschäft — eh — verbummelt und — und . . . hm — eine Wohnung steht nun frei, und ich weiß nicht, was ich anfangen soll.“

Frau Susanna zuckte geringschäßig die Achsel. „Wenn Sie Herrn Konksi dafür Schuld geben wollen —“

„Ach nein, gnädige Frau,“ fuhr der junge Maler fort, dem diese Rothlüge den Schweiß auf die Stirne trieb, „aber da Sie sich ja immer etwas für mein Talent interessiert haben, so . . . hm — ich meine, wenn Sie nun doch eine neue Wohnung beziehen müssen . . . warum wollen Sie das — hm — das Geld . . . nicht mir zuwenden?“

Friedel athmete tief auf. Er war freudroth im Gesicht geworden. Kora auch. Aber Frau Susanna merkte noch immer nichts.

Liddemanns Verzweiflung gab ihr eine gewisse Genugthuung. So mußte es kommen, daß der junge Mensch, der sich noch vor wenigen Tagen ihrer Ansicht nach so hoffärtig benommen hatte, nun selbst ihre Unterstützung erbat. Sie lächelte unwillkürlich. Als Kora merkte, daß die Mutter schwankte, sprach auch sie ihr zu.

Frau Susanna überlegte. Es blieb ihr wahrhaftig nicht viel Anderes übrig. Vorsichtig fragte sie nach dem Preis. Friedel nannte eine lächerlich geringe Summe. Frau Susanna blickte erst den jungen Maler, dann ihre Tochter mißtrauisch an. Kora wurde zur Abwechslung wieder bleich.

Friedel spielte seine Rolle vorzüglich zu Ende. „Ich weiß ja, daß es ein Bißchen zu theuer ist, gnädige Frau. Aber geben Sie mir nur das erste Jahr so viel, — später will ich Ihnen die Wohnung gern billiger lassen.“

Frau Susanna fand die Bescheidenheit rührend. Sie nahm sich insgeheim vor, ihrem neuen jungen Hauswirth quartaliter zehn Mark mehr, als er forderte, zu geben. Kora schlug vor, daß man sich gemeinsam auf den Weg mache, um die Wohnung zu besichtigen. Die Malersgattin war einverstanden.

Warum sollte sie den jungen Menschen nicht protegiren? Zeit hatte sie ja — und soviel Geld doch auch noch! Und vielleicht verdiente der strebsame Liddemann es wirklich.

Trop ihrer Verachtung des Rammons fühlte sich Frau Susanna heute zum zweiten Male als Capitalistin, — und diese ihre neue Rolle behagte ihr sogar anscheinend.

18.

Wochen vergingen.

Frau Susanna lebte mit ihrer Tochter Kora in Friedels Hause in der Köpenickerstraße.

Es war in der Nähe des Schleifischen Thores. Ein Gärtchen grenzte an die Straße. Der gewaltige Fuhrwerks-Verkehr, der die Köpenickerstraße — eine den ganzen Stadttheil durchquerende Hauptader — belebte, machte zwar den Aufenthalt in dem Garten bei Tage unmöglich; das Grün der Sträucher, die Beete mit den Dahlien und bunten Asten, und die paar im herbstlichen Blätter-schmud prangenden Bäume boten dem Auge aber auch von den Fenstern aus ein angenehmes Bild.

Frau Susanna hatte die vier Parterre-Stuben inne. Ueber ihr wohnte ein Oberbeamter der Feuerwehr. In den beiden Giebelstuben hatte sich Friedel einquartiert. Der nach Norden gelegene Raum war sein Atelier; hier arbeitete der junge Maler, so lange es täglich das Licht erlaubte.

Wenn er in der Dämmerstunde, mit der Cigarre im Munde, auf dem Sopha saß, sich behaglich zurücklehnte und seinen Blick träumerisch durch's Fenster nach der hinter den Häusern vorbeischießenden Spree schweifen ließ, dann tauchten oft vor seinem geistigen Auge allerlei wunderliche Bilder auf.

Er sah sich zwei Stockwerke tiefer — auf dem alten, etwas wackligen Sopha, auf dem er schon als halbwüchsiger Bengel seine ersten Turnkünste versucht hatte, oder in dem von der Mutter mit einer Stickerie versehenen Schaukelstuhl. Er sah außer sich noch ein anderes Wesen in dem Erdgeschos, und zwar ganz in seiner Nähe, — eine junge Dame, die aber in der Wirklichkeit augenblicklich fern an der Isar weilte — leider!

Ja, Friedel Liddemann hatte sich die Sache ganz anders vorgestellt. Warum hatte er denn die Wohnung in dem letzten Monat so wunderbar herrichten lassen,



Nachdruck verboten.

### Das ewig Weibliche.

Eine sprachwissenschaftliche Plauderei.

Von Dr. Wasserzieher.

Das ewig Weibliche  
zieht uns hinan!

**I**n schmeichelhafterer Hymnus, als diese beiden kurzen Zeilen, die das gewaltigste Kunstwerk der Neuzeit, den Goetheschen Faust, abschließen, ist niemals auf das schöne Geschlecht gedichtet worden. Weib! das Herz voll ist, daß geht der Mund über. Nicht ohne Ursache wimmelt die Sprache von Bezeichnungen für dasjenige Weib, das der Welt erst seinen Reiz verleiht, und ohne das sogar das Paradies kein Paradies gewesen wäre. Wie bei den Bezeichnungen, die man für das „vollkommenste Wesen der Schöpfung“ gefunden, Poesie und Prosa, Phantasie und Wissenschaft mit einander ringen, wie sie sich theils bekämpfen, theils fördern, ergänzen und decken, ist wohl einer Untersuchung werth.

Aber auch culturhistorischer Gewinn dürfte sich ergeben; denn wie eine Nation über ihre bessere Hälfte gedacht hat vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, das spiegelt die Sprache wieder, und nichts vermag das Bild zu verwischen oder gar zu verlöschen. Wenn wir uns dabei zumeist auf die Mutter-Sprache beschränken, so geschieht dies, weil sie wahrlich reich genug ist, um gerade über dieses Thema des Stoffes die Hülle und Fülle zu liefern.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,  
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang!“  
„Es ist kein lieber Ding auf Erden,  
Als Frauenlieb, wenn sie mag werden.“

In solchen Sprachen, die in unendlich vielen Variationen im Volke umlaufen, prägt sich die Werthschätzung aus, die die Frau genießt. Alle Freude gewährt sie; froh macht ihr Weib. Was Wunder, wenn die Volks-Etymologie einen Zusammenhang suchte zwischen Frau, froh und freuen? Schon im Mittelalter sang Freidank, der Verfasser geistvoller Sprüche:

„Nach der Freude sind die Frauen genannt,  
Ihre Freude erfreuet alle Land.  
Wie gut hat der Mann Freude genannt,  
Der sie zuerst Frauen genannt!“

So schön und sinnig diese Deutung erscheint, so entbehrt sie doch der wissenschaftlichen Begründung. Das mittel-hochdeutsche „vrouwe“ und das noch frühere alt-hochdeutsche „frouwa“ ist eine jetzt abgeschlossene Feminin-Bildung zu „fro“ = Herr, das als selbständiges Wort verloren ging, in Zusammenlegungen jedoch noch erhalten ist. Frohdienst ist Herrendienst, Frohleichnam ist der Leib des Herrn; fröhnen oder frohnen ist dienen. Dem „fro“ und der „frouwa“ entspricht in einer älteren Periode, im Gothischen, ein „frouja“ = Herr und „froujo“ = Frau. Damit bringt man die Götternamen Freya und Freyja in Verbindung, von welchen der erstere den Herrn, der zweite die Herrin bezeichnet. Ob schließlich der Herr als der Gütige, Milde, Erfreunde, Frohmachende gedacht und dieselbe Eigenschaft dann auf die Herrin übertragen wurde, kann durch das vorbandene Sprach-Material nicht entschieden werden. — Erwähnenswerth ist, daß, wie „fro“ = Herr in den germanischen Sprachen unterging, „frouwa“ = Frau aber bestehen blieb, so auch das lateinische „dominus“ aus mehreren romanischen Sprachen verschwand, während die weibliche Form „domina“ sich erhalten hat, im Italienischen als „donna“ im Französischen als „dame“.

Den alten Genitiv „Frauen“ zeigen noch Ausdrücke wie „Kloster unser lieben Frauen.“ Die Verkleinerungs-Wörter „Frauchen“ und „Fräulein“, obwohl sachlich zunächst identisch, indem jenes eine norddeutsche, dieses eine süddeutsche Endung aufweist, sind im Laufe der Zeit in ihrer Bedeutung auseinander gegangen, wie auch „junge Frau“ und „Jungfrau“.

Das Fräulein, im vorigen Jahrhundert die Fräulein, bezeichnete noch bei Luther auch Thierweibchen. Durch Abschwächung der vollen Endung entstand aus Jungfrau Jungfer, wie aus Windbraue Wimper, aus Schultbeiß Schulze. Im Mittelalter hießen die Bauernmädchen und Dienerrinnen „frouwelein“ (Fräulein), während adlige Jungfrauen mit „junscrouwe“ und sogar „vrouwe“ angeredet wurden; auch im Französischen beschränkt sich ja bekanntlich die Anrede „Madame“ nicht auf verheiratete Frauen.

Im 18. Jahrhundert wird „Fräulein“ wieder zur Bezeichnung vornehmer oder adeliger Jungfrauen; Minna von Barnhelm heißt geradezu das Fräulein, während ihrem Kammerläschen, der schnippischen Franziska, nur das Prädicat „Jungfer“ zukommt.

Später trat Ramsell (aus mademoiselle = kleine Frau) dafür ein. Unsere nivellirende Zeit dagegen hat Alle gleich gemacht und titulirt auch die Dienstmädchen mit Fräulein. Die höher stehenden Damen lassen sich nun zur Vermeidung von Verwechslungen „gnädiges“ Fräulein oder Frau nennen; ein etwas langathmiger Titel.

Die ziemlich aus der Mode gekommene Bezeichnung „Frauenzimmer“ wurde ursprünglich von dem Gemach der Frauen und Mädchen gebraucht und ging wunderlicher Weise allmählig auf die Ansassen über. Zunächst bezeichnete es eine Gesamtheit von Frauen, wie es denn im vorigen Jahrhundert „Unterhaltungen und Belustigungen für das Frauenzimmer“ giebt; wir würden sagen „für das weibliche Geschlecht“ oder „für die Frauenwelt“. Allmählig aber verstand man darunter einzelne Frauen und bildete auch die Mehrheit „die Frauenzimmer“.

Das parallele Wort zu „Frau“ ist — „Weib“. Selbständig hat es sich neben ihm entwickelt, und obwohl sachlich identisch, gehen beide doch im Sprachgebrauch weit auseinander. Welchem der Preis gebühre, darüber stritten schon im Mittelalter erbittert die Minnesänger. Die Partei der Frauenfreunde hat im großen und ganzen gesiegt; wenigstens nimmt Frau einen weit breiteren Raum in der Umgangssprache ein. Schon durch die Anrede kommt es mehr in Umlauf, während „Weib“ nur bei besonderem Anlaß aus dem Wörterbuch hervorgeholt wird. „Da werden Weiber zu Hühnern!“ klagt der Dichter. Von Marktweibern, von gemeinen Weibern spricht man wohl; das Niedrigste

und Tiefste bezeichnet „Weib“. Aber andererseits von Heldenweibern, von gottbegnadeten Weibern reden wir, wenn wir an eine Semiramis, eine Jungfrau von Orleans denken, und möchten es nicht durch „Frau“ ersetzt wissen. „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ ruft der Gottessohn seiner Mutter zu, die ihn nicht begreift.

Die von Weib und Frau abgeleiteten Adjective geben uns einen Fingerzeig für die Unterscheidung. „Weiblich“ bezeichnet einfach das Geschlecht, das dem Geschlecht Eigentümliche an Körper und Seele. „Frauenhaft“ dagegen drückt die Anmuth und Würde aus, die der Trägerin des Namens Frau innewohnt. So reden wir denn von einer tüchtigen Hausfrau, aber von einem Mannweibe.

Welder Widersinn, daß das Weib, der Inbegriff aller holden Weiblichkeit, in der Sprache geschlechtslos ist und den Artikel „das“ trägt! Wie mag das zugehen? Hat es einen logischen Grund oder ist es nur ein Spiel der launischen Willkür der Sprache zuzuschreiben, wie es deren ja manche giebt? Die Etymologie hat dafür eine, wenn auch nicht unbedingt zuverlässige Antwort.

Tacitus, der erste wissenschaftlich gebildete Mann, der mit den alten Deutschen in Berührung kam, berichtet in seiner Germania unter Anderem von dem Verhältnis der beiden Geschlechter und hebt hervor, in welcher hoher Achtung das Weib bei den Germanen stand. Sie sahen in ihm etwas Heiliges, Begeistertes und hörten auf die Aussprüche gewisser Frauen wie auf Orakel. Nun heißt im Sanskrit vip = begeistert, innerlich erregt. Dies würde die Ansicht des Römers stützen und die sächliche Bezeichnung etwa als Begeisterung, Begeistertes erklären. Daß das ewig Weibliche aber nicht bloß passivisch „begeistert“ ist, sondern activisch „begeistert“ wirkt, darüber giebt die Etymologie keinen Aufschluß.

Während der Ausdruck Weib keine Schlüsse auf den bürgerlichen Stand zuläßt, bezeichnet Magd die Unverheirathete, die Jungfrau. Eine „leusche Magd“, eine „zarte Magd“ nennt sich z. B. Joanne d'Arc. Das g hat sich in einer Nebenform in i erweicht, aus „Maget“ wurde „Meit“, wie sich „fagen“, „weg“ im Englischen als say, way darstellt. In der Bedeutung sind die beiden materiell gleichen Wörter auseinandergegangen; „Magd“ ist heute die Dienerin; „Maid“ gehört der Poesie an. „Eine holde Maid“ hat schon Manchen zum Verfechteten gemacht. Die gewöhnliche Redeweise bedient sich der Verkleinerung von Magd, nämlich Magdchen oder -gen, wie es bei Lessing und Goethe noch lautet. Das g fiel aus und es entstand das sehr verbreitete Wort Mädchen, das alle anderen fast verdrängt hat (Jungfrau, Magd, Maid). Maget (Magd) hat sich als weibliche Form zu einem ursprünglichen magus = Knabe gebildet, wie das lateinische puella zu puer. „Mägdelein“ mit der oberdeutschen Verkleinerung -lein, die Parallelsform zu Mädchen, gehört der gehobenen Sprache an; „Mädel“ der niederen Ausdrucksweise; noch gewöhnlicher klingt der Plural Mädels, mit dem aus dem Niederländischen eingedrungenen Plural -s. Veraltet sind Ableitungen wie „magdlich“ = jungfräulich edel, das Bürger noch gebraucht, und das „Magdthum“ = Jungfrauschaft.

Damit sind die Bezeichnungen, die die Sprache für unsere schöneren Lebensehrinnen aufweist, keineswegs erschöpft. Allein das Angeführte, wenn auch nur ein Ausschnitt des Wichtigsten und Charakteristischsten, dürfte hinreichen, die mannigfachen Variationen zu zeigen, in denen sich unsere Gedanken ihre Hüllen, d. h. die Wörter, für das Ewig-Weibliche geschaffen haben. So vielfältig die Nuancirungen erscheinen, so sehr die einzelnen Wörter in ihrer äußeren Form differiren — sie zielen doch alle auf das Eine ab, das wir lieben und verehren, das wir erflehen und begehren, ohne das wir nicht sein mögen und können. Und so lange die Welt besteht und noch bestehen wird, einhellig wird dem Dichter zugestimmt und zugejubelt werden, der da sang:

Es giebt kein lieber Ding auf Erden,  
Als Frauenlieb — wenn sie mag werden!

Nachdruck verboten.

### Kein Scheidungsgrund.

Novellette von C. Brachvogel.

**S**ie sind es wirklich, gnädigste Frau, täusche ich mich nicht?

„Nein, nein, Sie täuschen sich nicht. Ich bin es leibhaftig, in höchstgener Person, nicht etwa mein Geist.“

Lachend streckte mir die schöne Frau beide Hände entgegen; es schien sie gar nicht zu bekümmern, daß sämtliche Spaziergänger auf dem Verbindungswege sie ob ihres erregten Wesens und ihrer auffallenden Lebhaftigkeit groß anschauten. Die junge Frau kehrte sich weiter gar nicht daran.

„Nein, so 'was!“ rief sie lachend. „Müssen wir direct von Paris und Sie direct von China nach Bozen kommen, damit wir uns endlich wieder einmal treffen. Ist das schnurrig!“

„Nicht nur schnurrig, gnädige Frau, sondern meiner Ansicht nach auch reizend. Aber ich komme nicht von China, sondern von Indien.“

„Ach, das ist ja ganz gleichgültig,“ unterbrach sie mich. „Die Hauptsache ist, daß ich weit fort war, und daß Sie auch in der Welt herumgekommen sind, und daß wir uns jetzt getroffen haben.“

Wieder lachte sie mit ihrem seltsamen, nervösen Lachen, das sie schon als Mädchen so gut gekleidet hatte, und ehe ich mich's versah, hatte sie ihren Arm in den meinen gelegt und schlenkerte mit mir den Verbindungsweeg hinaus, dem Johannisplatz zu. Sie schien unglaublich viele Bekannte zu haben, denn sie mußte fast beständig grüßen, dankend nicken, im Vorbeigehen ein paar Worte mit jemand wechseln, und dabei entgingen ihr wohl die bewundernden, oder auch spöttisch-neidischen Blicke und halblauten Ausrufe, die ihr von allen Seiten nachgeschandt wurden. Ich erinnerte mich, daß sie als Mädchen sehr befriedigt war, wenn sie auf der Straße ein „Wie entzückend!“ oder „Bildschön!“ auffangen konnte, — in dieser Beziehung hatte sie sich offenbar vollkommen geändert. Im übrigen schien sie in den sieben oder acht Jahren, da ich sie nicht gesehen hatte, ganz die Gleiche geblieben zu sein, ebenso schön, ebenso lustig, wohl auch ebenso oberflächlich, wie sie es früher gewesen war. Aber seltsam! Etwas in ihrem Wesen berührte mich peinlich;

he? Wozu die Dielen streichen, die Wände neu tapeziren, die Decken malen und die Küche weissen lassen?

Für Frau Susanna nicht.  
O nein, der Junggehilfe Friedel Liddemann hatte sich mit der etwas übermüthigen, aber ehrjamen Jungfrau Sascha Konsti zu verheirathen gedacht. Schüchtern, wie er von Natur war, hatte er nicht geglaubt, durch seine Persönlichkeit einen genügenden Eindruck auszuüben. Erst als das trauliche Heim am Schlesi'schen Thore blitzblank war, hatte er das erste offene Wort Sascha gegenüber gewagt. Und wie war seine Freude noch an demselben Tag zu Wasser geworden! Die hübsche Wohnung hatte nun freilich ihren Zweck nicht verfehlt, denn Frau Susanna lebte sich ganz gut ein, aber Friedel hatte doch eine andere Verwendung im Auge gehabt, eine ganz andere.

Frau Susanna fühlte sich beinahe wohl.  
Die Wirthschaft der verstorbenen Frau Liddemann befand sich in einem geradezu tadellosen Zustand. Die Aufwartefrau, die dem jungen Maler seine kleine Wirthschaft besorgte, bediente auch die Mietherin im Erdgeschloß. Frau Susanna hatte sich um gar nichts zu kümmern. Während sie noch des Morgens im Bett lag, braute die Aufwärterin, eine sehr saubere Frau, die bessere Tage gesehen hatte, den Kaffee für die Malersgattin und deren Tochter. Mittags brachte sie in einem Tragkorb das Essen aus dem Restaurant, und zum Abendbrot holte sie ein, was Frau Susanna befahl.

Kora hatte sich eine Zeit lang in einigen Tagesblättern als Lehrerin des Französischen und Englischen angekündigt. Nach vielem Umherlaufen und manchen Demüthigungen waren ihr endlich gegen ein lächerliches Honorar ein paar Schüler zugewiesen worden. Als sie am Schluß des Monats das erste selbstverdiente Geld nach Hause brachte, strahlte sie über das ganze Gesicht. Frau Susanna wollte anfangs eine geringschätzigte Bemerkung machen; als sie aber das glückstrahlende Antlitz des jungen Mädchens sah, blieben ihr die spöttischen Worte in der Kehle stecken.

Frau Susanna hatte von Griesinger noch ein paar hundert Mark herausgezahlt erhalten. Bei der Abrechnung hatte der Kunsthändler eine Bemerkung über ihre Noblesse dem Hauswirth gegenüber gewagt; da war er aber schlecht angekommen. Mit der Haltung einer Königin Elisabeth nahm Frau Susanna die paar blauen Scheine an sich und entließ den Kunsthändler mit souveräner Verachtung.

Von ihrem Gatten hatte sie schon zweimal Geld empfangen. Kora mußte für sie quittiren. Nicht eine Zeile sollte Florian von ihr erhalten. Damit schien der Maler einverstanden auch ganz zufrieden zu sein. Um so eifriger schrieb er seiner Tochter. Kora erfuhr, daß sich der Vater von Griesinger einige seiner früheren Entwürfe und Skizzen hatte ausfolgen lassen und für ein paar Kleinigkeiten bereits ganz hübsche Einnahmen wieder erzielt hatte.

Schüchtern suchte Kora die Mutter dafür zu intereffiren. Frau Susanna hörte ihrer Tochter immer stillschweigend zu. Wenn Kora mit ihrem Bericht dann gänzlich zu Ende war, sagte sie in sehr würdevollem Tone:

„Schweig! Von ihm — kein Wort!“

Die Malersgattin hatte sich, wenn auch im Anfang widerstrebend, an die bescheidenen Verhältnisse gewöhnt — sogar an die derbe und scharfe Kost aus dem Restaurant. Die Aufwartefrau besorgte die häuslichen Geschäfte mit solch peinlicher Genauigkeit — sie stammte noch aus Frau Liddemanns Schule — daß Frau Susanna gar nichts zu thun übrig blieb.

Das ärgerte die Malersgattin mit der Zeit.

Sie vermied den Streit mit den Dienstboten. Das bescheidene, ruhige, sichere Auftreten der Aufwärterin behagte ihr bald nicht mehr. Sie — die Hausfrau — kam sich mittlerweile völlig überflüssig vor. So sann sie denn nach, auf welche Weise sie ihre Hausfrauen-Würde wahren könnte.

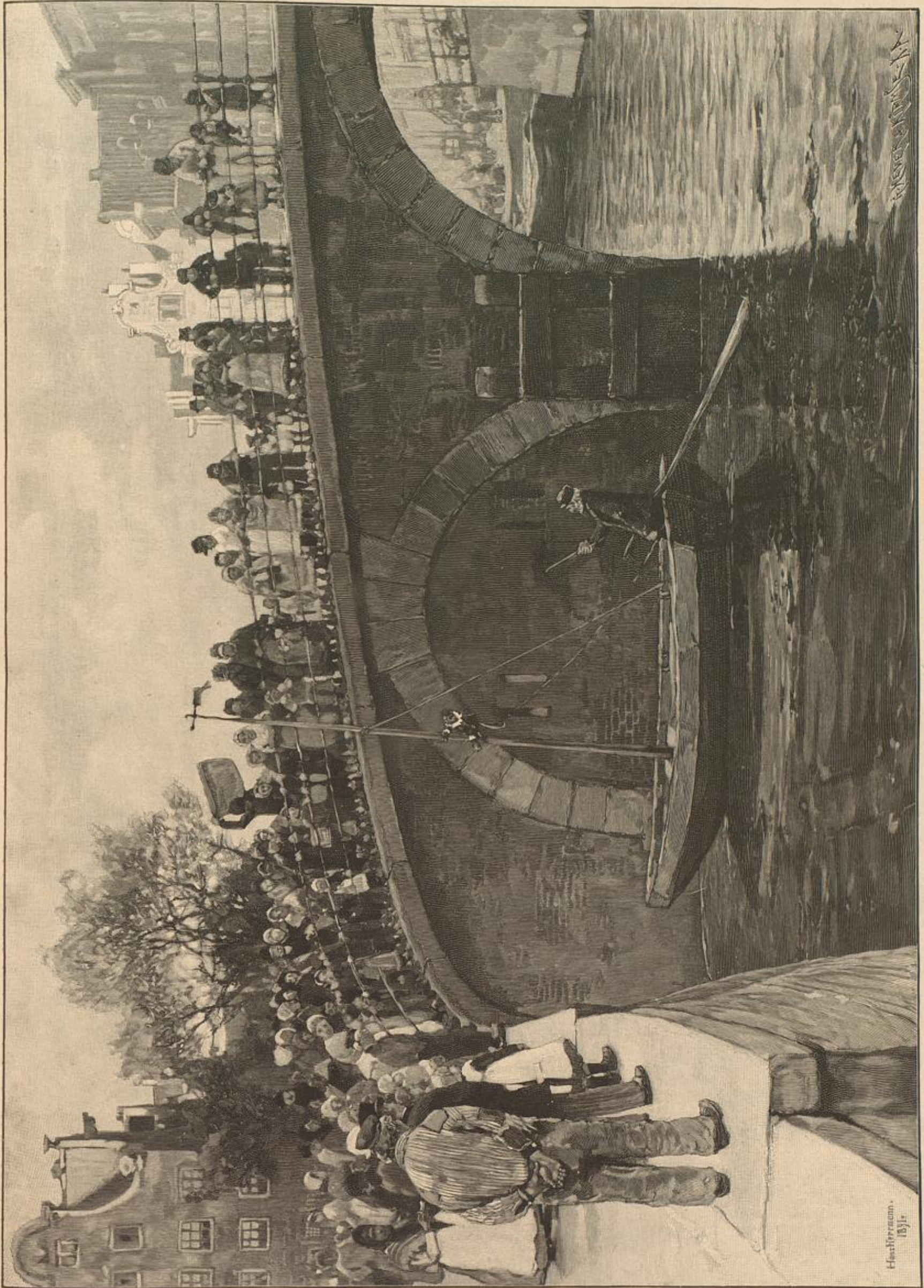
Sollte der Aufwärterin denn wirklich kein Fehler nachzuweisen sein?

Frau Susanna ertappte sie plötzlich dabei, wie sie vor einem Kleiderschrank niederkniete und mit der flachen Hand unter dieses Möbelstück tastete. In ihrer früheren Wirthschaft hatte sie bekanntlich schlimme Erfahrungen in diesem Punkte gemacht. Als sie die Hand aber vorzog, entdeckte sie auch nicht das leiseste Stäubchen an ihren Fingern.

Eine unausstehliche Person! dachte Frau Susanna. Stundenlang befand sich die Malersgattin ganz allein in ihrer Behausung. Ihre Tochter gab in der Stadt Unterricht, in der Hauswirthschaft war nichts zu thun, spazieren gehen wollte sie nicht, lesen auch nicht — Frau Susanna gähnte. Sie langweilte sich.

(Schluß folgt.)





Das Messen. Nach dem Bilde von Hans Herrmann — Siehe Seite 47.



aus ihrem Lachen, ihrem harmlosen Geplauder klang es mitunter wie der Ton einer zerrissenen Saite. . . . Gleich nachdem mich diese Empfindung überkommen hatte, hob ich sie als lächerlich-sentimental zurück. Wenn mir etwas fremd an ihr erschien, so trug zweifelsohne nur mein Fernsein die Schuld daran, und wohl auch der Umstand, daß ich über die jüngsten Vorgänge ihres Lebens nicht genau unterrichtet war, obgleich dieselben recht bedeutungsvoller Art gewesen sein sollten. Es waren lauter Nichtigkeiten, die wir redeten. Ueberflüssige Fragen nach dem beiderseitigen Befinden wurden gewechselt, ein paar ganz fernliegende Reise-Erinnerungen ansgetauscht. Offenbar war jedes so von seinen Erinnerungen und Rückbliden in Anspruch genommen, daß wir das rechte, vom Herzen zum Herzen gehende Wort nicht finden konnten.

„Ihr Herr Gemahl ist doch auch hier?“ fragte ich.  
 „Ja, wissen Sie denn, daß ich zum zweiten Mal verheiratet bin?“

„Allerdings, man hat es mir geschrieben.“  
 Constanze erwiderte nichts mehr; wir waren auch bei der „Kaiserkrone“ angekommen, wo sie wohnte. Sie verabschiedete sich herzlich von mir und ließ sich versprechen, daß ich am andern Tage um fünf Uhr den Thee bei ihr nehmen wollte. Als sie schon die Treppe hinaufgegangen war, fiel mir ein, daß ich sie nicht einmal nach ihrem jetzigen Namen gefragt hatte. Ich beeilte mich, durch den Portier diese Lücke in meinem Wissen ausfüllen zu lassen. Von ihm erfuhr ich denn, daß sie Frau von Rettow hieß, daß sie fünf Zimmer im ersten Stock bewohnte und mit Jungfer und Bedienten reiste.

„Also hat sie wieder eine gute Partie gemacht,“ dachte ich im Weitergehen, und unwillkürlich mußte ich an den ersten Mann denken, der sie so unendlich geliebt hatte. War er gestorben oder war die Ehe gescheitert worden? Ich konnte mich gar nicht mehr darauf besinnen, denn das hatte sich während meiner Abwesenheit abgespielt. Zur Zeit, da ich noch in Europa weilte, trug die heutige Frau von Rettow einen andern Namen. Meine Erinnerungen glitten zu ihrer Mädchenzeit zurück. Von den drei Töchtern des General Verdener war Constanze, die Jüngste, unzweifelhaft die Schönste, Anmuthigste und Originellste. Das heißt, nur ihre Freunde gönnten ihr das Epitheton „originell“, und die, welche ihr weniger wohlwollten, ihre Reider, nannten sie kokett und leichtfertig. Ich hatte immer die feste Ueberzeugung, daß diese schärferen Worte das Richtige trafen, aber immerhin war Constanze in ihrem ganzen Wesen eingeeignet durch die Schranken, die um jedes Mädchen aus guter Familie gezogen sind, und so konnte ihre Koketterie ihrem Ruße nichts schaden, sondern nur den Reiz erhöhen, der über ihre ganze Persönlichkeit ausgegossen lag. Als Tochter eines Generals schmückte sie natürlich für's Militär, und da die Mädchen von mütterlicher Seite her eine recht anständige Nente besaßen, zweifelte Niemand, daß auch Constanze wieder „in's Militär hinein“ heirathen würde. Um so größer war das allgemeine Staunen, als die Verlobungs-Anzeige verkündete, daß Jan Rafonofsky, ein junger Pole, der es „gar nicht nöthig gehabt hätte,“ Maler zu sein, der Glückliche war, den die schöne Constanze erwählt hatte. Jan war ein hübscher, gutmüthiger Junge, dessen gesellschaftliches Talent sein künstlerisches weit überragte, und grenzenlos verliebt in seine Braut. Beide hatten einen großen Hang zum Außergewöhnlichen, Bagabondirenden, und da sie kinderlos blieben, gaben sie dieser Leidenschaft unbedingt nach. So kam es, daß sie in Amerika, in Paris oder Wien sich vergnügten, bis Jan dann wieder einmal auf den Gedanken kam, in irgend einem unmöglichen bayrischen Nest Studien zu machen. Einer andern Frau wäre dies heimatlose Umherstreichen mit der Zeit lästig geworden, Constanze aber fühlte sich außerordentlich wohl dabei, und wenn sie immer wieder, um Monate, in ihre Vaterstadt zurückkam, erklärte sie, es vor Sehnsucht nach „draußen“ kaum aushalten zu können. Jan, der sie anbetete, beeilte sich, jedem ihrer Wünsche so rasch wie möglich nachzukommen. „Und nun ist er verstorben und begraben,“ dachte ich bei mir weiter.  
 „Aber nein! Nicht begraben, wenn auch vielleicht vergraben. Habe ich doch erst vor ein paar Wochen seinen Namen in einem Ausstellungsbuch gelesen.“ Ich athmete erleichtert auf. Er hatte mir gar zu leid gethan, denn ich mochte ihn gern und war mit ihm befreundet, ohne es durch äußere Vertraulichkeiten darzutun.

Als ich am andern Tage in Constanzens Salon trat, fiel mir sogleich auf, daß die schäbige Hotel-Eleganz desselben durch allerliebste kleine Ueberflüssigkeiten gemildert wurde, die offenbar nicht in der „Kaiserkrone“ ihre Heimath hatten. Offenbar war man bemüht gewesen, den Eindruck eines behaglichen chez soi hervorzurufen.

Als Constanze jetzt in das Zimmer trat, stand ihr kostbarer Anzug aus feinstem Plüsch doch ab gegen die verblähten Damast-Gardinen, die schlichte Biedermeier-Grazie der Möbel. Ein starker Verbenen-Geruch, der ihrem Kleide entströmte, erhöhte noch den Eindruck des „Löwinnenhaften“, aber die herzlichen Begrüßungs-Worte, die sie an mich richtete, verwischten ihn bald.

Ehe sie sich setzte, zog sie ein hübsches Rauchzeug herbei. Wir ließen uns an einem japanischen Tischchen nieder, das in eine Fensterecke gerückt stand. Als jetzt die Nachmittags-Sonne funkelnd und glänzend auf Constanzens dunklen Scheitel fiel, dachte ich bei mir, daß sie als Frau von Rettow noch weit schöner geworden sei, als sie es früher schon gewesen.

„Meinen Mann müssen Sie entschuldigen,“ sagte sie, während sie den Thee eingoß; „er hatte sich schon vor langer Zeit zu einer Tour nach dem Kungelstein verabredet, er wird erst gegen Abend kommen.“

Ich verneigte mich stumm. Zwar hätte ich gar zu gerne etwas Näheres über ihn gehört, aber eine, mir selbst unerklärliche Scheu band mir die Zunge. Zudem fing jetzt Constanze an, mit großer Geschicklichkeit eine Cigarette zu drehen, und ich stellte hierbei die verhängnißvolle Thatsache fest, daß sie schweren türkischen Tabak dazu verarbeitetete.

„Wieviel solche Dinger rauchen Sie täglich?“ fragte ich.  
 „Dreißig bis vierzig.“  
 „Ist das Ihr Ernst?“

„Aber natürlich, lieber Doctor, mein blutiger Ernst.“  
 „Bin ich der erste Arzt, der Ihnen sagt, wie schädlich das mit der Zeit wirken muß?“

„O nein! Ich habe schon viel Predigten darüber hören müssen.“  
 „Nun und?“

„Nun und? Sie sehen ja den Effect!“ Sie lachte wie ein Knabe, dem ein recht toller Streich gelungen. Plötzlich aber hielt sie inne und wurde ganz ernsthaft.

„Das verreibt die häßlichen Gedanken,“ sagte sie, auf die verschwimmenden Rauchwölken ihrer Cigarette deutend.  
 „Und kann einmal ein recht schlechtes Ende nehmen,“ ergänzte ich ärgerlich.

„Was liegt daran? Glauben Sie, daß ich mich fürchte?“  
 Ich entgegnete nichts. Mir war das Herz zusammengeknirscht, seitdem sie zu sprechen angefangen hatte, und als sie jetzt wieder ganz unermittelt laut lachte, wäre ich am liebsten davongegangen, so todtraurig erschien mir ihre Heiterkeit.

Eine Weile saßen wir schweigend einander gegenüber; Constanze sah hinaus zum blauen Himmel, der sich jetzt mit Rosengluth zu bedecken begann. „Es mag häßlich sein, Unrecht zu thun,“ sagte sie dann, mehr zu sich selber, als zu mir, „aber es ist auch sehr schwer, Unrecht zu leiden.“  
 Und nach einer abermaligen Pause:

„Haben Sie wieder einmal etwas von Jan gehört?“  
 Ich erschrak. Sollte Jan das Unrecht gethan haben, von dem sie sprach? Aber er hatte sie doch sehr lieb gehabt.

„Jan schrieb mir nur selten,“ antwortete ich auf ihre Frage.  
 „Nach der Scheidung gar nicht mehr.“

„So, so.“ Und mir voll das Gesicht zuwendend:  
 „Was haben Sie eigentlich zu dieser Scheidung gesagt?“  
 „Was sollte ich dazu sagen, gnädige Frau, ich kannte keinen der bestimmenden Gründe.“

Sie lachte hell auf.  
 „Nein, sind Sie naiv! Sie wollen auch noch Gründe kennen, um so etwas zu beurtheilen. Das haben Sie wohl in Indien gelernt, denn bei uns giebt's derlei nicht. Man hört, munkelt, klatscht, bricht den Stab — ein Beurtheiler mehr, was thut's?“

Sie ließ den Kopf sinken und blieb eine Zeit lang so sitzen, dann zündete sie sich eine neue Cigarette an und sprach in leichtem Plauderton weiter:

„Sie können sich nicht denken, wie über mich gesprochen wurde!“  
 „Aber gnädige Frau, in unseren Tagen ist doch eine Scheidung nichts so Außergewöhnliches.“

„Ja, eine Scheidung mit Scandal, freilich! Aber — Ich werde Ihnen die Geschichte meiner Scheidung erzählen, vielleicht verstehen Sie dann Manches, was Ihnen jetzt unbegreiflich erscheint.“ — Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, legte die Hände in den Schoß und begann zu reden; anfangs gleichgültig, mit erzwungener Ruhe, aber nach und nach riß sie die Erinnerung an das Erlebte mit fort.

„Ich weiß nicht, ob Sie unsere Heirath für eine sogenannte Neigungs-Ehe gehalten haben; es gab Viele, die zweifelten, daß es eine solche sei, aber ich kann Ihnen sagen, daß wir uns wirklich aus Liebe gewählt hatten. Uebrigens sind meine Gefühle für Jan immer noch die gleichen, — aber das gehört nicht hierher. Wir hatten uns auf einem Hausball bei einer meiner Freundinnen kennen gelernt, beide sofort Feuer gefangen, und — na den Rest kennen Sie ja! Wir lebten sehr glücklich mit einander, wenn auch vielleicht anders, wie Andere, aber es war auch ein anderes Glück!“ In ihrem Gesichte zuckte es, und mit leicht vibrierender Stimme fuhr sie fort:  
 „Ach! ich wollte Ihnen ja eine Geschichte erzählen, nicht aber ein Schäfergebid! Wir hatten so viele übereinstimmende Ansichten und Veranlagungen. Gerade die Neigung für ein ungebundenes, wechselndes Leben war uns beiden gemein, und da Jans Beruf nicht darunter litt, wenn wir dieser Neigung nachgaben, so hing uns wirklich der Himmel voll Weigen. Das heißt, nur zu Anfang war ich überzeugt, daß Jans Arbeiten durch solch ein Zigeuner-Leben nicht übel beeinflusst werden könnten. Zwar hatte ich aus meiner Mädchenzeit ein paar Schraklen mit in die Ehe genommen, — vom Künstler, der nur von der Stimmung des Augenblickes abhängen darf, der immer passiv auf den Ruf des Genies warten muß, aber wie gesagt, ich emancipirte mich sehr rasch von solch unreifen Ideen. Ich gewann die Ueberzeugung, daß in unsern Tagen auch der Künstler stetig und ernst arbeiten muß, wenn er es zu etwas bringen will; aber meinem Mann war mit solchen Vorstellungen schwer beizukommen, denn er bildete sich ein, daß man ihn zum Handwerker degradiren wollte. Weiß Gott, nichts lag mir ferner, als gerade das, aber wenn der Künstlerberuf auch seine treibbare Pflanze ist, so braucht er deshalb noch lange keine Aloe zu sein, die man im besten Fall einmal im Leben blühen sieht. Dabei war Jan nicht etwa arbeitsüchsig, nein, nur ohne Ausdauer, ohne Energie — leider der große Grundzug seines ganzen Charakters. Damals fing ich doch schon an, darunter zu leiden. Ich konnte mit ihm machen, was ich wollte, er hatte nichts Anderes zu thun, als zu Allem, was ich meinte, ja oder beehrte, Ja und Amen zu sagen und sich zu beeilen, all meine Wünsche zu erfüllen, mochten sie noch so absurd und extravagant sein! Zu Anfang gefiel mir auch dies natürlich sehr, aber dann begann ich, mich in meiner ungewollten Selbstherrlichkeit unbehaglich zu fühlen. Ich war doch noch recht jung und bin überhaupt nicht dazu veranlagt, mich in einer unbedingten zügellosen Selbstständigkeit zu gefallen. Jan hatte den größten Fehler, den ein Mann nur haben kann: er imponirte mir nicht, und häufig dachte ich, daß ich ihn lieber heftig, ja brutal sehen möchte, als immer nachgiebig, immer wachweich! Das heißt, heftig war er, sogar sehr, aber es verpuffte und verknatterte eben Alles, ohne irgendwelche Spuren zurück zu lassen. Nach und nach dachte ich mir, daß sich sein Charakter vielleicht mehr festigen würde, wenn wir in einem bestimmten Kreis, unter gleichmäßigen äußern und innern Bedingungen leben könnten, wenn er nicht mehr als zufällig anwesender Künstler, sondern auch als Repräsentant einer Familie, eines Hauses auftreten müßte. Man sagt ja oft, daß mit neuen Pflichten auch die Fähigkeit, sie zu erfüllen, kommt, und so septete ich es denn durch, daß wir in meine Heimathstadt zurückkehrten, wo Jan sich ein hübsches Atelier einrichtete und auch recht bald Aufträge erhielt. Zuerst ging Alles schön und gut. Das Neue hatte großen Reiz für ihn. Er traf ganz richtige und, was die Hauptfache war, selbstständige Anordnungen, wie er unser künftiges Leben geregelt haben wollte, lieferte seine bestellten Bilder ab und versiel dann allmählig wieder in seinen alten Schlandrian. Hatte er Aufträge, so war's gut, hatte er keine, so war's noch besser. Dann setzte er sich in's Atelier, machte ein paar unmögliche Studien und wartete auf den bekannten Ruf des Genies. Ich konnte wieder thun und lassen, was ich wollte: mich kleiden wie eine Fürstin, von einem Vergnügen zum andern jagen, mir den Hof machen lassen. Alles war ihm Recht, und er hatte stets nur bewundernde Worte für meinen Geschmack, mein Aussehen, meine Liebendwürdigkeit. Es lag etwas Rührendes

in diesem völligen Immeraufgeben. Sie müssen nicht denken, daß ich das Alles gleich klar empfunden habe, wie ich es Ihnen schildere. Das kam erst ganz allmählig, mir selber in seiner Steigerung kaum bemerkbar. Wenn ich mit meiner Familie oder mit Bekannten über das sprach, was mich bedrückte, so schüttelten sie spießbürgerlich die weisen Häupter und verachteten, mir meine Grillen, wie sie's nannten, auszubeden. Ein Künstler darf nicht mit gewöhnlichem Maß gemessen werden, und schließlich, was konnte man denn Anderes wünschen, als einen Mann, der Alles thut, was man haben will. Aber ich war nun einmal anderer Ansicht und versuchte immerwährend Jans Charakter zu festigen und widerstandsfähiger zu machen. Aber es gelang mir nicht, denn es lag außerhalb des Gebietes seines Könnens, auf irgend etwas dauernd zu beharren. Meinen Bemühungen setzte er einen passiven Widerstand entgegen, der mich noch mehr reizte. Er that eine Zeitlang nicht mehr, was ich wollte; aber deshalb hatte er noch lange keine eigene Meinung, sondern er ließ sich einfach vom Augenblick treiben, wohin, war ihm ganz gleichgültig. Nur eifersüchtig begann er zu werden, als die Schar meiner Verehrer sich immer vergrößerte, und ich freute mich dieser seiner Regung, weil ich darin eine Gewähr für seine Umkehr erblickte. Ich hatte ihn so von Herzen lieb, daß ich mich ruhig fernern und verwöhnen lassen konnte, ohne auch nur einen Augenblick an mir selbst irre zu werden. Es wäre auch sehr thöricht gewesen, wenn ich mir auf diese Verehrer etwas eingebildet hätte! Werken diese Mions, die eigentlich den Affen recht ähnlich sind, erst einmal, daß irgend ein eheliches Glück zu wanken beginnt, gleich sind sie da, um die Scherben aufzulesen. Ihrer Anzahl nach muß das meinige schon recht zerbrechlich ausgefallen haben, und Jan machte mir Scene über Scene, rollte die Augen wie ein Irrsinniger, quälte mich mit Verdächtigungen, an die er selbst nicht glaubte, drohte denjenigen, den er gerade für begünstigt hielt, die Treppe hinabzuwerfen, und bat mich am andern Tage demüthig um Verzeihung. Und nun kam das Schlimme — ich fing an, ihn zu verachten. Wenn ich ihn so vor mir sah, im ersten Jorn mir die unheimlichsten Anklagen entgegenzuschleudern und dann am nächsten Morgen mit übermäßigem Geizid und zitternder Stimme mir Alles abittend, ich sage Ihnen, es war zum Todlachen oder zum Todweinen, wie man gerade veranlagt ist. Ich habe auch gelacht, das heißt außen, — wie's innen ausgefallen hat“ — die Stimme verlagte ihr, sie schwieg ein paar Augenblicke, dann fuhr sie wieder ruhiger fort:

„Glauben Sie etwa, daß es ihm deshalb eingefallen wäre, mir das Kokettiren zu verbieten? Mich mehr und mehr von den Versuchungen fernzuhalten, die ihm so geföhrlich schienen? Den jungen Herren gegenüber endlich einmal als der Mann aufzutreten, der seine Frau nur für sich haben will? Gott bewahre! Die das richtige Opferlamm ging er mit mir von Ball zu Ball, hielt meinen Fächer und die Blumen, die mir die Anderen brachten, war grenzenlos eitel auf mein Aussehen und stolz auf meine Erfolge, bis irgend eine Geringfügigkeit kam, die ihm mißfiel und die dann jene anmuthigen Scenen nach sich zog, die ich Ihnen schon geschildert habe. Nur machten sie gar keinen Eindruck mehr auf mich, — sein Jorn erschien mir ebenjo lächerlich wie seine Abbitte.“

Auf einem großen Künstlerfest stellte ich mit einem meiner Anbeter, einem netten Lieutenant, ein holländisches Paar vor. Ich war wieder sehr gefeiert, das bekannte Angezogensein der Maskenbälle wurde in dieser Hinsicht gehörig ausgenützt, und ich gestehe ganz offen, daß gerade mein Partner mir in einer fast compromittirenden Weise den Hof machte und daß ich, gelinde gesagt, nichts that, um ihn zu entmuthigen. Witten im Tanze holte mich Jan von seiner Seite fort und bereitete mir zu Hause eine Scene, die alles bisher Dagewesene weit überstieg. Er tobte wie ein Wilder, schrie, daß ich seine Ehre mit Füßen träte, daß er sich von dem Lieutenant Satisfaction holen würde und daß überhaupt jetzt bei uns ein anderes Regiment beginnen sollte, und so fort. Es geschah auch wirklich Alles — das heißt, er verbot dem Lieutenant das Haus, ließ keine Besuche vor und befahl mir, nicht mehr allein auszugehen und mich einfach zu kleiden. Sie können sich denken, wie ungewohnt mir ein solcher Zwang war, aber so wehe er mir auch that, ich freute mich doch, daß Jan mir endlich einmal den Meister gezeigt hatte. Unmittelbar nachdem der Kaufsch jener Ballstunden verfliegen, hatte ich selbst empfunden, daß ich zu weit gegangen war. Die Stimmung in unserem Hause war natürlich recht unernüthlich; wir sprachen nur das Nothwendigste miteinander, eigentlich nur während unserer Spaziergänge und der Mahlzeiten, um den Leuten und den Diensthöten keine Gelegenheit zu Bemerkungen zu geben. Das ging so etwa acht oder zehn Tage.

Dann siße ich einmal in der Dämmerung in meinem Zimmer und schaue zum Fenster hinaus, als ich meinen Namen leise und jählich rufen höre. Ich drehe mich um — Jan ist da. „Ach, Du bist's,“ sage ich mit erkünstelter Ruhe. Und da schreit er auf, stürzt mir zu Füßen, schluchzt, daß er so, im Unfrieden mit mir, nicht weiter leben könne, er wisse ja, wie Unrecht er mir gethan, aber ich solle nur vergehen, er würde schon wieder Alles gut machen. Den Lieutenant wolle er selber in's Haus zurückbitten. „Nur sei gut, sei lieb!“ flehte er mit aufgehobenen Händen.

Ich war so starr, daß ich zuerst gar nicht begriff, was er eigentlich sagte, und als ich zum Nachdenken kam, schoß es mir durch den Kopf: „Wenn Einer verdient, daß man ihm untreu wird, so ist's der da.“ Ich empfand, daß mit diesem Gedanken Alles zu Ende war. Ich fühlte die Unmöglichkeit, mit einem Mann weiterzuleben, den ich so tief verachten mußte, daß ich es für Recht hielt, ihm Unrecht zuzufügen, von dem ich wußte, daß er mir niemals ein Halt sein würde, der mir Verirrungen wohl vergehen, mich aber niemals vor ihnen beschützen konnte. So setzte ich es denn durch, daß wir auseinandergingen, gerichtlich geschieden wurden wir erst später —

„Als sie sich wieder vernünftigen?“  
 Sie nickte. „Als ich mich wieder vernünftige.“

Es war inzwischen so dunkel geworden, daß ich ihre Gesichtszüge nicht mehr recht zu unterscheiden vermochte, ich sah nur, daß sie sich mit der großen weißen Hand über die Stirne fuhr — wollte sie Gedanken fortschleudern oder nur ein paar widerwärtige Lüden?

„Nicht wahr, das ist eine dumme Geschichte?“ meinte sie dann, indem sie ihre ausgegangene Cigarette auf's neue entzündete. „Aber das Dämmerste kommt erst noch. Meine Familie war natürlich außer sich; eine Trennung, so für nichts und wieder nichts, wie sie es nannten, war ja noch nie dagewesen und deshalb absolut



unstatthaft. Ja, wenn ich mißhandelt worden wäre, oder meinen Mann auf einer Untreue ertappt hätte, à la bonne heure, da hätte die Sache Hand und Fuß gehabt! Aber einfach davonzugehen, bloß weil man seinen Mann verachtet — das war unerhört! Damals habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Gesellschaft auch für die Scheidungen und dergleichen das Motto anwendet, quo tout genre est permis sauf l'onnyoux. Denn das Beispiel meiner Familie wirkte geradezu ansteckend; da ich es merkwürdigerweise verabsäumt hatte, meine Ehe mit einem vernehmlichen Scandal aneinandertrachten zu lassen, so fühlte sich die Gesellschaft verpflichtet, ihn post festum dazuzuliefern, so etwa, wie eine Schneiderin Zubehör zu einem Kleide liefert. Niemand glaubte die wahre, freilich sehr einfache Thatsache, sondern einzig und allein die abenteuerlichen Gerüchte, die auf meine Rechnung in Umlauf gesetzt wurden. Es gab vielleicht einige Wenige, die nicht an der Wahrheit zweifelten, aber sie legten den herzlichsten Wunsch, mich bald und schwer dafür bestrafen zu sehen, daß ich in sündhaftem Uebermuth getrennt, was Gott zusammengefügt hatte, und wie die schönen Redensarten sonst noch alle heißen mögen. Das hinderte aber die edlen Menschen keineswegs, den Verkehr mit mir nach wie vor zu pflegen. Als wichtiger Vergnügungssitz, der ich ja wirklich war, machte ich ein ziemlich großes Haus, und für die Gesellschaften der Anderen schenkte ich fast ebenso unentbehrlich, wie die Vohndiener und die Hummer-Mayonnaise; ich war ja hübsch, elegant und lustig genug, um von den Männern gefeiert zu werden, tadellos genug, um mit den jungen Mädchen verkehren zu dürfen, und dabei nicht in der Lage, ihnen ihre Freier fortzukapern. — Lieber Doctor, Sie müssen zugestehen, daß es wenige Gesellschafts-Menschen giebt, die so viele Vorzüge in sich vereinen. Aber die freundlichen Nachreden verstummten niemals ganz, denn ich konnte es den Leuten nie recht machen. Meine Heiterkeit galt als Leichtsinns, mein Ernst für Komödie, jede natürliche Regung als Sentiments-Hocherei, die äußerliche Ruhe, die ich allem Weltliche entgegenhielt, als brutale Abgestumptheit. Zu offenen Angriffen kam es natürlich nie, es gab immer nur Nadelstiche, Tugend-, Dunderre. Auch das reicht mit der Zeit für eine anständige Wunde aus. Kein Scandal und kein Scandalchen wurde ruidbar, in welche nicht mein Name mit hineingezogen worden wäre, absichtlich oder zufällig. Ich kam mir vor wie ein abgebehtes Thier, aber noch hielt ich fest daran, daß ich das Rechte gethan hatte.

Eines Tages durchschwirte wieder einmal ein pikantes Geschichtchen unser liebes Matrasch. Ein sehr hochgestellter Herr war mit einer jungen Malersfrau davongegangen, deren Namen man zu Anfang nicht genau wußte. Man rieth, mankelte, vermutete, fand schließlich, daß alle näheren Details auf mich passten, und so piffen bald die Spagen auf den Dächern, daß ich die Entführte des Prinzen sei. Natürlich klärte sich der kleine Irrthum bald auf, aber als ich mich bei einem alten Freund meines Vaters über solch leichtfertige, niederträchtige Redereien beklagen wollte, antwortete mir der lebenswürdige Greis: „Ja, liebe Constanze! Sie sind eine reizende Frau, das weiß Niemand besser zu beurtheilen und anzuerkennen, wie ich; aber wer sich für nichts und wieder nichts seines ersten Schöpfers, seines Mannes, beraubt, der muß vorbereitet sein, daß man ihm dann Mandes in die Schuhe schiebt.“ Ich war sprachlos über diese Logik, aber der Mann behielt Recht. Und eine Frau hat so wenig Gelegenheit, sehr anständig, und so viel Gelegenheit, sehr unanständig zu handeln, es war doch nur anständig, daß ich ein Band löste, das zur Lüge geworden wäre, hätte es uns noch länger zusammengehalten, und doch wäre ich besser beurtheilt worden, wenn ich ein klein wenig — unanständiger gewesen wäre.

Bald nach jener Geschichte mit dem Prinzen lernte ich meinen jetzigen Mann kennen, der damals der Wohlthätigkeit attachirt war. Er hielt mich an, als wir uns erst ein paar Mal gesprochen hatten, aber ich zögerte mit meiner Entschloßung, denn ich liebte ihn nicht. Jetzt hegte die Meute noch schärfer hinter mir her, erbittert, daß ein Mann wie Herr v. Nettow mir seine Hand bot. Mein Zaudern war ja empörend! Also war ich thatsächlich nichts weiter, als eine eitle Kofette, die Herzen zerbricht, wie andere Leute Pfefferküchlein zerbröckeln; ich, die ich Gott auf den Knien hätte danken sollen für mein unverdientes Glück; ich spielte mit Herrn v. Nettow, wie ich mit Jan gespielt hatte, und hielt ihn gerade für gut genug, um als Spielball meiner Laune und meiner Gefallsucht zu dienen! Man nahm sich schon heraus, mir Vorstellungen über mein Benehmen zu machen. Allen voran natürlich meine weise Familie. Gute Freunde gingen hin und tischten Herrn v. Nettow nochmals die Geschichte meiner Scheidung auf, mit dem Hinweis darauf, welche ein Loos ihm wohl an meiner Seite blühen würde. Leider war ich noch sehr jung, wurde eines Tages müde, irte an mir selber und — sagte Ja. Das war unsittlich, sehr unsittlich behandelt gegen meinen Mann, vor dem ich die unbegrenzte Achtung hege, und auch unsittlich gegen mich, denn mein ganzes künftiges Leben baute sich auf einer Lüge auf. Wissen Sie, es ist ja recht schön, wenn in den Romanen Marmorbräute vorkommen, die dem ungeliebten Manne niemals sagen, daß sie ihn lieben, und die bleich und frostig seine Färtlichkeiten dulden, ohne sie zu erwidern, — aber erlogen ist's auch; hat man erst Ja gesagt, so übernimmt man ganz von selbst die Rolle der liebenden Braut, und wenn man sie auch nicht hinreichend spielt, so markirt man doch wenigstens! Meine Unanständigkeit gefiel aber Allen sehr wohl. Der Name meines Mannes schüßte mich vor Nachreden, mit einem Schlag wurde aus der frivolsten Kofette eine originelle Frau, an die sich auch nicht der Schatten eines Argwohns heranwagte, und selbst die Geschichte meiner ersten Ehe wurde jetzt immer mit einem Hinweis auf meinen starken und außergewöhnlichen Charakter versehen, der eine Fessel brach, die Andere, weniger Bedeutende, verkommend weiter geschleppt hätten!

Anfangs gefiel mir der plötzliche Umschlag, ich freute mich meiner Ruhe und des Reides der Anderen, aber nach und nach kam ich in's Denken hinein, und ich fand das Alles tragikomisch. Ich verlasse den Mann, an dem ich hänge, weil ich ihn verlassen muß, und reiche einem Ungeliebten die Hand; die Welt geht verständnißlos an dem Opfer meines Herzens vorüber und erhebt mich auf den Schild, als ich, mit einer Lüge auf den Lippen, ein neues Leben beginne. Das Uebrige können Sie sich wohl denken. Ich sing an, die Menschen sehr lächerlich zu finden, dann sehr verächtlich, bildete mir ein, daß sie draußen in anderen Ländern anders sein müßten, und fand, daß die Menge sich immer und überall gleich bleibt, und

nichts wechselt als die Sprache und die National-Gerichte. Ich langweilte mich zum Sterben und wäre vom Vergnügungssitz längst zum Einsiedlerkrebs geworden. Aber auch die Einsamkeit ist langweilig, wie die Geselligkeit, und quälend obendrein. Ich bin verbittert und habe nichts auf Gottes weitem Welt, nichts, woran ich mein Herz hängen könnte, nicht einmal Sorgen. Mitunter komme ich mir vor, als sei ich in eine ganz fremde Gesellschaft geladen worden, und könnte nichts Besseres thun, als mich sehr bald französisch zu empfehlen.“

„Aber gnädige Frau, es giebt so viel Inhalt für ein Leben, wenn —“

Sie nickte. „Ja, ja, ich weiß schon, Suppen-Anstalten, Hundelhäuser, Kunst-Begeisterung; habe ich auch schon probirt. Ich habe mir sogar das Elend ganz in der Nähe angesehen, das sich frierend einen Teller Suppe holt, oder das fremden Leuten vor die Thür gelegt wird. Ich betheilige mich immer, wenn enthusiastische Damen einem berühmten Tenor wieder einmal eine Silberbüchse schenken. Aber von dem Einen thut mir das Herz weh, und von dem Andern wird's mir nicht warm — das Französisch-Empfehlen halte ich für sehr praktisch.“

Sie lachte wieder so schneidend auf, und wie jetzt die Jungfer in's Zimmer trat und die Lampe vor uns hinsetzte, sah ich, daß sie Thränen in den Augen hatte. Bei meinem Blick schloß sie sofort die Lider, als ob sie schmerzten, und fuhr das Mädchen an, daß sie den Schleier über das Licht deden solle. Als dann die dünne rothe Seide den allzu grellen Schein dämpfte, sah Constanzens Gesicht wieder schön und ruhig aus, und es waren lauter gleichgültige Themen, die wir dann noch weiter mit einander besprachen. Gerade dieser Gegenstand im Gespräch wirkte peinlich auf mich, und ich entfernte mich bald, ohne Herrn von Nettow abgewartet zu haben, obgleich Constanze mich zum Bleiben nöthigte, weil sie mich gar zu gern ihrem Manne vorgestellt hätte.

Ich lerne ihn aber doch noch an einem der folgenden Tage kennen, und wir geseien uns gegenseitig so sehr, daß wir, als unser bözener Aufenthalt zu Ende war, in Briefwechsel mit einander traten. Ein paar Jahre vergingen, ich hatte lange nichts mehr von Nettows gehört, ich wußte aber, daß sie in Rom waren, und erschraf heftig, als ich eines Tages, gegen Mitte Juni, ein großes Couvert erhielt, das den Stempel der ewigen Stadt trug; das „französisch-Empfehlen“ war mir eingefallen. Ich entnahm dem Umschlag eine lithographirte Karte, die anzeigte, daß dem Herrn von Nettow am 16. Juni ein Töchterchen geboren worden war. Und dazu hatte der glückliche Vater geschrieben: „Meine Frau läßt Ihnen sagen, daß Weihnachten von nun an auf den 16. Juni fällt, denn da ist ihr Heiland geboren worden.“ Ich mußte lächeln. So hatte dieser irrlichternde Geist endlich Frieden gefunden, und anders und besser, als er sich's je geträumt.

Nachdruck verboten.

### Sejam, öffne Dich.

Von Arthur Fleßen.



Er war nicht mehr jung und von etwas verflümmertem Aussehen, der Kanzlist, welcher soeben aus seinem Amtszimmer heraustrat, um nach Hause zu gehen. — Gestern, an seinem Hochzeitstage, hatte er bis drei Uhr auf seinem Bureau geschrieben, wie gewöhnlich sein dürftiges Mittagsmahl in einem abgelegenen Keller einer schmalen Seiten-gasse verzehrt und sein Dachstübchen in dem alten Hause der Diergasse aufgesucht, um seinen fadenscheinigen Frack anzuziehen, der ihm bereits zwölf Jahre gedient. In seiner Absicht lag es allerdings, sich zu seinem Vermählungsfeste einen neuen Frack anzuschaffen, aber es wäre in der That Luxus für ihn gewesen.

Seine Braut war Telegraphistin, zart und nervenschwach durch Arbeit und Entbehrung, auch nicht hübsch. Im Hause ihrer alten, unverheirateten Tante wurde die Trauung in aller Stille vollzogen. Die Braut trug ein schwarzes Seidenkleid, und in einer Miethskutsche fuhren die Neuvermählten nach Hause.

Heute, am Tage nach seiner Hochzeit, war er wieder seit zehn Uhr in seiner Amtsstube thätig gewesen und befand sich gerade auf dem Wege nach seinem Heim — seinem eigenen Heim! Welch wunderbares Gefühl! So überwältigend, daß er von Zeit zu Zeit, in Gedanken verjument, stehen blieb. Eine Erinnerung aus der Kindheit tauchte in ihm auf.

Als kleinen Knaben sah er sich in dem engen Pfarrhause seines Vaters sitzen und Märchen lesen. „Ali Baba oder die vierzig Räuber“ aus Tausend und eine Nacht — wie oft hatte er es wieder und wieder gelesen? In welcher sehnstuchsvoller Erregung pockte sein kleines Herzchen, wenn er mit dem Helden des Märchens vor der verschlossenen Pforte des Berges stand und erst leise und zagend, dann aber laut und fest rief: „Sejam, Sejam, öffne dich!“ Als dann der Berg seine Thore erschloß, welche Pracht, welche Herrlichkeit! Die ärmliche Stube verwandelte sich in die reiche Schatzkammer des Berges. An den Wänden funkelten die schönsten Edelsteine, prächtige Pferde sah man dort und Wagen, glänzende Waffen, Rüstungen — alles Blendende, was sich die Phantasie eines Knaben nur träumen lassen konnte. Der alte Vater schaute erstaunt in die strahlenden Augen der Kinder. Es war so lange her, daß er jung gewesen. Er verstand den Knaben nicht mehr und fragte halb vorwurfsvoll, woran er denke. —

Dann kam seine Jugend. Seine flotten Studienjahre zogen an ihm vorüber. Er ward Dichter, Sänger. Man hielt ihn für ungemein begabt; seine Kameraden huldigten ihm insgesamt. Wenn ihm damals jemand verrathen hätte, er würde als armer Schreiber enden, eine verblühte Telegraphistin heimführen und in der Vorstadt wohnen! Bah! — Hatte das Leben doch tausend Möglichkeiten! Der Blick in die Zukunft war unendlich. Nichts unmöglich! Keine Ehre so groß, daß er sie nicht erlangen konnte! Kein Weib so schön, daß er es nicht zu erobern vermöchte! Was hatte es zu bedeuten, daß er arm war und das achte Kind eines unbemittelten Pfarrers. Sein Vater war der Sohn eines Bauern! Und stammten nicht die meisten Genies aus dem Volke? Ja, sein Genie! Das war die Zauberformel, das war das „Sejam, öffne Dich!“ welches ihm den Zutritt zu allen Herrlichkeiten des Lebens verschaffen sollte.

Wie es ihm später ergangen, daran wollte er jetzt nicht denken. Entweder war sein Genie nicht stark genug gewesen, wie er glaubte, oder der Kampf um's Dasein hatte es erstickt. Oder aber hatte er Unglück gehabt? Wenig, es erging ihm wie dem bösen Bruder des Ali Baba, als er, vor dem Berge stehend, mit Schreden gewahrte, daß er die Zauberformel vergessen, und in Todesangst sich ihrer zu erinnern suchte. Eine schwere Zeit — wozu daran denken?

Gastig zogen andere Bilder an seinem geistigen Auge vorüber. Er sah die Kronprinzessin ihren Einzug halten in der Hauptstadt. Wenige Tage war es her. Er hatte seinen Vor-gefeierten begleiten dürfen und stand vor dem Festpavillon, als sie landete. Ein schöner Augenblick! Die Dichtergabe seiner Jugend wurde wach durch die feierliche Stimmung. Wäre er jetzt der hoffnungsvolle Poet und nicht der unbemerkte Kanzlist, sein Festgruß ertönte von Aller Lippen. Welch ein Moment für die Prinzessin! Neunzehn Jahre alt, eben vereint mit ihrem jungen Gemahl, liebend und wieder geliebt, betrat sie die feilich geschmückte Stadt, begrüßt von dem Jubel der unabsehbaren Volksmassen. Nicht ahnte sie den Ernst des Lebens, fremd waren ihr die Schatten, welche dies heitere Bild verbarg. —

Der Kanzlist hatte seine Wohnung erreicht, er stand vor seinem eigenen Heim! Nein, nein, kein Prinz, kein König war glücklicher, als er in diesem Augenblick. Das verlorne geglaubte Zauberwort, er hatte es wieder gefunden. Dort, jener kleine Knopf an seiner Pforte, der war sein „Sejam, öffne Dich!“ Er brauchte ja nur daran zu drücken, und der Berg that sich ihm auf mit allen seinen Schätzen, — keine Waffen, keine Rüstungen, wie in seiner Kindheit — keine Ehrenbezeugungen, keine Huldigungen, wie in seiner Jugend — nein etwas weit-aus Besseres als dies, etwas, was den Kern alles menschlichen Glückes birgt, auf den Höhen des Lebens und in seinen dunkelsten Tiefen, — ein Herz, das nur für ihn schlägt, — ein Heim, in dem Jemand voll Sehnsucht seiner harret, — ein Weib! Ja, sein Weib, welches er liebte, nicht mit der stürmischen Liebe des Jünglings, sondern mit der Innigkeit und Treue des Mannes. Vor der Hausthüre stand er, müde und hungrig — drinnen aber wartete sein Weib mit dem Wable auf ihn. — Das war etwas ganz Alltägliches, Gewöhnliches und doch für ihn so wunderbar neu, so verlockend. Leise, vorsichtig, gleich einem Kinde, welches eine neue Spielsache berührt, drückte er auf den kleinen Thürknopf und mit verhaltenem Athem lauschte er den raschen, leichten Schritten, welche sich näherten. Ihm war wieder zu Muthe wie damals in seiner Kindheit, als er vor dem Berge stand mit dem Märchenhelden, und halb verlegen erst und leise, dann aber laut und in freudiger Erwartung rief er: „Sejam, Sejam, öffne Dich!“

Nachdruck verboten.

### Studienkopf.

Siehe das Bild auf Seite 41.

Die weiblichen Studienköpfe des Wiener Malers Eugen von Blaas sind die Freude aller Kenner und Liebhaber einer sauberen und doch nicht zu schönfärbischen Technik. Das Weib in allen Lebensaltern und jeden Standes ist dem Künstler ein malerisches Motiv; am liebsten freilich stellt er es dar auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, oder in vollerblicher Frauenschönheit. Aus den stillen Augen des anmuthigen Mädchens, dessen Bild diese Nummer schmückt, blickt uns noch träumende Kindheit entgegen, in die weichgerundeten Gesichtszüge hat bisher weder Erfahrung noch Enttäuschung eine strengere Linie gegraben. Die Lieblichkeit des Ausdrucks zieht uns unwiderstehlich an; es sind die Züge eines Kindes, vor dem das Leben noch mit tauend Räthseln liegt, das aber dem Beschauer kein Räthsel ausgiebt.

Nachdruck verboten.

### Das Aeffchen.

Siehe das Bild auf Seite 15.

Unsere modernen Künstler sind zum großen Theil von einer erstaunlichen Genügsamkeit. Der erste größere Erfolg giebt ihnen die Richtung für das ganze Leben, und sie werden nicht müde, dasselbe Motiv in ebensoviel Varianten zu malen, wie sie Käufer dafür finden. In den wenigen Malern, die an dieser geistesarmen Einseitigkeit kein Gefallen finden, gehört der Berliner Hans Herrmann. Seine Fischmärkte, auf denen die eben gefangenen Fische, noch mit dem seichten Glanz des Meerwassers auf den Silberschuppen, zum Kauf ausliegen, haben ihm einen Namen gemacht; um Käufer wäre er sicher nicht verlegen, wenn er dasselbe Motiv hundertfach wiederholte. Aber um diese virtuos gemalten Fische, an denen er sein glänzendes malerisches Können zuerst bewies, ist es ihm in erster Linie gar nicht zu thun gewesen, als er diese Bilder malte. Die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten mag ihn gereizt haben; vor Allem aber wollte er realistische Darstellungen des Volkslebens geben. Was ihm als Nebenwerk galt, ist von Vielen als die Hauptsache genommen worden. Aber Hans Herrmann hat sich durch diese einseitige Schöpfung nicht beirren lassen. Sein Bild „das Aeffchen“, dessen Handlung wieder wie die seiner meisten Bilder in den Rahmen einer alten niederländischen Stadt verlegt ist, läßt Niemanden im Zweifel darüber, daß es dem Künstler nur darum zu thun war, eine durch den gleichen Vorgang lebhaft interessirte Volksmenge darzustellen. Nicht einzelne Menschen mit ihrem charakteristischen Gesichtsausdruck wollte er festhalten, sondern das Interesse, von dem die Gesamtheit bewegt wird. Das entsprangene Aeffchen, das sich mit einem lächerlichen Sprunge von der Brücke auf den Bootsmast geschädelt hat, hat diese Volksmenge zusammengelockt, die nun, Rurleien und Weiblein, Kinder und Erwachsene, in dem bunten Durcheinander, das der Zufall zusammenwürfelt, dem weiteren Schicksal des Entflohenen mit Spannung folgt. Das Bild will aus einer gewissen Entfernung betrachtet sein; der Beschauer wird bald herausfinden, wie er es seinem Auge halten muß, um die dem Leben abgelaufrichte Scene in ihrer ganzen charakteristischen Lebenswahrheit zu sehen.





Theil der Taufdecke des fürstlichen Hauses Fürstenberg. A jour-Stickerei des XVI. Jahrhunderts.

Nachdruck verboten.

### Ungehobene Schätze.

Von Eufemia von Adlersfeld-Balleström.

Wieviel ungehobene Schätze aus allen Zweigen des Kunstgewerbes noch allerorts vergraben liegen, nur vielleicht einem ganz, ganz kleinen Kreise von Wissenden bekannt, dafür liefern die jährlich sich mehrenden Ausstellungen einen schlagenden Beweis. Namentlich das Fach der Frauenarbeit fördert Schätze zu Tage, die unsere höchste Bewunderung wachrufen und einen beachtenswerthen Einblick gewähren in das Schaffensgebiet einer Kunsttechnik, die nach langem Verfall sich heute wieder zu ungeahnter Höhe aufzuschwingen verspricht, — die Kunst-Stickerei. Es war wirklich hohe Zeit für die Ehre unseres Jahrhunderts, daß es sich aufraffe und dieser tiefgefunkenen Tochter des Kunstgewerbes die Stellung anwies, die sie sich selbst erworben durch Jahrhunderte langes, musterzügliches Wirken. Man lasse sie an sich vorbeiziehen, die so reich illustrierte Geschichte der weiblichen Nadelarbeit, von den frühesten Proben der Kunststickerei an, man betrachte die herrlichen Wandteppiche des Mittelalters, die Rindengewänder der spätgotischen Zeit, die gestickten Tapeten der Renaissance, die herrlichen Flach- und Relief-Stickereien der Barock- und Rococozeit, — sie sind wieder an's Tageslicht getreten, sie lehren uns die Wunder längst vergessener Techniken, die sich der Kunstwerke vornehmster Art würdig erwiesen, und haben der Frauenarbeit ein weites, schönes Feld der Thätigkeit neu zugänglich gemacht.

Der Zweck der überall unter dem Protectorat hoher, kunstverständiger Frauen stattfindenden Ausstellungen von alten und neuen kunstgewerblichen Frauenarbeiten liegt demnach auf der Hand. Man macht die in Privatbesitz und Museen befindlichen kostbaren Schätze jener Technik durch ihre Zusammenstellung der näheren Anschauung zugänglich, wirkt damit bildend auf den Geschmack und spornt zur Nachahmung derjenigen Techniken an, die im Laufe der Zeit verloren gegangen waren.

Unter den Kunstwerken, welche die Stickerei-Schule in Karlsruhe bei Gelegenheit des Regierungs-Jubiläums des Großherzogs von Baden ausstellte, befand sich ein Antependium aus der kostbaren Kunstsammlung des Schlosses Sigmaringen. Die wundervolle Nadelmalerei, offenbar niederländischen Ursprungs, repräsentirt einen großen Werth. Die Zeit der Entstehung dieser in Platt- und Relief-Stickerei ausgeführten kunstreichen Arbeit ist die des „spätgotischen Stils“. Die Zeichnung, die Ausführung, die Harmonie der freilich jetzt etwas verblissenen, aber um so reizvoller wirkenden Farben erweckt unser höchstes Interesse für die kunstreichen Frauenhände, die es verstanden, mit Nadel und seidenem

Hadern solche Wunderwerke der Kunst und der Geduld zu schaffen. Der hier abgebildete Theil stellt die Krönung der heiligen Jungfrau dar. Gott Vater sitzt mit königlichem Ornat angethan auf dem Throne, während Gott Sohn zu seiner Rechten im Verein mit einem Engel der demüthig knieenden Gottesmutter die goldene, mit Edelsteinen verzierte Krone auf das liebliche Haupt setzt. Zwei naive, auf Hörnern musizierende Engel schweben zu beiden Seiten. In den unteren Ecken stehen in reichen gotischen Schreinen zwei heilige Bischöfe. Bemerkenswerth neben dem Anachronismus des mittelalterlichen Kostüms der heiligen Jungfrau ist der Umstand, daß auf dem Bilde der heilige Geist in Gestalt einer Taube fehlt.

Unsere zweite Abbildung veranschaulicht einen Theil der Taufdecke des fürstlichen Hauses Fürstenberg, die ebenfalls in Karlsruhe ausgestellt war. Decke, Taufkleid und Haube sind gleichmäßig in derselben Technik, venezianischer à jour-Stickerei des 16. Jahrhunderts, hergestellt und sind seit Alters her im Gebrauch des fürstlichen Hauses zu Donaueschingen. Mit grüner Seide gefüllt, wirken diese farbigen, mit Gold und Silber kunstvoll gearbeiteten Nadelspitzen überaus prächtig und reizvoll, — das schöne, stilgerechte Muster des Bleins und der Spitze ist eine werthvolle Bereicherung unserer Musterbücher, die ein schöneres Stück kaum aufzuweisen haben dürften.

Beim Betrachten dieser Zeugen einer längst verschwundenen Zeit läßt es sich wunderbar träumen. Gestalten, Sagen, Bilder verschwundener Tage treten vor unser geistiges Auge, als wäre ein altes Stück Spitze ein Zauberpiegel, der sie wieder heraufbeschwört, daß man sie zu hören vermeint, die einst gelebt, daß man sie lachen hört und weinen. . . . Und wenn man dann aufschreckt aus seinen Träumereien, dann überkommt Einen mit Allgewalt das Gedanke an unsere eigene Vergänglichkeit, die von dem Werke unserer Hände um Jahrhunderte überdauert wird, und wäre es so zart nur wie jene alte Spitze. Ein schwerer Blick huscht dann wohl nach dem Spiegel, — noch ist unser Antlitz frisch, noch leuchten unsere Augen. . . . Und dennoch. . . .

„Wie lange wird es dauern Und all die Verächtlichkeit Ist mit wehmüth'gem Schauern Ein Lied aus alter Zeit.“



Antependium, die Krönung der heiligen Jungfrau darstellend. Niederländische Gobelin-Stickerei, im Besitz des Fürsten von Hohenzollern.

## Redaktions-Nachricht.

**W. D. in Stuttgart.** — Ganz so schlecht, wie Sie meinen, ist es um die handwirthschaftliche Belehrung der jungen Mädchen denn doch nicht bestellt. Man ist in einer Anzahl von Gemeinden in der Angelegenheit praktisch vorgegangen, nachdem durch private Kurse mit schulpflichtigen Kindern, wie sie z. B. von Frau Commerzienrath Heyl in Charlottenburg seit längerer Zeit geleitet werden, die nöthigen Erfahrungen gesammelt waren. Die erste obligatorische Einführung des Kochunterrichts in einer öffentlichen Volksschule erfolgte in Kassel durch die auf diesem Gebiete eifrigst bekannte und durch die Ausbildung von Lehrerinnen für den Gegenstand sehr verdiente Lehrerin Augusta Förster. Dem Vorgehen in Kassel folgte ein ähnliches in Chemnitz, wo ein eigenes Gebäude für diesen Zweck errichtet wurde, dann in Marienburg in Westpreußen, und im Herbst vorigen Jahres führte die Stadt Karlsruhe den ersten Kochunterricht in den ersten Mädchen-Klassen der einfachen wie auch der erweiterten Volksschulen ein. In einer Reihe von anderen Städten sind wieder weitgehende Einrichtungen, welche der handwirthschaftlichen Belehrung dienen sollen, getroffen; auch in Berlin werden voranschreitlich im nächsten Frühjahr einige handwirthschaftliche Kurse in Mädchenschulen eröffnet.

**V. v. A. in Breßburg.** — Die sogenannte „Damenpende“ spielt schon seit Anfang der dreißiger Jahre auf Bällen eine große Rolle. Die Sitte, den Damen eine liebendwürdige kleine Ueberraschung zu bereiten, ist nachahmenswerth und wird auch auf Ihrem Casino-Ball mit Freuden begrüßt werden. Am besten schließt sich die Damenpende an den Zweck des Abends an und dient zugleich als Tanzkarte. Man begnügt sich in letzter Zeit, nach Pariser Sitte, darauf nur die Quadrillen anzuführen, martlet aber gerne das Souper. In Paris sah man auf den diesjährigen Bällen, sowohl bei Damen als bei Herren, welche rechteckige Karten, an deren einem Ende mittelst Seidenband und Fese ein Bleistift befestigt war. Die Tänzerinnen hingen die Karten um den Arm, die Tänzer steckten sie in die Gilet-Tasche. Ganz neu war der Brauch, daß die Damen schon vor den Bällen aus mehreren heißen Blättern bestehende Büchlein in Seiden, Meissel und Gesellschaften mitnahmen, um sich im voraus ihrer Tänzer zu versichern. Bei dem Balle, der zu Ehren des neuermählten rumänischen Thronfolgers in Buzareh gegeben wurde, bekamen Damen und Herren die Photographie des hohen Paares in einem Nähnischen. Alle Bild-Einfassungen waren in Leder-Galanterie-Arbeit ausgeführt und zeigten an den Ecken niedliche Glashaufen, wie Nadelblätter, Pensees, Escarabäen, Marien-Käferchen und dergleichen. Prinz Ferdinand von Bulgarien besaß für seine Hofseite nicht nur Damenpenden, sondern auch — wenn der Ausdruck erlaubt ist — Herrenpenden. Es erhielt nämlich jeder Geladene irgend einen Galanterie-Gegenstand, sei es ein Notizbuch, einen Notizblock, ein Nähnischen, eine Cigaretten-Tasche und dergleichen.

**A. B. in Karlsruhe.** Das Jubiläum Ihrer Lieblings-Delicatessen hatten Sie im Jahre des Heils 1880 feiern können. Der Marschall de Contades, ein bekannter Gourmand war 1780 Gouverneur von Strassburg und hatte einen gewissen Glorje als Koch in seinen Diensten. Dieser hatte eines Tages die Idee, eine Gafete aus Gänselebern zu bereiten. Der Marschall fand sie so wohlschmeckend, daß er jeden Tag eine solche essen wollte. Einige Monate später wurde Contades durch einen Anderen ersetzt. Glorje blieb dem Palais des neuen Gouverneurs zugetheilt, der aber die Küchen-Talente seines Haushofmeisters wenig zu wärhigen verstand. Glorje belah zu viel Selbstliebe, um bei einem solchen Herrn zu bleiben, und da er Ersparnisse gemacht hatte, verließ er den Gouverneur und heirathete die Wittwe eines Palotten-Bäckers in der Rue de la Mesange in Strassburg. Damals begann er seine Palotten öffentlich zu verkaufen und hatte damit einen großen Erfolg, der ihn reich machte. Aber dieses Glück dauerte nicht lange, und Glorje ward vor Kerker. Ein Concurrent Namens Depon ließ sich in der Rue du Dome nieder, aber zu stolz, um Glorje bloß zu copiren, bereitete er noch köstlichere Gänseleber-Palotten, indem er Trüffel hinzusetzte. Diese Konkurrenz war der Ruin Glorje's.

**M. Nahrung in Wilhelmshöhe.** — Das Damenstift, über welches Sie Auskunft verlangen, dürfte das Erholungs-Haus für Damen in Sölinghausen bei Soest in Westfalen sein. Es steht unter dem Protectorate der Kaiserin Friedrich, ist wundervoll gelegen und nimmt auf vorherige Anmeldung bei der Vorsteherin Pensionärinnen gegen eine Entschädigung von täglich 1,50—2,50 M. auf.

**J. M. in Wien.** — Die Erziehung eines dreijährigen Knaben systematisch einzurichten, ist sicher keine leichte Aufgabe. Wissenschaftliche Gesichtspunkte für eine solche finden Sie in dem frühelischen Handbuch der Erziehungs-Methode, Herausgegeben von J. Köhler, bei Hermann Köhler in Weimar.

**Theodora in Fürstenwalde.** — Iliad und Odyssee lernen Sie am besten aus der Boffischen Uebersetzung kennen, die in der Reclam'schen Bibliothek erschienen ist. Wenn Sie Ihrer Anschauung zu Hilfe kommen wollen, bieten die Umriffe zu Homer von Flaxman. (Öbische Verlagshandlung in Stuttgart) das beste Material. Ihr Interesse für die Geschichte der Griechen und Römer findet sicher Befriedigung in der Geschichte des Alterthums von Jäger, Vertelmann, Gilderflos, und in dem reich illustrierten Buche: „Hellas und Rom“ von Wägner, Spamer, Leipzig.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 7.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

— Berlin, 1. April 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Nachdruck verboten.

## Die Kirchgängerin.

Siehe das Bild Seite 55.

Wie sich Halm und Gräser neigen!  
Wie es jubelt, wenn sie naht!  
Blüthenschnee auf allen Zweigen,  
Ostergrün auf jedem Pfad!

Durch die Wipfel geht ein Rauschen,  
Ahnungsvoll und lustgeschwellt,  
Und in traumbefangnem Lauschen  
Ruht die glanzumfloss'ne Welt.

Schmeichelnd um die dunkeln Locken  
Spielt der Hoffnung Heil'genschein . . .  
Läutet, goldne Osterglocken,  
Ihr den Lenz der Liebe ein!

Ernst Eckstein.

## Leichtsinniges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Schluß.)

**D**ie Ruhe der ersten Wochen hatte ihr ja ganz wohl gethan, denn die mannigfachen Sorgen und Aufregungen waren trotz ihres Leichtsinns nicht spurlos an ihren Nerven vorübergegangen. Aber jetzt hielt sie die Einsamkeit nicht länger aus.

Blöthlich stieg sie einmal die beiden Treppen zu Friedels Atelier empor, um sich im Gespräch mit dem jungen Maler zu zerstreuen. Liddemann hatte bei Frau Konski täglich seine Aufwartung gemacht und sich allmählig ihr Interesse erworben.

Und Friedel war ja auch wirklich ein guter Junge! Im Lauf der Zeit vergab es ihm Frau Susanna sogar vollständig, daß er sich damals so dreist . . . oder wie war es doch? Sie hatte dem jungen Mann irgend etwas zu verzeihen — dessen erinnerte sie sich. Und da er sich nun die ganze Zeit über so tactvoll und

bescheiden benommen hatte, so wollte sie ihm nichts mehr nachtragen.

Wenn Liddemann an sein eigenthümliches Verhältniß zu Frau Susanna dachte, so lächelte er oft vor sich hin. Er hatte der unglücklichen Frau die Kränkung von damals längst vergeben. Aber vergessen hatte er sie doch nicht. Ja, in seinem Herzen schlummerte sogar noch etwas wie Nachsicht. Aber diese war ungefährlich. Friedel hatte sich vorgenommen, aus Frau Susanna selbst das zu machen, was sie einst eine Proletarierin genannt hatte. Das Wort verursachte ihm manchmal in der Kehle ein Gefühl wie — ja, wie Heimweh. Es drückte und quälte ihn, und er mußte es gewaltsam hinunterwürgen.

Eine Proletarierin, wie es seine Mutter gewesen — nun, dessen brauchte sich Frau Susanna nicht zu schämen.

Nachdem sie einmal die Lust derselben Räume geathmet, sich an den freundlichen, sorgsam eingerichteten Haushalt gewöhnt hatte, konnte es gar nicht fehlen, daß sie sich bald auch etwas von dem Wesen der Heimgegangenen aneignete.

Friedel hatte sich nicht getäuscht.

„Nun sagen Sie nur, was hat denn Ihre Mutter



In der Wachen. Nach dem Bilde von Eduard von Lichtenfels. Original in der Gemälde-Galerie der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. — Siehe Seite 55.

Photographie-Verlag von B. Angerer, Wien.



so den lieben langen Tag hier angefangen?" fragte Frau Susanna den jungen Maler, der sich auf die Aufforderung seines Besuchs wieder an seine Staffelei zur Arbeit gesetzt hatte.

Liddemann blickte überrascht auf.

"Oh, da giebt's doch tausenderlei!" sagte er lächelnd.

"Vor Allem die Küche . . ."

"Was, Ihre Mutter hat selbst gekocht?"

"Ei gewiß. Sonst wäre ich wohl kaum so ein großer und kräftiger Bengel geworden. Ueber eine gute Hausmannskost geht doch nichts."

"Hm. Die müssen Sie nun auch entbehren."

"Ja, sehen Sie, Frau Konski, als ich herangewachsen war, kam mir's ja weniger auf das Essen selbst und dessen Zubereitung an, als darauf, daß ich mir sagen konnte: Das hat dein Mütterchen eigens für dich bereitet! — Wenn ich von der Akademie den weiten Weg hierher zurückgelegt hatte, dann war es etwas zu Behagliches, sich an den hübsch gedeckten Tisch setzen und Mutter's Kochkunst preisen zu können. Denn das hätten Sie sehen müssen, wie sich die alte Frau über jedes Lob freute. Ich malte mir immer aus, wie mein Mütterchen den ganzen Vormittag geschäftig in der Küche hatte herumhantieren müssen, um mich ausgewachsenen Jungen mit dem oder jenem zu erfreuen!"

Frau Susanna wurde nachdenklich.

Ein paar Tage später stand sie selbst am Kochherd. Es war ihr erstes Debut — unter gütiger Mitwirkung der Aufwärterin. Vorläufig kochte Frau Susanna nur aus Langerweile.

Kora war sprachlos, als sie vom Unterricht nach Hause kam und ihre Mutter mit glühenden Wangen in der Küche stehen sah.

In geradezu feiertäglicher Stimmung setzte sie sich an den Tisch. Frau Susanna verfolgte mit Argus-Augen das Mienenpiel ihrer Tochter. Sie selbst hatte durch den Nüchternheit jeden Appetit verloren; auch hatte sie die ausgestandene Angst, — als die Aufwärterin der eigenen Wirtschaft wegen nach Hause mußte, — ziemlich erschöpft.

Kora schluckte die veraltete Suppe mit Todes-Verachtung hinunter. Zu dem Hauptgericht aß sie mehr Brod als gewöhnlich, quälte sich aber auch mit dem halbproben Fleisch rechtshaffen ab. In geradezu auffälliger Weise sprach sie schließlich dem nicht verunglückten Eierkuchen zu.

Nach Tisch, beim Mahlzeittragen, umarmte Kora die Mutter. Das war lange nicht mehr geschehen. Frau Susanna wunderte sich zuerst.

Nur des bißchen Essens wegen? Hm hm! Kora schien ihr doch ein wenig zu materiell angelegt.

Als sich Frau Susanna, vom Hunger gequält, gegen Abend an das harte, zähe, mit den Zähnen kaum zu zerkleinernde Fleisch machte, erschrak sie. Jetzt erst begriff sie Koras Opfermuth.

Das gute Kind!

. . . Also wegen des Essens selbst war es doch nicht!

Frau Susanna nahm einen regelrechten Kochunterricht bei der Aufwärterin. Diese verfügte nur über einen bescheidenen Nüchternzettel. Vorläufig genügte er. Mit der Zeit — und nach vielen harten Anforderungen an Koras Magen — gelangte Frau Susanna zu einer gewissen Fertigkeit.

Denn jetzt kochte sie nicht mehr aus Langerweile. Jetzt kochte sie aus Liebe.

19.

Eines Abends erhielt Friedel Liddemann den Besuch eines fremden Herrn. Er starrte den Unbekannten lange Zeit an.

"Richard Lutz," stellte dieser sich vor.

Jetzt erst erkannte Friedel den Herrn. Er war mit dem Assessor damals bei Konskis zwar nur flüchtig bekannt geworden, aber seltsamerweise begrüßten sich heute die Beiden, als ob sie gute alte Freunde wären, die sich nach langen, langen Jahren zum ersten Mal wiedersehen.

Richard hatte sich, — da sein Urlaub zu Ende gegangen war, — nach jenem mißglückten Annäherungs-Versuch in der Hardenberg-Straße wieder in seine Heimathstadt zurückbegeben müssen. An Kora zu schreiben, wagte er nicht mehr.

Der Besuch bei seinem Vater war ihm sehr schwer geworden. Saladin schien so ziemlich vergessen gehabt zu haben, daß er noch einen Sohn besaß. Einer sehr herausfordernd gekleideten Dame, die zufällig in der Wohnung des Kunsthändlers anwesend war, wurde Richard denn auch gar nicht vorgestellt, — anscheinend, um das verwandtschaftliche Verhältniß nicht zu ver-rathen. Diesmal behandelte Saladin seinen Sohn noch kühler als früher. Nach langem Zögern erklärte er sich endlich bereit, Richards Bitte zu willfahren. Sie

betrifft seine geschäftlichen Beziehungen zu Konski. Damit glaubte Saladin seinem Sohne einen ausreichenden Beweis väterlicher Zuneigung gegeben zu haben. Allzu-große materielle Opfer brachte er nicht. Denn die Strandscene war nun doch in seinen Besitz gelangt, — trotzdem sich Florian Konski dagegen verschworen hatte.

Mit freudigem Schreck vernahm der Assessor von Liddemann, daß Kora und ihre Mutter nur zwei Treppen unter ihm wohnten. Wie elektrisirt sprang er auf und stürmte nach der Thüre. Aber Friedel hielt ihn zurück. Er schilderte dem Bekannten die jeckische Verfassung des Mädchens. "Jetzt dürfen Sie um keinen Preis zu Kora. Sie hat sich kaum gefaßt. Sie würden den alten Schmerz wieder in ihr aufwühlen."

"Aber ich bitte Sie, bester Herr Liddemann, wozu bin ich denn sonst nach Berlin gekommen? Mit Hängen und Würgen habe ich ein paar Tage Urlaub bekommen — und ich sollte auch nur eine Stunde hier in demselben Hause mit dem Mädchen weilen, ohne es zu sehen — zu sprechen?"

Die beiden Männer führten eine längere ernste Unterredung. Richard berichtete dem jungen Maler den Wortlaut des Gespräches, das er damals in jener denkwürdigen Stunde mit Kora geführt hatte. Er war aus den erregten Worten des Mädchens nicht klug geworden. Erst allmählig vermochte er, sich das Geschehene zusammenzureimen. Die Reden der Portiers-Leute hatten ihn dann über den wahren Zusammenhang aufgeklärt. Als er abermals einen Gang nach der Hardenberg-Straße unternommen, war er in die völlig ausgeräumte Wohnung gekommen. Niemand vermochte zu sagen, wo die Maler-Familie ein Ende genommen. In jenen schweren Tagen war Richards Sommerurlaub gerade abgelaufen; er hatte sich trüben Sinnes nach seiner Amtsstelle in Thüringen begeben müssen.

Nachdem der Assessor seine lange Leidens-Geschichte in großer Hast und Aufregung berichtet, legte Friedel tief-sinnig den Finger an die Nase. "Ich will sie wenigstens vorbereiten!" sagte er dann.

Der junge Maler verließ das Atelier und befahl dem Zurückbleibenden, sich nicht von der Stelle zu rühren. Richard mußte es geloben. Auf der Treppe machte Friedel wieder kehrt und drehte von außen den Schlüssel im Thürschloß um. Richard, der erwartungsvoll und klopfenden Herzens am Fenster stand, hörte es nicht.

"So einem Verliebten ist nicht zu trauen!" murmelte Friedel vor sich hin. Er sprach aus eigener Erfahrung.

Frau Susanna war noch in der Stadt und machte Einkäufe für den folgenden Tag. Kora war dagegen zu Hause. Einen so guten Bekannten wie Liddemann wollte sie, trotzdem sie sich allein in der Wohnung befand, nicht abweisen. Sie hatte ihm sogar wieder etwas heimlich zuzusteden, — aus der Harstadt nämlich. Kora, die ernste Kora, hatte sich wirklich zum Postillon d'amour hergeben müssen. Sie war überrumpelt worden. Erst hatte sich Friedel die Erlaubniß erbeten, ihrem Schreiben an Sascha einen eigenhändigen Gruß auf dem Rand des Briefbogens beifügen zu dürfen, später mußte ihm die junge Dame eine halbe, dann eine ganze Seite einräumen, und gegenwärtig wanderten von Berlin nach München und umgekehrt rosafarbene, weichen-dustende Billetschen, die zwar den Briefen der Schwestern nur beigelegt waren, aber dem Gewicht und der Bedeutung nach unbedingt den Hauptinhalt des schwe-sterlichen Briefwechsels ausmachten.

Als Friedel dem jungen Mädchen gegenüber saß und etwas zögernd von vergangenen Tagen zu reden anhub, fiel ihm Kora peinlich berührt in's Wort. Aber Liddemann ließ sich nicht beirren. Er hatte sogar den Ruth, Richards Namen auszusprechen. Da begannen Thränen zu fließen. Kora stand von ihren Büchern auf, in denen sie sich zum Unterricht für den folgenden Tag vorbereitet, ging in die Ecke und schluchzte vor sich hin. Friedel folgte ihr, unaufhörlich ihr zusprechend. Ja, er war sogar so dreist, ihr die Hände mitsammt dem Taschentuch vom Gesicht wegzuziehen. Nun drängte Kora den jungen Mann zurück und begab sich in's Nebenzimmer. Friedel folgte ihr auch hierhin.

"Fräulein Kora, lassen Sie doch 'mal im Ernst mit sich reden. Glauben Sie denn, ich hätte nicht gemerkt, daß Sie den Assessor immer noch gern haben? Und was hat er denn auch gethan?"

"Ach," schluchzte das Mädchen, "ich kann mich nie, nie wieder vor ihm sehen lassen. Wie stehen wir vor ihm da. An dem Tage, da er um meine Hand anhielt, hat man meinen Vater . . . ach Gott, ach Gott!"

Abermals gab's eine große Pause.

"Und nun wollen Sie Ihr ganzes Leben ver-trauern? Sich vor keinem Menschen mehr sehen lassen?"

"Nein. Vor ihm nie wieder. Weil ich ihn zu . . ."

"Aha!" schmunzelte Friedel. "Weil Sie ihn zu lieb haben. — Und haben Sie mich etwa nicht auch gern? Zum Auckuck, und wir haben uns doch alle Tage gesehen! Und waren wir nicht oftmals ganz vergnügt, he?"

Kora mußte über das drollige Poltern Friedels trotz ihrer Thränen lächeln. "Ach, Sie meinen es ja so gut, aber — aber . . . ach, lassen Sie mich's doch allein tragen!"

"Fällt mir nicht ein," brummte Friedel. "Sie haben's bei mir mit Sascha nicht anders gemacht. Wenn Sie nicht gewesen wären und dem Mäd'el täglich von mir in's Baiernland berichtet hätten, — wer weiß, was für ein Münchener Kind mir die Kleine abspenstig gemacht hätte. Und dann hätte ich dageessen an den Ufern der Spree wie die verlassene Ariadne. Das Geweine nützt aber überhaupt nichts, das will ich Ihnen bloß sagen! . . . Und was das dann gar für 'ne Idee ist, daß Sie sich wegen damals schämen müßten! Haben Sie vielleicht die Stirn zu behaupten, Sie müßten sich Ihres Vaters schämen?"

Erschreckt fuhr Kora auf. Der junge Mann sah sie mit beinahe zornigem Gesicht an.

"Schämen — des Vaters? Aber nein, ich — ich . . ."

"Das wollte ich Ihnen auch gerathen haben," fuhr Friedel polternd fort. "Denn dann hätte er sich Ihrer schämen müssen, verstanden? Was hat Ihr Vater denn verbrochen? Er hat nicht rechnen können, das ist Alles. Nun, das können die meisten Künstler nicht. Sie schweben eben oft ein bißchen in höheren Regionen. Und es ist gut so. Eines muß ja schließlich leichtsinnig sein — sonst käme kein Geld unter die Leute. Die Hauptschuld tragen aber Sie und Ihre Mama — und Fräulein Sascha. Jawohl."

Betreten blickte das Mädchen zu Friedel empor.

"Das sagen — Sie?"

"Allerdings. Aber einen Vorwurf mache ich Ihnen nicht. Und Ihrer Mutter auch nicht, denn der fehlte die Erziehung. Die häusliche nämlich. Sie war Gattin und Mutter, ohne ihre Pflichten zu kennen. Sehen Sie, und das ist das Kernübel. Wie wachsen die jungen Mädels heutzutage heran! Sie werden zu nichts Anderem als zu Bieräffchen erzogen. Oder haben sie etwa schon arbeiten gelernt, wenn sie in die Ehe treten? Bewahre. Wozu auch — Geld ist da. Haha, Unsinn. Wie lange wird's reichen? Wenn plötzlich 'mal schwere Zeiten kommen, dann fängt das verwöhnte Fräulein zu schmollen an und macht dem Mann den Kopf heiß, statt ihm gerade dann eine Stütze zu sein. Ja, ja, wenn die Geldsorgen in der Ehe anfangen, dann hört oft die Liebe auf. Und das ist schlimm. Dann schwindet auch die Achtung, die Ideale versinken, — und es bleibt nur das traurige, kahle, erbärmliche, materielle Leben zurück."

Kora hatte ganz erstaunt dem jungen Manne zugehört. Sie wagte kaum zu athmen. In der ganzen Wohnung herrschte eine andächtige Stille. Nur im Zimmer nebenan hatte es vorhin geknarrt. Friedel war es nicht entgangen. Es suchte ganz seltsam um seine Mundwinkel. Es that ihm ordentlich wohl, sich einmal Lust zu machen. Nicht allein Koras wegen, sondern . . . ja, es hatte eben vorhin im Zimmer nebenan geknarrt!

"Wenn die jungen Damen — ob sie's nun nöthig haben oder nicht, — frühzeitig lernen müßten, Geld zu verdienen, dann wüßten sie auch besser hauszuhalten und würden sich schämen, das vom Gatten sauer erworbene Geld in albernem Puz und Tand zum Fenster hinauszuworfen. Aber dazu ist man ja viel zu groß- artig. Sehen Sie, Fräulein Kora, selbst Sie ver-nünftige junge Dame haben sogar noch immer solch ein thörichtes Vorurtheil. Sie schämen sich — habahaha! — weil Sie jetzt arbeiten müssen! . . . Also Sie glauben wirklich, Ihr Assessor hätte Sie früher, als Sie nichts weiter zu thun brauchten, als das Geld Ihres fleißigen Vaters mit möglichster Grazie durchbringen zu helfen, — er hätte Sie früher höher geachtet, als jetzt? Ei, dann sollte ihn ja gleich das Donner . . . Nein, nein, nein, Fräulein Kora, darin irren Sie sich gewaltig! . . . Ja, wenn Sie an dem Tage, als der ganze Hausstand Ihres Vaters zusammenbrachte, den Kopf verloren und nicht gleich gezeigt hätten, daß Ihnen endlich Ihre Pflicht klar geworden war, — dann müßten Sie sich heute schämen. So aber nicht. Im Gegentheil. Ein recht-schaffener Kerl hat vor einem Mäd'el, das sich selbst durch ehrenwerthe Arbeit durch's Leben bringt, tausend-mal mehr Achtung als vor der behäbigen, langweiligen Bourgeois-Tochter, die dem Herrgott den Tag wegstiehlt, dem Vater neue Kleider und neue Hüte abschmeichelt und das Clavier und die Leinwand mißhandelt, daß es Einem leid thun kann. . . Und nun gar Ihr Assessor! Wissen Sie, was der gesagt hat, als er erfuhr, daß Sie sich Ihr Brod jetzt selbst verdienen?"



„Herr Viddemann!“ fuhr Nora ganz erschreckt auf. „Sie haben Richard . . .?“

„Ich habe ihm geschrieben, jawohl. Und er hat mir geantwortet: Lieb hätte er Sie seit dem ersten Augenblick gehabt, aber seitdem er das . . .“

„Herr Viddemann!“ sagte Nora in athemloser Erregung. „Seien Sie offen, ich beschwöre Sie. Was hat Richard über Papa gesagt? Ich ertrage den Gedanken nicht, daß — daß sein eigener Vater . . .“

„Zum Kukud!“ brummte Friedel scheinbar ganz unwirksam. „Er hat gesagt, es sei ganz gut, daß sich das in Ihrer Familie zutragen habe, denn nun müßten Sie ihm doch auch darin nachsehen.“

Fragend starrte Nora den Maler an.

„Na, Sie kennen doch die Geschichte mit dem alten Silberhändler. Sehen Sie, eines solchen Vaters, wie ihn Ihr Bräutigam besitzt, könnte sich ein Kind schämen, — notabene, wenn die Kinder überhaupt für ihre Eltern verantwortlich wären! . . . Sie wollen doch Ihren guten alten Papa Florian nicht mit dem Halsabschneider Salsabin vergleichen, he?“

„Aber mein Gott, das thue ich doch nicht!“

„Na also. Dann dürfen Sie aber auch nicht mehr so wehleidig aussehen. Wie ich schon gesagt habe, — unser Vater Florian trägt überhaupt die geringste Schuld an der ganzen Sache. Ihr Frauenkleinod hat ihn so übel zugerichtet, verstanden? . . . Aber Ihr seid ja jetzt auf dem besten Weg. Und drum sollte auch gar nicht mehr von einem Unglück die Rede sein, denn das Unglück war ein großes Glück. Ihr habt jetzt endlich arbeiten gelernt. Ihr alle — Ihre Mama, die kleine Sascha — und Sie selbst.“

„Ach, Herr Viddemann,“ jagte Nora hastig, „und was — was schreibt Richard denn sonst noch? Will er denn nicht noch einmal — — herkommen?“

„Doch, doch, das will er. Das hat er mir erst heute geschrieben. Und er läßt Sie tausendmal grüßen — das heißt, wenn Sie seine Grüße annehmen wollten!“

„Kann ich — kann ich denn den Brief — nicht mal sehen?“

Friedel machte ein wichtiges Gesicht. Dann lächelte er pfiffig und kramte in allen Taschen. „Ach, nun hab' ich ihn oben gelassen.“

Nora war blutroth im Gesicht geworden. Ihre Brust hob und senkte sich hastig. „Darf ich ihn holen?“ fragte sie in großer Erregung. Sie fürchtete, daß Viddemann zu langsam sein würde.

„Ja, das dürfen Sie. Er ist oben im Atelier — am Fenster. Der Thürschlüssel steckt von außen.“

Wie der Wind segte Nora, ohne sich umzublicken, durch die Nebenstube auf den Gang hinaus, riß die Vorzählthüre auf und huschte die Treppe hinauf. Alle Thüren blieben sperrangelweit offen stehen. Friedel folgte dem Mädchen auf dem Fuße. Oben angelangt, riß Nora die Atelier-Thüre auf und stürzte in's Zimmer. Wie versteinert hielt sie inne.

Richard hatte sich blitzschnell umgewandt und starrte bald das Mädchen, bald den jungen Maler an.

Friedel, der in der Thüre stehen geblieben war, machte dem Assessor hinter Noras Rücken allerlei pantomimische Zeichen. Er klopfte sich an die Stirn, dann breitete er seine Arme aus und wackelte hin und her, als ob er mit größter Leidenschaft etwas Unsichtbares an seine Brust presse.

Endlich hatte Richard begriffen.

„Nora! Herzensschatz!“ jubelte er plötzlich auf und sprang auf das Mädchen zu.

Friedel sah nur noch, daß der Assessor seiner Gebrauchs-Anweisung pünktlich Folge leistete. Dann schloß er discret die Thüre. Als er draußen war, vernahm er noch einen zweiten Ausruf — nicht so stürmisch, aber in einem seltsamen Gemisch von Lachen und Weinen. Er glaubte Noras Stimme zu erkennen. Beruhigt stieg Friedel die Treppe hinab. Unterwegs überlegte er sich noch, ob es vielleicht abermals angebracht sei, die Thüre zu verschließen. Sofort schüttelte er aber, still vor sich hin lächelnd, den Kopf. „Ausreißen werden die nicht!“ sagte er zu sich selbst. Diesmal konnte er leider noch nicht aus eigener Erfahrung sprechen.

Als er in's Erdgeschloß zurückkehrte, fand er Frau Susanna in Thränen vor. Sie hatte Friedels lange Moralpredigt von Anfang bis zu Ende mit angehört.

Friedel wurde beinahe ängstlich. Jetzt kam das schwerste Stück Arbeit!

Aber Wunder über Wunder — bei seinem Eintreten streckte ihm Frau Susanna die Hand entgegen und sagte in einem so milden Ton, wie ihn der junge Maler noch nie an der hartgeprüften Frau wahrgenommen hatte:

„Ich danke Ihnen auch schön, Herr Viddemann. Es war ein bißchen hart, was Sie da gesagt haben — aber es waren Worte zur rechten Zeit. Namentlich für mich, Herr Viddemann. Ich habe nämlich Alles gehört.“

Friedel blinzelte der Malersgattin ganz vergnügt zu: „Das hab' ich nämlich gewußt, Frau Konski.“

Eine längere Pause trat ein. Endlich sagte Frau Susanna: „Ja, die Erziehung, lieber Viddemann. An mir ist viel gefehlt worden — und ich habe selbst viel gesündigt an meinen Kindern. Aber in den paar Monaten habe ich viel Versäumtes nachgeholt. Was auf mich eingewirkt hat — ich weiß es nicht. Aber oft kam mir's vor, als ob's die Mütter hier selbst gewesen wären. Anfangs erschienen sie mir ja klein und ärmlich. Aber dann fühlte ich, daß etwas so Heiliges und Keines darin herrschte, das auch den leichtfertigen und hoffärtigen Menschen bessern muß. Ich glaube, es ist das Andenken an — an Ihre Mutter!“ schloß die Malersfrau mit etwas bewegter Stimme.

Friedel räusperte sich und wischte sich über die Lider. Es schien ihm zu gleicher Zeit etwas in die Kehle und in's Auge gekommen zu sein. „Ja, ja,“ stahl es sich leise von seinen Lippen, „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, die ist geweiht für . . .“

Der junge Mann schluckte und jagte dann mit einer eigenthümlichen Lustigkeit: „Na, sehen Sie, Frau Konski, und wenn uns sonst auch Alles trennte — eines haben wir doch gemeinsam . . . unsere Lehrmeisterin!“

Frau Susanna nickte und reichte dem Maler beide Hände.

Friedel sah ihr treuherzig in ihre feucht schimmernden Augen. Jetzt hatte er der ehemals so stolzen Frau auch die „Proletarierin“ vollkommen verziehen.

20.

Der General-Postmeister schmunzelte.

Es war ihm zu Ohren gekommen, daß sich um die Weihnachtszeit des leptomosten Jahres der Briefverkehr zwischen München-Berlin ganz bedeutend gegen früher gehoben habe.

Ob daran Konskis Schuld waren? Wer weiß!

Zuerst schwang sich Frau Susanna zu einem acht Seiten langen Brief auf. Sie schrieb an ihren Gatten und an ihre Tochter. Oekonomisch, wie sie geworden war, that sie die beiden Vögel in einen gemeinsamen Briefumschlag. Friedel dagegen, der so lange und erfolgreich für die Sparsamkeit eingetreten war, sandte seine beiden Briefe getrennt an Vater und Tochter. Eine Verwechslung wollte er gestissentlich verhüten.

Selbstverständlich mußten diese Briefe schleunigst beantwortet werden. Auch der Assessor, der sich gleichfalls seinem künftigen Schwiegervater brieflich genähert hatte, erhielt von Papa Florian umgehend Nachricht.

Da sich diese Schreiberei in der Folgezeit alle Tage wiederholte, so ging ein Heidegeld für Porto auf.

Der General-Postmeister hatte also alle Ursache, zu schmunzeln.

Nicht so Frau Susanna. Sie rechnete auf dem Deckel ihres Wirtschaftsbuches aus, — jawohl, man denke, sie hatte sich jetzt so ein Ding angelegt! — daß das innerhalb eines Monats für Porto ausgegebene Geld für zwei Eisenbahn-Billets III. Klasse München-Berlin ausreiche. Und das war durchaus nicht übertrieben. Denn die meisten Briefe waren doppelt.

Also schlug Frau Susanna, praktisch wie sie geworden war, in ihrem nächsten Schreiben vor: Florian und Sascha sollten doch nach Berlin zurückkommen; einmal vertrage sich die Porto-Veranschlagung nicht mit ihren wirtschaftlichen Grundfätzen und dann sei überhaupt das mündliche Verfahren, — schon Saschas und ihres Bräutigams wegen, — dem schriftlichen bei weitem vorzuziehen.

Hieraus entspann sich zwischen den einzelnen Großmächtigen ein noch lebhafterer Notenwechsel. Man erörterte diese hochwichtige Frage an den verschiedenen Plätzen mit der ihr zukommenden Wichtigkeit. Sascha-München und Friedel-Berlin erklärten sich sofort pro. Sonderbarer Weise Florian-München contra. Vorläufig wenigstens. Er war nämlich noch sparsamer als seine Hausfrau geworden. In der Hauptstadt hatte ja auch die kleine Sascha das Scepter des Haushalts, zwar autodidaktisch, aber nichts desto weniger mit bedeutendem Erfolg schwingen gelernt. Florian-München gab sein Gutachten dahin ab, daß es ein sträflicher Leichtsin von ihm wäre, jetzt — im December — die Wohnung in München aufzugeben, wo er sie doch bis April bezahlen müsse. Susanna-Berlin schüttelte erst den Kopf. Als aber gleich darauf eine de- und wehmüthige Note von Sascha-München eintraf, erwiederte sie dem aufständischen Friedel-Berlin, daß sie die autoritative Entscheidung der innigst befreundeten bairischen Großmacht unbedingt zubilligen müsse.

Friedels Garten prangte im frischen Frühlings-Gewand. Der kurzgeschorene Rasen bot bereits dem Auge der Vorübergehenden eine fastgrüne Fläche. An den jungen Büschen, die das Gitter verdeckten, knospte

es; vereinzelt wagten sich sogar die kleinen blauen Scilla-Blüthen auf den beiden runden Beeten hervor. Ein weicher Duft von Hyacinthen und Veilchen drang durch die geöffneten Fenster in's Erdgeschloß.

An einem Frühlings-Sonntag, der so herrlich war, daß man zu glauben versucht sein konnte, es gäbe nur Glück und Sonnenschein in der ganzen Welt, zog eine kleine Karawane aus Viddemanns Haus durch den duftenden Vorgarten und trat die lange Reise nach dem Anhalter Bahnhofe an.

Viddemann spielte den Führer. Richard, der in der vorausgegangenen Nacht eigens für diesen Tag von seiner Amtsstadt nach Berlin gekommen war, — er wollte seinen Dienst veräumen, damit ihm im Sommer sein Hochzeitsreise-Urlaub nicht abgefürzt werde, — empfand ein unbändiges Vergnügen, in dem alterthümlichen Omnibus an Noras Seite Platz nehmen zu dürfen. Man hätte ja viel bequemer in der Pferdebahn fahren können, aber Friedel hatte ausgerechnet, daß dies — hin und zurück — um sechs Groschen theurer käme.

Die vier glückstrahlenden Menschen saßen bereits eine Stunde vor Ankunft des Zuges im Wartesaal.

Nora und ihrem Bräutigam wurde die Zeit nicht lang. Sie unterhielten sich anscheinend ausgezeichnet. Worüber, konnte Frau Susanna nicht in Erfahrung bringen. Denn die Beiden hatten eine geradezu auffällige Gewandtheit, zwischen sich und die übrigen Familien-Glieder eine über Flüsterhörweite sich ausdehnende Strede zu legen.

Aber Frau Susanna war es um das Lauschen auch gar nicht zu thun. Ihr eben so wenig wie Friedel Viddemann. Der Maler stürmte oftmals auf den Bahnsteig hinaus und machte sich durch seine Fragen bei allen Stations-Beamten so überflüssig als möglich. Zur Abwechslung studirte er dann wieder den Fahrplan. Es war, als ob er das Reisesieber hätte — ein Leiden, das man doch sonst weniger auf der Ankunfts-, als auf der Abfahrtsseite der Bahnhöfe anzutreffen pflegt.

Es bildeten sich Gruppen auf dem Bahnsteig. Die lebhafteste war die Konskische.

Der Zug brauste in die Vorhalle. Ein mit einer Handklänge versehener Bahnbeamter lief rechts von der Locomotive voraus und trieb die zudringlichen Angehörigen von den Geleisen zurück.

„Hierher! Hierher!“ rief Friedel aufgeregt. Er winkte den Anderen. Sie stellten sich neben einander an der Wand der Bahnhofshalle auf. Der Perron stieg etwas nach den Seiten hin an; man konnte also von dort aus die dem Zug entströmende Menschenmenge besser überblicken.

Aber auch hier duldete es den jungen Maler nicht lange. Plötzlich rannte er am ganzen Zug entlang, mit stolzer Verachtung an der ersten und zweiten Klasse vorüberstürmend, ein paar Ankommlinge beinahe über den Haufen rennend, auf die letzten Wagen zu. Hier wirbelten zwei lange dunkle Zöpfe durch die Luft, — weißes Haar flatterte unter einem mächtigen Schlapphut.

„Hurrah!“ schrie Friedel begeistert. Er stolperte über einen im Wege liegenden Koffer und riß einen Kofferträger zu Boden, der ihm verblüfft nachrief: „Na nu! Man immer sachteten!“

Endlich schloß Friedel Sascha in seine Arme.

Das Pärchen, das sich auf dem Perron umhalste und abküstete, erregte Aufsehen. Die allzeit ironischen Berliner machten ihre schlechtesten Witze.

Anders bei Papa Florian und Frau Susanna. Auch hier setzte es einen herzhaften Ruf. Aber die Nächstehenden, die den schluchzenden Aufschrei der besjahrten Eheleute vernommen hatten, mit dem sich die Beiden um den Hals gefallen waren, lachten über dieses Paar nicht. Mit einer gewissen Mäßigkeit betrachtete man sie. Man ahnte, daß sich hier zwei Menschen gefunden hatten — vielleicht zum ersten Mal gefunden!

„Verzeih' mir, ach, guter Alter, verzeih' mir!“ so kam es leise ein über das andere Mal von Frau Susannas Lippen.

Dann schwirrte es bei den sechs Leuten durcheinander von tausend und abertausend Fragen und Erzählungen. Seltsamerweise hauptsächlich paarweise.

Während man zur Gepäd-Ausgabe schritt, flüsterte Friedel seiner Braut heimlich etwas in's Ohr. Er hatte es erst später — zu Hause — sagen wollen, aber es drückte ihm das Herz ab.

„Du, Sascha, weißt Du schon?“

Das Mädchen sah ihn mit den großen dunkeln Augen erwartungsvoll an.

„Denk' nur . . . wir hängen! Am Rathhaus nämlich!“

Sascha ward roth bis zu den Schläfen. Aber nicht vor Aerger.



Nachdruck verboten.

## Jenny von Gustedt-Pappenheim.

Von Erich Schmidt.

Mit einer Bleistift-Zeichnung von Bernhard Neher.

**N**enn ich unter das anmuthige Frauenbild, das uns zu später Augenweide der Schwabe Bernhard Neher 1842 während der Arbeit für die Dichterkammer des Weimarer Schlosses mit dem Stift festgehalten hat, ein poetisches Motto schreiben sollte, so müßten es Goethes Verse sein:

Hierlich denken und süß erinnern,  
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Wie fein und adelig ist dies Profil, wie sanft stützt die schmale Hand das Haupt der Sinnenden, der gewiß neben der Kunst der Rede die Gabe des andächtigen und verständnisvollen Zuhörens verliehen war. So hatte sie einst dem greisen Goethe manchmal gegenüber gesessen und mit Leonore im „Tasso“ gedacht: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.“ Denn eine Weimaranerin erscheint hier vor uns, in Goethes „Gedichten an Personen“ durch launige Dankverse für eine Handarbeit verehrt, ein Liebling seiner letzten Jahre, die Freundin seiner Schwiegertochter und Enkel, die vieljährige Vertraute der Tochter Weimars auf dem preussischen Thron, die Schönste im jungen Völkchen, dem Felix Mendelssohn spielte und Holtei leichte Improvisationen darbrachte. Ihre Enkelin, Lily von Kreisemann, hat uns ein stattliches Gedebuch, mit nur allzu freigebiger Pietät, beschriftet: „Aus Goethes Freundeskreise, Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt“ und den geistigen und gemüthlichen Reichthum dieser Frau entfaltet, die ohne Ansprüche an den literarischen Markt bis in's hohe Alter (sie ist 1890 gestorben) die uns entzückende Kunst des Briefes übte, Tagebücher mit Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart füllte, die ästhetische Kultur Weimars und die preussische Freude am Staat harmonisch verband, entschwindene Gestalten, die einen in schärferen Umrissen, verschwommen die andern, herbeizurufen liebte und auch ihre Meinungen in ein nobelstisches Gewand hüllte, ohne zu verkennen, daß solcher Dilettantismus nur „Nebelbilder“ hervorbringe. Willkommener wären reichere Mittheilungen aus der deutschen und französischen Correspondenz gewesen.

Am 7. September 1811 in Hesse geboren, kam Jenny aus einer elässischen Pension fünfzehnjährig nach Weimar und wurde später Hofdame der Großfürstin Maria Paulowna, bis sie 1838 dem westpreussischen Gutsbesitzer Baron Gustedt die Hand reichte. Ein Städt Weimar ist ihr überallhin gefolgt. Im Alter hat sie nochmals acht Jahre lang ihren Sitz in der lieben Heimath aufgeschlagen, in „Jhm-Nien“, wie die prettöse Bezeichnung lautet. Lieft man etwa die Briefe, die eine adelige Dichterin der Goethe-Schillerzeit, Amalie von Imhof, die Nichte der Frau von Stein, geschrieben hat, so wirkt manchmal die schönseelige Bewußtheit und der musenhöfische Bildungsdünkel theils drollig, theils abstoßend. Im Gefühl erhöhter Menschenwürde nimmt die reifere junge Dame eine ganz besondere Delikatesse für sich in Anspruch und giebt sich ihrerseits nicht die geringste Mühe, den Lebenszweck eines braven soldatischen Freierr zu würdigen. Solches Kokettiren und Schmollen der Hofahrt kennt Jenny nicht: sie war, wie Goethe rühmt, „so schön, so unbewußt anmuthig,“ und es klingt harmlos, wenn sie von Weimars „edlem Umgang“ einen sittigen Einfluss auf derber besattete, formlosere Besucher erwartet. Freilich mahnen noch manche bilderreiche Bekennnisse — „getrocknete Blumen mit leisen Duft und matten Farben“ nennt sie derlei selbst — und manche vage Betrachtungen an die ferneren Jahre, da in deutschen Stammbüchern sogenannte schöne Stellen aus Jean Paul prangten. Eine Berlinerin wie Kadel oder die rheinische Romantikerin Bettinas eindringend zu würdigen, war unserer Weimaranerin offenbar nicht gegeben; aber von der Mädchenzeit an waltet eine ernste Selbstzucht, ein unbefangenes Bemühen, ohne Einbuße Goethischer Erbstücke mit der Zeit vorwärts zu gehen und sich im zugewiesenen Wirkungskreise tüchtig zu bethätigen. Die Schülerin des Goethehauses und der weimarschen Zeichenschule lauscht auch dem armen tauben Professor Scheidler, auf praktische Philosophie bedacht. Sie wird eine musterhafte Gutsdame, eine weise Erziehlerin, eine umsichtige Patriotin. Die Losung „Noblesso obligo“ ist selten tiefer und reiner gefaßt und geübt worden als von dieser Freierr. Ihre Aufzeichnungen sind reich an unbefangenen, tapferen Reflexionen über den Adel der Neuzeit, und mag die „Gräfin Thara“ durchaus kein episches Kunstwerk sein — einem üppigen Lieutenant in's Bewußten zu reden, versteht sie meisterlich. Christgläubig und bibelfrom, quält sie sich nicht mit dogmatischen Härten der „Namen-Christen“ und schließt eine Erinnerung daran, wie dem Kinde Jemand auf dem Kirchgang

gejagt habe, Goethe sei kein Christ, mit den Sätzen: „Nun bin ich alt. Ich erschrecke nicht mehr, wenn ein geliebter Mensch die Kirche meidet, aber ich bin verzweifelt, wenn er an den Hüften der Armuth vorübergeht. Ich bewundere nicht mehr den frommen Mann, dessen Name in allen Kirchen-Collecten zu finden ist, aber ich verachte den, der es veräußert hat, ihn in die Herzen der Menschen zu schreiben!“ Und wie weiß sie die Wohlthätigkeit zu mahnen, daß dem letzten Bettler neben dem Reigen der Gabe auch die Freude vergönnt werde, damit sein Auge glänze und er sich sage, das Leben sei doch nicht immer hart: „das nenne ich das Freuden-Almosen.“

Die Bekanntschaft mit dieser Frau blieb ein Gewinn auch ohne die reichliche Ausbeute, die das Gedebuch Lily von Kreisemann in zusammenhängender Darstellung oder belläufigen Winken für Alt-Weimar gewährt. Sehen wir ab von dem eglischen Porträt der Enkelin Carl Augusts, Helene von Orleans, oder der frischen Vergegenwärtigung eines rechten Welt-



Jenny von Gustedt-Pappenheim. Nach einer Bleistift-Zeichnung von Bernhard Neher.

kindes, der Gräfin Bandeuil, wie von einzelnen charakteristischen Worten über Weimars Fürstinnen, so werden unter anderem Holteis Berichte in den „Vierzig Jahren“ angenehm ergänzt, die Geselligkeit sammt ihrer leidigen Anglomanie thut sich auf, an der Spitze erscheint Ottilie von Goethe, deren glänzende und verhängnisvolle Naturgaben uns noch nie so deutlich nahe gebracht worden sind. Es ist der gelungenste Abschnitt des Werkes. Auch in die Verwirrenheit des Sohnes August wird hineingeleuchtet, den Enkeln Goethes aber mit einer von edler Freundschaft bestochenen Wärme das Wort geredet als tragischen Opfern einer kalsinnigen Nation, die doch wahrlich an den beiden verklärten Männern nichts verbrochen hat. Ja, die Erzählerin erhebt sich bis zur schweren Anklage, daß der „Erkunde“ Wolf Goethes kein Theater aufgeschossen worden sei, und vergißt völlig, warum das unmöglich war; weil „Erkunde“ überhaupt nicht zur dramatischen Gattung gehört!

Höchst würdevoll, aber auch aufgeknöpft und launig zu Zeiten, erscheint der alte Goethe. Er residirt in Weimar als ein anderer Herrscher, wie der Orient den weltlichen und den geistlichen Kaiser neben einander verehrte. Dem „Hauptgeschäft“, der Vollenbung des Faust gewidmet, läßt er sich in Stunden des Schaffens nicht unter eine verwirrende Menge loden, auch wenn Lied ungeduldig seiner harret, aber für die Tafel ist ihm eine hochberühmte Tochter lieber, als eine „Thella und Jungfrau von Orleans“. Einmal erzählt er der jungen Freundin von einstigen Tiefurter Tagen und kauft ihr auf der Heimfahrt ein Pfefferluchsenherz, ein ander Mal sieht er zu, wie Jenny und Ottilie einen gefundenen Schädel in die Erde betten, und freut sich, daß die „Frauenzimmerchen auch noch den Tod verkären.“ Die Bekommenheit, als eine der Besucherinnen im Gartenhaus unverfehens eine Venusstatue zertrümmert, spendet er durch ein artiges Compliment an die lebendigen Schönheiten hinweg; doch wehe dem, der in Gespräch über Kunst und Wissenschaft eine Klatscherei hineinwarf — bei solchem Anlaß rief Goethe mit dröhnender Stimme: „Euren Schmutz lehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mit in's Haus!“

Das Buch enthält eine Reihe wohl oder minder gelungener Portraits; voran erscheint Frau von Gustedt als schöne alte Dame. Ka faas aufgenommen, läßt sich dieses Bild schwer mit Neher's fesselnder Zeichnung vergleichen, doch ziemt beiden ein

zweites Motto, das die „Gräfin Thara“ als offenes Selbstbekenntniß darbietet: „Was ist also Vornehmheit? Vor allem muß sie unbewußt sein. Vornehmheit ist Ruhe; Ruhe in Bewegungen, Ruhe im Gemüth, Ruhe in der Umgebung, Ruhe in Worten, Ansichten und Urtheil. Freundschaftige Ruhe gegen Untergebene, sichere Ruhe gegen Höhergestellte. Phantasie und Lebhaftigkeit schließt diese Ruhe nicht aus, so wie die leidenschaftliche Musik den Tact nicht entbehren kann. Du findest sie oft angeboren bei Fürstlichkeiten und aristokratischen Kreisen. Sie ist die Folge unangefochtenen Ansehens, einer comparativen Sicherheit, von Anderen nichts zu brauchen, des leichteren Kampfes mit dem Leben. Kommt eine edle Gesinnung hinzu, so ist das Bild fertig und das Räthsel gelöst.“

Nachdruck verboten.

## Ostern.

Novellette

von Laura Marholm.

**N**iederstimmen schallen, scharfe, schrille Kinderstimmen; irgendwo klingelt es. — Stille. — Es wird so hell. Eine blendende gelbe Helle, sie nimmt zu, sie nimmt zu . . . und immerwährend tönt es, wie ein Brummen im Ohr: Bim — bam, bim — bam . . .

Na! —! Fräulein Lanny Lauer gähnte und machte die Augen auf. Sie blieb ganz still liegen in ihrem weißen Bett unter dem geklärten Kattundimmel; sie mochte sich nicht rühren. Die gelbe Helle war so warm und that ihr so wohl. Es brummte immer weiter: Bim — bam, bim — bam, dann auf einmal ein gelendes, schrilles, abgestimmtes Gebimmel in den höchsten Tönen, mit unsinniger Geschwindigkeit . . . das kam von der russischen Kirche!

Fräulein Lanny war plötzlich ganz wach. Sie sah aufrecht im Bett, rieb sich die Augen und fuhr sich durch ihr krauses braunes Haar. — — — Auf einmal stand sie auf ihren beiden bloßen Füßen, auf die das lange weiße Nachtleid herabfiel, und riß die Zuggardine vom Fenster zurück.

Zwischen dem zurückgezogenen dunklen Cretonne fluthete ein Strom von Licht zu ihr herein, gelbes, glühendes, goldenes, übermüthiges Licht, Sonnenlicht, Frühlings-Sonnenschein, daß ihr die rothen Funken vor den Augen tanzten. Sie stieß mit der tastenden Hand an etwas. Als sie wieder sehen konnte, fand sie, daß es ein Glas mit Weidenläpchen war, schön ausgesprungene runde Weidenläpchen mit glatten, grauweißen Fellen.

Ostern — es war Ostern, das Fest des Frühlings und des neuen Lebens . . .

Fräulein Lanny stand und streichelte nachdenklich mit vorichtigen Fingern die Weidenläpchen und sah in die Luft hinaus, die voller Licht und voller Klänge war, lächelte und seufzte. Dann klebete sie sich gedankenlos an und ging dabei ohne Zweck im Zimmer auf und ab, stand ein Weiden vor ihrem offenen Schrank und besann sich, nahm ihr hellblaues Morgenkleid mit den bronzefarbenen Plüsch-Ausschlägen hervor, zog es an, ging in's Nebenzimmer vor den großen Spiegel, betrachtete sich und war zufrieden, fand ihren Thee mit besitzidigen Bröckchen dort auf dem Tische stehen, setzte sich und fing an zu trinken.

Da klingelte es wieder, kurz, schrill. Fräulein Lanny fuhr auf, stand nervös still und horchte.

Ach nein! Es war nicht die Wohnungsglocke, es war nur der Milchwagen auf der Straße, der jetzt wieder weiterkasselte. Fräulein Lanny nahm wieder ihren Platz ein, hatte aber keine Ruhe. Sie sah sich im Spiegel so allein am Tische sitzen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie nickte ihrem Spiegelbild zu wie einem stummen alten Gefährten, der Einen versteht, krümelte am Brod, zwang sich stillzusitzen, sprang aber plötzlich auf, ging an die Balconthür, öffnete sie und lehnte sich über das Geländer.

Um sie herum wehte der Frühlingswind, warm und schmeichelnd und lockend.

Fräulein Lanny stand und träumte hinaus, athmete tief und sog die reine, duftende Luft ein. Aber ihre Augen waren nicht, wo ihr Gesicht hinschaute. Ihre Augen waren bei einem kleinen rothen Punkt, der sich ganz fern am Ende der Straße bewegte. Der rothe Punkt tauchte auf und verschwand, war bald eine ganze Weile sichtbar, bald eine ganze Weile unsichtbar. Je näher er kam, desto mehr interessirte sich Fräulein Lanny für ihn. Sie konnte kein Auge mehr von ihm abwenden. Jetzt kam er eben wieder aus einer Hausthür heraus . . . es war ein kleiner Mann im rothen Rock; er stand einen Augenblick und blätterte in den Briefen, die er in der Hand hielt. Fräulein Lanny lehnte sich vornüber, so weit sie konnte . . .

Der Postbote trat ein, die schwere Hausthür fiel hinter ihm zu. Fräulein Lanny stand nicht mehr auf dem Balcon; sie stand mitten im Zimmer, mit stodemem Athem und gespannter Erwartung. Minute auf Minute verging. Der Mann hatte vier Treppen zu steigen und an mehreren Thüren anzuklopfen. Fräulein Lanny hatte gleich, als sie vom Balcon





Oftern. Nach dem Bilde von W. Gause. — Siehe das Gedicht Seite 49.



wegging, die Thür nach dem Corridor ein wenig geöffnet, nur ein ganz kleines Rißchen. Jetzt hörte man Schritte, schwere, gleichgültige Schritte. Näher, näher. Es wird still. Jetzt fällt ein Brief in den Kasten. Gleich darauf schlägt die Klingel an, die Schritte werden wieder hörbar.

Fräulein Lonyy ist auf ihren leichten Schuhen in den Corridor gesprungen. Ihre Hand zittert, wie sie den Dedel des Briefkastens aufschlägt. Es liegt etwas darin. Sie greift hinein . . . in demselben Augenblick öffnet sich eine von den anderen Thüren, die auf den Corridor gehen, ein langer, blauer, unbeholfener junger Mensch kommt heraus, verbeugt sich, stammelt: „Ach, entschuldigen Sie, Fräulein Lonyy, ich erwarte meinen Eherbrief von zu Hause.“

Fräulein Lonyy hat die Hand aus dem Briefkasten gezogen, einen Blick darauf geworfen und reicht ihm den Brief in dem langweiligen grauen Umschlag mit der langweiligen Geschäftshandschrift auf der Adresse. Sie sagt nichts. Sie kann nichts sagen. Sie geht hinein und macht ihre Thür zu und setzt sich hin und sitzt unbeweglich. Und Thräne auf Thräne läuft ihr die Wangen hinunter.

Kurze, schnelle Schritte in Pantoffeln nähern sich. Es klopf an ihre Thür. Sie steht rasch auf, trocknet sich das Gesicht und stellt sich mit dem Rücken gegen das Fenster, damit man nicht sehen kann, daß sie geweint hat. Ein blonder Frauenkopf, mit einem einfachen Morgenhäubchen, streckt sich durch die Thür.

„Ich wollt' nur fragen, Fräulein Lonyy . . .“

„Bitte, Frau Mertens, ich habe schon getrunken.“

Frau Mertens ist die Pensionärin-Mutter. Sie ist Technikers-Witwe und hat vier unerzogene und ungezogene Jungen zu versorgen. Sie bewerkstelligt das mit Zimmervermietten und Beköstigung ihrer Mieter. Außer ein paar stillen Studenten hat sie einige Föglinge des Conservatoriums, darunter Fräulein Lonyy, und ein paar Mädelchen. Aber jetzt sind sie alle fort, mit Ausnahme eben des blaffen Studenten, dem sein Vater kein Reisegeld zu den Ferien geschickt hat. Frau Mertens liebt es sehr, wenn ihre Pensionäre abwesend sind, und ermuntert sie immer herzlich und mütterlich, sich bei ihren angestrengten Studien möglichst häufige und gründliche auswärtige Erholungen und Zerstreuungen zu gönnen. Fräulein Lonyy weiß auch gleich, weshalb Frau Mertens jetzt kommt.

Frau Mertens tritt auf den Tisch und fragt so nebenhin, während sie das Theegeschirr zusammenräumt:

„Nun, wo sind Sie denn heute, liebes Fräulein?“

Fräulein Lonyy fühlt einen Stich in der Brust. Sie tastet mit der Hand wie ordnend über ihre hohe Frisur und antwortet ebenso nebenhin:

„Ich gehe aus.“

„Bleiben Sie doch zu Mittag,“ sagt Frau Mertens großmüthig. „Der Student ist ja auch erst zum Abend ausgehen. Und ich muß ja doch für meine Waisen kochen.“

Fräulein Lonyy kehrt sich um und sieht zum Fenster hinaus, Frau Mertens klappert mit ihrem Theegeschirr davon.

„Wo gehen Sie denn heute hin?“ Fräulein Lonyy hat nirgendwo hingesehen, denn sie ist fremd in der Stadt. Sie ist hergekommen, um bei einem berühmten Musiklehrer sich im Clavierpiel auszubilden; sie hat wohl einige Bekanntschaften gemacht, aber heute ist der Tag der Familien-Ausflüge und Niemand hat sie dazu eingeladen, und wenn sie auch eingeladen worden wäre . . . Fräulein Lonyy starrt träumerisch vor sich hinaus und dreht dabei den Schlüssel am oberen Schreittischfach auf und zu.

Sie steht und sieht und dreht und dreht und sieht dabei sehnsüchtig und un schlüssig aus; plötzlich ist die Schublade doch ausgezogen.

In zwei Schichten neben einander liegen da Briefe auf Büttenpapier. Alle Briefe vom selben Papier, beschrieben mit derselben kleinen, eigenhändigen, runden Handschrift.

Sie streicht über sie hin; sie wagt sie nicht herauszunehmen und zu lesen. Schließlich rücken ihre Finger zögernd auf dem Boden hin, ziehen etwas von ganz unten hervor und wideln es aus dem Papier. Es ist eine kleine Photographie: ein junger, blonder Männerkopf, etwas tropig zurückgeworfen.

Sie sieht und sieht das Bild an und kann sich nicht sattsehen und kann bald nichts mehr sehen vor Thränen. Sie nimmt es nicht oft hervor; sie wagt es nicht; sie kann sich dann nicht mehr davon losreißen . . . es nimmt sie dann ganz hin, und sie darf doch nicht . . . sie weiß doch nicht . . .

Sie denkt nicht mehr in klaren Gedanken. Es ist nur ein Wogen in ihr, das sie nicht aufkommen lassen darf. Sie muß an sich halten, das ist Alles, was sie weiß.

Sie wagt das Bild nicht zu küssen. Sie sieht es nur immer an, mit schmerzlichem, bittem Lächeln. Auf einmal hat sie es eingewidelt und wieder unter alle Briefe geschoben, abgeschlossen, den Schlüssel abgezogen . . .

Sie kann nicht zu Hause bleiben, sie kann nicht ausgehen . . . sie schämt sich vor der Wirthin, sie fühlt sich so unbeschreiblich allein und überflüssig und verlassen . . .

Das Dienstmädchen kommt herein, drall und strahlend in vollem Wuchs zum Spaziergang mit dem „Bräutigam“. Fräulein Lonyy fragt sie, ob sie ihr die Weidenläschen heringestellt hat, und belohnt sie dafür mit einem Haarpfiff, den sie aus ihrer eigenen Frisur zieht. Und das Mädchen dankt und lächelt und sieht Fräulein Lonyy mitleidig an und geht.

Da sehen auf einmal die Glocken wieder ein, — voll und mächtig aus chernen Lungen, alle Glocken der Stadt, und in der Luft ist ein Schallen und Dröhnen und Loden und Rufen, alle ein feierliches Mahnen und ein mildes Versprechen, und alle die tausend verschiedenen Klänge fließen zusammen zu einem heiligem Geläute, einem mächtigen Jubel-Accord der Freude — „Freuet Euch, freuet Euch! läuten alle Glocken. Und hoch über ihnen allen, wie Verdengewirbel, himmelten die russischen Glöckchen in seligem Gesammel: Denn das Leben ist wieder erstanden von dem Tode!“

Fräulein Lonyy hat ihr schönes Kleid ausgezogen, denn er, den sie erwartete, kommt nicht und hat auch nicht geschrieben. Sie kleidet sich ganz einfach und dunkel und macht die Thür leise zu und geht still die vier Treppen hinunter. Und draußen empfängt sie der Sonnenschein und küßt sie ein in seine blendende Helle, und die Glocken dröhnen so fürchtbar, und schreiende Kinder laufen ihr vor die Füße und lassen ihre Kreisel mit Peitschenschlägen tanzen; ihr ist wirt im Kopf, sie weiß nicht, wohin sie treten soll, wohin sie sehen soll . . .

Sie geht eine Strecke den See entlang, über die Brücke, an den jenseitigen Villen hin; es sind so viele Menschen auf der Straße, und sie sehen alle so geschäftig und erwartungsvoll

aus. Ueberladene Omnibusse raseln an ihr vorüber, vom nahen Bahnhof hört man fast ununterbrochen das Pfeifen der Züge. Da kommt eine Privat-Equipage mit Menschen, die sie kennt — sie sehen sie nicht . . . Sie hält den Sonnenschirm vor, nur rasch vorbei; wenn sie nur erst dort wäre, wo es einjamer ist!

Aber plötzlich ruft eine Stimme sie an, eine helle Mädchenstimme ruft ihren Namen. Sie sieht sich um; der Wagen hält. Eine kleine, zierliche Gestalt mit wehenden blonden Stirnlöchchen, rothem Sonnenschirm und englischem Frühjahrs-Kostüm kommt ihr nachgelaufen. Es ist eine Freundin aus dem Conservatorium, zu der sie oft eingeladen worden.

„Lonyy, hör doch, Lonyy!“

Fräulein Lonyy muß wohl hören.

„Warum gehst Du hier so allein? Wir glaubten alle, Du fests schon für heute versagt. Komm doch mit uns. Wir machen eine Ausfahrt und tanzen.“

Sie waren bei einander, die Kleine leuchte.

Fräulein Lonyy dankte, aber die blonden Mädchen hörten nicht.

„Komm doch mit! Wir werden so fürchtbar lustig sein. Sieh mal, was für Herren wir haben! Es ist gerade noch ein Platz für Dich frei.“

Fräulein Lonyy suchte sich loszumachen. Ihr waren die Thränen nahe. In dieser Gesellschaft hatte sie nicht gedacht ihren Osterfesttag zu verbringen.

„Komm mit,“ bat die Kleine ungestüm. „Es wäre so wundervoll. Wir haben ja keinen mit, der ordentlich spielen kann.“

„Ich habe schon eine Verabredung,“ sagte Lonyy kurz und ging, ohne sich umzusehen, weiter.

— Sie war auf dem offenen Felde. Hinter ihr, ferner und ferner, erstarb das Läuten der Glocken, verhallte das Rollen der Wagen, verklang das Pfeifen der Züge. Hier gab es keine Spaziergänger. Nur einige arme Leute gingen auf dem Felde und suchten Sauerampfer. Doch oben, in der verglimmlichblauen Luft, schwamm ein ganz, ganz kleiner, schwarzer Punkt und trillerte und trillerte. Die erste Lerche! Ein weicher, warmer Wind wehte die Locken im Nacken Lonyys ihr am Hals hin, aus dem Boden schlug ein Duft von jungem Grün ihr stärkend entgegen. Und es war so still, so still, so oster- und frühlingstill.

Fräulein Lonyy ging und ging. Sie wußte nicht, warum; sie wußte nicht, wohin; aber es that ihr wohl, zu gehen. Sie dachte nicht, sie wollte nicht denken, nur gehen, gehen, gehen, bis der Abend kam. Und sich dann todmüde, besinnungslos müde niederlegen und schlafen, von Allem wegschlafen. Aber sie wurde doch ruhiger, wie sie so ging.

Ein starker, salziger Geruch drang zu ihr; es fing heftiger an zu wehen. Auf einmal tauchte zu ihrer Rechten das Meer auf, — der Sund mit seinem hellblauen Wasser und seinen hundert weißen Segeln, blendend weiß wie Mövdenflügel. Dort stand Tre Kroner mit seinem rundkuppigen Thurm, seinen grellgelben, grellgrünbewachsenen Ziegelwällen, scharf und aufdringlich deutlich im hellen Tag. Und da kam es um Tre Kroner herum, erst eine Rauchsäule, dann die schwedische Flagge frei in der Luft, dann allmählig immer mehr und mehr vom Kumpf, der Achter voran, das Dampfschiff von Landserona.

Fräulein Lonyy blieb stehen. Das Herz klopfte ihr plötzlich im Halse; sie konnte nicht atmen. Wenn er darauf wäre, . . . wenn er jetzt käme! In einer Viertelstunde legt das Dampfschiff im Hafen an, in einer halben Stunde kann er an ihrer Thür klingeln . . . in einer halben Stunde kann sie noch nicht zu Hause sein . . . er geht weg . . . er glaubt, es ist Absicht —

Ach nein, nein! Wie oft hat sie sich das nicht vorge stellt. Jedes Mal, wenn sie so die schwedische Flagge von Tre Kroner herankommen sah, jedes Mal seit drei Monaten, . . . seit sie ihn kennt . . . seit jenem Abend, wo sie zusammen spielten . . . wo er zu ihr sagte: er käme zu ihr. Aber er kam nicht. Er schrieb nur, schrieb aus jeder Stadt, wo er ein Concert gab, jene Violoncello-Concerte, die ihn berühmt machten, schrieb immer längere Briefe, immer wärmere, immer lieb . . . nein, wie konnte sie das wissen? . . . es war nur der Ton, die Worte waren's nicht . . . und seine zwei vorletzten Briefe waren auch kürzer, eiliger — doch dann kam der letzte: „Ich komme den Ostermorgen früh! aber vorher schreibe ich.“ Und er hatte nicht geschrieben . . . und war nicht gekommen . . .

Der Dampfer aus Schweden war um Tre Kroner herum und verschwunden. Jetzt hörte man ihn signalisiren. Es klang wie ein dumpfes Gebrüll aus der Kehle eines Thieres. Fräulein Lonyy wachte auf und bemerkte, daß die Vorübergehenden sie ansahen. Es war hier belebter. Sie schaute sich vor den Menschen und ging rasch. Nach fünf Minuten war sie im Walde.

Da war es still und einsam. Keine neugierigen Blicke und beobachtenden Augen. Ein junger Mensch ging allein zwischen den grauen Stämmen hin, in der Richtung von ihr weg. Die Büden hatten schon ihr Frühling-Kleid an: das erste zitternd-jarte Grün, das man dort „Laubspringen“ nennt. Unter dem dünnen, vorjährigen Laub herab streckten die ersten Anemonen und Veilchen ihre weißen und hellrosa Köpfchen, äugelten herauf und nickten: Frühling, Frühling! Es war so still, als stände die ganze Natur und lauschte ihrem eigenen Erwachen, und die feinen Büdenzweige der Gebüsche mit den dünnen, aufgereichten, gelblichgrünen, halbansgesprungenen Blättchen zitterten zuweilen fast unmerklich wie in einem leisen Schauer des sich bewußtwerdenden Lebens.

Aber die alten, hohen, hundertjährigen Büdenstämme standen unbeweglich, ließen das Sonnenlicht wie hunderttausend Ducaten durch ihre Kronen herabrieseln und schauten hinauf in den ewigen Himmel.

Fräulein Lonyy wandelte langsam zwischen den Veilchen und Anemonen und dem niedrigen Gebüsch hin, immer langsamer. Sie fühlte sich auf einmal so müde. So müde im Körper von dem starken Frühlingssicht und der starken Frühlingsluft und so müde in der Seele von ihrer starken Sehnsucht. Sie fand eine kleine Erhöhung vor einem Büdenstamm, wo die Erde schon fast ganz trocken war, setzte sich und lehnte sich an den Stamm. Es wurde ihr so wohl. Sie hatte einen Drang, sich ganz auszustrecken, die Hände unter dem Kopf, und Alles gehen zu lassen, wie es ging, und bloß hinaufzuträumen in den verglimmlichblauen wolkenlosen Himmel.

So sah sie, halb liegend, eine lange Zeit. Sie wußte nicht, wie lange. Sie schlief nicht, aber sie war auch nicht ganz wach. Dann wurde sie unruhig. Ein Unbehagen kam über sie, ein peinliches Gefühl. Sie schlug die Augen auf und begegnete zwei Augen. Sie sah hin, und die zwei Augen sahen her. Sie wußte nicht, wo sie waren, sie sah nur zwei blanke,

beobachtende, zudringliche Augen. Mit einem Knack sah sie ganz aufrecht. Ja, da waren die Augen, da, fünfzehn Schritte von ihr, hinter einem Baumstamm lugten sie hervor. Und über den Augen sah sie einen Männerhut und unter den Augen ein härtiges, junges, sie anlächelndes Männergesicht, und jetzt kam hinter dem Baumstamm ein ziemlich junger Mann hervor und unsicher, mit einem sonderbaren Lächeln, näher . . .

Sie sprang auf und war im Nu auf dem großen Wege. Sie lief nicht, aber sie ging, so rasch sie konnte. Sie sah sich nicht um, aber sie fühlte ihn hinter sich. Kein Mensch war in der Nähe. Sie ging und ging, bis ihr der Nihem versagte. Bei einer Biegung schielte sie zurück. Er ging nicht mehr hinter ihr her, er stand. Und dort kamen Menschen. Eine große Erleichterung kam über sie. Mit was für Augen er sie angesehen hatte! . . .

Ein alter Mann mit einem jungen Mädchen näherte sich. Es schienen Vater und Tochter zu sein. Sie setzten sich auf eine Bank in der großen Allee. Fräulein Lonyy setzte sich bescheiden auf das andere Ende der Bank. Ihre Kniee zitterten; sie mußte sich erholen.

Wie sie aber dasah und die Beiden vernünftig über den Weltlauf sprachen hörte, da kam eine grenzenlose, wilde Traurigkeit über sie, daß sie hätte aufschreien mögen. Alte, alte Erinnerungen stiegen empor und wanderten an ihr vorüber, und sie mußte stille sitzen und zusehen, wie sie vorüberzogen, immer in demselben Bilde:

Es war Ostern, und alle Glocken läuteten, und aus der Erde sproßte das erste Grün. Sie war zehn Jahre alt und machte mit ihrem Vater ihren Osterspaziergang hinaus vor die Stadt. Es war in einer anderen Stadt, einer kleinen, häßlichen Stadt, — sie gingen durch die krummen, langweiligen Straßen, durch die alte, unnütze Festung mit den schmutzigen Thorwegen hinaus nach dem Kaiserlichen Garten, der so weit lag, daß da nie Menschen zu sehen waren. Sie hatte ihn von ihrem Vater, den Drang nach langen Spaziergängen. Sie sprang wie ein Füllen bald vor, bald hinter ihrem Vater her und sprach, wenn sie müde war, alsklug mit ihm über den Weltlauf und freute sich darauf, erwachsen zu sein, und war glücklich und so voller Erwartungen. Woran? Das konnte sie nicht sagen. Es mußte nur soviel, so unbeschreiblich viel kommen, wenn man erwachsen war.

Wenn sie sich aber müde gegangen hatten und es Effenszeit war, dann kehrten sie um und gingen wieder durch die winklige, häßliche Stadt mit ihren feineren Straßen, die Sonntaglich leer waren und über denen keine verheißungsvollen Glocken mehr läuteten, und wenn das Kind das elterliche Wohnhaus sah, schmalfensterig und düster, dann wurde ihm das Herz schwer und es ging langsamer, und seine Freude und seine Hoffnungen schwanden dahin.

Und es war wieder Ostern, und sie war fünfzehn Jahre alt. Und alle Glocken läuteten und an den Bäumen sprangen die Anospen, und sie machte mit ihrem Vater den Osterspaziergang. Die alte Festung stand nicht mehr, statt dessen war der Platz, über den sie gingen, der Müllhaufen für die ganze Stadt; denn hier sollte später eine Wohnung aufgeführt werden. Im Kaiserlichen Garten war kein Mensch, wie gewöhnlich, und ihr Vater sprach mit ihr über den Weltlauf, jetzt schon eingehender. Aber sie war fünfzehn Jahre alt, und ihr Gang war wie ein Tanz, denn nun kam es bald, bald, das reiche, schöne Leben . . . Doch wenn sie heim kamen durch die enge, winklige Stadt, so fiel ihr etwas auf die Brust, und eine unklare Sehnsucht kam, sie wußte nicht, wonach.

Und wieder war es Ostern, und sie war zwanzig Jahre alt und machte mit ihrem Vater ihren Osterspaziergang. Wo früher die Festung war, standen jetzt Mietshäuser, und im Kaiserlichen Garten trieben sich einige Herumlungerer, anscheinend seit lange unbeschäftigte Arbeiter, umher, und sie ging still mit der Haltung einer jungen Dame neben ihrem Vater und hörte nur halb auf das, was er sagte, denn sie kannte schon lange seine Ansichten über den Weltlauf. Inwendig aber fragte sie sich, wie lange denn das so dauern würde und ob es denn immer dasselbe Einerlei bleiben würde, und die Stadt, in die sie zurückkehrten, kam ihr vor wie ein Grab . . .

Und wieder war es Ostern, und sie war fünfundsiebenzig Jahre alt und machte mit ihrem Vater beim Läuten aller Glocken ihren Osterspaziergang. Der Kaiserliche Garten war jetzt Volksbelustigungsort, und die Musikkapellen arbeiteten mit Pauken und Trompeten. Ihr Vater war ein alter Mann geworden, der den Weltlauf gehen ließ, wie er wollte. Auch sie fragte sich nicht mehr, wie lang es dauern würde, aber ganz tief inwendig in ihr spitzte noch immer etwas die Ohren, ganz veritoblen und nur noch halb, denn sie kannte ja jetzt den Weltlauf . . .

Und jetzt war sie siebenundsiebenzig Jahre alt und allein und in fremdem Lande, und wieder war es Ostern, und die Sonne hatte geschienen wie noch nie, bis der Brief in den Kasten fiel, der kein Brief für sie war —

Sie konnte nicht mehr . . . ihre Thränen erstikten sie, sie durfte nicht herauschluchzen vor den fremden Leuten. Sie stand auf und ging. Ohne es zu wissen, kam sie auf den großen Weg, der nach der Dampfbahn führte. Ein Menschenstrom kam ihr entgegen, der eben aufgestiegen war: Familien mit ihren Kindern, junge Mädchen mit ihren Verlobten oder Freunden, alte Männer mit ihren alten Frauen, Dürstige und Wohlhabende, alle Stände und Klassen . . .

Was wollten alle diese Menschen im Walde zu dieser Jahreszeit?

Sie kam in's Gedränge und wurde zur Seite geschoben. Dort stand sie und ließ den Zug vorbeigehen.

Und als diese Menge sich vertheilt hatte, da kam eine andere und drängte sich vorbei, die, welche wegfahren wollten. Aus allen Gängen und Pfaden des Waldes kamen sie heran: von Weitem sahen sie aus wie wandelnde, eben ausgeführte Gebüsche — sie alle trugen Ostern nach Hause zu sich und ließen den Frühling ausblühen in ihren Stuben. Jeder hatte, soviel er fassen konnte, junge grüne Büdenzweige in den Armen; in der Zeit des Laubspringens war das Pflücken frei. In den nächsten vier Wochen wird es grün sein in allen Häusern, und in den vornehmsten Salons wie in der ärmsten Stube werden die voll aufgebühten Büdenzweige verklären, daß das Leben erstanden von dem Tode.

In der Dampfbahn war es eng. Die Zweige kipelten den Insassen das Gesicht und stachen den Kindern in die Augen. Fräulein Lonyy sah niedergeschlagen und stumm. Sie hatte zu pflücken vergessen, in ihrer Stube wird kein Frühling ausblühen. Ein Kind, dem sie auf ihrem Schoß einen



Platz gegeben, da kein anderer mehr da war, bekam von seiner Mutter ein Zweiglein, es ihr zu schenken. Sie küßte das frische blaunügelige Gesichtchen und wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus und schluckte die Thränen hinunter.

Die Dampfbahn hielt an der Station. Fräulein Lanny stieg aus und ging gewohnheitsmäßig über die Brücke und kam gewohnheitsmäßig vor ihrem Hause an. Sie war abgemattet. Den ganzen Tag hatte sie nichts gegessen und hatte es gar nicht bemerkt. Sie wollte auch jetzt nichts essen. Nur unbemerkt in ihr Zimmer kommen und die Gardinen herablassen und den Kopf in das Kissen drücken und so liegen, nichts sehen, nichts hören, nichts denken.

Sie stand oben vor der Thür, steckte den Schlüssel neben dem weißen Porzellanschilde, auf dem „Pension Mertens“ stand, in's Schlüsselloch und drückte die Thür leise auf. Es war eigentlich überflüssig, man hörte die Klängen nicht lärmten, es war jetzt wohl niemand mehr zu Hause. Sie trat in ihr Zimmer: es dämmerte schon darin. Trotzdem ward ihr Blick gleich zu ihrem Schreibtische gezogen. Es sah so aus, als ob da etwas läge. Ja, da lag etwas Weiches. Sie wollte klingeln, aber ihr schwindelte. Sie hielt sich am Bücherbrett fest, und nur ihre Blide gingen hin. Es war ein Brief. Es war ein kleiner Brief auf Büttenpapier. Ihr Herz schlug zwei-, dreimal ganz laut und letzte dann aus; das Blut schoß ihr wie eine heiße Welle zu Kopfe.

Da kamen geschwinde, kurze, geschäftige Schritte heran; Frau Mertens trat, ohne anzuklopfen, in die Thür.

„Es ist ein Brief für Sie da, Fräulein Lanny,“ sagte sie wichtig. „Wären Sie nur lieber zu Hause geblieben. Er kam mit der Zwölf-Uhr-Post. Na, was ist Ihnen denn? Wissen Sie, wieder so ein Briefchen auf Büttenpapier. . . . Aber mein Gott, Sie sind ja ganz weiß!“

Fräulein Lanny nahm sich zusammen, ging auf den Brief zu, zog eine Narnadel aus ihrem Haar und fing an, ihn damit aufzukleiden.

Frau Mertens rieb einen Flecken von der Tischkante ab. „Es ist auch ein Herr hier gewesen,“ sagte sie, als der Flecken weg war. „Ein junger, blonder Herr“ — Fräulein Lanny juckte zusammen.

Frau Mertens lädelte diplomatisch. „Sei'n Sie doch nicht bange, Fräuleinchen. Es ist derselbe Herr, den Sie in Ihrer Schublade links liegen haben. Ich rathe Ihnen nur, Sie müßten sie lieber wegen des Dienstmädchens immer abgeschloffen halten.“

Fräulein Lanny konnte sich kaum noch aufrecht halten. Frau Mertens nahm einen Refraichisseur von der Chagere und fing an, das Zimmer mit Jasminduft zu besprengen.

„Er hat auch gesagt, daß er wiederkommen wird — in ein paar Stunden. Wenn ich Ihnen raten darf, ziehen Sie sich mal ein bißchen hübsch an, jetzt muß er bald hier sein.“

Fräulein Lanny nahm ihren Brief, sprang mit einem Satz nach der Schlafzimmertür, warf sie zu und schloß ab.

Sie zog den Brief aus dem Couvert und las bei dem schwebenden Licht vier engbeschriebene Seiten. Dann sank sie am Fenster nieder und sah hinauf in den blauen Himmel, der immer blässer wurde, mit strahlenden glücklichen Augen. Dann sah sie wieder den Brief an, streichelte ihn und küßte ihn. Die Thränen ließen sich nicht halten, aber sie durfte jetzt nicht weinen, das machte sie häßlich. Und sie lachte unter Thränen, lachte und lachte.

Draußen klingen die Abendglocken an zu läuten.

Sie stand auf, strich sich das Haar zurecht, sah in den Spiegel und wunderte sich, daß sie so hübsch war. Griff wieder nach dem Brief, sah glücklich die kleinen, runden, eigenartigen Buchstaben an, machte das Fenster auf, athmete den Abendduft ein und sagte leise: „Nun ist mein Stern gekommen.“

... Da klingelte es —

Nachdruck verboten.

### Das Renaissance-Kostümfest des Schriftsteller-Verbandes in Berlin.

Eine gesellschaftliche Faschings-Predigt von Georg Mallowskn.

Der Fasching ist nun einmal die Zeit der Verkleidungen. Da das Anziehen eines anderen Menschen innerlich keine Bedenken hat, scheint es fast, als müßte man es, kurz vor der Zeit reiner Selbsteinkehr, versuchen, sich wenigstens äußerlich los zu werden. Kleider machen Leute, und warum sollte es einem modernen Menschen nicht gelingen, einmal so zu thun, als ob er am Hofe der Mediceer die zweifelhafte Ehre genossen hätte, mit Pietro Aretino um Günst und Gold der Großen zu werben. Besonders den Schriftstellern sollte es doch eigentlich bei der ihnen berufsmäßig zugeschriebenen Bildung gar nicht so schwer fallen, sich in die Zeit der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften zurück zu versetzen. O diese Bildung! Sie beugt die Nacken, überhöht die Stirnen, veranlaßt die frühzeitige Benutzung von Brillen und Pincenez, und macht durch all diese Wirkungen nichts unmöglicher, als eben — das Tragen eines Renaissance-Kostüms.

Als vor etwa drei Jahren die Berliner Künstler ein morgenländisches Kostümfest veranstalteten, da war über die Säle der Philharmonie ein zarter Dämmerungs-Schimmer ausgegossen, der vom Hintergrunde des Podiums her, die Minarets einer Moschee versilbernd, durch den ganzen Raum zu zittern schien. Er glitt über die weißen Wände der Beduinenzelte hin, ließ hier und da eine Lanzenspitze aufstimmern und zog die Local-Töne zu der wohlthuenden Farbenwirkung eines orientalischen Teppichs zusammen. Und dann erkante von der Höhe des Minarets her die zum Gebete rufende Stimme des Muezzins. Die Stufen der Moschee hinauf zogen die Scharen der Gläubigen und beugten sich tief mit über der Brust gekreuzten Armen und sprachen in uralten Kestönen: Allah il Allah! Und selbst die Damen — es ist schwer, ihnen diese Tugend zu verzeihen — hatten die Selbstentfaltung so weit getrieben, daß sie ihr Antlitz vor den Blicken der Männer verhüllten und nur die Augen gar feurig hervorlugen ließen zwischen Stirn- und Kinntuch.

Als aber die Schriftsteller ihr Renaissance-Fest feierten in demselben Saale der Philharmonie um das Jahr des Heils

1893, da sorgten sie zunächst für die nöthige Helle im Saal, auf daß man sie so recht bewundern könne — die Fitterpracht der Masken-Garderobe. Und Männlein und Fräulein saßen gar ehrsam gereiht auf den Rohrstrahlen der Kestauratation in graufamer Verkleidung vor einem sorglich niedergelassenen Vorhang und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Inzwischen betrachteten sie einander durch Vorknetten und Operngläser und konnten nicht in die rechte Renaissance-Stimmung hineinkommen, weil sie sich von den letzten Balken bei Geheimraths und Commerzienraths erzählen mußten. Als man sie aber unmerklich hinüberführen wollte in die schöne Zeit der zwingenden Gewalt des Einzelwesens, da trat ein schwarz gekleideter Herr vor den niedergelassenen Vorhang und verkündete einem verehrten Publico in wohlklingenden Versen, daß Shakespeare, Cervantes und Hans Sachs gar große Dichter gewesen seien, die man unter allen Umständen bewundern müsse. Und dann trat Shakespeare mit Othello und Desdemona, mit Hamlet und Ophelia, — auch der Esel aus dem Sommernachts-Traum fehlte nicht — vor denselben Vorhang und in dieselbe Beleuchtung hinein, versicherte gleichfalls, daß er ein großer Dichter gewesen sei, und bewies es durch die Aufführung der Scene zwischen Coriolan und Aufidius. Cervantes aber that deselben Gleichen, und Hans Sachs mochte mit seiner deutschen Biederkeit nicht zurückstehen hinter dem höfischen Stolz seiner Collegen. Auch sie ließen etwas von sich auf-führen.

Vor dem Podium aber saßen die kostümirten Männlein und Fräulein und hätten so gerne auch ohne Beweis geglaubt, daß Shakespeare, Cervantes und Hans Sachs große Dichter gewesen, denn sie waren eigentlich dahergekommen, nicht um der Literatur willen, sondern zu Nummernschanz und Tanz. Damit hatte es aber gute Weile, und als man eine Pause heimtückisch dazu veranbatte, in einer entlegenen Ecke einen Tanz zu improvisiren, da war es ein Walzer, und seine Klänge erschollen dereinst zu dem nicht gerade an Rinnefang und Sonett-Dichtung erinnernden Text „Reins Liebchen mein unterm Nebendach“. Die eigentliche Tanzlustbarkeit leitete ein ehrsam abgegriffenes Menuett ein, das die Herren und Damen von den Höfen der Mediceer, Philipps II. und der Königin Elisabeth mit einer „Grandbezza“ tanzten, die zur ängstlichen Umschau nach dem veranlaßte, was man zur Zeit des Reifrocks und der Puder-Perrücke „Grazie“ zu nennen pflegte.

Etwas von der überschäumenden Kraftfülle der Renaissance kam erst in die feilliche Literatur-Veranstaltung, als die Schaar der jungen Künstler und Kunst-Madame's „des trockenen Tones satt wurde“. In dem einen Genossen Raphael's, der gerade über einem Baldachin, auf dessen sich abschragende Fläche sich eine Fülle reglos hingestreteter Blumen ergoß, seine in verschiedene Farben gekleideten Beine von der Bräunung der Balustrade herabhängend ließ, steckte mehr vom Geist und Blut der Renaissance, als in dem ganzen sonstigen Fest-Arrangement. Und als derselbe Jüngling sich erhob und eilig auf seiner Fiedel geigend, mit der übertriebenen Anmuth, die wir auf alten Gobelins bewundern, auf der Brüstung der Logen entlang balancirte, da mag selbst in die Herzen der dort thronenden Ballmütter ein Funken jenes Geistes gespritzt sein, der in dem modernsten Renaissance-Werk, im ewig jungen Faust, sein Wesen treibt.

„Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?“

Nun, es galt einmal, an dem, was man gemeinhin in der Gesellschaft ein Kostümfest nennt, zu zeigen, wie man solche Feste nicht arrangiren soll. Das Geheimniß des Erfolges liegt in der Befolgung des einen Grundsatzes: „Man theile die Gesellschaft nicht von vorne herein in Acteure und Zuschauer. Man suche mit allen Mitteln der Kunst die gewollte Feststimmung hervorzubringen und zwingen so den Einzelnen, sich in den Charakter seines angenommenen Gewandes hineinzuleben.“ Die Stimme des Muezzins auf dem erwähnten Künstlerfeste wirkte mehr, als die schönsten Prolog-Verse, und der Beweis, daß Shakespeare, Cervantes und Hans Sachs große Dichter gewesen, bringt dem modernen Menschen, der sich in Tricots, Wamms und Barett unheimlich genug fühlt, die Renaissance-Zeit wahrlich nicht behaglich näher. Ein Maskenfest soll nicht den Humor darstellerisch vorführen, sondern ihn zu lebendiger Bethätigung anregen und ihn überprühen lassen in geistvoller Wechselwirkung von Geist zu Geist, von Lippe zu Lippe.

Nachdruck verboten.

### In der Wachau.

Siehe das Bild auf Seite 49.

Die Landschaft, welche ein Motiv aus der Wachau, unterhalb des durch sein berühmtes Benedictiner-Stift bekannten Marktsteins Weils in Nieder-Österreich, wiedergibt, gehört zu den besten Werken des Wiener Akademie-Professors Eduard von Bichsenfels. Der ganze Zauber der Romantik strömt uns aus dem Bilde entgegen, das in allen seinen Einzelheiten trotzdem der Natur abgelauscht erscheint. Tiefer Friede ruht über der abgelegenen Waldböfche, die einen weiten Blick ins Land hinaus gewährt, und auf welcher der Liegenheit mit seiner Herde ein beschauliches Dasein führt. Aber die verwirrte alte Eiche, die im Mittelbunt des Bildes steht, läßt darauf schließen, daß auch hier mancher Sturm gewüthet hat. Professor Eduard von Bichsenfels, der im Laufe dieses Jahres sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, ist zwar ein geborener Wiener, der seine ersten Studien an der Wiener Akademie gemacht hat, an der er seit länger als zwanzig Jahren eine erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltet. Aber seinem künstlerischen Schaffen hat sein Aufenthalt in Düsseldorf die Richtung gegeben, die noch heute für ihn maßgebend ist. Dort, in den Jahren 1857 und 1858, schloß er sich eng an Karl Friedrich Lessing an, dessen Einfluß auf ihn in seinen Bildern unverkennbar hervortritt.

Nachdruck verboten.

### Viehmarkt in Oberbayern.

Siehe das Bild, Seite 56.

Der Regierungs-Bezirk Oberbayern ist, von der Landeshauptstadt München abgesehen, vorwiegend von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung bewohnt. Nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den kleinen Städten sind Gewerbe, Handel und Industrie verhältnißmäßig

schwach entwickelt, und Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptquellen des Wohlstandes. Selbstverständlich ist unter diesen Verhältnissen in jeder kleinen Stadt der Viehmarkt ein wichtiges Ereigniß, das aus weitem Umkreise die Menschen zusammenlockt. Natürlich werden auf diesen kleinen Märkten fast nur Gebrauchs-Thiere zusammengetrieben, während der eigentliche Stolz der Pächter, die Pracht-Exemplare sorgfältig cultivirter Racen, für die große Thier Schau des Münchener October-Festes zurückgehalten werden. Diese Pracht-Exemplare sind der Luxus des reichen Bauern; der kleine Bauer muß darauf bedacht sein, daß er den Preis, den er für ein Pferd oder ein Stück Hornvieh anlegt, auch wieder herandwirtschaftet. Es wird auf diesen Viehmärkten daher viel gefeilscht, und wer nicht betrogen werden will, muß sich vorsehen. Der Münchener Maler Robert Schleich — wenn wir nicht irren, ein Sohn des berühmten Landschafters Eduard Schleich — hat die auf dem Gemeinde-Ringer einer kleinen oberbayerischen Stadt spielende Scene mit kräftigen Strichen festgehalten.

Nachdruck verboten.

### Eheglück.

Brief an eine Braut.

Von Marie von Redwitz.

Mein liebes Kind!

u schreibst so froh, so beseligt von Deiner Verlobung, daß ich vertrauensvoll mit in Deinen Jubel einstimme, dennoch mahnt mich die liebende Sorge, über all Deinem jungen Liebesglück auch den Ernst Deines Schrittes zu bedenken. Darüber will ich Dir ein paar Worte sagen, die Du in einer ruhigen Stunde beherzigen magst.

Du meinst natürlich — wie die Mehrzahl der jungen Paare — mit der Hochzeit das Ziel aller Glückseligkeit erreicht zu haben und jetzt bald in ein irdisches Paradies eingetreten zu sein. Oft genug hast Du zwar das Gegentheil bei Anderen beobachtet können, Dich vielleicht auch theoretisch bemüht, anzunehmen, es könne auch Dir das Schicksal störend in den Weg treten, im Grunde aber hast Du das doch nie für möglich gehalten.

Du denkst, da Eure Liebe eine innige ist, vor allen Enttäuschungen gesichert zu sein; damit das aber wirklich so sei, mußt Du vor Allem trachten, daß Euer Glück ein gesundes, natürliches bleibe. Zwing dich deshalb, stets die Wahrheit zu sehen und sie als solche zu würdigen, damit bewahrst Du Euch vor Exaltation, die leicht den Keim eines späteren Unglücks in sich trägt. Verliebte dichten sich so gerne gegenseitig allerlei schöne und glänzende Eigenschaften und Tugenden an, die entweder gar nicht oder doch in viel geringerem Maße vorhanden sind, einzig aus dem Bedürfnis, im Gegenstand ihrer Neigung etwas Hervorragendes zu sehen, dessen Besitz ihrer romantischen Einseitigkeit schmeichelt. Dies hat dann Enttäuschungen zur Folge, die doppelt gefährlich sind, weil sich kein Theil den Selbstbetrug eingesteht, sondern alle Schuld auf den Anderen wälzt.

Du sagst: „Ich muß glücklich werden,“ und meinst, der Wunsch genüge schon; Du erwartest es sogar ganz sicher als pflichtschuldigen Tribut vom Schicksal.

Jeder Theil verlangt nach Glück, als ob es zu haben wäre wie Brod, oder als ob man mindestens darauf warten könne, wie auf einen schönen Tag zu einem Ausflug. So Wenige bedenken, daß sie vor Allem gegenseitig den Willen haben müssen, einander glücklich zu machen, und daß erst in dem bewußten Streben das wahre und dauerhafte Glück enthalten ist. Das dauernde Glück fällt nicht als solches vom Himmel, es will errungen sein!

Betrachte die stets glücklichen Brautpaare und blicke um Dich, wie wenig wirklich glückliche Ehen man findet!

Die jungen Paare bringen ja größtentheils warme, herzliche Neigung mit in die Ehe. Diese beglückende Liebe, die giebt und empfängt, weil sie gar nicht anders kann, ist sehr schön, aber nicht sicher dauernd, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß sie stets Nahrung erhalte gleich der Flamme, die erlöschen kann, wenn man sie achlos flackern läßt, im guten Glauben, sie werde, einmal entzündet, fortbrennen. Aus eigenem Verdienst muß erst eine andere Eigenschaft noch hinzugefügt werden, damit sie erstarke und aushalte, sonst bringt sie jeder Schicksalschlag, jede Täuschung in Gefahr. Die Liebe muß durch die Treue gestützt sein, denn verliebtes Getändel bindet auf die Dauer nicht.

Wenn zwei Menschen sich ein eigenes Heim gründen, so ist das ein erster, wichtiger Schritt; denn jetzt heißt es, auf dem Felde, das die Verhältnisse Jedem zuweisen, die beste Kraft einzusetzen.

Reist ist es dem Manne erst durch die Berufs-Thätigkeit möglich gemacht, sich seine eigene Häuslichkeit zu schaffen, deren Pflege dann zum größten Theil der Frau zufällt, die sorgen soll, daß ihm eine wirkliche Ruhestätte nach den Mühen des Berufslebens winkt. Sie hat sein Glück so gut in Händen, wie er das ihrige, denn nur in den seltensten Fällen findet ein Theil unabhängig vom anderen Befriedigung. Reist werden Beide glücklich oder Beide elend.

Und wo das Glück aufhört, fängt schon das Unglück an. Lachend zieht die Liebe in's Herz, und weinend schleicht sie hinweg. Warum sie geht? fragen wir.

Unvermerkt, ganz allmählig ist sie oft verschwunden, obwohl die Menschen dieselben geblieben scheinen und ihnen auch stets besonderes Unglück zugestoßen ist. Und doch — die Liebe schwand, — sie wissen sogar selbst nicht mehr, weshalb sie je gekommen, warum sie je geglaubt, sie werde ewig dauern!

Eines giebt dem Anderen die Schuld, und Dritte sagen: „Sie verstehen sich nicht.“

Das Unrecht liegt in solchem Falle fast immer auf beiden Seiten, wenn einzelne Mißverständnisse zu einer gegenseitigen Abneigung geführt haben. Die Unseligen wären gewiß zu Anfang fähig gewesen, sich zu verständigen und sich in einander zu fügen, aber da Keines den annähernden Schritt gethan, ist die Kluft immer größer und endlich unausfüllbar geworden, während ein Wort, eine kleine Aufmerksamkeit zur rechten Stunde die Dissonanzen hätte verschwinden machen können. Darum vermeide die kleinsten Dissonanzen und habe stets den festen Willen, sie aufzulösen, noch ehe ein Tag darüber hinweggegangen. Erforsche ehrlich Dein Gewissen und halte Dir auch Deine Fehler vor, ehe Du sie ganz auf Deines Mannes Seite schiebst. Gesetze Dein Unrecht frei und lenke die Vermittelung ein, selbst, wenn Du Dich mehr im Rechte



glaubst. Wolle nicht mit kindischem Trost, Rechthaberei oder gar Thränen Deinen Willen behaupten, denn das setzt Dich in den Augen Deines Mannes herab, selbst, wenn er Dir nachgibt.

Mache auch keine Vorwürfe und zeige nie Mißtrauen, denn das wirkt wie ein giftiger Stoff, der jedes Vertrauen zerstört und kein gesundes Eheleben aufblühen läßt. Traue im Gegentheil dem Manne stets das Beste zu und gib ihm dadurch die Lust, das zu sein, wofür er sich gehalten fühlt. Halte ihn hoch, damit er sich selbst hoch hält.

Das ist aber weit entfernt von Ueberhebung, die nur Unzufriedenheit nährt. Fühle Dich und ihn nur als Glieder der Menschheit, trachte daher, Euerem Glück und Unglück nicht die Wichtigkeit eines Ausnahme-Falles beizumessen. Schaue vielmehr um Dich, und Du wirst sehen, wie Dein Leben dem vieler Anderen gleicht. Passe Dich den allgemeinen Bräuchen an und besonders dem Thun und Treiben der sozialen Kreise, in die Du durch die Stellung Deines Mannes eingetreten bist. Kannst Du vielleicht auch den Menschen nicht von Herzen nahe treten, so erfülle ihnen gegenüber wenigstens alle Höflichkeits-Formen und suche gut zu machen, wenn Dein Mann etwas darin veräumt haben mag. Achtest Du auf Alles, so wirst Du die Harmonie, in der Deine Häuslichkeit und Deine eigene Person mit der Außenwelt steht, wohlthuend empfinden.

Stelle Dich zu seinem Berufsleben nicht fremd und nimm so viel Antheil daran, als ihm lieb scheint. Theilst Du seine Interessen, so wirst Du auch zu schätzen wissen, wie viel Zeit und Kraft er diesen opfern muß, wirst keine ungerechten Ansprüche an ihn machen und Dich nicht gleich vernachlässigt fühlen, wenn er sich Dir weniger widmen kann.

So nothwendig es ist, daß Du über alle größeren wirtschaftlichen Fragen unterrichtet seiest, so sehr ist es wieder Deine Pflicht, ihm die kleinlichen Sorgen des Haushaltes fern zu halten. Trachte über die Vermögens-Verhältnisse stets im Klaren zu sein, damit Du nicht etwa in Versuchung kommst, zu viel auszugeben, weil Dein Mann Dir die Wünsche nicht abschlagen will oder kein so guter Haushälter ist.

Gehe in die Welt, sobald Du siehst, es ist seiner Stellung von Vortheil, und betrachte das als Pflicht, wenn es Dir auch kein Vergnügen macht. Findest Du aber Freude daran, so vernachlässige darüber Dein Haus nicht, denn die Geselligkeit wird Dir doch nie zur wahren Herzens-Befriedigung werden, und diese hast Du, in welcher Stellung Du Dich auch immer befinden magst, von Nothen, um eine gute und eine glückliche Frau sein zu können.

Du mußt immer auch bedenken, daß die Befriedigung des Mannes nicht so ausschließlich im häuslichen Leben wurzelt wie die der Frau; Deine erste Pflicht aber ist es, ihm die Häuslichkeit unentbehrlich zu machen, damit er nicht Anregung und Erholung auswärts zu suchen hat. Mache ihm darum sein Heim lieb, lasse ihn sich gewöhnen, frohen Herzens an dasselbe zu denken, und trachte jeden Familientag in ein kleines Fest umzuwandeln, das auch er gerne begeht.

Sei stets bereit, ihm Gesellschaft zu leisten, wenn er nach Hause kommt; mache Dich in dieser Zeit von wirtschaftlichen Geschäften frei, oder verrichte nur solche, die Du in seiner Gegenwart thun kannst. Siehst Du ihn abgepannt und ruhebedürftig, so gib Dich zufrieden und lasse ihn ausruhen. Duale ihn nicht mit Ansprüchen und verlange nicht immer angebetet und bewundert zu werden, denn damit langweilst Du ihn und erreichst nur das Gegentheil. Dennoch darfst Du eine Art von Kofetterie Deinem Manne gegenüber nie außer Acht lassen. Selbst wenn das Zusammenleben längst zur Gewohnheit geworden, darf es nie eines gewissen Reizes entbehren. Vorne in seiner Anwesenheit aus Deiner Umgebung möglichst die Prosa des Lebens in Gestalt zerrissener Kleidungsstücke. Diese Kleinigkeiten sind nicht ohne Wichtigkeit, denn es ist der Rahmen, in dem sich Deine Person zeigt, die dem Gatten gegenüber nie ganz banal werden soll. Zerstreue nicht den zarten Nimbus, den die junge Frau in den Augen ihres Mannes hat, denn mit ihm schwindet leicht auch etwas von seiner Liebe.

Du wirst vielleicht jetzt denken, es sei zu viel Last und Verantwortung auf Deine Schultern gewälzt — nicht zu viel — aber immerhin genug. Und das aus dem einfachen Grunde, weil das Eheglück immer mehr in der Hand der Frau liegt, als in der des Mannes. Nur sie allein beherrscht die zahllosen kleinen Schattierungen, aus denen die häusliche Zufriedenheit und Behaglichkeit zusammengesetzt ist, die der Mann zwar wohlthuend empfindet, über die er sich aber in den meisten Fällen keine Rechenschaft ablegt.

Wenn Du alte Ehepaare noch mit Innigkeit verkehren siehst, die sich das Leben mit kleinen Aufmerksamkeiten aus schmücken, so war es sicher die Frau, die das Glück gepflegt und erhalten und dadurch auch den Mann daran gewöhnt hat, sein Theil darin zu leisten.

Fordern darfst Du die Opfer nicht, aber nimm sie an, wenn sie geboten werden; sie beglücken dann beide Theile, machen die Frau dankbar und den Mann zufrieden mit sich selbst, wenn er fühlt, er habe seinen Egoismus ihr zu Liebe überwunden.

Ein häufig citirtes Wort sagt: „Ehepaare leben entweder gegeneinander, nebeneinander oder für einander.“



Diehmarkt in Oberbayern. Nach einer Zeichnung von Robert Schleich. — Siehe Seite 55.

Haben die Gatten erst angefangen, nicht mehr dem gleichen Ziele zuzustreben, so fühlen sie das Gebundensein durch die Ehe auf das unangenehmste. Es schmerzt die Kette, und bald wird Eines dem Anderen zur Last, Eines dem Anderen zum Vorwurf. Statt gemeinsam zu wirken, haben sie eine feindliche Stellung gegeneinander eingenommen und sind somit zu den unglücklichen Menschen zu zählen, denn in dem gleichen Grade, wie ein harmonisches Zusammenleben beseligend wirkt, verbittert und demoralisirt ein erzwungenes Nebeneinanderleben.

Ertragen müssen es Viele, denen das Zusammenleben keinen Reiz mehr bietet. Die früher vorhandene gemeinsame Neigung ist abgeklüht, — entweder weil sie nicht tief genug war, oder weil sie nicht gepflegt worden ist. Die Interessen gehen nach verschiedenen Seiten hin, und ist die Stellung zu einander auch noch nicht zur drückenden Last geworden, so entbehrt sie doch der Herzlichkeit und der Lebensfreudigkeit.

Wächte Deine Ehe, mein Kind, zu jenen gehören, in denen die Gatten für einander leben.

Wie wenig fühlen sich die Mühen des Lebens, wenn täglich der eigene Egoismus durch die Sorge um den anderen Theil abgeschwächt wird; wenn Jedes trachtet, dem Anderen alles Schwere zu erleichtern, alles Unangenehme aus dem Wege zu räumen, und ihm so den Beweis der opferfähigen Liebe giebt!

Aus dem „er“ und „ich“ ist das „wir“ geworden, und in dem beglückenden Wort liegt die Kraft der Ehe. Zwei Willen, zu einem gemacht, sind eine mächtige Schutzwehr gegen alle Schwierigkeiten der Außenwelt und gegen die Schläge des Schicksals. Mag kommen, was da will, vereint in erster, abgeklärter Liebe, werden sie jeden Kummer leichter zu ertragen wissen, Eines das Andere stützend, und jede Freude wird doppeltes Echo in ihren Herzen finden.

Und wie erlangt man dieses Glück? Nicht Reichthum, nicht Gesundheit, nicht äußere Ehren vermögen es hervorzurufen. Begegnest Du aber solch glücklichen Paaren und forschest Du nach, warum sie es denn eigentlich seien, so wirst Du finden, daß sie gemeinsame Ziele durch gemeinsame Arbeit zu erreichen suchten. Es ist immer ein gewisses Verdienst dabei, denn ihrer selbstlosen Liebe Opfer ist ihrer Liebe Segen geworden.

Habe Du den freien Willen, solchen Vorbildern nachzustreben, damit Du nach einer Reihe von Jahren sagen kannst: „Ich bin glücklich, und ich glaube glücklich zu machen!“

## Redaktions-Post.

**Gertrud K. in Breslau.** — Statt sich am Anblick und am Duft der Blumen zu erfreuen, fragen Sie auch bei diesem zu den zarresten und ätherischsten gehörigen Geussie nach dem Woher und Warum. Das ist vielleicht nicht ganz frauenhaft, aber dafür echt deutsch, und um der leipziger Eigenschaft willen soll Ihnen eine Antwort, die übrigens erst durch Entdeckungen neueren Datums ermöglicht ist, nicht versagt sein. Durch die mikroskopische Untersuchung der einzelnen Blüthentheile konnte festgestellt werden, daß die ätherischen Oele, die den spezifischen Blumen-duft bewirken, an der inneren Seite des Kelches und der Krone angesammelt sind. Die Außenseite dieser Blüthentheile weist eine größere Anpflanzung von Harbstoff-Körperchen und Gerbsäure auf; letztere bewirkt den bekannten herben Geschmack, den frische Blumen beim Zerkauen haben. Das Chlorophyll, dem das Grün der Wiesen und Wälder zu verdanken ist, bildet in seinen winzigen Bläschen Netze, in denen die Erzeugung der genannten Substanzen erfolgt. An der Außenseite der Blüthe, wo die Sonnenstrahlen unmittelbar antreffen, setzt sich das Chlorophyll zu Gerbsäure und Harbstoff um, inwendig aber zu duftenden Oelen. So ist das Chlorophyll, welches der Pflanze das Vermögen ertheilt, aus Kohlenäure und Wasserstoff Kohlenhydrate, also auch „Luft“ organische Stoffe zu erzeugen, auch die Heimstätte der erquickenden Parfums.

**Anna S. in Birmingham.** — Wenn Sie Ihrer Tochter eine praktische Ausbildung in Ihrer Heimath zu Theil werden lassen wollen, so finden Sie in Ihrer Vaterstadt die beste Gelegenheit. Der in Leipzig seit 1871 bestehende Verein für Familien- und Volkserziehung hat

in dem Seminar für Kinder-Gärtnerinnen und dem Lyceum für Damen Anstalten geschaffen, die der Erwerbs-Tätigkeit des weiblichen Geschlechtes dienen. Beide Anstalten stehen mit den Kindergärten des Vereins in Verbindung. Bewährte Lehrkräfte aus den höheren Lehranstalten Leipzigs geben den Schülerinnen allgemeine wissenschaftliche Ausbildung. In dem städtischen Vereinshaus ist Pension für auswärtige Schülerinnen, in der die jungen Mädchen Familien-Kochkunst und hauswirtschaftliche Beschäftigung finden.

**G. D. in Petersburg.** — Wir sind unendlich, Ihren Nationalkott ein wenig verlegen zu müssen, aber die Petersburger Bibliothek nimmt, was die hohe Zahl der Bücher anbetrifft, erst die dritte Stelle ein. Die größte Bibliothek der Welt ist die „National-Bibliothek“ in Paris, die mehr als zwei Millionen gedruckte Bücher und ungefähr 200 000 Manuscripte enthält. Nach ihr folgt das „Britische Museum“ in London, das 1 500 000 Bände besitzt, und die „Kaiserliche Bibliothek“ von Petersburg, die kaum mehr als 1 000 000 Bücher ihr eigen nennt. Die „Königliche Bibliothek“ in München enthält 900 000 Bände, jene von Berlin 800 000, von Dresden 600 000, die Bibliothek der Universität Göttingen ebensoviel und die Wiener Bibliothek 400 000 Bücher.

**P. v. M. in Trier.** — Die alte Devise des Bismarck'schen Wappens lautet: „Das Wegetraut sollst lassen haun, hüte Dich, Junge, und Reiten dran!“ Neben dieser existirt aber auch eine jüngere Variante, die Fürst Bismarck, wie er seiner Zeit gegenüber einem Beamten des Ministeriums des Auswärtigen, W. Busch, ankerte, selbst sich ausgesprochen hat, und diese lautet: „In trinitate robur.“ (In der Dreieheit die Stärke)

**F. M. in Königsberg.** — Zu welcher Zeit man angefangen hat, Särge und Grabstätten mit Blumengewinden zu schmücken, ist schwer zu bestimmen. Sie werden sich schon mit einigen allgemeinen Andeutungen begnügen müssen. Im alten Testament werden Kränze nur als heidnischer Opferschmuck erwähnt, bei der Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten des Patroklus und Hector sagt Homer nichts von Kränzen. Erst aus dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. haben wir sichere Nachrichten, daß Griechen die Gräber der Todten schmückten und zwar an bestimmten Todtenfeiern. Weit älter dagegen ist sicherlich die Sitte bei den Ägyptern gewesen, denn von diesen haben wir nicht nur Nachrichten, sondern die Kränze selbst noch von etwa 900 v. Chr., wenn nicht gar 1000 v. Chr. Allerdings weichen diese Kränze von unseren heutigen zum Theil sehr bedeutend ab. Neben solchen aus ganzen Zweigen finden sich auch vielfach aus einzelnen Blumenblättern zusammengesetzte, sogenannte Krenze. Als Unterlage dienten fein gerissene Dattelpalm-Blattstiele, und mit gleichem, nur noch feinerem Materiale wurde genäht. Verwendet wurden in erster Linie Blumenblätter der Nymphaea Lotus, einer Wasserrose, und Laubblätter von Mimusops Schimperii, in die jene Blumenblätter eingewickelt wurden. Doch auch Delbaum-Blätter und Weidenröschen-Blumen, Blüten des Mirtensporus, Weidenblätter und Blumenblätter einer Malve, sowie unseres gewöhnlichen Kirschmoos fanden Verwendung.

**A. S. in Dresden.** — Durch die Güte eines Pariser Correspondenten geht uns Ihre Anfrage in Bezug auf Menu-Neuheiten noch die folgende Mittheilung zu, der wir gern Raum gewähren. „Auf die Speisefarten, die Menus bei Gesellschaften, wird hier seit einiger Zeit die luxuriöseste Sorgfalt verwendet, oft sind sie geradezu Kunstwerke, auf Pergament, Holz, Porzellan oder Seide gemalt, unter Verwendung aller möglichen Motive, wie Landschaften, Thier- und Stillleben, Obst- und Pflanzen-Malerei.“

Bei dem Aufschwung, welchen die Amateur-Photographie, namentlich auf Reisen, genommen hat, kann es nicht in Erfahrung setzen, daß in der diesjährigen Saison der Hauptzweck der Menus Augenbild-Bilder sind, welche der Herr oder die Dame des Hauses vergangenes Sommer auf Reisen oder in Städten angefertigt haben. Vorwiegend sind es natürlich landschaftlich schöne Punkte, Prachtgebäude, originelle Bauernhäuser und dergleichen.

Etwas Gutes läßt sich diesen Speisegzetteln nicht absprechen: sie liefern bei den oft heißen und in der Unterhaltung eintönigen Festessen Stoff zu Gesprächen, und für die Wirthe bieten sie Gelegenheit, von ihren Reisen zu erzählen.

**Frau M. K. in Königsberg.** — Zur Ergänzung unserer Antwort auf Ihre Anfrage, die neueste Mode im Gebrauch der Visiten-Karten betreffend, fügen wir, auf Grund der freundlichen Zuschrift einer Leserin, noch die übliche Normalgröße der Karte hinzu: 11 cm Länge bei 5 cm Höhe.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 16. April 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Junge Liebe.

Novelle von A. Trinius.

Lieber Freund!

**A**ls ich bis heute nichts von mir hören ließ, darf Dich wohl nicht mehr verwundern. Solch ein alter Apotheker-Gefelle, wie ich einer bin, ändert sich nicht mehr. Ich bin eben noch derselbe geblieben. Ich schwah' lieber, als daß ich den Schreibgriffel in Bewegung setze. Und doch drücken mich Briefschulden noch am meisten. Im Uebrigen überlaß ich's meinen Gläubigern — und ich habe deren noch immer! — sich über meine Schulden graue Haare wachsen zu lassen. Mich sichts nicht an. Es war doch eine prächtige Zeit in Würzburgs lieblichen Geländen! Grüß mir den Main und die wackeren Corpsbrüder, besonders den Wichmann. Der Knochen splitter, den er mir einst an jenem unvergeßlichen Tage

herauschlug, hängt jetzt, in Gold gefaßt, an meiner Uhrkette. Er erinnert mich oft, daß ich seitdem um einen treuen Freund reicher geworden bin. Dieses Amulett und ein hübscher Stoß seitdem eingelöster Wechsel sind meine einzigen sichtbaren Andenken an unsere selige Studienzeit, an eine Jugend, die nie wiederkehrt.

So, das war eine stimmungsvolle Einleitung, welche Dich gewiß mit Stolz erfüllt, mich Deinen Freund nennen zu dürfen. Nun aber wirst Du wissen wollen, was ich in den fünf Jahren seit unserer Universitätszeit getrieben und wo ich gesteckt habe. Ich bin ein Apotheker-Gefelle geworden und werd' halt auch einer bleiben müssen, wenn nicht ein reich Dirndl mal sein Aug' auf mich wirft. Aber in puncto Liebe bin ich leider von der Natur zu kurz gekommen. Ich werde diesen ziemlich allgemein bekannten Gegenstand wohl stets nur theoretisch behandeln müssen.

Von Würzburg ging's erst noch einmal heim nach Nürnberg. Mein alter Herr zeigte sich überaus gut gelaunt. Als er mein benarbetes Gesicht, den Stirnspalt, Wichmanns Glanzleistung, und meinen leise zu-

rückebenden Haarwuchs schaute, lächelte er still vor sich hin und mochte wohl eigener Jugendstreiche wehmüthig dabei gedenken. Dann gratulirte er mir zum Examen und schenkte mir eine Kiste Cigarren, über denen als Dedblatt ein Hundertmark-Schein lag. Als ich ihm danken wollte und von Besserung, Streben und Zielen sprach, winkte er stumm ab und wandte sich zum Fenster. Ich glaube, das Weinen war ihm nahe. Heute fühl' ich's bereits, was ihn so weich gemacht hat. Man kann zeit Lebens ein alter Corpsburche bleiben, aber jung, sorglos, mit tausend Himmeln in der über-vollen Brust, das ist man doch nur einmal im Leben.

Meine erste Stelle war in Bremen. Von da ab ging's kreuz und quer durch's deutsche Vaterland. Berlin, Aachen, Straßburg, Görlitz, München folgten wie Guck-faßten-Bilder. Nun hat mich eine Schicksalswelle in ein stilles thüringer Thal verschlagen. Wernersroda heißt das Nest. Aus glänzenden Hof- und Stadt-Apotheken in eine enge, dürftige Dorf-Apothek, die nebenbei noch mit Früchte-Einkochen Geschäfte macht und Cigarren, Ciffig, Wein und Ziegen-Käse feilhält. Und doch, alter



Wasserfahrende türkische Frauen. Nach dem Bilde von L. von Edenbrecher. — Siehe die Novelle Seite 62.



Knabe, ich fühle mich zufrieden. Meine Nerven waren etwas herunter, und dieser dörrliche Friede, der beruhigende Mangel jeder geistigen Anregung thut mir ungemein wohl. Wie lange ich dieses Dasein freilich extrage, steht dahin. Ein conservativer Zug kennzeichnet meine bisherige Laufbahn wenigstens nicht.

Es ist ein ungemein schöner „Grund“, wie die Thüringer jedes Thal nennen, in dem sich Wernersroda eine halbe Stunde lang bis fast an die bewaldeten Bergriesen des Gebirgskammes malerisch hinzieht. An den steilen Thälwänden wechselt Wald, Ackerland und leuchtendes Kalkgestein. Unten auf der Thalsohle breitet sich üppiger Wiesenflor aus, durchblüht von einem schnellfließigen, forellenreichen Gebirgsbache, während drüben an der jenseitigen Berglehne eine Eisenbahn sich mühsam die Felsen hinanwindet, hie und da das Urgestein in kurzen und langen Tunneln durchbohrend. Deutlich vermag ich von meinem Fenster aus die auf- und niederklimmenden Züge zu verfolgen, und es ist für einen alten bayrischen Corpsherrn ein wehmüthig-berauschendes Empfinden, fast täglich lange Reihen unserer bekannten weißen Brauereiwagen aus Nürnberg, München, Erlangen und Kitzingen vorüberziehen zu sehen. Auch ein Gruß aus der lieben Heimath!

Wie es mir sonst geht? Nun, famos! Mein Chef ist soweit ein Biedermann, nur schade, daß er auch nebenbei ein Apotheker ist, das heißt ein Original. Er ist Witwer, hoch in den Fünzigern, spielt aber noch gern den Jüngling und fühlt sich glücklich, wenn ihm Jemand die „dreißig Jahre“ kaum ansieht. Seine Hauptschwäche ist also eine Eitelkeit, welche oft die seltsamsten Blüten treibt. Im Uebrigen aber kann ich den Mann nur loben. Ich tauche seine Cigarren, lasse ihn Himbeeren und Preiselbeeren allein einlochen, verrichte das bißchen Sklavendienst hinter'm Ladentisch und füge die übrige freie Zeit vor der Thür, auf dem von einem alten Birnbaum beschatteten Treppenabsatz, beobachte da das auf- und abtuhende dörrliche Leben, zähle alltäglich die vorüberziehende Kuh-, Ziegen- und Gänse-Herde und nide pagodenhaft ein paar hundert Mal „Guten Tag!“ Am Abend gehe ich am Arm meines blonden Chefs hinüber in die Dorfschenke, wo unter einer schwebenden Hängelampe ein Duzend ehrenhafter Männer, mit qualmenden, langen Pfeifen bewaffnet, unserer stumm harren, um uns nun ehrerbietig durch lautes Aufstehen und stillen Händedruck zu begrüßen. Ich werde allgemein verzogen. Ich weiß nicht, wie's kommt, aber man sieht mir da Alles durch die Finger. Ich führe das Wort, und was das heißt — nun, denke an unsere Burschenherrlichkeit und Würzburg! Meine Narben stiften diesen Pfahlbürgerin unbegrenzte Hochachtung ein.

Neulich hatte ich meine verstaubte Zither mit hinüber genommen. Da hättest Du sehen sollen, wie die Augen dieser Tafelrunde leuchteten. Es ist ein musikalisches Völkchen, diese Thüringer. Fast ein jeder quält da Abends sein Lieblings-Instrument. Nur unsere Schlagzither ist hier nicht zu Hause. Es dauerte denn auch gar nicht allzu lange, so entsank diesem und jenem die Pfeife. Der Letzte war der hiesige Glashütten-Besitzer, der immer aussieht, als wolle er um Entschuldigung bitten, daß er geboren sei. Und als ich nun gar zu unsern Ländlern übergang, da war Pfeife und Pfeifsternthum wie weggeweht. Ich dachte an Orpheus. Der alte Oberförster vergaß sein Jägerlatein, drehte feck die weißen Schnurrbartspitzen in die Höhe, packte dann mit einem plötzlichen Ruck den baumlangen Cantor bei den Armen und walzte und hopfte mit ihm durch die Gaststube, daß die Hängelampe den Beitzstanz belam, während der Kaufmann Böllner mit beiden Fäusten den Tact auf dem Tische dazu schlug, leider aber einmal dabei mit der Rechten ausglitt, den Schoppen meines neben ihm sitzenden Chefs umgoß, daß der braune Inhalt letzterem über seine frisch gewaschene, weiße Weste niederströmte. Das gab nun verstärktes Lachen, in welches die Zuschauer, welche sich an den offenen Fenstern lauschend eingefunden hatten, triumphirend einstimmten. Seit jenem köstlichen Abend habe ich die Herzen von ganz Wernersroda erobert.

Auch die der Frauen und Mädchen! Es ist ein hübscher Menschenschlag hier ansässig, wenigstens was das weibliche Geschlecht anbelangt. Braune und schwarze Schönheiten, hochgestaltig, elastisch, lebensprühend, mit leis gekräuseltem Haar und Augen, die jedem Manne gefährlich werden müssen, nur einem Eisklumpen, wie ich bin, nicht. Verliebtsein, ja! Aber ernstlich verlieben? Nein, alter Bursche! Dazu steht mir die Freiheit zu hoch im Werthe. Es steckt in mir nun 'mal ein Stück Landsknechts-Natur. Wechern, ein bißchen schäkern, seinen Mann auf dem Plane stellen und wie ein echter armer Landsknecht, wenn's Gott gefällt, fröhlich zum Sterben sich niederlegen. Was bleibt auch schließlich einem unbedingtesten Apotheker-Gesellen anders übrig?

Blondinen scheinen hier ausgestorben zu sein, wenigstens

habe ich in diesen drei Wochen meines Hierseins noch keine gesehen. Für diese habe ich immer noch eine besondere Schwäche gehabt. Fürchte also nicht, alter Knabe, daß Dich eines Tages eine goldgeränderte Verlobungslarte aufsucht. Ich ende mal auf einer Junggesellen-Bude oder beim fröhlichen Schoppen.

Mein Chef rührt hinten im Hofe Himbeermus; seine zweihundertfünfunddreißig Pfund schwere Wirthschafterin, eine prächtige alte Dame, hat Kuchen gebacken, denn es ist Samstag. So eint sich im Hause Himbeer- und Kuchenduft auf das Zünftigste. Auf den Dorfstraßen rennen die Weiber mit den runden Kuchenblechen auf den mit blauen Stirnbänden umwundenen Köpfen; dazwischen schwanken hochbeladene Heuwagen und Holzfuhrwerke. Es ist ein tolles Durcheinander!

So, nun habe ich mich ausgesprochen. Und ich meine: gründlich. Die nächsten fünf Jahre erwarte kein Lebenszeichen von mir. Vorläufig wird mir für lange Zeit der Arm vom Schreiben schmerzen. Bleibe gesund, altes Haus, grüße alle, die mich noch nicht vergessen haben, und bewahre mir ein menschenfreundliches Gedenken. In Treue Dein

Franz Gabler, Apotheker-Geselle.

Wernersroda, den 27. Juli 1886.

Der diesen Brief geschrieben hatte und ihn nun vernünftig schmunzelnd soeben schloß, war ein schlanker junger Mann mit kurz geschorenem schwarzen Haupthaar, das freilich weit über die Stirne zurückgewichen war und oberhalb derselben eine tiefe, fast fingerbreite Narbe frei ließ. Ueber einer kühn geschwungenen Nase bligten hinter dem goldnen Zwider dunkelbraune, eigenthümlich brennende und festhaltende Augen aus dem von der Sonne tiefgebräunten Gesicht.

Jetzt legte der Schreiber das glücklich vollendete Schriftstück auf das schmale Stehpult seitwärts des Ladentisches und steckte sich eine frische Cigarre an, wobei seine Augen über die aufzuckende Flamme fort nach dem Werke seiner Feder schielten.

„Der alte Knabe wird sich freuen,“ sprach er für sich, wohlgefällig die ersten blauen Dampfwolken in die Luft blasend. Dann schritt er zum Fenster, öffnete es und lehnte sich in den von wildem Wein umspinnenen Rahmen. Soeben schwante ein schwer beladener Heuwagen um die Ecke unten auf den Plan ein und rollte nun knarrend, unter Zurufen und Peitschenknallen des nebenher schreitenden Kosselenters die holprige, steile Gasse hinan, welche an der Apotheke vorüber zu einer droben an der Berglehne sich hinziehenden breiten Seitenstraße leitete. Zwei Mäher, die Harfen über die Schultern gelegt, folgten dem Wagen, in dessen würzig duftender Ladung sich hoch oben eine volle, große, lichtblonde Mädchengestalt schaukelte. Der von starkem Haar umrahmte Kopf lag, halb erhoben, in der aufgestemmen Linken, während die Glieder noch heißer Tagesarbeit wie aufgelöst in Ruhe und Genuß sich wohl im weichen Wiesenheu dehnten. Der halb geöffnete, schwelende Mund verrieth Gesundheit und Lebenslust. Es war ein Bild, das unwillkürlich anziehen und fesseln mußte. Auch der junge Apotheker konnte sich dieser Macht nicht erwehren. Den goldnen Zwider fester auf die Nasenwurzel drückend, blickte er scharf hinüber nach der Mädchen-Erscheinung, die soeben unter seinem Fenster vorüberrollte.

„Brunnhilde im Heu!“ lächelte er für sich, hielt aber den gespannten Blick unverwandt auf das Bild gerichtet. „Uebrigens die erste Blondine! Schade, daß sie ein Riesennetz ist; diese Augen reden ihre eigene Sprache.“ Er schien ganz das Klingeln der Ladenthür überhört zu haben. Wieder stieß er ein paar kühne Dampfwolken in die blaue Sommerluft und blickte dann unternehmungslustig die Straße auf und nieder, bis ein heftiges Pochen gegen die Fenster des Schiebers, welcher oberhalb des Verkaufstisches Laden und Hausflur trennte, ihn auffahren ließ.

„Na, na, na!“ rief er beschwichtigend, „immer kalt Blut! Wird ja kein Beinbruch sein.“ Er schob den Schieber in die Höhe und hatte ihn fest. „Na, was giebt's denn? He?“

Eine schmale, blasse Hand tauchte aus dem Halbdunkel des Flurs hervor und stellte ein kleines Fläschchen auf den braunen Verkaufstisch. Der junge Mann ergriff das Gefäß, und ohne weiter aufzublicken, wandte er sich nach dem Laden zurück. „Nun, was beliebt?“

„Für zwanzig Pfennig Aconit!“ klang es aus dem Dämmer des Flurs. Es war eine eigenthümliche Stimme, welche dies sagte, etwas verschleiert und doch von seltsam nachtönendem Reize.

„Natürlich, Aconit,“ polterte mit behaglicher Laune der junge Mann. „Allheilmittel, Lebens-Elixir, Jungbrunnen für Euch alle. Wo fehlt's denn 'mal wieder, he?“ Als keine Antwort erfolgte, fuhr er ruhig fort: „Behalt' die Antwort für Dich, Mädel, mir ver schlägt's nichts. Was macht der Schay?“

„Ich hab' keinen, Herr Provisor!“ kam es zurück.

„So, hast keinen? Sieh' mal an. Willst wohl was Apartes haben, gelt? So, hier, und guten Erfolg. Macht zwanzig Pfennige. Merci! Na, schau' mal her, wie siehst Du aus?“ Er bog sich lachend über den Tisch ein wenig vor und dann prallte er plötzlich zurück. „Dieses Gesicht sah ich doch eben schon einmal! Nur nicht so — anders! Oder spukt's am helllichten Tage?“

„Das war meine Schwester, die eben von der Wiese heimfuhr.“

„Ah so! Deine — — Ihre Schwester! Merkwürdig!“ Er wollte seiner Verwunderung noch gefälligeren Ausdruck verleihen, doch das Mädchen nickte kurz und schnitt ihm damit jede weitere Unterhaltung ab. Die Ladenthür war schon längst in's Schloß gefallen, als der junge Mann noch immer dorthin schaute, wo die große, schlanke Mädchengestalt mit den blonden Haarslechten und den so blassen Wangen verschwunden war. Als er endlich zurücktrat, fiel sein Auge auf den Brief.

„Eigentlich müßte ich den Brief, um der Wahrheit die Ehre zu geben, noch einmal öffnen, denn es giebt hier doch Blondinen! Zwei sah ich heute: Brunnhilde und Loreley. Das Mädel hat Augen, tief und unergründlich wie die See. Wie die See,“ murmelte er noch einmal, ergriff dann den Brief und trug ihn hinüber zur Post, wo er ihn hastig in den Mauerspal neben der Steintreppe gleiten ließ. — — —

Den Sonntag darauf war in Wernersroda Alles auf den Beinen. Das Nachbardorf Schwenda feierte am Nachmittag in dem beide Ortschaften trennenden Waldchen die Jahnenweihe seiner Liedertafel, zu welcher Festlichkeit der ganze Sängerbund dieses Gebirgsstriches, an zwanzig Dörfer umfassend, sein Erscheinen zugesagt hatte. Wochenlang waren die liederfrohen Kehlen der Wäldler zum bevorstehenden Wettgesingen bereits eingeübt worden, wollte doch kein Walddorf dem andern in dieser Kunst nachstehen. Auch in Wernersroda war man eifrig bemüht gewesen, in wöchentlich mehrmals heimlich vor sich gehenden Proben schon im Voraus um den Siegeskranz zu ringen. Des langen Cantors Anblick ward mit jedem Male heiterer. „Kinder,“ sagte er am Abend vor dem ereignißvollen Tage, indem er das Tactstöckchen siegengewiß erhob, „Kinder, ich glaube, wir treffen in's Schwarze. Höchstens hätten wir die Frankensteiner zu fürchten. Aber mein College hat jetzt andere Dinge auf dem Herzen, als daß er sich viel um die edle Musica bekümmern könnte. Na, wie Gott will! Aufgepaßt — noch einmal anfangen: Thüringen, du holdes Land! — piano — — so — so — leise anschwellend — bravo! — jetzt feuriger — mit Nachdruck — sehr gut! — schmelzender — hingebend — — das war ausgezeichnet!“ Und der alte Herr wiegte sich mit halb geschlossenen Augen gleichsam auf den Wellen der süßen Töne dieser Weise, welche die ihm theure Heimath so innig und herzbewegend feierte, wobei seine lange, spitze Nase seltsame Ridzadlinien durch die Luft zog. —

So war der langersehnte Sonntag-Nachmittag gekommen. Auf dem sogenannten Plan — dem kleinen Marktplatz von Wernersroda — wie in den anstoßenden Gassen standen in dichten Gruppen die Einwohner des Dorfes, Alt und Jung, dem feierlichen Abmarsch der Liedertafel und der sie begleitenden Ehrenjungfrauen zuzuschauen. Wenn ein mit Tannenzweigen und Buchengrün geschmückter Leiterwagen vorüberrollte, so gab es Grüße, Hurrahrufe und fröhliche Scherzwoorte hinüber und herüber. Als die Frankensteiner in drei Leiterwagen, auf dem vordersten, hart hinter dem Kutscher, die noch verhüllte Fahne aufgerichtet, über den Plan fuhren, scholl ihnen freudiges Willkommen entgegen, das sie dankbar und mühen-schwenkend erwiderten.

„Das sind doch immer die Ersten, wenn es sich um etwas Großes handelt!“ prahlte selbstbewußt der Lehrling des Schusters Bleuerl, der auf der Steintreppe der Posthalterei mit dem jungen Apotheker im Gespräch stand.

„Grünshabel!“ branste der erbohte Lehrmeister auf und verabsolgte dem verblüfft dreinschauenden Burschen einen Klaps, daß derselbe es vorzog, sein Heil in einer Rückwärts-Bewegung gegen das Nachbarhaus zu suchen. „Blas' Deine Weisheit und Deinen Zweipfennig-Cigarrenqualm wo anders hin!“ wetteerte ihm der in seinem localen Ehrgeiz tief verletzte Meister knierem nach. „Dummer Bengel das!“ wandte er sich dann an seinen Nachbar. „Sein Vater stammt aus Frankenstein, und diese lächerliche Eitelkeit ist nun 'mal diesem Bauernvolke nicht auszutreiben. Wie meinten Sie, Herr Provisor?“

Der in diesem Augenblicke sich erhebende Lärm und anschwellende Freudenrufe ersparten dem Gefragten die Antwort. Drüben aus einer Gasse, welche am Eckhause des Barbiers und Lotterie-Collecteurs Hühndchen zur Kirche und Cantor-Wohnung sich steil hinanwand, quoll jetzt unter Paukenschlägen und dem weitdröhnenden Klang



der Blech-Instrumente voranmarschirender Musikanten der Festzug der Wernersrodaer Liedertafel. In kleinem Abstand hinter dem Musikcorps folgten paarweise die Ehren-Jungfrauen, dann kam, begleitet von zwei Fahnenjunkern, das Banner der Liedertafel, an das sich die Sänger schlossen, buntfarbige Abzeichen in den Knopflöchern und frischen Tannenbruch an Mützen, Hüten und ehrfurchterweckenden Cylinder-Säulen. Nach Möglichkeit ein schönes Gleichmaß im Schritt beobachtend, zogen die Sangeshelden über den Plan. Einzelne Grüße zu den am Fenster erschienenen Honoratioren hinauf wurden mit Huld beantwortet, wobei dem Cantor leider zweimal das Unglück zustieß, daß ihm der weitaus zu bequeme Cylinder, ein schönes Erbstück seiner Familie, bis über die Augen rutschte, sodaß der Aermste sich erst wieder mit den Armen suchtelnd aus diesem dunklen Verließ herausarbeiten mußte.

Dieser sich wiederholende, überaus traurige Vorfall war dem für Humor geschärften Auge des Provisors nicht entgangen. Ein helles Lächeln stand auf seinen Zügen, als plötzlich sein Blick auf die dicht an der Steintreppe vorüberziehenden Mädchen fiel und auf dem blassen Antlitz des ihm zunächst schreitenden haften blieb, das an der Seite der Schwester den Zug eröffnete. Auch das Mädchen hatte in diesem Augenblicke die Augen zufällig erhoben, sodaß sich beider Blicke einen Herzschlag lang trafen. Und wie gebannt unter dem seltsamen Zauber dieses Auges lästete der junge Mann den kleinen Hut und verneigte sich leicht. Keine Bewegung glitt über ihr Gesicht. Eine leise, fast vornehme Kopfbewegung deutete nur an, daß der Gruß seinen Weg nicht verfehlt hatte. Dann war sie vorüber, während die Schwester, sichtlich neugierig geworden, sich fragend zurückwandte.

Alles war gekommen und gegangen wie ein Traum. Der Apotheker sah nur eine schlanke, hohe Mädchen-gestalt, kleidsam in ein eng anschließendes, zartes, weißes Gewand gehüllt; weiße Handschuhe bedeckten die schmalen Hände, und statt alles Schmutzes leuchtete eine mattfarbige Nase in dem vollen, schönen, blonden Haar. Und aus den Augen sprach es sinnend wie Räthsel und Märchenreich. Die plump und überladen erschien ihm heute dagegen die Brunhilden-Gestalt der neben ihr gehenden Schwester; wie geschmacklos die bunten Kränze in den Haaren, die blinkenden, künstlichen Glaskirschen, Blumen-Guirlanden an den Kleidern der übrigen Dorf-schönen! Er schaute dem Zuge nach, bis Banner, Mädchen und Sängerschar längst über die Brücke in einer Seitenstraße verschwunden waren. Erst die wiederholte Aneide des Schusters weckte ihn aus seinem Sinnen.

„Die Weidners bleiben doch die Hübschesten,“ warf Meister Kneriem hin. „Meinen Sie nicht, Herr Provisor?“

„Ich kenne sie nicht. Welche waren es?“

„Nun die Ersten — immer die Ersten. Die Mutter ist hübsch und der Vater auch. Noch heute. Er war mal der stärkste Mann auf und ab in unserem Thale. Ich selbst habe ihn gesehen, als er mit seinen zweiund-dreißig gesunden, weißen Zähnen in der Schenke einen Tisch aufhob, auf dem obendrein unser Doctor Hühnchen saß. Das hat ihm bis heut noch keiner nachgethan. Die Kraft hat seine Aelteste, die Aurelie, geerbt; die Schönheit der Mutter kam auf die Andere, die Thilde.“

„Mathilde heißt also die Blasse von beiden?“

„Ja, wir sagen aber alle nur Thilde hier. Sie hat von jeher etwas Apartes gewollt und gehabt, und da der Alte darauf hält, trotz seines Reichthums, daß jedes Kind zum Wohl und Verdienst des Hauses etwas beiträgt, so hat die Thilde ihn gebeten, ihm allmonatlich eine gewisse Summe geben zu dürfen, die sie sich von Nahrung erübrigt, nur um nicht mit auf's Feld hinaus zu müssen. Sie ist eben nicht für uns hier geboren. Es steckt etwas Fremdes in ihr.“ Der biedere Schuster hätte sich wohl noch des Weiteren über dieses Thema verbreitet, wenn der Apotheker nicht mit einem flüchtigen Grusse davon geeilt wäre.

„Etwas Apartes!“ murmelte der Provisor. „Der Phylister hat Recht, es ist etwas Eigenes um dieses Mädchen. Wie sagte ich gestern? Loreley! Und etwas ist dieses Wesen anders, denn eine lockende Sirene? Noch ist sie stumm, und doch ist ihr Zauber schon so mächtig, daß der Apotheker-Geselle Franz Gabler, weder rechts noch links schauend, geradewegs in ihre Reize läuft.“ Er schlug mit dem dünnen Stöckchen auf das weiß und grün angestrichene Geländer des Brückchens, das sich hier über den rauschenden Gebirgsbach schwang. „Loreley!“ sagte er, „noch gehöre ich mir selbst, aber ich will doch prüfen, wie viel Zauberei und Mädchenkniffe über mich vermögen. Sich fürchten, heißt schon unterliegen. Du oder ich — oder alle beide! Alle beide!“ wiederholte er dann noch einmal, schwang das Stöckchen wie ein Kappier mit jeder Geschicklichkeit durch die Luft und schlug dann an der Friedens-Linde vorbei

den Feldweg ein, welcher allmählig in den Fichtenwald und weiter auf den Festplatz führte.

Dort war schon Alles im vollsten Gange. An kunstlos gezimmerten Tischen und Bänken saßen dichte Gruppen schmausender und trinkender Gäste. Die Biergläser kreisten, von den Eisengrosten fliegender Verkaufstände schwebte die Dampfergluth brodelnder Bratwürste zu den Baumwipfeln auf, dazwischen klang das Lärmen der Musikanten, der Kinder und Hunde. Um die grünausgeschlagene Festkanzel, die zugleich als Standpunkt der Gesangs-Dirigenten dienen sollte, standen dicht geschart die Sänger, überrauscht von einem Fahnemwalde. Jetzt bestieg der Pfarrer des Ortes die Kanzel, eine untersepte, markige Gestalt, mit sonnenverbranntem Antlitz und lebensfroher blinkenden Augen. Er lästete den Cylinder und grüßte die Festversammlung. Nun ward es ganz still. Es galt, die Weihe der neuen Fahne zu vollziehen. Er sprach viel von deutscher Eichen-Kraft, von Sangeslust und Eintracht, Frohsinn nach saurem Mühen, Liederlust nach Leibeslast. Darauf legte er die Rechte segnend auf die jetzt aufrauschende Fahne. „Wo Du flatterst,“ sprach er, „da wohne Frieden, Glück und heitere Geselligkeit. Mögest Du immer nur Tönen der Vaterlandsliebe, der Treue, der Heimaths-Begeisterung lauschen!“ Und dann, als der eigentliche Weiheact vollendet, schloß er seine Rede mit einem dreifachen Hoch auf den geliebten schwarzburgischen Landes-Fürsten im engeren Sinne und im weiteren auf das große deutsche Reich und seinen erhabenen Schirmherrn. Die Fahnen senkten sich, die Musik fiel ein, Mützen, Hüte, Taschentücher schwenkten in der Luft, die Erde erzitterte unter den Hochrufen der begeisterten Festversammlung. Eine kurze Pause, dann begann der Wettkampf der Sänger. Nummer auf Nummer wurde beklatscht, und mit Spannung hing Alles an den Lippen der Preisrichter. Als dann zum Schluß die Frankenstein und Wernersrodaer zu einem engeren Wettkampfe aufgefordert wurden und endlich als erster Sieger Frankenstein den Ehrenkranz mit langwehender Schleife empfing, da stimmte Alles in das helle Hoch mit ein, das aus dem Gezweig einer nahen Eberesche jubelnd erscholl. Dort oben saß der Schusterjunge aus Wernersroda und läutete wie ein paar Festglocken die dünnen Beine, zum Wehleid des langen Cantors, dessen Nasenspitze ob der Niedertage noch spitzer in die grüne Welt dreinschaute. Als der würdige Mann dem jugendlichen Schreier einen traurig-vorwurfsvollen Blick aus seinen guten Augen zuwenden wollte, fiel ihm das Erbstück seiner Familie darüber und er stand hilflos da inmitten von Hochrufen, Tuschs, Tücherwehen und Waldesrauschen.

Der junge Provisor hatte, eingekleidet in die dicht gedrängte Festversammlung, dem Weiheact und Wettkampf beigewohnt. Der fröhliche Wettsang gutgeschulter Männerstimmen im grünen Walde, die Fülle der einzelnen gemüthlich-humoristischen Scenen beschäftigten Ohr und Auge vollauf und entlockten ihm manchmal ein halbblaues Lachen. Und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß seine Gedanken zuweilen abirren und seine Blicke das blass Antlitz eines Mädchens suchten, nach dem er vergebens ausgespäht hatte.

Mit der Entscheidung des Wettkampfes löste sich allmählig der Anäuel der um die Sängerbühne zusammengedrängten Menge, und Franz Gabler fand jetzt Gelegenheit, zwischen den Tischen langsam dahinschreitend, Ausschau nach dem Gegenstand seiner stillen Sehnsucht zu halten. Bald erblickte er auch drüben in einer Schar heiter angeregter Mädchen Mathilde Weidner. Sie saß rückwärts gegen einen Fichtenstamm gelehnt und blickte, unbelümmert um das sie rings umschwirrende laute, bunte Treiben, still und sinnend in die Luft auf. Ein Sonnenstrahl, der sich durch das Gezweig stahl, lief über ihrem Haupte über den Stamm fort, denselben röthlich überhauchend, und dieser einnehmende Farbensplanz ließ noch mehr die feinen, blassen Züge des Mädchens hervortreten.

„Welch' eigenthümliche Schönheit!“ rief der junge Mann unwillkürlich halblaut aus. Er setzte sich am Ende eines nur spärlich besetzten Tisches nieder und ließ sich ein Glas Bier kommen. Einiges Buschwerk zur Seite verbarg ihn vor den Blicken des Mädchens, an dessen Antlitz seine Augen jetzt unverwandt haften, wie magisch von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen.

Ein paar Trompetenstöße von dem nahen Tanzplatze, welche den Beginn der längst ersehnten Lustbarkeit verkündeten, brachten erhöhtes Leben in die Reihen der tanzlustigen Jugend. Im Nu war der Tisch geleert, an welchem Mathilde Weidner jetzt allein saß. Nur die Brunhilden-Gestalt ihrer Schwester tauchte noch einmal flüchtig aus dem Grün am Arm eines Försters auf und schien der gelassen in ihrer Stellung verharrenden jungen Schwester eifrig zuzureden. Erst als diese

halb unwillig mit dem Kopfe verneinend schüttelte, entfernte sich das Paar.

Vielleicht kann sie nicht tanzen, dachte der unbemerkte Beobachter. Aber schon die nächste Minute belehrte ihn eines Besseren. Schmetternd und lodend klangen jetzt vom Tanzplatze die süßen, prickelnden Walzerweisen herüber. Das Mädchen hatte die Augen halb geschlossen und wiegte sich, einen seltsam seligen Ausdruck auf dem Antlitz, leise in den Hüften, und deutlich konnte der Zuschauer vernehmen, wie sie die begleitende Melodie dazu summete.

In diesem Augenblicke tönte noch halb hinter dem Baum hervor eine etwas spöttisch gefärbte Stimme:

„Du kannst nicht tanzen? Ich mein', Du willst nur nicht.“

Die Angeredete hielt in ihrer Bewegung inne, ließ jedoch die Augen geschlossen.

„Ich hab' nicht gesagt, daß ich nicht kann. Vielleicht besser als Ihr allzusamm! Ich will nicht tanzen, daß Du's doch weißt. Ich will nicht!“ Sie hatte jetzt die Augen aufgerissen und blickte den jungen Mann an, der herausfordernd vor ihr stand. Er war eine hübsche Erscheinung, etwas stuperhaft angezogen. Ein dunkles Bärtchen zierte die Oberlippe, und die goldene Schuppenkette, mehrere dicke Ringe an den Fingern verriethen Wohlhabenheit und Besitz. Alles deutete auf das ehemalige Dorfkind, das nur ein längerer Stadtaufenthalt mit etwas künstlichem Lack überpinselt hatte.

„Also Du willst nicht?“ wiederholte der dörfliche Stuper und kräufelte etwas die Lippen. „So so! Auch wenn ich Dich darum bitte! Komm, Thilde, Dich plagt mal wieder der Stolz! Sie spielen jetzt gerade meine Lieblings-Polka. Na?“ Er war an sie herangeraten und faßte sie leicht am Arm.

„Ich hab' Dir's ja gesagt, ich tanz' nicht. Gib Dir also keine Mühe!“

„Nun ich denk' heut' Dich doch noch zu zwingen, daß Du mir keinen Korb mehr gibst.“

Ein kurzer, verächtlicher Blick traf ihn. Doch der junge Mann fing ihn nicht mehr auf. Er hatte sich bereits umgewandt und war nach dem Tanzplatze zugeschritten.

„Ausdringlicher Patron!“ murmelte der Provisor, „aber sie hat ihn deutlich genug abgewiesen. Courage hat sie, diese blasse Voreley!“

Bald darauf summete wie ein tändelndes Mückenheer die Schar der vom Tanze erhitzten Dorfschönen heran. Sie stürmten auf die einsam Sitzende ein, liebkosten und umschmeichelten sie, hoben und zogen die Widerstrebende empor, bis diese endlich nachgab und inmitten der bittenden Freundinnen sich dem Tanzplatze näherte.

„Aber tanzen thu' ich nicht mit ihm!“ warnte sie.

„Nur zusehen, Thilde, nur zusehen!“ lachte der Chor und hüpfte im Triumph mit ihr weiter.

Der Provisor hatte rasch sein Glas geleert und stand auf. Eine innere Stimme sagte ihm, daß vielleicht sein Erscheinen ihr nützlich sein könne. So schlug auch er langsam den Weg zu jener Waldeshalbe ein, wo man zwischen laubumwundenen Fahnemasten eine bretterne Diele als Tanzboden hergerichtet hatte. Er warf das Eintrittsgeld auf den Teller am Eingang, heftete sich die dafür empfangene Festschleife auf seinen Rock und betrat die Diele, auf welcher sich soeben wieder die Musikanten zu einem frischen Ländler rüsteten. Thilde Weidner stand inmitten der sie herbeigelockten Schar Freundinnen und schaute mit stiller Heiterkeit in das bunte Gewühl der Burschen und Mädchen. Auf einmal zuckte sie leicht zusammen. Quer über den Tanzboden kam der dörfliche Stuper in Begleitung von noch vier Kameraden geschritten, gerade auf das blass Mädchen zu. Dem Provisor war das nicht entgangen. Im nächsten Augenblicke hatte er unweit desselben Posto gefaßt.

Der Ankömmling mußte den Groll über seine vorangegangene Abweisung wohl in einigen Gläsern Bier ertränkt haben. Sein hübsches Gesicht sah stark geröthet aus, und ein breites, freches Lachen lag auf demselben.

„Schau, schau, die Thilde!“ näselte er, vor sie hinstretend, „hast Dich doch wohl noch eines Besseren besonnen? 's ist gescheidt von Dir, Mädel, was soll' das Bier und Zimpern auch nützen!“ Er tastete in den Taschen umher und zog endlich ein Markstück heraus.

„Da!“ rief er, und schleuderte es auf die Musikanten-Tribüne, „und nun losgeschossen! Der ehrbare Junggeselle Vincenz Schneider und die Jungfrau Thilde Weidner wollen den Brauttanz tanzen! Gest?“ Er faßte das Mädchen am Kinn und hob das Antlitz desselben, über das es roth aufblähte, empor. Ein lautes Gelächter seitens der Burschen erfolgte. Die Mädchen, welche Thilde umstanden, waren schon etwas zurückgewichen. Nur einige von ihnen wagten verstoßen zu sichern.

„Laß mich los!“ rief Thilde und schüttelte die Hand





22. April 1868.



22. April 1893.

König Umberto I. und Königin Margherita als Jungvermählte und als Jubelpaar.

Nach Photographien von Ill. Minari, Florenz, und Ill. d'Alexandri, Rom. — Siehe Seite 61.

von dem Sinn. „Ich hab' Dir's schon einmal gesagt, ich tanz' nicht. Und mit Dir am allerlehten!“

„Das glaub', wer's will. Ich nicht! Und eine Prinzessin bist Du auch nicht, wenn Du auch noch so adlig blaß ausschaust!“

Eine erneute Lachsalve der begleitenden Burschen folgte diesem plumpen Wit. Das Mädchen stand regungslos da. Nichts verrieth seine innere Aufregung als das Wogen der Brust und das leise Ballen der niederhängenden, halb in den Falten des Kleides verborgenen Hände.

„Uebrigens hast Du überhaupt kein Recht,“ begann auf's Neue der Bursche, „mir einen Korb zu geben. Merk Dir das! Wer die Diele betritt, muß es sich gefallen lassen, daß man mit ihm tanzt.“

„Das wollen wir erst sehen!“ stieß Thilde kurz hervor. Zum ersten Male bligte etwas aus ihren Augen.

Aber der Zudringliche ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er war dicht an sie herangetreten und zischte ihr zu:

„Hüte Dich, Thilde, wenn Du mich hier vor Allen höhnen willst. Ich kenne ein Mittel, Dich doch noch zu zwingen! Verstehst Du mich?“ Er zwinkerte bedeutungsvoll. „Und nun komm!“ Er versuchte seinen Arm um sie zu legen. Doch sie wich zurück.

„Rühr' mich nicht an!“ rief sie, und heller Zorn brach jetzt aus ihr hervor. Er faßte noch einmal nach ihr. Da hob sie die geballte, schmale Rechte wie zum Schläge empor.

„Du, komm' mir nicht so, stolze Prinzessin!“ leuchtete

er in nicht mehr verhaltener Wuth und rechte jetzt beide Arme verlangend nach ihr aus.

In diesem Augenblick stand der junge Provisor an ihrer Seite.

„Was geht hier vor?“ rief er und blickte funkelnden Auges den zuerst verblüfft ihn anstarrenden Angreifer an.

„Ach, der Herr Provisor!“ versetzte hämisch der seinen Muth wiederfindende Bursche „Nichts, was in Euren Aram paßt. Bekümmert Euch lieber um Eure Pflaster und Pillen. Was wir zwei beid' auszumachen haben, bedarf keines Dritten. Blah da, sag' ich!“

„Vielleicht aber kann ich mit einer Heilsalbe dienen,“ gab der Provisor zurück und faßte, Allen ersichtlich, das geschmeidige Stöckchen fester mit der Rechten.

„Wer hat hier ein Recht, dieses Mädchen zu zwingen? Nun,“ fuhr er fort. „So lange ich hier stehe, soll es niemand berühren. Das merkt Euch. Und wer es wagt, der hat's mit mir zu thun.“ Ein Murren klang ihm entgegen, und dann sah er, wie der Bursche durch ein Zeichen sich mit seinen Verbündeten verständigte. Sie rückten mit drohenden Geberden gegen ihn vor. Doch der Apotheker ließ sich nicht einschüchtern. Er wandte sich zu dem erregt ihm noch immer zur Seite stehenden Mädchen und sagte: „Bitte, treten Sie zurück. Die Wölfe heulen, da heißt's auf der Hut sein.“

Den sich Nähernden rief er zu, indem er das Stöckchen jetzt kampfbereit in die Höhe hob: „Männer wollt Ihr sein? Fünf gegen Einen? Schämt Euch alleammt! In unserm Bayernland heißt's Aug' in Aug', Mann gegen Mann! Wer anders denkt, ist ein Feig-

ling! Ich stehe hier und werd' abwarten! Wer glaubt, daß er mit mir eine Rechnung zu machen hat, der komme her! Mann gegen Mann. Wenn Ihr aber doch nicht anders könnt, nun denn — kommt meinetwegen Alle heran, — zählt aber Eure Knochen vorher, daß Ihr sie wiederfindet. Auf ein paar Quarten mehr soll's mir dann auch nicht ankommen! Also hier steh' ich! Wer von dem Mäd'el etwas will, der muß an mir vorbei!“

Es war still auf der Diele geworden. Die vier Begleiter tuschelten eine Weile zusammen, dann verschwand einer nach dem andern. Nur Vincenz Schneider stand noch unbeweglich still am Platze. Er laute in verzehrendem Grimme auf der Unterlippe, dann hob er die Augen und blickte finster den Gegner an. Doch dieser hielt ruhig seinen Blick aus.

„Nun, Du ehrbarer Junggeselle Vincenz Schneider, ist Dir die Lust am Brautanz vergangen? Du kannst mich dauern!“ Er maß noch einmal den Gegner vom Wirbel bis zur Sohle, dann drehte er sich gelassen um nach dem Mädchen, das hinter ihm mit todtblauen Wangen stand. Nun trat sie auf ihn zu und reichte ihm hastig die Hand.

„Ich danke Ihnen!“ flüsterte sie.

(Fortsetzung folgt.)



Nachdruck verboten.

## Die italienische Silberhochzeit.

Von Hermine von Preuschen.

Mit vier Portraits.

**A**m 22. April feiert Italien das Fest der silbernen Hochzeit seines Königspaares. König Humbert, am 14. März 1844 geboren, zählt demnach neunundvierzig Jahre. „La bella Regina“ Margherita, der man ihr Alter nicht ansieht, ist sieben Jahre jünger, also zweiundvierzig Jahre alt.

Am 9. Januar 1878 ward Umberto, nach dem Tod seines großen Vaters, des Re galantuomo, König von Italien. Durch fünfzehn Jahre haben sich die herrscher-Tugenden des königlichen Paares betätigt und in guten und schlimmen Tagen allezeit glänzend bewährt. Nur ein Sohn entsproh der selten glücklichen Ehe. Der jetzige Kronprinz Amadeo ward am 11. November 1869 geboren. Seine Mutter erzog ihn mit hingebender Liebe und Sorgfalt. Gegenwärtig residirt er in Neapel, während das Königspaar im Winter im römischen Quirinal, im Sommer in Monza wohnt. Von Monza

aus werden oft Ausflüge in die Umgegend, besonders in die italienischen Alpen unternommen, bei denen die Königin sich als rüstige und geübte Bergsteigerin zeigt.

Königin Margherita stammt aus dem Haus Savoyen, als Tochter des Herzogs von Genua. Ihre Mutter war eine Prinzessin von Sachsen, und sie selbst ist die Enkelin des Königs Johann. Obgleich sie alle Sprachen mit vollkommener Meisterschaft beherrscht, so hat sie doch, ihren Jugenderinnerungen gemäß, eine Vorliebe für die Sprache ihrer Mutter und beschäftigt sich viel mit deutscher Literatur.

Am 22. April 1868 klangen die Glocken aller Kirchen von Florenz, als die lieblich blonde, sechzehnjährige Braut in grünem Myrtenzweig mit dem italienischen Kronprinzen zum Altar schritt. Seit jenem Tage sind die Margueriten die Lieblingsblumen der Italiener. An jedem Geburtstag ihrer Königin werden die weißen und gelben Sternchen zu Millionen versandt und verkauft und an die Brust gesteckt. Die Margueriten spielen in Italien fast dieselbe Rolle, wie bei uns die Kornblumen.

Und wieder klingen nun alle Glocken am 22. April 1893, da die schöne Braut mit der Silbermyrte sich abermals ihrem Volke zeigt, dem sie in all den Jahren werthtätig bewiesen, daß es seine Hoffnungen nicht vergebens an ihre Verbindung mit dem Königshause geknüpft.

La bella Regina Margherita! Ueberall hört man von ihr sprechen, nur von ihr. Das entspricht so recht dem romanischen Volke mit seinem Cultus des Weibes und der Schönheit, besonders der blonden Schönheit.

Nirgends merkt man weniger als in Rom, daß man in der Residenz eines monarchischen Staates sich befindet. Der Hof lebt zurückgezogen und entfaltet königlichen Pomp nur bei den unumgänglichen officiellen Festen. Der König ist die Verkörperung schlichter Pflichttreue. Mit ernstem Eifer kommt er seinem „Beruf“ nach und hat wenig Zeit für Vergnügen und Festlichkeiten. Es giebt nichts Unauffälligeres, als seine Spazierfahrten. Umberto trägt fast immer Civil und benützt einen einfachen, offenen Zweispänner, der unter den Privat-Equipagen, die man täglich auf dem Pincio sieht, zu den allereinfachsten gehört. Der Anblick des Königs in Uniform, außer bei rein militärischen Gelegenheiten, würde sein dem Militarismus so abgewandtes Volk fremdartig berühren. Der Kronprinz folgt in Neapel dem väterlichen, fast schlicht bürgerlichen Beispiel. Etwas prächtiger, wenn auch noch einfach genug, gestalten sich die Ausfahrten der Königin. Ihre zweispännige Equipage mit den beiden, hinten aufsteigenden ziegelrothen Lakaien kennt jedes Kind in Rom. Fast täglich fährt Margherita, der erstärkte Liebling der Römer, spazieren. Sie bevorzugt die Aus-



Besuch im Harem. Nach dem Bilde von L. von Edenbrecher. — Siehe die Novelle Seite 62.



flüge in die Campagna, meist vor der Porta Pia. Wohlthätigkeits-Bestrebungen haben sich ihrer besonderen Theilnahme zu erfreuen. Sie besucht eifrig Armenhäuser, Volksschulen, Spitäler und sonstige Pflanzanstalten. Ueberall bringt sie Glück und Segen. Daneben ist sie auch Beschützerin aller belle arti, in denen sie selbst mit Talent dilettirt. Abends sieht man sie oft im Teatro Argentina.

Stadt und Land rüsten sich, den Ehrentag des Königspaars festlich zu begehen. — Den Glanzpunkt der Feierlichkeiten werden ein großes historisches Turnier und ein historischer Festzug bilden. An dem torneo auf der piazza di Siena, in dem um diese Jahreszeit so schönen Park der Villa Borghese, werden, außer dem Kronprinzen, noch die Herzöge von Aosta, Apulien und Genua theilnehmen. Es bringt in einer Folge historischer Bilder die Entwicklung der savoyischen Dynastie zur Darstellung. Vier Hauptgruppen veranschaulichen Grafschaft und Herzogthum Savoyen, Königreich Sardinien und Königreich Italien. Das Turnier wird bei weitem prächtiger werden, als das vor neun Jahren zu Ehren der Vermählung des Herzogs von Genua veranstaltete, bei dem die Cinquecento-Kostüme neu angefertigt wurden, während zu dem jetzigen der reiche Adel Italiens seine echten, historischen Familien-Gewänder liefert.

Mittelalterliche Herolde eröffnen den Zug, auf dem Wappens den savoyischen Wahlspruch eingestrichelt: „L'attends mon astro“ und die Wappen von Jerusalem, Cypern, Savoyen und Sachsen. Darauf folgen Trompeter, dann fünfundsiebzig Sachsen im Kostüme des zehnten Jahrhunderts, mit Meisenlängen bewaffnet. Hinter ihnen reitet ein byzantinisches Musikcorps einher. In der Tracht des elften Jahrhunderts erscheint die erste Quadrille, aus zweiunddreißig Personen bestehend. Fünf weißgekleidete Pagen tragen auf einem Kissen die savoyische Grajencrone, die sie dem ersten Grafen des Hauses, Umberto Biancamano, überreichen. Die zweite Quadrille erscheint in der Tracht des dreizehnten Jahrhunderts. Nach einem Gefolge von Armbrustschützen in grügelber Tracht, nach die prächtige Cinquecento-Quadrille des ersten savoyischen Herzogs, Amadeo VIII. Sie ist die prächtigste von allen. Die vierte, die Seicento-Quadrille, besteht aus zweiunddreißig Reitern, deren grüne und perlgraue Gewänder zu Ehren der Hochzeit von Margarethe von Valois mit Emanuel Filibert von gebildeten Marguerite-Blümchen überfärbt sind. Die nächste, fünfte Quadrille erscheint in der bekannten Tracht des Prinzen Eugen. Es zeigt sich dabei der erste König, Victor Amadeus II., dargestellt vom Grafen von Turin. Die sechste Quadrille, in Gold, Blau und Roth, trägt das Kostüm Louis XV. Fünfzig Bersaglieri des Revolutions-Jahres 1848, eine Colonne rothhemdiger Garibaldianer bilden, in Erinnerung an die große nationale Wiedergeburt, den Uebergang zum neuen italienischen Königthum.

Besonderer Glanz wird der Silberhochzeit durch die Anwesenheit des deutschen Kaiserpaars verliehen. Kaiser Wilhelm begibt für das italienische Herrscherpaar dieselben Gefühle treuer Freundschaft, wie sein verstorbener Vater, und weiß sich in dieser Gefinnung einig mit seinem Volk, dessen Geschichte so mannigfache Analogien mit denen der italienischen Nation aufweisen.

Nachdruck verboten.

## Ferdös.

Türkische Novelle von Helene Böhlau

(Frau al Kaschid Ben).

Zu den Bildern von T. von Edenbrecher.

**A**us dem unruhigen schwarzen Meer wälzen sich durch die Felsenhöre der Sumpfadern die mächtigen Gewässer des Bosphorus stürmisch nach Süden und trennen auf ewig Asien von Europa. Anfänglich öde und verlassen, von dürrer Gestrüpp umstanden, bedecken sich allmählig die Ufer auf beiden Seiten mit menschlichen Ansiedlungen, einsamen Fischerhütten, Thürmen, Batterien; dann folgen Dörfer, Moscheen, Ruinen und weiter, in geschlossener Reihe, Paläste, Schlösser, Kioske, mächtige Baumgruppen und weit ausgedehnte Gärten; die Häuser kriechen an den Vergababhängen empor, überdecken die Hügel, drängen sich immer dichter an einander, bis endlich unter Platanen und Cypressen das Häusermeer von Constantinopel, von tausend und aber tausend Minarets überragt, unabsehbar sich vor unseren Augen ausbreitet.

Es ist sonnenheller Maientag.  
„We ma towiki illa billah, l'homme ne peut rien faire que la volonté de dieu.“ Der Mensch vermag nichts ohne Gott. So docirt in ruhig würdigem Ton arabisch und französisch der alte Iskender Kabuli; Iskender heißt er nach dem Eroberer Alexander dem Großen, Iskender ben Filios al Jounani, Alexander, Sohn des Philippos des Joniers, und Kabuli nach seiner Vaterstadt Kabul im fernen Afghanistan. Er ist von vornehmerm Geschlecht, ein Verwandter des Emir von Afghanistan Scheid Ali.

Sein Schicksal hat ihn in weiten Umwegen aus seiner Heimath nach Constantinopel geführt. Erst mit einer Gesandtschaft des Emir, über Buchara und Moskau nach St. Petersburg, dann im Gefolge des sterbenden Großfürsten Nicolaus nach Nizza. Nach dessen Tod hat er sich mühsam durch die Schweiz, durch Deutschland und Oesterreich hierher an die Ufer des Bosphorus durchgeschlagen; hier lebt er kümmerlich, zieht von Haus zu Haus und spricht, schreibt und unterrichtet in acht Sprachen. Aber er fühlt sich glücklich und zufrieden, und wenn er sich gerade Ferien macht, so reißt er mit einem Fischkopf, den er sich Donnerstags um zwei Pfister kauft, froh und einfüllt, die ganze Woche.

Er ist, wie gesagt, ganz glücklich und zufrieden und hat nur einen Wunsch, nach seiner Heimath zurückzukehren.  
„We ma towiki illa billah“ — Mit Gottes Hilfe geht Alles, — docirt er und sitzt in einem der weitläufigen, ansteigenden Terrassen-Gärten, vor einem Landhaus, das von Rosen und blühenden Oleandern, die wie blaue Wolken an den silbergrauen Holzwänden hängen, überwachsen ist.

Ja, es ist sonnenheller Mai und Mai am Bosphorus!  
Der alte Kabuli docirt und liebt, seine Schülerin sitzt vor ihm, doch durch einen Teppich, der von der Decke der Rosenlaube herabhängt und nachlässig ein wenig vorgezogen ist, von ihm getrennt.

So im Schutze des Teppichs ist sie im Harem, das heißt

im Frauengemach; ihr zu Füßen ihre Schlerin, die blonde Circassierin, die einst ihre Amme war.

Der alte Kabuli aber brummt vor sich hin: „We ma towiki illa billah, l'homme ne peut rien faire que la volonté de dieu.“

Seine schöne Schülerin hört es wie im Traum, wie eine ferne Musik.

Ja, was Gott will, das geschieht. — Gewiß. — Und wenn er auch will, was die kleine Schöne will, so ist Alles vortreflich und gut.

Sie ist blüthenjung. Ihr weißes Gewand, so ein dünnes naives Kittelchen aus Woll, das von einem gelben Band zusammengehalten ist, umschließt eine liebliche Gestalt, die so biegsam und schmiegsam wie eine junge Feder erscheint; und über dem dunklen Haar liegt ein Schleier, weiß mit goldenen Sternen eingewebt. Er liegt ganz leicht auf und beschattet das bräunliche Gesicht, die einfachen schönen Züge.

Die eine äußerste Kante hält sie mit den Zähnen fest, des Anstands wegen, denn der alte Kabuli hat es an der Gewohnheit, zwischen dem Leben aufzusehen und ein Weibchen den Bosphorus hinauf- und hinabzublicken. Fällt sein Blick trotz des Teppichs auf seine Schülerin, so sollte sie verschleiert sitzen, und das ist verschleiert, wenn auch nur ein Fispelchen ihr den Mundwinkel bedeckt.

Mit dem alten Kabuli nimmt man es nicht so genau, der kennt sie von ihrer frühesten Kindheit an.

Sie blickt auch den Bosphorus hinauf, immer nach einer Richtung, nicht dahin und dorthin, wie der alte Kabuli, der den Mai anschaut und an seinen Mai im fernen Afghanistan denkt.

Sie schaut nicht nach dem Mai aus. Sie sitzt mitten darin. Er streift ihr mit dicken Büscheln, mit Rosen- und Mycinium-Wolken den Schleier, die Schultern und die langen, feinen bräunlichen Hände. Das ist selbstverständlich, das hat sie oft genug erlebt. Den blauen Bosphorus mit seiner starken Strömung und seinen lustigen Delphinen und den großen russischen Schiffen, die stumm, gewaltig leuchtend vorüberfahren, dem Marmara-Meere zu, die dunklen Cypressen und die über und über aus Stamm und Aesten blühenden Judasbäume und das Farben- und Sonnengefunkt, das kennt sie Alles, danach blickt sie nicht mehr. Die Kasse, die wie schlante Forellen so geschickt und schnell vorübergleiten, auf die schauen die mandelförmigen Augen lebhafter wie auf manches Andere.

Es ist schon eine ganze Weile, daß die Mutter und die Vaterschwester hinüber zur asiatischen Seite fahren. Sie könnten schon zurück sein.

Ein Seufzer kommt von den unschuldigen Lippen, ein wirklicher und wahrhaftiger Seufzer. Die alte blonde Amme sieht bedächtig auf. Sie hält die Arme um ihre Kniee geschlungen; so lauert sie schon seit lange und hat immer etwas schläfrig vor sich hingesehen.

Iskender Kabuli brummt gar zu eintönig. Die Sonne steht hoch am Himmel. Alles ist kristallklar und durchsichtig. Man wird müde.

Die Kasse schießen vorüber, immer neue, immer neue — und das eine, das kommen soll, kommt nicht, und die dunkeln mandelförmigen Augen blicken immer aufmerksamer hinüber zur asiatischen Seite.

Sie sind zu Schach Saff-ed-din gefahren, die Mutter und die Vaterschwester.

Sie hat die Beiden von Welle zu Welle verfolgt, bis sie bei der großen Windung des Bosphorus verschwanden.

Sie hat sie dann nach der Landung Schritt für Schritt in Gedanken weiter verfolgt, bis sie an dem silbergrauen breiten Haus von Schach Saff standen und an die Gartenthür mit dem bronzenen Schlangerring klopfen. Und wie sie dann hineingeführt wurden in das Empfangszimmer von Schach Saffs Frau.

Wie kannte sie das so gut, den hohen Raum mit den vielen Fenstern, die hinaus in den Garten mit den großen Lorbeerbäumen und den Unmassen Rosen schauten, die Teppiche und Tischchen und den großen breiten Divan, der mit einem Stoff aus Goldbrocat, in den große, grüne Lorbeerzweige eingewebt sind, überdeckt war. Den Stoff hatte der Schach vom Padi-schah geschenkt bekommen und hat ihn seiner Frau für ihr Empfangszimmer gegeben.

Das wurde im ganzen Haus von allen wiedererzählt. Im Nebenzimmer steht der Pariser Flügel der Frau des Schachs, auf dem hatte sie immer so schön gespielt!

Früher war sie oft dort gewesen, als Kind oft wochenlang, ehe sie verschleiert ging, — und wie wenig Jahre sind es seitdem her, — und doch wie lange kommt's ihr selbst vor, daß sie den Nachmal trägt.

Die Söhne des Schach waren damals ganz kleine Kinder gewesen, mit denen unsere Ferdös gespielt hatte. Sie dachte daran, wie die Frau immer so lustig war und immer über Alles gelacht hatte. So viel Juder, Scheker, arabisches und fränkisches Confect gab es da, und der alte Schach brachte immer etwas mit, auch für Ferdös, das kleine Mädchen.

Die großen Söhne des Schach, von seiner ersten Frau, waren auch immer im Haremlik gewesen, erwachsene Männer, einige von ihnen waren schon verheirathet.

Und diese Männer hatten mit den Kindern gespielt und hatten der Frau zugehört, wenn sie am Flügel saß, und hatten mit einander gesprochen und mit der Frau gesprochen und gelächelt, wenn die Frau gelacht hatte. Wenn der alte Schach Saff-ed-din kam, waren sie alle aufgestanden und hatten ihren Salam gemacht.

Es ist immer sehr hübsch dort oben gewesen. Der Jüngste hatte mit ihr, der kleinen Ferdös, oft gespielt, sie sein kleines Weib genannt und ihr Confect und Handschuhe und Pantöffelchen mitgebracht, Alles immer in rosa Düten aus Tarlatan gewickelt. Die anderen Söhne waren alle schon damals bärtige Männer gewesen, denn die erste Frau des Schachs, die drüben in Stambul wohnt, ist schon hochbetagt, so alt wie der Schach selbst, sehr, sehr alt.

Die junge Ferdös erinnert sich noch an Alles, was ihr bei Schach Saff-ed-din begegnet, während sie jetzt auf ihre Mutter wartet — und auf Iskender Kabulis arabisch-französisches Gemurmel nicht hört.

Der Jüngste von der ersten Frau von Schach Saff-ed-din war dann hinauf nach Pera in's französische Lyceum zum Studiren gehen worden.

Seit sie verschleiert ging, hatte sie, wenn sie mit der

Mutter ihren Besuch machte, nur hören können, wie die Söhne der ersten Frau, die gemüthlich im Haremlik zusammengesessen, in das Nebenzimmer gingen und von da hinunter in das Selamluk zum Schach.

Obda auch der Jüngste dabei gewesen war, — sie wußte es nicht. Sie saß dann mit der Mutter und der Frau des alten Schach auf dem Divan. Eine Schlerin brachte die kleinen Kinder und zwei, drei andere machten sich mit dem Kaffee zu schaffen und servirten ihn in den kostbaren Täßchen, die zu den Goldsilbergran-Käpfechen gehörten. Confect gab es auch genug. Zuerst, wie immer, eine Schale voll eingemachter Rosenblätter. Es war Alles sehr gut und sehr schön. — Die Frau des Schach spielte, nachdem sie an der Thür gelauscht hatte, ob alle auch wirklich gegangen waren, drinnen auf dem Flügel wieder alles Wäglige; — aber früher, unverdächtig, war es lustiger gewesen.

In welchem Lande der Welt, das die Sonne des Frühjahrs kennt, wäre das Leben im Mai nicht schön! Und gar am Bosphorus, in den sanft aufsteigenden Terrassen-Gärten, die so voller Duft und Blüthen sind, mitten unter dunkeln Cypressen, Pinien und der Rosen-Oleandern-Lieberfülle, unter den mächtigen Lorbeerbäumen und im strahlenden Sonnenlicht. Sie hatte es gut, die schöne Ferdös, in dem weißen unschuldigen Gewändchen, das den Herzschlag nicht beengt, und beschattet von dem losen Schleierchen, mit goldenen Sternen eingestickt, dem alten Kinderschleierchen, das sie jetzt freilich auf der Strafe mit einem ehrbareren vertauschen mußte, mit dem Schleier aus weißem Mull, der das ganze Haupt, Stirn, Kinn und Mund und das Nasenspitzen verhüllte und nur die schwarzen Strahlenaugen frei läßt, — und bei einem so guten Vater — bei einem so freundlichen würdigen Manne und einer Mutter, der sie gestern mit klopftendem Herzen im Arm gelegen, lachend und weinend. — Sie war so ruhelos gewesen; Tag und Nacht ruhelos. Sie hatte nicht Schlaf gefunden und hatte wachend geträumt, — die Augen brannten ihr. Es war ihr, als wenn ihr die ganze Seele in Feuer stände, — ihre ruhige Seele! Es war so über sie gekommen, hatte angefangen sie zu verzehren, wie die Flamme das Licht.

Die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie einen Besuch bei Schach Saffs Frau machen wollte, und hatte sie dabei in die Arme genommen, und da war es ausgebrochen, da war die Offenbarung gekommen. Umier Lachen und Weinen hatte das junge Mädchen geküffert: „Ja, geh — geh — wenn Du mich lieb hast — geh.“

Und die Mutter hatte sie auf die Stirn geküßt. Das Mädchen hatte leidenschaftlich Thränen vergossen und immer stürmisch wiederholt: — „Weh — ja geh, wenn Du mich liebst — und wenn ich leben soll!“ Die Mutter wußte sehr wohl, wer den letzten Freitag bei der Ausfahrt nach Göl-Su auf dem schönen arabischen Schimmel neben der Equipage, in der sie und Ferdös gefahren, einhergeritten war.

Da hatten sich zwei dunkle Augenpaare getroffen, da hatte Ferdös den jüngsten von Saff-ed-dins Söhnen erkannt, ihren alten Gefährten.

Die Augen hatten gesprochen in den wenigen Augenblicken, in denen sie sich nahe gewesen.

Kein Gruß — kein Wort, und doch hatten sie Erinnerungen ausgetauscht, die schönen Erinnerungen, in denen rosa Düten aus Tarlatan, mit Confect gefüllt, Handschuhe und Pantöffelchen eine Rolle spielten, und ernste, bärtige Brüder und eine Frau, die über Alles lachte — und der freundliche würdige Schach, und die kleinen Kinder der zweiten Frau.

Und diese dunkeln, warmen Sonnen-Augen hatten sich über weit mehr verständig, als über Erinnerungen.

Die Jugend hält sich nicht allzulange bei Erinnerungen auf. Ein so kleines Stüchlein des Lebensfeldes ist erst mit dieser Saat besät, und sie ist noch kaum aufgegangen. Man weiß nicht, was daraus werden wird.

Aber das weite, weite noch unbefäete Feld, das giebt zu denken und zu hoffen. Was für Wunderdinge werden da einmal aufgehen!

Das wußte die Mutter sehr wohl, das mit Göl-Su.

Aber etwas Anderes wußte sie nicht, und außer ihr, der stillen, schönen Ferdös, die so träumerisch hingelehnt kauerte und wie im Halbschlaf den armen Iskender Kabuli murmeln hörte, wußte es keine Seele im Hause.

Da war in der kurzen Dämmerung einer vorübergeritten — einer, den sie wohl kannte, — auf seinem schönen arabischen Schimmel und in seiner neuen Officiers-Uniform.

Er war vorübergeritten und hatte sein Pferd tanzen lassen. — Wie es gelangt hatte!

Nicht satt sehen konnte man sich daran!

Und sie stand in der Rosenlaube, ganz verborgen. Kein menschliches Auge hätte sie erspähen können. „Für wen reitest er denn?“ hatte sie das erste Mal ganz gedacht. „Für die Armenterin nebenan doch nicht?“ — Das war ihr wie ein Schwert durch's Herz gefahren. — Aber nein — für ein altes Weib von neunzehn Jahren!

Die war schon alt. — Nein, Ferdös' Herz sagte sich: Für die reitest er nicht.

Und weiter war da, Gottlob, Niemand!

Nur sie selbst — sie, die Ferdös, die in der dichten Rosenlaube stand und die eine hübsche Rosenknospe brach und aus ihrem Berstet heraus zitternd und bebend mit verhaltenem Athem auf die Strafe fallen ließ — und für keinen Blinden.

Er sprang ab. Sie sah jetzt im Geiste Alles wieder vor sich, wieder und wieder, ohne zu ermüden, wie das verliebten Herzen eigen ist.

Wie der Blitz hatte er sich mit seinem kleinen Almosen, das er im Staube aufgeflesen, wieder auf seinen Schimmel geschwungen und ließ ihn wieder tanzen, daß der silbergraue lange Schweif leichte Streifen in den feinen Staub zeichnete.

So dachte Ferdös und unendlich viel mehr, und Iskender Kabuli las eintöniger und eintöniger.

Ferdös, die auf nichts hörte, meinte doch, daß Iskender heute seine Sache langweiliger als sonst noch machte.

Er denkt an Gott weiß was. Es ist so heiß — so sonnig die Luft voller Düfte, berauschend und einschläfernd. — Und so träumt ein jedes nach seiner Weise. Iskender Kabulis Lebensfeld ist mit Erinnerung schon reich besät, und sie ist hoch aufgegangen. Er kennt seine Saat und weiß längst, was aus den Körnern geworden ist.

Und in der heißen Stunde sieht auch er vor seinem Lebensfeld und betrachtet es und murmelt dabei gedankenlos Ferdös' Lektion, die ihm so geläufig ist wie das Athemholen. Er ist ruhig, ganz ruhig, ihm geht nichts Ueberraschendes mehr auf.



Aber sie, das süße schöne Geschöpf hinter dem leichten Teppich, der sie von dem Alten trennt, ihr brennen die Wangen, die Augen leuchten, unverwandt blickt sie auf den ewigen Hesperos, der sich wie geschmolzenes Erz so schwer und mächtig vorüberwält, der die großen gewaltigen Schiffe trägt und die sinken läßt.

Sie kommen noch immer nicht! — Sie bleiben lange, lange. Schon ruft der Ruezin zum Mittaggebet! — Da endlich, da ist es, das wohlbekannte Kalk mit der violetten Seidenbode und die mächtigen Radschiss ihres Vaters — wie die rudern! Keiner in der Nachbarschaft versteht es so. Sie sieht das Wasser von den Rudern wie Diamanten im Sonnenlicht träufeln.

Die Mutter und des Vaters Schwester sitzen nebeneinander auf dem reichen Polster, ihre weißen Schleier leuchten in der Sonne.

Ferböds erröthet und erblaßt. Da hält sie nichts mehr, sie läßt den Jesender lesen und läuft den Frauen entgegen. Das Schleierchen hält sie mit den Zähnen fest; aber es ist ihr arg verrückt, und das schwarze, dicke Haar drängt sich vor.

Sie ist schön wie die Schöne im hohen Lied. Und im Laufen ist sie umgaukelt von den wundervollsten Bildern.

Er, der ihr die Ruhe genommen, sie ganz entflammt und entzündet hat, — ist ihr eigen geworden. Sie sieht sich mit ihm vereint. Sie hört die Stimme, die sie vor Jahren gehört hat und seitdem nicht mehr! Da nimmt des Vaters Schwester etwas vom Boden des Kalk auf und hebt es hoch in die Höhe und schwenkt damit.

Das ist ein Kiesen-Rosenstrauch voll purpurother Rosen, wie sie zu Tausenden in Schach Saif-ed-dins Garten blühen. Jetzt bricht ein Jubel im Herzen des jungen Geschöpfes aus. Jetzt ist's völlige Gewißheit!

Das hätte des Vaters Schwester nimmermehr gethan, wenn nicht Alles in schönster Ordnung wäre.

Sie haben oben bei Schach Saif-ed-din von ihr gesprochen — ernstlich gesprochen!

Was das heißt? Abdurrahman Bey! Der Jüngste von den prächtigen Söhnen, dazu Schach Saif-ed-dins Sohn!

Die junge Ferböds sieht herrliche, sonnige Tage vor sich, sieht sich selbst mit dem Manne, der ihr kleines Herz so gewaltig bewegte, in einem sonnendurchleuchteten, von Rosen umspannenen silbergrauen Holzhaus — und dann, wie sie oben bei Schach Saif-ed-din zu Besuch sind und wie Alles wieder wird wie früher, wo sie so gemüthlich bei einander im Haremlik waren, der alte Schach, die lachende Frau, die kleinen Kinder, die härtigen Söhne und sie selbst und Abdurrahman Bey!

We ma towiki illa billah. Mit Gottes Hilfe geht Alles.

Nachdruck verboten.

### Ein Erinnerungs-Blatt an Alwine Schroedter.

Von A. von Freydorf.

Mit einem Portrait von A. von Berner.

Man fährt es sich, da sie unter dem fallenden Schnee der Lenzesblüthen dahingegangen, die reichbegabte, hochbegnadete Frau, der eine gütige Vorsehung verlieden hatte, bis in ein hohes Alter hinein sich die Frühlingstimmung, den idealen Lenzeschimmer ihrer Jugend zu erhalten und alle damit zu erfreuen, die in ihre Umgebung traten.

Alwine Schroedter wurde in Gumerbach in Rheinpreußen am 13. Februar 1820 geboren. Ihr Vater war der Kaufmann Heinrich Daniel Heuser, ihre Mutter eine geborene Fiegel aus Berlin. Mit vier Schwestern zusammen wuchs sie in dem angesehenen, gasireichen Hause ihrer Eltern auf, bis sie zur Vollendung ihrer Erziehung zu den Herrrentutern nach Neuwied gegeben wurde, um, wie die Mutter sich ausdrückte, „ihren Uebermuth etwas zu dämpfen“. Es sprudelte in ihr von Lebenslust und Schaffensfreudigkeit. — Als sie dann fünfzehn Jahre zählte, ward sie von ihrem Onkel Fiegel nach Frankfurt a. M. abgeholt, wo dieser eine Verlags-Buchhandlung betrieb, welche damals gerade die Rheinfagen herausgab. Alwine interessirte sich so lebhaft dafür, daß sie viele Zeichnungen copirte. Eines Tages brachte ihr der Onkel das Titelblatt; „das sei entschieden das schönste, von einem jungen Maler, Adolph Schroedter, entworfen.“

Ueber zwei Jahre blieb sie in Frankfurt, gerade in der Zeit, wo ihr jungfräulicher Geist sich dem Schönen mehr und mehr erschloß. Hier hörte sie im Kreise bedeutender Männer, die im Fingelschen Hause verkehrten, alle Geistesgrößen der Zeit besprechen. Hier tauchte vor ihren Augen das strahlende Gestirn auf, dessen Klang ihr von da an Licht und Leitern wurde für's ganze Leben; hier lernte sie Goethe kennen in seinen Werken und von nun an verlor sie seine Spur nie wieder. In ihrem Goethe-Buch waren hunderte von Versen angestrichen, es war vergriffen und verbraucht, wie ein Gebetbuch, das man täglich zur Hand nimmt, und wie oft, wenn man zu ihr kam, hatte sie eine neue Stelle gefunden, deren Sinn sich ihr erst jetzt erschloß: „Man versteht Goethe wohl immer, doch in jedem Lebensalter anders, und stets ist er neu und anziehend!“

Alwine Heuser war ein anmuthiges Mädchen mit selen-vollen Augen und einem sinnigen Zug um den Mund. Als sich das junge Mädchen einst bei einem Besuch in Düsseldorf zwischen Blumenstöden und Fensterrahmen zeigte, ging unten ein Maler-Jüngling vorüber. Der blieb verwundert stehen und küßerte seinem Begleiter zu: „Dies Haar möchte ich malen!“ Er hat dann später nicht nur das Haar, sondern das ganze Jungfräulein gemalt, das er sich für's Leben zu sichern wußte. Es war der Maler Adolf Schroedter, der unter dem Fenster vorübergegangen.

Nun kamen herrliche Jahre für Alwine. Damals war die Blüthezeit der Düsseldorfer Schule, und ihr Gatte, der geniale „Meister vom Pfropfenzieher“, stand mit seinen humorvollen Schöpfungen auf der Höhe seines Ruhmes.

Mit dem vornehmsten Künstlerkreise war das junge Paar eng verbunden. Die Maler John, Jordan, Camphausen, Leising gehörten dazu, und Männer wie Nechtrig, Zimmermann, Schnaase besuchten ihre Lesabende.

Das Jahr 1848 trieb das junge Paar nach Frankfurt, wo sich sofort wieder ein reger Verkehr bildete, hauptsächlich mit

der Familie des Dr. Hoffmann, des Verfassers des Struwwelpeter. — Hier fand die junge Frau Zeit, sich selbst zur Künstlerin auszubilden. Ihr Gatte wurde ihr Lehrer und Leiter bei den ersten Versuchen zu selbständiger Composition.

Morgens, noch ehe die Kinder erwachten, sah sie schon an ihrem Pult, und indem sie sich übte, aus alten Chroniken verschönernte Buchstaben stillgerührt nachzubilden, oder des Nützensweiges, der vor ihr stand, zarteste Farben in Aquarell wiederzugeben, zogen die rhythmischen Klänge der Berge an ihr vorüber, die sie an vergangenen Abenden mit den Freunden zusammen gelesen. So ganz aus ihrem innersten Fühlen entstanden die Album-Blätter, die in sinnigster Weise Dichtung und Malerei vereinen. Das erste Werk, das sie in die Welt schickte, entsprach dem Verständnis der kleinen sie umringenden Schaar: es waren „Kindergebete.“ Dann kam „Ermuthigung“ und „In Freud und Leid.“

Andere Arbeiten folgten, in größerem Maßstabe angelegt, alle gleich sinnig und sorgfältig durchgeführt: „Am Liebe und Kunst.“ — „Jahresblüthen.“ — „Benaten.“ — „Aus Fremde und Heimath.“ — „Friede und Frühling.“ — „Blumenprache.“ — In der meisterhaften Beherrschung des Ornamentis, in der sinnigen Verwendung der Blüthenranken als Umrahmung der zu illustrirenden Sprüche, hat niemand Alwine Schroedter erreicht.

Im Jahre 1859 war Schroedter einem Rufe an das Karlsruhe Polytechnicum als Professor und Lehrer der Ornamentik gefolgt. Neben tüchtigem Schaffen trat hier auch wieder das rege gesellige Leben in seine Rechte. Verschiedene der früheren Düsseldorfer Freunde waren schon vorher an die Karlsruher Maler-Akademie berufen; Descoudres, Schirmer, Gude. Vor Allem war das Haus des damaligen Galerie-Directors Leising, Schroedters Schwager, der Alwinens ältere Schwester Ida zur Frau hatte, der Mittelpunkt dieser Geselligkeit. Von den vielen hervorragenden Künstlern, die hier und bei Schroedters verkehrten, nennen wir nur Schefel, Debrient, Capellmeister Levy, Brahms, Frau Schumann. Da unterhielt man sich über Theater und Ausstellungen, plauderte ungezwungen, musicirte, stellte lebende Bilder. Immer gab es etwas Neues, Anregendes. Die später sich bildende Samstag-Gesellschaft, von der Anton von Berner in seinen Schefel-Erinnerungen berichtet, ist aus dieser Geselligkeit hervorgegangen, und auch die Anfänge des jetzt so bedeutenden, die großartigsten Chorwerke, wie die Händel- und Beethovenischen Oratorien, aufführenden Philharmonischen Vereins weisen auf das Leising'sche Haus zurück.

Aber nicht nur in den Künstler-Kreisen war Frau Schroedter bekannt und geliebt: seit dem ersten Jahre ihrer Ueberiedelung nach Karlsruhe war sie die Lehrerin der Großherzogin Luise. Dazu kamen später noch Prinzessinnen und Damen des Hofes, auch die Kaiserin Auguste nahm ab und zu einmal Theil an diesen Stunden, bei denen außer anregenden Gesprächen auch belehrende Lectüre getrieben wurde. Vom ersten Tage ab gestaltete sich das Verhältnis der Fürstin zu ihrer hiesig so bescheidenen Lehrerin, in gegenseitiger Anerkennung der persönlichen Vorzüge, zu einer Verehrung, die sich mit den Jahren zu wahrer Freundschaft ausbildete. Das Werk, das die hohe Schülerin unter Frau Schroedters Anweisung unternahm, war eine Haus- und Familien-Chronik für das großherzogliche Haus. Jedes Jahr, seit dem Tage der grünen Myrte, ist durch ein allegorisches Blatt geschmückt, dazwischen sind Schriftblätter eingestreut, deren Inhalt von den höchsten Herrschaften gemeinsam verfaßt wurde. So mag die Chronik wohl an 150 Blätter, geschrieben und gemalt, enthalten, sicher ein werthvolles Andenken für die fürstlichen Kinder und Enkel.

Nach dem schmerzbelegten Jahre 1888 konnte die tiefgebeugte Fürstin die Blätter selbst nicht mehr ausführen. An Freud und Leid des großherzoglichen Hauses hatte die warmherzige Künstlerin stets den innigsten Antheil genommen; nun wurden ihr die Chronikblätter anvertraut, die all die schweren Verluste in gottesgegebenem Sinn zu verzeichnen hatten.

Nachdem schon im Jahre 1875 das schöne Band, welches das Künstlerpaar in Liebe und Müd vereinigt, durch den Tod des Gatten gelöst worden war und die Töchter, ihren Gatten folgend, das Haus verlassen hatten, zogen in die leeren Zimmer andere junge Mädchen unter die mütterliche Obhut der allverehrten Frau Professor.

Ja, wer bei Frau Professor im Waldhause sein durfte! Allen war sie Freundin, Beraterin, Lehrerin, nicht allein in ihrer Kunst, — denn viele besuchten nun die Malerinnen-Schule, — Lehrerin auch in höherem Sinn. Sie hielt nicht zurück mit ihrer Meinung, sie riigte und lobte, sie gab aus dem reichen Schatz ihres Wissens, sie sorgte, daß die Unterhaltung bei Tisch und des Abends eine anregende blieb, sie selbst besuchte regelmäßig das Theater, war vertraut mit jeder bedeutenden Erscheinung der Literatur, und jedes Gespräch mit ihr hinterließ einen neuen herzerquickenden Eindruck.

Wer das Waldhaus nur betrat, war in gehobener Stimmung. Aus dem Trudel der Stadt, aus den heißen Straßen kommend, sah man es vor sich liegen, von den hohen Waldbäumen beschattet, von Schlingrosen und wildem Wein umspannen. Oben in den Bohnräumen, da hatte eine Künstlerhand gar traumliche Plätze hergerichtet. Der Maltsch stand am Fenster, wo die Sonne den Abendhimmel prächtig malte, daß oft das ganze Zimmer von einem Goldstrom überflutet war. Und da sah sie, wenn man außer der Besuchszeit kam, weiß über ihren Maltsch gebeugt, mit Farben und Palette an der Arbeit. Immer liebenswürdig beim Empfang, denn sie hatte Zeit für jedermann.

Im Sommer um vier Uhr, wenn noch Alles schlief, pflegte sie schon ihre Briefe zu schreiben: eine reiche Correspondenz mit alten Freunden, bedeutenden Männern und Frauen. Es sollen Schätze sein, diese Briefe: wie sie die Menschen und Dinge stets richtig beurtheilte, den besten Rath zu geben wußte und immer wieder ermahnte, die Ideale des Lebens hoch zu halten.

Ihre große Liebe und Sorge aber breitete sich auch über alle aus, denen sie Pflegerin und Lehrerin gewesen. Immer erhielt sie wieder Kunde von der und jener, immer kamen wieder welche zurück geflogen in das traumliche Nest, wo sie stets jubelnd aufgenommen wurden. Und hatte eine Schwere erfahren draußen im rauhen Leben, hier wurde ihr die beste Theilnahme in ruhiger Besprechung, in vernünftigen, zur Schaffens- und Lebensfreudigkeit wieder aufmunternden Trostgründen: „Sie haben ja Ihre Kunst, die müssen Sie immer höher schätzen lernen! Wer die Kunst hat, kann nie ganz unglücklich sein.“ pflegte sie zu sagen.

Wir wollten alle nicht glauben, daß das je ein Ende

nehmen könnte, obgleich Frau Schroedter seit Jahren an einer Herzkrantheit litt, der sie sich mit seltener Energie immer wieder entrafft hatte, um weiter zu wirken und weiter zu arbeiten: „denn lieber nicht leben, wenn man nichts mehr werth ist!“ — meinte sie. Der Himmel erwies ihr die Gnade, sie vor langem Siechthum zu bewahren. Sie starb, wie sie gelebt: trotz der Schmerzen war ihr Geist klar bis zum letzten Augenblick. Als sie dahingekleidet war, fand man ihr Goethe-Buch aufgeschlagen neben ihrem Lager:

Edel sei der Mensch,  
Hilfreich und gut,  
Denn das allein  
Unterscheidet ihn  
Von allen Wesen,  
Die wir kennen.

So ist ihre Seele hinübergegangen, emporgetragen von Allem, was sie auch im Leben gehoben und geläutert hatte.

Nachdruck verboten.

### Chocolade.

Von Hanns von Spielberg.

Chocolade-Pulver ist heute in ganz Deutschland der allbeliebte Grundstoff eines Getränks, das mit Thee und Café in den erfolgreichsten Wettstreit eingetreten ist. Ich habe durchaus nichts gegen das biedere Cacao-Pulver, vorausgesetzt, daß es haltbar ist, was es verspricht — daß es nämlich reiner Cacao ist. Beförmlich, ausgiebig, billig und, dank seiner Löslichkeit, leicht zuzubereiten, ist es die Freude der Hausfrauen und der Kinder, und auch ich würde ihm gern einen Platz in meinem Herzen gönnen, wenn es nicht der guten Chocolade eine erbitternde Concurrenz bereite. Daß die Herren Chocolade-Fabrikanten selbst diese Concurrenz bitter empfinden, glaube ich freilich nicht, sinemalen sie sich um die Bette auch der Erzeugung des Cacao-Pulvers widmen; aber ich, und mit mir gewiß viele, viele aufrichtige Verehrer einer wirklich tadellosen Tasse Chocolade: wir empfinden sie, denn wir bekommen heute, außer in unserem eigenen Hause, nur selten noch — solch eine wirklich tadellose Tasse Chocolade!

Aber Cacao und Chocolade ist doch im Grunde genommen daselbe, werde ich hören müssen! Gewiß: beide werden aus Cacao-Bohnen hergestellt, aber es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen ihnen: ein Unterschied, der ebenso in der Fabrication, wie in der Zubereitung des Getränkes selbst beruht. Cacao ist — ich bitte alle Freundinnen desselben um Verzeihung — ein verhältnismäßig rohes Genussmittel, Chocolade aber ein solches in der höchsten Verfeinerung.

Vielleicht darf ich meine Leserinnen ein wenig in die profunden Geheimnisse der Chocoladen- und Cacao-Fabrication einweisen, um zunächst einen unverkennbaren Unterschied zwischen beiden festzustellen. Anfangs läßt sich die Sache ganz gleichförmig an: die Cacao-Bohnen werden schwach geröstet, zerstückelt und von den Schalen, welche ihrerseits den nicht gerade übermäßig wohlschmeckenden Cacao-Thee liefern, getrennt, um dann unter mäßiger Erwärmung zwischen Granitwalzen völlig zerquetscht und zu einer dickbreitigen, völlig homogenen Cacao-Masse umgewandelt zu werden. Auf diesem Punkt angelangt, trennen sich aber beide Fabrications-Arten. Bei der Fabrication des Cacao-Pulvers nämlich beraubt man jetzt die Masse ihres Fettgehaltes, der ungefähr die Hälfte des Ganzen ausmacht, indem man sie zwischen erwärmten Eisenblechen unter kräftig wirkende hydraulische Pressen bringt. Nach dem Pressen wird die Masse zu Pulver gemahlen, wobei demselben etwas, übrigens gesundheitsunschädliches, kohlensaures Kali zugesetzt wird; — da das fettarme Pulver sich bei dem Uebergießen mit heißem Wasser nicht vollständig löst, so muß es die unentbehrliche Eigenschaft erst durch jene Beimischung zurückerhalten. Soll dagegen die Cacao-Masse zu Chocolade verarbeitet werden, so wandert sie sofort in die Mischmaschine, wo hier mit etwa dem gleichen Gewicht Zucker und den nöthigen Gewürzen, — auf welche ich noch besonders zurückkomme, — innig gemengt und dann noch einmal auf das Gründlichste zwischen Granitwalzen geschliffen. Nachdem so aus der rohen Cacao-Masse Chocoladen-Masse geworden, kommt auch diese unter eine Presse, aber nur um etwa in ihr vorhandene Luftblasen zu entfernen, und wird schließlich gefornt und schnell abgekühlt, um zu bewirken, daß der Zucker krystallisirt, vielmehr im feinvertheilten Zustand mit dem Cacao eng vermischt bleibt.

Die Chocoladen-Fabrication erscheint also als ein ziemlich einfacher Vorgang und ist es eigentlich auch: ihre ganze Kunst besteht in der sorgfältigen Mischung der Roh-Materialien — vor Allem aber in deren sorgfältigster Auswahl. Zwischen Cacao-Bohne und Cacao-Bohne ist nämlich ein oft ganz gewaltiger Abstand; es giebt unzählige, auch im Preise stets abweichende Sorten, die nach dem Ursprungslande und nach der Behandlung der Frucht bei oder kurz nach der Ernte unterschieden werden müssen. Am edelsten sind im Allgemeinen die Cacaos aus den venezuelanischen Provinzen Caracas und Cumana, ferner der Bebraja-Cacao aus Neu-Granada, der Maracaibo-Cacao aus Venezuela und der Guayquil-Cacao aus Ecuador — ihnen zunächst stehen die Früchte von Martinique und Trinidad, sowie der brasilianische Para- und Maralam-Cacao, während die übrigen brasilianischen Sorten von geringem Werthe sind. Neuerdings liefern auch unsere afrikanischen Colonien bereits einen leidlich brauchbaren Cacao. Wie verschieden bewerthet die Bohnen sind, geht schon aus der Art des Transports während der Oceansahrt hervor: die gewöhnlicheren Sorten schüttet man einfach im Schiffsraum auf, die besten werden in Lederfäden versendet.

Zu einer guten Chocolade gehört weiterhin bester Raffinade-Zucker und ein genaues, nur durch jahrelange Erfahrung zu erlernendes Dostren der Gewürze. Die feineren Chocoladen sollen lediglich einen Zusatz von Vanille oder — als vollwertigen Ersatz derselben — von deren chemischem Surrogat Vanillin erhalten. Aber es bleibt nicht immer dabei: Mandeln und Nüsse, Orangenzitronen und Anis werden beigemischt; um die geduldige Masse zu vermehren, muß geröstetes Mehl gehalten; um einem zu geringen Gehalt an Cacao-Fett aufzuhelfen, wird Talg verwendet, und man sagt, daß hier und dort Ocker die Färbung der Masse verbessern soll! Jede jeder, wo er



bleibe — ich kann gerade bei dem Kauf von Chocolate nur empfehlen, sich lediglich an das Erzeugniß der bekanntesten und bewährtesten Firmen zu halten, an denen wir in Deutschland ja keinen Mangel haben.

Cacao ist ungemein leicht zu bereiten und verdankt diesem Umstand sicher nicht zum kleinsten Theil seine Beliebtheit. — Jeder der bekannten Blechbüchsen ist das einfache Recept ja aufgedruckt. Eine wirklich gute Tasse Chocolate herzustellen, ist indessen keine Kleinigkeit. Brillat-Savarin erzählt uns von einer ehrwürdigen Aebissin, daß sie ihm gesagt habe: „Wenn Sie gute Chocolate trinken wollen, so lassen Sie dieselbe Tags vorher in einer Kaffee-Maschine von Porzellan bereiten und bis zum anderen Morgen stehen. Die Nachtruhe concentrirt das Getränk und giebt ihm einen vortrefflichen, sammetweichen Geschmack. Der lieb Gott kann uns wohl diese Verbesserung nicht übel nehmen, ist er ja doch die Güte selbst!“ — Allen Respekt vor der frommen Dame, ich kann ihrem Recept indessen meine Zustimmung nicht geben, denn nach meinen Forschungen verliert die Chocolate durch zu langes Stehen entschieden an Aroma; sie muß frisch zubereitet genossen werden.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, Chocolate mit Milch zu lochen. Für Kinder und sonstige sehr kindliche Zungen mag diese Zubereitungs-Art genügen und vielleicht sogar ihre Vortheile haben, der eigentliche Reiz des Getränkes aber geht dabei völlig verloren, und wenn man mir in einer Conditorei eine Tasse Milch-Chocolate vorsetzt, so weiß ich genau, daß der verehrte Herr Zuderbäder entweder sein Metier nicht versteht, oder daß er die Quantität auf Kosten der Qualität in ungehöriger Weise vermehren wollte. Der Spanier, der sich anerkannter Maßen am besten auf die Zubereitung der Chocolate, seines Lieblingsgetränkes, versteht, wie denn auch einzelne spanische Fabriken heute noch eine unübertreffliche Chocolate liefern, löst dieselbe lediglich in Wasser.

Die Chocolate darf ferner weder im Mörser zerstoßen, noch mit dem Messer geschabt, noch etwa gar auf dem Reibeisen zerrieben werden. Ich habe mir sagen lassen, daß durch alle diese üblichen Zerkleinerungs-Methoden kleine und kleinste Zudertheilchen in Stärke überführt werden, und daß dadurch der edle Trank mehr oder minder schaal wird. Die einzig wahre Zubereitungs-Art besteht darin, daß man die mit der Hand in kleine Stücke zerbrochene Chocolate allmählig in Wasser löst, das man zugleich langsam zum Kochen bringt, während man das Gemenge mit einem hölzernen Quirl in Bewegung erhält. Die Chocolate kann reichlich eine Viertelstunde kochen, bis der duftende Trank den richtigen Verdickungsgrad, der übrigens zum guten Theil Geschmackssache ist, erhalten hat, und wird dann heiß in kleinen Tassen servirt.

Der Vorwurf, daß eine Tasse Chocolate schwer verdaulich sei, ist mir stets wunderbarlich erschienen. Ich will durchaus nicht einem Uebermaß das Wort reden und etwa das Beispiel der mexikanischen Creolinnen für nachahmungswürdig erklären, die täglich viermal ihre Chocolate trinken, aber ich habe gefunden, daß selbst Personen mit schwachem Magen eine gut zubereitete Tasse wirklich guter Chocolate stets ohne jede Beschwerde vertragen. Ja, wenn ich noch einmal von meinen persönlichen Erfahrungen sprechen darf, ohne unbescheiden zu erscheinen, so muß ich nach diesen dem berühmten französischen Gourmand unbedingt Recht geben, der behauptete, daß man nichts Besseres thun könne, um sich für das Diner vortrefflichen Appetit zu bewahren, als nach einem guten Frühstück eine Tasse Chocolate zu nehmen — wohlverstanden, ohne Milch zubereitet.

Unsere Herren vom Militär wissen die Vorzüge der Chocolate heute noch am meisten zu schätzen, während sie sonst leider mehr und mehr zu einem Getränk für Kinder herabgedrückt worden ist und etwa für in gleicher Höhe mit dem Flammeri gehalten wird. Eine Tasse Chocolate zum Frühstück in einem nassen, kalten Wivouat ist ein Hochgenuss ohne Gleichen, und ein Stückchen seiner Speise-Chocolate auf dem Marsch ein vortreffliches Erquickungsmittel. Wenn die aufmerksame Gattin dem gestrengen Gatten und Capitän die Mandor-Kiste packt, sollte sie niemals vergessen, ihm ein Blechbüchsen mit guter Chocolate beizulegen — aber auch wenn beide vereint nach den Herbstübungen „auf Urlaub“ gehen, ist eine derartige Gepäc-Vermehrung sehr zu empfehlen und bringt sowohl im Bahnwagen, wie auf jeder Fußwanderung Freude und Dank. Nur muß man dazu nicht etwa Pralines oder ähnliche Scherze für gewisse Ledermäulchen, sondern eine wirkliche, gute, gehaltvolle Speise-Chocolate wählen.

Einem militärischen Freund verdanke ich auch ein köstliches und zugleich einfaches Recept zu einer Tasse Chocolate, bestimmt, wie er meinte, matte Seelen zu beflügeln und matten Körpern neue Spannkraft zu verleihen. Er kochte diese Chocolate halb in Wasser und halb in ganz altem weißen Portwein, und ich kann versichern, daß sich selbiges Getränk der berühmten Ambra-Chocolate Brillat-Savarins zur Seite stellen läßt, von der dieser rühmte: „Jeder Mann, der einen Theil der Zeit, wo er hätte schlafen sollen, über der Arbeit zugebracht

hat; jeder Mann, der fühlt, daß er für einige Augenblicke dumm wird; jeder, der die Lust feucht, die Zeit lang und den Druck des Daseins allzu beschwerlich findet, jeder, den eine fixe Idee quält, und die Freiheit des Denkens raubt — jeder, sage ich, dieser trübe Gestimmten nehme einen Schoppen Chocolate, mit sechzig bis siebzig Gran Ambra versetzt, und er wird Wunderdinge erleben. Es ist die ‚Chocolate der Betrüben‘, die er trinkt!“

Recht interessante Ergebnisse gewährt ein Einblick in die statistischen Nachweisungen über den Chocolate- und Cacao-Verbrauch zusammengenommen in den verschiedenen Ländern Europas; in Spanien ist die Chocolate kaum noch ein Luxusgetränk, man hat berechnet, daß im Lande der Kasanien auf den Kopf der Bevölkerung ein jährlicher Verbrauch von 1 Kilo-

# Redaktions-Nachricht.

V. von V. in Stettin. — Wenn Sie bezweifeln, daß die amerikanische Concurrenz um das kleinste weibliche Fußmaß, von dem wir in der Frauenwelt erzählen, zu einem Resultate führen werde, so können wir Ihnen nicht Unrecht geben. Ein Schuh von 19<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Centimeter Länge (Stichmaß 29), wie er in der Redaction des New-Yorker Blattes ausgestellt ist, entspricht einer wirklichen Fußlänge von 17 Centimeter, und eine solche kommt wohl nur bei sieben-, höchstens achtjährigen Mädchen vor.

Zwischen Stichmaß 29 und 32 (4 Stich = 1 Zoll) liegt die Kunst des Schuhmachers, der „Mädchenschuh“; für Vertreterinnen der hohen Weiblichkeit beginnt die Berechnung, den Titel „Dame“ beanspruchen zu können, mit einer Schuhlänge von 21<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Centimetern = Stichmaß 32. Das ist noch immer ein winziges Häßchen. Häufiger wird schon Stichmaß 33 verlangt, aber auch 34 gilt noch für „klein“. Unter den Damen in Berlin, welche diese „Größen“, oder richtiger gesagt „Kleinigkeiten“ tragen können, befinden sich viele Amerikanerinnen und — auch viele Töchter Altkönigs. Der Fuß der Berlinerin verlangt durchschnittlich das Stichmaß 37 und 38, also eine Schuhlänge von 25 bis 25<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Centimeter. Die Berliner Damen können sich dabei getrost mit den auf die Kleinheit ihres Fußes besonders stolzen Pariserinnen messen, denn nach der Erklärung einer „Autorität allerersten Ranges“ sind auch in Paris Schuhe von Stichmaß 37 und 38 die gebräuchlichsten.

K. J. in Budapest. — Das Wort Punsch ist englisch, und das Getränk scheint es auch zu sein. Aber in Wirklichkeit sind beide von den Engländern gegen Ende des XVII. Jahrhunderts den Hindus entlehnt worden. Diese nahmen zur Bereitung des Punsch's Kaut, Thee, Zucker, Wasser und Citronen, also fünf Ingredienzien. Das indische Wort „pantoch“ bedeutet fünf. Die Engländer machten daraus „panoh“, indem sie mehrere Buchstaben im Worte und einige Ingredienzien beim Getränke wegließen.

V. D. in Ränden. — Der größte Diamant der Welt ist noch immer der im Besitz des Schah von Persien befindliche Großmogul. Dagegen nimmt ein soeben in Antwerpen im Schiff befindlicher Stein den zweiten Rang ein. Sein Rohgewicht betrug 474 Karat, das Karat gleich 20,000 Centigramm. Durch das Schleifen verliert er 274 Karat, aber trotzdem behauptet er seinen Rang als zweitgrößter Diamant.

K. J. in Stuttgart. — Auf Grund einer soeben im Verlage von J. J. Feint, Berlin, erschienenen Broschüre von Julius Meier sind wir in der Lage, Ihnen über Ausbildung und Thätigkeit der Handlungs-Gehilfinnen in Berlin die genaueste Auskunft zu geben. In Berlin giebt es 10000 Handlungs-Gehilfinnen, welche in 3000 Geschäften thätig sind: 56% sind Verkäuferinnen, 23% Buchhalterinnen, Contoristinnen u. s. w., 9% Directricen und Zuschneiderinnen. Nur 16% aller Gehilfinnen sind über 30 Jahre alt, die Uebrigen verheiratheten sich also wohl vor Erreichung dieses Alters. Die Gehilfinnen entstammen meist den Mittelklassen, 89% der Angestellten wohnen in Familien, davon 71% bei Eltern oder Geschwistern. Aus der Gemeindefschule hervorgegangen sind

AvW

Alwine Schroedter. Nach einer Bleistift-Zeichnung von K. von Werner. — Siehe Seite 63.



gramm Cacao entfällt. Spanien zunächst steht Frankreich mit 0,25 bis 0,30 Kilogramm, England begnügt sich bereits mit 0,15 Kilogramm, und in Deutschland beträgt der Bedarf im Jahr pro Kopf jetzt etwa 0,05 Kilogramm, nachdem er bis vor zwanzig Jahren auf nur 0,03 Kilogramm berechnet wurde; mit letzterem Verbrauch giebt sich heute noch Oesterreich-Ungarn zufrieden. Die bedeutende Steigerung des deutschen Consums entfällt aber gewiß zum größten Theil auf das Cacao-Pulver, — und nicht auf die Chocolate. Da ich einmal bei dem bösen Kapitel von den Zahlen bin, darf ich vielleicht noch hinzufügen, daß die jährliche Production von Cacao-Bohnen auf der ganzen Erde auf etwa 425,000 Doppelcentner in einem Marktwert von rund 60 Millionen Mark geschätzt wird. — Deutschland allein importirt im Durchschnitt jährlich etwa für 4 Millionen Mark! Wenn es sich bestätigen sollte, was jüngst von der Kölner Handelskammer berichtet wurde, daß der Cacao aus unseren afrikanischen Colonien von Jahr zu Jahr marktfähiger geworden sei, würde mit dem Bezug aus diesem dem deutschen Unternehmungsgeist ein lohnender Erfolg erwachsen. Vorläufig freilich sind wir in erster Linie noch auf Amerika angewiesen.

Das liebe Amerika! Ein Spottvogel hat einmal gesagt, die einzigen Dinge, für welche wir dem Entdecker Amerikas wirklich dankbar sein müßten, seien, daß die neue Welt uns mit der Ananas und dem Truthahn beschenkt habe. In der That nicht übel! Der gute Mann hat aber mindestens noch ein gutes Ding vergessen: die Chocolate! Denn aus Amerika brachten die Spanier als eine äußerst geheimnißvolle Sache sie um das Jahr 1520 nach ihrem Vaterlande, von wo aus sie erst ein Jahrhundert später, wie man sagt, durch Anna von Oesterreich, die Tochter Philipps II. und Gattin Ludwigs XIII., in Frankreich eingebürgert wurde, um bald ihren Siegeslauf durch Europa zu beginnen.

88%, aus höheren Mädchenschulen oder Privatschulen 62%. Von den Buchhalterinnen erhielten 73% vor dem Eintritt in das Geschäft eine theoretische Ausbildung, von den übrigen Berufen nur 16—20%. Die Lehrzeit dauerte bei 40% 3—6 Monate, bei 20% 1/2—1 Jahr, 30% mochten überhaupt keine Lehrzeit durch. Letztere waren meist Buchhalterinnen mit theoretischer Ausbildung. Das Anfangsgehalt der von Privatlehrern und Privat-Instituten ausgebildeten Gehilfinnen betrug durchschnittlich 37 M. monatlich, die Schülertinnen der hiesigen Fortbildungsschulen erhielten 41 M., diejenigen der Handels- und kaufmännischen Vorbereitungs-Schulen, in denen eine umfassende Ausbildung in allen nothwendigen Fächern erteilt wird, durchschnittlich 49 M. Die niedrigsten Durchschnitts-Gehälter finden sich in der Tapfserie-Branche, die höchsten in der Wästel-Roskäm- und Kinder-Confection, wo die Buchhalterinnen überwiegen. Das Durchschnittsgehalt beträgt insgesammt 73 M. monatlich, für Buchhalterinnen 78 M., Directricen und Zuschneiderinnen 77 M., Verkäuferinnen 70 M. und 61 M. für Expedientinnen. Die Ausgaben von 235 Gehilfinnen, welche nicht bei ihren nächsten Angehörigen wohnen, für Wohnung, Essen und Trinken, stellen sich auf 30—100 M., durchschnittlich 61 M. monatlich.

K. Jattitsch in Ungarn. — Die Töchter-Pensionate Dresden's erfreuen sich allerdings eines vortrefflichen Rufes. Ihre Anzahl ist so erheblich, daß es uns schwer fällt, Ihnen ein solches besonders zu empfehlen, zumal die Ansprüche, die Sie stellen, nicht genau definiert sind. Jedenfalls dürften Sie durch Fräulein Thieme, Dresden, Reichshofe oder Pensionat Pöbler, Villa Angelica, die gewünschte Auskunft erhalten.

Frau Staatsrath v. R., Rußland-Kaufhaus. — Es ist ein Conflict der Höflichkeit-Pflichten, den Sie uns zur Entscheidung vorlegen. Sie fragen, ob Sie von zwei gleichgestellten Damen, die bei Ihnen zu Gast sind, die eine beim Fortgehen bis zur Thür des Vorzimmers begleitet und die andere indessen allein lassen dürfen? Der Conflict entscheidet sich nach unserer Meinung sofort, wenn Sie die Frage stellen, wie Sie es anders machen sollen. Das Nichtgeleiten der fortgehenden Dame wäre unzweifelhaft die größere Verletzung der Anstandsregeln, und dem bleibenden Gaste gegenüber dürften ein paar entschuldigende Worte genügen.





# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 9.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

— Berlin, 1. Mai 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Junge Liebe.

Novelle von A. Trinius.

(Fortsetzung.)

Die Blicke Beider trafen sich wieder, wie heute Nachmittag beim Vorüberziehen. Aber diesmal schimmerte es warm aus ihren Augen herauf. Sie wollte eben etwas erwidern, als die Musik, das unangenehme Zwischenpiel zu beenden, stark einsetzte und dann in einen Walzer überging. Vincenz Schneider war inzwischen durch den ihm befreundeten Förster unter Beschwich-tigungen bei Seite gezogen worden.

Wie Schutz suchend hatte Thilde ihren Arm in den ihres Befreiers gelegt.

„Ist's Ihnen recht,“ wandte er sich jetzt an sie, „so führe ich Sie hinaus?“

„Das sähe wie Flucht aus,“ erwiderte sie, und es schoß wieder seltsam in ihren Augen auf.

„Aber hier stille stehen, jetzt Sie nur neuen Belästigungen aus,“ entgegnete er.

Sie schien zu überlegen. Dann schaute sie lächelnd zu ihm auf.

„Tanzen Sie?“ fragte sie plötzlich. Er stuzte freudig. Diese Aufwallung konnte ihr nicht entgangen sein.

„Für mein Leben gern,“ sagte er „und wenn —“

„Gut, gut!“ hastete sie. „Wenn Sie mich als Tänzerin wollen —“

Sie kam nicht zu Ende. Schon in demselben Athemzuge fast slog sie, von seinem kraftvollen Arm wie getragen, durch den Saal. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung ging durch die Reihen, als das schöne, junge Paar anmuthig dahin schwebte.

„Tanzen ist schön!“ hauchte sie leise, „so möchte ich immer tanzen, immer! Darum denk' ich mir das Alter traurig. Ist's Ihnen recht, so tanzen wir den Walzer bis zu Ende!“ Statt aller Antwort nickte er nur und zog die süße Gestalt noch fester an sich. Wie berauscht hatte ihn das Glück gemacht.

Alles, was ihn schwebend, sitzend und zuschauend umgab, stieß für ihn zusammen zu einer schillern- den, wirren, beweglichen Masse, durch welche er, wie von Flügeln gehoben, glückstrahlend dahinslog. Ja, so hätte auch er tanzen mögen fort und fort. Es war über ihn gekommen, er wußte nicht wie. Traum und Wirklichkeit woben sich zu einem Schleier, der ihm seine Umgebung wie in weite Ferne rückte und nur das Liebste ihm wie von überirdischem Glanze überstrahlt schauen ließ. Immer wieder ruhten seine Blicke auf dem lieblichen Antlitz, das mit geschlossenen Augen sich so vertrauensvoll an seine Brust schmiegte. Ein Schimmer genießender Freude lag auf den blassen Jüngen, und süßer, warmer Athem wehte ihn an aus leise geöffneten Lippen.

Jetzt neigte sich die Musik dem Ende zu.

„Wollen wir hier bleiben?“ fragte er leise.

„Nein, nein! Hinaus!“ flüsterte sie.

Und wieder wogten sie Brust an Brust dahin, bis sie sich mit den letzten Walzerklängen am Ein- gang befanden und dann Arm in Arm hinauseilten. Die Sonne stand schon tief, und unter den Wipfeln lag es bereits wie herandämmernder Abendgruß. Nur wo der Blick in's Land hinab streifte, leuchtete es noch in Glanz und Sonnenlicht. Was außerhalb der Tanzdiele an Festgästen und Sangesbrüdern fröhlich bechernd an den langen Tischen umhersaß, bekümmerte sich wenig um das junge Paar, das noch immer Arm in Arm weiterschritt. Schon lag der Festplatz hinter ihnen, als Thilde plötzlich ihren Arm aus dem seinigen zog, stehen blieb und beide Hände hastig auf die Brust drückte, als fühle es dort einen heftig stehenden Schmerz. Besorgt schaute der Provisor in ihre Züge, die ihm jetzt noch einen Schein blasser denn sonst erschienen.

„Was ist Ihnen?“ fragte er leise.  
„O, nichts — nichts. Es wird schon vorübergehen.“  
Sie wandte das Antlitz ab, als wolle sie ihm den An- blick des Schmerzes ersparen.

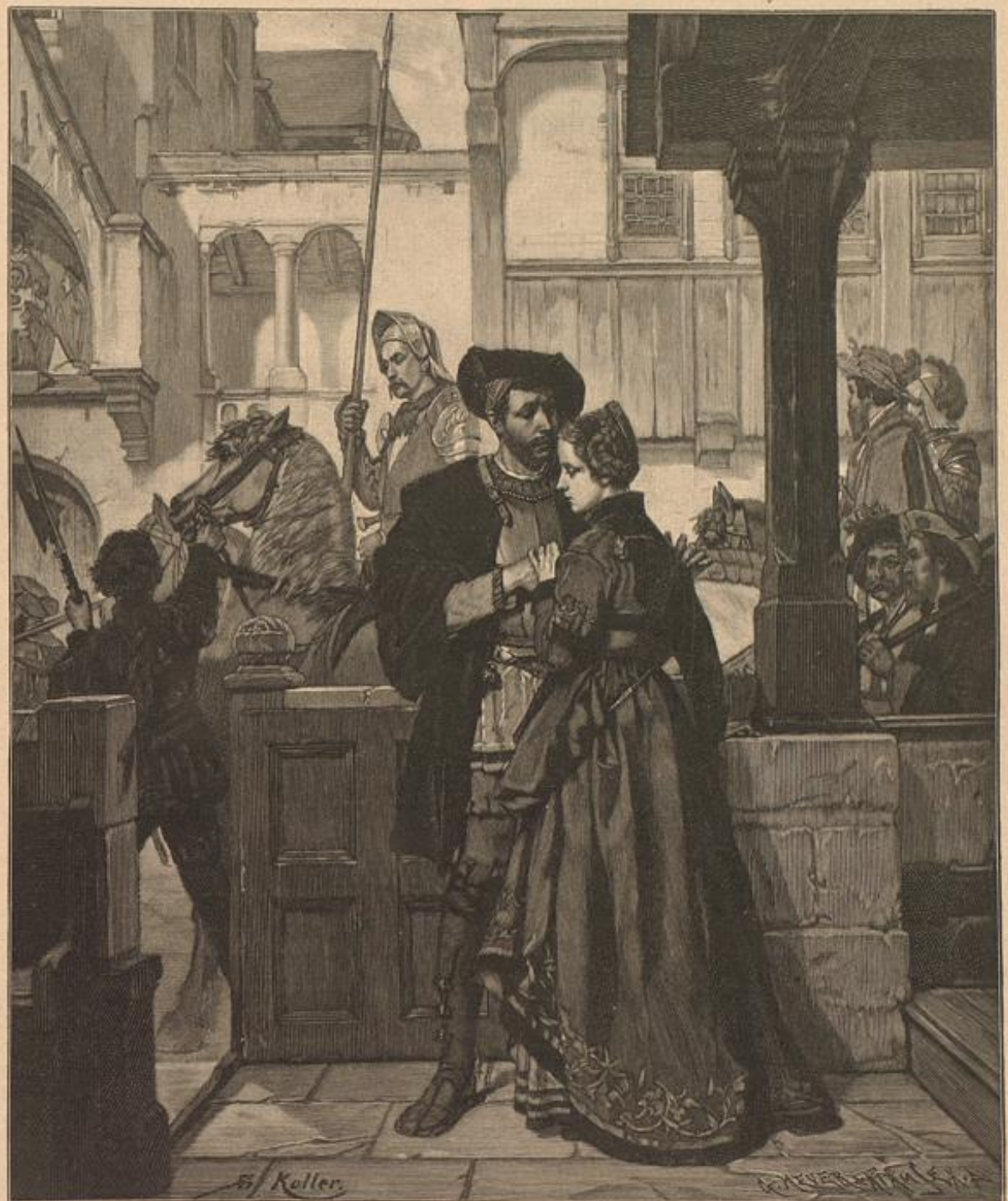
„Vielleicht sollten Sie nicht tanzen, Thilde?!“  
„Nicht tanzen — möglich — — aber es ist doch so schön — so schön!“ Sie hustete leicht auf, wobei ein leises Roth ihr flüchtig über Schläfen und Wangen spielte. Endlich ließ sie die Arme herabsinken. „So,“ sagte sie, „nun ist's wieder gut! Nun wollen wir noch ein Stück weiter gehen, wenn's Ihnen recht ist. Daheim finde ich doch niemand, und auf den Tanzboden mag ich heut' nicht mehr.“ Es slog wie Jörn noch einmal über ihr Gesicht, dann aber lächelte sie wieder. „Ist's Ihnen auch recht, Herr Provisor?“ fragte sie noch einmal.

„Mir? Das wissen Sie ja selbst. Was hab' ich auf dem Tanzboden zu schaffen — und ein Daheim hab' ich auch nicht. Wohin wollen wir?“

„Wohin? Vorläufig hier hinauf. Aber langsamer. Nun hat's ja keine Eile mehr.“ So schritten sie weiter.

Eine Weile sprach keines ein Wort. Der Fußpfad klonn jetzt steiler empor und legte daher ohnehin mehr Schweigen auf. Zur Rechten strebten stolze Buchen empor, zwischen deren Wurzelgelecht hart am Wege üppige Farren- wedel aus glänzendem Gras, Fingerhut-Kerzen und zier- lichem Moosteppich aufsproßten. Hier und da trat das rothbraune Gestein glitzernd zu Tage. Gegenüber rahmte ein dichtes Tannicht den schmalen Weg ein. Wo zu- weilen ein kleiner Durchblick sich erschloß, leuchtete die im Abendsonnen-Scheine ruhende Ferne. Als einmal ein niedergekollter Felsstein das Mädchen beinahe zum Stolpern gebracht hätte, ergriff der junge Mann ihre Hand, und sie ließ es willig geschehen, als er dieselbe leicht in der seinen ruhen ließ. Endlich brach er das Schweigen, wie heimlich es ihn auch angemuthet hatte.

„Wie schade, daß Ihnen heute so die Freude am Tanzen benommen wurde.“



Die Braut. Nach dem Bilde von G. Koller. — Siehe Seite 72.

Photographie-Berlag der Photographischen Union, München.



Sie zuckte zusammen. „Der Unverschämte!“ stieß sie hervor. „Aber ich wußte, daß es so kommen mußte, und hält' ich nicht zugefagt, ich wär' gewiß nicht mit im Zuge gegangen.“

„Wer giebt dem Burschen ein Recht?“ fragte er.

„Ich nicht!“ sagte sie. „Um meiner willen brauchte er nicht leghin heimzukehren. Aber —“ Sie stockte.

„So will man Sie zwingen?“ forschte der Provisor weiter, selbst erstaunt über das Maß von Vertrauen, das er in dieser Stunde von dem Mädchen forderte.

„Ja, — mein Vater! — Er ist mit bei der Sache. — Aber mich wird niemand zwingen — niemand — und wenn er noch so viel Geld besäße!“

„Ich dachte es mir, Thilde!“

Sie sah ihm voll in's Gesicht. Dann sprach sie:

„Sie haben sich heute meiner angenommen, obschon ich Ihnen eine Fremde war. Sie sehen, all mein Vertrauen schenkt' ich Ihnen. Und nicht wahr: ich darf es?“

„Immer! Es macht mich glücklich!“

Ihre alte Heiterkeit war zurückgekehrt.

„Ich danke Ihnen! Nun aber wollen wir dies Heute vergessen. Sehen Sie, da sind wir schon oben. So kurz ist mir der Weg noch niemals vorgekommen. So — und nun noch über diese Stufen und dann links. Ah!“

Sie waren um das Buschwerk geschritten und standen nun Hand in Hand hoch oben auf einer weit in das sich erschließende Thal vorspringenden, von Felsblöcken zum Theil bedeckten Bergklippe. Drüben auf einer Hochebene lag mit schiefergedeckten Dächern ein freundliches Gebirgsdorf, inmitten rauschender Waldesherrlichkeit. Berge an Berge, bis zu den Gipfeln in langwallende grüne Mäntel eingehüllt, reichten sich aneinander, einsam und hehr überragt von dem klar von der Abendwand sich abzeichnenden Thurm des Schneekopfes.

Die Sonne schien das graue Steingemäuer magisch zu durchglühen; sie küßte die Höhen schweigend zum Abschied und goß über das fern noch einmal aufblühende Land Ströme flüssigen Feuers. Stumm stand das junge Paar droben. Aus der Tiefe herauf hoben uralte, verwetterte Tannen ihre leise schwankeenden Häupter, und hinter ihnen ging der Abendwind durch das Gezweig, wie heimliches Stimmengewirr und süßes Schlummerlied.

„Wie schön!“ sprach endlich das Mädchen, leise, als ob ein müder Vogel im Neste zirpte.

Der junge Mann ließ ihre Hand fahren. Er legte beide Arme gegen seinen Hinterkopf und stieß dann aus mächtiger Kehle einen juchzenden Jubel aus, der sich an der Bergwand gegenüber brach und dann erschreckend das Thal hinab hallte, bis endlich der letzte Ton erstarb.

„So machen wir's bei uns daheim in den Bergen. Aber auch hier klingt das Echo gut. O, diese prächtige, grüne Waldherrlichkeit!“ Er streckte beide Arme wie sehnd aus. „Man möchte sich hineinwerfen und schwimmen durch dies grüne, unendliche Meer!“

„Oder wie ein Vogel fliegen — immer der Sonne nach!“ entgegnete das Mädchen halblaut. „Es müßte ein Leben sein ohne Schmerzen!“ schloß sie. Dann ließ sie sich auf einer Moosbank nieder, die zwischen erhöhtem Gestein zum Ruhen wankte. Er setzte sich daneben und so blickten sie unverwandt hinüber nach dem einsam ragenden Thurm, bis der letzte Gluthstreifen erloschen war.

„Nun ist sie fort — die Sonne!“ sagte Thilde traurig.

„Ja,“ sprach er, „und wer hätte mir das heute vorher gesagt, daß ich am Abend hier sitzen würde.“ Er sah sie an. „Das Schicksal hat es merkwürdig gewollt,“ fuhr er fort. „Wollen wir es zurückweisen? Wir werden uns nun öfter sehen? Nicht wahr?“ Sie antwortete nicht gleich. „Wie es gekommen, weiß ich nicht, aber mir ist's, als hätten wir uns immer gekannt. Schon als Kinder! Ich habe Sie gleich beim Vornamen genannt, weil ich's nicht anders vermochte. Thun Sie es auch. Wollen Sie, Thilde?“

Sie lächelte und blickte nieder.

„Wie heißen Sie mit Vornamen?“

„Ich? Franz — Franz Gabler!“

„Also Franz? Ist's so recht?“ Sie blickte leicht verwirrt zu ihm auf.

„Ja, ja, so ist's recht. Wir wollen als echte Kameraden ein Schutz- und Trutzbündniß schließen und immer hübsch zusammenstehen. Vielleicht sind wir dessen noch bedürftig. Abgemacht, Thilde?“ Er hielt seine Hand ihr hin.

„Abgemacht — — Franz!“ Sie schlug ein, und ihr Blick streifte dabei rasch sein freudig aufflammendes Antlitz.

„Geben Sie mir eine Erinnerung an diese Stunde!“ bat er leise.

„Braucht's dessen?“ gab sie zurück. „Ich hab' ja auch nichts. Was soll ich Ihnen geben?“

„Die Rose in Ihrem Haar, bitte, bitte!“

Ein leichtes Roth flog über ihr Gesicht. Dann neigte sie hastig die Blume aus ihrem blonden Geflecht und reichte sie dem jungen Manne hin, der ihre Hand festhielt und Rose und Finger zugleich küßte.

„Dank, Dank, Thilde! Sie soll mir immer ein Gedenken an diesen Abend und an Sie sein.“

Auf einmal schauerte sie zusammen.

„Es wird kühl!“ sagte sie und stand plötzlich auf.

„Ich denke, wir treten den Rückweg an.“

Er faßte sie sacht bei der Hand, und dann verschwanden sie zwischen den Büschen, die hinter ihnen zusammenrauschten. — — —

Seit jenem Festtage, der dem Ruhmeskranze der Frankenstein'schen Viedertafel ein frisches Blatt eingefügt hatte, schien dem armen Cantor zu Wernersroda die Sonne dicht mit Wolken verhängt. Um so heller leuchtete sie mit jedem Tage mehr Franz Gabler empor. In seinem Wesen war eine sichtliche Veränderung vorgegangen. Er konnte sich es selbst nicht mehr verhehlen, daß er Thilde liebe. Jede Stunde, die er seitdem mit ihr verträumt und verplaudert hatte, sagte ihm mehr, wie sehr dieses seltsame, blasse, liebe Geschöpf Besitz von seinem Denken und Fühlen, seinem ganzen Herzen genommen hatte. Wohl war das trauliche Du bald zwischen ihnen eingeführt. Es war gekommen, sie wußten selbst nicht wie. Der Eine hatte es halb im Scherz, halb im süßen Selbstvergeffen hingeworfen, und der Andere hatte es aufgefangen, erwidert, und es war zwischen ihnen geblieben, als wäre es immer so und nicht anders gewesen. Und trotzdem blieben sie wie Kinder, die sich freuen, einander als Spielkameraden anzugehören. Es war ein Spiel, aber die Liebe saß im Herzen und blickte froh aus den Augen und ließ jedem, auch dem unscheinbarsten Worte doppelten Glanz und herzbegehende Jungheit. So oft es Beider Zeit und die Gelegenheit erlaubte, trafen sie sich nach Feierabend auf der Straße, die an der Berglehne oberhalb Wernersroda nach Frankenstein führte.

Dies Alles konnte natürlich nur auf Kosten der Geselligkeit in der Dorfgemeinde gehen. Anfangs hielt man daselbst noch mit Frage und Urtheil zurück und beschränkte sich mit einem allgemeinen Ausdruck des Bedauerns. Eines Abends aber, nachdem die zwölf waderen Herren fast dreiviertel Stunden lang nur stumm in den aufschwellenden Dampf ihrer langen Pfeifen geblickt hatten, fiel plötzlich die rechte Hand des Kaufmanns und Nimrods Zöllner wie ein Hammerschlag schwer auf die Tischplatte nieder, so daß der Cantor erschreckt vornüber kippte, während dem Glashütten-Besitzer Wiesel, der, wie immer, eingeschlafen war, die Pfeife aus dem Munde sank, worauf er sie hastig wieder aufhob und tausendmal höflichst um Entschuldigung bat, daß er gestört habe. Aber er müsse wohl geträumt haben.

„Papperlapapp!“ witterte der graubärtige, alte Zöllner. „Ich finde es — gerade herausgejagt, meine Herren! — im höchsten Grade unpassend — —“

„Unpassend!“ Dem Glashütten-Besitzer gingen fast die Augen über. „Unpassend?“ quakte er. „Herr — — Herr Zöllner — ich — ich möchte doch sehr — sehr bitten — —“ Das dürrbeinige Männchen zitterte wie Espenlaub. „Das hat mir noch keiner gesagt — —!“

„Ich auch nicht!“ polterte Zöllner. „Beruhigen Sie sich und lassen Sie mich lieber ausreden, anstatt gleich Blasen zu treiben wie schlechter Glasfluß. Ich meine, es ist unpassend und tactlos, daß ein so junger Mensch, wie dieser Provisor, uns einfach schneidet. Wenigstens ich für meinen Theil, und ich glaube, jeder, dem seine persönliche Ehre noch etwas werth ist, denkt eben so, ich fühle mich verletzt.“

„Ich auch! — Ich auch! — Ich auch! —“ so scholl es, wie bei einer Abstimmung, von Mund zu Mund.

„Es ist nicht hübsch von ihm, nicht hübsch,“ wandte beschwichtigend und milden Sinnes der Cantor ein.

„Ach was, nicht hübsch!“ brauste jetzt der Oberförster auf, „es heißt einfach unser Vertrauen täuschen. Windbeutel! Erst sich hier einschmuggeln und dann mir nichts, Dir nichts uns den Rücken kehren. Vielleicht gar sich lustig machen. Ich kenne das! Wir Förster müssen dann immer herhalten für solche Spatzvögel. Aber ich war gleich dagegen!“

„Da muß ich denn doch bemerken, daß ich die Schuld trage,“ wandte jetzt der Apotheker ein und strich sich die blonde Sechse fester über die rechte Schläfe. „Ich glaubte unserer gemüthlichen Vereinigung ein neues belebendes Element beizumischen, als ich meinen Provisor hier einführte. Ein belebendes Element, Nachbar Wiesel!“ wiederholte der Apotheken-Besitzer noch einmal.

„Wie meinten Sie?“ fragte verwirrt der Angeredete, der schon wieder sanft eingenickt war. Alles lachte.

„Es ging ja anfangs auch Alles famos,“ fuhr der Apotheker fort, „ich meine sogar, die Herren haben sich

trefflich dabei amüßirt?“ Ein halb unterdrücktes Zeichen der Zustimmung ward hörbar. „Nun, dafür sollten wir doch dankbar sein, und wenn mein Provisor seit zwei Wochen uns hier vernachlässigt, so ist dies kein Grund, anzunehmen, daß er uns deshalb weniger zugehan ist. Wer weiß, was ihn fernhält. Jugend hat keine Tugend.“

Der Cantor nickte. „Sie haben Recht, Herr Krüger, nicht zu vornehm aburtheilen. Die Zeit sondert ganz allein die Syren von dem Weizen.“

„Jedenfalls“, schloß der Apotheker, „werde ich den jungen Mann anzapfen. Irgend eine Ausrede muß er doch bereit halten. Probit, meine Herren, es lebe der Friede und die Eintracht!“ Alle stießen an bis auf den Oberförster, der argwöhnisch dreinschauend die weißen Bartspitzen drehte. „Ich kenne das!“ knurrte er. „Erst Liebenswürdigkeit, dann Verrath! 's ist mir schon 'mal so gegangen. Ahnungslos habe ich alle Abend Rodell gegessen. Dabei war ich diesem infamen Kerl von Bücherschreiber so gut! Aber die Luder hat er doch auf seiner Seite gehabt!“ Er klappte den Deckel des Bierglases heftig zurück und goß den Inhalt hinunter.

„Minna! einen frischen Schoppen!“ schrie er und schlug dabei dem bereits wieder schnarchenden Glashütten-Besitzer auf das Knie.

„Au!“ rief derselbe und fuhr in die Höhe. „Entschuldigen Sie, meine Herren, diese wüsten Träume.“ Und er setzte sich wieder nieder, bis ihm nach wenigen Minuten die Augenlider auf's Neue herabfielen.

So hatte der junge Provisor, trotz seines Fernbleibens, dennoch zur belebenden Unterhaltung der Wernersrodaer Tafelrunde beigetragen. Sein Chef aber hielt Wort. Am anderen Mittage, als der Apotheker ziemlich wortfarg zu Tisch saß und die dicke Wirthschafterin sich eben daran machte, jedem Herrn einen Niesen-Kartoffelkloß — es war Sonntag! — auf den Teller zu legen, bog der Apotheker mit dem Messer die Zinken seiner Gabel mit verdächtigem Ernste gerade. Auf einmal blickte er auf, dem Provisor in's Gesicht.

„Nichts für ungut, Herr Gabler, aber unsere Abendtafel drüben in der Scheune schmollt, daß Sie nicht mehr hinüber kommen.“

„Ah! Das thut mir leid.“

„Haben Sie etwas gegen irgend jemanden?“ forschte der Apotheker.

„Im Gegentheil! Jeder einzelne der Herren hat mir stets innigste Freude bereitet.“

„Freut mich zu hören, Herr Gabler! Bitte, nehmen Sie sich Sauce! Um so mehr wundert's mich aber dann, daß Sie sich jetzt so selten machen.“

Der junge Mann schwieg einen Augenblick. Dann sagte er treuherzig: „Herr Krüger, muß ich Ohrenbeichte ablegen? Oder genügt es, wenn ich Ihnen nochmals beteuere, daß ich durchaus nichts gegen die Abend-Gesellschaft habe, daß ich mich sogar überaus wohl daselbst gefühlt habe?“

„Es genügt mir!“

„Dann danke ich Ihnen! Gelegentlich werde ich schon 'mal wieder hinüber kommen.“ — —

Gelegentlich! Ja! Aber diese Gelegenheit sollte vorläufig sich doch nicht finden. Selbst an den Abenden, wo das Mädchen nicht kam, widerstrebe es dem Provisor, sich dem Philister-Kreise in der Scheune zuzugesellen, wie sehr auch ehemals dessen still-gemüthliches Treiben ihm wohlgethan und ihn ergötzt hatte. Wieder waren ein paar Abende vergangen, ohne daß Thilde sich hatte blicken lassen. Trotzdem stieg der junge Mann jedesmal nach Feierabend die Straße hinauf, welche nach Frankenstein an der Berglehne hinführte, bis zu der Stelle, wo von links her der dicke Fichtenwald herantrat und seinen Schatten dunkel über die von Obstbäumen umsäumte Straße warf. Hier stand ein alter, halb bemooster Grenzstein, auf den er sich zu setzen und das geliebte Mädchen zu erwarten pflegte. Der Blick fiel von hier aus hinab in's breite Thal, aus dessen Tiefe die Lichter der Dorfhütten von Wernersroda heraufschimmerten. Zur Rechten aufwärts engte der Grund, steil und düster drängten die bewaldeten Bergriesen ihre ersten Felsstirnen zusammen, Gipfel an Gipfel, bis hinüber zum Schneekopf.

Solch ein Mondscheinabend war heute. Es mochte wohl bereits eine Stunde vergangen sein, daß der Provisor am Grenzstein Ausschau nach der Geliebten hielt. Allerlei Gedanken hatten ihn bewegt und sein Herz durchstürmt, aber über alle Bedenken und Zweifel hatte immer wieder die Liebe sieghaft ihren verklärenden Schein geworfen. Wie oft er auch versuchte, sich von der Zukunft ein ruhiges, klares Bild zu entwerfen, es wollte ihm nicht gelingen. Die Gestalt der Geliebten stand vor ihm und blickte ihn an mit Augen, tief und unergründlich, lächelnd und doch mit einem Ausdruck leisen, verhaltenen Weh's, daß der junge Mann aufsprang, als müsse er eine überquellende Empfindung von sich schütteln.



Auf einmal blickte er gespannt die in Dämmerung gehüllte Straße hinab. Ein leises Knirschen im Rieß war ihm nicht entgangen. Dann hellte sich sein Gesicht auf. „Thilde!“ rief er vorzüglich.

„Ja!“ Da eilte er dem Mädchen entgegen, die jetzt aus dem Schatten der Obstbäume auf die mondbeglänzte Stelle trat, die sich als Wiese vom Grenzstein thalab zog. „Thilde!“ wiederholte er noch einmal mit sanftem Vorwurf. „Wie lange bleibst Du heute aus! Und drei Abende bist Du überhaupt nicht gekommen!“ Er hielt noch immer die Hand des Mädchens umschlossen, das ihn treu und unverwandt ansah.

„Es ging nicht, Franz,“ erwiderte sie endlich langsam, „ich war nicht wohl. Heute Abend aber — ich habe mich fortgeschlichen, gegen den Befehl meines Vaters. Verstehst Du das? Als ich merkte, daß er das Haus verlassen, bin ich rasch hierher geeilt. Ich wußte ja, daß Du hier auf mich wartest.“ Sie schwieg, aber ließ ihre Hand in der seinen still ruhen.

„Nicht wohl!“ sprach er besorgt. „Was hattest Du, Thilde?“

„Brustschmerzen,“ antwortete sie leise. „Es war mir gar nicht gut, Franz.“

„Du hast Dich vielleicht überarbeitet?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein! Das ist's nicht. Aufregungen und —“

„Wie blaß Du ausiehst, Thilde!“

„Das ist nur der Mondschein, weiter nichts!“ Sie rieb sich schelmisch die Wangen und fuhr dann fort: „Siehst Du, nun seh' ich wieder rosig aus, und nun ich wieder da bin bei Dir, da ist ja Alles gut, und ich bin wieder gesund. Es waren böse Tage — und die Welt ist doch so schön — so schön!“ Ein leichter Hustenanfall unterbrach ihre Rede. „Weißt Du noch,“ sagte sie endlich, „wie wir damals auf dem Felsen am Abend standen? Siehst Du, seit jenem Gesangsfeste habe ich nicht wieder getanzt. Aber einmal müssen wir noch zusammen tanzen! Nicht wahr, Franz?“

„Nicht einmal, Thilde, oftmals noch — bis wir alt geworden sind.“

Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie trübe Gedanken schieben.

„Wir wollen heute nicht an die Zukunft denken, Franz, heute nicht. Wir wollen uns freuen, daß wir zusammen sind.“ Sie wiegte sich leicht in Tanz-Rhythmen in den Hüften. „Du siehst, ich bin wie ein Kind, das nicht warten kann. Nun wir vom Tanzen gesprochen haben, da kommt's über mich.“ Sie sah in den Mond auf. „Du wirst da oben nicht lächeln, wenn die dumme Thilde mit ihrem Kameraden über die Wiese tanzt.“ Glücklich auflachend, blickte sie zu dem jungen Manne empor. „Wollen wir?“

Im nächsten Augenblicke schwang sich das Paar nach der Melodie, die er halblaut summt, über den im Mondschein glitzernden Rasen, ein Bild eigener, traumhafter Art, als Beide leicht und unhörbar auf- und niederwogten, Brust an Brust, Aug' in Aug', verklärt vom Silberlichte, Glück und Liebe.

Auf einmal riß sie sich los und stürmte eilenden Laufes längs des Waldrandes über die Wiese.

„Thilde!“ rief er überrascht, „was machst Du?“

„Tanze mich!“ Da schoß er wie ein Pfeil ihr nach. Doch sobald er glaubte, ihr nahe zu sein, wußte sie geschickt durch eine Seitenschwenkung sich ihm wieder leise sichernd zu entwinden. Endlich aber hielt er sie doch fest in seinen Armen.

„Gefangen!“ lachte er.

„Ja, das hast Du,“ versetzte sie. „Kußte früher nicht immer der Mann, wenn er ein Mädchen liebte und besitzen wollte, daselbe einfangen und rauben? Sag's mir, Franz! Ich hab' mal in einem Buche so etwas gelesen.“

„Hab' ich Dich denn lieb, Thilde? Woher weißt Du das?“

Einen Herzschlag lang sprach keines ein Wort. Dann auf einmal schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, Thränen entstürzten ihren Augen, und unter Schluchzen und Beben berührten ihre Lippen zum ersten Male seinen Mund, heiß und zudend.

„Franz!“ schrie sie auf, „weil ich Dich lieb habe, über alle Maßen, für mein ganzes armeliges Leben!“ Und sie drückte sich noch fester an den Geliebten, als könne sie ihn verlieren. „Geh' nicht von mir,“ bat sie leise, „sonst bin ich verlassen auf der Welt. Mir graust vor meiner Zukunft wie vor dem Tode!“ Sie barg das flammende Antlitz an seiner Schulter. In stummer Wonne hielt er sie umfangen. So standen sie lange, ein junges Menschenpaar, zitternd und glühend in Schmerz und Glück. Durch die Bippel des dunkel aufstarrenden Waldes strich heimlich der Nachtwind, und deutlich klang das leise Riefeln eines Vöckleins durch die weite Stille.

„Thilde,“ flüsterte er endlich und hob ihr zudendes Antlitz zu sich empor, „ich will Dich lieben, ewig — ewig!“

„Schwore es nicht!“ sprach sie, unter Thränen lächelnd, „ich glaube es Dir. Siehst Du, da drüben kommt jetzt aus den Wolken der Thurm des Schneekopfes heraus. Schon an jenem Sonntag Abend, als wir auf dem Berge standen, da wußte ich, daß mein Herz für immer Dir gehören würde, Dir allein, Du Guter, Lieber!“ Sie hob ihr Gesicht dicht vor das seine und blickte ihn lange, tief und ernst an. „Habe mich immer lieb, Franz, immer — auch wenn ich nicht mehr bei Dir bin.“

„Thilde — sprich nicht so — jetzt nicht so!“ bat er bestürzt.

„So oder so,“ antwortete sie leise wie im Selbstgespräch, „ich überlebe' es doch nicht.“

„Thilde, ich hab's Dir versprochen — ich will Dich immer lieb haben!“

„Das weiß ich, und ich fühle' es auch!“ Sie preßte heftig die eine Hand gegen das Herz. „Da drinnen,“ lächelte sie matt, „das hat seinen eigenen Willen — seinen eigenen, Franz. Und wenn Du einmal von hier fortgehst oder —“ sie stockte — „mein Vater mich doch zwingt zu dem, was ich verabscheue — dann — Franz!“

Sie schlang auf's Neue ihre Arme um ihn und hing an seinem Halse. „Sei nicht böse — ich träume — und Alles wird noch gut vielleicht. Nicht?“ Er nickte stumm, und die jungen Menschenlippen fanden sich wieder im langen, seligen Kusse. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, bis aus dem Thalgrunde herauf die Thurmuhr der Dorfkirche die zehnte Stunde verkündete. Da riß sie sich los von seinem Munde und aus seinen Armen.

„Nun muß ich heim, Franz!“ sprach sie traurig. „Wenn mein Vater dies merkte — o, er ist hart und grausam! Ob ich morgen komme, weiß ich nicht — aber das weiß ich, ich gehe nach Hause, ein heimlich Glück im Herzen — so groß, daß mich's fast ängstlich macht. Aber nun komm' — die Zeit verrinnt.“

Sie hing sich in seinen Arm, und so schritten sie, Hand in Hand, die Bergwiese wieder hinan und dann unter den Obstbäumen der Landstraße weiter. Ungefähr hundert Schritte vor der ersten Hütte, deren schieferbedeckte Wetterwand im Mondlichte silbern blinkte, hielt sie an.

„So,“ sagte sie zärtlich, „nun laß mich allein gehen. Folge auch nicht gleich, oder gehe hier durch die Felder nach der Hauptstraße hinab.“ Sie schlang noch einmal ihre Arme um ihn und küßte ihn heiß und heftig. „Gute Nacht, gute Nacht, Franz! Vergiß Deine Thilde nicht, auch wenn sie nicht so bald wiederkommen sollte.“ Noch einmal preßte sie ihren Mund auf den seinen. „Gute Nacht, Franz! — Gute Nacht!“ Dann eilte sie von dannen.

Lange stand der junge Mann wie gebannt an der Stelle, wo sie ihn verlassen. Unverwandt schaute er ihr nach, als sie schon längst verschwunden war. Trop aller Seligkeit vermochte er doch nicht Herr eines Gefühls zu werden, das wie unbestimmtes Weh sein Herz durchzitterte. Ihm war es, als tauche die blasse, liebe Gestalt des Mädchens immer tiefer in Nebel zurück, in eine weltweite Ferne, in ein ödes, verlorenes Nichts. —

Tage verrannen nun, ohne daß Thilde sich wieder blicken ließ. Nur einmal, als Franz Gabler nach Feierabend die Straße hinauf zu dem alten Grenzstein schreiten wollte, sah er sie plötzlich am Fenster ihres Hauses stehen. Sie sah noch blässer denn sonst aus und zeigte vom Weinen geröthete Augen. Als er mit leisem Gruß sie fragend ansah, da ging erst ein mattes Lächeln über ihr Gesicht, sie preßte die Fingerspitzen beider Hände an die Lippen und bewegte sie darauf gegen ihn hin, als wolle sie ihm innigste Küsse senden. Dann aber legte sie die Hand traurig auf's Herz und schüttelte hastig den Kopf, damit andeutend, daß sie auch heute nicht kommen könnte. In diesem Augenblicke mußte wohl jemand die Stube betreten. Thilde nickte noch einmal; ihre schönen Augen hesteten sich seltsam auf den Geliebten — dann war sie verschwunden. Schwer aufathmend ging Franz Gabler noch ein Stück Weges aufwärts, um kein Aufsehen durch eine plötzliche Rückkehr zu erregen, hinter den letzten Häusern stieg er dann rechts die Berglehne empor bis zum Fichtengehölz, das sich bis hierher vorschob. Da ließ er sich im Moose nieder, sehnennden Herzens seinen trüben Gedanken nachhängend. —

Der Rest der Woche verging, aber Thilde blieb wie verschollen. Selbst am Fenster vermochte Franz Gabler sie trotz scharfen Spärens nicht mehr zu erblicken. Es war am Sonnabend gegen Abend, als ein kleiner, blau-bekittelter Bursche mehrmals um die Apotheke schlich. Als er endlich oben am Fenster der Wohnung das blondbärtige Gesicht des Apotheken-Besizers aufstauden sah, nickte er befriedigt und hüpfte gleich darauf die Steinstufen zur Apotheke hinauf. Der Provisor saß am Tische und ließ leise die Finger über die Zither gleiten. Nun stand er auf.

„Was willst Du, Junge?“

Der Kleine legte den ausgepreizten Zeigefinger der Rechten auf den Mund und überreichte darauf hastig ein in Briefform zusammengelegtes Papier. „Einen schönen Gruß, Herr Provisor, soll ich ausrichten!“

„Von wem kommst Du denn?“

Aber der Bote war bereits wieder die Stufen hinunter und stürmte über die Straße fort. Franz Gabler entfaltete neugierig das Papier und dann las er in freudiger Erregung:

„Ich muß Dich auf alle Fälle morgen noch einmal sprechen. Erwarte mich um 7 Uhr an unserem alten Steine.“

Deine Thilde.“

„Noch einmal sprechen“ schreibt sie,“ so sprach er für sich hin. „Immer diese Traurigkeit, die mich selbst schon angesteckt hat. Vorläufig aber will ich mich freuen, sie wenigstens nun morgen wieder sehen zu dürfen.“ Und er überflog noch einmal die wenigen, hastig hingekritzten Worte. Dann küßte er dieselben und steckte das Briefchen in seine Rocktasche.

(Schluß folgt.)

Roßdruck verboten.

## Mittenwalder Geigenbauer.

Von Heinrich Lee.

Mit einem Bilde von E. Bennewitz von Loesen jun.

**A**n der Südgrenze von Bayern, hart an der hochberühmten alten Römerstraße, die sich zwischen den Bergen hinunterwindet in die grünen Täler Tirols, liegt der Flecken Mittenwald. Es ist Herbst. Von der schneebedeckten Wand des Wettersteines braust der Föhn und jagt durch die Gassen. Die Häuser sind seltsam gebaut, eines tritt neben dem andern immer ein wenig zurück, und die Fronten bilden ein Zickzack. So hat jedes Haus ein doppeltes Licht, vorne und an der Seite. Sauber und behäbig sehen sie aus, und viele sind mit schönen, bunten Bildern bemalt. Merkwürdig sind auch die weiten, gewölbten Thoreingänge mit den grün angestrichenen Thüren. Einst zogen unter diesen Wölbungen hochgedeckte Wagen ein, und durch die Gassen, die nun still und einsam sind, rauschte ein wogendes Leben. Das Nord und Süd an Waren mit einander tauschte, die Kaufherren droben am Niederrhein und die unten in der Levante, das nahm den Weg über diese Straße, und Mittenwald war ein Hauptstapelplatz. Auf den steinernen Bänken vor den Häusern flürte venetianisches Gold, hier hatte die Lagunenstadt einen Markt, so groß wie die Märkte in Frankfurt und in Leipzig. Das ist nun schon dreihundert Jahre her, und nur die gelbe Postkutsche und der wandernde Tourist kommen noch die alte Straße herauf.

Es ist Herbst. Die Deuerute, die Wiesmad, ist beendet. Hellgelbe Kinder mit merkwürdig langen und herabfallenden Ohren haben sie hereingezogen, und oben auf dem Heu lagen kräftige, braune Männer. Nun sitzen sie in den Stuben hinter den Fenstern, bantiren mit dem Schabeisen, dem Stichel und dem Meißel. Was sie machen, das sind Alles Geigen und Zithern und Lauten. Mehr als zwanzigtausend Geigen, an Werth über eine halbe Million Mark, gehen alljährlich aus diesen Häusern hinaus in die Welt. Das ist hier die Heimstatt der deutschen Geigenmacherei, und darum heißt der Ort auch das deutsche Cremona. In einer besonderen Schule wird der künftige Geigenmacher zu seiner Kunst herangebildet, und hier hinein führt uns der Maler. Es sind halbwichsige Burschen, gesund und frisch, und alle gebürtige Mittenwalder. Denn nur solche nimmt die Schule an, ebenso wie die beiden Großhäuser nur Ortsgebürtige beschäftigen. Der Handel wird nämlich nicht von den Geigenmachern selbst, sondern von Verlegern betrieben. Für die arbeiten die Geigenmacher und die Schule. Die Verleger liefern der Schule deshalb auch das Material, das Holz, und mit dem Holz hat es seine Bewandniß. Nicht weit von dem Schulgebäude rauscht ein Gießbach. Daran steht eine Sägemühle. Vor der Mühle liegen starke, lange Baumstämme aufgeschichtet, alle schon der Rinde entleitet. Aus diesem Holz werden die Geigen gemacht. Die Stämme sind Fichte und Ahorn. Die Fichte liefert die Decke der Geige, der Ahorn den Boden. Nicht jeder Stamm eignet sich aber. Vor Allem müssen die Stämme schlank und gerade sein, sie dürfen keine sogenannten Keste und keine Quallen haben, damit die Bretter nicht ungleichmäßig werden. Die Ringe im Stamme dürfen nicht zu weit und nicht zu eng zusammen stehen. Stehen sie zu weit, so wird der Ton schwammig, stehen sie zu eng, so wird der Ton zu klein. Bei der Fichte, bei der Decke der Geige, handelt es sich also um die Wirkung auf den Ton. Anders beim Ahorn, dem Boden. Der hat mit dem Tone nichts zu thun, der ist nur Schönheitsfache. Je stärker die Schraffuren im Holz sind, die sogenannten Flammen, für desto schöner gilt der Ahorn. Geschnitten wird das Holz nach der Mittelachse des Stammes zu, die Stücke haben also die Gestalt eines Keiles. Gute Stämme wurden früher in den reichen Wäldern bei Mittenwald selber in großer Zahl gefunden. Die sind nun aber schon alle verbraucht, und die Beschaffung macht große Schwierigkeiten. Viel liefert jetzt Galizien und Ungarn. Sehr empfindlich fallen dabei die Kosten für den Transport in's Gewicht. Ist so das Holz geschnitten, wird es getrocknet. Ein paar Schritte von der Mühle, der Feuergefähr wegen ganz abgefordert von anderen Gebäuden, steht das Trockenhaus, ein hölzerner Bau, in dem Dache mit zahlreichen Lutten, alle geöffnet und von der Sonne durchschienen. Allein fünfzigtausend Geigenböden liegen hier aufgehäuft. Zwölf bis fünfzehn Jahre ruhen sie so, die Decken und Böden zu den Contrabässen sogar zwanzig Jahre. Keine Versicherungssumme könnte einen Feuerchaden hier decken, denn der Betrieb wäre auf Jahre hinaus lahm gelegt. Das Trocknen wird nur durch die Luft und die Sonne besorgt. Chemische Einwirkungen, wie sie manchmal angewendet werden, schaden dem Holze. Nun geht es an das Ausarbeiten der zugeschnittenen Stücke. Ein Theil davon wandert in die Schule.



Mit kleinen Stacheln und Gabeln bearbeitet der Schüler das rohe Stück. Das eine wird sorgfältiger gemacht, mit schönen Schweißungen und Buchten, das andere einfacher, der Schwingung der Linien weniger herausgearbeitet, je nachdem das Holz gut oder minderwertig ist, und so den Preis der Geige bestimmt. Dann werden Boden und Deckel zusammengefügt, das Ganze heißt nun der Corpus der Geige. Weniger Schwierigkeit, weil mehr mechanischer Art, bereiten dem Schüler die übrigen Theile. Das Griffbrett wird einfach mit dem Hobel hergestellt. Bei guten Instrumenten besteht es aus Ebenholz, das aus Madagaskar bezogen ist, ebenso der Wirbel; bei den billigeren Sorten ist es gefärbtes Birnbaumholz. Wirbel, Hals, Sänne und Steg fertigt der Schüler an der Drechselbank. Noch aber steht ihm die schwerste Aufgabe bevor, das Zusammenfügen von Corpus und Hals. Beide müssen in einem richtigen Größenverhältnisse zu einander stehen, denn die Corpuse und Hälse sind sich an Länge nicht immer gleich. Von dieser Arbeit hängt die Schwingung der Saiten ab, sie ist also von größter Wichtigkeit. Jetzt lernt der Schüler den noch weissen, ungefärbten Corpus lackiren, gelb, roth oder braun; die hellen Farben sind beliebter als die dunkeln. Diese Vorliebe stammt noch aus dem heimathlichen Italien her. Die dunkelbraune Farbe begehrt man nur in Amerika, neben England, Frankreich, der Schweiz und Italien das hauptsächlichste Absatzgebiet der deutschen Geigenmacherei. Die Zubereitung des Lacks ist ein Geheimniß. Je feurriger und je durchsichtiger der Anstrich wird, so daß er also die Maserung des Holzes nicht verdeckt, für um so schöner gilt er. Die billigen Geigen werden nur einmal gestrichen, und der Lack trocknet sofort. Anders die besseren, die ein paar Mal und auch mit einem andern Lade bearbeitet werden. Mit jedem neuen Anstrich wird nämlich die Farbe feurriger und schöner. Dann hängt man die Instrumente unter ein schützendes Zelt zum Trocknen, wobei sie der Sonnenhitze ausgesetzt sind. Die guten Geigen werden also nur im Sommer gestrichen. Das Modell, nach dem die Mittenwalder ihre Geigen bauen, ist noch immer der unsterbliche Stradivarius mit dem prächtigen Schwünge und der kräftigen Eleganz, die man am besten mit eigenen Augen sieht, weil sie sich kaum näher kennzeichnen läßt. Eine Sammlung zeigt auch die andern Modelle, die indessen nur noch eine geschichtliche Bedeutung besitzen. Das Modell von Maccini, mit den Ornamenten im Boden, der Guarneri, mit den steifen F-Vöchern, der schwerfälligen Sänne und den auffallend kleinen Ecken; das gerade Gegenstück davon, mit den langen Ecken und der zierlichen Sänne, der bewunderte Amati. Auch die Modelle jener beiden Männer, der Väter der Mittenwalder Kunst, das von Jakob Steiner, mit der eigenthümlichen Schroffung am Boden, den sogenannten Vogelaugen, und der hohen Wölbung, und das andere, mit den etwas schweren und breiten Formen, von Matthias Klop. Noch heute erzählen sich die Mittenwalder deren Geschichte:

Jakob Steiner lebte um den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Lange Jahre war er in Italien gewesen und hatte dort bei den berühmten Geigenbauern in Brescia, Cremona, Verona, Mantua, Venedig, Florenz, Rom und Neapel die schwere Kunst gelernt. Dann kam er heim, der erste, der in Mittenwald nun selber Geigen machte. An den Ufern der Jiar standen dunkle Fichtenwälder. Dort fand Meister Steiner sein Holz, und bald waren die Steinerschen Geigen in der Umgegend begehrt und berühmt. Zur selben Zeit lebte in Mittenwald ein armer Mann, Namens Urban Klop. Der hatte einen Sohn, mit Namen Matthias. Er hatte aber noch viel andere Kinder, und die Zukunft machte ihm Sorgen. Da kehrte eines Tages in Mittenwald ein Fuhrknecht ein, der mit seinem Wagen nach Cremona zog. Schon lange dachte Urban Klop daran, ob sein Sohn Matthias nicht auch ein Geigenbauer werden könnte, wie Meister Steiner, sein berühmter Nachbar. Da gab er ihm dem Fuhrknechte mit, er solle ihn in Cremona in einer Werkstätte bei einem guten Meister unterbringen. Das gelang. Ein Meister nahm den kleinen Burschen — Matthias war erst zehn Jahre alt — freundlich auf, und dieser hieß hiezu Nicola Amati. Er war ein gütiger Mann, und mit Vergnügen sah er, wie der kleine deutsche Bursche die fremde Kunst erfaßte und bald einer der Geschicktesten in seiner Werkstätte war. Zugleich mit Matthias arbeiteten noch andere Schüler. Einer darunter hieß Andrea Guarneri und ein anderer Antonio Stradivarius. Mit scheelem Auge sahen die Welschen dem Glücke des deutschen Genossen zu. In einer dunkeln Nacht lauerten sie dem Fremdlinge auf und fielen mit Waffen über ihn her. Nur mit Mühe rettete Matthias sein Leben. Gern hätte Meister Amati den deutschen Schüler behalten, aber um seiner Sicherheit willen schickte er ihn von sich, und fremd irrte nun Matthias im Lande umher. Viele Abenteuer bestand er, und eine Weile trug er auch das Wams des Landknechtes. Endlich im dreißigsten Jahre seines Lebens kehrte er in seine Heimath zurück. Sein Gedanke war, sich nun selbst eine Werkstätte einzurichten, ein Meister zu werden wie Meister Steiner und die Italiener, und auch die Andern in Mittenwald die fremde Kunst zu lehren.

In der kleinen alten Kirche, die heute noch im Orte steht, am Hochaltare, zu dem durchs Fenster der Sänne des Wettersteines hereinglänzt, kniete er nieder und bat die heilige Mutter um Hüfe; und noch heute zeigt der Mittenwalder in dem Altarsteine den eingekrahten Namenszug „Matthias Klop“. Die Mutter Gottes erhörte das Gebet, und bald zogen die Mittenwalder Lautenmacher, so hießen sie nun im Lande, die deutschen Straßen kreuz und quer dahin, auf ihrem Rücken die Büttel mit den Geigen. Durch Bayern zogen sie und durch Tirol, hierauf gen Norden bis nach Augsburg und Nürnberg, wo der reiche Herr von Fugger die berühmte Instrumentensammlung hatte, und bis nach Frankfurt und Leipzig auf die Messen. Besonders nach den Abteien, Klöstern und Stiften, den Residenzen und Schlössern kamen sie, dort wo die alte Musica zumeist gepflegt wurde; und immer und überall waren sie gern gesehene Gäste, denn sie konnten nicht nur selber vortrefflich auf den Saiten spielen, sondern wußten auch allerlei Geschichten und Scherzreden, die sie auf den Landstraßen und in den Herbergen zusammengesholt hatten. Heute freilich zieht der Mittenwalder nicht mehr die Straßen entlang, und mit der Romantik ist's vorüber. Dankbar erinnern sich aber die Nachkommen ihres Matthias Klop. Im Orte steht sein Denkmal, und mit ehernem Gesichte sieht er jetzt auf sein gelungenes Werk herab.

Etwa vier Jahre blüht der Schüler in der Lehranstalt, dann muß er als Probestück eine ganze Geige bauen, worauf er Arbeiter wird. Als solcher fertigt er keine ganze Geige mehr, sondern nur noch Theile. Der eine macht die Corpuse, der andere die Griffbretter und Stege, der dritte die Hälse mit

den Schnecken. Der Ort hat ungefähr dreihundert solcher Arbeiter. Ein guter Corpus-Arbeiter bringt es den Tag auf 3 Mark 50 Pfennig. Vor Konkurrenz ist er geschützt, und dazu hat er noch sein Feld und sein Stück Vieh. Kommt dann der Sommer wieder, dann ruht der Stachel und das Messer, und der Geigenmacher zieht hinaus in's Thal, wo die grüne Jiar schäumend stürzt und wo einst die dunkeln Fichten standen, die seine Ahnen mit der Art abhieben zum frohen Klange der Saiten.

Nachdruck verboten.

## Pap Wendel.

Humoreske von Felix von Stenglin.



ap Wendel war ein in sich gefestigter Mensch. Mit seinen sechzehn Jahren sah er die Welt in- und auswendig zu kennen. Sohn eines verstorbenen Offiziers, selbst zum Offizier bestimmt, war ihm das Portepce der Zubegriff alles Hohen auf der Welt. Was nicht Soldat war, durfte sich wohl seinem — stets sehr aufrichtigen und bestimmten — Urtheil stellen, kam aber bei ihm erst weit hinter Allem, was den bunten Rock trägt. Klein und unterseht von Statur, so zu sagen kugelig, bejaß er eine unerschütterliche Gesundheit, ein tadelloses Gehir und Muskeln von Eisen. Beim Reden pflegte er alle Vocale um einen Grad zu breit auszusprechen, so daß sein Wahlpruch aus seinem Munde folgendermaßen klang: „Ein ädtes Soldatenlând moß Polder frâßen.“

„Weiß Gott, wie er im Cadetten-Corps mein Freund geworden war. Seine Derbheit fand ich immer etwas gewöhnlich, sein Aufgehen im Soldatenstande war mir unsympathisch, wegen seiner Bestimmtheit und sein Selbstbewußtsein mich eher belustigten.“

Aber Freunde sind ja so selten. Und er war ein guter Kerl. Nie schlechter Laune, immer gefällig, verbarg er unter rauher Schale ein treues Gemüth.

So war er es, bei dem ich mich ausersah, mit mir in den Osterferien meine Heimath zu besuchen. Ich hatte noch nie einen Kameraden mit nach Hause genommen, und doch brannte ich so darauf, einmal mein Elternhaus zu zeigen. Keine Gelegenheit ließ ich vorübergehen, ohne die Herrlichkeiten desselben zu schildern. War es doch das Höchste, das Schönste, das Beste, was ich auf der Welt hatte. Unser Haus war von meinem Vater erbaut, ein villenartiges, hübsches Gebäude mit freundlichem Garten und einer wunderschönen Fernsicht. Mir erschien es wie ein Zauberpalast. Die Einrichtung bestand zum Theil aus der Urväter Hausroth, zum Theil war sie neueren Ursprungs, der Charakter des Ganzen zeigte gediegene, gemüthliche, geschmackvolle Einfachheit. Ich glaubte nichts Vornehmeres, nichts Apathischer zu kennen. Daß ich auf die ehrwürdige Erinnerung meiner Eltern, auf die edle Sinnesart meiner Mutter, auf den gediegenen Ernst meines älteren Bruders und nicht zum Lezten auf meine im Hause weilende Cousine Gustchen, eines der hübschesten Mädchen, die ich je gesehen zu haben glaubte, stolz war, ist ja natürlich.

Das Alles sollte nun mein Freund Pap — wie er zu dem Namen gekommen war, weiß ich nicht, eigentlich hieß er Philipp — das Alles sollte er nun kennen lernen. Ich konnte die Zeit nicht abwarten. Aber auch er war gespannt, das von mir in glühendsten Farben geschilderte Heim persönlich zu erschauen. Seine Eltern hatten nie eine eigene Besingung gehabt, sondern immer nur zur Wiethe gewohnt. Und dann — bei einem Kammerherrn! Nun ja, das mußte man neben dem Militär schon gelten lassen. Neugierlich blieb übrigens mein Freund ganz ruhig und bewahrte seine Selbstbeherrschung. Das Einzige, was ich ihm anmerkte, war, daß er häufiger als sonst seine Rede kurz abbrach und mit einigen Kraftsilben, die schnell hintereinander ausgesprochen wurden, z. B. „Bums — knacks — ratsch!“ beschloß.

Endlich waren wir da. Aufgeregt blickte ich ihn an, um die Wirkung zu beobachten, die zunächst unser Haus auf ihn ausüben würde. Mein Herz war bereit, Lob, überschwängliches Lob in sich aufzunehmen.

Wir stiegen die Treppe hinauf. Oben auf dem Vorplatz erschien bereits mein Bruder. Ohne sich einzuweilen um diesen zu bekümmern, ließ Pap seine Augen suchend umherzuschweifen. Plötzlich schien er gefunden zu haben, was er suchte.

„Ist das die Figur, von der Du mir erzählt hast?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte ich. Unter dem Spiegel stand nämlich eine Bronze-Gruppe, eine weibliche Figur auf einem Tiger darstellend. „Die hab' ich mir größer vorgestellt,“ sagte er ruhig.

Es war mir das etwas unangenehm vor meinem Bruder, denn es sah so aus, als hätte ich in unverschämter Weise mit dem Dinge renommirt.

Ich machte nun Pap mit meinem Bruder bekannt. Seine Verbeugung, sein Händedruck konnten nicht correcter sein. Dann warf er den Mantel ab wie ein Feldherr, löste das Säbelkoppel mit einem Ruck und hängte es an den Kleiderriegel, holte darauf, während ich nur mit der Hand über die Haare fuhr, seine beiden Taschenuhrer heraus, um sich in einigen Augenblicken tadellos zu frisiren. Als er vor uns in's Wohnzimmer getreten war, machte er erst, ohne Jemanden anzusehen, eine allgemeine Verbeugung, schritt dann auf meine Mutter zu, um ihr die Hand zu küssen, ergriff die ihm gebotene Rechte meines Vaters und machte meiner Cousine noch eine specielle Verbeugung. Alles correct.

Wir setzten uns gleich zu Tische. Ich beobachtete ihn scharf, und wenn er sich im Zimmer umsah, siebete ich förmlich bei dem Gedanken, was er wohl sagen werde.

Von selbst sprach er wenig, da er sehr eifrig mit Essen beschäftigt war, auf die an ihn gerichteten Fragen aber antwortete er ungenirt. Als mein Vater fragte, wie ihm beim ersten Anblick die Stadt gefallen habe, meinte er: „Ganz hübsch, aber die Häuser hab' ich mir schöner vorgestellt.“

Ich erröthete und blickte auf meinen Teller.

Uebtrigens nahm er hintereinander Folgendes zu sich: Zwei Schnitzel mit Bratkartoffeln, zwei dicke Butterbrote (bei uns zu Hause nannte man sie Cadetten-Scheiben) mit Leberwurst, wobei man im Zweifel sein konnte, was dicker auf dem Brode lag, die Butter oder die Wurst, eine Portion Gänse-Weißsauer,

zwei Eier, einen Teller rothe Grütze mit Milch, ein Butterbrot mit Käse, eine Tasse Thee mit zwei Stückchen Kuchen, zwei Flaschen Bier und schließlich — die Schlüssel hatte er vorher nicht entdeckt — einen Büdfling. Auch nachdem er hiermit fertig war, ließ er noch die Blicke auf dem Tisch umherzuschweifen, dankte aber, ob aus Bescheidenheit oder weil er sich die Bezeichnung des Tisches reicher „vorgestellt“ hatte, weiß ich nicht.

Aufgefallen war mir, daß er trotz seines guten Appetits noch Zeit gefunden hatte, meine Cousine so oft anzublicken. Diese, als ob ihr das Vergnügen gemacht hätte, sah ihn wieder an, und wenn er sie dabel ertappte, bemerkte ich eine ungewohnte Unruhe an ihm. Als sie einmal hell aufschaute mit ihrer klaren Stimme, da suchte er förmlich zusammen.

Nachher zeigte ich ihm die Zimmer. Zunächst die Ahnenbilder, auf die ich immer so stolz gewesen war. Er sah sie sich an, ging aber beleidigend schnell darüber hinweg. „Die müssen eigentlich auf dem Corridor hängen,“ sagte er nur, als ihrer immer mehr vor ihm aufstauten. Ich widersprach nicht, um ihn nicht zu reizen.

Im Zimmer meines Vaters blickte er sich prüfend um. Hier durfte ich eine ganz besondere Wirkung erwarten. Die schweren, geschmackvollen eichenen Möbel, die interessanten, werthvollen Reminiscenzen, die Jagdtrophäen und Gemälde, alles das dünkte mich der Bewunderung werth. Und dann befanden sich in dem Zimmer sechs Uhren! Jede einzelne hatte ihre besondere Geschichte und ihren eigenartigen Charakter. Wenn ihm das nicht imponirte, war er von Stein.

Zunächst wies er auf den Schreibtisch meines Vaters. „Soll der Tisch so schief stehen?“ fragte er.

„Freilich!“ erwiderte ich fast gekränkt. „Nur gewöhnliche Leute stellen ihre Möbel gerade.“

Wir standen einen Augenblick still.

„Hörst Du?“ sagte ich. „Die Uhren.“

Ich dachte, er würde sie sich ansehen.

„Unausstehliches Getöse!“ meinte er. „Dabei könnte ich nicht arbeiten.“

Schon wollte er sich umdrehen und das Zimmer verlassen. Es ließ ihn anscheinend gänzlich ungerührt.

„Halb verzweifelt beugte ich mich zu ihm. „Wie findest Du es denn sonst?“ fragte ich demüthig und an seinem Munde hängend. „Sonst ganz niedlich,“ antwortete er und ging weiter.

Am nächsten Morgen wurde das ganze Haus gründlich besichtigt. Als wir die Treppe zum Souterrain herabstiegen, äußerte er: „Das kommt mir sehr verbaut vor.“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Der Gedanke war mir noch niemals gekommen. Ich suchte ihm die Idee möglichst auszureden, was mir schließlich auch in so weit gelang, als er zugab, er könne sich geirrt haben. Ich athmete auf.

Dann wurde der Weg auf den Hof angetreten.

„Wo ist denn der Pferdestall?“ fragte er erstaunt.

„Da ist er ja,“ sagte ich, auf das verhältnismäßig kleine, vor uns stehende Gebäude zeigend.

„Ach so, das ist er —“

„Wir haben ja nur zwei Pferde,“ bemerkte ich entschuldigend.

Zu den Pferden ging er sofort hinein, untersuchte ihr Gehir nach ihrem Alter, strich ihnen die Beine entlang und drückte mit der Hand auf ihren Rücken. Einige Fehler entdeckte er natürlich auch hier. Ich war schon recht niedergeschlagen.

Er wandte sich zur Thüre.

„Wollen wir uns denn nicht den Heuboden ansehen?“

fragte ich erstaunt. Er konnte freilich nicht wissen, daß sich mit dem Heuboden einige meiner schönsten Erinnerungen verknüpfen.

Dort hatten wir immer in den Ferien mit unseren Hund und Mäuse gejagt, und von der Bodenlufe aus war einst jener waghalsige Sprung der von uns verfolgten Kage auf den Hof hinaus geschehen, während wir vier, zwei Knaben und zwei Hunde, verblüfft das Nachsehen gehabt hatten.

„Heuboden?“ äußerte Pap. „Langweilig. Komm! Fertig. Bums — knacks — ratsch!“

Ich zuckte die Achseln. „Nun, im Allgemeinen gefällt es Dir wohl nicht sehr bei uns?“ fragte ich ärgerlich.

„Die Einrichtung hab' ich mir anders vorgestellt,“ erwiderte er.

„So!“ machte ich verstört.

„Die Möbel,“ fuhr er mit unerschütterlicher Ruhe fort, „sind etwas — etwas —“

„Primitiv, meinst Du wohl?“ warf ich spöttisch ein.

„Jawohl!“ kam's wie aus der Pistolet geschossen heraus.

Beleidigt wandte ich mich ab. „Das ist ja sehr lebenswürdig von Dir!“ sagte ich.

Pap hatte offenbar keine Ahnung von der Bedeutung des Fremdwortes „primitiv“ und fühlte wohl erst, als ich mich so abwandte, daß es etwas sehr Kränzendes für mich enthalten müsse. Daher lenkte er schnell ein.

„Das heißt — ich meine — etwas unmodern — bei einem Kammerherrn und nach Deinen Schilderungen hab' ich mit das eben eleganter vorgestellt.“ Dann trat er auf mich zu und legte seine Hand auf meinen Arm: „Du wirst mir das doch nicht übel nehmen?“ fuhr er fort. „Kopf gerade, Brust heraus, Mensch, ärgere Dich nicht. Fertig. Ritsch — ratsch!“

Ich ärgerte mich aber doch.

Auch in den nächsten Tagen wurde meine Stimmung gegen den Freund nicht besser, denn er fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort, seinen Tadel über die mir heiligsten Dinge auszugießen. Das Schloß hatte ihm zu viel Thürme, das Theater war ihm zu einfach. Die Dampfschiffe fand er „nuttig“, den Marstall zu lang. Seinen stärksten Spott aber goß er aus über die altherwürdigen Trophäen meiner Vaterstadt — mir war allerdings von jeher übel geworden, wenn ich längere Zeit in einem dieser trotz ihrer zwei Pferde so unendlich langsam dahinschaukelnden Gefährte gesessen hatte, aber brauchte er darüber zu spotten? — oder auch über unsere seit fünfundsiebenzig Jahren anerkannte Helden-Darstellerin, die er schlankweg eine alte Schraube nannte, oder über den ehrwürdigen kleinen Minister Kolteboom, von dem er behauptete, er sehe genau so aus, wie ein Schuster seiner Vaterstadt!

Was konnte ich da noch für einen Eindruck von meinem weiteren Programm, so z. B. von Lina, unserer Küchenfret, erwarten? Lina war ein Wesen in räthselhaftem Alter, die schon seit Decennien genau so ausgesehen hatte wie jetzt, ein altes Inventarium unseres Hauses, mit wenig äußeren Vorzügen, aber von großer Anhänglichkeit für uns. Ihr von grauem, strähnigem Haar umrahmtes Gesicht mit der rothen Nase und dem eingefallenen Mund, den nur noch zwei Zähne zierten, allerdings solche von fabelhafter Länge, strahlte



jedesmal vor Freude, wenn wir in den Ferien herunterkamen, sie zu begrüßen. Diesmal war sie etwas verlegen, weil Pap dabei war. „Ach nee,“ sagte sie und ließ ihren Blick vom Einen zum Anderen schweifen, um sich dann nach einer Pause ganz mir zuzuwenden. „Wat Sei einmal grot word'n sünd! Nee, nee, wat Sei grot word'n sünd! Hell'ich woff'n sünd Sei, hell'ich woff'n! As Sei noch so lütt wir'n . . .“ Und dabei streckte sie ihre Hand zwei Fuß über die Erde und sicherte . . . „Nu ward'n S' woll bald Hauptmann un Adshüdtant?“

Wir lachten. „Nun, ein bischen dauert's noch,“ erwiderte ich.

„Un dei is oof ut de Statetenschaul?“ fuhr sie, auf Pap zeigend, fort. Ich begriff nicht gleich, daß dies merkwürdige Wort „Cadetten-Schule“ bedeuten sollte. Als ich es erfaßt hatte, bejahte ich ihre Frage und erkundigte mich dann nach ihrem Befinden und Ergehen. Aber das langweilige Pap. „Na, wenn Ihr Euch schon unterhaltet,“ rief er, „dann redet wenigstens eine menschenwürdige Sprache, Botokudisch versteh' ich nicht.“ Und damit wandte er sich um und schritt durch das Souterrain wie ein Commandeur, der die Caserne inspiziert.

Ich verzweifelte daran, ihm für irgend etwas besonderes Interesse abzugewinnen.

Das Einzige, was ihn nach wie vor anzog, waren Gustichens Schelmenaugen. Wenn nichts dies stahlbewehrte Herz rühren konnte, ihr Blick senkte sich tief hinein.

Er war nicht der Mensch dazu, dies zu verstehen. Wenn wir im Familienkreise zusammen waren, sprach er fast nur mit meiner Cousine, er schenkte ihr sein bezauberndstes Lächeln und seine sanftesten Blicke. Wenn sie irgend einen Gegenstand in der Hand gehabt hatte, ein Bild, einen Stuhl, ein Buch, sofort berührte er diese Dinge an derselben Stelle, wo ihre kleinen weißen Hände gelegen hatten. Wenn er gar an ihrer Seite saß und ihr das Garn hielt, so kam er mir vor wie der von Venus Reizen bezauberte und in Fesseln geschlagene Mars.

Einmal, als wir zu Bette gingen, äußerte er: „Deine Cousine ist ein capitales Mädel.“

„Nicht wahr?“ sagte ich, froh, daß doch etwas im Hause seine ungetheilte Anerkennung fand.

„Schade — zu alt,“ fuhr er fort. „Oder auch nicht. Werden ja sehen. Ruhig. Bums — knads — ratsch!“

Eine Weile dachte ich nach. Dann richtete ich mich auf. Ich wollte der Sache auf den Grund gehen. „Liebst Du sie denn richtig?“ fragte ich.

Keine Antwort. Er schnarchte.

Cousine Gustichens mit ihren fünfzehn Jahren fand diese Huldigungen spaßhaft und kokettierte regelrecht mit ihrem Anbeter. Das septe ihn nur noch mehr in Flammen.

Da geschah etwas Ungeheures. Pap dichtete. Zwei Tage ging er gedankenbeschwert umher, endlich war er mit folgendem Verse fertig:

Daß ich Dich liebe, weißt Du längst,  
So laß mich nicht mehr warten,  
Ach, nur ein Wort und einen Kuß  
Auf dem Hofe oder im Garten!



Die Geigenbau-Schule in Mittenwald. Nach dem Bilde von G. Bennetow von Loefen jun. — Siehe Seite 67.

Photographie-Verglag von J. J. Kautzsch, u. G., München.



Das war seine Liebeserklärung. Er las sie mir vor. Ich war erstaunt über die Kühnheit. Was? Er wollte ihr wirklich den Vers zusteden? Das erschien mir unmöglich. Er aber, siegesgewiß, wie er war, meinte: „Ein ächtes Soldatenland muß Polver frassen.“

Meine Cousine war doch wirklich ein verflirtes Mädel. Sie antwortete ihm, indem sie einen Zettel in ein Buch schob, das er gleich darauf in die Hand nahm, folgendermaßen:

„Ach, endlich schlägt die Stunde mir,  
Wo ich Dich allein soll erblicken!  
Um Neun heut' Abend am Pferdefall,  
Da darfst Du mich an Dich drücken.“

Und als er dies heimlich gelesen hatte und tief erröthend verflohen zu ihr hinüberblickte, schlug sie schwachend die Augen zu ihm auf. Dann eilte sie aus dem Zimmer.

Als ich ihn nach der Antwort fragte, sagte er mir nichts. Diesen Erfolg hatte er trotz seines Selbstbewußtseins wohl nicht erwartet. Die Sache wurde ernst. Er wollte offenbar seinen Mitwisser haben. Aber durchblicken ließ er allerdings, daß er wiedergeliebt werde. Ich sah ihn bewundernd und doch ein wenig unbehaglich an. „Weißt Du, Pap,“ sagte ich ihm, „mir kommt das doch sehr unstatthaft vor.“

„Ach was,“ erwiderte er, „Du verstehst das noch nicht.“ (Ich war ein Jahr jünger als er.)

Am Abend — es war der Tag vor unserer Abreise — vermischten wir plötzlich meinen Freund.

„Wo er nur heden mag?“ sagte ich zu meiner Cousine. „Komm!“ meinte sie geheimnißvoll. „Ich will es Dir zeigen.“

Dann ging sie mit mir in den Garten, der heute bei bewölhtem Himmel fast finster dalag, nahm meinen Arm, was ich als große Ehre empfand, und erzählte mir ihren Plan.

„Aber Gustchen!“ rief ich tadelnd. „Wenn Mama das erfährt!“

„Glaubst Du, daß er es ihr erzählen wird?“ meinte sie lächelnd. Und auf mein Verneinen: „Nun, und wir Beide doch auch nicht!“ Dabei drückte sie meinen Arm und wandte mir ihr Gesicht freundlich lächelnd zu. „Me!“ sagte ich begeistert. Ich hätte die höchsten Eide geschworen.

Am Gartenzaun, von Gebüsch verdeckt, machten wir Halt. „Da steht er!“ sagte Gustchen.

Er bewegte sich und machte einige Schritte. Wir warteten.

Bald hörten wir Jemand auf dem Hof gehen. Gustchen stieß mich an und zeigte mit den Fingern auf eine weibliche Gestalt, die im Dunkel der Nacht dahergewandelt kam.

Da bewegte sich auch schon Pap auf sie zu. Im nächsten Augenblick umarmte er sie stürmisch und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Ein doppelter Schrei durchdrang die Nacht. Pap stand, einige Schritte zurückweichend, da und wischte sich während den Mund. Das weibliche Wesen aber, das, wie ich jetzt bemerkte, Gustchens weißes Kopftuch und ihren Regenmantel umgebunden hatte, stemmte die Hände in die Seiten und rief laut: „Aec, dat's doch tau dull! Word dat oot in de Stafetenschaal liehrt?“ Und damit trollte sie von dannen. Nein, das hatte sie nicht vermuthet, die alte Lina, als Gustchen sie zu der Verkleidung und dem Gang über den Hof veranlaßt hatte!

D armer Pap!

Wir blickten uns um, — er war nicht mehr zu sehen. Gustchen, die in höchster Spannung, leise in sich hinein lachend, dem Vorgange zugehlickt hatte, legte jetzt wiederum ihren Arm in meinen und drückte ihn an sich.

„Du wirst doch ganz gewiß nichts verrathen?“ fragte sie abermals.

„Auf Ehre nicht!“ betheuerte ich und legte die Hand auf's Herz.

„Nun, dann bedanke ich mich!“ erwiderte sie. Und ehe ich mir's verah, fühlte ich ihre Lippen auf meinem Munde, so daß es mich schaurig süß vom Kopf bis zu den Fehen durchdrang. In demselben Augenblicke schon hatte sie sich von mir losgemacht und eilte in die Küche, um die alte Lina zu beruhigen.

Ich aber stand wie gebannt am Gartenzaun. Ein tiefer Athemzug entrang sich meiner Brust, und dann sah ich schwärmerisch auf zum Himmel, wo die grauen Wolken hinzogen, und fühlte mich der Welt und dem irdischen Treiben weit, weit entrückt. Wohl eine Viertelstunde lang stand ich so da und träumte. Ach, wie schön ist doch die Welt! dachte ich. Und wie traurig doch auch! . . .

Paps Selbstbewußtsein war gebrochen. Den ganzen Abend über war er still. Er war nur noch ein Schatten seiner selbst.

Erst allmählig, auf der Rückreise nach Berlin, wurde er wieder der Alte, ohne daß er mit mir über den Fall gesprochen hätte.

Am Abend jedoch, als wir uns auf dem Corridor unserer Compagnie gute Nacht sagten, ließ er einige Worte darüber fallen.

„Seine Cousine ist ein famoscs Mädel,“ sagte er. Und nach einer Pause: . . . „aber ich habe sie mir doch anders vorgestellt.“

Ich wollte etwas erwidern, denn ich hätte meine Cousine vertheidigt bis auf's Schafot.

„Knacks — ralsch — patisch!“ sagte er da, sich abwendend, und schritt aufrecht, die Kniee durchdrückend, seinem Schlafsaal zu. Damit war die Sache für ihn abgethan.

Er ist niemals auf die Kriegs-Akademie oder in den Generalstab gekommen, der gute Pap, aber er wurde ein vorzüglicher Commis-Diizijer.

*Nachdruck verboten.*

### Ein Sonntag in Caracas.

Von Dr. Alexander Dinda.

Es ist gegen halb sechs Uhr Morgens. Ueber das durch hohe Gipfel der Küsten-Anden nach dem Meere zu abgeschlossene Thal von Caracas zudt der erste Schimmer des erwachenden jungen Tages. Schon zeigen sich einzelne Spaziergänger auf dem im Südwesten der venezolanischen Hauptstadt, beim Bahnhof der La Guaira-Linie, gelegenen Calvarien-Berge. In den Tropen giebt es keine Langschläfer — die heiße Temperatur, die auch während der Nachtstunden sich

nur wenig abkühlt, läßt es als eine Wohlthat erscheinen, sich den Armen des Traumgottes möglichst zeitig entwenden zu können. Und des Sonntags macht man sich gern mit den Seinigen, mit Freunden und Bekannten auf, die Morgenstunden im Freien zu genießen. Dazu bietet die erwähnte Anhöhe die beste und schönste Gelegenheit: hat man doch von ihr einen weiten, umfassenden Rundblick über Stadt, Thal und Gebirge.

Durch Blumen- und Park-Anlagen langsam hinansteigend erreichen wir endlich den höchsten Punkt des Pajeo: einen asphaltirten Rundplatz, auf welchem sich noch vor einigen Jahren das Reiterstandbild Guzmán Blancos erhob. Das Volk in seinem Hasse und seiner Erbitterung gegen den einst so mächtigen, von ihm auf Händen getragenen Dictator, hat dieses Standbild zertrümmert — ein Schicksal, das ausnahmslos allen in den Städten der Republik errichteten Monumenten des venezolanischen Cäsars widerfahren. Nicht einmal die Trümmer all' dieser Denkmäler existiren jetzt mehr! In den südamerikanischen Republiken wechselt die Volksgunst so rasch wie bei uns das Aprilwetter!

Doch wer wird so thöricht sein und sich mit seinen Gedanken in die Irrgänge venezolanischer Partei-Politik vertiefen — hier, wo das majestätische Schauspiel eines tropischen Sonnen-Aufganges uns in eine so feierliche, andächtige Stimmung versetzt, als befänden wir uns in einem Gotteshause! Das Erscheinen des Tages-Gestirnes vollzieht sich unter den Tropen mit einem Glanze, einer Pracht, als beginne ein neuer Schöpfungstag. Während bei uns im Norden nur allzu oft neidische Nebel, trübe Dunstschichten und graue Wolken das Auftauchen der Sonnentugel dem Blicke verhüllen, beginnt zwischen den Wendekreisen schon eine halbe Stunde vorher der östliche Horizont in einer Glorie von Gold und Purpur anzulernen.

Die eine Hälfte des Himmels zeigt sich in eine lodernde Flammenglut getaucht, die intensiver und feuriger wird, je näher der Moment des Sonnen-Aufganges herannäht. Endlich schiebt es im Osten auf wie ein Gewirr goldener Fäden; über denselben schweben kleine Wölkchen von rotharother und apfelgrüner Farbe empor. Noch ein paar kurze Sekunden — und das Tagesgestirn erhebt sich über dem Thale, im nördlichen Augenblicke dasselbe mit einer blendenden Lichtfluth überziehend, die in dem großartigen Landschafts-Gemälde auch das Unbedeutendste und Kleinste deutlich zu erkennen erlaubt.

Uns zu Füßen haben wir die 70,000 Einwohner zählende venezolanische Hauptstadt mit ihren so regelmäßig wie die Felder eines Schachbrettes an einander gefügten Häuser-Blöcken, mit ihren Kirchen und Monumental-Bauten. Unter den letzteren ragen besonders hervor: das Capitol (Parlaments-Gebäude) im Mittelpunkte der Stadt, an das sich weiter südlich die im edelsten gothischen Stil aus weissem, wie Schnee glitzerndem Sandstein errichtete Universität anschließt, das im Norden der Stadt von einer Anhöhe herabschauende National-Pantheon, das neue Theater Guzmán Blanco. Nach Süden zu, wo der kleine Guaira-Fluß sich wie ein silbernes Band entlang windet, weist das Auge mit Vergnügen auf dem saftigen Grün üppiger, sich bis an den Horizont hinziehender Mais- und Zuckerröhren-Felder.

Im Norden stürmen sich die Küsten-Anden wie ein riesiger Gebirgswall auf. Ihre Kuppen und Spitzen sind noch umwogt von weißen Nebelschleiern, die allgemach, von den Sonnenstrahlen getroffen, zerflattern und zerfliegen. Als Herrscherin und Gebieterin in dieser ehrwürdigen Versammlung von Berggipfeln zeigt sich die 2700 m hohe silla de Caracas. Sie ward zuerst von Humboldt erstiegen.

Die zunehmende Hitze macht das Bedürfnis nach einer Erfrischung fühlbar. Seltsam, daß es in dem Lande, welches nächst Java den besten Kaffee producirt, mit vereinzelten Ausnahmen Kaffeehäuser eigentlich nicht giebt. In der kleinsten italienischen Stadt findet man mindestens ein Duzend von solchen Wässhütten — dagegen kann man sie in Venezuela mit der Laterne suchen und endet sie trotzdem nicht. So giebt es auch in der Restauration des Calvarien-Berges keinen Kaffee, sondern nur nordamerikanische drinks (cock-tail, mint-julop u. s. w.) und deutsche Biere. Eine Flasche dieses unzeres National-Getränkcs auszustechen, gehört mit zu den Sonntags-Vergnügungen der Bewohner von Caracas, und so finden wir denn bereits einzelne caballeros, wie ganze Familien, dieser edeln Beschäftigung hingegeben. Billig kann das Vergnügen freilich nicht genannt werden, denn die Flasche Münchner Bier kostet zwei Bolivares (1 Bolivar = 1 Franc).

Langsam schlendern wir in die Stadt zurück. Es ist jetzt die Stunde der Messe gekommen, — die Andächtigen strömen den Kirchen zu. Die jüngere Damenwelt entwickelt große Eleganz in der Toilette, — sie giebt, um mit Goethe zu sprechen, „sich und ihren Kuß zum Besten“. Zu bedauern ist es, daß die französischen Damenmoden auch hier Eingang gefunden haben. Der materische Rebozo (das um den Kopf gelegte weiße, mit Spitzen verzierte Schleiertuch) wird immer mehr durch die geschmacklosen Pariser Hut-Formen verdrängt. Gegen elf Uhr beginnt sich die fashionable Herrenwelt der Hauptstadt auf der Plaza Bolivar einzufinden, — trotz der jugendlichen Hitze im schwarzen Tuchrod, auf dem Kopfe den untadelhaften, spiegelblanken Cylinder.

Die Plaza Bolivar, so genannt nach dem Befreier Venezuelas, Colombias und Ecuador's vom spanischen Joche, bildet so recht eigentlich, im lokalen wie idealen Sinne, das Herz der venezolanischen Capitale — man kann sie in dieser Hinsicht mit dem Stephansplatz in Wien oder mit dem Domplatz in Mailand vergleichen. In ihrer Mitte erhebt sich ein überlebensgroßes Reiterstandbild des obengenannten Helden, das sorgfältig gepflegte Blumenbeete umgeben. Die Fülle tropischer Gewächse, die hier sichtbar, wirkt fast verwirrend auf den Neuling. Da glühen die großen, dunkelrothen Mützen der Flor de Mayo und die korallenrothen der Granaten, da zeigt sich der myrtenähnliche, kugelförmig wachsende Cotopri, da erblüht man die purpurfarbigen Wälder des Forágnas turco (türkischen Regenschirmes), da verbreitet die prächtige weiße Blume des Azahar de la India herüberduftenden Wohlgeruch, da wölbt der weithin Schatten spendende Mangobaum seinen Blätter-Paldachin, da duften Orangen-Blüthen, da begegnet das Auge wunderbar geformten Orchideen, da leuchtet die weiße und rothe Corazon-Blume, da öffnet sich der Kelch der Cayena! Wer kann all diese bunten Kinder Floras kennen, sie alle aufzählen!

Am Sonntag Vormittag repräsentirt die Plaza Bolivar das Stelldichein aller Derzigen, die sich zu den „Löwen der Gesellschaft“ rechnen. Man erörtert die neuesten Vorfälle der

chronique scandaleuse, debattirt über die Fluctuationen der Kaffeepreise, theilt sich gegenseitig die Verluste und Gewinne im Spiele mit, und beschäftigt sich eingehend mit der Landespolitik.

Gegen zwölf Uhr hat die Börse der Lebemänner auf der Plaza Bolivar ihr Ende erreicht — es winkt das almuerzo, das Frühstück. Bei den Venezolanern hat sich die sybaritische Gewohnheit eingenistet, daß man zweimal zu Mittag speist. Die beiden Mahlzeiten unterscheiden sich eigentlich nur durch den Namen von einander: die erste, die nach elf Uhr eingenommen wird, heißt almuerzo; die zweite, zu der man sich gegen fünf oder sechs Uhr Abends niederlegt, heißt comida (Mittagessen). Bei beiden besteht das Menu aus Suppe, verschiedenen Fleischgerichten, einem Dessert von Früchten und einer Tasse sehr starken schwarzen Kaffees. Doch halt, ein Unterschied ist zwischen almuerzo und comida dennoch vorhanden: bei dem ersteren darf niemals die san cocho fehlen, eine Fleischbrühe, in welcher allerhand tropische Gemüse, an deren Namen und Art sich der Europäer erst gewöhnen muß, gekocht werden. Als die merkwürdigste und zugleich wohl-schmeckendste Species unter diesen Gemüse präentirt sich die Aguacate, eine vegetabilische Butter, die auch ganz die hochgelbe Farbe der aus Milch gewonnenen besitzt.

Da wir zum Almuerzo bei einer befreundeten Familie geladen sind, so können wir auch nach dieser Richtung hin unsere Erfahrungen über das Sonntagsleben in der venezolanischen Hauptstadt bereichern. Innerhalb der vier Wände speist man in diesem tropischen Klima übrigens nicht, sondern im offenen Patio des Hauses.

Man hat in Venezuela die maurisch-südspanische Bauart, die ihrerseits wieder der afrömischen ähnlich ist, angenommen. Dieselbe läuft darauf hinaus, daß sich alle Räume des Hauses um einen quadratischen, offenen Platz oder Hof, den Patio, gruppiren. Ihn umgiebt auf allen vier Seiten eine von hölzernen Säulen getragene Veranda, auf die sich sämtliche Zimmer und Wirtschaftsräume öffnen. Hier spielt sich das ganze innere Leben des Hauses ab — hier tummeln sich die Kinder, nähern oder stiden die Töchter, empfängt man Besuche, nimmt man die Mahlzeiten ein.

Sieht der Fremde die unscheinbaren, geradezu ärmlich zu nennenden Hausfronten, so hält er den Schluß für gerechtfertigt, daß die Einwohnerzahl der venezolanischen Hauptstadt der Mehrzahl nach aus Proletariern bestehen müßte. Könnte er indessen in alle die freundlichen, von behaglicher Eleganz erfüllten Patios, zu denen von der Straße meist ein enger, dunkler, durch eine Flügelthüre abgeschlossener Gang führt, einen Einblick gewinnen, so würde er sich sagen, daß sein Urtheil ein sehr voreiliges gewesen.

Im schattigen Patio haben auch wir uns an die Frühstückstafel gesetzt. Dieje zielt heute, am Sonntag, ein mächtiger Blumenstrauß; auch die aufwartende schwarze Criada (Dienst-mädchen) hat durch ein sauberes, weiß und roth gestreiftes Kattunkleid sowie durch ein blaues Seidenband, das sie in ihre krause, schwarze Perücke geschlungen, Zugeständnisse an den Festtag gemacht. In culinarischer Beziehung begehrt man denselben durch ein lucullisches Dessert. Auf ein von der Dame des Hauses eigenhändig bereitetes dulces (Eingemachtes) aus Bananen folgen die köstlichsten Früchte: wunderbar aromatische Ananas (span. piñas) — frische Bananen, im Munde zerschmelzend wie Fruchtis — safttropende, fast überreife Apfelsinen — Rosenäpfel (pomorosas), von dem feinsten Rosen-Geschmace. Den eben aufgezählten Früchten reihen sich noch an frische, aus La Guaira von der Seeküste gekommene Cocosnüsse. Die Kinder ihrerseits werden mit einigen Stücken Zuckerröhren erfreut, welche langsam auszusaugen ihnen das größte Vergnügen bereitet.

Wir nehmen von unseren freundlichen Wirthen Abschied und stürzen uns von neuem in den Strudel des hauptstädtischen Lebens. Ebenso wie bei uns in Deutschland pflegt man auch in Caracas den Sonntag Nachmittags, nachdem man eine kurze Siesta gehalten hat, zu einem kleinen Ausfluge aufs Land zu benutzen. Da bieten sich vor allem zwei beliebte Zielpunkte dar: die kleine Ortschaft El Valle und das liebliche Animano.

Nach dem im Südwesten der Hauptstadt gelegenen El Valle führt eine 5 1/2 km lange Localbahn, die — charakteristisch für hiesige Verhältnisse! — den Betrieb nur mit einer einzigen Locomotive bewerkstelligt. Wird die Maschine zeitweilig schadhaft, so werden die Fahrten eingestellt. Der Miniatur-Bahnhof der in Rede stehenden Linie liegt am südlichen Ende von Caracas, dort, wo den Guaira-Fluß eine eiserne Brücke (puente de hierro) überjeht. Hier muhet uns die Gegend an, als seien wir in ein liebliches Frühthal Süddeutschlands oder Oesterreichs verjeht: der Guaira strömt zwischen leicht sich senkenden, mit Rosen und Gebüsch bewachsenen Ufern dahin, von denen aus sich ein malerischer Blick auf die im Norden sich erhebende Bergkette erschließt. Nur eine Reihe stattlicher Königspalmen, die umweit der Brücke so fernzengerade aufstrebten, als sei ihr Wachsthum mit dem Bleistich geregelt worden, zerstört unsere Illusion und erinnert daran, daß wir uns in Wirklichkeit unter dem glühenden Himmel der Tropen befinden.

Animano bildet die erste Station auf der von unseren deutschen Landsleuten nach Valencia, der zweitgrößten Stadt der Republik, in Angriff genommenen Bahn.

Von dem Thurme der Kathedrale von Caracas hat es sechs Uhr geschlagen — in den meisten Privathäusern ist man eben von der comida aufgestanden —, die Sonne neigt sich zum Untergange.

Wenn der Fremde um diese Zeit die Straßen der venezolanischen Hauptstadt durchwandert, so wird er überall hinter den weit ausgehogenen Fenstergittern junge Mädchen in elegantem Anzuge, das aufgelöste Haar mit Blumen durchflochten, bemerken, welche mit kritischen Blicken die Vorübergehenden mustern und nichts darin zu finden scheinen, wenn man auch ihre Gestalt und Physiognomie einer flüchtigen Prüfung unterwirft. In diesem Paradejeher der schönen Caraqueñas erblüht man hier nichts Anstößiges. Besonders des Sonntags verjäumt es keine Scöorita, sich in full dress am Fenster ihres elterlichen Hauses zu zeigen — verjäumt es andererseits auch kein junger Mann, den ihm bekannten Damen an den Fenstergittern seine Aufmerksamkeit zu machen und mit ihnen ein längeres oder kürzeres Zwiegespräch zu halten.

Nun kommt die Nacht und breitet ihren Sternemantel über Thal und Berge, in den Straßen blühen die Gasflammen auf, aus der Ferne dringen animirende Musiklänge an unser Ohr. Sie kommen von der Plaza Bolivar her wo jeden



Sonntag Abend eine gutgeschulte Militär-Musikkapelle concertirt.

Uns umfängt der ganze Zauber einer warmen, balsamischen Tropennacht. Die Blumen hauchen berauschende Düfte aus, große Leuchtfläker (cocuyos) ziehen in der Luft ihre feurigen Linien, hehr und feierlich steigt am Himmel das Kreuz des Südens herauf. Die Musik spielt eben den Sängermarsch aus Wagners „Tannhäuser.“

Nachdruck verboten.

Die humoristische Dichtung und die Frauen.

Von C. Marquart Sauer.

Meine lebenswürdige Schülerin hatte sich darauf gefreut, den Don Quixote mit mir in der Ursprache zu lesen. „Man sagt, die Abenteuer des sinnreichen Junkers von La Mancha seien ein humoristisches Meisterwerk ersten Ranges, und da alle Welt es behauptet, so wird es wohl auch so sein“ — meinte sie. — „Bis jetzt habe ich das Buch nur in der französischen Uebersetzung gelesen, muß Ihnen aber gestehen, daß ich mich dabei stellenweise gelangweilt habe.“

„Beim Don Quixote gelangweilt? Wie ist das möglich?“ „Wahrscheinlich, weil der Hauptreiz durch die Uebersetzung in die fremde Sprache verloren gegangen ist. Deshalb freue ich mich, das Werk nun im Original zu lesen.“

Meine Schülerin war, oder ist vielmehr eine hochgebildete Dame, gründlich vertraut mit der deutschen, französischen und englischen Literatur, empfänglich für alles Schöne, frei von jeder Affectation und durchaus selbständig in ihrem Urtheile. Um so mehr befremdete mich ihr Ausspruch; daß der Reiz des unsterblichen Werkes in der Uebersetzung so ganz und gar abhanden gekommen sein sollte, konnte ich mir nicht recht denken. Ich ließ die Sache vorläufig auf sich beruhen, und wir begannen unsere Lectüre.

Da meine Schülerin den Inhalt des Romanes bereits kannte, so wählte ich jene Kapitel des zweiten Theiles, bei denen der Humor am kräftigsten zu Tage tritt, ohne daß man im Zeitgeschmade liegende Derbheiten mit in den Kauf zu nehmen braucht.

Ich hatte den Don Quixote seit Jahren nicht wieder gelesen. Die Scenen im Hause Don Diegos de Miranda, jene mit dem Löwen, die im Schlosse des Herzogs, die Sprichwörterstich der wackeren Sancho, seine Unterhaltungen mit der Herzogin u. s. w. wirkten auf's Neue mit voller humoristischer Kraft auf mich. Dagegen merkte ich, daß die Wirkung auf die Leserin eine weit geringere war. Nur selten spielte einmal ein Lächeln um ihre Lippen, und oft genug hatte sie sogar mit einem schwer unterdrückten Gähnen zu kämpfen.

„Nun, wie gefällt Ihnen der Don Quixote im Original?“ fragte ich.

„So so! Ehrlich gestanden, ich begreife nicht, wie man sich für die Geschichte begeistern kann. Der Held ist ja doch nur ein Geisteskranker, und alle seine Handlungen sind die eines Berrückten.“

„Die Worte des Cardinals von Este, als ihm Ariosto seinen Orlando furioso vorlas!“ dachte ich bei mir. „Wo um des Himmels Willen, Meister Ludovico, habt Ihr nur alle diese Tollheiten zusammengefunden!“

„Sagt nicht Lord Byron in seinem Childe Harold: Cervantes smiled Spain's chivalry away?“ — fuhr meine Schülerin fort. — „Glauben Sie wirklich, daß das spanische Ritterthum durch solche Trivialitäten fortgelächelt werden konnte?“

„Byrons Wort ist eine jener blendenden Phrasen, die gleich einer schillernden Seifenblase zerplatzen. Mit Spaniens Ritterthum hat der Don Quixote nichts zu thun. Seine Bedeutung liegt in dem wunderbaren Humor.“

„Humor? Ich kann in dem Allem weder etwas Komisches noch etwas Witziges finden. Der arme Narr bringt sich und seinen einfältigen Sancho in allerlei Fatalitäten, hält absurde Reden, wird verspottet und geprügelt. Was ist dabei Witziges und Komisches?“

„Berzählen Sie! Witz, Komik und Humor sind zwar verwandt, im Grunde aber doch verschiedene Dinge. Das Buch ist weder witzig noch komisch, sondern humoristisch.“

Meine Schülerin sah mich betroffen an. Ich suchte ihr den Unterschied darzulegen und verwies dabei auf einige der hervorragenden humoristischen Schöpfungen der Literatur, wie Shakespeares „Falstaff“, Sternes „Dunkel Tobias“, Reuters „Entpeltter Bräutigam“, Thaderays „Major Bendennis“, Dickens „Pickwick“, „Capitain Cuttle“ und „Toots“, die ihr alle bekannt waren. Aber keine dieser Gestalten fand Gnade vor ihren Augen. Major Bendennis war ein alter Wed, Falstaff ein gemeiner, wüster Trunkenbold, Capitain Cuttle und Toots ein Paar Schwachköpfe, Mr. Pickwick ein großes Kind und Bräutigam ein bäuerlicher Grobian. Sie liebte es, mit ihrem eigenen Kopfe zu denken. Dabei besah sie, was nur wenige Leute besitzen, den Muth, ihre Meinung frei heraus zu sagen.

Je länger wir über den Gegenstand sprachen, desto weiter gingen unsere Ansichten auseinander.

„Ich fürchte, wir verstehen uns immer weniger!“ meinte sie zum Schluß. „Wenn Sie Recht haben, — und als Fachmann müssen Sie natürlich Recht haben“ — setzte sie lächelnd hinzu „dann bin ich eben eine Person, welcher absolut das Verständniß für das fehlt, was Sie Humor nennen!“

Das Wort frappirte mich auf's Höchste. Wenn sie von mangelndem „Verständniß“ sprach, so meinte sie damit selbstverständlich nur die Empfänglichkeit für den Genuß des Humoristischen; denn daß von einem mangelnden sachlichen Verständnisse nicht die Rede sein konnte, bedarf keiner Erwähnung.

Eine ähnliche Erfahrung, wie mit meiner geistvollen Schülerin in Prag, habe ich im Laufe der Zeit noch bei so mancher anderen, gleichfalls sehr gebildeten Dame, die und da wohl auch, wenn gleich in geringerem Maße, bei Männern gemacht, wobei freilich nur Wenige den Muth hatten, den mangelnden Sinn für die Schöpfungen des echten Humors so unumwunden einzugestehen.

Daß das weibliche Geschlecht in der Empfänglichkeit für Poesie, wie für das Schöne überhaupt, dem männlichen überlegen ist, steht außer Frage. In der Begabung für das

poetische Schaffen zeigt sich dagegen schon ein bemerkenswerther Unterschied. Was die lyrische, d. h. die eigentliche Gefühl-Poesie betrifft, halten sich beide Geschlechter so ziemlich das Gleichgewicht, denn die Literaturgeschichte verzeichnet lyrische Dichtern ersten Ranges, und auf dem Gebiete des Romans, des Epos der Gegenwart, ist die weibliche Production heute eine sehr ausgiebige; dagegen tritt sie im eigentlichen Epos völlig zurück, etwas weniger im Drama. Gänzlich aber mangelt sie in der humoristischen Dichtung. Nicht eine einzige weibliche Humoristin hat die ganze Weltliteratur aufzuweisen, ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß der Humor und die Frauen nicht, oder nur in sehr geringen wahlverwandtschaftlichen Beziehungen zu einander stehen.

Nun ist es eine höchst auffällige Erscheinung, daß auch die gesammte Literatur des klassischen Alterthums den Humor nicht kennt. Es scheinen somit, trotz des ungeheuren Unterschiedes der Zeit und der Verhältnisse, gewisse wahlverwandtschaftliche Züge zwischen der Weltanschauung der Frauen und derjenigen des Alterthums zu bestehen.

Die Weltanschauung der Alten war eine ruhig heitere, innerlich ausgeglichene, auf dem Cultus des Schönen beruhende und in Diesseits wurzelnde. Daher die vollendete Schönheit und plastische Ruhe ihrer geistigen Schöpfungen. Mit dem Christenthum kam jedoch ein gewaltiger Riß in die Welt. Es verwies den Menschen vom Diesseits auf's Jenenseits, vom Irdischen und Zeitlichen auf's Ueberirdische und Ewige. Damit tauchte zugleich die Steyfs, der grübelnde, quälende Zweifel in den Herzen auf. Zwar verstand es die Kirche während des ganzen Mittelalters, jeden Zweifel an religiösen Dingen in soweit zu bannen, als sie Abweichungen von den feststehenden Glaubenslehren als Irreligion verdammt und mit den schärfsten Mitteln dagegen einschritt. Der Erfolg blieb jedoch im Grunde ein äußerlicher, denn sobald eine freiere Richtung Platz griff, traten auch die durch den Zweifel in der christlichen Weltanschauung geschaffenen Gegenjüge zu Tage. Nun beruht bekanntlich das Wesen des Humors auf einem Zwiespalte in der Weltanschauung, auf jenem ewigen Gegenjuge zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, der sich zwar niemals beheben, wohl aber durch Nachsicht mit der menschlichen Schwachheit verjöhnen oder wenigstens mildern und mit entsagender Ergebung in das Unabänderliche ertragen läßt. Die antike Weltanschauung kannte diesen Zwiespalt nicht. Deshalb blieb ihr das Wesen des Humors fremd.

Eine Vergleichung der Empfindungswelt der Frauen, d. h. ihrer Weltanschauung, mit derjenigen der Männer liefert den Beweis, daß bei dem weiblichen Geschlechte der Sinn für das Schöne und Parte ungleich reicher und tiefer ist, als bei dem männlichen Geschlechte. Da ferner die Frauen durch ihre gesellschaftliche Stellung im Großen und Ganzen weniger den unmittelbaren Berührungen mit den rauhen und harten Seiten des Lebens ausgesetzt sind, so besitzen sie in ihrem Denken und Fühlen, so lange die Leidenschaft sich nicht in's Spiel mischt, auch größere innere Ausgeglichenheit als die Männer. Außerdem finden sie in ihrem starken religiösen Gefühle in allen Lagen des Lebens einen festen Untergrund. Ungleich freier von Gegenjügen als die Weltanschauung der Männer, bietet somit die der Frauen in der That eine gewisse Analogie mit derjenigen des klassischen Alterthums, und hieraus erklärt sich, meines Erachtens, auch ihre geringere Empfänglichkeit für die Schöpfungen des Humors, dessen Wesen gerade auf den Gegenjügen des Lebens, auf dem ewigen Zwiespalte zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit beruht.

Bekanntlich beschränkt sich die Differenzirung der Geschlechter nicht auf die Individuen, sondern überträgt sich auch auf die Völker — selbstverständlich kann hierbei nur von den modernen Culturvölkern die Rede sein —, so daß man ebenso von männlichen und weiblichen Nationen, wie von männlichen und weiblichen Individuen spricht. Bei den germanischen Völkern herrscht das männliche, bei den romanischen das weibliche Element vor. Die slavischen nehmen derzeit noch eine Art von Mittelstellung ein. Vergleicht man nun die Zahl der humoristischen Dichter von anerkannter Bedeutung nach ihrer Nationalität, so ergibt sich ein gewaltiges Uebergewicht zu Gunsten der männlichen, d. h. der germanischen Völker. Fischart, Jean Paul, Hippel, Reuter, Shakespeare, Dickens, Thaderay, Carlyle, J. Karvel, Mark Twain sind Deutsche oder Anglo-sachsen. Spanien besitzt nur einen großen Humoristen, Cervantes, und Frankreich hat seinen Rabelais, den lustigen Priester von Meudon. Etwas günstiger steht es mit Italien, Ariosto, Machiavelli, Aretino, in neuerer Zeit haben Manzoni, Giusti verschiedene ausgeproben humoristische Gestalten geschaffen, ohne daß man sie jedoch deshalb humoristische Dichter im engeren Sinne des Wortes nennen könnte. Der geschlechtlich-psychologische Unterschied ist somit zugleich auch ein völkerpsychologischer.

Verloßt man die literarischen Strömungen unserer Zeit mit Aufmerksamkeit, dann kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Schöpfungen des echten Humors immer seltener werden, obwohl man keineswegs über Mangel an sogenannten „humoristischen“ Blättern und Schriften aller Art klagen kann. Was jedoch hier als „Humor“ auftritt, schlägt zumeist in das Gebiet des Wises, der Komik und der Satire, wobei die Flagge oft genug auch Waare von ziemlich bedenklicher Qualität deden muß. Abgesehen von der allgemeinen, vorzugsweise auf das Concrete und Praktische gerichteten Zeitströmung dürfte ein Grund des Zurücktretens der humoristischen Dichtung auch darin zu finden sein, daß heutzutage die Damen nicht nur die überwiegende Mehrzahl des sogenannten Lesepublicums bilden und dadurch einen durchaus nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die literarische Richtung der Gegenwart ausüben, sondern daß sie die Literatur zum nicht geringen Theile auch selbst machen, während die Männer, durch die gesteigerten Anforderungen des Berufes, durch die immer mehr anschwellende Fachliteratur, sowie durch die Politik allzusehr in Anspruch genommen, der schönen Literatur nur noch ein ziemlich bedingtes Interesse entgegenbringen. Der so lebhaft ausgeprägte Sinn der Frauen für das Schöne, Parte, Lustige und Romantische in der Poesie läßt sich aber durch so manches kornig Derbe, Bizarre und Absonderliche in den Schöpfungen des Humors wenig sympathisch angemuthet, und so sieht sich der wahrhaft humoristische Dichter auf ein verhältnißmäßig kleines Publicum angewiesen. Aussterben wird der Humor deshalb jedoch nicht, denn so lange der Entwicklungsgang der Menschheit sich in Gegenjügen bewegt, wird auch der Humor sowohl im Leben wie in der Literatur stets seine Stelle finden.

Nachdruck verboten.

Etwas vom Spiegel.

Von H. Dehmk.

Unter all den Luxus- und Gebrauchs-Gegenständen, mit welchen wir unser Leben, unser Haus auszuschnücken und beglücklich zu gestalten uns gewöhnt haben, giebt es wohl nur wenige, der sich eine so dominierende Stellung zu erringen gewohnt, wie der Spiegel, dieses unentbehrliche Haus- und Schmuckgeräth der civilisirten und uncivilisirten Welt, dieser aufrichtigste Freund der Frauen und — der Männer.

„Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Wie oft mag diese Frage schon an den unentbehrlichen und getreulichsten aller Rathgeber gerichtet worden sein von Groß und Klein, Alt und Jung, von Männlein und Fräulein! Schon der fallende Säugling hascht in naiver Freude nach dem glänzenden Glase, das ihm sein rosiges Gesichtchen entgegenhält. Glückselig lächelnd tritt die Braut noch einmal vor den zierlichen, blumenumwundenen Toiletten-Spiegel, ehe sie dem Geliebten entgegensteht. Siegesgewiß läßt die ihrer Schönheit bewusste Ballkönigin ihr glänzendes Bild aus der hohen Pyhche zurückschauen. Mit einem langen Seufzer wendet sich die alternde Kokette von dem vertrauten Freund, der ihr so schmerzlos das Schwinden ihrer lange und mühsam gepflegten Reize enthüllt. Doch nicht nur die Frauen betrachten den Spiegel als ihren verschwiegeneften Freund, denn sie jedes Geheimniß anvertrauen. Auch die Heteren der Schöpfung können das leuchtende Glas nicht entbehren.

Aber nicht allein als ein unentbehrliches Toiletten-Requisit hat der Spiegel von jeher eine große Rolle gespielt, sondern auch als ein belebender und schmückender Bestandtheil unserer Wohnräume. In der Hütte wie im Palast, in dem schmalen Kämmerlein der Dorfgeschen, wie in den kostbaren Gemächern der Weltkame, überall macht der Spiegel seine Herrschaft geltend. Ein Gemach ohne Spiegel gleicht einer Landschaft ohne Wasser.

Außer seinem Gebrauch als Toiletten- und Decorations-Object dient der Spiegel auch den schönen Künsten und der Wissenschaft. Schon Demosthenes, der größte Redner des Alterthums, übte seine Reden vor dem Spiegel ein, und so geschieht es noch heute. Bedeutende Rhetoren, wie z. B. Ferdinand Lassalle, hielten ihre Reden zuerst vor ihrem Spiegelbilde. Der große Mäme, die gottbegnadete Sängerin, die graziose Tänzerin, Alle, die auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu erscheinen berufen sind, brauchen den Spiegel, um jede Miene, jede Geberde, jede Pose auf das Genaueste vor diesem strengen, aber ehrlichsten aller Kritiker zu studiren.

Was sollte die Wissenschaft, vor Allem die medicinische, wohl beginnen ohne den Spiegel, dieses einzige Hülfsmittel bei der Untersuchung wichtiger Organe, wie des Auges, des Ohres, des Kehlkopfes! Im Weiteren dient der Spiegel zur Vervielfältigung von Bildern, zur Erhellung dunkler Räume mittelst reflectirenden Lichtes, zur Erlangung optischer Täuschungen, Gespenster-Erscheinungen auf der Bühne, ferner zu wissenschaftlichen Zwecken in der Astronomie, Physik u. s. f.

Der Gebrauch des Spiegels ist uralt. Leider giebt uns keine Schrift des Alterthums, kein Geschichtswerk darüber Auskunft, wem wir die Erfindung desselben verdanken, und so müssen wir Mutter Natur wohl als Diebin ehren, die den Menschen zuerst darauf gebracht hat, Spiegel herzustellen.

Der rinnende Bach, eine Quelle, ein See, das waren die ersten Spiegel, in welchen die Göttinnen, Schächerinnen und andere unterirdische Schönheiten ihre Reize bewunderten.

Der alte, noch heute herrschende Aberglaube, wonach eine Selbstbespiegelung im Meere den baldigen Tod zur Folge haben soll, hat wohl seinen Ursprung in der Sage vom Kartlijos, dem Sohne des Flusgottes Aephissos, einem wunder schönen Jüngling, der sich beim Anblick seines Bildes im Wasser so befiß in sich selbst verliebte, daß er vor Sehnsucht nach seinem eigenen Bilde verschmachtete, worauf auf der Stätte seines Todes die nach ihm benannte Blume aufspröß.

Trotzdem die Glastechnik im Alterthum bereits hoch entwickelt war, ist sie doch nicht auf die Herstellung von Glasspiegeln verfallen. Plinius berichtet zwar von Glasspiegeln, die in Sidon, einer der industriereichsten Städte jener Zeit, erfinden sein sollen, doch aller Wahrscheinlichkeit nach hat es sich blos um ein verunglücktes Experiment gehandelt. Die Erfindung der Glaspiegel datirt erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Borden waren die Spiegel aus Metall. Indeß erzählen die alten Schriftsteller auch von Steinarten, welchen man durch eine besondere Behandlung eine spiegelähnliche Beschaffenheit zu verleihen wußte. Doch wurden diese Spiegel mehr zu Decorations-Zwecken, wie zum gewöhnlichen Haus- und Handgebrauch verwandt. Sehr beliebt zur Decoration von Prunkgemächern, Hallen u. s. w. waren Spiegel aus Obsidian (Lavadglas) oder schwarzem, blauem oder grünem isländischen Achat. Dann wird auch berichtet von Spiegeln aus Smaragd, unter welchem die Alten jedoch auch den grünen Jaspis, grünes Glas u. s. w. verstanden.

Der römische Kaiser Domitianus ließ die ganzen Wände seiner Hallen und Gemächer aus Phengit, einer Glimmerart mit metallartigem Perlmutter-Glanz, ausführen, um auf diese Weise Jeben, der hinter ihm weilte, genau beobachten zu können.

Im Allgemeinen wurden jedoch die Spiegel des Alterthums aus Metall gefertigt. „Erz ist der Spiegel der Gestalt — Wein der Spiegel der Bestimmung“ — jagt schon Aeschylus, der große griechische Tragiker.

Je mehr nun die Menschen sich mit der Bearbeitung der Metalle beschäftigten, einen um so größeren Umfang nahm auch die Spiegel-Fabrication an, so daß es bei den Egyptianern und Jüdinnen sehr bald zum guten Ton gehörte, beim Gottesdienste mit Spiegeln zu erscheinen.

Bekanntlich ließ Moses das eiserne Becken, welches als Handfaß einen Bestandtheil des Tempels bildete, aus Spiegeln anfertigen, die er den vor der Stiftshütte weilenden Frauen abgenommen.

Wenn man nun auch in den Uebersetzungen aus jener Zeit von den verschiedensten Metallen, Gold, Kupfer, Messing u. s. w. erzählt, so war es doch in erster Linie das Silber, welches man zur Spiegel-Fabrication verwandte. Dies geschah jedoch nicht aus Gründen der Eleganz, sondern einfach deshalb, weil man das Silber am besten zu bearbeiten verstand. Diese silbernen Spiegel wurden mit der Zeit so allgemein, daß, wie



Plinius berichtet, „jede Magd einen silbernen Spiegel haben muß.“

Was die Form dieser Silberpiegel anlangt, so hatte man schon damals runde, ovale und vierkantige Spiegel. Auch waren bereits alle Größen-Verhältnisse vertreten, und in der römischen Kaiserzeit gab es bereits Spiegel in Manneshöhe, wahre Kunstwerke an Pracht und Kostbarkeit.

Das Kunsthandwerk fand bei der Spiegel-Fabrication reichlich Gelegenheit, sich selbstthätig zu betätigen, da die Griffe der Handspiegel häufig mit den kostbarsten Verzierungen versehen wurden, während die Rückseite mit kunstvollen Gravirungen von Gegenständen aus der Mythologie geschmückt ward.

Der Gebrauch der Spiegel artete bei den prunkfüchtigen Römerinnen sehr bald in einen solchen Luxus aus, daß der heilige Chrysostomus in einer seiner Predigten zu dem Klageruf veranlaßt wurde, daß die Diener am Ende nichts weiter mehr zu schaffen hätten, als zum Spiegelmacher zu laufen und nachzufragen, ob die Silberpiegel der Herrin noch nicht fertig seien. Schließlich ward die Nachfrage nach dem beliebtesten Schmudgeräthe so bedeutend, daß eine eigene Kunst der Spiegel-Fabricanten, das Collegium speculariorum, entstand.

In den Häusern, auf den Straßen, in den Festräumen, überall wurden Spiegel angebracht, Trinkgefäße, silberne Schalen, Vasen und andere Schmudgeräthe wurden mit solchen versehen. Ganze Gemächer wurden mit ihnen ausgestattet. Dichter befangen das Ankleidezimmer der Venus, welches vollständig mit Spiegeln ausgestattet war.

Herumziehende Gaukler und Taschkünstler bemächtigten sich des Spiegels zu ihren wenig lauderen Zwecken. Wahrsager und Zauberer benutzten die Dummheit und Leichtgläubigkeit des Volkes, um ihm aus der polirten Fläche des Spiegels die Zukunft zu enthüllen, wie ja überhaupt der Zauber Spiegel lange Zeit eine Rolle gespielt hat. Bekannt ist auch die Mär von dem Weltspiegel Alexanders des Großen, in welchem man den Himmel mit Sonne und Mond und den sieben Planeten, sowie überhaupt alles Verborgene der Erde schauen konnte.

Die Kunst, Zinn mit Quecksilber zu amalgamiren und damit Glastafeln zu belegen, hat in Murano bei Venedig, einem durch seine Perlen-Industrie berühmten Orte, ihren Ausgangspunkt. Von dort aus ging sie nach Böhmen, und fand besondere Verbreitung in Bayern und Frankreich. In Deutschland nahm sich Nürnberg der Spiegelmacherei mit Erfolg an. Die „Nürnberger Ohrenaugen“, erhabene Spiegel von nur kleinem Umfange, die aber ein außerordentlich scharfes Bild zurück strahlten, verbreiteten sich bald über die ganze Welt.

Die Erfindung des Gießens der Spiegel verdanken wir einem Franzosen Thevart, wie denn auch in Paris die erste Spiegelgläserei entstand. Im weiteren Fortschritt der Jahrhunderte hat sich diese bedeutsame Industrie immer weiter vervollkommen und steht jetzt bei allen Culturvölkern in hoher Blüthe.

Von Interesse für die Frauen wird es sein, daß es eine Zeit lang modern war, die Kleider, Gürtel, Schuhe u. s. w. mit Spiegeln zu besetzen. Sehr lange gehalten hat sich diese Spiegeltracht allerdings nicht. Nur im Orient soll sie eine geraume Zeit an der Tagesordnung gewesen sein. Dort, besonders bei den Persern, haben sich auch die Metallspiegel am längsten erhalten.

Nachdruck verboten.

Ilka von Pálmay.

Von Heinrich Glücksmann.

Mit einem Portrait.

Hübische Schauspielerinnen haben niemals Talent! Es war ein gar kleiner Schopenhauer unter den großen Theater-Kritikern, der diese Regel aufstellte, welche mehr dem Griesgram, als der helläugigen Erfahrung entsprochen zu sein scheint. Scheint, denn bei sorgfältiger, unparteiischer Prüfung der Verhältnisse wird auch die zu freundlicherer Anschauung geneigte Kritik jene Regel des Pessimismus gelten lassen und wird nur, sich selbst zur Tröstung, konstatiren, daß sie, wie jede Regel, ihre Ausnahmen hat, — daß es auch hübsche Schauspielerinnen giebt, welche nicht der Trieb der Kosterie, sondern wirklich eine innere Macht, das Bewußtsein ihrer Berufsbahn zur Bühnenlaufbahn drängt. Und wer wäre nicht geneigt, einen ersten Platz in der Reihe dieser löblichen Ausnahmen der Künstlerin von der schönen blauen Donau zu gewähren, der Soubrette Ilka von Pálmay, die nun als Ueberläuferin in Berlin heimisch zu werden gedenkt?

Es war wirklich nicht ihre äußere Erscheinung, die Ilka Pálmay bestimmte, sich dem theatralischen Berufe zu widmen. Sie ist als Tochter eines ungarischen Gutsbesizers zu Ungvár geboren und wurde in Kaschau im Kloster erzogen, fromm, weltfremd, wie ihre Mamsell Nitouche, in der sie thätigst ein Stückchen eigener Vergangenheit belebt. Sie war gelegentlich eines Ferienbesuches einmal begeistert und hingebungsvoll genießende Zuschauerin der Vorstellung einer elenden Wandertruppe gewesen, und von diesem Augenblicke ab folobdirte ihr der Theaterdämon durch Hirn und Herz und war nicht mehr zu bannen. In's Kloster zurückgekehrt, mimte sie den Unterrichts-Genossinnen allerlei frei erfundene Solo-Komödien vor und erweckte insbesondere die unbändige Heiterkeit, wenn sie die Eigenthümlichkeiten im Wesen der Vorleserinnen und der Schwestern in parodistisch-drolliger Uebertreibung nachahmte. Die frommen Frauen verstanden keinen Spaß, und die kleine Ilka erntete die Ausweisung aus der Klosterschule als den ersten Erfolg ihrer schauspielerischen Begabung.

Sie wurde dabei übel empfangen, ihr Vater nannte sie eine ungerathene Tochter, und sein Born wuchs, als sie ihm ihre Absicht mittheilte, Schauspielerin zu werden. Er glaubte, das Mädchen wäre wahnsinnig geworden, und brachte es in die Einsamkeit eines mitten im Flachlande gelegenen Edelhofes, zu einer alten, grillenhaften, mit Empfindungen, Ansichten und äußerem Gebahren in einer längst vergangenen Zeit lebenden Tante, von welcher er hoffte, daß sie das Kind auf andere Gedanken bringen würde. Aber er täuschte sich. Ilka drohte,



Ilka Pálmay

Nach einer Photographie des Dr. Székely, Wien.

durchzugehen, wenn ihr die Erlaubniß, den Bühnenberuf zu ergreifen, länger vorenthalten würde; der Vater war dieser Energie gegenüber machtlos und führte denn die Kleine selbst zu einem Theatralen-Treiber, der in Kaschau Station gemacht hatte, in der Hoffnung, daß sie der „Komödiant“ für talentlos erklären würde. Er täuschte sich abermals. Der Director erkannte sogleich das Talent des jungen Mädchens, engagierte es sofort und über einige mißglückte Versuche im Tragischen hinweg machte das blutjunge Geschöpf rasch Karriere in ihrem eigentlichen Fache: dem der Spiel- und Gesangs-Soubrette. Nach kurzer Thätigkeit auf Provinzbühnen landete Ilka Pálmay — kaum achtzehn Jahre alt — in sicheren Hafen des Budapester Volkstheaters, wo sie sich bald neben Louise Blaha, der „Nachtigall der Nation“, eine erste Stellung errang.

Unleugbar hat ihr eine wohlwollende Natur den Weg geebnet: ihre ganze Erscheinung ist gewinnend, die Gestalt schlank, fein und von vollendeter Harmonie, das runde Gesichtchen wird in steter Lebendigkeit erhalten durch geistreiche, blühende Augen, ihre Stimme verfügt über alle Töne des Herzens, und ihr Lachen klingt wie das hellste Lachen-Staccato. Und wie weiß sie die Gottesgabe zu verwenden! Sie zieht ihr ganzes Wesen zur Wirkung heran, wird aber niemals aufdringlich und geschmacklos. Der Sprücheweser in ihr, die eigentliche Soubretten-Seele, wird von der Anmuth gebündigt; ein angeborener Egoismus verhindert sie, auch in der schrankenlosen Lustigkeit die Grenze des Schönen zu überschreiten. Sie bringt es fertig, die scheinbar schroffsten Gegensätze zu vermählen, anmuthig im Uebermuth, zurückhaltend in der Ausgelassenheit, gracios im Grotesten, zimperlich fein im Verb-komischen zu sein.

Eine so geartete Individualität durfte es wagen, auf dem heißen Wiener Boden, dieser Stätte der glänzendsten schauspielerischen Erscheinungen jedes Genres, den Kampf mit den Erinnerungen an die genialste deutsche Soubrette, an Josephine Gallmeyer, aufzunehmen. Sie that es mit Zagen und Bangen, aber mit vollem Erfolge. Mit rastlosem Fleiße eignete sie sich die ihr fremde Sprache erstaunlich rasch an; sie beherrschte sie heute in Wort und Schrift, nur noch nicht im Ton, aber die magyarisirende Dehnung und Verweichlichung der deutschen Worte giebt ihrer Rede einen eigenthümlichen, pikanten Reiz. Ihre Landsleute, die sie ungerne „deutsch“ werden sahen, stellten diesem Uebergange ein böses Prognostikon; sie behaupteten, Ilka Pálmay wäre durch und durch Magyarin und bedürfte ihrer Mutterprache, um ihr volles Wesen, ihre ganze Kraft zu entfalten. Ilka Pálmay ist Magyarin und ist es auch als deutsche Soubrette zum Vortheile ihres Rollenfaches.

Ilka Pálmay gehört jetzt seit drei Jahren der deutschen Bühne an und zählt zu deren glänzendsten Erscheinungen. Das Genre, in dem sie wirkt, zählt in der bräuchlichen Auffassung nicht zu den bedeutendsten und höchsten der Schauspielkunst. Aber selbst wenn man nicht geneigt ist, wie beim Militär jeder Waffengattung, auch bei der Bühne jedem Genre seinen Selbstwerth zuzuerkennen, muß man Ilka Pálmay ernst nehmen und den hervorragenden Künstlerinnen an die Seite stellen. Sie hat in ihrer Mutterprache tragische Gestalten mit einer an die Weisheit der Duse leise anklingenden, detaillreichen Wahrhaftigkeit verkörpert und hat in Wien als junger Pierrot in dem pantomimischen Drama „Der verlorene Sohn“ Tausende erschüttert. In Ilka Pálmay, der „ersten“ deutschen Charmeuse, verbirgt sich eine große Tragödin.

Auf den Ernst ist denn auch ihre Innerlichkeit gerichtet. Sie ist im Stillen Dichterin und hat für einen intimen Kreis ein Büchlein Lyrik unter dem Titel „Aus wechvollem Herzen“ veröffentlicht, Grau in Grau gemalte Empfindungsbilder, tiefster Melancholie entflohen. Diese ist denn auch ein still verborgener, der Welt verborgener Grundzug ihres Wesens, ist der notwendige Niederschlag ihres unglücklichen Ehelebens. Fast noch ein Kind, hatte sie der stürmischen Werbung ihres Gatten nachgegeben. Er war ihr Regisseur,

der Allmächtige der kleinen Bühne, auf der ihr Talent seine ersten tappenden Schritte that, und dazu der Träger eines berühmten Namens, der Sohn des Dichters Szépliget, des ungarischen Laube. Diese Ehe wurde ihr ein Martyrium. Ihr Gatte hatte für das Scheitern seines kühnen Strebens, ein Messias des nationalen Schauspiels zu werden, im Alkohol Vergessen gesucht. Endlich brach bei dem Armen der Wahnsinn aus; er lebte noch einige Jahre im Irrenhause und starb im Delirium. Solche Erlebnisse müssen unversehbare Schatten in die Seele werfen und es begreiflich machen, daß Ilka Pálmays Gedichte den Titel führen: „Aus wechvollem Herzen“.

In lechter Zeit hat die Künstlerin auch einen Roman „Theaterdämlein“ verfaßt, der reich ist an interessanten Einzelheiten.

Nachdruck verboten.

Klage.

Gedicht von Ilka von Pálmay.

Aus dem Ungarischen von Heinrich Glücksmann.

Die Sonne sinkt und flieht geschwind,  
Weich weht und mild der Abendwind,  
Und wie er hinstreicht durch den Raum,  
Klingt es wie Seufzen aus dem Traum.  
Soll's meines Seufzers Echo sein?  
Mein tiefer Jammer fällt mir ein.

Das Böglein, das sich droben wiegt,  
Nach hellern, schönern Fluren fliegt;  
Sein Lebewohl so traurig schallt,  
Und traurig es ihm widerhallt.  
Soll's meines Liedes Echo sein?  
Mein tiefer Jammer fällt mir ein.

Welch ist die Wiese, wüßt das Thal,  
Bewelkt, verdorrt die Blumen all,  
Kein süßes Knöspschen regt sich mehr,  
Kein grüner Halm bewegt sich mehr.  
Soll's meines Herzens Abbild sein?  
Mein tiefer Jammer fällt mir ein.

Ob' ist das Grab beim Hügel dort,  
Wie feuchten Thränen diesen Ort.  
Wem würde hier auch weh und bang?  
Den, der da ruht, vergaß man lang.  
Soll's meines Schicksals Abbild sein?  
Ich bin verwaist, ich bin allein!

Nachdruck verboten.

Die Braut.

Siehe das Bild auf Seite 65.

Eine Trennung vom Bräutigam! Fast jede Braut hat erfahren, welch ungeheuren Schmerz sie bereitet. Ein derartiges Scheitern haben wir auf dem Kollerischen Bilde unserer Nummer vor uns.

Der Maler führt uns in den Hof einer mittelalterlichen Burg, aus welchem toben Reiter und Fußvolk zu schlimmer Fehde ausziehen, da es wieder einmal dem bösen Nachbarn jenseit des Grenzstromes nicht gefallen hat, Frieden zu halten. Der Streit kam um so unerwünschter, als der junge Burggraf just in Bälde seine Hochzeit angeheißt, die jetzt, Gott mochte wissen, auf wie lange, verlagert werden mußte. Nun ist die Braut, das holde Töchterlein eines befreundeten Adlers, auf die Burg geholt, um während der Abwesenheit des jungen Grafen dessen greiser Mutter eine Stütze zu sein.

Die alte Frau hat sich oben im Gemach vom Sohne getrennt, die Braut aber ist mit hinuntergeleitet, um bis zur letzten Minute dem Geliebten in's Auge schauen zu dürfen. Auch er zögert. Er läßt das Häublein vorausbreiten und blickt den Knappen mit Helm und Lanze auf ihn warten. Nur noch wenige Minuten sind dem Paare vergönnt. Draußen schmettern die Drommeten, die Roffe stampfen muthig, und mancher der vorbeiziehenden Landsknechte wirft einen forschenden, mitleidigen Blick auf die Weiden: Gott sei Dank, er hinterläßt nichts, was ihm das Herz schwer zu machen vermöchte!

Redactions-Post.

Samschab, Rußland. — Die Verwendung gedruckter Briefmarken in China und Japan für das Tapeziren von Zimmerwänden ist eine Fabel, die nur durch eine gelegentliche individuelle Liebhaberei entstanden sein kann. Es giebt in fast allen größeren Städten Briefmarkten-Börsen, deren Vermittelung die Preisverhandlungen der Postwertzeichen feststellt werden. Wenn Sie sich selbst über den Marktpreis Ihrer ungeordneten Sammlung unterrichten wollen, empfehlen wir Ihnen den Postwertzeichen-Katalog der Gehr. Senf, Leipzig, den Sie durch jede Buchhandlung beziehen können. Im Uebrigen verweisen wir Sie auf ein Inserat der „Illustrirten Frauen-Zeitung“, Heft 6, laut dessen die Expedition unseres Blattes die Besorgung von Briefmarkten- und Couvert-Offerten unter der Chiffre Z. L. übernimmt.

Trues Herz in Volhynien. — Das Lebensglück eines jungen Mädchens von einer graphologischen Kunst abhängig machen, will uns zum mindesten bedenklich erscheinen. Aber wir haben keine Veranlassung, Ihren festen Glauben an die Handschriften-Kunde zu erschüttern. Wenn Sie ihn auf wissenschaftliche Grundlage stellen wollen, dürfte Langenbruch's Handbuch der Graphologie, Verlag von J. G. Schöner, Berlin, genügen.

A. R. in Widdau. — Die mit gefährlichem Wasser gefüllte Kugel, welche man neuerdings vielfach im Verein mit künstlichen Blumen decorativ verwendet, leidet ihren Ursprung allerdings von der weniger fahrsichigen Schuster-Kugel her, die dem Fußbetäubungs-Künstler zur Verstärkung der Leuchtkraft seiner Arbeitlampe dient. Uebrigens möchten wir auf Grund eigener Erfahrung bei Anbringung dieses modernen Zimmerschmucks zur Vorsicht rathen. Fällt Sonnenlicht auf die Kugel, so werden höchst wirksame Strahlen in einem Brennpunkte vereinigt, und die in diesem Punkte aufgeschichtete Wanne ist im Stande, leicht brennbaren Stoffen, zu denen Gardinen und sonstige Feinstoffe gehören, verhängnißvoll zu werden. Den Besitzern von künstlerisch verzierten Schuster-Kugeln wäre daher zu empfehlen, diese entweder an der Schattenseite aufzuhängen zu wollen oder aber, sie zur Mittagzeit mit einem Tuche zu verhüllen und dadurch diesen gefährlichen „Brandstiftern“ ihre Eigenschaft als Sammel-Linsen zu benehmen.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 10.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 14. Mai 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Junge Liebe.

Novelle von A. Trinius.

(Schluß.)

**A**m anderen Abend stand schon vor der angegebenen Stunde Franz Gabler am Grenzstein im Schatten des Waldes. Es war bereits dunkel; denn der Herbst war längst angebrochen. Abgemäht, müde und sonnegebleicht lagen Felder und Wiesen; die Buchenwälder leuchteten in Gelb und Purpur und auf den Bergmatten führte die blaßröthliche Zeitlose das Wort. Es war ein frischer Abend. Wenn der Wind über die Höhen pfliff, dann schauerte wohl der einsam der Geliebten Harrende unwillkürlich zusammen. Nachmittags hatte sich auf der Straße nach Frankenstein, wo heute Kirchweihfest begangen wurde, ein reges Treiben entfaltet. Jetzt aber lag sie still und menschenleer. Die Alten und Kinder hatten den Heimweg längst wieder angetreten, das junge Volk dagegen war vor dem nächsten Tagesanbruch kaum zurückzuerwarten.

Die Kirchturm-Uhr in Wernersroda hatte eben die siebente Stunde angeschlagen, als Franz Gabler eine eilende Mädchengestalt die Straße heraufkommen sah. Eine Minute später hing Thilde an seinem Hals und bedeckte seinen Mund mit verzehrenden Küssen.

„Endlich — endlich!“ flüsterte er.

„Ja, endlich, Franz!“ Und sie lehnte zitternd und müde ihr Haupt an seine Brust.

„Wo warst Du so lange? Warum kamst Du nicht?“

„Jetzt nichts davon!“ sprach sie leise. „Nur ein paar Augenblicke noch laß mich so ruhen. Ach, ich bin so müde, Franz!“ Still blieb sie an ihn gelehnt liegen. Er hielt sie stumm in seinen Armen und drückte die Lippen in ihr volles Haar. Es war so still um sie, daß sie fast meinten die Herzen schlagen zu hören. Endlich löste sie sich sacht aus seiner Umarmung.

„Franz!“ begann sie, und ihre sanfte Stimme bebte merklich. „Franz, ich habe Dir Etwas zu sagen. Aber versprich mir, ruhig dabei zu bleiben. Du siehst, ich bin es auch.“

„Du erschreckst mich, Thilde!“

„Wir wollen dankbar sein für das Glück, das wir in unserer jungen Liebe fanden. Einmal mußte es ja doch so kommen, wie es nun gekommen ist. Franz!“ Sie schrie auf und zog sein Gesicht dicht vor das ihrige. „Laß mich Dich noch einmal ansehen. Bald ist's ja vorbei, und ich sehe Dich nicht mehr.“

„Thilde!“ Er fuhr zurück.

Sie nickte traurig und langsam.

„So ist's, Franz! Gräme Dich nicht deshalb. Dir steht die Welt und die Zukunft offen. In ein paar Jahren ist Deine Thilde für Dich dann eine Todte. Alle Wunden heilen, sagt ja immer unser guter Pfarrer, wenn er droben am Gottesacker einem von uns das letzte Wort nachruft, alle Wunden, Franz, und auch alle Schmerzen. Ich sah es längst voraus und darum hatte ich Dich doppelt und heiß geliebt. Ich klammerte mich an Dich — — aber nun reißt man mich doch los von Dir, und Du und ich müssen zusehen und dulden, wenn uns auch dabei das Herz mit zerreißt. Franz! Mein Vater hat mich Dem versprochen, den ich verachte und hasse wie die Sünde. Ich will Dir nicht erzählen, was ich seitdem daheim erduldet. Allem Zureden setzte ich meinen Willen entgegen, allem Zorn und Drohen begegnete ich mit Standhaftigkeit. Auf den Knien habe ich Gott gebeten, Tag und Nacht, er solle Dich mir erhalten oder mich sterben lassen. Du siehst, ich lebe noch, wie wild auch der Schmerz in meiner Brust zuweilen wühlt. Ich hoffe immer noch von Tag zu Tag, und dieses Hoffen war bisher mein Stern, wenn mein Leben in Nacht und Dunkel vor mir zu versinken schien.“

Nun habe ich keine Kräfte mehr. Mein Vater hat mich geschlagen, mißhandelt, um unserer Liebe willen!“

„Thilde!“ Es klang wie ein Schmerzensschrei.

„Es ist so, Franz!“ sprach sie dumpf. „Die Hand durfte ich nicht gegen den Vater erheben — und ich war

auch schon zu schwach dazu. Kummer, Nachwachen und Schmerzen haben mich gebrochen. Und nun ist's aus, Franz!“

„Nicht aus — nicht aus, Thilde! Das darf nicht sein!“



Sonntagsruhe. Nach dem Bilde von Hans Fack. — Siehe Seite 80.

Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.



Sie schwieg einen Augenblick. Dann sah sie ihn tieftraurig an und sprach:

„Und was willst Du dagegen thun? Sag's mir doch!“

Er zuckte zusammen. Dann wandte er sich halb ab. Thränen rannen sacht über sein Gesicht. Aber kein Laut kam über seine Lippen. Still ergriß sie endlich seine matt niederhängende Hand und drückte sie warm und innig.

„Ich wußte dies von Anfang an, Franz!“ jagte sie leise. „Alles war ein schöner Traum! Du hattest Deine Thilde lieb, aufrichtig und innig, aber Du hast dabei niemals an die Zukunft gedacht. Und nun die Wirklichkeit ihr Recht fordert, siehst Du wie vor einem Abgrunde. Du siehst mich niedergleiten, aber Dein Arm ist nicht stark genug, mich zu retten. Schüttle nicht den Kopf. Ich klage Dich nicht an. Was sollst Du auch jetzt mit mir machen!? Und warten kann Deine Thilde nicht mehr. Wir waren glückliche, thörichte Kinder. Wir haben mit Feuer gespielt, das uns nun aufzuzehren droht. Wenigstens mich!“ setzte sie leise hinzu.

„Thilde!“ Er schrie es fast heraus und sank erschüttert vor ihr nieder. Er umschlang ihre Hüften und barg sein glühendes Haupt in ihrem Schoße. „Thilde! Du zerfleischest mir das Herz! Du machst mich elend und verächtlich vor mir selbst! Vielleicht findet sich doch noch ein Ausweg. Wir sind ja jung noch alle Beide. Nur warten — warten! Was soll ich jetzt thun — jetzt? Noch ein paar Jahre, dann kann ja Alles gut werden, Alles, Thilde!“

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Ich klage Dich nicht an, denn ich sah ja Alles voraus. Aber ich hoffe auch nichts von der Zukunft. Du täuschst Dich selbst, Franz! Deine Thilde könnte doch nie Deine Frau werden. Was für Augen würden die Deinen, Deine Freunde machen, wenn Du mit dem Bauernmädchen vor sie hintreten wolltest? Wir denken weiter wie Ihr und fühlen tiefer und schneller. Und selbst wenn Du's thun wolltest, und ich könnte warten, so würde ich's nicht thun. Ich, Franz! Hörst Du? Jeden Tag würde sich mein Stolz aufbäumen bei dem Gedanken, nur geduldet bei den Deinen zu sein. Und ein einziges Mal in Deinem lieben Gesichte das Gefühl der Verlegenheit über mich zu lesen, — das — das hielt' ich nicht aus. Nicht eine einzige Stunde! Alles dies hab' ich mir schon früher gesagt, aber ich fand nicht mehr die Kraft und den Muth, mich von Dir loszureißen. Deine Liebe war mir Lebensluft, Trost — die einzige Freude noch. Nun ist Alles aus. Sieh her!“ Sie schlug das weite Tuch zurück, das ihre Gestalt bisher verhüllt hatte. „Erkennst Du das Kleid? In diesem Kleide tanzte ich zum ersten Male mit Dir zusammen, nun will ich es heute zum letzten Male mit Dir thun. Noch einmal wollen wir glücklich sein — noch einmal, Franz, ehe wir für immer auseinandergehen.“ Sie lächelte matt, dann sank sie plötzlich wie gebrochen, unter Schluchzen und hervorstürzenden Thränenstrom, an seine Brust.

„Thilde — Thilde! Bergieb mir! Was soll ich thun?“

Die Thränen Beider vermischten sich. Lange standen sie so, Minuten unendlichen Jammers und herzbrechenden Leidens.

Thilde saß sich zuerst. Sie trocknete die Augen und versuchte wieder zu lächeln. „Sei gut, Franz.“ bat sie. „Ich bin ja noch einmal gekommen, mit Dir mich meiner Jugend zu freuen. Die Zeit vergeht. Komm, wir wollen hinüber nach Frankenstein. Ich sehne mich wie nie, noch einmal zu tanzen. Aber nur mit Dir heute, Franz. Und so lange als möglich! Dann tanzst Deine Thilde nicht mehr.“

Sie fuhr sich mit der Hand gegen die Brust.

„Du hast wieder Schmerzen, Thilde! Vielleicht solltest Du lieber nicht tanzen?“

„Laß mich, Franz! Nur heute — nur heute noch einmal.“ Sie hängte sich in seinen Arm und so schritten sie die Straße bergauf nach Frankenstein, durchwandelten die Dorfstraße, bis sie vor der hellerleuchteten Schenke standen. Franz Gabler blickte zuerst durch die Scheiben.

„Thilde,“ sagte er, „halb Wernersroda sitzt drinnen. Wird's Dir nicht daheim neue Vorwürfe einbringen, wenn man erfährt, daß Du mich allen Anderen vorgezogen?“

„Heut' ist mir Alles gleich, und wenn mein eigener Vater drinnen wäre. Es ist mein letzter Wunsch für dieses Leben. Wer will mir diesen streitig machen?“ Sie zog ihn die Steinstufen zum Hausflur hinan und drängte ihn zum Eingang des dichtgefüllten Tanzsaales. Ihr Tuch hatte sie bereits abgelegt und hielt es nun in der Hand. Jetzt erst, beim Scheine der Lampen, konnte der Provisor die Geliebte genau betrachten. Ein paar weiße Rosen zierten ihre Brust. Noch blässer aber, als dieser duftende Schmuck erschien heute das

Antlitz des Mädchens, in dessen Augen ein glühendes Feuer brannte, als die Musikanten auf der mit Fichtenzweig umschlungenen Tribüne das Vorspiel eines Walzers ertönen ließen. Im Nu hatte Thilde das Tuch einer am Eingang sitzenden Freundin zugeworfen. Selig und leicht wiegte sie sich in den Hüften, im nächsten Augenblicke schon schwebte sie mit dem geliebten Manne durch den Saal hin.

„Wir müssen die Zeit ausnützen, Franz!“ flüsterte sie.

„Thilde, die Thilde! Seht doch! Und wie sie heute tanzt! Ein schönes Paar! Aber wie blaß sie in seinen Armen hängt!“ So ging's plötzlich von Mund zu Mund. Erstaunen, Bewunderung und Mitleid prägte sich auf den Gesichtern der im Saale Anwesenden aus. Ein paar Tacte lang tanzten Beide ganz allein. Erst dann schien sich die Tanzgesellschaft von ihrer Ueberraschung zu erholen, um nun sich dem Paare zuzugesellen.

Als Franz Gabler einmal auf seine Tänzerin niederblickte, sah er ihre Augen dankbar zu ihm aufgerichtet. Ihre Wangen färbte ein zartes Roth.

„Wie glücklich machst Du Deine Thilde!“ flüsterte sie. „O, wer so fortanzten könnte sein ganzes Leben lang!“ Sie drängte sich für einen Augenblick zärtlicher, enger an ihn heran, und ein warmes, vertrauendes Liebeswort traf selig sein Ohr, während ihr süßer Athem ihn wunderbar erschauern ließ. Dann schien plötzlich eine verstärkte Kraft über sie zu kommen. Hingebend an seine Brust geschmiegt, riß sie ihn stürmisch mitten hinein in die wirbelnden Paare. Ihre Füße schienen kaum noch den Boden zu berühren, während sie sich mit jetzt halb geschlossenen Augen nach den bestreidenden Walzerklängen, halb der Gegenwart entrückt, wiegte. Dann deutete dem jungen Mann, zuweilen als müßten Flügel der lieben, rührenden Gestalt erwachsen, daß sie wie ein lichter, weißer Engel immer höher und höher aufstiege, durch Wolken und Aether bis in den Himmel. Da faßte auch ihn ein seltsamer Taumel, und wie er bisher noch immer der etwas zurückhaltende, zögernde Theil gewesen, so umschlang er jetzt noch fester ihren Leib und riß sie in feurigem Aufwallen aller Sinne, wie berauscht mit sich fort.

Und es entging ihr nicht. Ihr Mund streifte leicht küßend seine Wange und dann hauchte sie ihm bebend zu:

„Danke, Dank, Franz! Tanzen ist schön, so schön!“

Minuten verrannen. Dann klang die Musik aus. Der Apotheker hatte Thilde nach der rings um den Saal laufenden Wandbank geführt. Da sank sie erschöpft nieder. Aber ihre Augen leuchteten dankbar zu ihm auf, der vor ihr stand und mit stummer Liebe ihr in's erhitzte Antlitz schaute. Nun drückte sie ihm die Hand, indem sie ihm bittend zustimmte:

„Hol' mir mein Tuch von da drüben, bitte, Franz!“

Und als er ihren Wunsch erfüllt hatte, erhob sie sich plötzlich und sagte:

„Komm, wir wollen draußen einen Augenblick Athem schöpfen. Die dicke Luft hier benimmt mir den Kopf!“

Er wollte noch abwehren, doch sie schnitt ihm jede Erwiderung ab, indem sie ihren Arm in den seinen legte und ihn so mit zum Ausgang zog. Sie mußte heute eine besondere Macht auf ihn ausüben, denn willenlos ließ er sich von ihr geleiten.

Am Ausgang des Saales staute sich die Menge. Während neues Volk hereinströmte, drängte ein Theil der im Saal befindlichen Burschen und Mädchen zum Vorflur, an dem rechts ein Raum angrenzte, wo der Schenkstisch aufgeschlagen war und die vom Tanze erhitzten Paare wie auch älteres Volk sich an frischschäumendem Biere kräftig erquidten. Das Klappen der Deckelgläser, Stimmengewirr und Stuhl-rüden drang im wirren Durcheinander an das Ohr. Franz Gabler sah die Geliebte fragend an. Sie verstand ihn.

„Nicht hier hinein — hinaus! Ich muß frische Luft haben.“ Sie zog das Tuch fester um ihre Schultern und lenkte der Hausthüre zu.

In diesem Augenblicke stürmte wieder von der Straße her ein neuer Trupp tanzlustiger Menschenkinder herein. Noch ehe Thilde sich dessen recht bewußt wurde, sah sie sich plötzlich von der Seite ihres Begleiters getrennt. Zugleich aber vernahm sie eine laute, ihr wohl bekannte Stimme, welche den „Herrn Provisor“ lebhaft begrüßte. Als sie sich nun unter der Hausthüre umwandte, sah sie, wie der alte Oberförster vertraulich-liebenswürdig dem Geliebten auf die Schulter klopfte und dann vorwurfsvoll mit dem aufgereckten Zeigefinger der rechten Hand ihm drohte.

„Ich lasse mir nichts vorfunkeln, mein lieber Herr Provisor! Sie grollen uns und gehen andere Wege. Ei, ei!“

„Herr Oberförster, ich versichere Sie — —“

„Schon gut, schon gut! Kenne das! Wir nennen's Jägerlatein!“ — —

Thilde stand draußen vor der Thüre. Da sich aber auch hier ein Haufen junges Volk, darunter auch Kinder, angesammelt hatten, so überschritt sie die Straße und blieb erst wieder stehen, als sie gegenüber unter den Weiden hielt, die den vorüberfluthenden Gebirgsbach begrenzen. Die scharfe, erste Mondsilber strahlte am Himmel, dessen klare Sternenpracht eine kühle Herbstesnacht verkündete. Ein Frösteln überließ Thilde. Sie machte ein paar Schritte auf und nieder, blickte nach der Thüre der Dorfschenke, und als sie des Geliebten noch immer nicht ansichtig ward, wandte sie sich halb um und ließ ihre Augen über den vom Mondenschein und der großen Laterne der Schenke matt erhellten Bach schweifen, dessen Steingeröll hier und da aus dem Dämmerweben phantastisch hervortragte.

Vielleicht dreißig Schritte vor ihr schwang sich ein leichter, nur einseitig mit einem Geländer versehener Holzsteig über das plätschernde und heimlich gurgelnde Bergwasser. Da lösten sich aus der Gruppe Volkes vor der Schenkthüre zwei Kinder-Gestalten los, die ihren raschen Lauf auf die Brücke zu nahmen. War es kindliches Spiel oder die Folge eines kleinen Zwistes: die kleinere Gestalt, ein Mädchen, stürmte im Fluge voran, mit drohenden Worten von einem ungefähr zwölf-jährigen Knaben verfolgt. Die Kleine hatte soeben die Mitte der Brücke erreicht, als sie sich noch einmal nach ihrem Verfolger umwandte. Da sie ihn aber dicht hinter sich erblickte, zögerte sie einen Augenblick und machte dann kehrt, weiter zu eilen. In diesem Augenblicke schien sie zu straucheln, ein gellender Schrei erfolgte, und dann glitt die kleine Gestalt seitwärts hinab in das Wasser. Erschrocken hielt der Knabe inne, aber die Aufregung schien ihm völlig die Fassung und den Gebrauch seiner Stimme geraubt zu haben.

Nun drang ein zweiter Schrei, noch wehevoller, an das Ohr Thildes. Aber die inzwischen wieder angefangene Tanzmusik, der Lärm der Gruppen, verschlang auch ihn. Noch einen Herzschlag lang zauderte Thilde. Sie blickte nach der Thüre, dann rief sie laut um Hilfe und stürzte zur Brücke, von wo sie hinab in die aufspritzende Fluth sprang und das Kind erfaßte, das sich bisher noch angstvoll um einen Holzpfehl geklammert hatte, nun aber in ersterbender Kraft ihn losließ.

Das Wasser war nicht tief, aber wie alle Bergbäche reißend und von eisiger Kälte. Das Kind mit der einen Hand fest an ihren Leib pressend, mit der anderen sich an den Pfehl haltend, so harrte Thilde ein paar Minuten lang im heftig um ihre Kniee strudelnden Wasser, dessen Wellen wie gierig nach dem ihm entzogenen Opfer hinausleckten. Ihr Hilfesgeschrei war bis in den Vorraum gedrungen, und jetzt sah sie auch mitten durch die noch unsicher umherstehende Menge den Geliebten sich Bahn brechen.

„Hierher, Franz! An die Brücke!“

Im nächsten Augenblicke stand der junge Apotheker vor ihr.

„Erst das Kind!“ bat sie.

Er entnahm es ihrem Arm und gab es einer ihm zunächst stehenden Frau. Dann half er Thilde aus dem Wasser, unterstützt von mehreren Männern.

„Thilde, was hast Du gemacht?“ stieß er endlich hervor.

„Das Kind wär' ertrunken — und da Niemand kam — so mußte ich — —“ sie schüttelte sich und dann lag sie wie leblos in seinen Armen.

„Thilde!“ schrie er auf.

Sie öffnete noch einmal die Augen.

„Es ist nichts — nichts. Mich friert nur — wie kalt — wie kalt!“

Da nahm er sie auf seine Arme und trug sie mitten durch die achtungsvoll und erschreckt zurückweichende Menge hinein in das Haus, in die Wohnstube der Wirthin, die voll mütterlicher Besorgniß ihm dienend zur Hand ging. Auf dem buntgeblümten Kanapee legte er die blaße, stille Geliebte nieder. Decken wurden über sie gebreitet, man rieb ihr Schläfe und Stirn und stößte der Ohnmächtigen einen warmen Trank ein. In der halb offenen Thüre drängten sich ihre Jugend-Gespinnnen zusammen.

„Sie ist todt!“ jammerten die Mädchen. Die Wirthin aber gebot ihnen Schweigen und schloß dann die Thüre.

Endlich schien Thilde wieder zu erwachen, ihre weißen Hände tasteten in der Luft umher, dann flüsterten die Lippen fast unhörbar:

„Franz!“

Ein gepreßter Schmerzenslaut durchdrang den Raum. Der Provisor war am Lager niedergelutet.

„Thilde!“ Er faßte ihre Hand, die müde herabhängend. Er bog sich über sie und küßte sie auf Stirn und Augen. „Thilde! Ich bin da — bin bei Dir — ich will Dich nie mehr verlassen — nie mehr! Alles wird noch gut — glaube mir's!“



Ein schwaches Lächeln slog wie letzter, verspäteter Sonnenglanz über ihr Antlitz.

„Habe Dank, Franz, für Deine Liebe! Sie hat mich glücklich gemacht — sehr glücklich — — sehr — —“

Mühevoll öffnete sie noch einmal die Augen und blickte ihn tief und treu an.

„Küsse mich noch einmal — — so — — so — —“ Ein schwacher Händedruck, dann senkten sich die Lider wieder herab, und sie fiel in Schlaf und Bewusstlosigkeit zurück.

Die Wirthin sah Franz Gabler traurig fragend an. Sie schien bei ihm Rath zu suchen, was hier zu thun sei. Einen Augenblick nur stand der junge Apotheker zweifelnd und suchend da, dann sagte er leise: „So muß es gehen!“ und eilte hinaus auf den Flur, von wo er gleich darauf mit dem Oberförster zurückkehrte. Nun wendete er sich an die Wirthin.

„Herr Oberförster will die Güte haben, die Kranke in seinem Jagdwägelin nach Hause zu fahren. Um nicht noch weiteres Aufsehen zu erwecken, wollen wir sie durch die Hintertüre hinaus in den auf dem Hofe wartenden Wagen tragen. Sie leihen uns freundlich einige Decken — vielleicht geben Sie auch ein Mädchen zur Begleitung mit.“ Er hastete dies Alles kurz heraus. Doch seine Stimme klang traurig und müde. Wenige Minuten später lag Thilde in dem Jagdwägelin des Oberförsters, der es übernommen hatte, sie selbst nach Hause zu fahren. Zwei ihrer Freundinnen hatten sich sofort erboten, die Kranke zu begleiten. Um nicht daheim Aergerniß zu erregen und Anlaß zu mißliebigen Deutungen zu geben, war Franz Gabler nicht mit eingestiegen, sondern folgte, so rasch er es vermochte, dem Wagen, der vor ihm her durch Mondglanz und Sternensimmer die Straße nach Bernersroda hinabrollte, bald aber doch seinen Blicken entschwand.

Als der junge Apotheker endlich die Dorfstraße erreicht hatte, sah er den Jagdwagen des Oberförsters noch vor der Thüre der Wohnung der Geliebten halten. Hinter den von zusammengezogenen Vorhängen verhüllten Fensterscheiben erblickte er im Scheine der Lampen menschliche Schatten unsicher und rasch durcheinander gleiten. Er wollte eben in die zur Apotheke führende Seitengasse einlenken, als die Hausthüre sich öffnete und eine Männergestalt die Stufen hinabschritt. Franz Gabler hatte sie sofort erkannt. Es war der Doctor des Ortes. Nun stand er neben ihm.

„Wie steht's, Herr Doctor? Wie geht's der Thilde?“

„Ah, Herr Provisor! Ersparen mir den Weg zur Apotheke, den ich auf mich genommen hatte, da drinnen Alles den Kopf verloren hat. Hier, das Recept! So — die Thilde?! Wenig Hoffnung, wenig Hoffnung! Ein starkes Nervenfieber kündigt sich an, und da sie körperlich keine Heldin ist, so fürchte ich das Schlimmste. Kommen Sie doch heute Abend zum Schoppen! Haben sich lange nicht sehen lassen. He?“

„Also keine Hoffnung?“

„Wenig — wenig, lieber Herr Provisor! Jugend hat keine Tugend, und so ein hübscher Zug es bleibt, daß sie das Kind retten wollte, es war unklug und geht ihr nun an den eigenen Krügen. Na, auf Wiedersehen hernach! Vielleicht machen Sie die Arznei gleich selbst. Man will doch wenigstens seine Schuldigkeit thun. Guten Abend!“ Der Doctor empfahl sich und kehrte zum Wirthshaus zurück, wo die Tafelrunde im Herren-Stübchen, dessen Pforten nur Sonntags sich öffneten, seiner neugierig harrete.

Keine Hoffnung mehr? Keine mehr! Im Buche des Lebens war ein Name gestrichen. Mathilde Weidner erwachte nicht wieder. Zwischen Leben und Tod legte sich eine lange, bange Zeit des stillen Träumens und der wildesten Fieber-Phantasien. Wochenlang währte dieser Zustand. Und endlich blieb die grimme Krankheit Siegerin über den mehr und mehr vom Kampfe erschöpften Körper. Eines Abends, dichter Schnee rieselte lautlos in die schmalen Gassen des Waldnestes nieder, stand das arme, gequälte Herz für immer still. Erschüttert hatte Franz Gabler die Botschaft empfangen. Der traurige Ausgang konnte ihn nicht mehr überraschen, und doch, als es nun endlich Wahrheit geworden war, was er seit jenem Sonntage in Jammer und Schmerz immer deutlicher und bewußter vorausgesehen hatte, da meinte er, die Sonne sei ihm für immer untergegangen.

Die Tage vor der Beerdigung wandelten das Trauerhaus in einen Wallfahrtsort um. Ein Jeder wollte noch einmal die blasse, liebe Thilde sehen, an deren Schönheit der Tod nicht gerührt hatte. Lieblich wie ein Engel des Friedens lag sie unter Blumen und Blättern in der großen Stube aufgebahrt. Ihre Augen waren freilich geschlossen, und doch schimmerte es wie Lächeln und stilles, heimliches Glück in ihrem milden, weichen Antlitz.

Am Sonnabend Abend, es dämmerte bereits und

nur über den Höhen im Westen funkelte noch ein langgestreckter Gluthstreifen, da schritt Franz Gabler still dem Trauerhause zu. Er trug keinen Kranz, nur einen Büschel hellrother Rosen in der Hand. Die Schwester Thildes schien ihn schon erwartet zu haben. Als er sprechen wollte, da legte sie bedeutsam einen Finger auf die Lippen und deutete dann nach hinten. Dann aber öffnete sie eine Thüre zur Rechten und schritt dem Besucher langsam voran. Ein starker Duft von Blüten und Gezweig schlug ihm entgegen.

„Hier ist unsere Thilde,“ sagte das Mädchen leise, und Thränen rannen über ihr Gesicht. Sie reichte dem jungen Mann die Hand. „Ich wußte um Thildes Glück!“ flüsterte sie. „Es ist ihr Trost gewesen alle Zeit, seitdem sie so elend gemacht worden ist. Nun hat sie Frieden gefunden — die arme, gute Schwester.“ Sie wandte sich ab und ließ Franz Gabler allein mit der Todten.

Ernst und gefaßt schaute derselbe lange mit gefalteten Händen in die himmlisch verklärten Züge der Geliebten. Nun näherte er sich dem Todtenlager. Mit zitternder Hand legte er das Büschel Rosen in ihren Schoß und bog sich dann tief über das liebe, nun so stille Gesicht.

„Thilde!“ jammerte er herzbewegt, „nimm mich mit!“ Und dann brach er schluchzend an der Bahre zusammen.

„Lieber Freund!“

Nach fünf Jahren, so schrieb ich scherzend, wollte ich Dir wieder ein Lebenszeichen geben, und nun sind kaum mehr denn fünf Monate verflossen und wieder suchst Dich ein Brief auf. Aber er klingt diesmal ernsthafter. Ich habe in meinem vorigen Briefe unwissentlich falsch berichtet. Es giebt hier doch blonde Schönheiten, und eine davon habe ich geliebt, mehr wie mein ganzes, armes, verfehltes Leben. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht. Aber es war meine erste aufrichtige Liebe und wird's nun bleiben. Thilde, so hieß sie, war schön, treu, gescheidt und muthig. Nun ist sie todt. Sie war von Haus aus körperlich wohl immer nur ein empfindsam zartes Geschöpf, jedenfalls aber haben Aufregungen, Gram und Anstrengung mit dazu beigetragen, ihre Lebenskräfte rascher aufzuzehren. Erhitzt vom Tanze — und sie tanzte so schön! — sprang sie, ein Kind zu retten, in den Bach, zog sich ein starkes Nervenfieber zu, von dem sie sich nicht wieder erholte, und hauchte nach ein paar Wochen ihre Seele aus. Vielleicht hat der Tod sie milde von einem Leben und einer Zukunft voll Qualen und Elend erlöst. Wer will in die Zukunft schauen?!

Gestern, am zweiten Weihnachts-Feiertage, gegen Abend haben wir sie der Erde übergeben. Fast das ganze Dorf war zugegen, denn sie war allgemein geliebt worden. Spät Abends bin ich dann noch einmal zu ihrem Grabe gegangen, mich dort auszuweinen und Abschied von dieser Stätte für immer zu nehmen. Als ich heimschritt, leuchteten die Fenster in unserer Schenke, und zu Fiedel und Horn drehten sich die Mädchen wieder im Tanze, die noch vorher ihrem Sarge gefolgt waren. Ah, keine von denen dachte mehr daran, wie gern Thilde mit dabei gewesen wäre, Thilde, die besser wie alle tanzte und nun droben an der Berglehne in kalter Erde lag. Und sie froh so oft in den letzten Wochen, da ich sie noch sehen durfte!

Meines Bleibens ist hier nun nicht länger. Ich habe meinem Chef Andeutungen gemacht, und er hat mich verstanden. Am ersten Januar greife ich wieder zum Wanderstabe und gehe in die weite Welt. Wohin? Noch weiß ich's nicht! Es soll mir auch gleich sein. Ich werde überall nur ihrem Gedächtniß noch leben, bis ich alter Corpsstudent zu dem großen Commercials droben abberufen werde. Du siehst, ich hatte Recht: ich bin eine Landsknechts-Natur und habe keine Heimath mehr. Einmal ist die Liebe über mich gekommen, und nun hat sie mich elend und alt gemacht. Gott behüt' Dich, altes Haus, vor gleichem Jammer! Bewahre mir ein freundliches Gedenken!

Bernersroda, den 27. December 1886.

In Treuen Dein

Franz Gabler.“



Nachdruck verboten.

Mai 1893.

Gedicht von Anna Gräfin Pongrácz.

Natur!

An Deinen Busen werf' ich mich,  
Daran auszuweinen alle meine Schmerzen:  
Die vergangenen,  
Die gegenwärtigen,  
Die zukünftigen!  
Die „gütige Mutter“ bist Du mir nicht,  
Ich suche sie nicht in Dir.  
Aber fülle der Kraft entquillt Deinem Sein,  
Fülle des Lebens!  
An diesem Born will ich schöpfen,  
Genehung mir trinken! —

Lange hielt kalter Wintertod  
Die trauernde Erde umfassen,  
Trostlos lange!  
Aber jetzt: welch' ein Blühen!

Als wolltest Du spotten Derer,  
Die schwacher Kleinmuth bedrückte,  
Schüttelst Du unerhörten,  
Märchenhaften Reichtum aus  
Ueber die stannende Welt . . . .  
Jeglicher Mai ist ein fest;  
Dieser: das fest der feste!  
Der Lebens-Erneuerung ewiges Wunder:  
Nie trat es überwältigender uns entgegen,  
Nie ward es eindringlicher uns gepredigt.  
Dichterträume, sie sind zur Wahrheit geworden!  
Das jagende Gemüth  
Durchzieht neues, erquickendes Vertrauen.

Ruhemlosse weiß' ich einsam.  
Im Gebüsch singt der Hänfling —  
So sang er kein Jahr!  
Blätter und Blüten erbeben —  
Zu groß fast ist die Fülle des Glücks,  
Das die Schöpfung durchwoagt.  
In Andacht löst sich  
Das überirdische Maß.  
Die Welt jubelt und lacht —  
Und betet!  
Mit ihr bet' ich,  
Bete an des Lebens  
Unbegreifenes,  
Nie gelöstes,  
Heiliges Räthsel! . . . .

O Natur, Dein Jauberstab,  
Er hat auch mich berührt!  
Eine Kranke,  
Leiden Erduldende:  
Sieh mich glückberauscht  
In dieser stillen Stunde . . . .

Schön ist's,  
Ist herrlich zu leben!  
Brausend ergeht der Ruf  
Durch das All —  
Höhen füllend  
Und Tiefen.  
Hörbar den Tauben,  
Verständlich den Stumpfen —  
Und ich jauchze ihn mit!  
Leid vergeßend,  
Aus befreitem Herzen,  
Selig jauchz' ich mit  
Im großen Jubelchor,  
Der rings mich umtönt:  
„Leben,  
Athmen ist schön!“

Nachdruck verboten.

Die Schule von Fontainebleau.

Von Georg Maltowsky.

Mit einem Bilde von E. Corot.

Das Verhältniß des modernen Menschen zur Natur, wie es sich in der bildenden Kunst, besonders in der Malerei ausdrückt, ist eines der interessantesten kunsthistorischen Probleme. Dem Jahrhundert des nüchternen Materialismus, der Alles in Mechanismen auflösenden Forschung blieb es vorbehalten, aus dem einfachen Landschafts-Ausschnitt den poetischen Stimmungsgehalt auszulösen und durch Vermittelung der Luft- und Lichtmalerei wiederzugeben. Was man heute „plein air“ nennt, ist ein halbes Jahrhundert alt, und selbst das Stichwort der „neuen“ Kunstweise erfährt sich keines jüngeren Datums. Jules Breton erwähnt in seinem Buche: „La vie







Rachdruck verboten.

### Um Pfingsten.

Novelle von Johannes Wilda.



rauschen klangen die Abend-Glocken in tiefen Tönen den morgenden Pfingst-Sonntag ein, aber in dem kleinen Stübchen in der Niederrammsbüder Straße, in dessen Winkeln bereits dunkle Schatten lagen, war es still. Und schwül war es auch, trotz der offen stehenden Fenster. Wenigstens dünkte es den beiden Menschen so, Luise's Mutter und dem Professor Hesse.

Das Profil des noch immer schönen Gesichtes der seit Jahren an ihren Rollstuhl gefesselten Leidenden zeichnete sich scharf gegen das Licht ab. Mergelich und rathlos suchte ihr Blick nach dem Abendstern, der eben bleich im klaren Firmament hervorschimmerte.

Professor Hesse, ein mittlerer Fünfziger, hielt den klugen, von ergrautem, aber fast jugendlich buschigem Haar umrahmten Kopf gesenkt; seine weißen Finger spielten nervös mit dem Pefschaff an seiner Uhrkette.

Endlich war es heraus! Und die Mutter, die Freundin, hatte ihn nicht abgewiesen. Es war kein Mangel an Muth gewesen, daß er nicht zunächst Luise selbst das Geständniß gemacht hatte. Luise liebte ihn ja von ganzem Herzen. O daran bestand kein Zweifel! Allein in diesem Falle war es doch recht-schaffener gewesen, zuvor die Mutter zu befragen. So ein blutjunges Ding, wie die Luise, und so ein alter Mensch, wie er, — es hatte doch immerhin seine Bedenken gehabt. Schwere Bedenken sogar! Gott wüßte, wie er mit sich nach Erkenntniß des Rechtes gerungen, wie er den Vorwurf gesteuert, als ob er jetzt nur die Belohnung für seine Guttthaten einheimen wolle! Nein, nein! Einzig das Bewußtsein, durch seine glühende Liebe auch das Kind glücklich machen zu können, nur die Erkenntniß, daß ihm das Kleinod entrisfen werden würde, wenn er nicht endlich rede, dies hatte ihm die Zunge gelöst.

Und doch! Warum war es so schwül im Zimmer? Er schüttelte wie in innerer Abwehr das Haupt und ergriff die Hand der Freundin und Hausgenossin.

„Morgen werde ich ihr es sagen, meine liebe Frau Hoffmann! Morgen — Der Pfingst-Sonntag, ihr Geburtstag — es kommt so recht Alles zusammen! Ich meine, so etwas muß man sich in Gottes freier Natur, im Walde, wenn Alles grünt und blüht, gestehen! Das ist immer so mein Traum gewesen. Das wird sie mit mir empfinden. Glauben Sie nicht, Frau Hoffmann?“

Die Frau schlug die Augen nieder und nickte. „Und sie freut sich auf den Ausflug, nicht wahr Frau Hoffmann? Hat sie es nicht gesagt, Frau Hoffmann?“ fuhr der Professor in von Gemüthsbeugung durchbeutet und fast kindlich dringender Weise fort.

„Ja, sie freut sich,“ erwiderte die leidende Frau der Wahrheit gemäß; aber weshalb die Tochter so froh sei, das wagte sie in diesem Augenblicke nicht auszusprechen.

Die Augen des Professors erhellten. Von Freude überwältigt sprang er auf. Die Schwüle schien für ihn verschwunden zu sein. Er drückte die Finger der Freundin stürmisch an seine Lippen.

„Und morgen Abend bringe ich sie, will's Gott, als Braut heim! Ach, daß mir altem Anaben noch eine solche Seligkeit zu Theil werden sollte! Ich hätte es nimmer gedacht! Aber wissen Sie, Frau Hoffmann, schon wie die Luise vor zehn Jahren, als siebenjähriger Balg, lustig auf meinem Schoße herumtrabbelte, zog mir's eigen durch's Herz. War das Vorahnung? Sagen Sie ihr nichts! Nichts, Frau Hoffmann! Kein Sterbens-Wörtlein, hören Sie! Sie soll gar nicht darauf kommen, daß wir zwei Beide schon im Reinen sind; verstehen Sie?“

Mit einem Mal presste die Frau ihr Taschentuch vor's Gesicht und begann heftig zu weinen.

Bestürzt blickte der Professor sie an.

„Warum weinen Sie denn, meine Gute?“

„Ach Gott — ich weiß selber nicht — wohl über das große, große Glück, das Luise so unverdient widerfährt — o, so ein edler Mann wie Sie sind! Lieber Herr Professor — gewiß, nicht viele Mädchen — aber bitte, bitte — nicht wahr? Sie lassen sie sich ganz frei entscheiden? — Sie quälen sie nicht, wenn sie, wenn sie etwa —“

Der schluchzende Mund verstummte in Verlegenheit.

Einen Augenblick hatte den Professor ein heftiger Schreck durchzuckt. — Unfinn! Es geht Müttern natürlich stets nahe, wenn ihnen das Kind aus traulich-gewohntem Besitz entrissen werden soll. Er fuhr sich durch die Haare und erwiderte beruhigend:

„I wo denken Sie hin! Selbstverständlich entscheidet sie so frei, wie nur Eine! Beste Frau Hoffmann, würde ich mich Ihnen denn anvertraut haben, wenn ich meiner Sache in dieser Beziehung nicht sicher wäre? Sie soll ja auch nicht von Ihnen fort. Wenn dies Hänschen zu klein ist, ziehen wir eben in ein anderes, und Sie bleiben als liebe Mutter bei uns, bis an's Ende Ihrer Tage, hoffentlich auf lange, lange hinaus!“

Bei diesen Worten streichelte er ihr wirklich so zärtlich über die schmale, feingeranzelte Wange, wie ein Sohn seiner Mutter.

Wie gut er war! Das mußte doch zu Luise's Glück ausschlagen! Jahre hindurch hatte er, der Fremde, sie und das Kind in reinmenschlicher Güte vor Noth und Elend bewahrt gehabt; er würde das Kind auf Händen tragen. Wahrlich, es gab ganz andere Klüfte im Eheleben, als nur die Differenz der Jahre! — Sie hatte zwar geglaubt, daß Luise in ihrem innersten Herzen bereits — allein gesagt hätte das Mädchen nie etwas. — Und so ein junger Mensch, wie der Richard! Was war er denn? Was hatte er denn? Und schließlich stand noch Alles bei Luise selbst. Verhielt es sich wirklich so, wie Hesse meinte, würde Gott auch den Bund segnen, und ihr lieber, verstorbener Mann dort über den Sternen wäre mit ihrer Zustimmung einverstanden.

In tiefer Bewegung begab sich Hesse in seine Wohnung hinauf, welche er seit Jahren in dem von ihm schuldenfrei gemachten Häuschen seiner Jugendfreundin inne hatte. Raun waren seine Tritte oben auf der Treppe verhallt, als ein schlantes, junges Mädchen in das Zimmer stürzte und sich aufgereggt neben der sich ängstlich umblickenden Kranken auf die Kniee warf.

„Onkel war so lange bei Dir! Was habt Ihr gesprochen, Mama?“

Frau Hoffmann zögerte mit Beantwortung der angstvoll dringenden Frage, endlich erwiderte sie, sanft das Haar der Tochter aus dem erhitzten, feinen Gesichte zurückstreichend:

„Von der Partie morgen, mein Kind.“

„Weiß er es schon, Mama?“

„Nein! Das Zusammentreffen mit Richard wird ihm freilich nicht recht sein; er hat sich so darauf gerichtet, mit Dir allein zu bleiben — ich brachte es nicht über's Herz, ihm die Vorfreude zu verderben.“

„Ach, aber Mama! — Nun muß ich ihm es morgen vorher selbst sagen, denn ein zufälliges Zusammentreffen heucheln mag ich nicht! Ach Mama, daß der Richard nicht ist, darauf freue ich mich unbändig, sonst wäre ich zehntausend Mal lieber bei Dir zu Haus geblieben!“

Tiefe Kümmerneß malte sich auf dem Antlitze der Mutter. „Du hast doch sonst so gern die Ausflüge mit Deinem Onkel Professor gemacht, Luise!“

Das Mädchen erstarrte noch stärker. Schamhaft stieß sie hervor:

„Ja! Aber weißt Du, Mama, ich glaube fast, es wäre besser gewesen, Du hättest mich nicht zum Besuche nach Hohen-Buchen geschickt gehabt, seitdem — seitdem — habe ich Onkel nicht mehr so lieb. Das heißt, lieb habe ich ihn ja noch ungeheuer, aber anders als vorher, Mama. Weißt Du, zumal in letzter Zeit sieht er mich manchmal so sonderbar an, so, daß ich mich beinahe vor ihm —“

„Fürchte, Kind?“

„Ach Gott ja, Mama!“

„Welche Thorheit, Luise! Der soelengute Onkel!“

Luise barg ihr Haupt an der mütterlichen Schulter.

„Das ist es ja gerade, Mama!“

„Was, mein Kind?“

„Daß er so soelengut ist! Wenn er nun — Mama, Mama, mir abnt, was Ihr gesprochen habt — Du hast geweint, leugne es nicht! Und ich — mit erschütterter Stimme entrang es sich der jungen Brust — kann ihm nicht wehe thun!“

Eine Weiße herrschte Schweigen im Zimmer, nur durch das schwere Athmen der beiden Frauen unterbrochen. — Dunkel lagerten die Schatten in den Winkeln; das Glockengeläute draußen war verstummt.

„Du bist frei, ganz frei in Deinen Entschlüssen, mein Liebling!“ tröstete Frau Hoffmann dann leise weinend.

Luise erhob sich. Mit gefalteten Händen trat sie an's Fenster und schaute in den blühenden Garten hinaus. Eine unendliche Traurigkeit lag auf dem kindlich weichen Antlitze. Tief Luft schöpfend sog sie den hereinströmenden Syringen-Duft ein. — Das war nun Pfingsten, das Fest der Freude!

Ihre Träume hatten ihr einen anderen Lenz gemalt! Aber Pfingsten war auch eine Zeit der Läuterung, es bedeutete und erheißte eine Heiligung des Geistes. Für das Glück anderer Menschen soll man leben, nicht für das seinige! Das stand ihr noch von dem Tage der Einsegnung her, der sie so mächtig ergriffen, in's Herz geschrieben, und er, der Edle, hatte sie damals väterlich auf die Stirne geküßt und ihr die Forderungen des christlichen Pflichtbegriffes klar gemacht. — Aber Zeit, Zeit zur Sammlung, zu innerer Veruhigung, derer bedurfte sie noch! Morgen kam der Andere, dessen sie seit Wochen heimlich unablässig gedacht! Morgen konnte sie noch einmal froh mit ihm sein! Wenigstens morgen schien das verhängnißvolle Alleinsein mit dem Onkel durch dieses, von ihr nicht veranlaßte Dazukommen des jungen Betters unmöglich gemacht! Morgen, an ihrem achtzehnten Geburtstagsfeste, sollte noch einmal, vielleicht zum letzten Mal ein unbedrückter Tag der Freude für sie sein, ein rechter Pfingst-Tag!

Herrlich stieg die Sonne des ersten Feiertages herauf. Luise lehnte im weißen Gewande, eine eben vom Professor gebrochene lila Syringen-Blüthe am Busen, über den Tisch und schnitt noch einige Butterbrote für die Partie; ihre Augen waren leicht geröthet. Auch der Professor sah ein wenig übermüdet aus. Trotzdem verfolgte er mit lächelnd bewunderndem Ausdruck das hausmütterliche Schalten des geliebten Mädchens. Marschbereit mit Fernglas und Feldflasche über dem leichten Sommerrod, harpte er neben ihr, indem er den breitkrämpigen Strohhut im zerstreuten Spiele durch die Finger gleiten ließ. Immer vor sich niedersehend, padste sie den Mundvorrath in die geflochtene Handtasche.

„Du scheinst auf einen sehr gefegneten Appetit für uns zwei zu rechnen, mein Geburtstagskind!“ bemerkte Hesse lächelnd. Luise neigte sich tiefer.

„Ja — weißt Du Onkel — es ist wohl möglich, daß wir heute auch noch den Hunger eines Gastes mitstillen müssen.“

„Eines Gastes —?“ Der Ton der Frage verrath das Gefühl unliebhamter Ueberraschung.

Das Mädchen nickte. „Besser Richard von Hohen-Buchen, der die Feiertage über zum Besuche nach Hohen-Buchen gekommen ist, hat uns eine Karte geschickt, daß er sich uns anschließen möchte, wenn wir heute eine Partie nach dem Felsberg machten.“

Der Professor stand wie erstarrt. Und davon hatte man ihm garnichts gesagt!

„So, so!“ stotterte er. „Aber so mit einem Mal — holt er uns denn hier ab? Es wird ja schon höchste Zeit zu gehen!“

„Nein, Onkel! Er wollte schauen, uns in Jugenheim an der Bahn zu treffen. Eine Antwort war überhaupt nicht mehr möglich. Nicht wahr, Onkel, Du bist nicht böse darüber und nimmst ihn gern mit? Er ist ja immer so lustig!“

Lustig! Ja, die jungen Mädchen lieben das Lustige! Sogar auf tiefer angelegte Naturen, wie die Luise's, übte dies also seinen beständigsten Reiz. Doch dürfte er ihr, die des Lebens Ernst noch so wenig kannte, darüber jähren? Gewiß nicht! Er mußte die Wolke, die ihm unvermuthet den sonnigen Pfingst-Himmel verdüpperte, verschuchen. Er mußte selbst lustig sein! Gott sei Dank, das verstand er ja noch, und entscheidende Augenblicke des Alleinseins würden sich bei sicherer Leitung der Situation trotz der Störung schon finden lassen, und wenn nicht — nun dann gab es höchstens eine verschobene Hoffnung, aber kein Scheitern, durchaus kein Scheitern!

So erklämpfte er sich energisch das Gleichgewicht seiner Seele und äußerte sich dementsprechend. Wie er denn böse sein sollte? meinte er. I bewahre! Freilich, der Richard, so weit er ihn kennen gelernt, sei ein lustiger, gut gearteter Burtsche. Man werde sich ja auch zu Dreien amüsiren. Richard fahre vermuthlich auch wieder von Auerbach nach Hohen-Buchen zurück, und abends sei man dann allein.

Luise athmete auf. In emporkwallender Dankbarkeit des

Professors Hand gegen ihre Wange drückend, rief sie: „Das wird er wohl, von Auerbach aus wieder heimfahren! — Ach, Onkel, bist Du gut! Nun wollen wir Drei riesig fidel sein! Nicht, Du? Nur, daß die arme Mama gerade heute so allein mit der Babett' bleiben muß —!“

Und nun schaute sie wieder sorgenvoll drein; es schien ihr nicht schwer zu werden, aus der plötzlichen, fast überstürzten Heiterkeit in die bedrückte Art zurückzufallen. Nach dem „riesig fidel sein“ sah es bei ihr mindestens vor der Hand nicht aus.

Dreiviertel Stunden später fuhren die Beiden, anspruchslos in einem Coupé dritter Klasse, mit zahlreichen anderen Ausflüglern zusammengestopft, vom Main-Neckar-Bahnhofe aus der lieblichen Bergstraße entgegen. Luise sah am Fenster, die Vorraths-Tasche im Schoße. Die schmiegamen Keder ihrer jugendlichen Gestalt zeichneten sich in zarten Linien unter dem leichten, duftigen Gewande ab. Unentwegt blickte sie zum vorbeischießenden Kiefernwald hinaus. Nur gelegentlich schlug sie die langen Wimpern auf und nickte dem gegenüberstehenden Professor freundlich Antwort, wenn dieser ihr, wegen des Bagengerassels und frühlich lauten Geschwäges der Mitreisenden sich vornüberbeugend, eine Bemerkung zulüßerte.

An was dachte sie? Woran dachte er, wenn er sich wieder zurücklehnd, unter der breiten Krempe hervor ihr im durchfluthenden Sonnenschein rosa umrissenes Halbprofil schweigend betrachtete, oder den grübelnden Blick auf der blühenden Syringe an ihrem Busen hasten ließ?

Links nahen sich immer mehr die wundervoll welligen Höhenzüge der Bergstraße, der äußersten Westkette des Odenwaldes mit dem hochragenden Melibokus. Freundsliche, von Aufsbäumen und Obst-Anpflanzungen umgebene Ortschaften glänzten aus den Seitenthälern; hoch auf den Hängen hob sich da und dort eine Burgruine oder ein Aussichtsturm über die Waldwipfel.

Da war auch Bickenbach, die Station für Jugenheim erreicht, und kaum hatten Hesse und Luise den Baggon verlassen, als sich ein stattlicher, sonnengebräunter junger Herr durch das Gewühl zu ihnen durcharbeitete.

„Richard!“

„Morgen, morgen! Da bin ich schon! Morgen, Herr Professor!“

— Grüß' Gott, meine herzlichste Gratulation, kleines Bäschen!“

Offenbar fühlte er sich so willkommen wie erdenklich. In kräftiger Herzlichkeit schüttelte er die Finger des Professors, um dann eine ganze Weiße die Hand des Bäschen festzuhalten.

Luise sah aus, wie die hohe Verlegenheit selbst, aber ihre Augen strahlten und dabei schwappten die beiden jungen Menschen in der Geschwindigkeit das Mögliche, schienen auch gar nicht sonderlich zu merken, daß sie von den Vorüberdrängenden hin und her gestochen wurden und Hesse wortlos neben ihnen wartete.

„Ach Gott! wir müssen wohl schnell einen Wagen suchen, sonst können wir die Chaussé-Strecke im Staube laufen, und das mag der Onkel nicht! Welt Onkel?“

Blödsinnig fiel dies Luise ein und Hesse erwiderte mechanisch: „Allerdings, das wäre nicht angenehm.“

Nun eilten die Drei, Richard voran, hinter's Stations-Gebäude, wo noch glücklich im lezten Wagen, einer offenen Brete, die drei lezten Plätze ergattert wurden.

Im wirbelnden Staube, den schon die voranziehenden Fuhrwerke in mächtigen Wolken aufgerührt hatten, rollte man unter den Obstbäumen der Chaussé stott den grünen, staublosen Bergen zu.

Luise schien von den sich über Alles breittenden, seinen Erd-Partikeln nicht belästigt zu werden, sie war gegen heute früh wie ausgetauscht. Ueber hundert Sachen gab es noch zu tragen oder Austunft zu verlangen. Wie es Tante und Onkel auf Hohen-Buchen gehe? Ob die entflozene weiße Taube wieder gefommen sei? Ob der Onkel weniger verdrießlich wäre, da doch endlich einmal eine bessere Ernte zu erwarten stände? Wann Richard wieder nach der Pfalz, wo er als Ingenieur eine neue Secundär-Bahn mit bauen half, wieder zurück müsse? — Dann ginge es mit der Mama jetzt ganz gut, mit dem Chintin sei es doch nicht so übel gewesen, und der Onkel Professor habe ihr zum Geburtstage einen prachtvollen Stuch der Holbeinschen Madonna geschenkt, der viel so schön und großartig für sie sei! — „Welt, Onkel?“ — Und nun wandte sie sich dem Professor zu, der die Staubegebilde studierte, die hinter den Mätern zurückbleibend, sich seitwärts schleierartig über die überholden Fußgänger und den mit gelbem Löwenzahn bewucherten Grabenrand deckten.

Oben an grüner Höhe leuchtete das weiße Schloß Heitgenberg und vor Allem das funkelnde goldene Kreuz, und jetzt waren auch die Gärten und Willen von Jugenheim erreicht. Goldregen, gefüllte Frühl-Röschen, Jasmin, Schneeballen, rothe Katanienkerzen, weiße und lila Syringen blühten überall über Mauern und hinter Gittern.

Im Dorfe Jugenheim erholte man sich unter den gefingerten Blättern hellrothiger Platanen bei einem Glase Pfingstbier Bieres von der den Gaumen ausdörenden Fahrt, und dann ward der Marsch zu den Höhen angetreten, über die sich der jungfräulich frische Buchenwald schier unabsehbar hinzog.

Lustig plaudernd stieg Richard mit Luise voran. Er hatte seinen Stod durch den Henkel des Proviant-Täschleins gestekt und trug es so über der Schulter.

Luise ward ganz ausgelassen mit ihm.

„Welt Luisechen,“ fragte er, „das waren doch schöne Tage, Ostern in Hohen-Buchen? Doch leider nur so kurz, allzu kurz! — Daß wir uns früher auch nie gesehen haben! Ich häit's halt gar nicht geglaubt, daß mein Bäschen so lieb, ach gar so lieb wäre!“

Lächelnd beugte er sich zu ihr nieder und sie schaute verwirrt zu ihm empor. Verwirrt aber glücklich, und deutlich stand auf ihrem Antlitze geschrieben: Wie hör' ich das gern, und ein Gleiches hab' ich ja von Dir gedacht!

Unversehens hatten sie sich im Schreiten an der Hand gefaßt. — Drunten aus engem Wiesenthal zwischen den waldigen Berglehnen, wo die malerische Wassermühle liegt, erscholl ein Rauschen und Klappern. Bis zur Kirchzeit schaffte der Müller da noch.

„I sieh nur, Richard, wie entzündend! Jedesmal, wenn ich das Thal mit der Mühle wieder schau, geht mir's Herz auf!“ Und leise, wie ein schnüchig träumendes Vöglein, sang sie den Vers aus den Müller-Liedern vor sich hin:

„Ist das denn meine Straße?  
O Bäschen, sprich, wohin?  
Du hast mit deinem Rauschen  
Mir ganz beraubt den Sinn.“



Und ebenso leise setzte Richard mit tiefer, wohlklingender Stimme das Lied fort:

„Was sag' ich denn vom Menschen?  
Das kann kein Mensch sein:  
Es singen wohl die Nixen  
Dort unten ihren Reihn.“

„Geh! lauf hinunter zu ihnen!“ flüsterte sie schalkhaft.  
„Nein, ich hab' mein Nixchen jetzt bei mir!“ Und noch leiser fügte er fibrillierenden Tones hinzu: „Du liebes, süßes Nixchen!“  
„Ach Gott!“ Mit diesem Schredensruf ließ das junge Mädchen plötzlich des Betters Hand fahren. Sie hatte ja den Onkel Professor ganz vergessen! — Als sie sich umwendete, sah sie ihn stehen und auf die Mühle hinunterstarrten. Den breiten Hut hatte er von dem grauen Haupte genommen und hielt ihn in den über den Stock gefalteten Händen.

Der Mann in der charakteristisch gebeugten Haltung bot die lebende Darstellung zu einem anderen Mühlen-Lied. Schmerzlich durchfuhr Luise dieser Gedanke.

Impulsiv eilte sie die kurze Stredde zurück, schlang einen Arm um den ernststen Mann und legte bittend den Kopf an seine Brust. Dabei sprach sie kein Wort. Er auch nicht, aber es würgte in seiner Kehle, wie sein Auge zu ihr abwärts streifte.

Ahnungslos, heiter wie ein junger Gott, schaute Richard ihnen zu. Wie kindlich zärtlich sie sich gegen den alten Herrn benahm. Ja „lieb, lieb!“ dies Wortlein beschrieb den Zauber ihres Wesens am erschöpfendsten.

Hesse hatte nun Zeit gefunden, sich zu ermannen.  
„Ein freundlich, edel deutsches Landschaftsbild da unten, nicht wahr, mein Kind?“ stieß er hervor und räusperte sich.

„Eins der lieblichsten in der Bergstraße, Onkel!“  
„Und dann“ — er wandte sich um — „der Rückblick!“  
Sie folgte seiner Anweisung, aber ihre Gedanken bestürmten sie zu sehr, als daß sie das Bild vor ihr klar in sich hätte aufnehmen können: die weit in Düst verschimmende, ladende Ebene, durch die sich fern, fern in hellblinkernder, schmaler Krümmung der Rheinstrom hinzog.

Nun schritten sie wieder vorwärts. Luise blieb beim Onkel. Sie hatte ihren Arm durch den seinen geschoben und so wanderte auch Richard ihnen zur Seite, indem er bald vor, bald hinter dem Professor herumlungte, um mit dem Väschen einen Scherz zu treiben. Sie dagegen verhielt sich fortan recht ernsthaft. Sie fragte den Onkel allerlei, worüber er ihr sonst, wie sie wußte, gern Auskunft erteilte, indem er kleine Vorträge daran anzuknüpfen pflegte, die in sein Fach, die Mineralogie, schlugen, gleich als habe er einen seiner wißbegierigsten Polytchniker vor sich. — Er sprach auch heute eingehend über die Funde im Auerbacher Marmor-Bruch, über die Entstehung des „Felsenmeeres“ am Felsberg durch Abwaschung eines Syenit-Hanges und Auswitterung des Gesteines, über die Meinung, es sei hier ein römischer Steinbruch gewesen u. s. w. Er scherzte sogar dabei, allein dem mit seinem Wesen vertrauten jungen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß seine Seele nicht im mindesten bei dem Gegenstande seines Gespräches weilte.

Ja, es wurde ihm schwer, furchtbar schwer, sich so gelassen zu geben. Er sah nicht den Buchenwald mit seinem lichtdurchschimmerten, wunderzarten Grün, vernahm nicht den Finken-schlag und spürte nicht den feuchtkräftigen Waldgeruch. Er gedachte nur des Liedes, das noch unaufhörlich mit Klappern und Nauschen sein Herz quälte:

„Hör' ich das Mährchen gehen:  
Ich weiß nicht, was ich will —  
Ich möcht' am liebsten sterben,  
Da wär's auf einmal still.“

Er sah die Beiden noch Hand in Hand sich zu einander neigen. Wie anders verhielt sich das Kind gegen diesen jungen Mann, der doch vorläufig nichts bedeutete, den sie erst so kurze Zeit kannte, als gegen ihn! Eine Lebhaftigkeit ihres Wesens und gleichzeitig eine süße Verschämtheit machten sich bemerkbar, die sie ihm nie in diesem Maße bewiesen. Und doch hatte sie ihn bisher so lieb gehabt. Zweifellos! In ihren innigen Augen meinte er bestimmt die bewußte Neigung des entwickelten Weibes gelesen zu haben, in ihrer Seele ein weit über ihre Jahre gezeigtes Interesse an den Dingen, die auch seinen Lebens-Inhalt ausmachten. Sollte er dies Alles nur in sie hineingelegt, hineingedichtet haben, verblendet durch die Morgenfrische ihres Geistes und Körpers? — Nein, nein, sonst wäre er, der besonnenere Mann, der jetzt zum ersten Mal im beginnenden Herbst seines Lebens tief und durch nichts ablenkbar für ein Weib empfand, nicht dazu gekommen, seiner Leidenschaft nachzugeben. Die Schuld lag an ihr, wenn auch wohl unbewußt! Und Alles würde ja in bester Ordnung gewesen sein, wenn nicht plötzlich dieser Better zwischen gekommen wäre! — O die Weiber! Evas-Töchter, die dem Reize des Neuen nicht widerstehen können, waren sie doch Alle, Alle, von Kleinauf — selbst die Besten! — Aber brauchte er sich bei Seite schieben zu lassen, brauchte er gleich kleinmüthig die Platte in's Korn zu werfen? — Im Gegenteil! Jetzt mußte er beweisen, daß er ein Mann, noch kraftvoll genug sei, um siegreich das Loß der blühenden Jugend zu theilen! Gerade jetzt und gerade ohne Verzug mußte eine Sachlage geschaffen werden, an der Niemand mehr rütteln konnte. Energisch mußte er den Knaben, der ihm wohl gefiel, gegen den er aber eine Bitterkeit nicht zurückzudrängen vermochte, in seine Grenzen zurückweisen! — Kopf hoch und zum Denker mit der schwächlichen Sentimentalität und superfeinen Herkommlichkeits-Rechnung! Dort oben am Felsberg wollte er den Burichen unter irgend einem Vorwand entfernen, mit Luise ein stilles Waldplätzchen auffuchen und sie kurzer Hand vor die Entscheidung stellen: Ja oder nein! Er wußte, er würde siegen; aber mit seiner inneren Gutgläubigkeit war es vorbei! Und unwillkürlich hieb er heftig mit dem Stock in's grüne Laub zu Häupten, sodas das junge Mädchen an seiner Seite erschrocken zusammenfuhr.

Um Mittag langte man, nach mancherlei Abzweigung vom geraden Wege, hungrig und durstig über das „Felsenmeer“ auf dem Felsberg an. Die vielen singenden, jaudzenden, mit Lächeln in's Thal wehenden Menschen bedagten dem Professor heute gar nicht.

Auf seinen Vorschlag hin setzte man sich möglichst abseits unter die Bäume, wohin ein einfaches Mittagsmahl, Eierkuchen nebst Blattsalat, bestellt ward.

Es hatte Alles so eine anmuthige Art, wie Luise die Zeller vertheilte, den Kuchen zer schnitt, Jedem seinen Theil hinreichte und dabei lachend die Angriffe der zuderküßten umhersummenenden Hummel abwies. — Verküßt schaute ihr der pfingst- und liebesfrohe Richard zu, ernst der Professor; heut' in der Frühe hatte er größere Freude an ihrem Thun gehabt.

Ueber solchen Beobachtungen vernachlässigte der junge Mann aber den älteren nicht. O nein, er bewies ihm eine ehrliche Zutraulichkeit, die Hesse an's Herz griff, so sehr er es gegen mildere Gefühle zu verstoßen suchte. — Doch nach dem Mahle begannen die zwei jungen Leute wieder unter einander kindliche Spiele. Sie hockten sich hinter den Bäumen und dann ließen sie sich erhitzen nieder und verfertigten von Syringen-Blüthen, die sie unterwegs aus einem Bauerngarten erworben hatten, „Nägelsche-Kette.“

Der Professor blies dicke Dampfwolken aus seiner Cigarre von sich. Er that, als sähe er nichts, und doch sah er Alles. Er gewahrte auch, wie Richard wiederholt Versuche machte, die kleinen Finger, welche zierlich ein Blüthenkelchlein in das andere steckte, an seine Lippen zu ziehen, und wie Luise dann mit einem furchtsamen Seitenblicke schnell ihre Hand entschlippen ließ.

Die wildesten Gedanken stürmten auf den Professor ein. Das längere Zuschauen ward ihm unerträglich. Mit einem Rud erhob er sich. Wollte er jetzt zur That schreiten?

Dem Paare den Rücken wendend, schritt er einstweilen allein in den Wald und zurück nach dem nahen Felsenmeer.

Da lagen die grauen, riesenhaften Syenit-Trümmer chaotisch durch einander geworfen, in breiter, aufgetürmter Masse am schrägen Hange. Ein einziges todtes Felsgewirr, keine Vegetation dazwischen, höchstens etwas angefeuchtes Moos. Aber ringsum war es umkränzt vom Buchenwalde, der nur unterhalb einen Ausblick über die welligen Fernen, mit einem Kirschdörflein im Vordergrund, frei ließ.

Kein Touristen-Lärm, nur zitternde Mittagshille herrschte hier jetzt. Es war so geräuschlos, daß der Professor den kullenden Laut des tief unter dem Gestein abwärts rinnenden Quells vernahm und das Klopfen seines Herzens, seines hämmernden, gequälten Herzens!

Er ließ sich zwischen die Felsen nieder, stützte sein Haupt und sann und sann und kämpfte in der heiligen Waldeinsamkeit einen Kampf mit sich, so schwer wie noch keinen in seinem ganzen Leben. — Und jäh, wie kurz zuvor von der Bank auf dem Felsberg, schnellte er dann wieder empor, strich sich tief aufatmend durch das graue Haar und ging straff zu dem Plage zurück, an dem er die jungen Leute vorhin verlassen hatte.

Er fand einen gestörten Frieden vor.  
Die Beiden saßen am Tische; aber weit von einander. Gleichen Gesichts, mit schweren Augenlidern guckte Luise in ihren Schoß, während Richard verdrüßert dreinschauend, ein armes „Nägelsche“ nach dem anderen zerriff, sodas sich schon ein ganzer Haufen von Blüthenstelen unter seinen zerstörenden Händen angeammelt hatte.

Mit einem Blick ertiehl der Professor das Vorgefallene. Luise war standhaft geblieben — um feinetwillen! Ihre Seele hatte sie gekrenzt auf der Bahn der Pflicht. Und unglücklich schwer mußte ihr Weir gewesen sein, da sie das Herz hatte verwunden müssen, welches ihr das meist geliebte war.

Es schien fast, als ob die beiden Männer jetzt ihre Rolle vertauscht hätten. Richards junges Antlitz glich dem früheren des Professors, während auf Hesses Jügen, bei tiefstem Ernst ein zuverächtlicher Glanz schimmerte.

„Luise!“  
Das junge Mädchen zuckte zusammen, wie am Vormittag, als der Stock gegen die Blätter geklatscht hatte.

„Komm! ich möchte Dir gern Etwas sagen!“  
Töndelnd, aber ohne einen Moment zu zögern, folgte sie der Aufforderung.

„Wieh mir Deinen Arm, wir wollen ein wenig in den Wald gehen. Zittere nicht, Kind, Du hast es nicht nötig!“  
Alein sie zitterte doch, und ihr sonst so leichter Fuß stieß schwerfällig gegen die Baumwurzeln.

Richard hatte ihnen unsicher nachgeblickt und dann den Kopf zwischen die Arme auf die Tischplatte gelegt, wie wenn er nichts mehr von der schönen Gotteswelt sehen möge.

Der Professor aber geleitete Luise zum Felsenmeer. Dort ließ er sich mit ihr auf demselben Stein nieder, auf dem er vorhin geessen und sahnte ihre kalte Hand. Willenlos duldete sie es.

Sanft hob er an: „Luise, mein Kind! Meiner Liebe zu Dir wirst Du es vielleicht zu gute halten, wenn ich jetzt eine Frage an Dich richte, die ich kaum zu stellen berechtigt bin. Luise — Du und der Richard, Ihr habt Euch lieb — sehr lieb — nicht wahr, mein Kind?“

Das Mädchen ward so überrascht durch diese gänzlich unerwartete Einleitung, daß sie in sprachloser Verwirrung zu dem Professor emporstarrte. Seine Worte flossen gleich mildem Balsam auf brennende Wunde in ihr Herz und schafften eine Stille, wie nach einem urplötzlich verstummten Sturme. Und doch sagte sie es noch nicht, noch fürchtete sie sich vor dem, was weiter käme.

„Vertraue es mir an — ich will Euch beiden ja wohl, Kind!“ drang der Professor in sie.

Unwillkürlich sah sie sich Luise mit der Hand nach ihrem zurückgebeugten Haupt und ein Leuchten, ein wahres Verklärtein brach strahlend aus ihren schönen Augen.

Sie stammelte:  
„Du — Du — so fragst Du — Onkel?! — Ich dachte —“

Es war ihr unmöglich auszusprechen, was sie dachte, aber er verstand es, als ob es ausgesprochen sei.

„Mein Kind“, sagte er leise mit vor Scham bebender Stimme. „Verzeihe, wenn ich Dich in letzter Zeit geängstigt habe. Heute will ich dies wieder gut machen!“

„Onkel! Nicht bitten, nicht bitten! Das thut mir weh!“

„Doch, doch“, drängte er hastig. „Also Du liebst ihn aufrichtig, ganz aufrichtig, Luise?“

Aus innerster Seele quoll die von den Lippen nur gehauchte Antwort: „Ueber Alles!“

Noch einmal ging ein Juden über des Professors Gesicht. „Und so weit ich beobachtet habe, ist er auch Dir gut, wirklich gut!“

Wieder erglänzten ihre Augen.  
„Ja, Onkel, das ist er!“

„Nun, dann sollt Ihr auch glücklich miteinander werden, mein Kind! Es fehlt nichts mehr zwischen Euch!“

„Onkel!“ schrie sie auf. Und: „Vater, lieber Vater!“ flüsterte

sie hinterher. Und da lag sie auch schon, seinen Hals umschlingend, an seiner Brust und küßte ihn zum ersten Male wieder seit ihrer Confirmation viele, viele Male auf den Mund.

Und der Professor konnte es ertragen; er war geläutert! — Dann entzog er sich ihren Armen und schritt abermals allein zur Felsberg-Höhe, um einen Andern nach dem Felsenmeer zu schicken, einen größeren Liebhaber des Schicksals, als er war.

Am nächsten Tage sah ein glückseliges Brautpaar, im Gärtchen in der Niederramstädter Straße, neben dem Kollstuhl der Mutter.

Hier unter den blühenden Syringen-Büschen gedachten die Drei in Liebe und Dankbarkeit des Onkels, der sich am frühen Morgen zu einer längeren Fußwanderung nach Amorbach, Miltenberg und dem Spejart aufgemacht hatte.

Weile auf Weile wanderte der Professor an diesem Tage durch die kühlen Waldwellen des Odenwaldes. Er wußte auf verborgenen Pfaden, die noch zahlreicher als gestern in's Gebirge gedrungenen Ausflügler-Scharen zu meiden. Und so allein er wanderte, fühlte er sich doch nicht allein, so einsam das Leben nun vor ihm lag, er fühlte sich doch nicht verlassen, so tief der gewaltige Schmerz in ihm nachtitterte, er besaß trotzdem ein klares, empfängliches Auge für die im Freudenleide prangende Natur. Es war kein verlorenes Pfingstfest für ihn, denn — er hatte sich selbst wiedergefunden!

Kochbuch verboten.

## Ein Renntag in Westend.

Skizze von Emile Erhard.

Man könnte glauben in Old-England zu sein, einem Rennen in New-Market oder Epsom beizuwohnen. Genau dasselbe Bild! In der Mitte das grüne Feld, durch Hürden, Wälle und Gräben in seinen Bahnen gezeichnet; Tribünen, Musik-Tempel, fliegende Restaurants, Sattel-Platz, Totalisator und das endlos wogende Publicum in rastloser Bewegung. Die Extra-Züge der Eisen- und Pferdebahnen führen unablässig, schon seit dem frühen Morgen, neue Gäste herbei, außer den Omnibussen, Droschken und Equipagen jeglicher Gattung; daneben der Strom der Fußgänger.

Sonnenschein, sanftes Frühlingswehen und kein Staub. Ein Tag wie erleben für das erwartete Schauspiel. Ich treffe am Totalisator nach den ersten beiden Rennen einen jungen italienischen Musiker, der mit Mascagni nach Berlin gekommen ist und zur Sprach-Aneignung noch einige Monate hier „auszuhalten“ versucht. Er radebricht das Deutsche schon ziemlich verständlich und meint, die Berliner besäßen weit mehr Sinn für den Sport als für Musik, er hege die Ueberzeugung, daß jeder Deutsche von Natur Sportsman sei, wie jeder Italiener von Natur Musiker; er habe die Berliner hier wenigstens zum ersten Mal animirt gesehen, sonst schauten sie stets „furchtbar ehrbar und gelangweilt daren“, selbst beim „Schoppen“. Die Beobachtung mag richtig sein, aber der Schluß giebt zu Bedenken Anlaß.

Wenn man jeder Nation ihre Passion zugestehen soll, — dem Italiener die Musik, dem Spanier den Stierkampf, dem Franzosen die Politik, dem Engländer den Sport, — so wird man in Verlegenheit gerathen dem Deutschen gegenüber. Der Sport entspricht seinen Neigungen sicher nicht in dem Sinne des kleinen Italieners. Eine Passion, die ihn aus dem Gleise wirft, angeborene oder angewohnte Fesseln bricht, in Enthusiasmus und extravagantem Gebahren ausflammt, kennt der Deutsche überhaupt nicht.

Aber es giebt Etwas, das ihn bis zu einem gewissen Grade entsefelt, ihn berauscht, — ich meine den Frühling.

Der Deutsche ist ein Natur-Schwelger, er hat diese Eigenschaft vor allen andern Nationen voraus — so farg ihm auch die Natur-Freuden zugemessen sind, oder vielleicht gerade deshalb.

Dem Süden fehlt der Frühlingszauber, der Sommer bricht dort in vehementer Pracht und Ueberfülle herein.

Der Deutsche belauscht den erwachenden Frühling, dessen erstes Liebesblinzeln nach der langen Winternacht ihn entzückt. Wie dankbar wird in jedem Jahr das erste Beilschen, das Schneeglöckchen, der zarte grüne Birkenstiele, das erste Schwälchen begrüßt.

Der Deutsche berauscht sich jedes Jahr an dem Frühlingszauber, der prickelnd wie Champagner auf ihn wirkt, ihn aus seiner Starre löst, sodas er theilnehmen möchte an allgemeinen Werden und sich zu Thaten gedrängt fühlt. Ich habe oft gehört und gelesen, daß im Jahre 1848 die Umsturz-Partei schlechte Geschäfte in Deutschland gemacht hätte, wenn der Frühling nicht ihr Verbündeter gewesen wäre. Die kühnen, warmen Märztag nahmen Herzen und Köpfe ein, der 18. März, der Tag der Frühlings-Wende, war die rechte Zeit für Extravaganzen, dem Berliner wurde ganz schöpferisch und thatendurstig zu Muth.

Und so ist es auch hier nicht eigentlich der Sport, der die Masse elektrisirt, sondern der Frühling. Er zeitigte die Sport-Passion und giebt daneben der „Sprossenden“ saison und der „Knospenden“ Toilette die herrlichste Gelegenheit zur Entfaltung.

Die Beobachtung des Italieners ist demnach bedingungsweise gerechtfertigt, der Berliner giebt sich in lebenswürdiger Zwanglosigkeit der Freude am Sport hin, notabene unter dem Einfluß der köstlichen Aprillsaune des Frühlings.

Die Elemente mischen sich wunderbar. Man sieht die haute-volée, an Exklusivität von der Londoner Aristokratie sonst kaum übertroffen, in direkter Berührung mit der Volksmasse, die geldstolze Finanzwelt lirt mit dem Bürger und Handwerker in gleichberechtigter Lust und harmloser Freude. Prinzen und Prinzessinnen, Hofdamen und Cavaliere, die Schminke des Theaters und die Speculations-Welt der Mode sieht man ungenirt sich gegenseitig mustern, wenn das Interesse an dem Schauspiel hinter der Barriere momentan befriedigt ist. Am Totalisator versuchen die „Sportliebenden“ aus allen Kreisen ihr Glück und, man könnte wirklich glauben, daß sie Alle spornmäßig gebildet seien, so sicher plaudern sie im „slang“ und so bewandert sind sie in den Chancen der „favoritos“. Auf den Tribünen verhält sich das Publicum bei den einzelnen zum Theil recht aufregenden Rennen verhältnismäßig ruhig, es befindet sich dort vornehmlich das feinere, weibliche Con-



tingent, welches von den Chaperontrenden Cavallieren, die persönlich dem Schauspiel näher treten, daselbst placirt, in den Pausen zum Promeniren wieder abgeholt wird. Vor der Barriere, wo Vornehm und Oering neben einander um die Stehplätze auf den Stühlen sich drängt, da geht es lebhafter her.

„Cara ist Favorite,“ hieß es beim Auf-Galopp. „Ach wat, jezen Frondeuren kann se doch nich an.“ „Ejal, id halte allemal uf Sydow'n.“ „Papa, ist Wellgunde denn heute nicht dabei?“ fragt ein vornehmer, kleiner Badfisch, das Programm durchforschend, einen ältern Herrn in Civil. Die Antwort kommt von dem Nachbar auf der andern Seite, einem diden Gefellen von der Wehgergilde:

„Mamsellen, die spart er sich doch vor de trochen Preise im Juli, aber halten Se man uf Cara'n, da werden Se ooch nich rinfallen.“

„Danke schön.“  
Und dann bei der letzten Strede:  
„Cara, spute Dir.“  
„Der Grüne pulst schon.“  
„Er giebt noch nicht Alles her.“  
„Bravo, bravo — Blau ist Sieger, das heißt elegant durch's Ziel kommen, keine Hand gerührt.“  
„Cara, schäme Dir! Als Zweiter inzukommen, wo id den halben Wochenlohn uf Dir verwettet habe.“

Bei den Hürdenrennen steigt die Aufregung von Hinderniß zu Hinderniß. „Herrlich, herrlich.“ „Schöner Start.“  
„Das ganze Feld zusammen — wie ein Flug Vögel über die erste Hürde!“ Das Feld löst sich bei der großen Schleiße.

„Weiß bleibt zurück.“  
„Jetzt sind es nur noch Sechs.“ „Da — Roth stürzt!“ — „O weh, Reiter und Pferd bleiben liegen.“ „Sind sie todt?“ fragte ganz blaß vor Schreck der kleine Badfisch und ergreift in der Angst den Arm des diden Nachbarn.

„Ne, ne, Mamsellen,“ beruhigt dieser, „n Knax werden se wull weg haben, aber dod brauchen se nich jleich sind — er krabbelt ja schon uf, de Stute liejt — det stimmt.“

Wenn sich die Reiter nach Schluß des Rennens im Schritte durch das Publicum nach dem Sattelplatz begeben, um sich abwiegen zu lassen, drängt stets eine „foule“ dem Sieger nach; Vornehm und Oering.

Ich sehe vornehme Damen den Sieger, der mit schlagenden Fäusten, geblähten Nästern, schaumtiefend und aufgeregte aus großen Augen um sich sehend, langsam bewegt wird, lieblosen.

Beim Tippen am Totalisator theilnehmen sich die Damen lebhaft.

Und nun zum Schluß noch einige Worte über die „sprossende“ saison und die „knospende“ Toilette.

Die Damenwelt charmiert auf das Lieblichste mit dem jungen Frühling und macht ihm recht weitgehende Concessionen. Die Toiletten tragen bereits einen ausgesprochenen Charakter.

Form und Farbe streben das Ungeheuerliche an, wenn auch einige Extravaganzen dem Frühlingstrauch zu gute zu halten sind.

Für die „Gigot-Mermel“ kann der biedre Hammel beim besten Willen kein Vorbild mehr liefern, sie wachsen in's Riesenhafte.

Die Frühlings-Toilette treibt entschieden exotische Blüten. Es gehörte der Pinsel des seligen Malart dazu, diese leuchtenden Farben und deren Zusammenstellung wiederzugeben. Vorherrschend sind Roth und Grün, ersteres in den merkwürdigen Tönen, aber nie gedämpft, sondern stets schreiend, unter ihnen das alte Magenta-Roth in verschiedenen Nuancen. Beliebte ist auch eine Zusammenfügung von Beige bis zum Ganna-Braun mit ganz hellem Grün.

Die Hüte wetteifern an Muthwillen mit der übrigen Toilette. Die Flügelform dominiert auch hier. Zwei breitstehende gewaltige Defen in Sammt, Band oder Stoff, dazwischen eine Agraffe und wenigstens drei dünne, aufrecht stehende, schwankende Fühlhaken mit je einem dunkelblühenden Knopf als Auge an der Spitze erinnern an den Schmetterling als Voten des Sommers.

Die Damen der Aristokratie sind sämmtlich in hellen oder dunkeln Toiletten aus einfarbigen Tuch- oder ähnlichen Stoffen erschienen und wirken außerordentlich wohlthuend durch ihre vornehme Einfachheit.

Bemerkenswerth ist noch eine Veränderung der Haartracht. Die Stirnlöcher verschwinden mehr und mehr, man darf wieder die schöne, jugendliche Stirne bewundern, außerdem sinkt der Haarnoten von Neuem in den Nacken. Diese Mode stammt aus England und hat ebenfalls den Frühling zum Schöpfer, der die Damen zum Sport und lawn-tennis-Spiel lockt, wobei das Haar am sichersten und bequemsten im Nacken ruht.

Nachdruck verboten.

### Sonntagsruhe.

Siehe das Bild auf Seite 73.

Es ist ganz still im Dörflein. Aus der Ferne tönen Orgellänge herüber, dort ist der Plattler-Bauer nebst seinem Weibe und den ältern Kindern in der Kirche, um dem lieben Gott für alles Gute zu danken, was er dem bescheidenen Plattler-Hof in so reichem Maße beschert hat, nicht viel Reichthum, aber das tägliche Brod, gesunde Körper und fröhliche und zufriedene Herzen.

Ja, ganz still ist's! Nur die Glucke, die eine so gar pflichtgetreue Mutter ist, hört zuweilen einen unnahelhaften Laut aus, wenn sie für ihre Küchlein etwas hervorragend Schmackhaftes gefunden hat. Rauchmal trägt sie dabei so stämmisch, daß Dackel unter der Bank in leiser Mißbilligung sein träumendes Haupt erhebt. — Oben auf der Bank des traulichen Hausplätzchens sitzt der alte Nazi, des Plattler-Bauers Vater, im linden Frühlings-Sonnenschein, und läßt die ihm angenehme, nicht immer ganz leichte



Im Frühling. Nach dem Bilde von E. Kavel. — Siehe Seite 80.

Pflicht, das kleine Nestlein, sein junges Entlein, zu behüten. Das Nestlein befindet sich noch in dem vielleicht unbequemen, doch im Ganzen sehr glücklichen Stadium, in dem man den Menschen in ein Stroh-Nestlein bündelt, kann aber bereits gewaltig ungebärdig sein und dann „für Sieben schreien,“ wie die Mutter meint. Heute aber darf Großvater seine Pfeife in Ruhe rauchen. Nestlein paßt sich durch einen gesunden Schlaf dem allgemeinen Gottesfrieden in glücklicher Weise an. Und der Nazi sieht zufrieden lächelnd auf seinen Augapfel herunter. „Gelt, Du —,“ denkt er, „wenn Du Deinen alten Großvater nicht hättest! — Als erwachsenes Nadel schauen wird er Dich nicht mehr, Du aber laß' Dir dann erzählen, wie lieb er Dich g'habt hat und wie er im Himmel für Dich bitten thut, daß brav bleibst, brav wie Dein Mutterlein, Kind!“

Und die Schwalben, die zutraulich oben zwischen Blüten auf der Spalierhänge sitzen, scheinen auch ihre Sonntagsruhe zu halten. Sie blinseln wohl aus ihren runden, schwarzen Neuglein auf Großvater und Entlein hinunter und dann sich unter einander an, als wollten sie sagen: „Auf dem Plattler-Hof ist's halt gut sein. So liebe Menschen hat's hier und wenn wir fortziehen und im Frühling dann zurück kommen, dann bauen wir abermals auf dem Plattler-Hof und halten dann, will's Gott, wieder Sonntagsruhe mit dem alten Nazi und dem Nestlein; aber dem Nestlein ohne Stroh!“

### Im Frühling.

Siehe das Bild auf Seite 80.

Nun hat sich der sanfte Hügel mit einer Fülle von Blumen bekleidet! Die Vögelchen schießen durch die blaue Luft auf die im ersten Grün prangende Pappelgruppe zu. Ein junges Mädchen geht mit zwei Kindern über den Hügel. Das eine der Kinder trachtet, den prunvollenen Falter, der vor ihm über die Blüten gaukelt, in seinem Netze zu fangen. Aber es will ihm nichts thun, nicht den zarten Farbenmehel verderben. Hat es das Thierlein in der Nähe vorsichtig im Netze bewundert, erhält jenes die goldene Freiheit wieder. Denn „man darf kein Wesen quälen und Freiheit geht über Alles,“ hat Fräulein Margarethe, die Erzieherin, gesagt. Ja, Fräulein Margarethe weiß es, was es heißt, sich in der Fremde das liebe Brod verdienen zu müssen. Heute aber ist sie so recht in Frühlingsstimmung, sie sammelt einen ganzen Arm voll blühender Dolben, um ihr Stübchen damit zu schmücken, und ihr zweiter Bögling ist befreit, ihr beim Sammeln behilflich zu sein. Die Dolben im Stübchen aber erinnern Fräulein Margarethe dann an die ferne, ferne Heimath und an Jemand, der ihr einst ähnliche pflücken half. O holder Venz, läße Zeit der Sehnsucht! Und nur Geduld, Margarethe, Du hast Deine Schuldigkeit gethan, so sauer es Dir oft gemacht wird, Du darfst getroßt in die Zukunft schauen, Dein eigener Venz wird sicherlich auch noch kommen!



J. A. Wunderburg v. Eldenburg. Karten-Verke und Atlanten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben selten einen so hohen Kaufwerth. Der in Ihrem Besitze befindliche Atlas von J. B. Homann, Nürnberg, scheint mit seinen 73 Karten ein unvollständiges Exemplar des großen Weltatlas in 126 Blättern zu sein, dessen erste Auflage im Jahre 1716 erschienen ist. Für eine etwaige Verwerthung wenden Sie sich an

besten an die Antiquariate von R. W. Hiersemann, Leipzig, oder J. A. Stargardt, Berlin, Defauerstraße 2. A. U. Wien. — Die deutsche Theater-Frage ist vorwiegend eine Frage der dramatischen Production und wir glauben nicht, wie Sie, daß man die Möglichkeit der Gründung einer Schaubühne erschweren sollte. Wien und Berlin haben eine große Anzahl von Theatern. Trotdem läme das Bestehen eines dieser Institute in Frage, wenn die dichterische Production das erforderliche Material an Stücken lieferte. England zählt sicher weniger dramatische Autoren als Deutschland, und doch hat London zur Zeit 43 Theater und 189 Musikhallen, die Solo-Scenen und kleine Stücke aufführen. Diese Anstalten beschäftigen 12000 Menschen, gewöhren Raum für 250000 Zuschauer und machen recht gute Geschäfte.

D. V. Breslau. — Ihre Abneigung gegen das Glücksspiel ist durchaus begründet, aber es wird sich schwer dagegen ankämpfen lassen, so lange es vom Staate sanctionirt wird. Es handelt sich hier um einen sehr alten Brauch. Unseres Wissens fand das erste concessionirte Lotterie-Spiel in Deutschland in Augsburg im Jahre 1446 bei Gelegenheit eines Freischießens statt. Schon vor der preussischen Staats-Lotterie, welche Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege in's Leben rief, wurde im Juli 1740 zu Berlin eine Lotterie gezogen, welche nur aus einer Klasse bestand; dieselbe hatte 20000 Lose, deren jedes 5 Thaler kostete, sodah der ganze Einsatz 100000 Thaler betrug. Von den 4028 Gewinnten war der Hauptgewinn ein Haus im Werthe von 24000 Thalern.

A. v. D., Stuttgart. — Daß unser Mädchen-Schulwesen nach vielen Richtungen hin der Verbesserung fähig ist, läßt sich nicht leugnen. Die Amerikaner sind und auf diesem Gebiete in manchen Beziehungen voraus. Die Fragen z. B. nach der Beschäftigung von Mann und Frau für Unterricht und Erziehung, nach der Trennung der Geschlechter in der Schule sind von ihnen, wenn vielleicht auch nicht endgültig gelöst, so doch für die Praxis fast an allen Orten mit Entschiedenheit beantwortet. Ueber den Stand der ganzen Mädchen-Unterrichts-Frage informieren Sie sich am besten durch eine soeben erschienene Broschüre: Entwicklung und Stand des höheren Mädchen-Schulwesens in Deutschland. Im Auftrage des Königl. Preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Von Helene Lange. Berlin 1893. R. Goetters Verlags-Buchhandlung (Hermann Heyfelder).

F. G., Dresden. — Der Name des Monats April wird von dem lateinischen Zeitwort aperire (öffnen) abgeleitet und würde somit etwa auf den Frühlings-Anfang hindeuten.

A. van D., Rotterdam. — Der Hansom, den Sie im Haag in einzelnen Exemplaren gesehen haben, will sich auch bei uns nicht einführen. Er wird unseres Wissens nur von einer einzigen großen Fabrik, gewissermaßen als Geschäfts-Neclame, benutzt.

Der zweirädrige Wagen, den Lord Beaconsfield „Londoner Gondel“ wurde im Jahre 1834 von einem geschickten Architekten Namens Josef Hansom erfunden, der seine Erfindung für 10000 Livres Sterling an eine Gesellschaft verkaufte. Zu seinem Schaden wurde die Gesellschaft fallit, ehe sie ihm einen Penny bezahlt hatte, und Hansom erhielt niemals den ausbedungenen Preis. Auch weiterhin vermochte Hansom nicht, aus seiner Erfindung irgend einen Nutzen zu ziehen. Seit einiger Zeit hat der Hansomsche zweirädrige Wagen einige glückliche Umgehaltungen erfahren und kämpft mit Glück gegen den „four-wheeler“, den schweren vierrädrigen Wagen, an. Zuerst war der Hansomsche Wagen das Lieblingsgefährt der jennonsse dorée, jetzt wird er auch von der Londoner Geschäftswelt mit Vorliebe benützt.

J. J., Breslau. — Wir sind natürlich nicht in der Lage, Ihnen über die Miettsverhältnisse in Chicago während der Ausstellungen durchaus sichere Auskunft zu geben. Nach den eingezogenen Erkundigungen sind jedoch die gegen eine etwaige Wohnungsnoth getroffenen Maßregeln außerordentlich umfassend. Man rechnet durchschnittlich auf etwa 300000 gleichzeitige Gäste. Im Durchschnitt dürften folgende Miettspreise für möblirte Zimmer (ohne Koch) für einen Tag berechnet werden: Ein Zimmer, ein Bett, eine Person 5 M.; Doppelzimmer, Doppelbett, eine Person 9 M.; zwei Personen 11 M.; Zimmer mit zwei Doppelbetten, vier Personen 22 M. Diese Preise würden nicht zu hoch sein, wenn man bedenkt, daß sie sich nur auf den Aufenthalt von einigen Tagen beziehen.

D. H., München. — Wiederkehrende Sonnen-Finsternisse lassen sich allerdings auf Grund astronomischer Tabellen bis in die graueste Urzeit zurückverfolgen. Es ist die Sonnen-Finsterniß, welche am 16. April in Südamerika beobachtet wurde, mit derjenigen identisch, welche im Jahre 890 v. Chr. stattfand und durch damit verknüpfte politische Ereignisse in Aegypten interessant war. Zu jener Zeit brachen infolge des Umstandes, daß die Sonne nicht zu sehen war, Unruhen in Kintives aus, und Salmanser II. bemächtigte sich des Thrones, da er des Glaubens war, daß die Götter mit dem zur Stunde regierenden Monarchen unzufrieden wären.

A. A. auf dem Lande. — Daß man, besonders auf dem Lande, die Sonntags-Predigten seines Seelforgers mit Interesse verfolgt, ist begründet. Aber man darf einer etwaigen Wiederholung gegenüber nicht allzu rigoros sein. Erstirt doch in dem bigotten Amerika eine Reihe von Instituten, die mit fertigen Kanzel-Reden einen schwinghaften Handel treiben, und selbst in England ist dieser Geschäftszweig ziemlich verbreitet. Ein und dieselbe Predigt wird nur an einen Geistlichen in einer Stadt verkauft und muß an einem bestimmten Sonntage gehalten werden, sodah keine Entdeckung des Ursprungs derselben gefürchtet zu werden braucht. Der Preis einer solchen Predigt in der Fabrik in London ist von 1 Sh. 6 D. bis zu 6 Sh. — in Philadelphia dagegen von 1 Doll. 75 Cents bis zu 5 Doll.

F. D. im Kaukasus. — Wir sehen hier der Entdeckung neuer Bacillen mit größerer Ruhe entgegen, als Sie im fernem Osten. Kebrigen scheinen sich gerade auf dem Gebiet der Fleck-Typhus-Epidemie große Dinge vorzubereiten. Einer der namhaftesten französischen Mediciner, Dujardin, hat neben den entsprechenden Bacillus gefunden. Die Entdeckung hat nicht den Reiz der Neuheit. Schon der bekannte Jenerer Botaniker Ernst Haeckel wollte sie vor einigen Jahren gemacht haben. Ihm sind verschiedene ausländische Forscher gefolgt, zuletzt noch im vorigen Jahr bei in Ihrer nächsten Nähe, in Kasan, wirkende Prof. Lewaschew. Bei jedem seiner Entdecker hat der Bacillus des Fleck-Typhus eine andere Gestalt.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft II.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

— Berlin, 1. Juni 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Nur kein Lieutenant!

Novelle von Hans Nagel von Brawe.

**D**u hast meinen Rath verlangt, — und ich habe ihn gegeben. Meine Ansicht steht unumstößlich fest! Schreib ihm, Deine Verhältnisse erlaubten Dir nicht, Deiner Tochter irgend welche dauernden Zuschüsse zu geben, und — damit ist die Sache erledigt. Denkst Du, so ein Garde-Lieutenant wird über einen — noch dazu ganz anständig garnirten — Korb etwa Schmerzen leiden? Ich kenne Das besser! Und Du beabsichtigst doch nicht etwa, Deine anderen sieben Kinder um Trudens willen zu verkürzen? Oder die jungen Leute beim Commis-Bermögen darben zu lassen, das der „Freiher“ von Dahlen so freimüthig als sein einziges väterliches Erbtheil bekannte? He?“

„Ich hätte gehofft, Schwägerin, es würde vielleicht für Dein Pathenkind, die Gertrud, Deinerseits Etwas —“

„Meinerseits wird sogar mehr wie „Etwas“ geschehen, wenn es sich einmal um den Antrag eines ordentlichen, gefesteten und charakterfesten Mannes handelt, aber keinen Groschen werde ich dazu beisteuern, um meine Nichte und Pathin vielleicht dieselben traurigen Erfahrungen machen zu lassen, an denen ich selbst mein Leben lang zu leiden gehabt habe. Nicht etwa, als ob nachher nicht genug Andere gekommen wären, — aber Der, der mich täuschte, Der — — Doch das Weitere thut ja nichts zur Sache, er war ein Lieutenant, und — ein Lieutenant ist dieser Dahlen auch! Alles eine Sorte! Du kennst jetzt meine Ansicht, Regenhardt.“

„Ich habe eingehende Erkundigungen über den jungen Herrn von Dahlen eingezogen und nur das Beste erfahren. Er soll nicht nur ein tüchtiger Officier, sondern auch ein hervorragend liebenswürdiger Gesellschafter und sehr solider Mann sein. Er selbst schreibt mir, daß er seit dem siebzehnten Jahre elternlos, sein kleines Vermögen schon beträchtlich vermehrt habe. — Na, das sind doch Alles Anzeichen, daß —“

„Daß mir das damals auch so ähnlich vorgestellt wurde, und es nachher ganz anders war, wie Du weißt — nein, nur kein Lieutenant, mit meinem Willen nicht! Aber — unter uns, Schwager — ich habe etwas ganz

Anderes für unsere Gertrud! Mein Brudersohn, der junge Medloff, der Referendar, macht jetzt sein Staats-Examen und wenn er Landrath wird, dann soll er heirathen — verstehst Du? Der ist solide, recht vermögend, hat was gelernt, und wenn dann Gertrud eine ihr zuge dachte Gebatter-Gabe von mir mitbringt, dann — na, dann wüßte ich nicht, wie es besser kommen könnte?“

„Nun, wie Du willst, Regenhardt. Auf Wiedersehen! Wenn nicht früher, dann zu Weihnachten!“

Während Herr von Regenhardt seine hagere Gestalt die zwei Treppen hinabtrug bis zum Lügow-Platze, ging dessen Schwägerin in ihrem eleganten Salon auf und ab. Sie hatte die Hände hinter dem Rücken geschränkt, und die große proportionirte Gestalt erschien dadurch nur noch straffer, um so mehr, als sie den blonden Kopf fast zu gerade trug.

„Gott sei Dank! Wieder einmal einem Unglücke vorgebeugt! Ja, ja! — Erfahrungen sind nützlich, wenn man sie eben Andern nutzbar macht! — Nein, meine Trude, Du sollst nicht um Deine Jugend betrogen werden!“

Es leuchtete förmlich vor innerem Behagen über das nicht unschöne Gesicht der Vierzigerin hin.

„Herr Referendar Medloff!“ meldete in diesem Augenblick das Kammermädchen, und schon stand der Angemeldete der Dame gegenüber.

„Tante Trude, nun freue Dich einmal mit mir! Die Hauptarbeit meines Examens ist richtig gelöst, eben hat mir's der geheime Rath L. im Vertrauen mitgetheilt, und da sprang ich stink zu Dir hinauf, um's Dir, ebenfalls im Vertrauen — aber Trudchen, Tantschen, was ist Dir denn passiert — so ernst — so —?“

Der junge Mann hatte die Tante mit dem rechten Arme umfaßt und hatte die Linke auf ihre Schulter gelegt. So, ihr dicht gegenüber, sah er sie fragend durch die festen braunen Augen an und — jedes Wort betonend meinte er:

„Du! — sollte etwa der klapperige Baron Regenhardt, dem ich da eben begegnete, es wagen —?“ Er lachte plötzlich laut auf. „Nein, das leide ich nicht! Du bist meine Tante, meine schöne liebe Truden-Tante, und das sollst Du auch —“

„Aber was das wieder für eine unsinnige Idee ist, die da in Deinem Gehirne emporwuchert,“ ant-

wortete Fräulein Medloff, jetzt ebenfalls lachend. „Freilich, um einen Antrag handelte es sich dennoch, wenn auch, um — Du solltest indessen mit etwas mehr Respect von Deinem Onkel reden,“ unterbrach sie sich, dem jungen Manne mit dem Finger drohend, „um so mehr, als Gertrud seine Tochter ist und Gertrud —“

„Einmal meine Frau werden soll? Na, ha! Aber komm, erzähle mir, was es gab — Du brennst ja doch darauf, ich weiß es!“

Er zog die Tante bis an das Sopha, warf sich selbst in einen Fauteuil und „so nun kann der Guf



Stillvergnügt. Nach dem Bilde von P. Wagner. — Siehe Seite 83.

„Also, liebe Trude, Deine Ansicht geht dahin“ — „Daß Du dem jungen Manne schreibst, wie ich Dir sagte. Hungerleider giebt es genug in der Welt, die braucht man sich nicht erst heranzuziehen, und nun sind wir wohl einig über den Fall. Eine, meine verstorbene Schwester, würde nicht anders urtheilen, und ich finde es recht vernünftig, daß Du herüber kommst nach Berlin und Rücksprache mit mir nimmst. Dinstag Du bei mir?“

„Unmöglich, Schwägerin, unmöglich! Die Geschäfte in Schwarzwald, jetzt in der Rübenerndte —“



beginnen!" rief er mit Pathos und blickte der Dame so recht froh in die blauen Augen, während seine Finger den dunkeln Schnurrbart kokett aufwirbelten.

"Weißt Du, mein Junge, Du springst eigentlich ganz anders mit mir um, wie alle anderen Menschen."

"Schilt nicht, Tantschen! Bin ich nicht ein Landkind? Wenn ich morgens in der Gerichtsstube saß, nachmittags und öftmal nachts war ich sicher draußen im Walde. Die Waldluft macht uns led und froh! Wenn ich geschneigelt und zugeknöpft daher gehen sollte, warum liebest denn Du — ja Du, Tantschen, — mich nicht Officier werden? Aber Du hast recht gehabt — tausche mit keinem Lieutenant mehr, wenn ich erst Landrath bin!"

"Gott sei Dank, daß Dein Vater —"

"Na, lassen wir das, der kann nichts dafür. Mein Schicksal gipfelte in 'Deiner souveränen Lieutenants-Berachtung' parodirte er, die Stimme bis zum tiefsten Bass hinab schraubend. "Aber nun beginne — ganz Dar!"

"Der Onkel Regenhardt bekam einen Antrag für Gertrud — ganz regelrecht — von — nun von einem Lieutenant. Neulich im Manöver hat — er sie kennen gelernt!"

"Und nun?"

"Na, natürlich abgewiesen!"

"Na, natürlich abgewiesen," wiederholte der Kesse mit demselben Tonfalle, indem er seinem Gesichte den Ausdruck höchster Herablassung zu geben suchte und seine Worte mit der entsprechenden Geste begleitete. "Aber warum denn? Soll sie etwa auf mich warten? Na, dann kann sie —"

"Sprich's nur aus — alte Jungfer werden, und das wäre immer noch besser, als die Verlobung mit so — so einem Lieutenant."

"Tantschen, Du bist zu nett," rief er lachend und küßte sie, "aber ungerecht und nachtragend bist Du auch. Weil damals — jener Bratenburg —"

"Bitte, Julius —"

"Nein, laß mich's sagen. Weil Jener Dich mit seinen Schulden und Deiner Bürgschaft sitzen ließ und eine Ocean-Fahrt unternahm, darfst Du, meine kluge Tante, doch nicht Rückschlüsse auf einen ganzen Stand ziehen? Sieh, das ist unlogisch, — Frauenfehler! Aber — nun's geschehen ist, kannst Du mir auch sagen, wer denn der Unglückliche ist, dem Du in Gemeinshaft mit dem liebevollen Onkel das Herz abgebunden hast?"

"Erkläre mir zuvor, wie kann ein Mann, ein Lieutenant, der kaum über 50 000 Mark verfügt, es wagen, um ein Mädchen anzuhalten, das —"

"— das eine reiche Tante und Gevatterin hat!"

"Das wußte er nicht einmal, denn er wollte sich, um sein Glück begründen zu können, nach Lpf versehen lassen — nettes Glück!"

"Aber Tante, das Alles spricht doch für den Mann und seine ernstesten Absichten! Wer ist denn dieses Phänomen eines minniglichen Garde-Lieutenants?"

"Von Dahlen heißt er."

"Von Dahlen? Edwin von Dahlen von den Mai-käsern? Mein Gott, den kenne ich wie meine Tasche! Der ehrenhafteste Kerl von der Welt! Hat mich einmal von einem Nachtwächter gerettet, als ich — na einerlei — dabei lernte ich ihn kennen, oder besser er mich, denn er hatte mich gefunden und brachte mich nach Hause. Also Der! Weißt Du Tante — das thut mir leid, wirklich leid! Auch meine Eltern hatten ihn lieb gewonnen, — er lag neulich bei ihnen im Quartier — in Hagenlamp."

"Als Trude bei Deinen Schwestern zum Besuche war, das ist's ja gerade! — — Komm' Mierdel, meine kleine Mira, Du sollst ja zu trinken haben," wandte sie sich an eine ausnehmend fette Wopshündin, als diese mit leisen Klagerönen vergebens sich bemühte, auf der Herrin Schoß zu klettern.

Während Fräulein Redloff ihren Mops hinaus geleitete, ließ der Referendar den Blick durch das elegant und wohllich eingerichtete Zimmer gleiten. Ueberall solider Luxus und nirgends jener oberflächliche, moderne Tand, — Ordnung bis in's Kleinste. "Eine herrliche Frau, die Tante! Zu schade, daß die keinen Mann mehr wollte. Hätte das eine Mutter gegeben! Aber das Trudel soll nicht auch noch darunter leiden! Was macht man da? — Daß es auch gerade Dahlen ist —"

Er stand auf und trat an das Fenster. Unten waren viele Hände beschäftigt, aus dem ehemaligen Holzplaz einen regelrechten Lühow-Park herzustellen. Tante Trudchen' lehnte eben zurück.

"Weißt Du, Tante, wenn ich da unten die Linden mit den Erdballen verpflanzen sehe, niedergelassen in ein sorgsam vorbereitetes Bett von Muttererde, dann denke ich unwillkürlich: Mit Menschenkindern macht man doch weniger Umstände. Die werden verpflanzt — ob

der geistige Nährboden derselbe ist oder nicht — wenn nur der Schein, der oberflächliche grüne Rasen, richtig passend darüber gelegt wird. Ob sie dann darunter nach und nach verkümmern, darauf kommt's nicht an."

"Worauf willst Du hindenten, mein Junge?"

"Nun, Tante, wenn Gertrud nach Deinem Wunsche meine Frau würde, dann würde sie eben im falschen Boden verkümmern, trotz der richtigen Rasendecke, und wenn ich glaube, einer Anderen alles Das bieten zu können, was zu ihrem glücklichen Gedeihen nöthig wäre an warmem, rechtem Boden, so — na, wie soll ich sagen — so fehlt mir eben der Rasen, den die äußerliche Welt, die vom Raumpflanzen doch garnichts versteht, nicht entbehren zu können glaubt."

"Julius, Du sagst das so ernst!"

"Bei Gott, das ist es auch, warum soll ich nicht auch einmal ernst sein?" fuhr es jetzt fast zornig über seine Lippen.

"Julius — Du liebst — Du?"

"Ich will Dir's kurz sagen. Ja denn, wenn Du willst — ich liebe. Liebe ein Mädchen, das mich wieder liebt. Nichts hindert uns, als — na — der jammervolle Rasen zum Bedecken des guten Bodens."

"Erkläre!"

"Weißt Du, Tante — es giebt allerlei Hindernisse zum Glücke — Du verurtheilst Gertrud zum ewigen Jungferstande, weil Dir — ein Rock nicht gefällt."

"Julius, Du —"

"Laß mich vollenden! — Ich bleibe Junggefelle, weil ich Redloff heiße."

"Das verstehe ich nicht!"

"Ich auch nicht! Aber es ist so — ich heiße schlichtweg Redloff und bin stolz, mit meiner vortrefflichen Tante denselben Namen zu führen und sie — sie hat eben die drei Buchstaben —!"

"Und schlug Dich aus?"

"O, denk' nicht daran — sie nicht, aber —"

"Bitte, erzähle einmal vernünftig!"

"Sie — ist also ein Edelfräulein, die arme Richtige eines Gutsbesizers in der Nähe meines bisherigen Kreisbezirks. Das beste und liebste Mädchel der Welt — wahrhaftig, Tante! Ich war oft draußen im Schlosse, bis — eines Tages die Baronin recht spitz äußerte, — in ihrer Familie habe noch keine Tochter einen Bürgerlichen geheirathet. Ich verstand Das — der 'Rasen' hatte nicht die richtige Farbe —"

"Mein lieber Junge," sagte Tante Trude fast zärtlich, "o, wie kann man so kurzfristig sein!"

"Nicht wahr, Tantschen? Der Lieutenants-Rock ist doch auch nur — Rasen!"

"O, das ist ganz was Anderes!"

## II.

Fräulein Gertrud Redloff hielt im Allgemeinen nicht viel auf sogenannte Freundinnen. Dennoch hatte sie sich einer gleichalterigen Dame behufs gemeinsamer täglicher Spaziergänge angeschlossen. "Es ist immer sicherer und zuweilen auch unterhaltender, als das Alleingehen," hatte sie dem Kessen gegenüber geäußert. Dieser Kesse war inzwischen — nach bestandnem Examen zu seiner weiteren Ausbildung nach Demmin versetzt.

Auf den Arm der Freundin gestützt, ging die Tante Trude an einem der ersten December-Tage am Lühow-Ufer entlang. Es war so ein Wintertag, an dem man die Schritte beschleunigt und die Kragen emporschlägt, denn es wehte ein schneidend kalter Südost. Die beiden Damen waren in elegante Pelzmäntel gehüllt. Eben bogen sie auf die neue Herkules-Brücke ein, als ein Officier an ihnen vorüberging. Er trug den neuen hellgrauen Mantel, und darin mochte die Veranlassung liegen, daß beide Damen den Blick auf ihn richteten. Beim Begegnen machte er höflich das Trottoir frei — ohne aufzusehen.

"Fürchtbar stramm — der reine Gott!" rante Tante Trude leise der Freundin zu.

"Aber ein auffallend schöner, vornehm aussehender Mann," antwortete diese.

"Vornehm thut die Sorte, aber was dann dahinter ist — na —"

In diesem Augenblicke ertönte ein heftiges Gepolter, ein Hufschlag, wie von galoppirenden Pferden. Die Damen blieben unwillkürlich stehen und sahen sich um.

Von der Landgrafen-Straße her kam ein leerer Bierwagen daher — ohne Kutcher — die schon gewordenen Pferde schleiften die Zügel. In voller Flucht bog eben das Fuhrwerk der Brücke zu, als zwei kleine Mädchen — es waren offenbar geringer Leute Kinder — von Angst getrieben noch versuchten die Brücke zu erreichen.

"Um Gotteswillen," schrie Tante Trude entsetzt auf, und überall fand der Angstschrei Wiederhall, denn unvermeidlich schien das Unglück. Vorwärts rasten die Pferde in der Richtung auf die stiehenden Kinder. Da — im

letzten Augenblick — fassen zwei kräftige Hände die Mädchen. Sie werden zur Seite geschoben — das schwere Fuhrwerk saust krachend gegen das Brückengeländer — Pferde und Wagen stürzen zusammen zu wildem Knäuel. Alles sieht nach den Kindern — sie sind gerettet — stehen weinend da. Der Ketter aber, vom schleudernden Wagen gefaßt, ist niedergeworfen. Einen Augenblick liegt er wie besinnungslos. Tante Trude ist unter den Ersten, die zur Hülfe herbeieilen, — aber schon erhebt sich der Verunglückte — langsam — nimmt seine Mütze und drückt das Taschentuch auf die Stirnwunde, aus der das Blut niederrieselt. Eilig geht er der Lühow-Straße zu. Jetzt drängt die Menge herzu — man beschäftigt sich mit den Pferden, den Kindern. Die Polizei greift ein. Wo ist der Ketter? fragt man. Eben stieg er in den abfahrenden Pferdebahn-Wagen am Lühow-Platz.

Tante Trude sah ihm nach — stumm.

"Na — was sagst Du nun?" fragte die Freundin.

"Behauptest Du noch, es wäre Nichts dahinter?"

Aber statt der Antwort wandte sich jene an einen Polizisten.

"Wer war der Officier?"

"Det wissen wir nicht — aber ein junger Mann is et, det is sicher! — Na, überhaupt Madamelen, unsere Jarde-Lieutenants! Ich kenne dat, id bin mit bei St. Privat gewesen!"

Die Damen gingen weiter. Lange schwiegen Beide. "Es giebt doch Ausnahmen!" sagte dann Tante Trude. — "Schade, daß man nicht weiß, wer es war!"

## III.

Der Winter zeigte sich in seiner vollen Strenge. Der Schnee lag fußhoch und knirschte.

Es war am Tage vor dem Weihnachtabend, am 23. December. Die Locomotive des Schnellzuges stöhnte schon seit einiger Zeit am Ausgange der gedeckten Perron-Halle des Stettiner Bahnhofes, als könne sie nicht erwarten, losgelassen zu werden. Das hatte aber noch etwa 10 Minuten Zeit, denn erst um 8 Uhr 25 Minuten war Fahrzeit für Stralsund, und immer neue Reisende hasteten — paketbeladen — herzu, in Mäntel und Pelze gehüllt, oder von Dienern geleitet, welche die nöthigen Erwärmungs-Utensilien herzuschleppten.

In einem Nichtraucher-Coupé zweiter Klasse hatte schon ein Herr einen Eckplatz rückwärts eingenommen. Er hatte den Pelzkragen des Paletots aufgeschlagen, und gleichgültig ruhten seine dunkeln Augen auf dem Treiben und Geschehe, das mit jeder Minute zunahm.

"Vorsichtig — es ist glatt — ach, mein Herr, — Sie helfen vielleicht!"

Eine Frau in der Tracht der Diakonissinnen richtete diese Worte an ihn. Eigentlich waren sie in ihrem letzten Theile überflüssig, denn schon hatte der Herr die hülfreiche Hand einer Dame gereicht, die nun das Coupé bestieg. Sie war, auf den Arm der Schwester gestützt, herangekommen, und offenbar schonte sie einen Fuß. Stumm hatte der Herr ihre zahlreichen Effecten und Pakete in das Kofferneß gelegt, und nun sah er wieder an seinem Plaz. Eben nahm ein junger Infanterie-Officier den vorderen Eckplatz ein, als auf dem Asphalt des Perrons das Rasseln eines Palastbes erschallte. Dicht vor dem Coupé war er jetzt hörbar.

"Was Teufel, alter Kerl, auch Du fährst mit diesem Zuge? Das ist ja prächtig!" so klang es — auch fast rasselnd von den Lippen des jugendlichen Panzerreiters, der die behandschuhte Rechte dem Kameraden hinausstreckte.

"Neumann, hierher meine Sachen!" rief er seinem Burtschen zu. "Werde zu Dir steigen, alter Kerl, habe zwar erster, ist ja aber egal — überall vornehm!" Er lächelte behaglich über den eigenen Witz, schob die weiße, grün geränderte Mütze etwas in den Nacken, ließ sich durch Neumann den Viberpelz regelrecht über die Beine legen, und dann ertönten auch schon das Signal der Zugführer-Pfeife und die drei Schläge an die große Stations-Glocke.

"Prächtig, daß wir uns hier einmal treffen. Sieht Dich sonst kaum! — Auch auf den Hoffesten, — so was es bisher an kleinen Scherzen gab, — traf man Dich nicht!"

"Dazu fehlte die Zeit, lieber Freund!"

"Aha — kleiner Streber! — Geistesarbeit! Begreife! Carrière machen! Begreife! Freilich — die geistige Anstrengung fällt für uns Boyer fort — dafür Frische!" Er machte eine Bewegung mit dem rechten Arme, um seinen Worten auch den sichtbaren Kraftausdruck zu geben. "Aber sage, alter Freund, wozu quälst Du Dich mit den Wissenschaften?" fuhr er fort. "Warst doch schon Adjutant und — Schriftgelehrter! Wozu noch mehr?"

Der Andere lächelte.

"Weil ich das Bestreben habe, mich tüchtig für meinen Beruf zu machen," antwortete er.



„Halte ich für ganz nebenächlich. Ordentlich reiten können und die Augen offen, damit kommt man am weitesten!“

„Nun ja — der Cavallerie-Lieutenant! Aber wer später einmal Truppen führen will, wer den Soldatenstand als Lebensberuf wählen muß und gern wählt — und wer einmal auch Anderes kennen lernen will, wie des Garnison-Dienstes Einerlei —“

„Hast Recht, alter Kerl, anderer Standpunkt! Ich gehe über kurz oder lang auf meine Klitsche, wenn einmal die Funken nie erlöschender Liebe da hinein fallen!“ — Er machte die Handbewegung nach dem Herzen.

„Bis jetzt behelfe ich mich noch mit dem üblichen Klackerfeuer. — Sag', kennst Du die kleine Racenée vom Adolf Ernst? Reizendes Kind und tugendhaft — das ist gerade das Schöne! Nur zwei bis drei Freunde —“ er sah sich um, beugte sich vor und flüsterte dann leise: „Ich natürlich der einzig Bevorzugte!“

„Ich,“ erwiderte der Andere, „habe niemals Freude an derartigem Umgange gefunden und werde sie auch wohl in Zukunft nicht mehr finden. Ich möchte fast sagen, daß ich jenen Schichten der Gesellschaft oder Stamm-Gesellschaft, in denen eine ganze Reihe unserer modernen Literaten jetzt umherwühlen — vielleicht aus Unkenntniß besserer, — daß ich jene Schichten garnicht einmal kennen gelernt habe. Erst wenn ich alles Bessere, Höhere kenne, wird's mich vielleicht verlangen, auch die Tiefen im Sinne Zolas und seiner schwachen Nachahmer kennen zu lernen. Das hat aber Zeit, denn unsere Welt zeigt wahrlich so viel des Erhabenen, des Erstrebenswerthen, daß ein Menschenleben nicht hinreichen dürfte, um es ganz zu umfassen!“

„Immer noch der Idealist — erinnere mich aus dem Cadetten-Corps — ist aber im Grunde einerlei, auf welche Weise wir dem Könige dienen — mit der Faust oder mit dem Geiste — als Patrouillen-Reiter oder himbeerfarben. Nützlich haben Se. Majestät von allen Sorten und — wie sagte doch der fromme Landsknecht in seinem Gebete:

„Wer redlich sieht  
Für Recht und Pflicht,  
Der Lob erwirbt  
Und stirbt dort nicht!“

„Du bist doch ganz unverändert geblieben — warst schon im Corps stark in Citaten!“

„Ist meine volle Ueberzeugung, alter Freund! Das Beten macht's nicht — Handlung will unser Herrgott von uns sehen!“ Wieder machte er die pantomimische Kraftbewegung mit dem rechten Arme. „Bei Handlung — da fällt mir der Kessenbach — weißt Du — vom 5. Garde-Regiment ein, ist vor ein paar Tagen zurückgekehrt!“

„Der Ostafrikaner?“

„Derjelbe. Weißt Du, wie er zur Schutztruppe kam?“

„Und?“

„Dielt um reiche Erbin an. Schwiegervater meinte, wäre zu jung, müßte erst Etwas leisten. Was thut Kessenbach? Mir nichts, Dir nichts zu Wislmann! Hat Buschiri-Krieg mitgemacht — rothen Vogel mit Schwertern — bei Rückkehr zum Generalstabe commandirt und gestern steht die Verlobung in der Zeitung. — Natürlich — Handlung! Weißt Du — ich melde mich auch nach Afrika!“

„Willst Du auch heirathen?“

„Denke nicht daran! Aber Thaten, große Thaten möchte ich begehen — so auf Vorrath schon! Doch da ist ja — wahrhaftig — Graussee, meine Station! Wohin fährst Du?“

„Auch ich steige hier aus,“ erwiderte der Andere. Der Zug hielt. Die Officiere empfahlen sich höflich.

Die Dame hatte fast während der ganzen Reise die Augen geschlossen gehabt, nur ab und zu hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerken können, wie sie zwischen den Lidern hindurch blinzelte nach den jungen Officieren, denen sie jetzt mit offenbarem Interesse nachsah.

Dann, als sich der Zug in Bewegung setzte, sah sie mit jenem fragenden Ausdruck auf ihr vis à vis, den man in der Reisesprache übersehen möchte: Wirst Du Dich unterhalten, oder bist Du ein principieller Schweiger?

Den weichen Reiseschuh tief über die Stirn gezogen, scheinbar theilnahmlos sah jener hinaus in die wechsellose Landschaft. Er mochte aber den Blick fühlen, denn jetzt richtete er der Dame die großen dunkeln Augen so ernst entgegen, daß es fast darin zu lesen war: Sprich — ich höre.

Und sie verstand ihn.

„Wahrhaft typische Erscheinungen, die Beiden,“ warf sie hin, durch eine leichte Kopfbewegung nach rückwärts deutend. „Es liegt so etwas Weltbeherrschendes — Unschlissbares im Wesen des preussischen Officiers, wie es doch kein anderer Stand an sich trägt! Ich glaube, unter Tausenden würde ich den Lieutenant heraus erkennen,

schon an der Haltung der Nase, — wenn er auch verkleidet wäre.“

Der Herr lächelte. „Wollen Sie das Selbstgefühl tabeln, das aus großen Leistungen, aus dem Können und daraus erwachenden Ehren emporgewachsen ist?“

„Ich glaube, in den seltensten Fällen darf man hinter dem abgeschlossenen, hochfahrenden Wesen tiefen inneren Werth voraussetzen — ich habe Beispiele — erlebt — Erfahrungen —“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

### Wenn der Tag erwacht.

Gedicht von Frida Schanz.

Nach wirrem Schlummer, nach schwüler Nacht,  
O Trost, o Glück, wenn der Tag erwacht!  
Die Schatten verjanken; die Sterne verglühten;  
Es liegt wieder Thau auf des Lebens Blüten;  
Die Orgeln des Friedens tönen hernieder,  
Auf flattern die Tauben der Hoffnung wieder,  
Es weht wieder frisch um Dein Angesicht,  
Es wird wieder sonnig, es wird wieder licht,  
Die Schemen der Träume verrinnen sacht. —  
O Trost, o Glück, wenn der Tag erwacht!

Nachdruck verboten.

### Stillbergnügt.

(Siehe das Bild auf Seite 81.)

Das Kätherle hat gestern Abend herzbrechend geweint und garnicht in's Bett gewollt. Natürlich nicht, denn der Schnauzerl war zum ersten Mal in seinem Leben fortgelaufen und nicht heimgekommen. Was hatte der Schnauzerl denn fortgelaufen? Wenn er sich nun im Walde verirrt oder vom Jäger todtgeschossen würde? O gar! Kätherle mochte den Gedanken nicht ausdenken! Das hätte es ja nimmer ausgehalten, denn es war mit dem Schnauzerl groß geworden — Beide jährlten ihre 6 Jahre — und wußte, daß man ohne Vater und Mutter und Schnauzerl einfach nicht leben könne. Darum hatte es auch vor dem Einschlummern unter Thränen gebetet: „Lieber Gott, bitte, bitte, laß doch mein Schützenglein den Schnauzerl suchen, ich kann mich eine Nacht wohl auch einmal ohne mein Englein behelfen. Bitte, bitte, lieber Gott!“ Dann war es eingeschlafen, indem es keine Ahnung davon besaß, daß Schnauzerl des Engleins keineswegs mehr bedurfte, sondern längst gesund schnarrend draußen hinter der Scheune lag. Mit einem gewissenlosen Verfäher, dem „Lumpel“ des Schlächters, hatte er in den nächsten Dörfern vagabundirt gehabt, der schlimme Schnauzerl! — Und in der Frühe, als Kätherle sich noch den Schlaf aus den Augen rieb, war der vierbeinige Kamerad wie üblich zu ihr auf's Bett gesprungen. Ach, hatte es da dem lieben Gott und dem Schützenglein viel tausend Dank gesagt! Und dann setzte es sich auf den abgehauenen Baumstamm vor's Haus und nahm den Schnauzerl, der sich nun mausfille verhielt und nur einmal die glänzend schwarze Nase ein klein wenig hin und herzog, als er in der Ferne den Hölwidt, den Schlächter-Lumpel bemerkte, fest in die runden Kermchen. Dabei schaute es mit den unschuldigen, süßen Kinder-Augen lachend in den schönen Tag hinaus, so recht, recht stillbergnügt, denn jetzt fehlte ihm nichts, aber auch garnichts mehr auf der Welt! Und so hat es der Maler Paul Wagner gesehen, der sich schleunigst daran machte, das holde kleine Wesen abzumalen und deshalb ist denn auch den Leserinnen der Illustrierten Frauen-Zeitung heute die Möglichkeit geboten, sich ebenfalls an dem stillbergnügten Kätherle nebst seinem Schnauzerl herzlich erfreuen zu können.

Nachdruck verboten.

### Rothenburger Thorwache.

(Siehe das Bild auf Seite 85.)

Welchem Kunstfreunde wäre heutzutage Rothenburg ob der Tauber im Bayernlande unbekannt? Dieses kleine Nürnberg mit seiner mittelalterlichen Ringmauer und den interessantesten, ja zum Theile prachtvollen Bauten inmitten enger unansehnlicher Gäßchen. Jeder, der in der Nähe weilt und es sonst möglich machen kann, schaut es sich an und trägt die genährlichsten Eindrücke mit heim. Da fällt es den braven Rothenburgern auch nicht ein über die Fremden mißbilligend zu haunern, im Gegentheil, sie schmunzeln ob der Scharen, die selbst aus England und Amerika und Gott weiß woher kommen, verdienen sie doch einen guten Bagen dabei. Einst war dies anders. So zeigt es unser von dem Maler Birmeyer in München gemaltes, köstliches Bild.

Hat sich da, vor etwa hundert Jahren, ein gelehrter, junger Berliner Professor mit seiner ebenso gelehrten jungen Frau in den Zellen aufgemacht, um sich einmal persönlich die nur von wenigen Kunststernern gewürdigten Bauten der damals noch freien Reichsstadt anzuschauen. Schon wie die Professors-Leute über die doppelt gewölbte Tauberbrücke rollten, und der Schwager so frühlich sein Liedel zu den alten Kanern emporjuchete, haben sie sich über den hässlichen Anblick der thurmreichen Stadt gestreut. Aber jetzt, kann wo sie durch's Thor gefahren sind, ist ein bedenklicher Moment eingetreten. Der Herr Sergeant Lämmermann, der stellvertretende Commandant der Thorwache (der Lieutenant s'ht natürlich in „Löwen“), betrachtet den überreichen Paß äußerst mißtrauisch. Als alter Rothenburger erinnert er sich noch ingrinnigen Herzens genau, wie im siebenjährigen Kriege der preussische Cornett Stürzbecher mit 25 Husaren die ganze Festung Rothenburg eroberte; also was kann aus Berlin, dem vermaledeiten Preußenhenn, Gutes kommen? — Zum Vergnügen reisen? Wer das glaubte! Wer in aller Welt konnte denn zum Vergnügen nach Rothenburg kutschieren? S'n, hm! mochten da etwa zwei verkappte Espione per Extra-Post die

Baterstadt überrumpeln wollen? Es sollte zwar augenblicklich tiefer Friede im Reiche herrschen, aber — man kann nie wissen! — Die anderen Soldaten, die Lämmermanns schwerwiegende Bedenten nicht ahnen, schauen sich die fremde Herrschaft und ihren Wagen ziemlich gleichmüthig an, nur Corporal Schnabelhuber merkt ebenfalls, daß Etwas nicht in Ordnung sei. Er stellt sich breitpurig hin, bläst seinen Tabaksrauch großartig in die blane Luft und ahnt schon, daß er im nächsten Augenblicke von Lämmermann zu einer Conferenz über den schwierigen Fall mit herangezogen werden wird. Gott weiß, wie lange das arme beargwönte Professors-Ghepaar so noch zwischen Thür und Angel hätte schweben müssen, wer weiß, ob nicht Lämmermann und Schnabelhuber den Beschluß gefaßt haben würden, es ausheigen und einzuweilen das dunkelste Sicherheits-Kämmerchen hinter dem Wachtzimmer beziehen zu lassen, wenn nicht glücklicherweise der Herr Lieutenant dem Herrn Major im „Löwen“ drei Gulden abgewürfelt und nicht nach diesem Erfolge schleunigst das Spielchen abgebrochen gehabt hätte. So aber sagte es sich, daß er in beßer Stimmung pflichteifrig seine Wache revidirte, und als Resultat erfolgte die liebenswürdige Zulassung der Berliner Reisenden zu Rothenburgs architektonischen Kunstschätzen. Ueber diese haben Mann und Frau dann später zusammen ein dickeibiges Buch geschrieben, das heute noch auf der Berliner Bibliothek vorhanden sein soll.

Nachdruck verboten.

### Modenbild 1001.

Eine Jubiläums-Betrachtung.



Man nennt unser Zeitalter mit einem leichten Anflug von Ironie das der Jubiläen. Und doch thut gerade uns bei dem allgemeinen Hasten und Vorwärtsdrängen ein kurzes Verweilen auf einem erreichten Punkt wohl: es regt zum Nachdenken und Vergleichen an und ist unter allen Umständen erprießlich, selbst wenn es sich um das wechselvolle Gebiet der Mode handelt.

Am 1. April 1871 überraschte die Redaction der Modenwelt ihre Leserinnen mit der ersten farbigen Modenbeilage in Stahlstich, und jetzt, nach 22 Jahren, folgt jenem ersten Blatt das 1001. in colorirtem Holzstich, ein Reproductions-Verfahren, das bereits im Jahre 1879 eingeführt worden war. Je von hundert zu hundert fortschreitend, gewähren unsere verfeinerten Jubiläums-Darstellungen einen interessanten Rückblick auf die Entwicklung der Mode in den letzten zwei Decennien — seit der Zeit des nationalen einigen Deutschlands!

Was ist die Mode überhaupt? Der mehr oder weniger rasche Wechsel in den Erscheinungs-Formen, wie er auf jedem Gebiete durch den Wandel des Geschmacks beeinflusst wird, der nun einmal der Naturanlage des Menschen entspricht. Das Verlangen nach Veränderung und die Fähigkeit, sich einer solchen Abwechslung zu freuen, wurzelt tief in der Beweglichkeit des menschlichen Geistes, in der unbewußten Sehnsucht nach Bervollkommnung. Sonne, Mond und Sterne wechseln, die Natur verändert ihr Gewand, und sei es nun Kreislauf oder Fortentwicklung — das Gesetz der Unbeständigkeit ist mächtig in Allem, was die Sinne umfassen! Wo bliebe die treibende Macht in der Cultur-Entwicklung, wenn dem Streben nach „Neuem“ Schranken gesetzt würden durch den Zwang der Beständigkeit? Ueber Mißgriffe schreitet die vorwärtszielende Schöpfungslust rascher hinweg, und ein positiver Fortschritt ist oft erst am Ende einer langen Periode des Suchens und Experimentirens erkennbar.

Die Mode im weiteren Sinne beeinflusst alle Bethätigungen des Cultur-Lebens. Wo der oberflächliche Blick nur sinnlose Laune und thörichte Willkür sieht, wo der kurzfristige Moralist sich einseitig zu erweisen berufen fühlt, da entdeckt ein tiefer Sphären-Berständniß tausende, ineinander greifende feine Fäden, die alle Erscheinungen derselben Zeit: Wichtige und scheinbar Unwichtige, sociale und künstlerische, geistige und materielle Interessen unlösbar miteinander und untereinander verknüpfen. Das Zusammentragen all der kleinen Steine, ihr mosaik-artiges Zusammenfügen zu einem lebensvollen, der jeweiligen Wirklichkeit entsprechendem Bilde nennt sich Cultur-Geschichte und eine ihrer verschiedenen Abtheilungen: Kostüm-Runde. Die Kostüm-Runde ist im Grunde genommen nichts Anderes, als die auf eine entferntere Vergangenheit zurückgreifende Geschichte der Mode. Den Moden, die wir selbst dereinst noch getragen, in denen wir unsere Mütter und Großmütter noch gesehen, stehen wir nicht unbefangen gegenüber. Sie sind noch nicht „historisch“ geworden und damit der Kritik des Einzelnen noch nicht genügend entrückt.

So mühen uns heute die am 1. April 1871 einst sicherlich mit Entzücken begrüßten Vorlagen gar seltsam und beinahe unbegreiflich an. Noch herrschen die Formen, deren Entstehen der schönen Kaiserin der Franzosen zugeschrieben wurde: der weite über der „Leuten“ Krinoline leicht schwebende, mit Halbeln besetzte Rock, die kurze Taille, deren Ausschnitt den Hals mehr oder weniger frei läßt, die tief unter den Schultern ansetzenden Kermel, sei es in Puffen bis auf die Hand fallend, sei es in kurzen weiten Falten den Arm unter Spigen kostet entblößend, und dazu die Vorliebe für umfangreiche Vordengebäude, Band- und Schleienschnur im Haar. In den folgenden zwei Jahren sind die Veränderungen der Mode so wenig einschneidend, daß sie sich dem flüchtigen Ueberblick kaum bemerkbar machen. Fast will es scheinen, als ob der Ernst des Kriegsjahres noch nachwirkte, als ob größere, höhere Interessen für eine Weile die kleinen Sorgen veränderungslustiger Eitelkeit in den Hintergrund drängten — man begnügt sich, die gegebenen Formen zu variiren, weiter auszubilden, bis zu unschönen Uebertreibungen, wie die Weite der immer noch durch freie Untererde gepreizten Röcke und eine schwerfällige Ueberladung in der Art des Besatzes sie aufzuweisen, am bedenklichsten aber der „Chignon,“ auf dessen hoch- und breitstrebendem Bau ein winziges Hüthen vergnüglich thront.

Etwas Behäbiges, Behagliches, des Gewordenen ohne hastendes Weiterstürmen in Ruhe sich Freundes liegt in dem Charakter der damaligen Mode.

Dann aber, vom Ende des Jahres 1873 bis zum Herbst 1876, wald ein Umschwung! Schwärmer hatten die „Befreiung“ von allen fremden Einflüssen auf die deutsche Mode und die Rückkehr zum Gretchens-Kostüm gepredigt, das Wort Renaissance begann zu schwirren, und unterstützt von steigendem Wohlstand brach die große künstlerische Revolution auf dem Gebiete der



Architektur und der Wohnungs-Ausstattung an. Der Sinn für das Schöne, die Freude an Formen und Farben drang in die breiteren Schichten des Bürgerthums. Das Ideal der weiblichen Gestalt nähert sich wieder der Natur: in schlanken Linien schmiegen sich enge, schleppende Prinzessgewänder den Formen an, zierliche, duftige Straußen umgeben Hals und Armgeleht, und die Frisur läßt die Kopfform mehr und mehr zur Geltung gelangen.

Aber die einmal stark in Bewegung getom-



1. April 1871.



16. Juli 1872.



1. December 1873.

Reiche Stoffe, Spitzen — aber nicht in starre, steife Formen gezwängt, sondern weich, anmuthig, bewegt — große edle Linien, alle Formen maßvoll ausgestaltet und gehoben. Die Principien der Kunst auf die Toilette übertragen! Und in ihr kennzeichnet sich die denkende, urtheilende, im besten Sinne „moderne“ Frau — das strebende, schaffende, um ernsteren Lebens-Inhalt sich mühende „moderne“ Mädchen. Noch schärfer prägt sich die Bewegung, die weite Kreise der Frauenwelt ergriffen, in



11. September 1876.



1. Juli 1879.



10. April 1882.



1. Februar 1885.

mene Schaffenslust drängt weiter in der eingeschlagenen Richtung und führt unabwendbar zum Extrem: zu dem übermäßig engen kurzen Kleide Ende der siebziger und anfangs der achtziger Jahre. Falbeln, Volants, Alles, was die über schlanken Linien unterbrechen und lustig flattern oder sich bauschen und blähen könnte, ist verbannt. Das steife Plüsch herrscht als Garnitur, straff gezogene Falten umspannen bis zur Beschränkung der Bewegungsfreiheit die Glieder und fordern Th. Wischers zornige Philippica heraus, knapp schließt sich der Kermel einer schmalen Achsel an, höher auf steigt das enggeschlossene Halsbündchen. Die Frisur darf den Kopf nicht mehr vergrößern, soll dieser nicht unproportionirt zu der ganzen schmalen Erscheinung wirken, das Haar muß sich deshalb der Kopfform dicht anschmiegen und wird im Nacken zu einem kleinen Knoten fest zusammen gedreht. Bis auf die Kinder erstreckt sich das Bestreben, die Taille zu verlängern, die Figur in übertriebener Weise einzuengen.



9. October 1887.



1. September 1889.



13. September 1891.

dem Charakter der Toiletten aus dem Jahre 1891 aus: Da ist nichts übertrieben, nichts überladen — Formen, Stoffe, Ausstattung, Alles ruhig, schlicht und gelegen, das Haar leicht und natürlich geordnet. So spiegelt sich schon in dem kurzen Zeitraume, der zwischen den schärpen-umstatterten, volants-umwogten, mit Schleifen, Schnallen und Knöpfen überreich behängten Kleidern der siebziger Jahre und diesen knappen, im Gegensatz zu jenen fast nüchtern schmucklosen Gewändern liegt, ein bedeutames Stück Cultur-Geschichte.

Nicht, daß die Frauen unserer Zeit auf ihr gutes Recht,

sich zu schmücken, auf jegliche harmlose Koketterie und Eitelkeit verzichtet hätten — da thäten sie sich und der Welt keinen Gefallen — man hat nur feiner unterscheiden gelernt zwischen Ort und Gelegenheit, zwischen dem, was sich ziemt je nach den Umständen und ganz besonders nach der Persönlichkeit.

Es mag nun aber das in einem bestimmten Augenblick Gewordene noch so erfreulich sein, es kann und darf sich, wie wir oben gesehen haben, der Veränderung nicht entziehen. Unser Jubiläums-Blatt, Pl. 1001, bedeutet die Mode von heute, der wir an dieser Stelle nicht das Wort zu reden haben. Ein Bild von hier, von den in all ihren Verhältnissen durch das Kleid harmonisch entwickelten Gestalten, zurück zu den ersten Bildern mit ihren unproportionirten Formen und schwerfälligen Garnituren, und wir glauben doch von einer Entwicklung der „Anziehungskraft“ sprechen zu dürfen. Wenn man nicht die Berechtigung des Schönen, des rein sinnlich Schönen, wie es in der darstellenden Kunst bildlich oder plastisch, in der Frau vor allem Anderen aber lebendig verkörpert wird, leugnet, so muß man auch die Berechtigung alles dessen, was diese Schönheit hebt oder beeinträchtigt, im Princip zugestehen. Zu einem schönen Bilde gehört ein entsprechender Rahmen, ein minder schönes wird oft durch einen solchen noch glücklich gehoben, und — der Rahmen der Frauen-Schönheit ist eben: die Toilette!

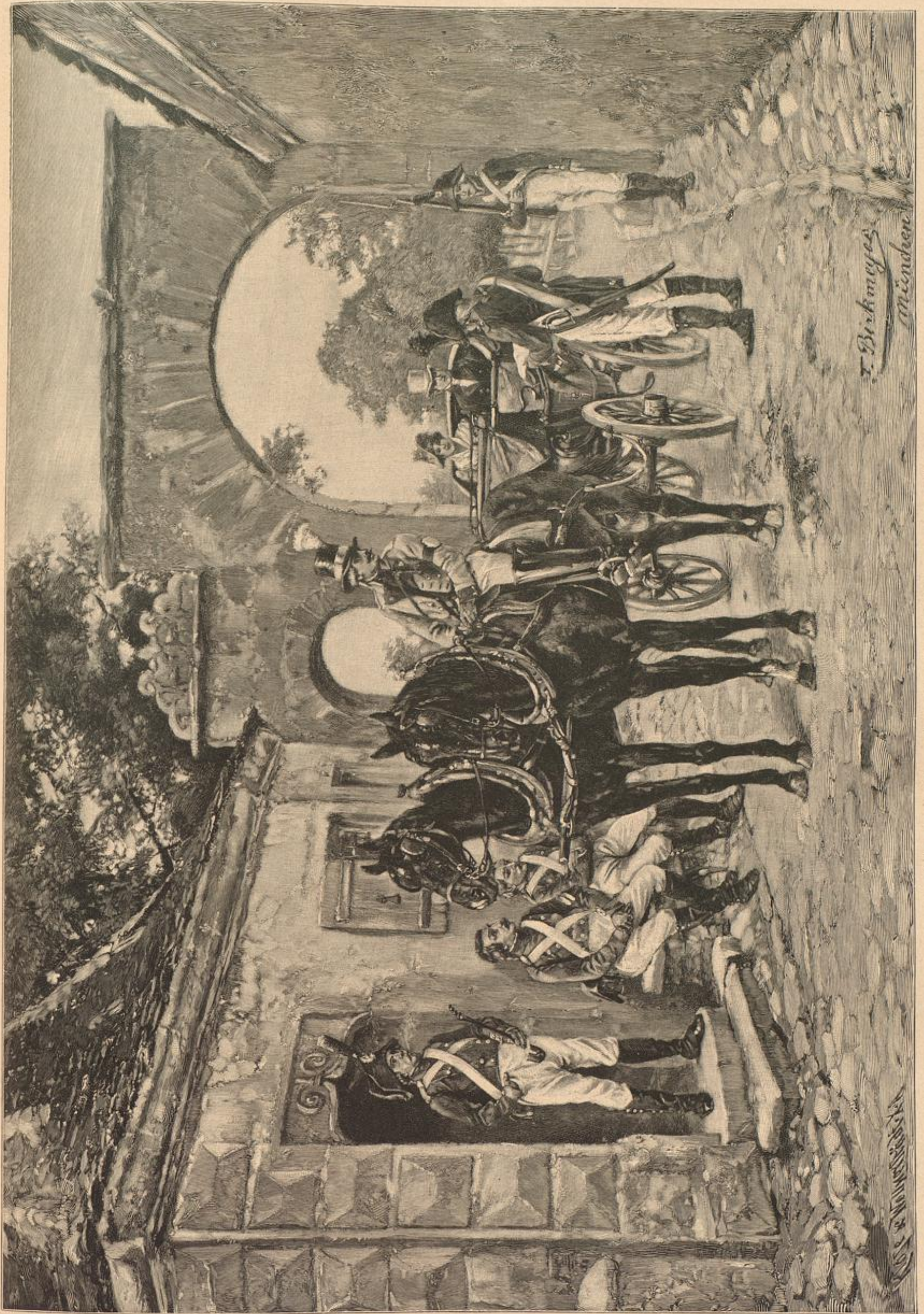


1. Juni 1893.

1885! Das bedeutet einen kühnen Sprung! Je näher die kritische Berichterstattung der Gegenwart rückt, desto schwerer wird es ihr, die nöthige kühle Objectivität zu wahren. Man hat da eben auch „mitgethan,“ und alle Philosophie von der zwingenden Nothwendigkeit alles Gewordenen kann eine leichte Verlegenheit bei der ominösen Erinnerung an die „Tournüre“ nicht bannen. Sie lebte und starb und „doi mortui etc.“ Aber es böte sich hier eine besonders treffliche Gelegenheit zu lehrreicher Erörterung des „Schönheits-Begriffes“ überhaupt, zur Unterjuchung, inwieweit der Begriff von Schönheit auf Gewöhnung des Auges beruht, zum Verfolgen jenes eigenthümlichen Processes, wodurch wir allmählig von der gläubigen Bewunderung des einen Extremes zu ebenso überzeugter Anerkennung des entgegengesetzten geführt werden. Vielleicht nur, um dann mit erhöhter Empfänglichkeit zu dem unbedingt Schönen zurückzukehren, doppelt geneigt, es zu würdigen und daran sich zu freuen. Es wäre uns damit für den Maßstab des Schönen das Unschöne ebenso unentbehrlich, wie für die Erkenntniß des Bösen die Thorheit und für die Schätzung des Guten das Böse!

Und nun 1889, da haben wir es wieder, das Schöne!





Rothenburger Thorwache. Nach dem Bilde von J. Burkmeier. — Siehe Seite 88.  
Photographie-Verlag von Franz Conflouent, A. O., München.



Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Glücklichen.

Von Albert Koderich.



Tobias Wohlig war nun schon mehrere Wochen in seiner neuen Heimath; nach den Begriffen aller gewöhnlichen Menschen indessen erging es ihm recht schlecht. Die Ursachen davon sollen näher angegeben werden.

Zunächst muß erwähnt werden, daß Grohdorf viel reicher war, als der ehemalige Wohnort des Tobias. Er war von einem armen Dorfe in ein wohlhabendes gekommen. Er war arm gewesen inmitten armer Leute, — jetzt war er arm zwischen verhältnißmäßig Reichen. In Grohdorf gab es keine Leute, die Noth litten. Das hübsche, freundliche Kirchdorf war von einer Anzahl größerer und kleinerer Bauernhöfe und Wälder umgeben, deren Besitzer ganz naturgemäß von ihrem Wohlstande schon durch die eigenen Bedürfnisse an ihre nächste Umgebung abgeben mußten. Von einem goldenen Wägelchen fällt ein goldenes Nägelschen. Grohdorf galt weit und breit für das reichste Dorf im ganzen Lande, und die Bewohner von Grohdorf waren stolz darauf.

Als die Dörfler von dem nächtlichen Einzuge ihres neuen Schulmeisters hörten und seine ärmlichen Kinder und seine ärmlichen Möbel und seine eigene bescheidene Gestalt sahen, da ärgerten sie sich schon über den neuen Schulmeister, ehe sie ein Wort mit ihm geredet.

„Dat is nix för uns,“ jagte Bäcker Kunze.

„Dat is 'n Pracher,“ jagte Kaufmann Vöttje.

Freilich, der Vorgänger umieres Tobias, Herr Cantor Petermann, war ein bei weitem bedeutenderer Mensch gewesen. Er hatte seiner Wittve einen hübschen Hausstand und ein bares Vermögen von 3200 Mark hinterlassen. Davon waren freilich 3000 Mark von einer unverheirateten Schwester ererbt. Den Rest aber hatte der selige Cantor sich eripart. Nun hatte er allerdings keine Kinder, aber einerlei, — es war doch höchst anerkennenswerth, daß Cantor Petermann sich Etwas eripart hatte, denn er war ein Lebemann. Wo es irgendwo und irgendwann bei seinen Lebzeiten irgend Etwas zu essen, zu trinken und zu feiern im Dorfe gegeben hatte, da hatte der Herr Cantor nach seinen besten Kräften mitgegeben, mitgetrunken und mitgefeiert. Ja, er hatte sich in Respekt zu setzen gewußt! Er konnte so gut essen, trinken und feiern wie irgend ein männliches Mitglied der Grohdorfer Gemeinde, und im Regeln war er ihnen Allen über. Er war seiner Zeit einstimmig zum Vorstand des Grohdorfer Kegel-Clubs gewählt worden. Für diese Auszeichnung und Ehre aber hatte er sich auch dankbar gezeigt. Er hatte dem Kegel-Club testamentarisch eine 3 1/2 % Hannoversche Landes-Obligation von 300 Mark vermacht, mit der Bestimmung, daß von deren Zinsen alljährlich beim Preisfesten in Grohdorf ein Extra-Grenpreis gestiftet werde. Die näheren Bestimmungen über diese mit dem Namen „Cantor Petermann-Preis“ zu belegende Prämie hatte der Testator in dreißigwändig eigenhändig zu Papier gebrachten Paragraphen genau angegeben.

„Er war 'n tüchtiger Mann,“ hatte Gastwirth Käfel gesagt, als Cantor Petermann gestorben war.

„Ja, aber die Kinder haben nix bei ihm gelernt,“ hatte seine Frau hinzugefügt.

„De wir'n braven Kirl,“ hatte Schmied Mügge gesagt, „und überall darbi.“

„Ja, aber im sien School hät he jil nich veel kummert,“ hatte Frau Mügge hinzugefügt.

Diese Bemerkungen ihrer Ehefrauen waren von Gastwirth Käfel und Schmied Mügge nicht gerügt worden. Aber sie waren auch gefallen, bevor das Testament des verstorbenen Cantors eröffnet war. Nachdem aber das Testament eröffnet und das Vermächtniß an den Kegel-Club bekannt geworden, und Schmied Mügges Frau auf dessen gerührten Ausruf: „ja, he wir'n gooden braven Kirl!“ etwas erwidern wollte, da kam sie nur bis zu den Worten: Ja, aber —. Denn da fuhr Schmied Mügge wie mit seinem Hammer dazwischen: „Swig still! wat geist Di dat an!“

Und nun sollte der arme Tobias einen Vorgänger ersetzen, dessen Verdienste so unaussprechlich im Gedächtniß seiner Zeitgenossen lebten!

Gleich am Morgen nach seiner Ankunft hatte sich Tobias Wohlig zum Gastwirth Käfel begeben, um sich nach der Wohnung des Fuhrmanns zu erkundigen, der seine Möbel nach Hause holen sollte. Käfels Gastwirthschaft befand sich dem Schulhause gerade gegenüber. Gastwirth Käfel war ein kleiner, aufgebundener Mann in den Fünfzigern mit einem bartlosen, stark gerötheten Gesicht, in dem zwei kleine, immer wässrige Augen stak, die unaufhörlich in Bewegung waren. Diese zwei Augen zwiderten und blinzelten und kniffen sich unausgesetzt, denn sie waren von Branntwein und Tabakrauch stets etwas entzündet. Ihr Eigenthümer nämlich rauchte und trank immer, wenn er nicht gerade schlief. Niemand hatte ihn je ganz nüchtern, Niemand hatte ihn aber auch je ganz betrunken gesehen. Die langjährige Uebung im Trinken hatte ihm zu einer großen Vollkommenheit darin verholfen, und er beurtheilte die Charakter-Eigenschaften eines jeden anderen Mannes nach dem, was ihn selber so bedeutend gemacht, nach der Leistungsfähigkeit im Trinken.

„Aha,“ bewillkommte er Tobias, „Se sind de nece Cantor.“

„Ja, Herr Nachbar, und ich wollte Sie gleich um eine Gefälligkeit bitten —,“ hatte Tobias erwidert.

Mit dieser Rede hatte er sich sofort stark geschadet. Der Gastwirth hatte ihn plattdeutsch angedröckelt, und er hatte hochdeutsch geantwortet! Sein Vorgänger, der Cantor Petermann, hatte außerhalb der Schule immer plattdeutsch gesprochen.

„So — na —“ hatte darauf Gastwirth Käfel ziemlich mürrisch, aber in hochdeutscher Sprache geantwortet, — „na, Herr Cantor, wat wüllen Sie denn haben? Wüllen wir erst mal 'n Kleinen trinken?“

„Ich danke sehr, — ich trinke nicht!“

„Wie — wa — Sie trinken nicht?“

„Nein, geistige Getränke nie.“

„Nie?! Geistige Getränke — niemals 'n lüttjen Snaps?“

„Nein, wirklich nicht. Ich kann's nicht vertragen.“

„So, — nicht vertragen, — na —!“ Gastwirth Käfel dachte in diesem Augenblicke mit Bewunderung daran, was der Vorgänger des Tobias vertragen konnte.

„So, nicht —“ sagte er recht unfreundlich, „was trinken Sie denn, wenn Sie im Wirthshaus sind?“

„Ich gehe überhaupt nicht in's Wirthshaus.“

„Was?“ rief Gastwirth Käfel. „War nicht in's Wirthshaus?“

Der Vorgänger des Tobias war allabendlich sein Gast gewesen.

„Wo spielen Sie denn Karten?“

„Karten spiele ich auch nicht.“

„So nicht —! Kein Solo und kein Scat und kein Schafkopf?“

„Nein, ich kenne gar keine Karten.“

Mit diesen Bekenntnissen hatte Tobias die Verachtung und den Abscheu eines der einfluhrichsten Männer des Dorfes auf sich geladen. Denn einer der einfluhrichsten Männer des Dorfes war Gastwirth Käfel dadurch, daß sich alle andern einfluhrichsten Männer des Dorfes allabendlich in seiner Wirthstube zu versammeln pflegten und mit ihm tranken. Und am Abend des Tages, da Tobias Wohlig ihm den ersten Besuch gemacht hatte, da sagte Gastwirth Käfel zu seinen versammelten Wähten: —

„Kimmers, de nece Scholmeister, — dat is 'n lumpigen Kirl. He drinkt keen Snaps und kennt keen Karten. Dat is nix för uns, — dat is 'n Pracher!“

Und als zwei Tage später der neue Schulmeister zum ersten Male Schule halten wollte, da wußten seine neuen Schüler auch schon, daß nach der Ansicht der für sie maßgebenden Autoritäten der neue Herr Cantor eine Persönlichkeit sei, vor der man absolet keinen Respekt zu haben brauchte.

Und als die Knaben und Mädchen von Grohdorf ihren neuen Schulmeister zum ersten Male in die Klasse kommen sahen, da ward es ihnen sofort klar, wie recht die für sie maßgebenden Persönlichkeiten in ihrem Urtheil über diesen Mann hatten.

Wie gerade, stramm und achtungsgebietend war Herr Cantor Petermann immer in die Klasse gekommen, und wie gebüßt, schüchtern und ängstlich trat Cantor Wohlig ein! Wie fein sah immer Herr Cantor Petermann in seinem schwarzen Rod aus, und wie ärmlich Cantor Wohlig in seinem braunbelegten verschossenen. Wie stattlich nahm sich die Perücke aus auf dem vollen, runden Kopfe des Herrn Cantor Petermann, und wie lächerlich hingen die dünnen Strähnen seines Haares dem Cantor Wohlig über das eingefallene Gesicht!

Und vor so einem Manne sollten die schulpflichtigen Kinder von Grohdorf Respekt haben? Lächerlich!

Zunächst also ließ Tobias die Kinder sich in derselben Reihenfolge setzen, die sie bei seinem Vorgänger eingenommen hatten. Rechts vom Katheder die Knaben, links die Mädchen. Seinen eigenen sechs noch schulpflichtigen Kindern wies er vorläufig die letzten Plätze an. Dann hielt Tobias eine kurze Ansprache, in der er seine feste Hoffnung aussprach, daß gegenseitige Zuneigung und Zufriedenheit zwischen seinen Schülern und ihm erwachen würden, daß er aber zunächst, um seine Schüler lehren zu können, sie selbst kennen lernen müsse.

„Und nun nennt mir erst alle Eure Namen. Wie heißt Du?“ fragte er den ihm am nächsten sitzenden Knaben.

Da aber war er unglücklicher Weise gerade an den schlimmsten der ganzen Klasse gekommen. Dem Knaben schoß eine infernalische Idee durch den Kopf, und er führte sie aus.

Ohne mit der Wimper zu zuden, nannte der Bösewicht anstatt seines wirklichen eigenen Namens den Namen des Schülers, der hinter ihm saß. Wohl nie hat die Sprache des bösen Beispiels schneller und ansprechender um sich gegriffen als in diesem Falle. Der zweite Junge nannte den Namen seines Nebenmannes anstatt seines eigenen, — der dritte, der vierte, der fünfte, ach, fast die ganze Klasse nannte sich anders als sie wirklich hieß. Die vollendetsten der Schurken thaten es mit glattem, ruhigem Gesichte, — die andern, noch nicht ganz verstockten Sünder, lachten und schickten dabei.

Und Tobias Wohlig merkte sich mit gespanntester Aufmerksamkeit die Namen seiner neuen Schüler und suchte sie sich möglichst fest in's Gedächtniß zu prägen.

Dann begann er ein kurzes Examen, um sich zunächst ein wenigstens oberflächliches Urtheil über die Fähigkeiten seiner neuen Schüler zu bilden. Zuerst im Rechnen. Das große Einmaleins.

„Wie viel ist 13 mal 15, Wilhelm Kunze?“ fragte Tobias und wies auf den ihm zunächst sitzenden Knaben.

Da antwortete der Junge, der hinter jenem saß: „396!“

„Wie viel ist 14 mal 18, Theo Mügge?“ fragte Tobias und zeigte auf den zweiten Schüler; „25!“ antwortete der dritte Schüler.

Tobias ward ängstlich. Sollte ihn sein sonst so gutes Gedächtniß denn plötzlich im Stiche lassen?

„Peter Haase, wie viel ist 12 mal 12?“ fragte er den auf dem vierten Platze sitzenden Knaben.

„1267!“ schrie eine wiehernde Stimme von der letzten Bank.

„Unfinn! Peter Haase, wie viel macht 12 mal 12?“

„9!“ piepte es jetzt sichernd dicht vor dem Lehrer.

„Sind hier denn zwei, die Peter Haase heißen?“ rief Tobias.

„Jawohl, das sind Zwillinge,“ rief der Haupt-Nägelsführer. Ein brüllendes Gelächter scholl durch die Klasse. Entsetzt sah Tobias, daß er unehört gefoppt worden war.

Aber auch sein ältester Sohn Karl, der ja provisorisch auf der letzten Bank saß, hatte gesehen, wie schändlich sein Vater gefoppt wurde. Und als jetzt Peter Haase dem Karl Wohlig gerade so recht frech in's Gesicht lachte, da übermannte diesen die Wuth und er gab dem Peter Haase einen derben Puff. Im nächsten Augenblicke hieben Peter Haase und drei andere Jungen auf Karl Wohlig ein, dem ganz natürlicher Weise seine neben ihm sitzenden Brüder zu Hülfe kamen. Ein wüthender Faustkampf begann. Alles schrie und tobte durcheinander. Die Mädchen freischten und suchten aus der Klasse zu flüchten.

Da ward die Thüre aufgerissen, die von Tobias Wohnung in das Schulzimmer führte, und eine riesige Frauengefahl stürmte in die Klasse. Zwei kleine Mädchen, die eben hinaus-eilen wollten, wurden zu Boden gerannt. Einen Wlad warf Petti zuerst auf ihren Tobias, der todtbleich und ratlos auf dem Katheder stand, — dann warf sie sich mitten in den Anäuel der kämpfenden Buben und riß mit gewaltigem Griffe zunächst zwei der Angreifer von ihrem kleinen Paul zurück. Dann sagte sie dem Peter Haase, der gerade auf ihren Christian einhieb, in's Gesicht und schleuderte ihn trachend in eine Ecke, und dann fuhr sie mit ihren mächtigen Händen je einem andern der am wildesten tobenden Aufreißer in die Haare, daß die Buben laut aufschrien.

Im nächsten Augenblicke war Ruhe eingetreten. Nur der

Haupt-Revolutionär auf dem ersten Platze wagte noch einen ungebührlichen Zwischenruf. Aber schon stand mit blickendem Auge und drohend erhobener Faust Frau Petti vor ihm. Da trat tiefe Stille ein, und sehr blidten die ärgsten der Mißthäter auf den strafenden Rache-Engel, und die Andern sahen ängstlich zu Boden.

„Ch, Ihr seid ja ganz nichtsnutzige Buben,“ begann nun tief grollend der strafende Rache-Engel, „und das sage ich Euch, wenn Ihr noch ein einziges Mal Euren Lehrer —, ach, mein Tobias,“ wandte Frau Petti sich nun plötzlich ihrem Gatten zu — „ach, mein Tobias, wie ist Dir denn? Du bist ja ganz blaß! Du hast Dich so geärgert, wie? Ich hol' Dir ein Glas Wasser. — Ch, Ihr schändlichen Jungen, ich werde Euch noch ganz anders fassen!“

„Nicht doch, liebe Frau,“ begann nun mit vor Erregung noch etwas zitternder Stimme Tobias, „nicht doch, ich bitte Dich, laß das. Ich denke, es wird nicht nötig sein, daß meine neuen Schüler noch einmal wieder so in Schreden gesetzt werden müssen. Nein, ich denke wirklich, es wird nicht nötig sein. Wie denkst Du darüber, Peter Haase?“

„Nein!“ antwortete eine leise Stimme.

„Ist das denn auch wirklich Peter Haase, der da eben geantwortet hat?“ fragte der Lehrer.

„Ja, ja!“ rief eifrig eine ganze Anzahl der Schüler.

„Ja, Ihr müßt mir meinen ganze Zweifel nicht übel nehmen. Es haben da vorhin mehrere von Euch ihren Namen verleugnet. Ist ihr Name vielleicht nicht gut, daß sie ihn verleugnet haben? Uebrigens, Kinder, wißt Ihr, wenn's Euch angenehmer ist, so nenne ich Euch gar nicht bei Namen und gebe Euch Nummern. Wilhelm Kunze, willst Du anstatt Deines Namens lieber eine Nummer haben?“

„Nein, ich mag keine Nummer haben!“ rief weinerlich Wilhelm Kunze.

„Oder Du, Theo Mügge?“ — „Ch nein, keine Nummer!“ flehte Theo Mügge.

„Nun gut, — also sagt mir jetzt der Reihe nach Eure Namen. Vielen Dank, liebe Frau, — ich brauche kein Glas Wasser. Du siehst ja, es geht mir sehr gut.“

Frau Petti warf einen Blick voll zärtlicher Bewunderung auf ihren Gatten und einen andern voll Mißtrauen und Groll auf seine Schüler und verließ dann die Klasse.

Tobias Wohligs Stellung in seinem neuen Wirkungskreise war durch diese Begebenheit aber keineswegs verbessert worden. Das hatte er auch sehr wohl bei den Besuchen gemerkt, die er den Honorationen des Ortes abstattete. Herr Pastor Hennig hatte nach einer längeren Lobrede auf die pädagogischen Fähigkeiten des verstorbenen Cantors Petermann würdevoll und feierlich die Erwartung ausgesprochen, daß der neue Herr Cantor auch noch andere als die bisher angewandten Mittel zur Verfügung habe, sich die Achtung und die Zuneigung seiner Zöglinge zu erwerben. Und Herr Schultheiß Danke hatte gesagt, der Herr Cantor könne sich freuen, daß seine, des Herrn Schultheißes Kinder, in die Rector-Schule in Cuxhausen zur Schule gingen, denn sonst, wenn seine Kinder in des Cantors Wohlig Schule gingen, dann wäre die Geschichte mit der Prügelei doch wohl nicht so glatt abgelaufen.

Von diesen kleinen unangenehmen Bemerkungen hatte Tobias natürlich seiner Petti nichts erzählt.

Einige Tage nach seinem Einzuge in Grohdorf hatte Tobias einige Schul-Utensilien einzukaufen, und er begab sich zu diesem Zwecke in den Laden des Papiers-, Kurzwaren- und Steinguthändlers Joachim Bottig. Tobias fand in einem ärmlichen, kleinen Räume, in dem eigentlich sehr wenig zu verkaufen vorhanden war, einen langen, hogern Mann mit einem mürrischen, finstern Gesichte, das von wild und struppig wachsendem Haar und Bart eingerahmt war. Das war Joachim Bottig, und neben ihm das kleine, verwachsene Kind von vielleicht 10 Jahren mit dem schrecklich verkümmerten Rücken und dem schmalen, bleichen und eingefallenen Gesichte, das war Joachim Bottigs Sohn, der Fritz.

Nach der Meinung aller Bewohner von Grohdorf war Joachim Bottig der ärmste und elendeste Mensch in diesem Orte, nach Joachim's eigener Meinung aber war er — der ärmste und elendeste Mensch auf der ganzen Welt. Aber nicht durch eigenes Verschulden, wie er sich selber und Andern unaufhörlich wiederholte, sondern durch die „moderne Gesellschaft.“ Bei dem Worte modern, legte er den Ton immer auf die erste Silbe, weil er sich dabei so etwas wie vermodern dachte. Joachim's Bildung und Kenntnisse waren sehr beschränkt, aber er wußte es nicht. Er las sehr viel und einerlei, was. Das Wenigste aber verstand er davon und auch das gewöhnlich falsch. Als vor einigen Jahren seine Frau erkrankte, da kaufte er sich ein Buch: „Kathyschläge und Mittel für 100 Krankheiten mit einem Anhang zum Einmachen von Früchten.“

Joachim gab sich nun die größte Mühe, herauszubringen, welche von den 100 Krankheiten seine Frau hatte. Es ward ihm sehr schwer. Etwas wollte immer nicht so recht stimmen. Mal war die Krankheit seiner Frau ein bißchen anders, als es im Buch stand, — und mal war wieder das Buch ein bißchen anders als die Krankheit. Aber endlich bekam er's doch heraus. Es war die Krankheit, die im Buche die Nummer 46 trug: Gastrisches Fieber. Freilich, das eine im Buch angegebene Symptom, die belegte Zunge, fehlte. „Aber das wird auch schon noch kommen,“ sagte Joachim Bottig und behandelte nun seine Frau nach Krankheit Nr. 46. Die Krankheit verschlimmerte sich aber, und die Nachbarn bestanden darauf, daß ein Arzt gerufen werde.

Obgleich Joachim Bottig unzählige Male wiederholte, daß er „absolut zu keinem Arzt Vertrauen habe,“ mußte er doch endlich einen kommen lassen. Der Arzt war außer sich und schimpfte fürchterlich auf Joachim und sein Buch. — „Ja,“ sagte ruhig Joachim, „an's Buch liegt's nicht, — dann liegt's an die Krankheit.“

Frau Bottig ward wieder gesund; als sie aber ein Jahr später an einer Lungen-Entzündung starb, an deren Behandlung er sich nur in untergeordneter Weise betheiligte, da war es ihm ein Trost in seinem Schmerze, daß er seinen Nachbarn immer und immer wiederholen konnte:

„Ja, sehn Se woll? Was hab' ich gesagt? Ich hab' absolut zu keinem Arzt Vertrauen!“

Joachim Bottig war im Laufe der Zeit immer weiter herunter gekommen. Einige schlechte gute Freunde brachten den leicht zu beschwappenden Mann um den größten Theil seines kleinen Vermögens, und vor zwei Jahren war sein Haus abgebrannt, ohne daß es versichert war. Damit war auch sein Geschäft ruiniert; denn die Einwohner von Grohdorf mußten



jezt in Cuxhausen alles Das kaufen, was sie so lange bei Joachim Böttig gekauft hatten, und als sein Haus und Laden wieder aufgegeben waren, da kauften die meisten Grohdorfer trotzdem in Cuxhausen weiter. Sie kauften dort eben billiger und besser, denn Joachim verstand von seinem Geschäfte gerade ebenso viel wie von allen andern Dingen dieser Erde.

Endlich aber ward ihm klar, weshalb es ihm so schlecht und ungerecht erginge. Es waren ihm einige socialdemokratische Flugblätter in die Hände gefallen, — da stand es drinnen. Zunächst lag es an der bereits oben erwähnten „modernen Gesellschaft.“ Aber die Hauptschuld an den Mißerfolgen Joachims trug die „Ausbeutung durch den Kapital,“ und nach seiner heiligen und festen Ueberzeugung gab es für Joachim Böttig und die Menschheit nur ein einziges Heilmittel, das war „ne neue Basis.“ Er meinte damit jene neue Basis, auf der nach den von ihm etwas sonderbar aufgefassenen Flugblättern die neue staatliche Ordnung aufgebaut werden sollte.

„Wenn wir man bloß erst die neue Basis hätten,“ pflegte Joachim Böttig zu sagen, wenn ihm Etwas schief ging. Tobias Wohligh stand also jetzt vor Joachim Böttig und dessen verwachsenem, unglücklichem kleinen Sohne und wünschte Papier und Federn zu kaufen. Joachim warf einen misstrauischen Blick auf ihn und sagte mürrisch:

„Sind wohl der neue Herr Cantor, nicht?“ — „Ja.“ „Hm, nu denn kaufen Sie bei mir?! Warum kaufen Sie denn nicht auch bei Glamann in Cuxhausen? Kaufen da Alle. Ihr Vormann hat da auch gekauft. Glamann is billiger. Hat's Kapital. Die moderne Gesellschaft kauft ja immer nach's Kapital. Warum gehn Sie nicht auch nach Glamann?“

Tobias Wohligh hatte wenig auf Joachim gehört; er hatte auf das unglückliche Kind gesehen. „Ist das Ihr Sohn, Herr Böttig?“ — „Ja, — das ist mein gut' Fripi,“ entgegnete Joachim und strich dem Knaben zärtlich über die blaffen, eingefallenen Wangen.

„Den habe ich ja aber noch gar nicht bei mir in der Schule gesehen.“ — „Nä, — Fripi geht auch nicht zur Schule.“ „Wie?“ — „Nä, so'n klein unglücklich Geschöpf können sie da nicht gebrauchen. Die Jungens haben ihn gefoppt und gequält und gestochen und geschlagen. Ganz blaue Flecke hat mein klein' Fripi immer auf'n Rücken gehabt.“

Joachim nahm das Kind auf den Arm und drückte es zärtlich an sich. Der Knabe verbarg sein Gesicht an der Brust des Vaters und brach in Weinen aus.

Durch Tobias Herz zog ein namenloses Mitleid. „Das Kind geht also gar nicht zur Schule?“ fragte er. „Nein, — Ihr Vorgänger hat gesagt, mein Fripi brähte die ganze Klasse in Aufruhr, weil sie ihn immer neckten und hänseln wollten. Er sollte man lieber zu Hause bleiben, — er wollte ihn dann privat unterrichten. Da is aber nich viel nach gekommen. Ihr Vorgänger hat immer keine Zeit gehabt. Das is mal so, — die moderne Gesellschaft.“

Tobias unterbrach ihn. Er nahm den Sohn aus dem Arm des Vaters auf den seinigen und lächelte das Kind auf die bleiche Wange.

„Geh' einen Augenblick vor die Thür, Fripi,“ sagte er, „ich habe mit Vater zu reden.“ — Fripi ging hinaus.

„Ist das Kind so geboren?“ fragte Tobias. „Nein, bewahre! Nachbar Ehlers seine Frau hat's fallen lassen. Ach, mein Fripi — mein Fripi! Es war so'n süßer, schöner Junge!“

„Hm, hm, Herr Böttig, seien Sie deshalb nicht verzagt. Wer weiß, wozu es gut ist. Mein Onkel Balthasar, der hatte auch so ein Kind, so ein un- — un- ungewöhnliches Kind. Das hatte einen ganz ungeheuer großen Kopf.“

„Oh, — mein Fripi hat doch einen kleinen niedlichen Kopf!“ „Gewiß hat er das. Und meinem Onkel Balthasar sein Kind konnte gar nicht ordentlich sprechen.“

„Oh, mein Fripi kann sein sprechen!“ „Ja, ja. Und wissen Sie, was das Wertwürdigste ist?“ — „Was denn?“ — „Mein Onkel Balthasar hat fünf gesunde und hübsche Kinder gehabt und dies Eine — ungesunde, und gerade mit diesem Einen hat er das meiste Glück gehabt. Die Andern sind Alle nichts geworden.“

„Jh, — was ist er denn geworden?“ — „Ein — ein — Gelehrter; — ein berühmter Gelehrter.“ — „Ja, das kann aber ja mein Fripi nicht werden. Der lernt ja nix. Nä, wenn wir die neue Basis kriegen.“

„Ihr Fripi soll schon was lernen. Ich nehme ihn just gleich mit in mein Haus. Heute kann er mit meinen Kindern spielen, und morgen früh schicken Sie ihn zu mir in die Schule!“

„Oh, nein, — da schlagen die Jungens ihn wieder.“ „Sie werden ihn nicht schlagen. Verlassen Sie sich darauf, Herr Böttig.“

Als am folgenden Tage, einem Sonnabend, der Herr Cantor nach der Spielpause wieder in die Klasse trat, führte er zum nicht geringen Erstaunen seiner Schüler den kleinen Fripi Böttig an der Hand. Fripi mußte sich auf einen Stuhl neben das Katheder setzen und einige Anaben der ersten Bänke begannen auch bald, — wie sie glaubten, unbemerkt vom Lehrer, — dem kleinen Verwachsenen allerlei höhnische und drohende Grimassen zu schneiden.

„Kinder,“ begann endlich der Herr Cantor, „Kinder, ich will Euch eine Mittheilung machen. Von heute ab werde ich Euch jeden Sonnabend die letzte Stunde Geschichten und Märchen vorlesen oder erzählen. Wer von Euch die Woche hindurch besonders träge oder unartig gewesen ist, der geht Sonnabends eine Stunde früher nach Hause. Ich fange gleich jetzt damit an. Theo Mügge und Peter Haase, wenn Ihr wollt, könnt Ihr nach Hause gehn.“

„Möcht' auch gern die Geschichten hören,“ murkte Theo Mügge.

„Gut, heute könnt Ihr bleiben; nächsten Sonnabend müßt Ihr gehen, wenn Ihr Euch die Woche über nicht besser aufgeführt habt!“

Nun begann der Herr Cantor aus einem der sechsundzwanzig Bücher seiner Bibliothek eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege vorzulesen, und seine Hörer lauschten begierig auf die allerdings höchst seltenen und abenteuerlichen Begebenheiten, für deren historische Wahrheit der Autor freilich kaum unanfechtbare Beweise beizubringen im Stande gewesen wäre. Als die wunderschöne Geschichte zu Ende war, und die Kinder sich von ihrer Erregung und Verwunderung einigermaßen erholt hatten, begann Tobias Wohligh von Neuem:

„So, jetzt will ich Euch zum Schluß noch ein kleines Märchen erzählen. Gebt wohl Acht, Kinder! — Es lebte einmal ein Ehepaar, das hatte ein einziges Kind, einen Sohn.

— Es war ein sehr unglückliches Kind, wie es den Anschein hatte, denn es war verwachsen und hatte einen Höder. Das arme Kind fühlte sich aber nur deshalb so unglücklich, weil die andern Kinder es verhöhnten, foppten und quälten, wo und wie sie nur irgend konnten. Dafür aber liebten die Eltern den so unglücklich scheinenden Knaben um so herzlicher. Da starben eines Tages plötzlich die Eltern, und wie der Knabe die beiden Menschen, die ihn so sehr geliebt hatten, still und regungslos daliegen sah, da überkam ihn ein fürchterlicher Schmerz, und er schrie und jammerte, warum seine liebe Mutter und sein lieber Vater sich nicht mehr um ihn kümmerten. — Sie sind todt, sagte man ihm. Er wußte nicht, was das sei, aber er schrie, er wollte auch so todt sein wie Vater und Mutter. Und als sie die Eltern forttrugen, da lief der Knabe in den nahen Wald und warf sich in's Gras und betete: „Ach, lieber Gott, laß mich auch todt sein!“ Da stand plötzlich eine wunderschöne Fee vor dem Knaben.

„Du hast den lieben Gott gerufen,“ begann sie, „er hat mich zu Dir geschickt. Was willst Du?“ — „Ich will todt sein wie mein Vater und meine Mutter, ich bitte Dich, zeige mir, wie ich todt werde!“

„Und warum willst Du todt sein, Knabe?“ — „Weil ich nicht allein sein kann unter den Andern, die mich immer verhöhnen und quälen. Was soll ich hier? Was soll ich hier?“

„Gerade um Dir das zu sagen, bin ich gekommen,“ antwortete die schöne Fee. „Dich hat der liebe Gott zu einem heiligen Zweck geschaffen. Du sollst ihm ein Prüffeld sein für die Menschen. Wer Dich, Du weinendes Kind, mißhandelt und quält, der ist ein schlechter Mensch, wer sich aber Deiner erbarmt und Dich liebt, den hat der liebe Gott erkannt als einen guten Menschen. Und diesen Segen sende ich Dir!“ — Die schöne Fee legte ihre Hand auf ihr Herz und dann auf das Herz des Knaben. — „Gehe hin und sei getrost! — Und wer Dir Gutes thut, weil er Dich wahrhaft liebt, — der soll des Segens theilhaftig werden, den ich Dir in Dein Herz gelegt habe.“

Fripi hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen und weinte. Sonst war's todtenstill geworden in der Klasse; nur von der Seite her, wo die Mädchen saßen, tönte unterdrücktes Schluchzen.

Plötzlich sprang von der letzten Bank ein Knabe auf. Es war Theo Mügge, der Stärkste und Wildeste der Klasse. Er reckte seine gefurchte Faust mächtig in die Höhe und rief mit vor Erregung zitternder Stimme: „Jungens, wer jetzt noch den Fripi wieder anrührt, den schlag' ich in's Genid!“

Es war an einem Sonntag Abend, und Tobias Wohligh saß mit Frau und Kindern beim Abendessen. Das heißt, es waren nur sieben Kinder, denn Gretchen, die älteste Tochter, war seit acht Tagen in Altenburg in Condition. Sie war bei Kaufmann Müller als Stütze der Hausfrau engagirt. Dafür bestand sich der Unterlehrer Amandus Kluge mit beim Abendessen. Amandus Kluge war ein Jüngling von neunzehn Jahren und hatte den Elementar-Unterricht in der „kleinen Klasse“ der Grohdorfschen Schule zu ertheilen, — die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben und Rechnen — weiter nichts. Amandus war ein hoch aufgeschossener, magerer, stiller und in sich gefehrter junger Mann. Auf seinem jugendlich frischen Gesichte lag immer so eine Art von brütendem Ernst, und seine hübschen, kleinen Augen blickten hochmüthig oder schwärmerisch unter den immer leicht gefurchten Brauen hervor. Das wird sich auch wohl nicht eher geben, bis Amandus endlich weiß, was denn nun eigentlich aus ihm werden soll. Er war nämlich der Sohn des Gerichtsschreibers Friedrich Kluge in Cuxhausen und hatte als solcher die Realschule daselbst gratis besucht. Er war eigentlich nur ein recht mittelmäßiger Schüler, aber kurz vor seinem Abgange von der Schule hatte ein Lehrer dem Gerichtsschreiber Friedrich Kluge gesagt, „daß sein Sohn ein sehr befähigter Mensch sei und daß ganz sicher noch einmal Etwas aus ihm werden würde.“ Für diese hochherzliche und eigentlich ganz unerwartete Mittheilung erhielt aber auch der betreffende Lehrer von dem Gerichtsschreiber sofort ein Attest ausgestellt, an dessen sofortige Erlangung dem Lehrer sehr viel gelegen war, und das er nach dem etwas langsamen, gewöhnlichen Geschäftsgange des Amtsgerichts in Cuxhausen wohl erst in einigen Wochen erlangt hätte. — Also, daß Etwas aus Amandus Kluge werden würde, stand von dem Augenblicke an für seine ganze zahlreiche Familie und bald, nachdem er es oft genug von Andern gehört hatte, auch für ihn selber fest. Diese Ueberzeugung ward nur noch befestigt, als er die Unterlehrerstelle an der Grohdorfschen Schule erhielt. Amandus war ja noch so sehr jung, und die 80 Mark jährliche Vergütung bei freier Wohnung und Station waren viel versprechend.

„Betti,“ hatte er zu seiner Frau gesagt, „dies Buch ist das große Los für mich, und bei meinem Glück soll's mich gar nicht wundern, wenn ich mich selber noch mal auf die Feste abonniren kann wie Küster Munk. Freilich — Freilich — 50 Pfennig kostet es jeden Monat!“

Also es war Sonntag Abend, und Tobias Wohligh saß mit Frau und Kindern beim Abendessen. Das heißt, es waren nur sieben Kinder, denn Gretchen, die älteste Tochter, war seit acht Tagen in Altenburg in Condition. Sie war bei Kaufmann Müller als Stütze der Hausfrau engagirt. Dafür bestand sich der Unterlehrer Amandus Kluge mit beim Abendessen. Amandus Kluge war ein Jüngling von neunzehn Jahren und hatte den Elementar-Unterricht in der „kleinen Klasse“ der Grohdorfschen Schule zu ertheilen, — die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben und Rechnen — weiter nichts. Amandus war ein hoch aufgeschossener, magerer, stiller und in sich gefehrter junger Mann. Auf seinem jugendlich frischen Gesichte lag immer so eine Art von brütendem Ernst, und seine hübschen, kleinen Augen blickten hochmüthig oder schwärmerisch unter den immer leicht gefurchten Brauen hervor. Das wird sich auch wohl nicht eher geben, bis Amandus endlich weiß, was denn nun eigentlich aus ihm werden soll. Er war nämlich der Sohn des Gerichtsschreibers Friedrich Kluge in Cuxhausen und hatte als solcher die Realschule daselbst gratis besucht. Er war eigentlich nur ein recht mittelmäßiger Schüler, aber kurz vor seinem Abgange von der Schule hatte ein Lehrer dem Gerichtsschreiber Friedrich Kluge gesagt, „daß sein Sohn ein sehr befähigter Mensch sei und daß ganz sicher noch einmal Etwas aus ihm werden würde.“ Für diese hochherzliche und eigentlich ganz unerwartete Mittheilung erhielt aber auch der betreffende Lehrer von dem Gerichtsschreiber sofort ein Attest ausgestellt, an dessen sofortige Erlangung dem Lehrer sehr viel gelegen war, und das er nach dem etwas langsamen, gewöhnlichen Geschäftsgange des Amtsgerichts in Cuxhausen wohl erst in einigen Wochen erlangt hätte. — Also, daß Etwas aus Amandus Kluge werden würde, stand von dem Augenblicke an für seine ganze zahlreiche Familie und bald, nachdem er es oft genug von Andern gehört hatte, auch für ihn selber fest. Diese Ueberzeugung ward nur noch befestigt, als er die Unterlehrerstelle an der Grohdorfschen Schule erhielt. Amandus war ja noch so sehr jung, und die 80 Mark jährliche Vergütung bei freier Wohnung und Station waren viel versprechend.

Aber was würde aus Amandus Kluge werden? Ja, was? Das war's! Zuerst hatte er es mit dem Dichten versucht. Das war ja das einfachste und leichteste, und Amandus Kluge wußte, daß schon mehrere berühmte Dichter aus einem noch weit geringeren Stande und kleinerem Orte hervorgegangen waren als er selber. Er fing also das Dichten an und überschwemmte eine Menge naher und ferner Redactionen mit seinen Dichtungen. Er dichtete nacheinander wie Goethe, Schiller, Heine und Freiligrath. Keine Redaction aber wollte seine Dichtungen drucken. Es lag also entweder an Goethe, Schiller, Heine, Freiligrath oder an den Redactionen. Als er kein Geld mehr für Porto hatte, kam er zu der Ansicht, daß doch wohl kein Dichter aus ihm werden würde.

Na, dann würde eben etwas Anderes aus ihm werden. Jetzt fing er an zu zeichnen und zu malen. Er zeichnete und malte mit Griffeln auf Tafeln, mit Meißel auf Papier und mit weißer Kreide überall hin. Er malte auch Alles. Wenn Einer nicht wußte, was das Gemälde vorstellen sollte, dann sagte er es ihm, das heißt, wenn er es selber noch wußte. Es gab bald keine Platte und keine freistehende Häuserwand mehr in Grohdorf, die Amandus Kluge nicht künstlerisch bearbeitet hatte. Das that er mit besonderer Abicht. Er hatte nämlich mal irgendwo gelesen, daß ein berühmter Maler einmal zufällig die Zeichnungen eines jungen Mannes gesehen und so

entzückt davon gewesen sei, daß er den jungen Künstler auf seine Kosten hatte ausbilden lassen. Aus dem unbekannten, niedrig geborenen jungen Manne war auch ein berühmter und reicher Maler geworden. Deshalb bemalte Amandus Kluge alle Pflanzen und freistehenden Häuserwände in Grohdorf. Er hoffte, daß einmal ein durchreisender berühmter Maler auch seine Malereien entzückt finden und ihn ebenfalls zum berühmten Maler machen würde. Als aber nach einer geraumen Zeit sich kein berühmter Maler bei Amandus Kluge gemeldet hatte, und die Bewohner Grohdorfs wegen der bemalten Pflanzen und Häuserwände Alarm machten, da kam Amandus zu der Ansicht, daß doch wohl auch kein Maler aus ihm werden würde. Na, dann würde eben etwas Anderes aus ihm werden.

Gerade jetzt versuchte er es mit der Musik. Er hatte sich von Schultheiß Hantes Oberknecht eine Hand-Harmonika für 3 Mark und 50 Pfennig gekauft. Die Hand-Harmonika war allerdings nicht mehr neu und die eine Klappe war abgebrochen. Der Preis war aber doch nicht zu hoch, denn Schultheiß Hantes Oberknecht hatte beim Abschlusse des Geschäftes auch noch die Verpflichtung mit übernommen, den Käufer seiner Harmonika in dem künstlerischen Gebrauche derselben zu unterrichten. Nach kaum vierwöchentlichem Studium konnte Amandus Kluge beinahe schon das schöne Lied „Westernabend war Vetter Michel da“ spielen. Schultheiß Hantes Oberknecht sagte, das wäre was ganz Merkwürdiges, die 7-9 jährigen Schüler Amandus hörten mit offenkundiger Bewunderung zu, und es war die Möglichkeit vorhanden, daß Kluge schon beim nächsten Erntefeste würde zum Tanze aufspielen können. Jetzt war es ihm klar geworden, — jetzt endlich wußte er es, was aus ihm werden würde.

Also Amandus Kluge saß mit der Wohligh'schen Familie beim Abendbrod. — Eine große Schüssel voll Bratkartoffeln stand auf dem Tische, und die Stimmung war außerordentlich animirt und heiter. Je mehr sich die Schüssel leerte und je fröhlicher die Kinder wurden, um so glücklicher strahlte das Antlitz des Tobias. Frau Betti sah immer nur in das glückstrahlende Antlitz ihres Tobias und nichte ihm von Zeit zu Zeit verständnißvoll zu.

„Reißt Du, Betti,“ sagte Tobias, „weißt Du, wie ich mir vorkomme? Wie ein König in seinem Palaste. Aber wie ein glücklicher König.“

„Ach Vater,“ rief Paul, „wenn Du König wärest, dann könnten wir jeden Abend Bratkartoffeln essen!“

„Mit Chocolate!“ rief Minna. „Es ist fast unglücklich!“ sagte Tobias und zog eine blaue Tüte aus der Tasche. „So ein Königskind braucht nur Etwas zu wünschen und gleich ist es da. Kinder, was habe ich hier in der Tüte?“

„Chocolate!“ rief wieder Minna. „Richtig! Achtundvierzig Chocodolen-Plätzchen, — und darum spielen wir jetzt Glocke und Hammer.“

Ein hebenfacher Freudenstreich erschütterte die Luft. Im nächsten Augenblick zerrissen, zerdrückten und zermalmeten sieben fröhlich lachende Kinder einen glücklichen Vater.

„Kinder, Kinder,“ rief Frau Betti, „Ihr thut dem Vater weh!“ „Betti, liebe Betti, laß sie mir so weh thun bis an mein Lebensende.“

Amandus Kluge blickte mit ernsther und würdevoller Miene auf die Gruppe vor ihm. Er schwor sich mit heiligem Eide, daß er niemals um Chocodolen-Plätzchen Glocke und Hammer spielen wollte, wenn erst mal was aus ihm geworden sein würde!

Plötzlich horchte Frau Betti hoch auf und gebot Ruhe. „Ich glaube, die Hausthüre geht,“ sagte sie besonnen.

Eine tiefe Stille trat ein. Da ward die Thüre aufgerissen und ein schönes, todtenbleiches Mädchen wankte in's Zimmer.

„Gretchen!“ schrie Frau Betti auf und stürzte dem hin-sinkenden Mädchen entgegen. Gretchen warf sich, laut aufschreiend, an die Brust der Mutter. Starres Entsetzen hatte Alle ergriffen. Da trat ein junger Mann näher, der gleich nach Gretchen eingetreten war. Es war Ernst Hante, der Sohn des Schultheißen.

„Herr Cantor, — Frau Cantor,“ — sagte er, „es ist nichts. Beruhigen Sie sich. Es ist nur die Angst und der Schrecken.“

„Was ist denn geschehen?“ Ernst Hante erzählte: „Ich kam mit'n Wagen von Altenburg. Auf halbem Weg ungefähr sah ich in der Dämmerung ein Mädchen vor mir auf der Chaussee. Wie ich näher komme, sehe ich, wie das Mädchen hin- und hergeschwankt und immer leise vor sich hin weint und jammert. Ich steig ab und helf' ihr auf den Wagen. Es war Ihr Gretchen. Sie ist fortgegangen von Altenburg, — ganz zu Fuß den weiten Weg, — und die Angst und die Dunkelheit — sie konnte nicht weiter.“

„Und warum ist sie fortgegangen aus Altenburg von ihrer Herrschaft?“ rief Tobias Wohligh, und es lag Etwas wie eine Drohung in seinem Tone.

„Herr Cantor,“ rief Ernst Hante, und in seinem hübschen, ehrlichen Gesichte stieg eine dunkle Röthe auf, „Ihr Gretchen hat sich nichts zu schulden kommen lassen, — sie ist schändlich behandelt worden, und sie ist davon gelaufen, weil sie ein braves und ehrliches Mädchen ist!“

Frau Betti führte ihre Tochter, die wie ohnmächtig in ihren Armen lag, in ihr Schlafzimmer. — Tobias Wohligh saß gebeugt am Tische und stützte den Kopf in die Hand. Er stierte ängstlich und kummervoll vor sich hin. So hatten seine Kinder ihn noch nie gesehen. Karl näherte sich ihm und flüsterte ihm mit von Weinen erstickter Stimme zu: „Vater, soll ich Dir eine Geschichte von Onkel Balthasar erzählen?“

Tobias lächelte und reichte dem Knaben die Hand. „Du bist ein gutes Kind. Und Gretchen, — Gretchen ist auch ein gutes Kind, — und unredt thut sie nicht.“

Eine angstvolle Viertelstunde war vergangen, — da trat Frau Betti wieder in's Zimmer. — „Sie schläft ruhig und friedlich! Es ist Alles gut, mein Tobias; Du brauchst Dich um Nichts zu ängstigen. Aber sie will nicht wieder fort; sie will bei uns bleiben; sie fürchtet sich so.“

„Sie soll bei uns bleiben; sie soll nicht wieder fort,“ rief Tobias. „Ach, Betti, nach diesem Augenblicke der Angst sehe ich erst, was wir für glückliche Menschen sind! Ach, Herr Hante,“ wandte er sich jetzt zu dem jungen Manne, der sich zum Fortgehen anschickte, „ich hab's in der Aufregung ganz vergessen, — wie sollen wir Ihnen danken, daß Sie unser Gretchen —“

„Nichts zu danken, Herr Cantor,“ unterbrach ihn Ernst Hante. „Das sollte wohl so sein, daß ich Ihr Gretchen so kennen lernte. Und ich möchte wohl morgen wiederkommen und sehen, wie es dem Mädchen geht.“

(Fortsetzung folgt.)



Abdruck verboten.

### Friedrich Hölderlin und die Frauen.

Ein Gedichtblatt zu des Dichters fünfzigstem Todestage.

Von A. von Winterfeld.

Son Jugend auf haben  
Die Menschen meinen  
Geist in sich zurückgelassen.  
Hölderlin.



as auch das an sich Gute, Edle, Vortreffliche unter gewissen Umständen und Verhältnissen verhängnisvoll, nachtheilig wirken kann, beweist das traurige Schicksal des unglücklichen Dichters, dessen Leben nach langer geistiger Unmachtung vor einem halben Jahrhundert erlosch. Von Natur weich und träumerisch angelegt, war es ihm beschieden, unter Fraueneinfluß aufzuwachsen, der, so wohlthätig er in seiner Trefflichkeit nach einer Richtung hin sich geltend machte, auf der andern Seite ebenso entschieden schädlich wirken mußte. Ueberhaupt haben die Frauen, und zwar ausnahmslos solche, die zu den edelsten und ausgezeichnetsten ihres Geschlechts gehörten, in Hölderlins Leben eine große Rolle gespielt, wie denn schließlich auch das höchste Glück und das höchste Elend seines Lebens, das zu dessen völligem Schiffbruch führen sollte, hervorging aus einem selbigen Verhältniß zu einer schönen, lebenswürdigen und edlen Frau.

Friedrich Hölderlin, der am 9. März 1770 in den württembergischen Städtchen Laufen am Neckar als Sohn eines Beamten geboren war, verlor seinen Vater schon in früher Kindheit und ebenso, nach der Wiederverheirathung seiner Mutter, seinen trefflichen Stiefvater, als er selbst kaum neun Jahre alt war. So fiel seine Erziehung seiner Mutter zu, der Tochter eines Pfarrers, sowie seiner Großmutter. Beide waren edle, vortreffliche Frauen, an denen der Dichter zeitlebens mit rührender Liebe und Pietät hing. Die Mutter scheint eine für ihre Zeit höhere geistige Bildung besessen zu haben, da Hölderlin in seinen Briefen an sie religiöse und philosophische Fragen eingehend bespricht. Die Großmutter, „die sanfte Seele“, lernen wir am besten aus dem schönen Gedichte kennen, das er ihr zu ihrem zweundsiebzigsten Geburtstage widmete.

Empfangen nun auch der Knabe durch die beiden Frauen als köstliches, für sein ganzes Leben treu bewahrtes Angebinde das seine stiltliche Zartgefühl, die tiefe Abneigung gegen alles Niedere, Rohe, Gemeine, wurde er von ihnen überhaupt zu allem Guten angehalten, so fehlte doch eben die straffere männliche Zucht, die ihn allein zum Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens tauglich machen konnte. Es entwickelte sich in der träumerischen, früh schon innig mit der Natur vertraut gewordenen Seele des Knaben jene später von ihm selbst erkannte und beklagte „wädhernische Weichheit“.

Schon damals mied der Knabe die verberren Genossen und flüchtete sich in die Arme der Natur, so den Grund legend zu jener Weltfremdheit und Weltseuer, deren er nie mehr Herr werden sollte. Schilderte er doch später selbst diesen Zustand:

Da ich ein Knabe war,  
Retter ein Gott mich oft  
Som Geheir und der Rulhe der Mensch.  
Da spielt ich sicher und gut  
Mit den Blumen des Hains,  
Und die Lüftchen des Himmels  
Spielten mit mir.

Als aber der begabte Knabe, fast schon Jüngling, um nach dem Wunsche seiner Mutter Theologie zu studiren, nacheinander die Seminarien von Denzendorf und Maulbronn besuchte und so unter männliche Leitung kam, war es zu spät, um seine Eigenart umformen zu können. Auch hier hielt er sich abgesehen von seinen Mitschülern, wendete dagegen den Liebesreichtum seines Herzens einem schönen, lebhaften, liebenswürdigen, noch sehr jungen Mädchen zu, der Tochter eines Beamten des Maulbronners Seminars, Namens Luise Nast. Wie Hölderlin liebte sie die Natur und die Einsamkeit und zog die Gesellschaft von Büchern der der Menschen vor. Schnell hatte der schöne Jüngling des Mädchens Herz gewonnen. Da die Gelegenheit zu persönlichem Zusammentreffen in den Kreuzgängen des alten Klostergebäudes oder auf Spaziergängen nur selten sich bot, so waren die Liebenden mehr auf den schriftlichen Verkehr angewiesen und brieflich theilten sie einander ihre Gedanken und Empfindungen, jedes kleine sie berührende Ereigniß mit.

Das Verhältniß wurde dadurch erleichtert, daß Hölderlins bester und damals fast einziger Freund, Nast, ein naher Verwandter der Geliebten und dadurch in der Lage war, nicht nur den brieflichen Verkehr zu vermitteln, sondern auch manches persönliche Zusammentreffen herbeizuführen.

Im Ganzen war es eine echte Schülersiebe und wenn es auch zu einer Art Verlobung kam, so wurde doch später das Verhältniß wegen gänzlicher Ausichtslosigkeit aufgelöst, ohne daß dadurch die gegenseitige Theilnahme erloschen wäre. Es war eben ein holder Jugendtraum gewesen, der keine Reue und keinen bitteren Nachgeschmack hinterlassen hatte.

Während seiner Universitätszeit in Tübingen machte die Tochter eines dortigen Professors, die er unter dem Namen „Melitta“ besang, einen tieferen Eindruck auf den Dichter. Doch scheint sich das Verhältniß, da ihm die Eltern des Mädchens entgegen waren, in den Grenzen eines freundschaftlichen Verkehrs gehalten zu haben.

Eine Frau von höherer geistiger Bedeutung trat dem jungen Dichter zum erstenmal in seinem Leben entgegen, als er im Jahre 1793 durch Vermittelung seines großen Landsmannes Schiller nach Beendigung seiner academischen Studien als Erzieher in das Haus von Charlotte von Kalb, der Freundin Schillers, trat, die mit ihrem Mann, dem Major von Kalb, und ihrem Sohne, Hölderlins Jögling, auf ihrem Gute Waltershausen bei Meiningen lebte. Daß die Ehe, zu der Charlotte, eine geborene Marschall von Dürheim, aus Vermögens- und Familien-Müßlichkeiten gezwungen worden, keine glückliche war, daß es finstere Seiten in ihrer Seele gab, durch die oft unvermittelt und plötzlich Stürme der Leidenschaft brausen, daß der Unterricht bei seinem kränklichen und verwöhnten Jögling nicht viel Erfolg versprach — Alles dies scheint Hölderlin in seiner jugendlichen Unerfahrenheit und Unbefangenheit entgegen zu sein. Wenigstens äußert er sich nie darüber in seinen Briefen, spricht sich vielmehr durchaus befriedigt über

seine Stellung aus. „Meine Zeit“, schreibt er an seine Mutter, „ist getheilt in meinen Unterricht, in die Gesellschaft mit meinem Hause und in eigene Arbeiten. Wenn wir zusammen sind, wird meist vorgelesen, bald vom Herrn, bald von der Frau von Kalb, bald von mir; und über Tische oder auf Spaziergängen oft in Ernst und Scherz, wie es Jedem gelegen ist, davon gesprochen. Wenn ich über einer eigenen Arbeit etwas zerstreut bin und Gesichter schneide, so weiß man schon, wie's gemeint ist, und ich brauche nicht unterhaltend zu sein, wenn ich nicht in der Laune bin. Daß dies ganz nach meinem Sinne ist, können Sie sich denken. Ich werde wahrscheinlich nächsten Winter in Weimar im Pirkel der großen Männer, die diese Stadt in sich hat, zubringen. Auch mit Goethe und Wieland will mich die Frau von Kalb, die von Allen diesen die vertraueste Freundin ist, bekannt machen.“

Charlotte scheint sich in mütterlicher Weise des jungen Erziehers angenommen, ihn in jeder Weise gefördert zu haben. Hölderlin hatte vollauf Gelegenheit, die Flugkraft des Geistes, die reiche Phantasie, die Borntheillosigkeit der genialen und unglücklichen Frau zu bewundern, von der Schiller gesagt: „Sie ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben könnte.“ Der junge Dichter, dessen Begabung sie erkannte und ehrte, ist denn auch ihres Lobes voll in seinen Briefen an seine Mutter und an seinen Freund Segel und spricht mit Begeisterung und Bewunderung von Charlotte, als einem „nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geiste.“ Unter ihrem Schutze und unter ihrer Einwirkung schrieb er den ersten Theil seines „Hyperion“, und treulich hielt sie ihr Versprechen, ihn mit Goethe, Herder, Wieland bekannt zu machen. Als er in dem Wunsche, in Jena, in der Nähe Schillers, der ihn „seinen liebsten Schwaben“ nannte, und Fichtes ganz seinen Studien leben zu dürfen, Charlotte um vorzeitige Enthebung seiner Verbindlichkeit als Erzieher bat, erwies sie sich äußerst großmüthig mit Hintansetzung ihres eigenen Interesses. Hölderlin schrieb darüber an seinen Freund Neuffer: „So erbot sich die Majorin von selbst, meinem Jammer ein Ende zu machen, verhalf mich noch mit Gelde auf ein Vierteljahr, will sonst Alles thun, um mir einen längeren Aufenthalt in Jena möglich zu machen, hat mich, ja aller Monate ein paar Mal hinüber zu kommen, und zeigte noch beim Abschiede ihren ganzen edeln Sinn, und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich.“

Sicherlich sind die beiden Jahre, die Hölderlin im Umgange mit der außerordentlichen Frau, die später gänzlich erblindet und in Armuth gerathen ist, erst 1853 in Berlin starb, wo sie im königlichen Schlosse durch die Großmuth einer preussischen Prinzessin ein Unterkommen gefunden, nicht ohne erheblichen Gewinn für seine geistige und poetische Ausbildung geblieben.

Nach im Jahre 1828 schrieb Rahel Barnhagen über sie an die Fürstin Carolath: „Frau von Kalb ist von allen Frauen, die ich gekannt habe, die geistvollste; ihr Geist hat wirklich Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblicke in alle Höhen schwingen kann.“

Nach einem Jahre, das Hölderlin theils in Jena, theils in seiner schwäbischen Heimath zugebracht und zwar nicht im besten Gemüthszustande, denn er erkannte immer schmerzlicher den unlöslichen Widerspruch zwischen der rauhen, niedern Wirklichkeit und dem hohen Ideale reinen Menschthums, nach dem seine Seele lechzte, erhielt er abermals einen Ruf als Erzieher in das angesehenes Haus des reichen Kaufmanns Jacob Friedrich Gontard in Frankfurt am Main. Zu Anfang des Jahres 1796 trat er in seine neue Stellung ein, ohne zu ahnen, daß sich hier das Datum seines Lebens erfüllen sollte. Der Hausherr war ein Patricier alten Schlages, von starkem Selbstbewußtsein und Stolz auf das Ansehen und den Reichthum seines Hauses erfüllt, doch nicht ohne Wohlwollen für niedriger Stehende, sofern sie sich „in ihren Schranken hielten.“ Bezeichnend für die in seiner Familie herrschenden Anschauungen war es, daß seine jüngste Schwester ihrer Neigung zu einem geachteten Arzte hatte entsagen müssen, weil man in der Verbindung mit ihm eine Erniedrigung sah.

Sehr verschieden von Friedrich Gontard war seine Gattin Susanne, geborene Vorlesien aus Hamburg. Schön und lebenswürdig, vereinigte sie nach dem Urtheil Aller, die ihr näher gefanden, mit einem vortrefflichen Charakter edles Zartgefühl und hohe Bildung. Obgleich ebenfalls aus reicher Kaufmanns-Familie stammend, erachtete sie doch die materiellen Güter nicht für die höchsten dieser Welt, fand vielmehr die edelste Befriedigung des Lebens im Genuße der Natur und der Kunst. Ihren liebenswürdigen drei Kindern, im Alter von sieben bis elf Jahren, war sie eine treue und verständige Mutter. Sie mochte damals etwa dreißig Jahre alt sein, also um vier Jahre älter als Hölderlin.

Dieser, mit Wohlwollen aufgenommen und freundlich behandelt, besand sich sehr wohl in seiner neuen Stellung, obgleich er fühlte, daß dem Hausherrn gegenüber eine gewisse Zurückhaltung geboten sei. Anders war es mit der Mutter seiner Jöglinge. Sie verstand ihn in seinen idealen Bestrebungen, die sie schätzte und mit ihrer vollen Theilnahme begleitete. So entstand bald eine Seelenfreundschaft zwischen Beiden, die dem jungen Dichter eine Befriedigung und ein Glück gewährte, wie er sie nie in seinem Leben empfunden. Dieser seligen Stimmung giebt er in seinen Briefen an seinen Freund Neuffer aus dieser Zeit vielfachen Ausdruck. So schreibt er im Juni 1796 — „Lieber Freund! Es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich befindet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist ein selbigen Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, daß selten so Etwas geahndet, schwerlich wiedergefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie elend ich geworden war und wie ich jetzt froh bin wie ein Adler, wenn mir nicht dies Eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, erheitert, gestärkt hätte mit seinem Frühlingslicht.“

Man ersieht aus dieser Schilderung, welch außerordentlichen Eindruck Susanne auf ihn gemacht hatte. Wie dauernd derselbe war, geht aus einem Schreiben an denselben Freund vom Februar 1797 hervor: „Und noch ist es so! Noch immer bin ich glücklich wie im ersten Moment. Es ist eine ewige, fröhliche, heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich nicht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitsfinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt

sich ewig an diesem Madonnen-Kopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüth besänftigt, erbeitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden.“

In der That, aus dieser Sprache geht hervor, daß das Verhältniß in Wirklichkeit eine „fröhliche, heilige Freundschaft“ war, die nicht aufregend und beunruhigend, sondern besänftigend und beschwichtigend auf des Dichters erregbare Natur wirkte. Susanne wurde nun das Vorbild seines Romans „Hyperion“ und an sie, „Diotima“, richtete er seine Lieder, in deren einem er sie „Schwester, heilig mir verwandt“ nennt.

Wie weit entfernt auch Gontard damals von irgend einem eifersüchtigen Verdachte gewesen, geht daraus hervor, daß er, als im August 1796 viele Frankfurter aus Furcht vor den andringenden Franzosen ihre Vaterstadt verlassen, seine Gattin und seine Kinder unter dem Schutze Hölderlins zu mehrmonatlichem Aufenthalte nach Hamburg, Cassel und Bad Driburg in Westfalen schickte, ein Ausflug, der dem Dichter in jeder Beziehung höchst gemüthreich wurde.

Die ersten Andeutungen darüber, daß der selbigen ruhige Zustand nicht mehr ungetrübt geblieben, finden sich in einem Briefe an Neuffer vom 10. Juli 1797, in dem er sagt: „Es ist anders geworden — ich bin zerrissen von Liebe und Haß. O, Freund! ich schweige und schweige und so häuft sich eine Last auf mir, die mich erdrücken, wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß.“ Nicht viel später schrieb Goethe, als ihn Hölderlin in Frankfurt besuchte, an Schiller, er sähe „kränklich und gedrückt“ aus, wogegen Schiller scharfblickend Hölderlins Zustand, Goethe gegenüber, „gefährlich“ nannte, „da solchen Naturen so gar schwer beisukommen ist.“

Allerdings war Hölderlins Zustand gefährlich. Da er selbst höchst schweigsam über die weiteren Vorgänge geblieben, so darf man annehmen, daß die „fröhliche, heilige Freundschaft“ in seinem Herzen sich allmählig, aber unaufhaltsam in leidenschaftliche Liebe umgewandelt hatte, die ihn, indem sie ihn in Conflict mit der sittlichen Weltordnung setzte, bei der Zartheit seines Empfindens, in schwere innere Kämpfe stürzen mußte. Ob Susanne seine Leidenschaft getheilt, oder ihm lediglich schwererliche Freundschaft gewidmet — auch darüber fehlen authentische Beweise. Doch ist das Letztere wahrscheinlicher. Jedenfalls lassen erhaltene Brief-Fragmente von ihr an Hölderlin keinen Gedanken an ein sträfliches Verhältniß auskommen. Er mußte erkennen, daß die Geliebte ihm unerreichbar blieb und damit erlosch die Sonne seines Lebens. Verzweifelt entfloß er und verließ im September 1798 plötzlich und ohne Abschied das Gontardsche Haus und Frankfurt. Ob, wie Einige vermuten, eine von Gontard herbeigeführte Eifersuchts-Szene die Katastrophe veranlaßte, muß ebenfalls unentschieden bleiben, da Hölderlin schweigsam über Alles dies blieb und nur in seinen Gedichten seinen Schmerzen ergreifenden Ausdruck gab:

„Aber das Haus ist öde mir nur, und sie haben mein Auge  
Mir genommen; auch mich hab' ich verloren mit ihr.  
Dorum irr' ich umher, und wohl wie die Schatten, so muß ich  
Leben, und sinnlos tänkt lange das Uebrige mir.“

singt er in „Menons Klage um Diotima.“

Allerdings war sein Leben von hier an nur noch ein Umherirren ohne Ziel und Stern. Wir sehen ihn zuerst in der Schweiz, dann in Bordeaux als Hauslehrer, von wo er im Juni 1802 mit allen Merkmalen des Wahnsinns zu seiner tief erschrockenen Mutter zurückkehrte. Ein tragisches Verhängniß wollte es, daß während seiner Wanderung durch Frankreich nach der Heimath Susanne Gontard nach kurzer Krankheit gestorben war.

Nach verschiedenen Stadien scheinbarer Besserung verfiel der unglückliche Dichter im Jahre 1806 in unheilbare Verblöddung, in welchem traurigen Zustande er siebenunddreißig Jahre unter der Obhut und Pflege einer braven Tischlers-Familie in Tübingen zubrachte, bis der Tod ihn am 7. Juni 1843 erlöste. Auch diese lange geistige Unmachtung wurde zuweilen noch von einzelnen Lichtbliden des Genius erleuchtet, der den Dichter in besseren Zeiten befähigt hatte, Werke von hoher Eigenthümlichkeit und Vollkommenheit zu schaffen.



R. D., Ruffin, Moskau. — Die von Nordau behandelte „Krankheit des Jahrhunderts“ ist natürlich die Nervosität, die in der Zeit des Dampfes und der Electricität immer mehr um sich greift. Wenn sie auch vom Autor nicht direct erwähnt wird, so sind doch alle seine Charaktere unter diesem Gesichtswinkel beobachtet und geschildert.

Langjährige Abonnentin, Wiesbaden. — Eine reiche Fundgrube für ein Kinder-Theater bietet „Bischof, Jugendbühne, Verlag von Fr. Wöller, Leipzig.“

N. D., Kunstfreundin, München. — Die Vereinschen Tempera-Farben scheinen sich in Künstlerkreisen steigender Anerkennung zu erfreuen. Herr von Vereins stellt die Binde- und Malmittel sowie die Firnisse nach den im Mittelalter üblichen Vorschriften her. Das Grund-Princip seines Malverfahrens beruht darauf, daß man mit Tempera-Farben fertig malt, und das Bild durch Firnisse in ein Holzgemälde umwandelt. Franz Leubach, Rud. Seip, Franz Stud, Details, Louis de Chappannes, Saint-pierre, Herrier und zahlreiche andere deutsche und französische Meister haben ihre Zufriedenheit mit den Tempera-Farben ausgedrückt und ihr lebhaftes Interesse für das Verfahren bekundet.

F. V., Danzig. — Ueber die Lebensdauer in ihrer Beziehung zum Geschlechte sind mannigfache statistische Berechnungen aufgestellt worden, die schwer kontrollirbar sind. Im Allgemeinen scheint das Zahlenverhältniß zu Gunsten der Frauen auszufallen. Uns liegt augenblicklich beispielsweise eine französische Tabelle vor. Nach amtlichem Ausweis zählt Frankreich jetzt 180070 Ehepaare, die ihre goldene Hochzeit hinter sich haben. Personen über 100 Jahre giebt es 209, wovon 145 Frauen und 64 Männer, und darunter 16 Inhaber der St. Helena-Medaille, Soldaten Napoleons I. Indessen dürften diese Ziffern zu hoch sein. Als 1886 bei den damaligen 191 Hundertjährigen näher nachgeforscht wurde, konnte nur bei 80 der Nachweis geführt werden, daß sie wirklich 100 Jahre alt waren; 49 waren Frauen.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 12.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

Berlin, 11. Juni 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Nur kein Lieutenant!

Novelle von Hans Nagel von Brawe.

(Schluß.)

**M**an ist nur zu leicht geneigt, von einzelnen Ausnahmen, sofern es Nachtheiliges betrifft, auf das Ganze zu schließen — verzeihen Sie mir diese scheinbare Kritik Ihres Urtheiles.“

„Bitte! — das Thema ist ja nicht uninteressant, und ich höre gern fremde Ansichten.“

„Dann möchte ich Sie fragen, wodurch zum Beispiel die beiden jungen Officiere, die uns eben verließen — abgesehen vom Typischen, das ich ihnen nicht absprechen will und das doch wieder eigentlich nur bei dem Kürassier des Provinzial-Regimentes hervortrat, — wodurch also die Beiden Ihr Mißfallen erregt haben könnten. Waren nicht Beide ausgesucht höflich?“

„Auch Sie scheinen beobachtet zu haben, mein Herr!“

„Weil ich bemerkte, daß Sie es thaten, gnädige Frau. Sag nicht in dem einfachen Gespräche der Beiden — eine Lebensfrische, eine Arbeitsfreude, die wohlthuend berührte, wenn sie auch zwei ganz verschiedene Richtungen einschlug?“

Die Dame dachte einen Augenblick nach.

„Sie haben Recht — im Grunde war die Lands-

knachts-Moral rührend, und in dem Wunsche, in Ostafrika Thaten zu begeben, lag etwas Frisches — trotz des Pelzes, in den sich der Kürassier so sorgsam gehüllt hatte.“

„Haben Sie beobachtet, wie der Kürassier selbst auf den Bod des offenen Wagens stieg — trotz der Kälte — und die Zügel nahm? Nein, die Sorte verweicht sich nicht, ungeachtet typischer Erscheinung. Uebrigens — ist der caricirte Typus doch auch nur noch auf Sportplätzen vertreten und bei ganz jugendlichen Herren, die sich hervorthun wollen — und, seien wir gerecht, — es begegnen uns gewiß auch Caricaturen im Bürgerkleide!“

Die Dame lachte. „Gewiß — beiderlei Geschlechtes! Aber Sie sind ein treuer Verehrer des Königsrodes, das kommt bei den Herren im bürgerlichen Gewande selten vor. — Aber Eins müssen Sie mir zugeben — in keinem Stande fallen so Viele der Versuchung zum Opfer, — werden dem Leichtsinne in die Hände geworfen, wie im Officier-Stande, und — ein Mädchen, das einen Lieutenant heirathet —“

„Nun?“

— geht im Allgemeinen einer ungewissen Zukunft entgegen. Ich — würde niemals meiner Tochter die Zustimmung geben, einen — Lieutenant zu heirathen.“

„Und wenn sie nun etwa einen Lieutenant liebte?“ sagte der Herr mit einer Miene, man wußte nicht recht, ob's wehmüthig oder heiter klang. Dann aber fuhr er lächelnd fort:

„Und wie glücklich würde Ihre Fräulein Tochter

vielleicht an der Seite eines klugen, energischen Officiers werden, wenn die Beiden sich aufrichtig liebten! Wie viele frohe Tage und Abende würden Sie erleben in der Freude am häuslichen Frieden, in dem erhebenden Bewußtsein, daß Ihre Tochter die Gefährtin, die treue Stütze eines tüchtigen, ganzen Mannes sei?“

„Aber mein Herr, ich bin ja garnicht verheirathet!“ rief die Dame aus, durch die warme Schilderung ihres Mutterglüdes fast erschreckt.

„Pardon!“ antwortete der Reisende dann. Er schwieg — aber die Dame schien dennoch seine Gedanken zu errathen.

Also daher der Lieutenants-Saß, mochte sie sich dessen Mienenwechsel erläutern, denn lächelnd antwortete sie:

„Auch an mir ging einst der bunte Rock nicht spurlos vorüber. Uebrigens — hätte ich eine Tochter — der würde ich einmal einen Mann wünschen, der ein häusliches Zusammenleben mit so lebhaften Farben schildern kann, wie Sie, mein Herr,“ — sie verbogte sich neckend gegen den jungen Mitreisenden, „nimmer aber einen Lieutenant; — dabei bleibe ich,“ fügte sie scherzend hinzu.

„Neubrandenburg — vier Minuten!“ rief der Schaffner. Der Herr und die Dame sahen sich erstaunt an und —

„Wie rasch die Zeit vergeht,“ äußerte die Dame.

Ein paar junge Geschäfts-Reisende stiegen mit jener Rücksichtslosigkeit ein, die den unerzogeneren Theil dieser Klasse auszuzeichnen pflegt. Ohne Gruß, überlaut sprechend, trieben sie ihre unpassenden Scherze mit dem Schaffner, nannten ihn Herrn Kapellmeister, und als endlich des



Canal-Landschaft. Nach dem Bilde von W. Koelofs. — Siehe Seite 96.



Beamten Geduld riß, warfen sie ihm in hartem Tone Rücksichtslosigkeit vor. Ehe sich der Zug wieder in Bewegung setzte, wurde noch bekannt gemacht, daß die Passagiere zwischen Gützig und Gnewikow aussteigen müßten, da eine Bahnbrücke schadhaft sei.

Die beiden Mitreisenden nahmen nur Veranlassung, in der frivolsten Weise über den jüngsten Eisenbahnunfall von Koblfurt zu sprechen und in den widerlichsten Ausdrücken dessen Schilderung zu bieten.

„Sie haben wohl Nichts dagegen, wenn wir hier rauchen?“ äußerte dann mit unverhüllter Frechheit Einer der Burschen, sich an die Dame richtend. Doch ehe sie antworten konnte, sagte deren Reisegefährte: „Hier ist Nichtraucher-Coupsé, und die Art, wie Sie sprachen, eignet sich ebenfalls nicht für die Gesellschaft einer Dame.“

„Dann muß die Dame in's Damen-Coupsé.“ Er vollendete seinen Satz nicht. Der Blick des Herrn mochte ihm doch zu deutlich sagen, was ihn erwartete, wenn er fortführe.

Erst als unsern Gützig der Zug hielt und der Befehl kam, Alles habe auszusteigen, setzten die Beiden ihrem Benehmen noch die Krone auf, indem sie eine Aeußerung hinwarfen, die die Parteinahme des Herrn als zweideutig für die Dame erscheinen ließ. Eben war dieser zornig aufgesprungen, als die Stimme seiner Begleiterin sein Ohr traf:

„Ich bitte Sie, lassen Sie die rohen Burschen — um meinetwegen! Die sind selbst einer anständigen Züchtigung nicht würdig! Aber, würden Sie mir einen Gepäckträger besorgen?“

„Gern,“ antwortete der Herr. Sein Bemühen war indeß vergebens. Alle waren in Anspruch genommen. Kurz entschlossen legte er das Gepäck in den Schnee nieder und stützte die Dame mit geschickter Hand beim Verlassen des Wagens. Dann ging's vorwärts. Aber schon nach wenigen Schritten zeigte sich, daß das Marschieren im Schnee doch über die Kräfte der Leidenden ging. Sie blieb stehen. „Ich habe vor einigen Tagen den Fuß verstaucht,“ sagte sie. Gern nahm sie dann den Arm des Herrn, der einstweilen seinen eigenen Koffer liegen ließ. So wurde der Zug jenseits der Brücke noch erreicht — sogar der Koffer konnte herbeigeholt werden.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Herr!“ sagte die Reisende während der Weiterfahrt, als sie sich wieder gegenüber saßen. „Ohne Sie wäre ich einmal nicht aus dem Zuge gekommen und dann — Gott weiß, was Einem jetzt auf den Bahnen passieren kann, ich denke mit Entsetzen an die ordinären, frechen Burschen. Sie haben gehandelt —“

„Wie jeder Andere auch gehandelt hätte,“ antwortete er lächelnd. „Aber ich sehe, Sie frösteln, darf ich das Fenster ganz schließen?“ Er hatte in geschickter Weise weitere Dankes-Aeußerungen abgebrochen.

Als der Zug in den Bahnhof von Demmin einfuhr, nahm der junge Reisende seine Effecten zusammen.

„Ich bedauere, Sie nicht weiter begleiten zu können, gnädiges Fräulein, ich bin sogleich am Orte.“ Er nahm den Hut vom Kopfe. Eine breite rothe Narbe trat deutlich auf der rechten Stirnseite hervor. Einen Moment richtete die Dame den Blick auf dieses Zeichen, — auf seine Züge, — dann reichte sie dem Fremden die Hand.

„Darf ich wissen, mit wem ich die Freude hatte, zu reisen?“ fragte sie.

Schon hatte der Fremde eine Karte aus seinem Portemonnaie genommen.

„Sie waren mir ein so ritterlicher Beschützer,“ fuhr sie dann fort.

„Nein,“ sagte jetzt der Herr, „nehmen Sie es nicht übel, der Nachsatz Ihrer Bitte macht mir das Verschweigen meines Namens fast zur Pflicht und — nicht wahr, Sie begreifen! Also nochmals, glückliche Reise! — Da sehe ich schon meine Schwester, die mich erwartet.“

Der Zug hielt. „Hier, Alsta!“ rief der Reisende einer auffallend hübschen Blondine zu, die auf dem Perron stand und suchend an den Coupsés entlang blickte.

„Edwin!“ antwortete sie jetzt. Bald hielten Beide sich umschlossen. Noch ein kurzer Gruß zum Coupsé und dann sah man die Beiden in eleganter Equipage davonsahren.

„Wo ich nur den Mann schon einmal gesehen habe,“ murmelte die Dame im Nichtraucher-Coupsé. „Ein recht sympathischer junger Mann! — Gewiß ein Gutsbesitzer! — Schade, daß er seinen Namen nicht nannte aus lauter Bescheidenheit! — Ja — das wäre —“ fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „— auf den Mann ist Verlaß — ernst — vornehm und auch ein hübscher Mann! — hm! — werden doch einmal sehen! —“

## IV.

In Schwarzenau erwartete man um die Mittagszeit desselben Tages die Ankunft der Tante Trude. Baron Regenhardt hatte den Wagen, den besten Landauer

natürlich, nach Stralsund schicken müssen, da der Schnellzug auf der viel näheren Station Grimmen nicht hielt.

Die Nachmittagssonne beleuchtete die Front des stattlichen Renaissance-Schlosses, warf ihre schrägen Strahlen zitternd durch das schneebedeckte Gezweig der altherwürdigen, knorrigen Eichen und himmelstrebenden Kiefern. Denn so recht mitten drin im alten, prächtigen Parke lag der Stammsitz des Freiherrn von Regenhardt.

Die Vorfahrt vor der breiten Freitreppe war säuberlich von Schnee gereinigt, und oben, hinter den mächtigen Fensterflügeln des breiten Entrée, — des fliesenbedeckten Küstsaales, so genannt von den etwas durchrosteten, aber ‚echten‘ Rüstungen, die die Ecken auf hohen Postamenten zierten, — da standen schon der Diener, der erste Staller und der Gärtner, Alle in der sehr feudal aussehenden Livrée des freiherrlichen Hauses. Man wußte, was man der Schwägerin aus Berlin an Respect schuldete, und das ganze Schloß Schwarzenau war so zu sagen in der Flucht, wenn sie zum Besuche kam. Daß das stets zu Weihnachten geschah, wußte man der Tante zu Dank, denn sie kam nicht mit leeren Händen. „Ich kann es ja,“ pflegte sie ab und zu selbst zu sagen. Der Baron stand in dem stillen Verdachte heimlicher Dankgebete gegen den ‚Lieutenant‘ (es war sogar ein Graf gewesen, aber den Namen nannte man in der Tante Gegenwart niemals), aus dessen Treulosigkeit und Leichtsinne dann — eigentlich ziemlich unmotiviert — die Ehelosigkeit der Tante Trude resultierte. Aber der Baron hatte auch allen Grund zu solchen Dankgebete, denn wenn die Schwägerin nicht ledig geblieben wäre, hätte sie schwerlich immer von Neuem Veranlassung genommen, die Ausfälle der agrarischen Mißstände durch die Zinsen ihrer gut und sicher angelegten Kapitalien zu decken. Freilich lagen in ihrem Tresor auch die durchaus rechtskräftig abgefaßten Hypotheken-Briefe auf die Herrschaft Schwarzenau.

Als der Freiherr so gesenkten Hauptes am Eckfenster seines Arbeitszimmers stand, mochten seine Gedanken wohl eben mit jenem Tresor beschäftigt gewesen sein, denn recht abgehärtet und traurig war sein Ausdruck. Nur wie beiläufig sah er hinab auf den großen Teich neben der Haupt-Allee, auf dessen spiegelglatter Fläche sich die sieben ‚Jüngeren‘ umhertummelten in ausgelassener Heiterkeit — vom fünfzehnjährigen Curtl in der strammen Cadetten-Uniform bis zur fünfjährigen kleinen Elisabeth — dem theuersten aller Kinder. Mit einem Menschenleben war ihr Dasein erkaufte, ihrem ersten kleinen Wimmern waren so bald die ersten Töne des Trauergekläutes für die Mutter gefolgt.

Jetzt zog ein Lächeln über des Freiherrn furchenreiches Gesicht. Eben war das kleine Ding, ganz in weißen Schwan gehüllt, gefallen, und nun kamen die Geschwister von allen Seiten herbei, sie zu trösten, — jetzt war sie schon wieder mitten drin in der langen Reihe, die gebildet wurde — nein, es ging nicht, — man hob sie in einen Schlitten und, Einer nach dem Anderen, fuhren die Brüder sie um den Teich — in toller Fahrt. Wie sie aufjauchzte die Kleine, der Vater vernahm es drinnen im Zimmer.

„Wird's ihr einst anders gehen wie Gertrud?“ murmelte er. Und während er kaum den Namen ausgesprochen, theilten sich die Portiären, geräuschlos eilten ein paar rasche Mädchenfüße über den Teppich, und ein schlanker Arm wand sich um des Freiherrn Schulter.

„Was soll Deine Gertrud, Papa? Was kann sie thun, um Dich heiter zu stimmen?“ fragte das Mädchen mit weicher, fast schmeichelnder Stimme und legte den Kopf an den des Vaters.

„Mein liebes Herzenskind, — auch um Dich mache ich mir Sorge. Ich lasse mich nicht täuschen durch die Heiterkeit, die Du zur Schau trägst, ich fühle es, hier im eigenen Herzen, wie Dir die Sache nahe gegangen ist — und daß Du noch immer nicht vergessen kannst. —“

Das junge Mädchen richtete den Kopf plötzlich auf und sah den Vater fast erstaunt an:

„Vergessen, Vater? Nein, vergessen will ich auch nicht, selbst wenn ich könnte. Vater, laß mich heute einmal ganz offen zu Dir sprechen, gerade heute, wo die Tante kommt. Ich habe mich ohne ein Wort der Klage unter Deine Entscheidung — unter der Tante Willen gebeugt, das war meine Kindespflicht. Ich habe kein Wort darüber fallen lassen, wie sich der Tante negativer Beschluß zu der großen Liebe stellen mag, die sie mir, ihrer Pathin, in so vielen Worten auszusprechen pflegt. Aber wie ich mich dann mit mir selbst abzufinden habe, darüber bin ich nur mir selbst Rechenschaft schuldig. Ich werde nicht vergessen, was ich für Edwin empfunden habe, und er — er vergißt auch nicht.“

„Kind, nach der Entscheidung — Deiner Tante, die ich ihm mittheilen mußte, seid Ihr — Beide frei.“

„Du weißt, Vater, daß uns keine Liebeschwüre binden, daß wir uns in Worten kaum angedeutet haben, was wir dennoch voll empfinden.“

„Mein Herzenskind — ja, ich wußte, daß Du nur äußerlich Dich hinein fandest in das Unvermeidliche, aber —“

„Auch Edwin's Charakter ist nicht von denen, die jedem Drucke leicht nachgeben und sich in eine gewünschte Form zwingen lassen.“

„Du kennst die Welt nicht, Gertrud! Dahin wird, wenn auch nach und nach erst, mit den Thatfachen rechnen und — wer wollte es ihm verdenken!“

„Und wenn es so wäre, dann bliebe ich dennoch, wie ich bin. Ich werde mir das Recht nicht nehmen lassen, wenigstens mir selbst treu zu bleiben. — Hat denn etwa die Tante vergessen, was einst —?“

„Aber Kind, das ist ja ein ganz anderer Fall!“

„Ein jeder nach seiner Art, Vater, und nun verspreche ich Dir, daß ich ein Thema nicht mehr nutzlos berühren werde, aus dem Dir schon so viele Sorgen erwachsen sind. Ich kenne Dein Vaterherz und weiß, daß Du nicht anders handeln konntest, als Du gethan hast. Aber einmal mußte ich Dir doch auch offen meine Anschauungen aussprechen und — das ist geschehen. Nun laß auch Du das Gräßeln — es nützt zu Nichts, und — Du wirst sehen, ich werde mir der Tante gegenüber ganz gewiß keine Blöße geben.“ Wieder klang es durch die Stimme so weich, so kindlich zuthulich!

„Du bist meine liebe, brave Tochter!“ sagte eben der Freiherr, als Hundgebell vom Parkwärter-Hause her schallte, und — da kam auch schon die Equipage die breite Kastanien-Allee heraufgefahren, dicht gefolgt vom Gepädwagen.

„Willkommen, willkommen in Schwarzenau, liebe Schwägerin!“

„Willkommen, Tante Trude!“

Vater und Tochter waren der Ankommenden bis zur Vorfahrt entgegen geeilt, und nun kam auch die junge Schar herbei.

„Guten Tag, Tante Trude!“ „Guten Tag, Tantenchen!“ so klang es in den verschiedensten Registern. Die Tante war indeß dem Wagen entstiegen. Sie trug einen grauen Nerz-Pelz von besonderer Schönheit und gewiß auch Wärme und auf dem kurz geschorenen krausen Haar eine passende Pelzmütze. Die Tante fertigte die Jugend kurz ab mit einem „besten Dank, Kinder, spielt weiter, nachher sehen wir uns!“ und ging dann am Arme des Barons die Treppe hinauf. Nur klein Elisabeth ließ sich nicht abhalten, noch zu fragen: „Hast Du mir was Hübsches mitgebracht?“ und wurde mit herzlichem Lächeln, einem Kuß und dem ‚werden später einmal sehen‘ beschieden.

Man betrat den Salon, dann führte Gertrud die Gebatterin in deren wohlwärmte Räume, in welcher der Staller und der Gärtner zahlreiche Koffer, Kistchen und Pappschachteln trugen.

Mit einer sonst ungewohnten Hast entledigte sich die Tante unter Gertruds und der mitgebrachten Jungfer Beistand ihres Pelzes. Nur einen kurzen Blick warf sie in den Spiegel, fuhr fast nervös durch das Haar und mit den Worten: „Laß Dich einmal ansehen, Kind!“ stellte sie sich der Nichte gegenüber an das Licht und legte beide Hände auf deren Schulter.

Sie waren fast gleich groß, Beide blond, Beide trugen die moderne Locken-Frisur, und die Tante mochte nicht unrecht haben, als sie sagte:

„Weißt Du, Kind, daß wir uns ähnlich sehen? So sah auch ich vor 22 Jahren aus!“

„Und so möchte ich in 22 Jahren noch aussehen,“ antwortete die Nichte artig.

„Aber nicht sein, mein Herz! Du sollst keine alte Jungfer werden, wie ich.“

„Das wird wohl nicht ausbleiben,“ antwortete Gertrud, den Blick aus dem Fenster auf die Schneekronen der Bäume richtend, — nicht ohne einen kleinen Anflug von Trost.

„Verlaß Dich auf mich, Kind, ich werde schon —“ weiter kam sie nicht. „Ich möchte sogleich Deinen Vater allein sprechen, Gertrud,“ unterbrach sie sich, „er ist wohl unten?“

„Gewiß! Aber noch vor dem Essen, liebe Tante? In zehn Minuten ist Alles bereit!“

„Ich muß die Pläne der kleinen Hausfrau einmal kreuzen,“ antwortete sie und richtete den Blick so forschend, so sonderbar auf die Nichte, daß diese eilig vorantief, die Tante beim Vater anzumelden.

Als sich dann die Thür geschlossen hatte, füllte sich ihr Herz mit Sorge um das, was drinnen verhandelt würde. Eine innere Stimme sagte ihr: „Es giebt Kämpfe, neue Kämpfe gegen der Tante Pläne!“ Laut sagte sie aber: „Ich werde nicht vergessen, komme, was da wolle!“

## V.

„Höre einmal — Regenhardt,“ redete Tante Trude den Schwager an, als sie allein waren, „höre einmal, — ich denke, Du kennst mich als eine Frau der That — langes Besinnen ist meine Art nicht.“



„Gewiß nicht,“ antwortete der Baron mit Ueberzeugung.

„Also — um's kurz zu machen, — ich habe da unterwegs einen jungen Mann aus der Nachbarschaft kennen gelernt, dessen Wesen mir ausnehmend gefallen hat — Du mußt mir helfen.“

„Trude — Du — wolltest noch?“ unterbrach der Baron fast erschrocken.

„Warum nicht? Habe den ganzen Weg darüber nachgedacht und — weißt Du, ich habe einen scharfen Blick auf Menschen. — Der würde passen! — Weißt Du, daß Gertrud angegriffen aussieht? Der lehrt, Pardon! Liebeskummer —! Na, — der würde sie schon den Lieutenant vergessen lassen.“

„Von wem sprichst Du denn eigentlich, Trude?“ fragte der Baron erleichtert aufathmend.

„Das ist es ja, daß ich das nicht weiß! Aber Du sollst mir helfen. Du kennst doch Alle in der ganzen Gegend, wenigstens die Gutsbesitzer, die von ihren Equipagen an der Bahn empfangen werden.“

„Freilich — die kenne ich Alle!“

„Auch im Kreise Demmin?“

„Gewiß — Alle!“

„Sag' mir also, wer hat im Kreise Demmin Füchse mit Blässen und weißen Strümpfen und einen naturfarbenen Sackschneider?“

„Ja, — das ist schwer, — wie sah denn der Herr aus?“

„Jung, — so um dreißig, — gebogene Nase, — dunkeln Schnurrbart, — eine blonde Schwester holte ihn ab.“

„Das giebt es im Kreise Demmin nicht!“ erklärte der Baron bestimmt.

„Aber Regenhardt — hier — meine Augen — seit wann täuschen die sich?“ fragte die Dame mit der entsprechenden Pantomime.

„Wie war die Livrée?“

„Hellblau — mit gelbem Kragen!“

„Jung, — Schwester, — hellblau, — Füchse,“ wiederholte der Baron in Pausen, „nein, Trude — das war kein Gutsbesitzer, das stimmt nirgends! — Aber warte, ich werde zur Sicherheit einmal die Kreiskarten holen und den Güter-Kalender.“

Wohl eine Viertelstunde wurden die Güter-Register durchstudirt:

„Abendorff — von Bamow — Rappen — grüne Livrée, Altenhagen — Graf Kummerwitz — hellbraune und hellgrau — und so bis „Bansan“ — Herr von Panitz — Dunkelgrün — Olivfarbe! — Du siehst, Schwägerin, Hellblau und gezeichnete Füchse sind nur in Nehow und mein Freund, der Kammerherr, ist ein starker Schätzer mit weißem Varte — freilich, die junge Dame, die würde stimmen, aber —“

„Wie hieß der Herr?“

„Von Dahlen — er ist ein Onkel des —“ er zögerte und blätterte in dem Verzeichniß, um eine offensichtliche Verlegenheit zu verbergen.

„Doch nicht des — Lieutenants, der — Gertrud —?“

„Doch, Schwägerin. Aber — da fällt mir ein, — Dahlen sagte mir, — weißt Du, er ahnt Nichts von dem Antrage des Neffen, — er erwarte ihn zu Weihnachten. Die Schwester lebt in Nehow und — der junge Mann hat lange im Lazareth gelegen, an einer schweren Kopfwunde.“

„An einer Kopfwunde?“ fragte die Tante und schien sich dabei hauptsächlich an ihr eigenes Gedächtniß zu wenden.

Der Baron aber antwortete: „Ja, er ist so im November herum ausgerittet und gefallen, hat so eine Art von Schädel-Fissur davon getragen, Niemand weiß, wie es gekommen ist. Aber,“ fuhr er fort, als die Tante in Nachdenken vertieft schwieg, „jetzt soll er hergestellt sein und Dahlen sagte mir, daß er sich während der zwei Jahre, die er beim Generalstabe commandirt war, so tüchtig gezeigt habe, daß ihm jetzt die Aussicht blühe, hineingerufen zu werden.“

„Schwager, sei einmal einen Augenblick still,“ unterbrach die Tante ungeduldig, und in ihrem lebhaften Mienspiele zeigte sich eine außergewöhnliche Erregung.

„Hat der — Lieutenant einen dunkeln Schnurrbart?“ fragte sie plötzlich kurz.

„Ja.“

„Und eine schlanke, große Figur?“

„Ja.“

„Und hat große, dunkelblaue, ernste Augen? Und trägt — einen so besonderen, hellgrauen Uniform-Mantel?“

„Mit den Augen stimmt's, — über den Mantel kann ich keine Auskunft geben.“

„Einerei, es ist kein Zweifel. — Also — wenn Niemand weiß, wie er zu Halle gekommen, — Dein Lieutenant, — ich weiß es! — Und nun Regenhardt — erkläre ich Dir, der Mann kann nicht Officier bleiben, auf keinen Fall!“

„Du erschreckst mich, Trude! Was ist denn, was weißt Du von ihm? Hat er Unehrenhaftes begangen?“ Der Baron fragte jetzt mit einer bei ihm ganz ungewohnten Aufregung.

„O, Gott bewahre! Aber das sollst Du Alles später erfahren, ruf' mir jetzt einmal die Gertrud — doch halt, was ich mit der zu besprechen habe — das hat Zeit. Setz' Dich einmal hin und schreib', Regenhardt! — So — also die Anrede:

„Mein lieber Herr! Wie nennst Du ihn, — ich meine den jungen — Dahlen mit der Kopfnarbe?“

„Nun, — Herr Lieutenant würde ich schreiben.“

„Ach was — Lieutenant! Schreib': Mein lieber Herr Edwin von Dahlen!“

Kommen Sie morgen nach Schwarzenau. Ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. In Eile

Ihr

Frhr. von Regenhardt.“

Hast Du geschrieben? Laß sehen!“

„Aber Schwägerin, ich weiß wirklich nicht —“

„Ist auch überflüssig — das Weitere mache ich.“

So — nun bestelle einen Reittnecht und — die Gertrud.“

Der Baron ging kopfschüttelnd, aber er that, was die „Tante“ befohlen.

## VI.

Die Geduld der sieben Kleineren sollte eine unerwartete Probe bestehen. Schon seit fast einer Stunde war das Diner bereit. Für Tante Trude war das Essen heute auf sechs Uhr verschoben, und nun war's fast sieben Uhr, und die Tante in eifrigem, wenn auch leisem Gespräche. Gertrud hatte alle Mühe, die junge Gesellschaft in Ordnung zu halten, hatte bereits eine Balgerei mit kräftiger Hand beendet und die Schlüssel-löcher zu des Vaters Stube vertheidigen müssen. Nun erhielt auch noch der Staller Befehl, sich fertig zu halten für einen weiterenritt. Es war der Jugend, wenigstens den älteren Söhnen, nicht verborgen geblieben, daß der Vater einem Schranke auf dem Vorplatze die große Kreiskarte entnommen hatte, ehe er den Staller instruirte, — kurz — es gab des Aufregenden viel. Den Höhepunkt erreichte aber die Reugier, als sich wiederum die Thür öffnete und statt der Suppe — Gertrud verlangt wurde. — Endlich — endlich ging's zu Tische. Solch ein Hunger sollte noch gesucht werden, und über dem Hunger wurde garnicht einmal bemerkt, wie es förmlich leuchtete in des Vaters und der Tante Zügen, wie Gertrud sogar bei Tische der letzteren Hand zärtlich drückte und darüber selbst zu essen vergaß.

Erst spät am Abend kam die Estafette zurück — nach Nehow bei Demmin war er geritten, das hatte der Cadett herausgebracht — und übergab dem Freiherrn einen sorgsam in eine Zeitung eingeschlagenen Brief.

Wiederum Rückzug in des Barons Stube, diesmal ohne Gertrud.

Hastig öffnete der Baron das Schreiben, überflog den Inhalt und las dann der Schwägerin vor:

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufforderung. Die Pflicht aber gebietet mir, morgen die Ankunft eines Freundes zu erwarten, den ich telegraphisch herbeschied. Alle eigenen Interessen müssen augenblicklich zurücktreten, da es sich um das Glück der einzigen Schwester handelt. Sobald die Bruderpflicht erfüllt ist, wird erscheinen

Ihr sehr ergebener

Edwin von Dahlen.“

„Da haben wir's, Schwager. Also morgen, wenn die Bruderpflicht erfüllt ist! Das gefällt mir. Scheint die eben so ernst denkender Mann zu sein, wie er gaulanter Cavalier ist. Schade, daß er Lieutenant ist, — aber das läßt sich ja abhütteln, dafür Sorge ich.“

\* \* \*

Im großen Eßsaale zu Schwarzenau harter inmitten des Eßtisches der weihnachtlich geschmückte Christbaum des Augenblickes, in dem er seinen Lichterglanz entfalten sollte. Auf einer ganzen Reihe von Tischen, größeren oder kleineren Formates, hatte Gertrud alle die Geschenke ausgebreitet, die der Vater, und Tante Trude für die jüngeren Geschwister eingekauft. Jetzt begann es bereits zu dunkeln, und die Jugend wurde unruhig. Aber da vorn, in des Vaters Stube, schien die Tante noch Etwas zu erwarten, denn von Minute zu Minute fiel ihr Blick durch die Scheiben auf die Kastanien-Allee.

„Endlich!“ rief sie plötzlich. Schon stand Herr von Regenhardt an der Treppe, als ein junger Officier dem eben vorgefahrenen leichten Wagen entstieg. Er hatte selbst gefahren, und die Pferde dampften.

Der Hausherr reichte dem Ankommenden freundlich die Hand und führte ihn dann der Schwägerin zu. „Ersparen Sie mir jedes erklärende Wort, Herr von Dahlen, bis sie meine Schwägerin, Fräulein Redloff

gehört,“ äußerte er mit einiger Verlegenheit. Dann öffnete er die Thüre.

„Sobald sollten wir uns wieder begegnen!“ lautete die freundliche Anrede der Tante, die ihm beide Hände entgegen streckte.

„Lassen Sie mich kurz sein,“ fuhr sie fort, „wie denn auch meines Schwagers Brief von gestern — eigentlich war es mein Brief — ein kurzes Verfahren einleitete. Sehen Sie sich zu mir, Herr von Dahlen, und lassen Sie mich zuerst erklären, daß ich es war, durch deren Entscheidung Ihr Antrag von meinem Schwager abgewiesen wurde.“

Herr von Dahlen machte eine stumme Verbeugung, und in seinen ernsten Zügen hätte man lesen können, wie alle die trüben Erinnerungen, die sich an diese Entscheidung geknüpft hatten, jetzt an seiner Seele vorüberzogen.

„Damals,“ fuhr Fräulein Redloff fort, „kannte ich Sie noch nicht. Ich vermutete in Ihnen einen Lieutenant — etwa nach Art unseres jungen Reise-Gefährten von den Kürassieren.“

„Mein gnädiges Fräulein, der wird gewiß ein tüchtiger brauchbarer Mann, ein treuer Patriot werden,“ fiel Edwin in bescheidenem Tone ein.

„Brav, daß Sie ihn in Schutz nehmen — ich will sogar zugeben, daß ich mich irren mag, und das ist viel. Also — ich glaube damals, auch Sie mit dem Allgemeinmaß messen zu müssen, das mir — mein eigenes Schicksal in die Hand gab. Mein Maß — war falsch, stimmt wenigstens nicht immer, das muß ich zugeben, seit ich Sie vorurtheilslos beobachtete und nun will ich mein Versehen gut machen — an Ihnen und damit an dem ganzen Stande der Lieutenants. Wollen Sie mir dazu helfen? Ich denke, es bedarf keiner weiteren Erklärung, und wie das Alles so kam, das erzähle ich Ihnen später.“

„Gnädiges Fräulein, Herr Baron, habe ich recht verstanden?“

„Gertrud, komm' einmal her!“ rief Tante Trude statt der Antwort zur Thüre hinaus, und als Gertrud hereintrat, als sie Dahlen schüchtern die Hand reichte, meinte Fräulein Redloff kurz:

„Komm', Regenhardt, wir wollen einstweilen die Weihnachtslichter anzünden, die Beiden werden die Lösung des Räthfels schon allein finden.“

Als eine Viertelstunde später der Ruf der Glocke ertönte, war die Lösung gefunden. Der jubelnden Kinderchar folgte das glückliche junge Paar unter den Christbaum.

Auf Gertruds Gabentische fand sich ein Zettel, worauf in großen geraden Buchstaben die Worte standen:

„Kinder — da habt Ihr Euch — ich irrte mich in den Lieutenants!“

Für alles Weitere laßt sorgen

Tante Trude.“

„Aber wie soll ich meiner Freundin die Sache beibringen,“ meinte am Abend Fräulein Redloff, „ich habe stets gesagt: Niemals ein Lieutenant! Wie finde ich darin einen Ausweg!“

„Der ist bald gefunden! — Seit gestern bin ich Hauptmann im Generalstabe, und Sie brauchen sich keiner Inconsequenz zu zeihen.“

„So ein preussischer Lieutenant weiß doch für Alles Rath — und — na, es hat so kommen sollen!“

„Es hat so kommen sollen, das sagte auch meine Tante in Nehow, als ich gestern Abend meine Schwester — nachdem ich sie überzeugt hatte, daß auch ein bürgerlicher Jurist nicht weniger werth wäre, wie ein Garde-Lieutenant mit großem Namen, — dem Assessor — Redloff verlobte.“

„Was?“ rief die Tante aufspringend, „mein Neffe — verlobt?“

„Seit gestern Abend.“

„Nun wird mir klar, warum er heute früh so landwirthschaftlich telegraphirte.“ Sie nahm das Formular aus der Tasche und las:

„Tante, der Rasen wurde nun dennoch grün genug befunden — ich werde das edele Bäumchen in guten Boden pflanzen, dank einem guten Gärtner.“

„Wie schade, daß Julius nicht auch ein Lieutenant ist,“ scherzte Gertrud die Jüngere.

„Warte, Du Spöttlerin!“ drohte die Tante.





Rachdruck verboten.

### Thusneldens Traumgesicht.\*)

Gedicht von Karl Blind.

Einst lag ich bekümmert in Vaters Burg,  
 Wie Wodans Tochter im Hügel gebannt,  
 Bis, Capferer, Du zur Wonne mich wecktest,  
 In tiefer Nacht durch finstern Tann  
 Auf schnaubendem Rappen mich reißig entführtest,  
 Wir Beide geborgen in schwarzes Gewand.

Einer Hel-Fahrt gleich der heimliche Ritt;  
 Nur des Blitzes Schlange wies zuckend den Weg,  
 Da, als dreimal segnend Donar den Hammer warf,  
 Da sah ich im Wetterschein freias selige Welt  
 Mir aufgethan in Deines Auges Bläue.  
 An Dich schmiegt' ich hoffend mich, theurer Held.

Nun steh mir Verlass'nen Dein Kind zur Seite,  
 So traulich und fremd, doch — schon des Feindes Opfer;  
 Halb römisch lallend, ein künftiger Fechter!  
 Wie der Enkel des Kimbers, der goldgelockte,  
 Der wölfsisch am Thore des Cäsars wacht,  
 Nicht achtend der Ahnen bleichend Gebein.

O drückend heller italischer Himmel!  
 O leblos Laub von starrendem Glanz —  
 Wie sehnt sich mein Sinn nach chernuskischem Gau!  
 Hohe Wipfel hör' ich rauschen. Die Wolken ziehen.  
 Zum stürmischen Nordmeer fließt murrend die Weser,  
 Die Wogen wälzend zum heiligen Eiland.

Betäubender Duft weht hier aus dem Haine;  
 Veengender Tempel birgt marmorne Götter —  
 Es drängt mich mein Herz nach der Heimath Wäldern.  
 Von glühenden Augen bin rings ich gehütet;  
 Es hütet der Haß mich mit stehendem Antlitz —  
 Noch schmerzlicher sehrt mich der Lüfternen Blick.

Vom Osning träum' ich, vom Etern-Steine,  
 Wo der himmlischen Richtstuhl ist wieder gesetzt.  
 Gar manchen Stab schon schnitt ich voll Runen,  
 Beim Morgenrauen in gramvollem Leide:  
 Kein freudig Los will fallen mir Armen.  
 Der Aen Gunst hat ganz sich gewendet.

Nur düsterer Ahnungen dunkle Gebilde,  
 Gleich blutiger Kunde von Balder und Nanna,  
 Ersehnt mir, wie oft auch die Stäbe ich schüttle.  
 Den Bösen schau' ich, der Balder schlug;  
 In Römmergestalt ist der Urge gekrochen:  
 Die Wunde legt' er um Blondhaars Haupt.

Noch einmal wag' ich den Runenwurf . . .  
 Mir schwanken die Sinne. Ich seh' Dich getroffen.  
 Mein eigener Vater — Deines Bruders Sippe —  
 Im selben Tann, wo rothe Ringe wir tauschten —  
 Erbarmen! O helft ihm! Verräther! Die Unthat!  
 Ach, läg' ich auf lodernem Scheite bei Dir!

Gemeuchelt der Gatte, der Sohn mir gemordet!  
 Nun wag' ich zum Dritten den Runenwurf.  
 Bei Wodans Speer, bei Walhallas Schilden,  
 Bei des Riesentödters zermalmender Waffe,  
 Beim Grimme der Hel, bei des Weltbrands Grausen —  
 Alle Rachegeister ruf' rasend ich auf.

\*) Thusnelda, einst von Armin (Hermann) aus der Burg ihres  
 die Heirath nicht billigenden Vaters Segeft entführt, vergleicht sich mit  
 der Walküre, die von dem Göttervater auf den von der Wakerlöbe um-  
 ringten Hügel gebannt worden war, bis Siegfried sie erlöste. Ihre  
 nächste Flucht blüht Thusneldens zuerst wie eine Fahrt zu Hel, der  
 Beherrscherin der Unterwelt. Donar, der Gewitter-Gott und Riesen-  
 Herrschter, war bei den Germanen auch Ehe-Gott, der seinen Hammers-  
 segel gab. Der in der Gefangenschaft geborene Sohn Armins und Thus-  
 neldens, Thumel (Thumelios), hatte vermuthlich das Schicksal, den Rö-  
 mern als Gladiator zu dienen. Abstammlinge der einst nach Italien ge-  
 drungenen Kimbern (was wohl „Kämpfer“ bedeutete) verblieben dort als  
 Soldner. Das „Heilige Eiland“ ist Helgoland. Aus runenbedeckten und  
 umhergeworfenen Stäben weißte man bei unseren Vorfahren. Der  
 Osning, wo der Teutoburger Wald liegt, trägt seinen Namen, gleich  
 Osnebrak, von den Aen, den germanischen Göttern. An den Etern-  
 Steinen fand wohl deutscher Götterdienst statt, den die Römer durch  
 ihren eigenen verdrängt haben werden, bis die Varus-Schlacht wieder  
 die Wendung brachte. Der Licht-Gott Balder, dessen Gemahlin Nanna  
 hieß, wurde durch den die Finsterniß bedeutenden blinden Höder, auf  
 des bösen Loki Antrieb, mit dem Mistelzweig erschossen, und dann von  
 den Aen im Feuer bestattet. Flava (Blondhaar) nannten die Römer  
 den in ihrem Heere gegen sein Vaterland kämpfenden Bruder des Ge-  
 freies Armin, der durch seine Verwundten den Tod fand. Am Ende aller  
 Dinge nahmen die Germanen einen Weltbrand an, worauf eine Ver-  
 jüngerung der Erde folgen werde. In ihrer Zukunftsbahnung sieht die  
 in Italien gefangen gehaltene Gattin Armins die Gothen und Longo-  
 barden über die Alpen hereinbrechen, — so zu sagen als geschichtliche  
 That. Infolge ihrer Stammes-Gege wurden die Longobarden von Wodan  
 so geheißen, weil ihre Frauen in einer Schlacht, auf der Ostermutter  
 Freia (Freia) Rath, die zum Sieg verhelfende Kriegslit anwandten, durch  
 Umbindung des Sinnes mit ihrem wolkenden Haar lange Bärte, also  
 Männer, vorzustellen.

Einen Zug seh' ich kommen in fernen Zeiten,  
 Von der brausenden Donau, aus der Langbärte Landen,  
 In Ros und zu Wagen ein wandernd Heer  
 Wehrhafter Völker, über's Alpengebirg.  
 Sein Schildfang bringt Schrecken aufonischem Gefild;  
 Sein Schwert tilgt die Schmach von teutischem Volk.

Da seh' ich sinken Roms sieghafte Adler.  
 Die Wölfin verendet. Nun sterb' ich zufrieden.

Rachdruck verboten.

### Jugend-Kameraden.

Eine Novelle aus Norwegen von Kurt Segeband.

(Margarethe von Verken.)

1. Tulla.

Die beiden Blochhäuser waren nur durch den Garten  
 und den niedern Zaun von einander getrennt; in  
 dem größeren, mit Veranden und Thürmchen ge-  
 schmückten, wohnten Thors Eltern, in dem klei-  
 neren, mit wildem Wein bewachsenen, Bergliots  
 Mutter. Die Hede am Gitter schien an einer  
 Stelle weniger voll und etwas schadhast, auch schloß dort am  
 Zaun eine Planke; das Gras war immer niedergedrückt, und in  
 der weichen Erde sah man die Abdrücke kleiner Sohlen. Morgens  
 früh, zur Sommerzeit, raschelte es im Laube, und eine braune  
 Kinderhand bog die überhängenden Zweige des Dornbusches  
 zurück. Ein weißblonder Kopf schob sich durch die Oeffnung, und  
 ein feines Stimmchen rief nach „Tulla“. Sie sah am Strande  
 auf der Treppe des Badehauses und schnellte flache Steinchen  
 in das Wasser. Auf ihrer blauen Schürze trocknen die kleinen,  
 schwarzen Krabben umher, die sie gefangen und über dem neuen  
 Spiel vergessen hatte. Thor begrüßte seine Gespielin mit der Frage:  
 „Was machst Du da?“, ging dann behutend von Stein zu  
 Stein in's Wasser, bis ihn die Wellen umspülten, und freute  
 sich, wenn diese nach dem Vorübergehen eines Dampfes  
 höher wogten und an die Planken des Badehäuschens schlugen.  
 War er des Umlaufens unter den spitzigen Nischen und  
 kantigen Kieseln müde, so suchte er sich einen Platz aus, den er  
 nur mittelst halsbrecherischen Kletterns und stähler Glieder-  
 Verrenkungen erreichen konnte, Tulla, die sogleich bestrebt war,  
 ihm dahin zu folgen, mit den Worten wehrend: „Tulla, geh  
 fort — Du bist zu klein!“

Eines Tages erschien der Gärtner und nagelte ein häßliches  
 weißes Brett vor das Schlupfloch am Zaun. Tulla hatte den  
 Reuchhusten bekommen, und Thor durfte nicht mehr zu ihr  
 hinüber. Er sah sie nur ganz von Weitem, in einen rothen  
 Shawl gehüllt, sich aus dem Fenster lehnen, und empfand jene  
 Scheu, die Kinder vor Krankheiten zu haben pflegen. Als vier  
 Wochen um waren, erhielten die beiden Gespielin die Erlaubniß,  
 über den Zaun hinweg sich zu unterhalten, und Thor benützte  
 dies, um zu ergründen, ob das Kranksein weh thue, oder nur  
 Gelegenheit biete, von Allem das Beste und recht viele Geschenke  
 zu bekommen. Tulla fühlte sich einmal im Leben um eine Er-  
 fahrung reicher, als er, und unterließ nicht, ihm gute Rath-  
 schläge mit auf den Weg zu geben.

„Ich habe schon eine verstauchte Hand gehabt“, verteidigte  
 sich Thor, „und Du nicht, Tulla!“  
 „Reuchhusten ist schlimmer, ich hätte sterben können,“ er-  
 wiederte sie wichtig.

„Ich auch!“ bestand Thor auf seinem Rechte.  
 „Eine verstauchte Hand — was ist das?“ warf Tulla ver-  
 ächtlich hin und stieß mit dem Fuß gegen das trennende Gitter,  
 worauf ein Krach erfolgte, und Thors Stiefelabsatz in der Mitte  
 des Brettes sichtbar wurde.

„Ich hasse kleine Mädchen!“ rief Thor drüben.  
 „Meinetwegen kannst Du das thun,“ weinte Tulla hüben.  
 Und damit fand das erste Stellbilden nach langer Verbannung  
 ein schroffes Ende.

Bald bewies das Schlupfloch im Zaun, daß die Versöhnung  
 stattgefunden, — im Herbst erst, als zwei große Wagen Thors  
 und Tullas Familien in die Stadt geführt hatten, wuchs der  
 Busch wieder zu und streckte vorwiegend seine bornigen Aeste in  
 die Nachbargärten. Jedes Jahr wurde er etwas größer, und  
 jedes Jahr jubelten die Kinder auf, wenn sie ihn wiedersehen.  
 Unter seinen Zweigen konnten sie bald nicht mehr hindurch-  
 kriechen, — aber das war auch nicht nötig; Thor war selbst  
 so gewachsen, daß er mit einem Satz über das Gehege springen  
 konnte, immer leichter, je mehr die Jahre gingen.

Am Tage vor ihrer und Thors Confirmation hatte Tulla  
 zwei Sträuße von eben aufgesprungenen grünen Zweiglein des  
 Busches gewunden und Birkenreis mit Käpfchen und Blättchen  
 dazwischen gesteckt; den einen stellte sie in ihr Zimmer in der  
 Stadt, den anderen schickte sie Thor durch die Milchfrau, denn  
 sie sah sich nicht mehr so oft, als früher. In der St. Johannes-  
 Kirche, beim Unterricht saßen sie zwar einander schräg gegen-  
 über, er auf der Seite der Knaben, sie auf der Bank der  
 Mädchen; aber Beide fühlten zum ersten Mal, daß Etwas zwischen  
 ihnen stände, daß er nicht zu ihr gehörte und sie nicht zu ihm.  
 Er konnte sie nicht beobachten; die Strahlen der Frühlings-  
 sonne wandelten so licht aus den hohen Fenstern über Altar  
 und Bänke, daß sie ihn blendeten und er die Augen schließen mußte.

Am Palmsonntage wurden sie eingeseget. Es lag noch  
 etwas Schnee in der Luft, doch auf den Wiesen und Gärten  
 schimmerte es grün, und Tulla wanderte mit ihrer Mutter ein-  
 sam den Schloßpark entlang. Thor war mit seinen Kameraden  
 eigene Wege gegangen, die Eltern hatten ihm Freunde geladen  
 und ihn reich beschenkt, und er fühlte sich als Mann, als eine  
 Person, die den kleinen Jungen abgethan hat. Erst spät am  
 Abend kam ihm der Gedanke, Tulla aufzusuchen. Er ging —  
 auch das Laufen hatte er verlernt — durch die schwach er-  
 leuchteten Straßen bis an das große Miethshaus, wo Tullas  
 Mutter ein halbes Stockwerk inne hatte, klingelte kräftig und  
 trat dann in den engen Vorplatz, der mit seinen Kleiderhaken  
 und Mänteln aussah, wie alle anderen Tage im Jahr. Das  
 Dienstmädchen öffnete, und Thor schritt in's Zimmer. Auf dem  
 Tisch brannte eine Lampe mit rothem Schirm, und davor sah  
 eine kleine, in Schwarz gehüllte Gestalt über ein Buch gebeugt

— er vermochte zuerst Tulla kaum zu erkennen in dem langen  
 Kleide und den aufgesteckten, blonden Haaren. Fremd und ver-  
 legen standen sie sich gegenüber.

„Ich wollte nur sehen, wie es Dir geht, Tulla,“ brachte  
 Thor endlich hervor und rieb den Knopf seines neuen Stöckchens.  
 Tulla erröthete und blieb stumm, doch ihre Mutter, die plötzlich  
 zu Thors Schreck aus einem Winkel, wo sie bis jetzt gesessen,  
 auftauchte, nahm für sie das Wort: „Nun seid Ihr Beide er-  
 wachsen; nun darf meine Tochter nicht mehr Tulla genannt  
 werden, sondern Bergliot. Sie ist ein großes Mädchen von  
 fünfzehn Jahren — es ist Zeit, daß wir die ‚Tulla‘ vergessen!“

Ja, das ist wahr! Nicht er allein war ein Anderer ge-  
 worden, sondern auch seine kleine Spiegelgefährtin. Ein Un-  
 behagen überkam ihn, und er mußte an den Dornbusch auf dem  
 Lande und an den alten Zaun denken. Brennende Sehnsucht  
 darnach erfaßte sein Herz; er wußte nicht, daß es zugleich die  
 Sehnsucht nach seiner Kinderzeit war. Die alte Dame befohl  
 Bergliot, Wein und Kuchen zu bringen — den Vorhang zu-  
 zuziehen — Bergliot hier und Bergliot da — es schnürte Thor  
 für den ganzen Abend die Kette zu, und er sah stumm auf  
 dem Sopha, wünschend, sich mit dem Glodenschlag zehn ent-  
 fernern zu können. „Gute Nacht . . . Bergliot!“ Ein Stein fiel  
 ihm vom Herzen, als er es zum ersten Mal gesagt. Wie  
 schwer war es!

Bergliot sah nie ohne eine kleine Arbeit im Garten auf  
 dem Lande, und Thor ruderte und fischte den lieben, langen  
 Tag. Wenn er jetzt herüberkam, sprang er auch nicht mehr  
 über den Zaun, sondern er öffnete die Thür und ging auf  
 geradem Wege in den Nachbargarten. Der Busch war so breit  
 und hoch, daß Bergliot darunter auf einem Schemel  
 sitzen konnte. Thor streckte sich neben sie in's Gras und zog  
 den Hut quer über sein Gesicht: halb schlafend, halb wachend,  
 hatte er stundenlang Zeit, darunter hervorzublitzeln und das  
 feine, mattrosige Profil mit den großen, blauen Augen aus-  
 wendig zu lernen. Die kühle Kleinheit ihres Ausdrucks fesselte  
 ihn, er wußte selbst nicht warum, und doch wünschte er oft,  
 sie möge glühender, lebendiger werden. Sonntags forderte er  
 sie auf, mit ihm zu rudern, und stellte sie seinen Bekannten als  
 seine „Freundin“ vor. Sie setzte sich neben ihn, sprach meist  
 mit ihm, und die Anderen hielten sich fern. Sie hatte ihren  
 Freund, und der sollte für sie sorgen. Der Eine, Dunkle nur,  
 der lässig am Steuer saß, betrachtete unter zusammengefalteten  
 Brauen unverwandt Bergliots schlante Gestalt. Erst das  
 Gesicht — dann die Hände — die Füße — die Haare — und  
 wenn er fertig war, fing er von Neuem an.

„Ragnwald! Achte auf das Steuer,“ rief Thor ihm zu.  
 Das Boot schwankte, und Bergliot schlug die Augen zu dem  
 Unachtsamen auf. Der frische Wind spielte mit den Wellen und  
 Thor löste die Segel. „Müde nach rechts, Bergliot! Was  
 machst Du da, Ragnwald . . . Achtung!“ Das Boot schoß,  
 schräg auf dem Wasser liegend, dicht am Riff vorbei; ein Regen  
 kalter Tropfen spritzte über Bord in die heißen Gesichter der  
 Segelnden. Ragnwald packte das Steuer, das er träumend los-  
 gelassen, und machte eine hastige Wendung.

„Lass mich an's Steuer, Ragnwald,“ sagte Thor ärgerlich,  
 indem er sich von Bergliots Seite erhob, „setz Dich dorthin!“

Der lange, schlante Jüngling stand vorsichtig auf — Bergliot  
 bewunderte die herrliche, geschmeidige Gestalt — und ließ sich  
 auf Thors Platz nieder. Dabei bebten seine Lippen unmerklich.

„Sind Sie — Ragnwald?“ fragte Bergliot halb schüchtern.  
 „Ja!“ erwiderte er mit einem wunderbaren Lächeln, das  
 in seinen Augen aufdämmerte, während der Mund ernst blieb.  
 „Sie sind wohl nicht sehr geübt im Steuern?“ fuhr Berg-  
 gliot fort.

„O doch, so ziemlich. Es kommt darauf an.“

„Thor versteht gut, das Steuer zu handhaben.“  
 Wieder flog jenes seltsame Lächeln über Ragnwalds Züge,  
 als er Thors Gesicht, das mit gespannter Aufmerksamkeit auf  
 das Meer gerichtet war, mit Blicken streifte. „Sie sind sehr  
 von ihm eingenommen, nicht wahr?“

„Er ist mein Freund.“

„Ihr — Gespielin,“ sagte Ragnwald rasch.

„Nun ja — ich denke, das ist dasselbe?“

„Nicht ganz, o nein! Fräulein . . .?“ Er beugte sich  
 fragend ihr zu.

„Bergliot,“ flüsterte sie verwirrt.

„Bergliot! Ein altnordischer Name. Kennen Sie das Lied  
 von Bergliot?“

„Ein Lied?“ Bergliots Augen funkelten plötzlich. Ragn-  
 wald summte mit tiefer Stimme eine eigenartig unsöhne  
 Melodie, und Bergliot ließ träumend die Lider wieder sinken.

„Glauben Sie, daß ein Freund das Beste ist, was man in  
 der Welt haben kann?“ fragte Ragnwald.

„Das Beste,“ wiederholte Bergliot sinnend, „ja, ich glaube es!“

„Fröhen Bergliot . . .“ Ragnwalds Haupt sank immer tiefer.

„Darf ich Ihr Freund sein?“

„Mein . . .“ erschreckt sah sie auf Thor. „Ich habe schon  
 einen Freund. Thor . . .“

„Das ist etwas ganz, ganz Anderes. Ihr Freund, wie Thor  
 es ist, will ich nicht sein . . . und, Bergliot, es giebt doch noch  
 etwas Besseres auf der Welt, als einen Freund.“

„Aber Thor und ich . . .“

„Thor behandelt Sie wie ein Kind. Ahnen Sie denn nicht,  
 daß Sie mehr sind?“

Bergliots Sterne suchten unruhig ihres Gespielin Blick.  
 Dann blieben sie in Ragnwalds hasten. „Ich verstehe nicht,  
 was Sie meinen?“

„Kind — süßes Kind!“ flüsterte Ragnwald hingerissen.  
 „Bleib!“

Unwillkürlich war sie von ihm gerückt. Ihr Kopf wirbelte,  
 Hüßlos gehorchte sie — ließ sich von seiner Hand, die heim-  
 lich die ihre gesucht hatte, wieder an seine Seite ziehen.

Das Boot wandte sich dem Ufer zu — Bergliot entstieg  
 ihm, wie im Traume, sagte Ragnwald Lebenswohl und ging  
 mit Thor nach Hause. Thor hatte Ragnwalds letzte Worte „da  
 geht sie — das süße Geschöpf —“ vernommen. Daraushin  
 hatte er Bergliot noch nie angesehen. Er nahm das Mädchen  
 scharf in Augenschein; er prüfte ihr Gesicht auf die Schön-  
 heit hin . . .

Bergliot musterte ihn ihrerseits. Er erschien ihr heute in  
 einem neuen Lichte. Das Wort „Freund“, so oft und von  
 Ragnwalds Lippen ausgesprochen, hatte ihr zu denken gegeben.  
 So begegneten sich die Augen der beiden Jugendgespielin, und  
 sie schrafen darob zusammen. Die alte Kinderzeit stieg vor  
 Thors Geist auf, und er flüsterte den halb vergessenen Kofe-  
 namen, den er lange nicht über die Lippen gebracht: „Tulla!“





Kindtaufe auf dem Sande. Nach dem Bilde von C. Ziratelli. — Siehe Seite 96.



„Nenne mich nicht so!“ klang es zurück, — täuschte Thor sich oder war der Ton gereizt? — „ich bin kein Kind mehr, Thor!“

Das Blut schoß ihm in die Wangen. „Ich merke es wohl,“ antwortete er bitter, „Du bist eine Dame — und eine schöne Dame, . . . ein süßes Geschöpf! Guten Abend!“ Bergliot zog die Augenbrauen zusammen, als ob sie Schmerzen hätte; pfui, wie häßlich sagte er das . . . das Wort „süß“, das gleich einer weichen Melodie in ihr nachgetönt hatte. Thors Stimme . . . ja, sie suchte fortwährend, sie zu vergessen und dagegen Ragnwalds gedämpften Bariton festzuhalten, ihn mit durstigem Ohr und Herzen zu bannen! Ein Empfinden von Aerger gegen Thor konnte sie sobald nicht überwinden, und als er kam und ging, wie immer, behandelte sie ihn mit einer gewissen rücksichtslosen Familiarität, gleichsam als wolle sie ihr geschwisterliches Verhältnis betonen. Jeder Duft, jeder Schleier war davon genommen, und der Zauber gewichen . . . bei ihr. Tulla war auf immer in fernem Nebeln geschwunden.

2. Bergliot.

Durch die Straßen der Stadt rollte der geschlossene Halb- wagen auf unsauberem Pflaster, sodas der halbgeschmolzene, mit Erde vermischte Schnee nach allen Seiten hin spritzte. Bergliots Augen sahen zum Fenster hinaus und schienen die Straße, die der Braune noch zurückzulegen hatte, mit Ungeduld zu überpringen. Ein weißer Schwanenpelz bedeckte ihr lichteßes Ballkleid, und der lodige Kopf mit den Blumen hob sich edel daraus hervor. Neben ihr saß Thor, der sie, norwegischer Sitte gemäß, zum Wall abgeholt hatte, und träumte ziemlich trübe vor sich hin. „Da sind wir ja,“ sagte er zerkürrt, als der Wagen hielt, einige Schritte fuhr und wieder hielt. Die Gasse der Pferde klapperten auf den Steinen der Einfahrt, durch das offene Portal strömte Licht und Wärme, und ein Livrée-Bediener rief den Schlag auf. Bergliot raffte die Schleppe, sah sich halb nach Thor um und stieg die wenigen, teppichbelegten Stufen hinauf in das Damenzimmer. Rosa, grüne und weiße Seidengewänder flimmerten und raschelten und wogten in ewigem Wechsel durch einander, Geschnide bligte, und bunte Gestalten und drängten die hohen Spiegel. Bergliot betupfte ihre Stirnlöcher und steckte den Rosenstrauß vor — Thor wartete unterdessen im Vorgemach mit den übrigen Herren, die sich nicht entschließen konnten, schon jetzt in den Tanzsaal zu gehen und reihenweise, die kommenden Damen musternd, an der Wand standen. Hier wurde nur geflüstert. Thor und Bergliot machten sich ein Zeichen und traten dann in den Saal. „Gieb mir den ersten Walzer!“

„Gewiß, wie immer,“ sagte Bergliot, indem sie ihm ihre Tanzkarte reichte, ohne ihn anzusehen.

„Wie immer — ja! Mein Pflüchttheil,“ erwiderte Thor. Sie vernahm seine Worte nicht. Ihre Blicke weilteten auf einer bestimmten Stelle. Die blauen Sterne hatten wieder jenen gefährlichen, verlockenden Glanz, der ihrem Gesicht das Sirenenhafte verlieh. Funken auf Funken bligten darin auf, als wolle sie ihr Opfer bannen, verderben, zu sich ziehen und vernichten . . . doch umsonst. Der dunkle, hochgewachsene Mann am anderen Ende des Saales bemerkte sie nicht und sah gleichgültig in das Gewirr vor ihm. Jetzt rührte er sich — Bergliot erlebte — und bat eine Dame um einen Tanz. Langsam Schritten ging er hierhin und dorthin — Bergliot fühlte ihren Athem stoben. Ihre eigene Karte wanderte von Hand zu Hand. Nun hatte sie nur noch einen Tanz übrig . . . „ich — ich bin versagt,“ hauchte sie mehr, als sie sagte, dem Letzten entgegen, der sie darum bat, und hielt die Karte fest an die Brust gedrückt. Die Musiker stimmten ihre Instrumente, die Paare ordneten sich . . . er kam nicht! Nein, er kam nicht! Bergliots Augen sprühten . . .

„Hast Du nicht — einen Tanz mehr für mich, außer dem gewohnten Walzer?“ fragte Thors bekannte Stimme an ihrer Seite, und wieder erlebte sie: „Ja — den Cotillon.“ Thor zeichnete seinen Namen ein: „Ich danke Dir, o, ich danke Dir!“ und Bergliot rief ihm die Karte aus der Hand, funkelte ihn fast gehässig an und wandte sich ab.

Sie tanzte; sie schwebte unter den Kronleuchtern auf dem glatten Parkett dahin und lachte und plauderte. Dann und wann sprach sie lauter, wenn sie in die Nähe des Mannes kam, der dort an der Thür lehnte. Nun ging sie an ihm vorbei, und wieder richtete sie ihr Blick mit gewaltsamer Gluth auf ihn. Langsam hob er die Lider — und sah sie an, ohne Erstaunen und Bewegung. Er hatte sie erkannt. Bergliot blieb stehen; sie fühlte, daß es Unrecht war, aber sie konnte es nicht lassen.

„Fröken Bergliot — einen Tanz!“ Sie schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht . . .“

„Ist Ihr — Freund hier?“ „Ja!“

„Hat er nicht — kann er nicht —“ „Den Cotillon!“ sagte sie und biß sich auf die Lippen. „Ich habe leider schon eine andere Dame darum gebeten,“ sagte Ragnwald, „aber darf ich Sie nach Hause fahren?“

„Thor . . .!“ „Thor wird das thun, wollen Sie sagen, nicht wahr? Wenn ich aber —“

„Selbst wenn Thor nicht wäre, mit Ihnen — nein!“ „Warum nicht? Fröken Bergliot!“ Lebend näherte er sich ihr.

„Niemals. Thor ist mein Freund, es kommt mir so natürlich vor, daß ich überall mit ihm hingehe. Sie . . .“

Erröthend sah sie zu ihm auf. Wie würde sie auf einsamer Fahrt neben ihm zu sitzen vermögen, wie seine Stimme hören, sein Auge sehen, allein mit ihm sein können? Ragnwald ahnte, nein, sah mit einem Male, was in ihr vorging.

„Ich will Sie nie wieder darum bitten, Fröken,“ sagte er leise und tief. „Zürnen Sie mir?“

Ragnwald sprach selten, ohne mit einer Frage zu enden, die er stets mit besonders weichem Tonfall an sein Gegenüber richtete — eine Antwort schien er nicht zu begehren, denn er fuhr schnell fort: „Sie müssen gehen? Nun, ich hoffe . . .“ er wußte selbst nicht recht, was er hoffte, und Bergliot war ihm, wie ein Saitlänglein, entschlüpft. Sie stieß fast mit Thor zusammen, der bleich und verhört ihr entgegentrat.

„Bergliot, was machtest Du da so lange? O, Ragnwald!“ „Ich bin's, Freund Thor!“ — War er ihr nachgegangen? Bergliot war verwundert, ihn zu sehen.

„Ha, ha, ich dachte es mir! Ein schöner Abend,“ sagte Thor gezwungen.

„Ich wollte, es wäre vorbei,“ sagte Ragnwald. „Ich auch,“ murmelte das junge Mädchen gedankenlos. „Willst Du nach Hause? Oder —“ und Thors Stimme zitterte ein wenig — „begleitet uns Ragnwald?“

„Nein, nein,“ wehrte sie ab, „ich will mit Dir allein sein!“ „Allein — mit mir?“ fragte er misstrauisch. „Wir machen ja morgen die Fahrt in's Gebirge!“

„Richtig . . . das hatte ich ganz vergessen.“ „Fröken — Sie sehen blaß aus. Sie sollten wirklich heim- fahren.“

„Komm, Bergliot!“ Sie widersprach nicht mehr und suchte mit Hilfe der beiden Herren ihre Sachen aus dem Chaos hervor. Ragnwald hielt den weißen Pelz mit geöffneten Armen über sie und wollte sie hineinwickeln, aber sie zuckte zusammen und bat: „Bitte, . . . Thor!“

Ihr Freund schlug das Tuch um ihre Loden, hielt Kächer, Karte und Blumen, während sie den Mantel zuknöpfte; Ragnwald stand daneben mit leeren Händen und — lächelte. Er war es, der die Hausthür öffnete und den Wagen herbeiholte. Die eilige Luft schlug Bergliot entgegen, und sie begann zu frösteln und zu zittern.

„Danke Ihnen,“ vermochte sie noch zu flüstern und stützte sich beim Einsteigen auf Thors Arm.

„Auf Wiedersehen!“ Thor machte den Schlag zu, und die Pferde zogen an. Ragnwalds Gestalt stand unbeweglich und dunkel an der Thür, bis der Wagen verschwand.

Bergliot starrte wieder zum Fenster hinaus, ohne etwas Anderes als finstere Häusermassen und trübe Laternen zu bemerken, oder einen verspäteten Wanderer, der, die Hände in den Rocktaschen, über die Straße eilte. Hätte man sie gefragt, sie hätte nicht gewußt, was sie gesehen, so weit, weit fort waren ihre Gedanken.

Thor dagegen erinnerte sich später auf Jahre hinaus jeder Laterne, jedes Baumes, der in dieser Nacht an ihm vorüberge- schweht.

„Bergliot,“ sagte er plötzlich laut, „warum warst Du so steif und kühl in Deinem Benehmen gegen Ragnwald?“ — Keine Antwort. — „Du bist anders gegen ihn, als gegen mich.“

„Das ist auch etwas Anderes.“ „Gewiß — das hast Du mir gezeigt. Ich bin nur Dein Freund, das ist's!“

„Thor! Zwischen Ragnwald und Dir ist kein Vergleich möglich.“

„Nein, Bergliot, Du hast Recht. Wir haben ja zusammen gespielt und sind zusammen Kinder gewesen —“

„Und ist es nicht natürlich, daß ich Dich mit anderen Augen ansehe, als — ihn?“ warf sie sanft ein.

„Bergliot — höre, ich wollte, Du wärest gegen mich stolz und zurückhaltend,“ rief er leidenschaftlich, „o — Tulla!“

Mit einer heftigen Bewegung legte er seinen Arm um sie. „Welcher Gedanke!“ sprach sie verwundert, „Du, Thor?“

„Ragnwald hat es Dir angethan,“ Thors Arm löste sich — „Bergliot, sage es mir!“

„Thor!“ „Ja, ich hätte mir das denken können — mich kennst Du so lange und ihn hast Du zwei Mal gesehen — das mußte so kommen!“

„Thor, Du bist krank oder böse auf mich. Oder, Gott im Himmel, hast Du geglaubt . . .“

„Nein, Bergliot, Nichts habe ich geglaubt. Aber ich spiele eine jammervolle Rolle. Als Dein Freund habe ich Liebes und Gutes von Dir empfangen, als Dein Freund habe ich Freud und Leid mit Dir getheilt und Dich gekannt, wie kein Anderer. Nun kommt ein Fremder — und der zahme, brave Freund, der Träger von Tadel und Paketen, der Begleiter auf Wälle und Gesellschaften ist bei Seite geschoben, wie damals Dein lieber, alter Name, wie Tulla!“

Bergliot faßte, starr vor Angst, seinen Arm. „Hast Du es je anders erwartet, Thor?“ rief sie.

„Nein, niemals. Ich habe an den Fall nie gedacht. Aber . . . nun, da Ragnwald . . .“

„Läß mich für Dich, Tulla,“ bleiben,“ bat Bergliot, „Du darfst mich so nennen!“

„Nie wieder! Bergliot, zum Freund muß man geschaffen sein. Hier in Norwegen hat jedes Mädchen ihren Freund. Aber ich bin nicht dazu geboren. Wir Beide müssen uns trennen.“

„Thor, ich will Dich nicht verlieren,“ schluchzte Bergliot. „Ragnwald und ich dürfen uns nicht mehr treffen,“ erwiderte er düster. „Er oder ich — also ohne Frage Er.“

„Thor, Thor, Deine Freundschaft war falsch, wenn Du das kannst!“

„Ja, schilt mich — aber ich gehe fort von hier, wo zwei Menschen tagaus tagein bei einander sind — sich Du nennen — vertraulich verkehren, wie Brautleute fast, um endlich doch zu entdecken, daß sie sich Nichts gewesen — ich will in ein Land gehen, wo es solche Freundschaften nicht giebt!“

„Und Du wirst arm sein,“ vollendete Bergliot leise. „Kermer, als ich bin, kann ich nicht werden. Ich glaube, der Wagen hält.“

Sie schien betäubt und erstaunt. Sie waren am Ziel — vor Bergliots Haus. Eine Laterne brannte davor, sonst war Alles wie todt. Thor öffnete die Pforte mit dem Schlüssel, den Bergliot am Nachmittag ihm gegeben, und Beide standen im kalten Regen, den ein unangenehmer Wind ihnen in's Gesicht peitschte. Noch einmal jagten sich die Gedanken in der Seele des Mädchens, und sie erkannte, wie viel sie aufgab — doch Ragnwalds Bild war ihr theuer. Es mußte sein.

„Gute Nacht, Thor!“ Diesmal reichte sie ihm nicht die Hand. „Lebewohl, Bergliot, sei froh und glücklich!“ Thor bestieg den Wagen, und dieser rasselte von dannen. Sie stand noch immer auf der Straße, die Thürhülle in der Hand. Sie war so wach und nüchtern, um Nichts in der Welt hätte sie zur Ruhe geben mögen, und dort fuhrten auch noch andere Wagen, — viele, viele, — sie trat etwas zurück.

Ein offener Einpänner mit Ponys, den ein einzelner Herr fuhr, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Plötzlich machte er Halt mitten auf der Straße; die hohe Gestalt sprang zu Boden, kam auf das Mädchen zu. Ein tiefer Schreck erschütterte sie.

„Bergliot, was machen Sie hier draußen . . . fehlt Ihnen Etwas?“ „Nein! Ich — sah nur Thor nach.“ „Sie sahen Thor nach! Ist er Ihnen so theuer, daß Sie im Regen stehen bleiben, um ihm nachzusehen?“ „Er — ist mir nicht theuer,“ murmelte sie schwach. „Doch was rede ich?“

„Sie sind gewiß krank,“ sagte er mittelbig. „Kann ich Ihnen nicht helfen?“ Ein Etwas in seinem Ton berührte sie eigenthümlich.

„Niemand kann mir helfen,“ sprach sie mit mühsam zurückgedrängter Leidenschaft.

„Das thut mir sehr leid, Fröken Bergliot,“ versicherte er. „Ihr Freund Thor hätte Sie besser hüten sollen.“

„Thor! Warum nennen Sie ihn immer?“ „Nun, weil er das beneidenswerthe Los hat, Ihr Freund zu sein . . . und Sie ihm nachsehen bis jetzt — aber darf ich Sie nicht hinaufgeleiten? Nein?“

Kengliche Verlegenheit, ein Hauch von Mitleid und Vorsicht lagen in seinen Mienen und Worten. Sogar ein Anflug von — Reue.

Bergliots Augen richteten sich mit dem Sirenenblick auf ihn: „Ich gehe — und allein. Wir sehen uns so bald nicht wieder, meine Mutter und ich fahren schon nächsten Monat auf's Land.“

„Ah, wirklich, — das bedauere ich! Vielleicht habe ich noch einmal das Vergnügen. Erlauben Sie . . .“

Bergliot schloß die Hausthür und setzte sich, sobald sie allein war, auf die dunkle Treppe. Träume und Hoffnungen, Hirngespinnste und Thorheiten waren verschwunden, und ihre Seele so fahl und öde, wie eine Haide im Morgengrauen. Sie hatte mit sich spielen lassen. Er war auf seiner Hut gewesen, weil er gemerkt hatte, daß . . . Bergliot versteckte das Gesicht in die Hände und schluchzte vor verletztem Stolz. Was war das Gefühl, nun auch Thor verloren zu haben, dagegen?

Wie und wann sie in ihr Zimmer kam, wußte sie nicht. Am anderen Morgen fand sie sich im Ballkleide auf dem Bette liegend. Frische Luft! schrie es in ihr — die Sonne schien hell — unentdeckt verließ sie das Haus.

Zwei Stunden später fand sie vor dem lieben, alten Dorn- busch am Zaun auf dem Lande. Er war noch fahl und braun, und sie verletzte sich die Finger an den Dornen. Der Erd- geruch der ersten Frühlingstage strömte ihr entgegen; hier und da lag noch ein welkes Blatt vom vergangenen Herbst, das der Winter geschont, doch auch um dies sproßten frische, grüne Grashalmchen, und die Sonne bahnte sich Weg bis in die dunkelsten Winkel.

Körper und Seele mußten gefunden in der kräftigen, herben Luft, und Bergliot sog mit tiefen Athemzügen den kühlen Hauch ein. Die Schwüle des Ballsaales, der Winterzauber und die Treibhausblumen, die sie getragen — sie wollte Alles ver- gessen!

Das Meer schlug gleichmäßig und ruhig an das Gestade, und sie hörte, wie das Wasser über die Kiesel sprülte und zu- rückging. Es klang wie der Laut menschlicher Schritte auf dem Kies. Sie schreckte auf: Waren das noch immer die Wellen, oder — ging Jemand im Nachbargarten? Hastig verbarg sie sich unter der Hecke. Thor! Sie hätte sich das denken können.

Er kam und beugte sich über den Dornbusch. Wie, wenn sie mit ihm redete? Doch ihre Niederlage über die Lippen bringen, das vermochte Bergliot nicht. Sie drückte sich, so fest sie konnte, gegen den Zaun und hielt den Athem an, fürchtend, das Klopfen ihres Herzens würde sie verrathen. Konnte sie doch deutlich seine Athemzüge vernehmen — so deutlich, daß es sie erschreckte.

Thor brach ein Dornenzweiglein und verbarg es in der weiten Rocktasche: „Bergliot und Ragnwald will ich vergessen und denken will ich an Tulla,“ sagte er halblaut dazu. „Ich war ein Narr und habe mich hinreißen lassen, ihr das zu zeigen. Mein Stolz ist tief verletzt — und dies ist noch ein Glück; denn Nichts tödtet rascher die Liebe, als verletzter Stolz.“

Das Mädchen presste beide Hände an die Ohren: O, wäre ich zehn Meilen entfernt, um das nicht mit anhören zu müssen! Hatte er nicht recht? Und doch hieß der Schmerz ihrer Seele nicht Thor — sondern Ragnwald! Sie war ein ganz schwaches Geschöpf . . . sie verachtete sich selbst.

Bergliot stand regungslos am Zaun, während Thor sich entfernte und zum letzten Mal so, daß sie's hörte, den alten Kindernamen aussprach: „Tulla! . . .“

3. Thor.

Die Wellen des Stageraal schlugen stoßweise an die Schiffswände, und der „Kongen“ hob und senkte sich majestätisch auf den Wogen. Eine frische Septemberbrise bauichte die am Großtopp gehißte norwegische Flagge, und die wenigen Fahrgäste, die dem Winde trosteten, gingen, um sich zu erwärmen, auf Deck hin und her. Die Sonne war eben blutroth in's Meer getaucht, goldene Spuren hinterlassend, am Horizont leuchteten die Segel einer Bark, und ganz fern glänzte es mattblau; die schwedische Küste.

Schon seit nahezu einer Stunde saß auf einem der Klapp- stühle nachlässig hingestreckt ein großer, schlanker Herr mit dunkeln Haaren; der Kragen seines Ueberziehers war in die Höhe geschlagen, und seine Hände steckten in den Taschen. Er bewegte den Fuß nach dem Takte des Tam-tam der Maschine.

Nicht weit von ihm lehnte ein junger, blonder Mann am Geländer und sah, den Kopf in die Hand gestützt, so unverwandt in die schäumende grüne Tiefe, als wolle er auf den Grund des Meeres blicken.

Einige Male schon hatte der dunkle Herr in der zunehmenden Finsterniß gespannt zu ihm hingeesehen und vergebens seine Augen angeengt; das Gesicht des Träumenden blieb ihm abgewandt. Ein feuchter Nebel lagerte sich nach und nach über das Wasser, und als der Schiffsjunge mit der Laterne vor- überging, schimmerte ihr Licht nur schwach röthlich . . . der Blonde trat vom Geländer fort und stand seinem Beobachter nun gegenüber. Dieser lächelte — ein seltsames Lächeln der Augen — erhob sich und küßte den Hut: „Ich habe mich nicht getäuscht — Thor!“

„Ragnwald!“ Der Andere machte eine Bewegung des Er- staunens und zog seinen Bekannten in das Bereich eines Windlichtes. „Wie in aller Welt kommst Du hierher?“

„So wie Du!“ lachte Ragnwald. „Ich habe eine Reise in's Ausland gemacht und kehre nun an die heimischen Gestade zurück. Wo übrigens bist Du gewesen?“

Thor, den die Kälte etwas bleich gefärbt hatte, begab sich wieder in den Schatten und starrte auf das Meer, das nun wie eine dunkle, wogende Masse vor ihnen lag. „In Deutsch- land. Und Du, Ragnwald — wo ist . . .“ Thor sah sich suchend um. Ragnwald summete eine Melodie, ohne Thors fragende Augen zu beachten, und setzte sich auf seinen Stuhl.

„Es wird sich in den letzten anderthalb Jahren Manches



geändert haben," sprach Thor mit derselben bedeckten Stimme weiter. "Ich bin lange ohne Nachricht geblieben."

"Was thut das, wenn man glücklich ist?" scherzte der Andere und streckte sich behaglich. "Ja, Thor..." er unterbrach sich, denn sein Nachbar hatte eine heftige Wendung nach links gemacht.

"Du hast recht, Nagwald," flüsterte er. "Es freut mich, daß Du so — so redest... wo ist sie? Ich habe mir gleich denken können..."

"Was meinst Du?" fragte Nagwald und ließ vor Erstaunen seine Cigarette sinken. "Wer, sie? Von wem sprichst Du?"

Thor lachte leicht auf und blickte in den sternlosen Himmel. "Sagst Du nicht von Glück?"

"Ich erinnere mich, gesagt zu haben, daß Du in Deinem Glück Nachrichten von zu Hause kaum vermist haben wirst." Thor schüttelte den Kopf. "Ich begreife nicht."

"Nun, ich will Dich nicht weiter stören, Thor," lachte Nagwald. "Ich kann Dir nachfühlen, daß Du nicht gern davon redest. Aber grüße sie von mir. Wenn sie ebenso anmuthig und... süß geblieben ist, wie sie war..."

"Nagwald, Du träumst," sagte Thor ruhig. "Es wird kalt. Auf Wiedersehen! Empfiehl mich Deiner Frau."

Nagwald schob in die Höhe — nun hatte er verstanden. "Wem? Thor, Du hast Dir doch nicht eingebildet, daß ich mit Bergliot — eine kleine, harmlose Schwärmerin — außerdem war sie ja, um sich so auszudrücken, Dein Eigenthum! Mich brauchst Du nicht zu fürchten; ich will Dir nicht im Wege stehen!"

Thor rührte sich nicht. Eine gefährliche Stimmung war über ihn gekommen. Nagwald fuhr kurz auflachend fort: "Der Scherz ist gut! Ich dachte wahrhaftig, Du seist mit ihr an Bord! Was machst Du für ein sonderbares Gesicht?"

"Nagwald, Du hast Dich Bergliot in auffallender Weise genähert, als eine harmlose Schwärmerin es zuließe!"

"Ha, ha," lachte Nagwald, "dasselbe kannst Du von Dir sagen. Hat man sie je ohne Dich gesehen?"

Thors ganzer Körper bebte, wie im Fieber. "Erlaube, Nagwald! Ich war ihr Beispiele, ihr Freund!" Er wollte mehr sagen, doch blüthartig durchdrachte ihn der Gedanke, daß er Bergliot keinen Dienst erwiese, wenn er diesem Mann durch Vorwürfe verriethe, wie sie unter seiner Vernachlässigung gelitten. Er brach das Gespräch ab und wünschte dem kühl und verlegen blickenden Nagwald fremd und förmlich gute Nacht. Dieser zog sich unter schüchternem Vorwand in die Kajüte zurück. Jener stand wie vorher am Geländer und träumte in die See hinab.

"Ich habe es verwunden," dachte Thor, "ich bin frei — ob sie noch leidet?" — Ob sie noch leidet — rauschten die Wellen und sang der Wind. Diese Worte, die er immer wiederholte, schlüßerten ihn ein. Müde streckte er sich auf eine der harten, hölzernen Bänke auf Deck. Ob er geschlafen oder nicht, dessen konnte er sich nicht entsinnen, als das dumpfe Dröhnen des Nebelhorns ihn weckte. Das Schiff ruhte auf der Fluth, und im Morgennebel erkannte er niedere Felsriffe und kleine schmucklose Häuser — die Stadt Horten am Eingange des Christiania-Fjords.

Der Himmel war einfarbig trübe, und die See todtentill — eine glatte, stahlgraue Fläche. Ein Boot mit Reisenden glitt zum Ufer hin, dann wühlte die Schraube weißen Schaum auf, und der "Kongen" legte sich langsam in Bewegung. Und langsam durchschritt er die Wasserstraße zwischen den schroff abfallenden Schären, die nur mit niedrigen Tannen bewachsen, sich im Fjord spiegelten.

Thor sah geduldig auf einem großen, schwarzen Anker; er sah die Felsen höher, die Ufer grüner werden, die unzähligen Inseln und die Fischerhütten darauf — die Festung Maholm und die Holzhäuser von Dröbak. Er wünschte, seine Einfahrt in Kong Christians alte Stadt wäre etwas sonniger und lieblicher gewesen. So aber, wie es war, erinnerte er sich nur der trüben Stunden, die er dort verlebte, des Schwersen, das ihn in ihren Mauern betrafen. Wie ein Stein legte es sich ihm auf die Brust, und je mehr er dagegen ankämpfte, desto schwerer lastete das unbegreifliche, unbekannte Leid auf ihm. Nebel verhüllten Christianias Häuser, nur die Thürme der Seite Adershus dämmerten schwach daraus hervor.

In den Werkstätten der Fabriken am Hasen lärmt, polterte und hämmerte es ohrenbetäubend, und endlich sah Thor, daß der "Kongen" anlegte. Ein Strom von Menschen ergoß sich in das Schiff, Andere wollten es unter Stoßen und Schreien verlassen. Thor stand auf der Strafe.

Die Düse des müden Mithspferdes klapperten auf dem Pflaster — eine Uhr schlug elf. Thor sah die Läden und Häuser und Menschen, Alles so bekannt, an sich vorüberziehen und athmete nur tiefer, als sie in die enge Strafe einbogen, wo Bergliot und ihre Mutter dasselbe Haus bewohnten, wie vor Jahren bei seiner und ihrer Confirmation. Die Läden waren geschlossen, und Thor mußte oft klingeln, ehe eine alte Frau mit einem Besen in der Hand und recht unsauberem Aufzuge die Thür öffnete. Zagend fragte er nach Bergliot und deren Mutter.

"Sind verreis," lautete die kurze Antwort, und die Frau machte Miene ihr Reinigungswerk an den Treppen fortzusetzen.

"Halt!" rief Thor fast gebieterisch. "Sagen Sie mir, wohin?"

"Weiß nicht."

"Aber Sie werden doch irgend eine Adresse hinterlassen haben?"

"Ja — das könnte sein — in Deutschland ist es, soviel ich weiß."

"In Deutschland!" Thors Herz stand still bei dem Gedanken. "Ist das schon lange her?" fragte er weiter.

"Weiß nicht..." die Frau schlug die Thür zu.

Da stand er nun allein auf der Strafe und wußte keinen Rath. Ihr Haus auf dem Lande war seine letzte Hoffnung. Ohne Verzug löste er eine Karte und fuhr hinaus.

Mit klopfendem Herzen betrat er sein Eigenthum, das Bergliots benachbart war und schritt auf den alten, lieben Jaun zu. Was war das...? Er beschattete die Augen mit der Hand und nahm all' seine Kraft zusammen, um nicht von Schwindel erfasst zu werden: der Jaun war verschunden — statt seiner war eine hohe Mauer errichtet, auf der Glasplättchen und Flaischerscherben angebracht waren; hoch und steif versperrte sie ihm den Weg. An der Stelle, wo der Dornbusch gestanden, entragte ein niedriger Stumpf dem Erdboden; man hatte ihn beim Errichten der Mauer umgeschlagen. Thor konnte nicht

fassen, daß er wache und daß seine Augen ihn nicht täuschten; er berührte den kalten Stein, die kaum vernarbte Schnittfläche am Stumpf und sah sich wie hilflos um, ob nicht etwa Tullas lächle, freundliche Gestalt seinen Zweifeln ihn entrisse... doch er war allein. Seine Jugendfreundin kam nicht, ihn zu trösten.

Mit unsicheren Schritten verließ Thor seinen Garten und begab sich von der Strafe aus an die Pforte von Bergliots Villa. Die Weinreben umrankten noch immer die braunen Holzwände, auch im Hof hatte sich Nichts verändert; aber an dem Fenster, das zu Bergliots Kammer gehörte, schwannte zwischen grünen Zweigen des wilden Weins eine große Pappelfel mit der Aufschrift: "Zu verkaufen."

Thor starrte die Buchstaben an, ohne den Blick davon zu wenden. Er konnte es nicht hindern, daß der Schmerz, der ihn seit heute früh zu erhitzen drohte, in einem tiefen Stöhnen sich Luft machte... und daß seine Lippen nur Ein Wort immer wiederholten: "Vorbei!" Er hatte anderthalb Jahre gebraucht, um sein Herz Verzicht zu lehren, um in ihr, die ihm Alles gewesen, nur die Gespielin seiner Kindheit zu sehen... und nun, da er endlich Sieger über sich geworden, war es zu spät! Milde Wehmuth verklärte sein Gesicht: er weinte nicht um die Geliebte, er weinte um seinen Jugend-Kameraden.

Für ihn war sie verschollen; er konnte und durfte ihr nicht mehr nachforschen.

Um den alten Busch war es ihm leid. Noch lange stand er an der leeren Stelle und betrachtete den Stumpf. Ein feiner Schößling, zart und grün, hatte die dornige Rinde gesprengt... vielleicht gedieh das Zweiglein und wurde groß, und vielleicht schmiegte es sich nach Jahren ebenso eng an die hohe Mauer, wie damals an den Jaun.

Aber die Nachbars-Kinder konnten nicht mehr hinüber und herüber: die spitzen Scherben und Splitter hinderten sie daran.

Nachdruck verboten.

### Blumen-Plauderei.

Von Wolfgang Kirchbach.

**A**uch die Bäume und die Blumen sind dem Wechsel der Mode unterworfen, meine verehrten Damen. Die geliebte Obstbaum-Blüthe sieht wieder in voller Pracht, in Franzen und Schwaben, am Rhein und an der Elbe wird sie alle Hügel und Berge mit neuen Gewändern überkleidet. Winter war's. Schnee deckte weit und breit die Wälder und Gärten; da trugen alle Bäume ihre weißen Hermelin-Pelze und die weichen Pelzmützen; ganz hatten sie ihre Arme eingemummelt in die behaglichen, wärmenden Schneearmel, die mit dicken Kernelpuffen auf ihnen lagen; und die weichen Pelze schützten sie vor Frost und hielten sie innerlich warm. Wie nun aber die Sonne allmählich höher hereinsteigete, da warfen sie die weichen Mäntel ab; die wurden zum Kürschner geschafft, und wie wunderbar ist es, daß auf einmal alle Kirschbäume, die Apfel- und die Birnbäume, die Pfirsiche, die Kirschen und Mandeln in den allergeringsten weichen und blaßroth Frühjahr-Toiletten gehen, im luftigen, duftigen Blütenkleide, das aus den allerfeinsten Spitzen und Sternchen zusammengewebt erscheint. Der ganze Baum ist mit weichem Musselin überhangen, verführerisch, mädchenhaft, jungfräulich; mit weichen Krägeln, blaßrothen Kernelpuffen und zarten, durchbrochenen Franzen ist es ausgeschmückt. Ein leichter Wind weht und bläht das leichte Frühlingskleid zur Seite, da kräuseln sich alle Blüthenkrägelchen und Spitzen auf, wie die Ballkleider, wenn Mädchen sich in Tanze schwingen. Aber nur kurze Zeit währt diese Mode, bald zieht man auch die weichen und roßigen Frühjahrsgewänder aus; der Sommer beginnt und nun kleidet sich Alles in seine grünen Roben, und man legt das größte Gewicht auf das Tragen von Rubin-Schmuckstücken und anderen Behängen. Denn ein Baum voll rother Kirschen mit seinem grünen Blätterkleide sieht wahrlich aus, als hätte er sich eine Halskette von den schönsten böhmischen Granaten oder Rubinen umgehängt; an allen Zweigen schimmern rothe Korallen-Armbänder; die Glas-Kirschen-Bäume aber schauen hinein, als trügen sie durchsichtige Glasperlen-Schmuck; die Birnen tragen an ihren Ähren die schönsten Ohrringelosen, und so schmücken sich alle diese liebendwürdigen Jungfern und Matronen mit ihren allerliebsten Kleidstücken. Im weichsten Sommer aber stolzieren die Pfirsiche einher; man sieht ihnen ihre Vornehmheit schon von außen an. Wenn dann im Herbst die neuesten Modenblätter Ihnen die neuesten Herbstmoden bringen, meine Damen, dann geht auch ein eifriger Toiletten-Besuch durch die großen Kirsch-, Pfirsich-, Eichen- und Buchen-Pensionate, die Sie auf unseren Bergeshöhen, zu zwei und zwei geordnet, in langen Scharen an den Landstrassen spazieren sehen. Manchmal sind sie auch zu größeren plaudernden Gruppen in den Obstgärten versammelt. Einige, die hohen Pappelreihen an den Landstrassen, sind sicher verwandelte Nonnen, die dort in einer Procession einhergehen. Nun, im Herbst, da werden dann auch die braunen, die dunkelrothen, die fahlgelben und die gemischtfarbigten, ja, sogar die goldfarbigten Toiletten Mode; ihre Schmuckstücke haben sie alle "verlesen" lassen, weil sie im Frühjahr zu viel Sonnen-Goldstücke auf alle ihre Spitzenkrägelchen verwendet haben. Sie bemerkten gewiß alle bei schönen Sommer-Sonnen-Untergängen, meine Damen, wie da die Bäume alle Tausend und alle Hände zwischen ihrem Laub voll blanker Goldstücke haben, die auch im Walde unten auf dem Boden liegen, sobald man glaubt, man brauche sie nur einzusammeln. Lange dauert es nun nicht mehr, so müssen sie auch ihre Herbst-Toiletten ablegen, die schönen, stumpfen Malart-Farben des Herbstes fallen mit den Blätterenden ab; sie stehen gänzlich entblößt da, daß Gott erbarm! und mühten sich schämen, wenn sie nur unter ihrer schwarzen Rinde erröthen könnten!

Mein Weibchen unter allen aber ist die Birke. Sie hat so schöne, schneeweiße Strümpfe an, wie die Damen in früherer Zeit, und weiße Strümpfe sind immer das Zeichen häuslicher, tüchtiger und anmuthiger Frauenart. Sie glauben, die Birken wechselten ihre weichen Strümpfe nicht? Bitte, folgen Sie mir im Februar in den Wald, da werden Sie das reizendste aller Toiletten-Gebheimnisse schauen. Alle Birken, die hier in langen Reihen stehen, die jungen besonders, ziehen ihre alten Strümpfe aus, denn sie sind ein wenig grau geworden; da werden sie zur alten Wäsche gethan. Schneeweiß, tadellos und von

blendender Reinheit aber ist die neue Wäsche, der neue Strumpf, und unter diesem Weiß kann man sogar einen leicht rötlichen Hauch des Birkenfußes sehen, als hätte Tizian es gemalt und durchschimmern lassen. Und dann, wenn sie diese schöne reine Wäsche angelegt haben, haben Sie schon bemerkt, meine Damen, wie die Birken allmählich ein leichtes Gaze-Kleid anlegen, ein Kleid von schimmernder Seide, und wenn der Wind weht, haben Sie schon gesehen, wie sie sich dann mit dem Rücken gegen den Wind lehnen, vorn ihre Röde zusammenraffen und sich halbgebückt also gegen den ärgsten Schauer stemmen, während die Kleidsalten von der Seite nach vorn flattern? Komme ich aber in einen Wald voll junger Birken, so bin ich stets der Ueberzeugung, daß diese jungen Damen eine Ballett-Probe abhalten; manchmal sehe ich ganz deutlich, daß sie in der Tracht des Nocco oder des Empire eine Françoise oder Quadrille einstudiren; ich sehe ihre Füße in den weichen Strümpfen anmuthig durch einander trippeln, während sie den Rocksaum mit zwei Fingerstippen ein wenig aufraffen.

Zur selben Zeit, besonders im Frühling, beobachte ich aber auch an den Blumen, die niedrig an der Erde stehen, die holdseligsten Geheimnisse. Ich könnte Ihnen von den Primeln und Anemonen, den Hyazinthen und Narzissen, von den schönen Beilchen und Stiefmütterchen die merkwürdigsten Dinge erzählen, wenn sie ihre Zusammenkünfte, ihre Widnids und Damenkränzchen auf den grünen Wiesen, im heimlichen Walde und in den Gärten abhalten. Wo sind sie Alle so pöflich hergelommen?!

Das will ich Ihnen sagen. Als in meinem Garten der erste Finte schlug und zwitscherte und mit seiner Kehle so lustig dreintrillerte, da merkte es die kleine Primel, die unter der Erde in ihren eigenen Würzselchen schlief. Gleich begann sie die Ähren zu spitzen und ich sah, wie sie diese kleinen gelben Ähren aus ihren grünen Keilchen neugierig herausstreckte. Und als der Finte immer wieder schlug, da hob sie ihre laufschenden Ähren vollends heraus und seit der Zeit lassen die Primeln und Himmelschlüssel ihre Ähren ganz leicht nach der Seite hängen wie Karl Maria v. Weber und Ludwig v. Beethoven, die ja auch der Musik zu lauschen scheinen, auf ihren Bildnissen. Die Primeln laufen nun den ganzen Frühling über mit geneigten Ähren dem Fintenschlag und Amfelflöten, und wenn der Finte endlich schweigt, dann interessiert sie die Gesichte auch nicht weiter mehr; sie hören nicht mehr hin und lassen ihre Blumen-Ähren abfallen. Dann ist z. B. das Beilchen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß das Beilchen Einem niemals ganz gerade in's Gesicht sieht, sondern nur so von unten her und leicht geduckt, wie ein sehr schüchternes Frauenpersönchen, herausschaut. Es erwartet nämlich immer, daß man es pflücken möchte, und da fühlt es sich ein wenig geängstet und versteckt sich zwischen den grünen Blättern; auf der anderen Seite kann es doch aber auch nicht erwarten, daß man es breche, und so ziert es sich in seiner Bescheidenheit wie ein unerfahrenes Mädchen. Weniger schüchtern sind dagegen die Stiefmütterchen. Diese sind "ganz Auge"; den ganzen Frühling und Sommer blicken sie erheucht um sich herum, ich glaube aber, sie sind ein bißchen kurzschichtig, stark kurzschichtig sogar, weil sie mit so weit geöffneten Pupillen darsichschauen. Die Stiefmütterchen thun nämlich den ganzen Winter über nichts Anderes, als daß sie heimlich Romane von der Marlitt und Heimburg lesen; damit haben sie sich ihre schönen Augen verdorben und nun sehen sie auch mit so großen, verlesenen Augen hinein, als träumten sie immer noch vom „Geheimniß der alten Mamiell“.

Sie wünschen zu wissen, wie ich über die Narzisse denke? Die Narzisse hat bekanntlich gelbseidene Röschchen an und darunter auch gelbe Kanting-Böschchen und gelbe Strümpfe, hält sich aber immer einjam und läßt sich auch nicht jedes Jahr sehen. Gesellschaften giebt sie nicht, glaubt aber, alle Welt mache ihr den Hof und läßt sich das mit einer gewissen Herablassung auf ihrem grünen Blütenstengel gefallen. Hervorragende Talente besitzt sie nicht; sie sucht Etwas darin, durch seltsames Erscheinen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, was sie aber eigentlich zu Hause treibt, weiß kein Mensch. — Wie ich über die Anemonen denke? Diese blaffen jungen Mädchen scheinen immer zu tränkeln. Was ihnen fehlt? Ein Gatte, weiter Nichts. Bei der zunehmenden Heirathsunlust der jungen Männer und ihrer Feigheit, bei Zeiten einen, wenn auch anspruchsvollen Hausstand zu gründen und ein braves Mädchen zu beglücken, sieht man ja die armen Hain-Anemonen immer mehr überhand nehmen, und sie würden Alle doch die besten Hausfrauen werden. Sie nöthigen sich immer ein leises Mittel ab, diese lieben, bleichen Hain-Anemonen.

Gar sehr muß man auch die Wiesen- und Feldblumen lieben. Sie haben Alle eine besondere Geschichte. Da ist zum Beispiel das Maßliebchen, das man auch das Gänseblümchen nennt. Es ist ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren, das um das Hälschen einen schneeweißen Spigenstrang trägt und im „Flügelkleide in die Mädchenschule“ geht. Es ist gern ein bißchen zerstreut, aber selbst wenn es seine Verschen nicht richtig auswendig gelernt hat, blickt es Einen doch so munter und frisch an, daß man ihm nicht gram werden kann. Als ich aber im vorigen Sommer in die Berge stieg, um Alpen-Beilchen zu pflücken und an eine Stelle kam, wo deren Viele beisammen stehen sollten, war ich verwundert, mitten in eine Gesellschaft von elässischen Bauernmädchen gerathen zu sein, die Alle ihre hohen Flügelhauben mit den aufgeschlagenen Schleißen aufgesetzt hatten. Ich fragte sie, was sie eigentlich vorhätten, aber sie antworteten mir nicht, sondern lächelten nur und foketirten mit ihren Hauben auf dem grünen Wiesengrunde herum.

Ich ging ein Stückchen weiter und kam an ein großes Kornfeld, worin die Rohnblumen mit großen rothen Kopftüchern wie Wägel sich verdeckt hatten, die von der Ernte-Arbeit ausruhen. Sie hatten ihre Kochtöpfe gleich bei sich in den schön gedrehten Deckeln darauf und klatschten so lebhaft mit einander, daß sie Alle selber ganz klatschroth darsichschauten. Nicht weit von ihnen aber sah ich die Kornblumen in ihren Körben kleine blaue Lampenschirme, nach japanischer Art aus Seidenpapier spitz zusammengefaltete, feilbieten. Sie sagten mir, daß sie diesen Industrie-Zweig ergriffen hätten, um auch ihrerseits Etwas zur Emancipation der Frauen und zur Förderung weiblicher Berufs-zweige beizutragen. Ich habe immer gefunden, daß die Blumen auf dem Lande, auf Wiesen und Feldern auch einfache Landmädchen, Bauernmädchen und Arbeiterinnen sind, während die Blumen in der Stadt, in den Gärten und Gewächshäusern meistens ziemlich anspruchsvolle Damen der besseren Gesellschaft sind, die in Bezug auf Toilette große Ansprüche stellen und auch sonst ziemlich verwöhnt und verzärtelt sind. So ist die



Nachdruck verboten

### Kindtaufe auf dem Lande.

(Siehe das Bild auf Seite 93.)

G. Tiratelli, einer der begabtesten modernen-italienischen Maler bringt uns hier ein Bild aus seiner sonnigen Heimath. Das Haupt-Augenmerk richtet sich auf die drei, verschiedenen Lebensstufen angehörigen, weiblichen Personen; die jugendlich-frühe Mutter des Täuflings nebst dem kleinen Mädchen, das ganz von seinem Amt durchdrungen, das geweihte Wasser und die geweihte Kerze trägt, und auf die im reiferen Alter stehende Gevatterin, die dem Täufling ärtlich zulächelt. Beachtenswerth sind hier die schönen, durch das Feigenlaub fallenden Licht-Reflexe. Aber auch die Gruppen des Hintergrundes sind so energisch gezeichnet, daß sie sich keineswegs als nebensächlich darstellen. Vor Allem gilt dies für den lebhaft gesichtstrenden Mann und die den Fächer haltende Frau. Diesem eindrucksvollen Paare schließen sich die bei der Taufe zusehenden Frauen an. Sehr schön ist die Perspektive rechts behandelt. Aus dem grellen Sonnenlicht verliert sich der Blick in den tiefen Schatten, in jenem Gegenlage, der für die eng zusammenstreichenden italienischen Ortschaften charakteristisch ist.

### Redactions-Post.

**N. von St. im Elsh.** — Ueber die Geburtsstätte des Dichters Gottfried von Straßburg können wir Ihnen auf Grund neuester Forschungen Auskunft geben. Seine Herkunft aus Straßburg selbst hat man bezweifelt, namentlich mit dem Hinweis darauf, daß die Adeligen niemals nach einer Stadt, sondern nach ihren Stammorten benannt worden sind. Als solche Stammort Gottfrieds nahm man dann eine Burg nördlich vom Dorfe Wasserburg (Oberelsaß, in einem Seitenthälchen des Rauterthales) an, die sogenannte Stroßburg, die früher auch Straßburg geheißen habe, wofür aber nie ein Beweis erbracht worden ist. Nun ist in den Archiven der Gemeinde Wasserburg jüngst eine alte Karte der Hapsburger Herrschaft vom Jahre 1763 gefunden worden, auf der die erwähnte Stroßburg als solche verzeichnet ist; sie scheint damals noch ganz erhalten gewesen zu sein, da die Ringmauer mit den Schießlöchern und der rechteckige Thurm eingezeichnet sind. Im Norden des Dorfes, auf dem sogenannten Haidenbühl, weist diese Karte ferner eine Ruine „Klein-Straßburg“ auf, die bisher ganz unbekannt war. Wenn nun Gottfried in dem romantischen Gebirgslande geboren ist, so muß diese alte, von aller Welt vergessene Ruine seine Geburtsstätte sein.

**G. W., Breslau.** — Die drei concurrenden Nebenarten: „Als Sündenbock, als Bräutigam oder als Türtentopf dienen“ sind alle historisch zu erklären. Ueber den biblischen Ursprung des „Sündenbocks“, der von den Juden um der Sünden des ganzen Volkes willen am Versöhnungstage in die Wüste gejagt wurde, besteht kein Zweifel. Ebenso ist der „Bräutigam“, der von Fürsten-Ärzteern anstatt ihrer hohen Höflinge körperlich geprügelt wurde, genügend bekannt. Der „Türtentopf“ dürfte auf eine ritterliche Übung zurückzuführen sein, die sich von den mittelalterlichen Turnieren her bis in die Neuzeit erhalten hat. Mehrere aus verschiedenen Stoffen angefertigte Köpfe wurden entweder aufgehellt oder auch mitten in die Arena geworfen, um im Vorüberreiten mit Lanze oder Schwert aufgespießt zu werden.

**B. J., Wien.** — Unter den Riesenhäuten des Continents dürfte Paris die meisten Ausländer als hässliche Bewohner in seinen Mauern bergen. Nach den neuesten Zählungen leben dort nicht weniger als 241 886 Angehörige fremder Nationalitäten, und zwar: 65 000 Belgier, 38 000 Deutsche, 33 000 Italiener, 34 000 Schweizer, 18 000 Luxemburger, 18 000 Engländer, 11 000 Russen, 8 000 Oesterreicher, 5 000 Holländer, 4 000 Spanier und 3 000 Amerikaner. Ihrem Berufe nach sind die Belgier größtentheils Hutmacher, die Schweizer Köche, Keller und Fleischhauer, die Russen Herber oder Studenten, die Luxemburger Möbelmacher, die Engländer Kaufher und Diener, die Italiener Modelle und Gebarbeiter, die Deutschen und Oesterreicher sind in Bureauz thätig. Die in Paris lebenden Amerikaner sind fast ausnahmslos Rentiers.

**Professors-Gattin, Prag.** — Vergesslichkeit und schlechtes Gedächtniß sind im Grunde genommen verschiedene Dinge. Dem Letzteren kann man durch die Mnemotechnik zu Hilfe kommen, gegen die Erstere läßt sich nur mit ungeschicklichen Hausmitteln ankämpfen. Der berühmte Knoten im Taschentuch hat seine Ränge. Wir erinnern uns da an ein reizendes Genre-Bildchen: Ein offenbar dem Gelehrtenstande angehöriger alter Herr hält sinnend sein geknotetes Taschentuch in der Hand und auf seiner gerunzelten Stirn liegt man die Frage: Was bedeutet nun eigentlich der Knoten? — Ein probates Mittel wenden die Amerikaner an: Sobald ihnen Etwas einfällt, was sie nicht vergessen möchten, schreiben sie es auf eine vorher mit ihrer eigenen Adresse versehene Postkarte. Der Briefträger dient dann als unerschütterlicher Corrector des Gedächtnismangels.

**A. von D., Bonn.** — Ueber die Technik der Gobelin-Weberei können wir Ihnen nur in aller Kürze Auskunft geben. Zur Herstellung von Gobelins gehört ein ungemein großer Reichtum von Farbstoffen in Woll- und Seidenfäden; denn das Werk des Webstuhls muß mit allen seinen farbigen Feinheiten in der Weberei getreu wiedergegeben werden. Sie sind mit dem ja Anfang dieses Jahrhunderts von Gilbert Devolle Vater und Sohn, ehemaligen Directoren der Pariser Gobelin-Manufactur, erfundenen System der Nachurs do tons zu befehlen, geht nicht immer an. Dieses System beruht darin, daß durch Nebeneinanderlegen von zwei oder drei verschiedenfarbigen Fäden eine Mißfarbe auf der Rezhaut des Webstuhls erzeugt wird, oder daß auch verschiedenfarbige Fäden zusammengedreht werden, um die gewünschte Tinte auf der Rezhaut zu erhalten. Die Pariser Gobelin-Manufactur hat vielmehr auf die höchste Leistungsfähigkeit der Färberei schon längst das Schwergewicht gelegt und demzufolge auch schon zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Schule für Schönfärberei errichtet, in welcher ebenso wie zur Zeit in Grefeld praktische und theoretischer Unterricht erteilt wird. Die trefflich ausgebildeten Schüler haben in Lyon, Tours, Avignon und anderen Textil-Centren Frankreichs zur Hebung des Färberei-Verfahrens bei der Fabrication von Wollen- und Seidenstoffen erheblich beigetragen. In derselben Bedeutung entwickelt sich die Lehraussicht in Grefeld. Jede Farbe wird in einer erstaunlich großen Menge von Schattens und jeder Schatten wieder in 25 bis 30 Nuancen dargestellt.

Schafgarbe augenscheinlich ein armes Nähmädchen, das sich etwas stark mit Moschus oder sonst einem salzig riechenden Parfüm versehen hat, während die Judasien, die in vieler Hinsicht sehr verwöhnt sind, sich im türkischen Geschmack kleiden, mit spitzbogenartigen Bajadere-Röden, unter denen sie die weiten Pumphosen tragen, die bis an die Knöchel reichen. Damen, die schon in gefestigtem Alter übergegangen sind, habe ich in den Malven und Georginen kennen gelernt; auf dem letzten Balle sah ich eine ganze Anzahl Malven als Ballmütter am Rande des Saales sitzen und dem Tanze des jungen Volkes zuschauen; zum größten Theile waren es reiche, etwas protzige Bürgerfrauen; die Georginen aber waren die Tanten in mittleren Jahren, die das große Wort führten und ihre Kleider nicht gerade geschmackvoll mit gelben Rosetten bestückt hatten.

Was die weißen Lilien anlangt, so halte ich sie für Porzellanwaren-Händlerinnen, denn wo sie beisammen sind, sieht man ganze Geschirre von Meißener Kaffeetassen wie auf einem Topfmarkt, wogegen die Schwerlilien mir stets den Eindruck von edlen Valkiren machen, die einen Helm aufhaben und mit ihren Schwertern die Seelen gefallener Helden schützen. In meinem Garten habe ich ein ganzes Heer von diesen Jungfrauen, und wenn sie im Frühling blühen am felsigen Abhange, sehe ich ihre weißen und blauen Helme blinken und ein Heer von vorgehaltenen Schwertern zeigt ihre Schlachtlinie an. Sie exerciren mit einer Gracität wie die Amazonen; auch ihr Wesen ist amazonenhaft und herausfordernd.

Was aber erzähle ich von der Rose, von den Rosen allen, meinen Lieblingen, vom Haideröschchen und der zarten Theerose, von der Censifolie und all den hundert vollen, üppigen, duftenden Frauen-Gestalten, die aus den Rosenhecken hervorkommen, wenn ich in meinem Rosengarten wandle? Haideröschchen ist ein Mädchen aus der Popszeit; sie trägt den unschuldigen jungen Busen ein wenig offen und hat nur ein ganz leichtes Fürtuch darüber; sie ist schelmisch und tanzt am liebsten Menuett nach Mozarts „Don Juan“. Die anderen rothen Rosen aber, das sind die Herzen der Frauen selbst; denn wenn sie ihre Knospen langsam aus den grünen Kelchen heraus-schwellen lassen, dann sieht Jedermann, daß sie die Form eines Herzens haben, dessen Spitze nach oben weist. Und sie entfalten sich, diese Herzen, sie drängen und schwellen und Einige, wie die dunkelrothen, vollen Rosen sind feurig und leidenschaftlich, Andere, wie die leichteren, sind sinnig und lieblich, die weißen sind Herzen von Himmelsbräuten, die zarten Theerosen sind die Herzen der jungen Mütter, die glücklich vom Lager ihrer Hoffnung erstanden sind, und noch etwas bleich mit großen Augen in die Welt schauen. Denn das weiß ich, daß, wo in dieser Welt eine schöne und liebevolle Frau stirbt, zur selben Stunde ihre Seele in ein Rosenknospen-Herz zieht und sich neu entfaltet; und der Duft der Rose ist diese Seele selbst, die nun nicht mehr an einen menschlichen Körper gebannt ist, sondern ganz Herz, ganz Entfaltung und inneres Seelenblühen geworden ist. Nur darum ist die Rose die Blume der Liebe.

Soll ich noch mehr von den Blumen erzählen? Aber das können Sie ja selbst viel besser, meine Damen. Pflücken Sie die Blumen; der Reigen ist eröffnet, das Spiel kann beginnen; Sie werden das reizendste Plauderstündchen erleben. Ich gestatte mir, Ihnen dieses Bergheimniss nicht zu reichen. Wollen Sie mir es deuten?!

Nachdruck verboten.

### Doris Frein von Spätgen.

Ein Reise-Interview.

**S**ie schreibt viel, schreibt elegant, schreibt durch-dacht und ist kein Blaustrumpf!

So lautete die Antwort eines literarisch hoch-sichenden Gelehrten, den ich um eine kurze An-sichts-Außerung über Doris von Spätgen bat. „Aber lernen Sie sie selbst kennen,“ fügte er hinzu. „Benützen Sie den Aufenthalt in Breslau.“

Der Vorschlag leuchtete mir ein. Zuvor informirte ich mich im Gothaischen Grafen-Kalender: Maria Doris Gräfin Matujshka von Toppolzan, Frein von Spätgen, geb. 29. Januar 1847, vermählt 1866 auf Schloß Ostrowa mit Carl Joachim von Schelha (protestantisch). Dann erfuhr ich, daß die „Matujshka“ ein altes böhmisches Freiherren-Geschlecht seien und — seit 1747 — dem preussisch-schlesischen Grafenstande angehören.

Ich schlug noch den Breslauer Wohnungs-Anzeiger auf: „Doris von Schelha-Spätgen, geb. Gräfin Matujshka, — Schriftstellerin.“ — stand da, und das offene Farbe-Bekennen, dem so viele Literarinnen gern ausweichen, gefiel mir. Frau von Schelha-Spätgen stand auch neben dem Schellenknopfe. Ich drückte, derutton-Boy öffnete, — es war zur five o'clock-Thee-Zeit — und bald wurde ich von einer Dame empfangen, die freilich Nichts von dem verrieth, was man gewöhnlich mit dem Begriffe „Blaustrumpf“ verbindet.

Mit völliger Unbefangenheit war bald das Gespräch angeknüpft. Die Frau von Spätgen schreibt, so spricht sie auch — lebhaft, geistvoll und dazu mit einer wohlthuend weichen Stimme.

Als hervorsteckender Charakterzug tritt bald große Offenheit hervor, verbunden mit selbstbewusster Energie. Da ist kein Rückhalt in der Ansichts-Außerung — klar markiren sich die religiös strengen Ansichten, mit voller Ueberzeugung spricht die Dichterin über die strengen Maximen der Erziehung. Freilich kann sie mit Stolz auf deren Resultate blicken, denn zwei jugendliche Töchter stehen ihr zur Seite. — „Mein Sonnenschein nach wolkenlosen Tagen!“ flütert sie, von jenen umgehört, dem Gaste zu, den sie mit heller Mutterfreude in das reizend und sinnig eingerichtete Boudoir der ältesten dieser Töchter führt.



*D. Frein v. Spätgen*

Dort wird auch der Thee gebraut und eingenommen, während das Gespräch in wechselvollem Laufe sich der Geselligkeit, der Literatur, der Kunst zuwendet. Nur beiläufig erfährt man, daß Frau von Spätgen Jahre lang in den Vereinigten Staaten Nordamerikas lebte und auf vielen Reisen ihr Wissen bereicherte; ebenso beiläufig, daß sie dort in nahestem Verkehr mit Bayard Taylor, dem berühmten Dichter und Diplomaten und mit dessen Familie gestanden.

In einer Gesprächspause hastete mein Blick auf einer Brosche von hervorragender schöner Arbeit.

„Sie haben da ein liebes Andenken in's Auge gefaßt,“ sagte Frau von Spätgen lächelnd, „der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen schenkte mir das Schmuckstück als Anerkennung für meinen ihm gewidmeten Roman: „Mater innocentia“, dessen Stoff er mir selbst zur Verfügung stellte, während ich im Jahre 1888 Gast des hohen Fürstenpaares war.“ Durch eine eigenhändige Abdringung hatte auch die Gräfin von Hlandern der Dichterin ihre Anerkennung dargelegt.

Seit 1879 ist Frau von Spätgen in ihre Vaterstadt Breslau übergesiedelt.

Ihre Lebensweg war nicht immer dornenlos, — ist sie doch von ihrem Gemahl getrennt. Aber die Schicksalsschläge haben weder ihrer vornehmen Würde noch dem heiteren Temperament dauernd Abbruch thun können. Sie ist eben ein starker Geist.

In dem Ausdruck „vornehme Würde“ kennzeichnet sich auch die äußere Erscheinung der Dichterin, deren Erzählung: „Sein Rittmeister“ unjeren Leserinnen gewiß in freundlicher Erinnerung geblieben ist.

Nachdruck verboten.

### Canal-Landschaft.

(Siehe das Bild auf Seite 89.)

Gerade Dem, der die ganze Welt durchstreift, wird der Blick für die Schönheiten der anspruchlosere Heimath besonders geschärft. Unter den Palmen, bei der Lichtfülle und dem blendenden Farbenreize der Tropen macht sich eine unendliche Sehnsucht nach dem nordischen Buchengrün, nach traulichen Roggenfeldern und ruhigen Flusslandschaften, kurz nach sanften gedämpften Tönen, welche die heimathliche Stimmung erzeugen, geltend. W. Noelsofs hat mit seiner „Canal-Landschaft“ einen glücklichen Griff aus solchem Empfinden heraus gehan. Diese prächtige schattenspendende Weidengruppe über den Binsen rechts, diese von Seerosen, von breiten Blättern geschnürte, von Reichthümern theilweise bedeckte Wasserfläche, den waldigen Hintergrund, Alles dies meinen wir schon oft in unserem Leben geschaut zu haben. Es ist eine vereinsamte Schiffsharfe, deren Glanzzeit längst entschwunden zu sein scheint. Aber das ist gerade ein echter Borwurf für den Maler. Die Poesie der stillen Landschaft ergreift uns, wobei die hinträumende Stimmung noch durch das Hervortreten des halbverfallenen Holzüberbaues merkwürdig verstärkt wird, während die Staffage, die wachsende Frau und die schwimmenden Enten, belebende Elemente hinzusetzt.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 13.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

Berlin, 1. Juli 1893.

Größe Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

I.

**S**tella Guttenberg wischte Staub im Speisezimmer. Mama hielt das junge Mädchen streng und gewissenhaft zur Hausarbeit an, und eben jetzt, vor Ostern, war sehr viel im Hause zu thun.

Mama hatte die Rollen genau und gut vertheilt. Die älteste von den drei Töchtern, Gabriele, Zella genannt, war eine ausgesprochene Schönheit und wurde deshalb geschont; angeblich war sie zu „zart“ für irgend welche anstrengende Thätigkeit. Ella, die zweite, hatte in der Schule gute Begabung gezeigt; sie sollte einmal „irgend Etwas erlernen“, — wenn es ja nöthig wäre. Stella endlich, die Jüngste, war weder schön noch begabt, und darum war sie eben mit Staubwischen beschäftigt.

Aber sie ließ heute von Zeit zu Zeit das Staubtuch ruhen, denn sie hätte doch gar zu gern gehört, was nebenan im Salon gesprochen wurde. Sie war ein gutes, wohlgezogenes Kind, aber wenn man sie schon „Reinmachen“ schickte, so durfte sie doch wohl ein wenig hinhorchen? Vielleicht auch gab es dabei Etwas zu lachen, und sie lachte so gerne und so von innen heraus. Mehr verlangte sie im Grunde nicht, denn sie amüsierte sich noch nicht im Salon. Man sagte ihr täglich, daß sie hinter ihren sechzehn Jahren zurückgeblieben sei; sie widersprach nicht, — sie wußte noch nicht recht, was mit ihren starken, etwas ungelungenen Gliedmaßen anfangen. Sie verstand auch noch nicht, sich recht auszudrücken, wenn sie nicht gerade mit ihren Schulfreundinnen zusammen war. Ab und zu plagte sie wohl auch zu Hause mit irgend einer derb-drolligen Bemerkung heraus, wobei man ihr dann die Berlinerin schon beim ersten Worte anhörte. In solchen Fällen rief sie der strenge Blick der Mama zur Ordnung. So war ihr eigentlich dann am wohlsten zu Muthe, wenn Mama sie mit irgend einem Auftrage hinausgeschickte. Heute aber wollte sie doch gar zu gern wissen, wovon im Salon die Rede war. Dieser Besuch war mit einer gewissen Feierlichkeit angekündigt und erwartet worden.

Herr Wilhelm Koscher aus Hamburg! Die drei Mädchen kannten ihn sehr gut. Er hatte sie herumgetragen und mit ihnen gespielt; jetzt war er achtundzwanzig, und Zella, die Älteste, zwanzig Jahre alt.

Wilhelm Koscher war ein Mündel des Regierungsrathes Guttenberg, ein entfernter Verwandter, früh verwaisst, dessen sich der einflußreiche Onkel gütig angenommen hatte. Er hatte ihm Stipendien verschafft, ein kleines Kostgeld bei irgend einer Tante für ihn bezahlt, ihn die Handelschule besuchen lassen und ihm schließlich zu einer Stellung im Hause eines Jugendfreundes, eines Hamburger Großkaufmannes, verholfen. Wilhelm machte überraschend schnell Carrière. Er war von seinem Chef nach Ostindien geschickt worden und jetzt als gemachter Mann nach Hamburg zurückgekehrt. In dem großen Export-Geschäfte nahm er nicht nur einen Vertrauens-Posten ein, sondern er besaß auch einen Antheil an dem Ertragniß gewisser überseeischer Beziehungen des Hauses, die sein Werk waren.

Nun kam er natürlich auch nach Berlin und besuchte seinen Wohlthäter und ehemaligen Vormund.

Mit bedeutungsvoller Miene hatten die Eltern gesagt: „Morgen kommt Wilhelm! Mädchen — Ihr müßt besonders nett sein!“

Und selbst die einjältige Stella sagte sich: Papa und Mama hoffen, Eine von uns anzubringen, — „unter die Haube bringen“, hieß es in ihrem Jargon. Aber welche? Selbstverständlich Gabriele, die Schönheit! Stella zweifelte keinen Augenblick, daß man ihre Schwester Zella vergöttern müsse, weil sie schön war; auch heirathet doch zumeist die Älteste zuerst.

Allerdings, Ella war auch nicht übel, aber etwas absonderlich. „Das gefällt den Männern nicht,“ sagte Mama tadelnd. — Sie selbst, Stella, kam nicht in Betracht. Sie war noch nicht officiell eingeführt, und auch gar nicht hübsch. Man erzählte, daß Stella ein ungewöhnlich niedliches Kind war, als sie zur Welt kam; sie hatte blonde Lockchen und weit offene blaue

Der erhoffte Sohn blieb aus. Mama beschäftigte sich viel und sorgenvoll mit der Zukunft der Töchter. Sie hatten keine Mitgift. Und sie meinte: Zella wird eine gute Partie machen, Stella ihr die Wirthschaft führen, und Ella im Nothfalle irgend Etwas erlernen. Papa schien die Versorgungs-Frage leichter zu nehmen. „Es muß sich ja Etwas finden“, pflegte er zu sagen, „das kann bei meinen Connectionen gar nicht schwer fallen!“

Stella dachte überhaupt nicht an die Zukunft. Wurde sie einmal dazu gedrängt, so meinte auch sie: „Nur nicht ängstlich! Wird sich schon machen!“ Jedenfalls reflectirte sie nicht auf den Heiraths-Candidaten, der heute unerwartet mitten in das „Reinmachen“ gefallen war. Denn natürlich, sie kam noch lange nicht daran; erst Gabriele, dann Ella.

Mama hatte ihr bedeutet, sie solle nur bei ihrer Arbeit bleiben; und sie hatte Nichts dagegen. Nur, wie Wilhelm es anstellen würde, sich für Zella zu erklären, das interessirte sie doch ungeheuer.

Leider, sie konnte die Worte nicht recht unterscheiden. Daß Mama sich überaus liebenswürdig gebärdete, hörte sie genau. Und Mama war doch sehr ärgerlich gewesen über die Ueberrumpelung, denn es fehlte jede Vorbereitung. Papa befand sich im Bureau. Mama hatte sich rasch in Stand gesetzt, um den bedeutamen Gast zu empfangen. Ella war gegenwärtig nicht zu Hause, — Zella zunächst noch unsichtbar, und die Kleine hinausgeschickt worden. Nun trat die schöne Gabriele ein, und Stella hörte draußen Nichts weiter, als daß der gewandte Redefuß des Fremden stockte, als die sieghafte Erschließung der ältesten Tochter des Hauses ihm aufging.

Und Stella seufzte, fast unbewußt. Es muß doch etwas Wunderbares sein um solch eine sieghafte Schönheit! Ach, schon als Gabriele in die Schule ging, galt sie als eine „Schönheit“. Von der siebenten Klasse an wurde sie von den jüngeren Lehrern bevorzugt. Und dann in der Tanzstunde, da war sie die Königin! Auf der Promenade — schon mit dreizehn Jahren! — lenkte sie die Aufmerksamkeit auf sich. Und von dieser Zeit an begann Mama Zella schon anders zu behandeln, respectvoller, schonungsvoller. Eine Schönheit! Vorher hatte Mama oft geseufzt über die drei unversorgten Töchter. Jetzt sagte sie manchmal: „Gabriele kann unser Glück machen, wenn sie vernünftig ist.“

Die „Schönheit“ war jetzt zwanzig Jahre alt, ohne dies Glück gemacht zu haben. Aber das kann noch kommen! Stella glaubte, Wilhelm Koscher wäre dies Glück, denn die Eltern hatten so sehr feierliche Gesichter gemacht und so geheimnißvolle Andeutungen. Und Stella hatte so unbestimmte Vorstellungen von Glück; höchstens, daß man es in der Lotterie haben kann, war ihr klar. Zwar, wenn Mädchen heirathen, dann können sie auch ihr Glück machen. Vielleicht mit solch einem über-

seeischen Menschen, wie Koscher, — davon hat man oft gelesen. Das Ueberseeische war für Stella das Merkwürdige. In der Geographie sehr schwach, erschien ihr dies Transatlantische ganz fabelhaft. Man hatte auch immer ziemlich geringschätzig von Wilhelm gesprochen, bis dieses Ueberseeische kam. Das imponirte Allen, — das war mit incommensurablen Begriffen verbunden. „Er ist auf Martinique“, das klang fast so gut wie „er steht bei der Garde“. Wenigstens meinte Stella so.



Herzogin Auguste von Bayern und Erzherzog Josef August von Oesterreich.

Nach einer Photographie des Photographischen Hof-Ateliers „Adole“ in Wien.

Augen. Papa war enttäuscht, daß es wieder kein Sohn war. Doch in der Hoffnung, daß eine außerordentliche Schönheit das Licht der Welt erblickt habe, nannte man das reizende Baby Stella. Das gab auch einen anmuthigen Reim auf Zella und Ella. Aber die blonden Locken verloren sich; bis zu ihrem dritten Jahre blieb Stella völlig kahlköpfig, dann bekam sie ganz gewöhnliches, mäßig starkes dunkelblondes Haar. Die Augen blieben groß, mattblau, aber etwas vorstehend. Ein wenig robust und starkknochig, wurde Stella die mindest hübsche unter den Schwestern.



„Ach, wie schön sind Sie geworden, Fräulein Gabriele,“ hörte sie Wilhelm stammeln.

„Er wird Zella heirathen,“ sagte sich Stella beruhigt, „es ist auch gut so, — sie muß den Anfang machen!“

Man hatte Wilhelm Koscher zu Abend eingeladen, um den etwas dürftigen Empfang gutzumachen. War ihm doch außer der „Schönheit“ nur ein Gläschen Sherry und etwas Biscuit servirt worden. Nun aber sollte es warmes Abendessen geben, — eine Bouillon, Braten, süße Speise und dazu eine Flasche Bordeaux. Es wurde Alles aufgeboden, gerade so als ob ein Prinz käme. Die drei Töchter erschienen in ihren guten Kleidern — zweite Garnitur — Dragonerblau mit rothen Aufschlägen, ganz chic und modern. Ihre Kostüme neuester Mode, sie selbst geschmackvoll frisirt, der hübsche Phantasie-Schmuck von demselben Juwelier. Auf den ersten Blick sahen sie einander gleich, und doch, schon beim zweiten, mußte man erkennen, wie sehr verschieden sie von einander waren, trotz der blonden Haare, der graublauen Augen, der starken Familien-Ähnlichkeit in den Zügen. Zella hatte wirklich ein schönes, interessantes Gesicht, blühenden Teint, große, sprechende Augen, aschblondes, leicht gewelltes Haar. Sie trat sicher und sehr selbstbewußt auf. Ella hatte etwas schärfere Züge, dunkleres Haar, war von hoherer, wenn auch grazioser Figur. Sie besaß einen eigenthümlich starken Ausdruck um den ein wenig zu großen Mund, einen Zug, der im ersten Augenblick fast abstoßte, dann aber doch wieder lebhaft anzog. Schließlich Stella mit ihrem starken, vollen Rundgesicht, mit ihren langen Armen und großen Händen. Sie überragte ihre beiden Schwestern, — dieser verunglückte „Stern“ des Hauses. Ob sie verschiedene Lebensansprüche hatten, das konnte man ihnen auf den ersten Blick nicht sofort ansehen. Sie präsentirten sich äußerlich durchaus gleich, alle Drei die Töchter eines Regierungsrathes — genau derselben Gesellschafts-Sphäre angehörend, auch waren alle Drei zu verheirathen!

Mit einer gewissen Pascha-Miene ließ Herr Koscher einen Augenblick den prüfenden Blick auf ihnen ruhen. Auf seinem gutmüthigen Philister-Gesichte las man die Genugthuung: er brauchte nur zu wählen, denn er war ein gemachter Mann mit sicherem Einkommen!

Kein Zweifel, auch auf Martinique gab es hübsche deutsche Mädchen, und in Hamburg noch mehr. Da war jener Schlag correcter, wohlhabender Töchter zu Hause, die innen und außen so blank gewaschen sind. Ein gar nicht zu unterschätzendes Vergnügen, solch eine allezeit „glau“ Hamburgerin anzusehen. Aber Wilhelm war zum Onkel Regierungsrath gekommen, denn hier gab es drei Töchter, und der junge Mann kannte seine Pflicht.

Mehr oder minder erinnerten sich alle drei Mädchen des guten „Willem“, — denn ach! so trivial hatten sie ihn benamset, trotzdem sie „höhere“ Töchter waren. Sie, die höheren Töchter, wohnten in Berlin W, und er, „Willem“, bei irgend einer Tante in der Kojenthalerstraße, denn er mußte sich einschränken. Aber in den Oster- und Weihnachts-Ferien durfte er immer auf einige Tage zu Regierungsraths kommen, gutbelegte Stullen und wohlgerathenen Braten miteffen, bayrisch Bier mittrinken und mit den „Göhren“ spielen. Damals war der Unterschied zwischen ihnen noch kaum wahrzunehmen. Sie waren auch damals immer gleich gekleidet, denn das ist chic, — sie waren Alle blond, frisch und hübsch. Ja, damals waren sie Alle hübsch, nur Stella war schwerer, als die um zwei Jahre ältere Ella. Zella ließ sich überhaupt nicht hochnehmen, — die war immer stolz. Aber sie aßen alle Bier zufrieden und glücklich ihre Pflaumenmuff-Stullen, und „Willem“ bevorzugte keine von ihnen, höchstens Stella, weil sie die Kleinste war und leicht „quartte“, — so mußte man sie besonders schonen.

Jetzt waren sie alle Drei heirathsfähig, — Stella wenigstens beinahe, — und er ein begehrter Heirathscandidat.

Ob er sich noch der Zeit erinnerte, wo er so froh und dankbar seine Ruffstulle in Empfang nahm? Es schien so.

Während er jetzt mit kundiger Hand, völlig als Gentleman, den Hühnerbraten auf seinem Teller bewältigte, sprach er mit jener Ueberlegenheit von damals, die alle Jene kennzeichnet, die aus Nichts Etwas geworden sind. Er schilderte sich als den armen, ewig hungernden Jungen, und ganz nebenbei sprach er dann mit großem Verständniß von den Vorzügen der Hamburger Küche. Er wußte genau, wo es die besten Auster gab, und daß die Forteschen Ragouts ihresgleichen suchten. Das gab einen interessanten Contrast, der in's rechte Licht gerückt wurde, als Koscher jetzt das Glas erhob, um auf seinen Wohlthäter und zweiten Vater zu toasten. Er markirte damit seine Stellung zum Hause, — das war ein correcter Anfang für das, was kommen sollte.

Unbemertt von den Uebrigen wechselten der Rath und seine Gattin einen Blick des Einverständnisses.

Koscher war stark von der Sonne verbrannt, mit

einer etwas helleren Stirne, mit nachgedunkeltem Haare und strohgelbem Schnurrbart. Was man so nennt: ein ganz stattlicher Mann. Er sprach etwas Viel und etwas schnell, — auch etwas Vielerlei; natürlich zumeist von Martinique und dann in zweiter Reihe von Hamburg. Die Familie kannte Martinique gar nicht, und Hamburg hatte nur der Regierungsrath flüchtig gesehen, — so war es sehr bequem für Koscher, davon zu reden. Er lobte die westindische Insel und die Hausa-Stadt mit großer, so zu sagen, mechanischer Beredsamkeit. Hätte er nicht dageessen, umglänzt von der Gloriole eines zu erhoffenden Freiers, gewiß, man hätte ihm angesehen, daß er die Gewohnheiten des Commis voyageur, als der er sich ein kleines Vermögen erworben, noch nicht abgelegt hatte. Da es hier keine Colonial-Waren anzupreisen gab, so pries er Martinique und Hamburg.

Der Regierungsrath, ein jovialer Herr, ging bald auf die Sache ein. Er war ein geborener Rheinländer — aus der Gegend von Bingen, — wenngleich in seiner Sprache nur selten ein Anflug an süddeutschen Dialekt merkbar wurde. Sonst schimpfte er auf Berlin, — wie ein königstreuer Beamter auf das fortschrittliche Berlin schimpfen muß, — jetzt begann er es gegen Hamburg und Martinique auszuspielen. Er that das so drastisch, daß Stella wiederholt in sehr unpassender und auffälliger Weise zu lachen begann.

Wilhelm Koscher hatte allen vier Damen Blumen mitgebracht und zeichnete keine von den Töchtern aus. Er war selbst gegen Stella artig, was Mama sehr nett fand. Stella hatte nämlich noch wenig Anspruch darauf. Sie sicherte manchmal ganz Ueberhohlen und zumeist an sehr unpassenden Stellen. Obgleich sie dabei ihre einzige Schönheit zeigte — gesunde Zähne —, eiferte Mama doch gegen dieses Symptom schlechter Erziehung. Denn wirkliche Damen sollen immer gleichgültig sein, meinte die Mama. Zella erfüllte dieses Merkmal der lady-likeness, sie war wirklich vornehm in ihrer graziosen Indolenz. Ella lachte ja bisweilen auch zu laut, aber doch nicht so ungebührlich, wie ihre jüngere Schwester. Sie hatte die Eigenschaft, plötzlich die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen mit ihrem lauten, übermüthigen Wesen und ihren sprühenden Augen. Natürlich verwies Mama sie nicht minder ernsthaft zur Ordnung.

Frau Guttenberg war eine noch sehr wohl erhaltene Dame, eine ausgezeichnete Mutter, die überhaupt keinen anderen Gedanken hatte, als die Verjorgung ihrer Töchter.

Wennleich sie es sich nicht anmerken ließ, lauschte sie auf jedes Wort, das gesprochen wurde, — ob es im Zusammenhange stand mit dem großen Plane — der Verjorgung.

Der Regierungsrath, gutmüthig und heiter von Natur, nahm Alles leichter; er freute sich aufrichtig, daß der Junge, der Wilhelm, es zu Etwas gebracht hatte. Dieser elegante junge Mann, tadellos gekleidet, mit Brillant-Knopfen in der breiten, steifen Hemdblusi, — das war der arme kleine Kerl von damals.

„Ja,“ seufzte die Frau Räthin, „er war eben ein Junge und wurde ein Mann! Wir, mit unseren Mädchen, wir sind schlimmer dran.“

„Ihre liebenswürdigen Töchter werden sich gut verheirathen,“ glaubte der Gast versichern zu müssen, „und Sie werden mit Ihren Schwiegerjöhnen zufrieden sein.“

Das war so ein Moment für Ella, — es zwang sie förmlich zu einem vorlauten Einwurf.

„Mama hatte bis jetzt noch gar keine Gelegenheit, sich über ihre Schwiegerjöhne zu ärgern, oder sich Sorge zu machen ihretwegen,“ sagte sie mit jener Sicherheit, die sie in gewissen Augenblicken älter erscheinen ließ, als sie war.

Aber Koscher verstand sie nicht; er spann seinen Faden weiter und meinte verheißungsvoll:

„Das kommt noch, — kommt noch!“

Ella lächelte nicht, wie Mama und Papa; mit merkwürdiger Entschiedenheit verfolgte auch sie ihre Gedanken.

„Es ist jetzt gar nicht mehr so schlimm, eine alte Jungfer zu werden,“ bemerkte sie, „man muß nur über den Dingen stehen!“

Nun aber traf sie doch ein strafender Blick der Mama, sie schwieg, wenigstens für kurze Zeit.

Zella lächelte nur überlegen. Weder Mama noch die Schwester wußten dieses Lächeln richtig zu deuten. Auch die Schönheit war eine Mitgift und gewiß nicht die geringste.

Zella fühlte sich ihrer Sache sicher. Ob der Graf — nur so war er in der Familie genannt worden — sie heirathen würde, darüber war sie sich freilich nicht ganz klar. Aber eine Probe ihrer Macht war das doch, daß derlei überhaupt in Frage kam. Sie hatte ja noch einen Andern im Rückhalt: den Freiherrn von

Küstrow. Da brauchte sie nur zu wollen, — dessen war sie sicher.

Wider Erwarten hielt sich Herr Koscher verpflichtet, Fräulein Ella zu unterstützen; das war übrigens eine Gelegenheit zu zeigen, daß man auch über Anderes zu sprechen wußte, als über Martinique und die Hamburger Oxtail-Suppe.

„Gewiß! Warum auch nicht? Auch Frauen können Etwas leisten, wie uns die Geschichte lehrt. Die Jeanne d'Arc, Maria Theresia — die Angelika Kaufmann,“ — er suchte schon — „die George Sand . . . O, ganz gewiß, es giebt große Talente unter den Frauen,“ versicherte er, freundlich gegen Ella lächelnd.

„Meine Tochter Elisabeth ist ein wenig emancipirt,“ erklärte jetzt die Mama. „Denken Sie nur, Herr Koscher,“ — einst hatte sie „Du“ und „Wilhelm“ gesagt; vielleicht, wenn sie keine Töchter hätte, würde sie es noch sagen — „die Tante Anna ist unter die Emancipirten gegangen, — hat einen Frauen-Bildungsverein gegründet.“

Wilhelm Koscher erinnerte sich noch ganz deutlich der Tante Anna; sie hatte bei Regierungsraths ausgebeßert oder Wäsche genäht. Wie sie sich „emancipirt“ hatte, war nicht abzusehen. Aber man ging nicht weiter darauf ein. Niemand interessirte sich für Frauen-Emancipation.

Es kam die Haselnuß-Crème, von der Mama behauptete, Gabriele habe sie gefertigt. Das war komisch, wie auch Herr Koscher finden mußte; denn die Speise konnte erst im letzten Augenblick fertig gestellt worden sein, und Zella sah schon seit fast einer Stunde majestätisch da, vorher hatte sie sich eine halbe Stunde lang mit ihren Stirnlocken beschäftigt. Sie achtete auch nicht weiter auf das Serviren, ebenso wenig Ella. Nur die Mama traf Anordnungen, und die brave Stella gehorchte jedem Augenwink.

Gabriele lehnte lässig in ihrem Sessel, spielte mit dem Armband und kümmerte sich um Nichts. Dafür gab sie nach Tische auf dem Klavier Etwas zum Besten. Sie spielte nur mittelmäßig, aber ihre weißen Hände kamen dabei zur Geltung. Deshalb auch hielt Mama sie immer zum Spielen an. Ihre Ärmel streiften sich, wie von selbst, etwas zurück, und es war wirklich hübsch, zu sehen, wenn der feingeformte, lieblich gerundete Arm frei wurde.

Und Wilhelm Koscher, der Nichts von Musik verstand, spähte nach den schönen, weißen Händen. Er drückte seinen Beifall aus, zum ersten Mal etwas ungeschickt; sonst sprach er viel fließender.

Zella machte eine kleine, fast unmerkliche Bewegung der Obergingschätzung. Lohnte es wohl, für diesen „Ueberseeischen“ zu spielen?

„Sie interessieren sich sehr für Musik, Fräulein Gabriele?“ fragte Koscher.

„Ach ja,“ sagte sie mit Ostentation, „aber noch mehr für Sport. Für mein Leben gern möchte ich ein Reitpferd haben oder auch eine Segel-Yacht.“

Koscher prallte sichtlich zurück. Die „Beautés“ war nicht gerade bescheiden.

„Es ist kein Zweifel,“ meinte er verbindlich, aber kühl, „daß das Schicksal Ihnen diese Kleinigkeiten auch noch gewähren wird. Sie sind schön, Fräulein Gabriele, und die Schönheit ist allmächtig. Ich selbst reite leider nicht, — meine Mittel verbieten mir das.“

Das klang klipp und klar.

Gabriele begann eine Etude. Und auf einmal fühlte sich Koscher angenehm überrascht, daß „Machen“ sich ganz spontan neben ihn setzte.

„Wenn man so denkt,“ sagte er zu ihr, „daß ich mit Zella horre, — und jetzt ist sie so stolz . . .“ Es schien ihm ein wenig zu schmerzen.

„Ach sie ist ja gar nicht stolz,“ versetzte Ella, „nur 'n bißchen verwöhnt.“

Und ihre klugen Augen sahen ihn so freundlich an, daß ihm ganz warm um's Herz wurde; sie hatte bisher wenig Notiz von ihm genommen.

„Und Sie, Fräulein Ella,“ fuhr er in seinen Erinnerungen fort, „Sie habe ich Hundepad getragen, oft mit Stellachen zusammen.“

„Es ist wahr,“ sagte Ella warm, „und ich freue mich aufrichtig, daß Sie es soweit gebracht haben. Ich gönne es Ihnen — ja, ich beneide Sie! Es muß sehr schön sein, so Etwas nur sich selbst verdanken zu dürfen.“

„Ohne Ihren Herrn Papa wäre ich schwerlich dahin gelangt.“

Sie lehnte freundlich ab.

„Es ist ja sehr schön, daß Sie dankbar sind. Aber Sie sind selbst ein tüchtiger Mensch . . . Wie gesagt, ich beneide Sie! Das Stillsitzen und Warten zu Hause kommt mir manchmal drückend vor . . . Doch nicht davon wollte ich sprechen, sondern von Zella. Sie ist freilich sehr verwöhnt, wird sehr gefeiert und umhuldigt. Diesen Winter hat ihr ein Graf den Hof gemacht, ein



großer Sportsman, der uns auch auf seiner Nacht herumgefahren und uns eine Loge zum Rennen geschickt hat. Sie dürfen aber nicht glauben, daß es Zella Ernst ist. Sie kokettirt nur mit ihren Sports-Wünschen. Im Grunde ist sie ein braves Mädchen, wird einmal eine brave Frau werden. Sie hat auch viel Sinn für die Häuslichkeit gezeigt, bis sie in ihrer ersten Ball-Saison vor drei Jahren ungeheuren Erfolg erntete. Aber wenn sie einmal einen eigenen Herd hat, wird sie ganz anders werden . . .

„Sie sind eine gute, neidlose Schwester,“ sprach Koscher in bewegtem Tone, „das ist sehr schön von Ihnen! Ich wünsche auch im Interesse von Fräulein Gabriele, daß Sie Recht haben. Denn wenn man ein Mädchen ohne Vermögen heirathet, braucht man wirtschaftliche Tugenden und Bescheidenheit . . . Das ist auch mein Programm, wenn ich mich verheirathe.“

Er sagte dies mit vollem Nachdruck. Man mochte sich eine Lehre daraus entnehmen.

Ella hatte sich verärgert, sie verstand ihn vollkommen. Während Zella ihre schönen, weißen Hände, die so recht müßig aussahen, schwenkte, fallen ließ und wieder hob, fuhr ihre Schwester herzlich fort:

„Ich glaube, daß die häuslichen Mädchen jetzt selten sind. Andererseits bin ich aufrichtig davon überzeugt, daß ein Mädchen wie Zella eine gute Frau wird, wenn sie nur an's Ziel kommt. Viel schlimmer ist es mit der Sorte, der ich angehöre . . .“

„Aber Ellachen, — welcher Sorte gehören Sie denn an?“ fragte er, ungläubig lächelnd.

„Ich?“ Sie war sehr ernst geworden, jaß feierlich. „Ich gehöre zu denen, die etwas Besonderes wollen, die nachdenken, die raisonniren, die sich nicht ohne Weiteres fügen!“

Der Ueberseeische lächelte noch immer.

„Das ist eine Sorte, die ich eigentlich noch nicht recht kenne,“ meinte er, „sie ist in Hamburg noch wenig vertreten . . . Aber warum? Die kann auch ihre Reize haben!“ Etwas Besonderes wollen, — sich nicht fügen?“ wiederholte er sich.

Ja, wahrhaftig, das gefiel ihm! Er lachte, er nahm Ella offenbar nicht ernst. Da sie aber finster blickte, setzte er begütigend wieder ein:

„Ich bin ein guter Kerl, Fräulein Ella, und ich habe die Welt gesehen . . . Sie haben ja in so weit Recht: das schneeige Timen-Schillers, das ist ein überwundener Standpunkt, — die Frauen, die wirkliche Hausarbeit verrichten, die braucht man in unseren Kreisen nicht mehr. Aber gut disponiren, sich ganz den Verhältnissen anpassen, — das ist nothwendig!“

Er hatte seine Meinung zum Ausdruck gebracht, als Mann, als Bewerber, mit der Ueberlegenheit, die einem Solchen zukommt. Das war der arme Willem' von damals, der sich grenzenlos dankbar zeigte für ein Butterbrod! Aber — er war eben ein Mann.

Anfangs herrschte eine gezwungene Stimmung, wie überall, wo eine Verschiebung der Verhältnisse stattgefunden. Und hier hatten sie sich gar auf den Kopf gestellt. Nach und nach erst kam man zum Behagen; Regierungsraths fanden sich damit ab, daß der arme Wilhelm ein großer Herr geworden. Auch Zella that das, sie, die sich am deutlichsten noch des hungrigen Jungen von einst erinnerte. Sie ließ die kleinen Münze ihrer Kofetterie spielen.

Willem' sprach dem Bordeaux so tapfer zu, daß die Frau Rätthin etwas unruhig wurde. Er erzählte von seinem Leben auf Martinique, scherzte mit dem Herrn Vormund auf dem Fuße der Gleichheit. Ja, er wurde sogar frei und forderte den Regierungsrath zu kleinen Redereien und Anspielungen auf das ungebundene Leben heraus. Schließlich aber, als es Zeit wurde, aufzubrechen, gratulirte der Ueberseeische dem Regierungsrath zu seinem glücklichen Familienleben.

So ging er.

Die Eltern waren sichtlich befriedigt trotz des unverhältnißmäßig großen Weinverbrauchs. Stella wunderte sich, daß die Mama Nichts sagte über die drei Flaschen Lustrac. Wie hatte Mama sonst bei solchen Gelegenheiten lamentirt!

Die drei Mädchen begaben sich in ihr gemeinsames Schlafzimmer. Die Wohnung war beschränkt, drei Treppen hoch, — wegen des besseren Lichtes, versicherte die Rätthin. Die beiden vorderen Räume, Salon und Speisezimmer, waren sehr elegant, die sehr einfachen Hinterstuden dienten als Schlafzimmer. Wohnlich blieb übrigens das Boudoir der Töchter dadurch, daß es ein Sopha enthielt, auf dem freilich Stella nächtigte. Am Tage aber sah man Nichts davon.

Was selten geschah, — Mama kam noch herein. Gegen ihre Grundsätze legte sie ihre Würde ab, um noch mit den Kindern zu plaudern.

Es sei doch sehr schön, daß Wilhelm es soweit gebracht, und daß er dennoch dem Hause seine alte Anhänglichkeit bewahrt habe.

Zella wusch sich mit Benzoe-Wasser, wegen des Teints; Ella schien zu lesen, Stella gähnte und dachte Nichts. Und nun pflanzte Zella heraus:

„Weißt Du, Mama, das ist doch eigentlich keine Partie für mich. Ich verstehe nicht, was Ihr für Aufhebens von ihm macht. Er ist ja doch nur ein besserer Commis!“

Mama stand ganz starr; aber im Augenblick war sie wieder mit ihrer ganzen mütterlichen Hoheit umkleidet.

„Aber Gabriele!“ sagte sie in strengem Tone.

„Gott, Mama, es ist doch so,“ beharrte die respectlose Tochter. „Er hat weder Vermögen, noch eine eigentliche Stellung, — nur ein leidliches Auskommen. Ich dachte doch am Ende, ich könnte andere Ansprüche machen.“

Zwar, ihre Würde ließ sich angesichts solcher Auffassung nur schwer bewahren, zumal, wenn man Etwas erreichen wollte; aber es klang noch immer verweisend, als die Mutter erwiderte:

„Sicher ist sicher! Jemand, der es aus Nichts so weit gebracht hat, der kann auch ein reicher Mann werden. Und überhaupt, wenn man keine Mühe hat, wie Ihr, da muß man froh sein, wenn man unterkommt.“

Zella lächelte. Als ob sie deswegen Sorge hätte!

„Solche Partien, wie dieser Koscher,“ sagte sie geringschäßig, „hätte ich schon ein halbes Duzend machen können.“

Sie zog ein Paar alte Handschuhe über, wegen der weißen Hände.

„Das bildest Du Dir nur ein,“ schalt die Mama, „wenn Dir Jemand den Hof macht, so will er Dich noch lange nicht heirathen!“

Aber Zella ließ sich nicht einschüchtern; sie zählte an den behandschuhten Fingern der Reihe nach ihre Anbeter auf, welche Ernst hatten machen wollen.

Schließlich geriethen Mutter und Tochter in Zank. „Natürlich,“ rief die Rätthin, „Du bildest Dir den Baron Müstrow ein, aber das ist ein Unsinn! Der wird Dich nur compromittiren. Und dann bist Du fertig! Du solltest Gott danken, eine Partie zu finden, wie Koscher!“

„Greifere Dich doch nicht, Mama! Vorläufig hat er ja noch gar nicht um Zella angehalten,“ erlaubte sich hier Ella einzuschalten.

„Aber er wird um Eine von Euch anhalten — kein Zweifel, also wohl um Zella, weil sie die Älteste ist.“

Daran schien übrigens auch Gabriele nicht zu zweifeln, wenn sie auch die Altersstufe nicht allein für entscheidend hielt.

Die Jüngste hörte mit offenem Munde zu; sie hatte sich noch keine Meinung über den Fall gebildet.

Mama hatte sich wieder gesetzt, als sie sah, daß sich der Streit in die Länge zog. Sie trug einen wenig appetitlichen Schlafrock, und auch die Kattun-Beignoirs der Mädchen waren recht verwaschen. Es mußte eben Alles auf die Repräsentation verwendet werden.

„Nicht nur um die Zukunft handelt es sich,“ predigte die Frau Rätthin, „sondern um die Gegenwart. Die Sache mit den Bällen und Toiletten, — das ist ja für die Dauer gar nicht mehr auszuhalten. Man weiß ja gar nicht, was man mehr fürchten soll, — den Winter mit den Bällen und Gesellschaften, oder den Sommer mit dem Landaufenthalt. Bei drei Töchtern ist das gar nicht zu bestreiten. Und Du, Zella, mußt wenigstens verheirathet sein, bis Stella herankommt. Jetzt geht es noch zur Noth mit Euren aufgetragenen Kleidern . . .“

„Das Graue von Zella ist mir aber zu kurz, Mamachen,“ corrigirte Stella, indes die Mutter fortfuhr:

„. . . aber in einem Jahre wird und muß das anders werden. Deshalb überlege es Dir, Zella, hörst Du!“

„Ich bekomme jederzeit Einen, wenn ich will,“ erklärte Gabriele, als die Mama gegangen war. „Aber, so zu sagen, aus dem Hause hinausgeworfen zu werden, das ist bitter!“

Das leuchtete auch Stella ein, und sie entschied dahin: „Du hast Recht, Zella! Aber ich an Deiner Stelle, ich würde auch lieber den Baron nehmen!“

„So oder so,“ beschloß Ella die Unterhaltung, „Du mußt Dich doch versorgen, ob heute, ob morgen. Wir können dieser Frage nicht enttrinnen.“

## II.

Eine Woche war vergangen. Die arme Regierungsrätthin hatte in dieser einen Woche ein Monatsgeld ausgegeben für Dinners und Soupers zu Ehren Koschers. Zwar, die Familie lebte den Rest des Tages von den Ueberbleibseln, aber ein Heidengeld ging trotzdem auf. Der Weinorrath war erschöpft, und die letzte Rechnung noch nicht bezahlt; auch in den sonstigen Vorräthen war schrecklich aufgeräumt worden.

Zweimal waren sie inzwischen von Koscher eingeladen worden, einmal zu einer Spazierfahrt, und dann hatte er eine Loge im Wallner-Theater genommen, wo man

zum zweihundertsten Male Doktor Klaus gab. Stella fand den vortrefflichen Theodor Lebrun „entzündend“, während Zella ihre Langweile kaum verhehlen konnte.

Natürlich hatten auch hier gewisse Ausgaben nicht vermieden werden können; allerhand kleine Toiletten-Requisiten mußten angeschafft werden, die man entweder gepart oder doch ein andermal gekauft hätte. Aber die Regierungsrätthin trug Alles mit Opfermuth; sie würde sicher eine ihrer Töchter verheirathen.

Bis jetzt bevorzugte er keine. Er benahm sich gegen alle vier Damen gleich liebenswürdig, — mit einer wortreichen Liebenswürdigkeit, die vielleicht etwas nervös machen konnte. Aber in diesem Falle wurde es die sonst empfindliche Mama nicht.

Wie neutral er sich auch verhielt, Mama und Zella nahmen ihn natürlich am meisten in Anspruch.

Es war ja im Grunde außerordentlich tactvoll von ihm, keine der Schwestern auszuzeichnen. Aber er hatte erst gestern mit der Mutter von der Nothwendigkeit gesprochen, sich einen Hausstand zu gründen, von dem Wunsch, es sich jetzt recht behaglich zu machen. Von Neuem hatte er die Damen gefragt, ob sie schon einmal in Hamburg gewesen, und von Neuem hatten sie verneint. Dann war er — zum so und so vielen Male — zu einer lobpreisenden Beschreibung Hamburgs übergegangen und hatte ihnen klar gemacht, wo er gern wohnen möchte. Gegenwärtig hauste er noch in einem Hotel-Zimmer, das er für den Monat gemiethet hatte. Aber man bekommt diese Art von Existenz doch satt . . .

Genug, die Dinge drängten nach Entscheidung.

Mit wachsender Befriedigung sagte sich die Mutter: „Noch in dieser Woche werde ich eine meiner Töchter verloben . . . Zwar, Zella hat nicht Unrecht, sie hätte vielleicht größere Chancen, aber sicher ist sicher. Der Koscher wird ein wohlhabender Mann, — man kann Gott danken! Denn mit den drei Mädchen geht es nicht weiter!“

Koscher wollte am Dienstag abreisen. Für Sonntag Vormittag hatte er sich angesagt, um mit der Rätthin zu sprechen. Das war ganz ausdrücklich betont worden.

Wie der armen, sorgengequälten Mutter das Herz pochte! Endlich nahte der in vielen schlaflosen Nächten herbeigesehnte Augenblick! Zwar, Zella schien nicht ganz zufrieden. Aber sie war schließlich ein gutes, vernünftiges Kind, sie würde ohne Zweifel Ja' sagen.

Mama stand Sonntag früh auf dem Posten. Es sah zwar immer jauber und nett aus im Salon, — heute aber war Besonderes geschehen. In den Vasen billige, hübsch arrangirte Sträußchen, im Kamin ein kleines Feuerchen, gerade genug, um einen Hauch von behaglicher Wärme auszustrahlen, — selbstverständlich nirgendwo ein Stäubchen, wohl aber ein leiser Duft von kölnischem Wasser, — wirklich anheimelnd.

Und er kam, schwarz gekleidet, mit feierlicher Miene, einen großen Blumenstrauß in der lichtgrau behandschuhten Linken. Da war er — der Freier!

Stella lugte durch das Schlüßelloch, während Gabriele sich noch pußte. Ella war trotzig weggegangen. Es betraf sie ja gar nicht. Sie war immer ihre eigenen Wege gegangen. Stella vermochte gar nicht zu begreifen, wie man einen so interessanten Augenblick verpassen konnte.

Daß Ella ausgegangen, geschah übrigens ohne Erlaubniß der Mama. Die Rätthin hielt in dieser Hinsicht strenge Zucht. Und heute, Sonntags, gab es nicht einmal den Vorwand, irgend Etwas einzukaufen. Aber Mama war zu aufgeregt, um darauf zu achten; davon machte denn Ella Gebrauch.

Sie genoß ohnehin etwas mehr Freiheit, als ihre Schwestern. Zella wurde sorgsam behütet, weil sie überall auffiel; sie durfte nie ohne das Dienstmädchen ausgehen. Stella, die erst seit Ostern aus der Schule war, pflegte zumeist mit der Mama zu gehen. Ella aber besuchte noch verschiedene Fortbildungs-Curse, sie galt ja zudem für sehr vernünftig.

Heute Vormittag fand nun weder ein Curfus, noch ein Vortrag statt, und als Ella sich zum Gehen fertig machte, mußte sie auf einen Vorwand sinnen. Was sollte sie sagen, wenn man sie fragte, wohin sie gehe? Zum Conditor in der Potsdamer-Straße, bei dem Mama immer kaufte, — konnte sie nicht dorthin gehen?

Sie wußte nämlich genau, daß sie Jemand begegnen würde. Was bisher nur selten geschah, darauf hatte sie es heute wirklich angelegt. Die Luft im Hause war ihr heute unerträglich. Das, was Stella so interessant fand, was Mama und Gabriele so sehr in Aufregung versetzte, das vertrieb sie.

(Fortsetzung folgt.)



Nachdruck verboten.

### Das jüngste Brautpaar im Hause Oesterreich.

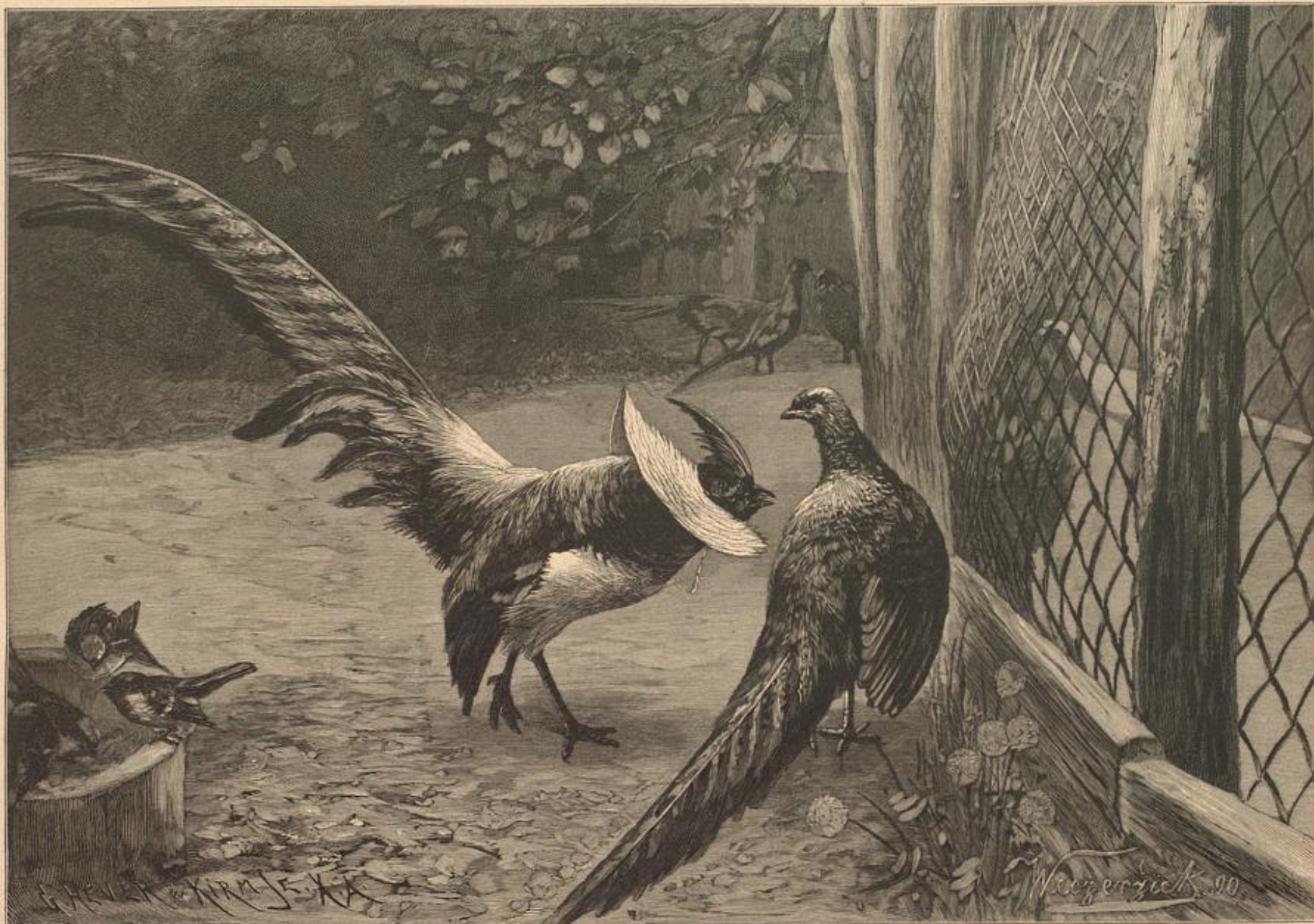
Von Natalie Brud-Auffenberg.

(Siehe das Bild auf Seite 97.)

**I**n der österreichischen Herrscher-Familie sind Liebes-Getrahen nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Wie eine anmuthige Novelle klingt es, wenn man sich erzählt, wie der kaum achtzehnjährige Erzherzog Josef August bei der Hochzeitsfeier der Erzherzogin Marie Valerie eine kaum fünfzehnjährige Cousine zur Familientafel zu führen hatte, deren unbefangenes Geplauder ihm von da ab nicht mehr aus dem Sinne wollte. Auch die kleine Prinzessin wußte genau, daß sie ihren Vetter wiedersehen, daß sie es sich bald ersehnen werde, mit ihrer Mutter zum Besuche ihrer Großeltern, des Kaisers und der

man es wohl kaum glauben, daß die jugendlich blühende Frau schon eine Tochter zum Altare führen soll. Die junge Herzogin Auguste von Bayern, eine reizende, anmuthige Erscheinung, ist am 23. April 1875 geboren, also eine Achtzehnjährige. Ihr Bräutigam Erzherzog Josef August, geboren am 9. August 1872 zu Alet in Ungarn, dem ständigen Sommeraufenthalt der Erzherzoglichen Familie, steht als Oberleutnant im Infanterie-Regiment „Edler von David“ Nr. 72 zu Preßburg in Garnison. Er genießt allgemein den Ruf eines außerordentlich tüchtigen, ernst und unterrichteten Officiers. Er hat nach Abolvierung seiner Gymnasial-Studien und Ablegung einer strengen Maturitäts-Prüfung zuerst rechtshistorische Studien betrieben, dann die vollständige militärische Ausbildung durchgemacht, und saßt seine Dienstpflichten mit großer Strenge gegen sich selbst auf. Sein Vater, Erzherzog Josef, der zu Budapest seinen Wohnsitz hat, ist Obercommandant der Landwehr der Länder der ungarischen Krone, und erweist sich in der transleitanischen Reichshälfte einer Popularität, mit der man nur die fanatische Anhänglichkeit der Steirer und Tiroler an ihren

können, jenes einzige radicale Mittel anzuwenden, jenes Mittel, das — — — o — — — ich mag gar nicht daran denken — niemals, niemals!  
 „Männchen!“  
 Mit großen, melancholischen Augen blickte sie treuherzig — und doch ein bißchen scheu — zu mir herüber.  
 „Nun?“  
 „Erlaub's doch! Ich bitte Dich — erlaub's!“  
 Mir ahnte Unheil.  
 „Was soll ich denn erlauben?“  
 Sie sagte gar Nichts, sondern beschränkte sich auf eine ungemein prägnante Pantomime. Während sie mit der rechten Hand eine dicke Haarwelle straff anzog, deutete sie mit zwei Fingern der linken die Bewegung einer — Schere an.  
 Ich warf die Zeitung bei Seite und stand auf.  
 „Niemals! Nie — niemals! Du darfst mir nicht so schmähsch verkürzt werden, ich lasse so — einschneidende Veränderungen an Dir nicht vornehmen.“  
 „Und warum nicht? Warum nicht?“



Bei den Fasanen. Nach dem Bilde von Alfred Weegerzick. — Siehe Seite 103.

Kaiserin von Oesterreich, zu kommen, und daß er jedesmal da sein werde; denn der junge Erzherzog eilte immer zuversichtlich von seiner Garnison Preßburg nach Wien, sobald er von der Anwesenheit der bayrischen Herzogsfamilie Kenntniß erhielt. Da hatte sich denn im vergangenen Winter ein anderes Liebespaar gefunden, auch Vetter und Base, auch eine Jugendneigung aus früherer Zeit, und als die Hofrang-Ordnung diesmal wieder, bei der Vermählung der Erzherzogin Margarethe Sofie mit dem Herzog Albrecht von Württemberg, die Beiden zusammenführte, — da stammte in den jungen Herzen die Frage auf: Warum denn nicht auch wir? — Wer die hohe Mutter der Braut in ihrer Mädchenzeit gekannt, der mußte mit staunender Freude ihr Doppel-Ebenbild in Blond und Braun bewundern, das Schwesternpaar Prinzessin Elisabeth und Auguste, die in jugendlichen, weißen Grosgrain-Roben mit hellblau-sammetenen Empire-Schleifen und Brillant-Blüthen im einfach frisirten Haar die Cotillon-Tänzerinnen anführten. Dieser Cotillon wurde entscheidend für das Leben der jungen Prinzessin, — er hatte gesprochen. Bald darauf versammelte ein Ballfest bei Erzherzog Ludwig Victor abermals die kaiserliche Familie, und während des Tanzes entschied es sich; der Erzherzog saßte Wuth, den Kaiser um die Hand seiner zweitältesten Entelin zu bitten, und fünf Tage später, am 14. Mai, fand im kaiserlichen Lustschlosse zu Schönbrunn, im engsten Familientreise, die Verlobung des Brautpaares Statt. Der Vater der Braut, Prinz Leopold von Bayern, war aus Neuburg am Vormittag der Verlobung rasch herbeigeeilt, Mutter und Schwester des Bräutigams, die Erzherzoginnen Clotilde und Marie Dorothea konnten erst in letzter Stunde eintreffen, während sein Vater, durch militärische Dienstpflichten gehindert, erst später am Glücke seiner Kinder theilnehmen konnte.

Die Wiener, deren Liebling Erzherzogin Gisela immer war, freuen sich innig an ihrem mütterlichen Glück; trotzdem würde

Erzherzog Johann vergleichen kann. Seine Mutter, die Erzherzogin Clotilde, geborene Herzogin von Sachsen-Coburg, ist eine durch ihre Schönheit und ihren Geist berühmte Frau, durch ihre stets hilfsbereite Herzensgüte der Abgott der Buda-pester.

Nachdruck verboten.

### Der Bubenkopf.

Eine tragikomische Geschichte von Julius Freund.

**A**ch diese Kopfschmerzen! Diese entsetzlichen Kopfschmerzen!  
 „Armes Ding! Schon wieder am frühen Morgen?“  
 Melancholisch schob mein kleines, bleiches Weibchen die Kaffeetasse bei Seite. Sie neigte nervös mit den Fingern zwischen den Flechten herum und entfernte eine Haarnadel nach der anderen.  
 Aber es half Nichts.

Ihr schwaches, zierliches Persönchen war dieser schönen Last absolut nicht gewachsen, dort wo der schwere, braune Kopf auflag, — dort nagte und bohrte ein kleiner, dumpfer, beharrender Schmerz, der keine ungetriebte Freude, keinen vollen Genuß mehr aufkommen ließ, sondern überall sein grämliches, einformiges „Beto“ dreinmurmelte.

Sie that mir leid, herzlich leid, — — da war eben gar Nichts zu machen. Zwar half kein Antipyrin und kein Phinacetin. Aber diese herrlichen schweren Köpfe waren ja das Schönste, das Allerchönste an meinem Frauchen, — damit mußte sie sich trösten, denn niemals hätte ich mich entschließen

„Weil ich Dein Haar — liebe.“  
 Dies schien für einen Augenblick zu wirken, — aber nur für einen Augenblick. Dann schlug sie plötzlich einen logischen Purzelbaum und stellte mein gutgemeintes Compliment vollkommen auf den Kopf.  
 „Also nur mein Haar? Ich fühl's, daß Du mich nicht mehr liebst. Du willst nicht den einzigen Zauber zerstören, der Dich noch an mich fesselt, Du fürchtest, — daß ich dann völlig reizlos werde. Ist es so? Ist es so?“  
 „Aber Kind, thörichtes Kind — — —“  
 Sie warf leidenschaftlich den Arm um meinen Hals. Mit einem lebensgefährlichen geistigen Saltomortale, wie ihn überhaupt nur die Frauen in der Arena der Logik riskiren, kam sie plötzlich wieder auf die Bitte zurück, die das Leit-Motiv unserer lebhaften Unterhaltung bildete:  
 „Julius, einziger, bester, — quäle mich nicht so grauam! Zum Beweise Deiner Liebe — — laß mir die Haare abschneiden!“  
 Alle Wetter!  
 Das war selbst meiner von jeher berühmten und durch mehrere mehrjährige Ehe noch ganz besonders geschulten Engselgeduld beinahe zu viel.  
 „Du bist närrisch, — radical närrisch!“ polterte ich heraus.  
 „Ich kannte eine hübsche, bildhübsche Frau, die, als sie versuchte ihr Haar à la Titus zu tragen, aussah — wie ein Pudel.“  
 Das entwaflnete meine Gattin durchaus nicht.  
 „Erstens finde ich die Pudel geradezu reizend,“ entgegnete sie, „und zweitens — — —“  
 „Nun — zweitens — — —?“  
 „Zweitens wird es mir gut stehen, sogar ausnehmend gut.“  
 „Woher weißt Du denn das?“  
 Sie senkte erröthend das Köpfchen.





Es war ein alter König. Nach dem Bilde von Carl Hoff. — Siehe Seite 103.  
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.



„Ich habe drei Hof-Frisseure um Rath gefragt.“  
 Verzweifelt blickte ich zur Zimmerdecke empor und rang  
 stumm die Hände. Was vermag ein simpler, absolut un-  
 diplomirter Chemann gegen die überwältigende Autorität dreier  
 Hof-Frisseure.

Drei Hof-Frisseure!  
 „In meines Nichts durchbohrendem Gefühle“ stand ich nahe-  
 zu wehrlos dieser schrecklichen, scherenkirschenden Phalanx gegen-  
 über.

Draußen im Vorzimmer schrillte die elektrische Glode. „Der  
 Herr Sanitäts-Rath!“ meldete das Dienstmädchen, und gleich  
 darauf streckte uns der joviale alte Hausfreund lächelnd beide  
 Hände entgegen.

„Na, wie geht's, wie sieht's? Alles im rechten Gleise?“  
 Meine Frau sah in diesem Augenblick wieder unjagbar  
 leidend aus. Wie sie das macht, weiß ich nicht, — aber sie  
 macht's wunderbar. Ihre Wangen werden noch um eine Mi-  
 nute bleicher, ihre Lippen scheinbar blutleer, die klaren Augen  
 verschleiern sich, und um die leicht vibrirenden Nasenflügel  
 markirt sich ein charakteristischer Zug nervöser Müdigkeit. Es  
 macht wirklich großen Effect. Wer es noch nicht oft miterlebt  
 hat, erschrickt außerordentlich darüber.

Der Sanitäts-Rath lächelte mir.  
 „Wieder der Kopf, Paulchen, der Hinterkopf? Stimmt's?  
 Hab' ich Recht?“ Er sagte Paulchen zu ihr, der alte Herr,  
 weil er ihr schon, als sie noch ein ganz kleines Mädel war,  
 den Puls gefühlt und in den Hals geguckt hatte.

Paulchen! Zu dumm!  
 Dabei kann ich ihm diese kleine Vertraulichkeit nicht einmal  
 unterlagen. Er hatte immer eine gewichtige Stimme im schwieger-  
 elterlichen Familienrath und soll damals, als Paulchen die un-  
 verzehliche Thorheit beging, sich in mich zu verlieben, energisch  
 gegen unsere Verbindung gesprochen haben.

Mit rührender Lebensmüde blickte ihm meine Frau in die  
 scheinheilig-mohlwollenden Augen.

„Ach ja — der Kopf, Doctor, der Kopf! Der Schmerz ist  
 nicht gerade heftig, aber quälend — ärgerlich — beharrlich.  
 Sprechen Sie ein Wort, lieber Herr Rath! Was kann  
 ich dagegen thun?“

Er zuckte mit den Achseln.  
 „Was ich Ihnen schon in Ihrer Mädchenzeit gerathen habe,  
 Paulchen. Herunter mit den Haarnadeln, herunter mit den  
 Zöpfen! Weg mit all' dem schweren, unnötigen Ballast!  
 Lassen Sie sich die Haare abschneiden!“

Meine Frau stieß einen Jubelruf aus, — mir wurde schwarz  
 vor den Augen.

Das war ein Complot, ein niederträchtiges Complot.  
 „Nein, dreimal nein!“ rief ich. „Das erlaube ich nicht!“

Der Sanitäts-Rath lächelte jactantisch.

„Nicht? Warum fragen Sie mich da um Rath?“

„Meine Frau hat gefragt, — nicht ich.“

Paulchen hatte inzwischen jene unbeimliche, überlegene Ruhe  
 wiedergewonnen, durch die sie sich in den stolzen Momenten  
 absoluter Siegesgewißheit stets auszeichnete.

„Du erlaubst es nicht?“ fragte sie langsam und bestimmt.  
 „Erinnerst Du Dich denn gar nicht jener goldenen Worte, die  
 Du mir im vorigen Jahre, als ich die Eihentropfen durch-  
 aus nicht nehmen wollte, tagtäglich dreimal wiederholtest?“

„Du hast es mir sogar einmal geschrieben, als ich bei Tante  
 Clara zu Besuch war.“

Kasch öffnete sie ihre Cassette, zog aus einem der sorgfältig  
 geordneten Briefbündel ein Blatt hervor und begann zu lesen:  
 „Respect vor der Wissenschaft, Paula: Das Wort des  
 Sanitäts-Raths sei Dir ein Heiligthum. Wenn Du nicht einmal  
 dieses Princip befolgst bei seinen spärlichen Besuchen und ge-  
 salzenen Reden.“

Sie stockte plötzlich und wurde feuerroth.  
 Der Sanitäts-Rath bekam einen bedenklichen Hustenanfall,  
 aber ich hatte nicht das leiseste Mitleid mit ihm.

Meine Frau sagte sich rasch.

„Du siehst,“ triumphierte sie, „ich schlage Dich mit Deinen  
 eigenen Waffen. In treuer Befolgung Deiner eigenen Vor-  
 schriften“ — mit einem gewissen staccato betonte sie von hier  
 an jedes einzelne Wort — „lasse — ich — mir — die —  
 Haare — schneiden!“

„A la Titus!“ ergänzte der Sanitäts-Rath.

„Meinetwegen malecontent oder à la Sigert!“ wettete ich  
 dazwischen. „Ja, ich erlaub's, — ich erlaube überhaupt Alles!  
 Ich finde sogar, daß Dich ein durchgezogener Scheitel außer-  
 ordentlich leiden würde, und rate Dir in allem Ernst, es bei  
 einem der drei Hof-Frisseure gelegentlich mal mit einer aus-  
 raffirten Tonjur zu versuchen.“

Nach Art aller phantastischen, leicht erregbaren Leute über-  
 trieb ich in's Maßlose, aber meine Frau kannte diesen Charakter-  
 Zug schon längst und ärgerte sich nicht mehr darüber. „Er  
 hat's erlaubt,“ jubelte sie, „das ist die Hauptsache!“

„Rathzeit!“

Gröllend verließ ich den Kriegsschauplatz.

2.

Sonderbar! Höchst sonderbar!  
 Eine merkwürdige, ganz unerklärliche Wandlung war mit  
 Paulchen vorgegangen, ein räthselhafter Umschwung, zu dessen  
 Verständniß mir jeder psychologische Schlüssel fehlte.

Nachdem die helle Freude des ersten Triumphes verblaßt  
 war, sprach sie plötzlich gar nicht mehr von der geplanten  
 Operation. Sie klagte nicht mehr über Kopfschmerz, ließ mit  
 heroischer Selbstbeherrschung sämtliche Haarnadeln an ihren  
 Kläppen, bemühte sich, die kleinen, unvortheilhaften Längsfalten  
 von der Stirn möglichst zu entfernen, und war mild, so milde,  
 wie damals zur Verlobungszeit, als ich in holder Naivität noch  
 glaubte, diese wachsweiße Biegsamkeit, dieses lenkame Nach-  
 geben sei der Cardinal-Zug ihres Charakters.

Was war mit ihr geschehen?

Wie sollte ich mir diese Metamorphose erklären?

Langsam, — nur ganz langsam dümmerte in mir das Ver-  
 ständniß.

Paula empfand Reue! —

Ja — das war's.

Es ging ihr ähnlich wie jenen schweren Verbrechern, die —  
 in der klaren Erkenntniß ihres verlorenen Lebens — kaltblütig  
 Tag für Tag um die Todesstrafe bitten und dann im letzten  
 Momente, beim Anblick des geschliffenen Beiles, plötzlich zitternd  
 um Gnade wimmern.

Ihr Beil war geschliffen, — sie schwieg, allerdings beharrlich;

aber innerlich siegte sie bereits um Gnade. Das fühlte ich  
 deutlich.

Der Widerspruch war gebrochen, — das Project hatte seinen  
 halben Reiz verloren.

Ich aber konnte das Werk der Rache mit raffinirter Bös-  
 artigkeit in Scene setzen.

„Nun,“ fragte ich mit niederträchtig harmloser Miene, als  
 wir wieder einmal so recht behaglich am Kaffeetisch saßen,  
 „wann gehen wir denn eigentlich?“

„Gehen? Wohin denn?“

Ohne von der Zeitung aufzublicken, antwortete ich so ganz  
 leichtsin:

„Na, — zum Friseur.“

Sie ließ die erhobene Kanne sinken und sah mich groß an.

„Ja — willst Du denn mitgehen?“

„Gewiß, Schatz. Meine Abneigung hast Du besiegt, ich bin  
 mir bei genauer Ueberlegung darüber klar geworden, daß Du  
 wohl recht haben kannst, und interessire mich jetzt für die Sache.  
 Wenn ich mich aber mal für eine Sache interessire, so thue ich  
 dies mit größter Gründlichkeit, — das weißt Du. Ich muß  
 mich davon überzeugen, daß Du keinem Puschler in die Hände  
 fällst.“

Sie strich sich nervös, mit ängstlicher Geberde, über den  
 Scheitel, und ich beeilte mich, den Effect noch ein wenig zu  
 verstärken:

„Du darfst mir nicht — gar zu entsetzt wieder nach Hause  
 kommen.“

Der Boden der Kanne, die sie noch immer in der Hand  
 hielt, klirrte leise gegen das Tablett.

Langsam und würdevoll faltete ich die Zeitung zusammen. —

„Oder — willst Du etwa nicht mehr?“ fragte ich mit außer-  
 ordentlich gut gespielterm Ernst.

„Ich — ob — ob — ich —“

„Habe ich etwa diesen kleinlichen, verstimmenden Streit, der  
 sich wie ein rother Faden durch all' die Jahre unserer jungen  
 Ehe hinczieht, nur einer Caprice zu verdanken? Wie?“

„Wo denkst Du hin? Ich beabsichtigte, noch heute Vormittag  
 von Deiner lebenswichtigen Erlaubniß Gebrauch zu machen.  
 Wenn es Dir also recht ist —?“

Das Urtheil war gefällt.

Eine halbe Stunde darauf schritten wir schweigend neben  
 einander durch die schneebedeckten Straßen.

Namenslos unbefuglich war uns zu Muthe, aber wir ver-  
 riethen mit keinem Wort, mit keiner Silbe, was in uns vorging.  
 Es galt einen Kampf bis auf's Messer, oder besser gesagt,  
 bis auf die Schere.

3.

„Bitt' schön — Euer Gnaden, glei wird's g'scheg'n sein!“  
 Der Haarkünstler — ein ungemein fixes, zuthuliches Wiener  
 Bürschchen — zog eine Portière vor, die den Herrenraum von  
 der Damenabtheilung trennte, und tänzelte hinaus, um den  
 Friseur-Mantel zu holen.

Wir saßen in dumpfer Ergebenheit einander gegenüber, —  
 wir ließen dem Verhängniß freien Lauf.

Der blonde Schani tänzelte wieder herein und präparirte  
 Alles zum Werke.

Langsam legte er den weißen Mantel um die Schultern  
 meiner Frau, langsam steckte er ihr einen Streifen Watte  
 zwischen Hals und Krage, bedächtig entfernte er eine Haar-  
 nadel nach der andern.

Es war so eine Art von Herkers-Toilette.

Ich sah genau, wie meine Frau während dieser ganzen Zeit  
 angstvoll eine gerade in Arbeit befindliche — Damen-Perücke  
 fixirte, die gleich einer warmen Mahnung zufällig dicht neben  
 ihr stand. Ein ganz eigenartiges, malitöses Lächeln schien die  
 Züge des starren Holztopfes zu verzerrern, über den diese  
 Perücke gespannt war.

— Zum letzten Mal betrachtete ich das weiche, volle, matt-  
 glänzende Haar, das in breiten braunen Wellen fast bis zur  
 Erde herniederwallte, zum letzten Mal suchten meine Blicke jene  
 schmale, röthliche Locke, die sich an der linken Schläfe so drohlich,  
 so unmotivirt aus der dunkeln Müt hervorstahl.

In diesem Moment geschah etwas Sonderbares, etwas Un-  
 erwartetes, — ich bekam eine Art Vision.

Klar und deutlich bis in die geringfügigsten Einzelheiten  
 tauchte der sonnige Tag vor mir empor, an dem ich mich so  
 toll, so närrisch in jenes herrliche Haar verliebt hatte, das in  
 den nächsten Minuten auf dem Altar des ehelichen Friedens  
 geopfert werden sollte.

Es war im Hochgebirge.

Sie hatte mit ihren Eltern im Nübezahl-Quartier ge-  
 nommen, ich wohnte beim Waldmüller. — Nur ein schmaler,  
 großmäulig polternder Gebirgsbach trennte die beiden primi-  
 tiven Gasthöfe, sodah ich meiner lebenswürdigen Wanderge-  
 fährtin direct in das Zimmer sehen konnte.

Eines Mittags — wir waren gerade von einer wunder-  
 vollen Kamm-Partie heimgekehrt — stand ich in meinem Zimmer  
 und klopfte mir den Staub von der Zoppe.

Ganz zufällig warf ich einen Blick hinüber nach dem Nübe-  
 zahl, da stand Fräulein Paula, die sich im mittäglichen  
 Sonnenbrand richtig wieder ihren gewohnten Kopfschmerz ge-  
 holt hatte, mitten im Stübchen und löste ihr Haar.

Dies Haar war so schön, die Reizung ihres Kopfes, die  
 ziellichen Bewegungen ihrer erhobenen Arme waren von so  
 vollendetem Liebreiz, von so vornehmer Gracie, daß ich —  
 trotz des Bewußtseins meiner strafwürdigen Indiscretion —  
 den Blick nicht wieder abwenden konnte.

Ja — noch mehr!

Ich war so verwegem, nach meinem — Krimsticker zu  
 greifen.

In dem Augenblick, als ich ihn recht scharf einstellen wollte,  
 klirrte drüben das Fenster, und von rascher, zornbebender Hand  
 wurde die Gardine vorgezogen.

„Halt!! Um Himmels Willen — halt!!“

Dieser leise, aber ungemein charakteristisch betonte Ausspruch  
 meiner Frau riß mich jählings aus allen Träumen.

Das erste unbarmherzige Knirschen der Schere hatte ihre  
 mühsam bewahrte Energie gebrochen, — sie bat um Gnade.

Namenslos verdutzt stand der jugendliche Haarkünstler zwischen  
 uns, — in der rechten Hand hielt er sein blitzblankes Instru-  
 ment, in der linken ein dides Bündel kurz abgechnittener  
 Haare, mitten darin die bewußte röthliche Locke.

„Aber i bitt', gnä Frau,“ stotterte er in größter Verlegen-  
 heit, „dös giebt's net.“

„Was giebt's nicht?“

Er zuckte resignirt mit den Achseln:

„Da giebt's kein ‚Halt‘ net. ‚G'scheg'n is g'scheg'n! Jegu  
 mußt i weiter scher'n, sonst schaut ja die gnä Frau aus,  
 wie a Bogelscheuch'n! Von aner Friseur kömmt' gar ka Red'  
 mehr sein bei dem abg'schnittenen Haar! Haben's lan Anght,  
 gnä Frau, — s'wird Ihma ganz b'jonders guet fleid'n, dös  
 Bubentöppfel!“

Und entschlossen wüthete er weiter.

Paulchen erinnerte sich noch rechtzeitig daran, daß es in  
 der guten Gesellschaft nicht üblich ist, vor Wiener Friseur-Ge-  
 hülfen Thränenströme zu vergießen, und kämpfte wader gegen  
 ihre tiefe Erregung.

Unheimlich schnell fiel Lode auf Lode. Ich hätte den  
 Ursachen ohrfreigen können, als er — mit leichter Handbe-  
 wegung auf die hochgeschichteten Strähne deutend — zu meiner  
 Frau sagte:

„Wir müssen's guet waschen, gnä Frau, damit Ihna net  
 die Wotten hineinkommen.“

Die Wotten!! Brrrr!!

Weiter knirschte die Schere und mir war's, als vernichte  
 jeder Schnitt einen Theil meiner liebsten, süßesten Erinnerun-  
 gen. — — —

4.

So vergingen in unheimlichem Schweigen etwa fünf Mi-  
 nuten, bis die Wandlung kam, die große, unerwartete Wand-  
 lung, die alle meine Combinationen über den Haufen warf,  
 alle Befürchtungen verschluckte und mir wieder einmal so  
 recht deutlich bewies, daß das Leben — mögen wir auch noch  
 so klug überlegen, noch so genau berechnen — immer eine große  
 oder kleine Ueberraschung für uns in Bereitschaft hält.

Es wäre ja sonst auch gar zu langweilig.

Unter den fleißigen Händen des seiden noch in alle Ab-  
 gründe der Hölle verwünschten Friseurs entwickelte sich da —  
 dicht vor meinen Augen — ein ganz neues Frauchen, ein  
 Frauchen — so pikant, so grazios, so originell, wie ich mir's  
 nie hätte träumen lassen.

Erst in dem Augenblick, als der Haarkünstler mit der  
 Transformirung der mir zugekehrten Kopfhälfte meiner Gattin  
 so ziemlich fertig war, bekam ich den rechten Eindruck, dann  
 aber wuchs die günstige Wirkung von Minute zu Minute.

Sie war ja hübscher geworden, meine Frau viel — viel  
 hübscher!

Ihre ausnehmend reizende Kopfform kam auf einmal prächt-  
 ig zur Geltung, und der forsche, bubenhafte Gesichtsausdruck,  
 der sich nun zeigte, stimmte ganz brillant zu einigen härteren,  
 fast männlichen Zügen, die vordem nie so recht mit der weib-  
 lichen Frisur harmoniren wollten.

Ich rieb mir behaglich die Hände.

Mit wachsendem Vergnügen beobachtete ich diese unver-  
 muthete Metamorphose.

Wie ich mich einst in Paulchens wundervolle Locken ver-  
 liebt hatte, so verliebte ich mich jetzt in ihren reizend pikanten,  
 krausen — Bubentopf.

Aber ich sagte Nichts, — nicht ein Wort.

Ich spielte ganz und gar den Indifferenten.

Dieses neue Köpfchen brauchte nämlich — neue Hüthen,  
 und mein vor schnelles Entzünden hätte die drohenden Ausgaben  
 ohne jeden Zweifel beträchtlich gesteigert.

Ja — so niederträchtig, so berechnend wird man in der Ebe-  
 zeugend bezahlte ich den Friseur.

Die wehmüthig fragenden Blicke meiner Frau, die unau-  
 gelegt vom Spiegel zu mir wanderten, beantwortete ich nur  
 durch ein Achselzucken.

Dann trennten wir uns.

Mit rothgeweinten Augen, schluchzend, bebend, stürmte mir  
 Paula entgegen, als ich spät am Abend die Schwelle unseres  
 Wohnzimmer überschritt, und von ihren Lippen sprudelten die  
 seltsamen, höchst seltsamen Worte: „Julius, lieber Julius, —  
 schilt mich — lache mich aus — thu, was Du willst, aber —  
 taufe mir — eine — Perücke!“

Sie blieb mir die Aufklärung ihrer tollen Bitte nicht lange  
 schuldig und erzählte mir Punkt für Punkt die Erlebnisse des  
 verfloffenen Nachmittags.

Ach! Sie war Spießerthun gelaufen, — die arme kleine  
 Frau. Von äußerer Ungewißheit gefoltert hatte sie ihren  
 Bubentopf spazieren geführt bei Verwandten und Freundinnen,  
 und dabei die schimmigen, die allerhöchsten Erfahrungen  
 gemacht.

„Schau, wie tolekt Du geworden bist.“

„Nein, — wer hätte die kleine Frau für so raffinirt gehalten!“

„Ja, — ein bißchen excentrisch gab sie sich immer, die  
 liebe Paula!“

„Nimm Dich vor den Zudringlichkeiten der Herren in Acht!  
 Man wird Dich für eine emancipirte Künstlerin halten, und  
 sich alles Mögliche gegen Dich herausnehmen.“

Das war so eine kleine Mäthenlese der lebenswürdigen  
 Kritik, die sie im Laufe weniger Stunden über sich ergehen  
 lassen mußte.

Niemand dachte daran, ihren Kopfschmerz als die wahre  
 Ursache des kühnen Entschlusses gelten zu lassen. Ja, eine  
 alte, ledige Erbtante hatte ihr Benehmen geradezu ‚frivol‘ ge-  
 funden und sie ersucht, sich nicht eher bei ihr blicken zu lassen,  
 als bis ihre Zöpfe sich wieder zur früheren Vollkommenheit  
 ausgewaschen hätten.

Und jede, jede Kritik war ausgeklungen in das mitleidig-  
 boshafte Bedauern über den Verlust ihrer ‚schönsten Bierde‘.

„O diese Philister, diese boshafte, kleinlichen, schmählichigen  
 Philister!“

Weinend barg Paula ihr Köpfchen an meiner Schulter.  
 Da konnte ich nicht länger in kühler Berechnung mein ehrliches  
 Entzünden verschweigen.

„Weißt Du, Lieb, warum sie Dich schmälern, warum sie  
 Dich ärgern?“

Sie horchte auf und sah mich gespannt in die Augen.

„Nun?“

„Weil Du das Rechte getroffen hast! Weil sie Dir nicht  
 verzeihen mögen, — daß Du noch hübscher geworden bist, noch  
 hübscher, als damals, — weißt Du noch? — da ich mit dem  
 Krimsticker hinüberguckte über den rauschenden Waldbach —“

Sie ließ mich nicht ausreden.

Ihre Thränen waren plötzlich versiegt, ihre Blicke strahlten.

„Ist das wahr,“ jubelte sie — „wirklich wahr?“

„So wahr, als ich verliebt in Dich bin, Frauchen, viel ver-“



lieber, als es sich für einen vernünftigen, gefestigten Ehemann überhaupt schickt. Du — Du könntest eigentlich auf Dich selbst eifersüchtig sein. — die Paula von gestern auf die Paula von heute. Befiehl's, — und ich mache meinem neuen Brauden sofort eine neue Liebeserklärung!"

Sie erlich mir's.  
Die Kopfschmerzen sind übrigens absolut verschwunden. Falls sie jedoch wiederkommen sollten, was wir nicht hoffen, so würde das an der Frisur meiner Frau nicht das Mindeste ändern.  
Der Rubenlopf bleibt unter allen Umständen — als Selbstgew.

Rachdruck verboten.

### Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szezepanski.

I.

**D**on allem Wunderbaren, Seltsamen und Ueber- raschenden, das Amerika dem Europäer bietet, ist Nichts so überraschend wie die Thatfache, daß eine Stadt wie Chicago den Muth gehabt hat, an eine Welt-Ausstellung zu denken, und daß es ihr gegliückt ist, alle Cultur-Nationen der alten Welt dafür zu interessieren. Denn Chicago ist trotz seiner Größe keineswegs ein Cultur-Centrum, sondern lediglich ein Mittelpunkt des Handels und der Industrie. Außerdem ist Chicago noch die unbehaglichste und die unfertigste Stadt, die eine schwarzmalende Phantasia sich denken kann. Trotzdem wird Niemand bereuen, in Chicago gewesen zu sein; nur darf er es nicht im Flüge besuchen oder vom ersten Entsetzen sich davonjagen lassen. Um dieser Stadt gerecht zu werden, muß man sich an ihre Physiognomie, an das Klima und an die Menschen gewöhnen, muß man selbst den Cultur-Menschen ein wenig ausgezogen haben. Man muß sich immer wieder vorhalten, daß diese Stadt, von anderthalb Millionen Einwohnern, räumlich die größte der Erde, kaum sechzig Jahre alt ist, daß hier heute noch Menschen leben, die in ihrer Jugend auf demselben Boden, den jetzt Straßen durchqueren und Häuser bedecken, Indianer den Büffel jagen sahen, und man darf nicht vergessen, daß Chicago von New-York so weit entfernt liegt, wie Madrid von Berlin. Unter diesen Voraussetzungen erklären sich die ungeheuren Widerprüche, denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet, von selbst. Um Chicago lieb zu gewinnen, muß man zweifellos hier wenigstens eine Million Dollars „gemacht“ haben; um sein erstes Entsetzen in Staunen umgewandelt zu sehen, braucht man nur vierzehn Tage am Ort gelebt zu haben.

New-York und Chicago haben keinerlei Aehnlichkeit mit einander. Trotz mancher führender Einzelzüge ist New-York in seinem Gesamtbilde eine schöne Stadt, Chicago ist eine unsagbar häßliche Stadt. Aber in einem Punkt ist New-York, wo wohl die meisten europäischen Chicago-Reisenden zum ersten Mal amerikanischen Boden betreten werden, doch eine gute Vorstufe für Chicago. Es gewöhnt den Europäer an den Verzicht auf allen Comfort, denn der Amerikaner kennt nur Luxus. Es giebt Nichts, was man für Geld in Amerika nicht haben könnte, ausgenommen Comfort. Für zehn bis zweihundertundfünfzig Dollars täglich kann man in Pracht-Hotels, wie Europa deren keines aufzuweisen hat, eine vollständig in sich abgeschlossene, natürlich dem Preise nach mehr oder weniger elegante und mehr oder weniger geräumige Wohnung beziehen, aber wer seinen Kammerdiener oder seine Jose nicht mitbringt, muß sich seine Kleider selbst reinigen und seine Stiefel auf dem Fuße putzen lassen. Man findet in jedem Zimmer elektrische oder Gasbeleuchtung, aber ebenso sicher fehlt der Nachttisch und das Licht darauf. Man fährt in Eisenbahn-Zügen, die Salon-, Speise-, Rauch-, Ausichts- und Schlafwagen, Lesezimmer, Friseur- und Waderaum enthalten, aber man findet keinen Menschen, der Einem die Sorgen für das Handgepäck abnimmt, und man muß es sich gefallen lassen, daß die Bediensteten, wenn sie ihre Pflicht gethan zu haben glauben, in den ungezwungensten Stellungen neben dem Reisenden Platz nehmen und mit ihrem durch Tabakfaulen dunkelbraun gefärbten Speichel den Boden verunreinigen. Dieses ewige Spucken der Amerikaner ist es in erster Linie, woran man sich gewöhnt haben muß, wenn man das Land richtig beurtheilen will; denn es ist von einer Widerlichkeit, die dem civilisirten Menschen die Freude am Leben nehmen kann. Und man spuckt überall, im Salon, auf der Straße, im Eisenbahn-Wagen, auch bei Tisch, und in Diner-Toilette habe ich mit einer Virtuosität spucken sehen, die den ungezogensten deutschen Menschen beschämt hätte. Nur in dem Frauengebäude der Welt-Ausstellung, in dem wie in fast allen Ausstellungs-Gebäuden, was ich vorausschicken will, acht Tage nach der Eröffnung noch nicht viel zu sehen ist, sieht man vielfach auf Placaten die Bitte ausgesprochen, nicht zu spucken. Ob diese Bitte genügen wird, innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten einen unbespuckten Raum zu schaffen, erscheint mir indessen noch zweifelhaft. Denn die Frauen sind in Amerika gleichberechtigt mit den Männern, aber die Achtung vor den Frauen geht nur so weit, wie sie den Männern keine Unbequemlichkeit auferlegt. Es macht einen sehr feierlichen Eindruck, wenn der Amerikaner, der einen Aufzug oder einen Elevator, wie man hier zu Lande sagt, benützt, den Hut abnimmt, sobald eine Dame den Raum betritt. Aber dieser selbe Amerikaner denkt gar nicht daran, im vollbesetzten Pferdebahn-Wagen einer Dame seinen Sitzplatz einzuräumen oder ihr den Vortritt zu lassen, wenn er ihr nicht persönlich bekannt ist. Man muß daher fürchten, daß die Amerikaner den Wunsch der Frauen, in ihrem Ausstellungsgebäude nicht zu spucken, nicht respectiren, und daß sie sich für vollkommen wohlgezogene Männer halten werden, wenn sie den Frauen das Recht zugeben, auch zu spucken.

Aber New-York und Chicago unterscheiden sich nicht nur wie zwei Schweifern, von denen die Eine schön, die Andere häßlich ist. Diese beiden Städte der Union, von denen Chicago sich mit der ganzen Unverschämtheit des Parvenus eine Rivalin New-Yorks nennt, sind verschieden von einander wie der Osten und der Westen der Vereinigten Staaten, verschieden wie Cultur und Uncultur. Nach europäischen Begriffen ist Chicago nicht nur nicht eine Weltstadt, sondern überhaupt nicht eine Stadt, nur ein riesiger Marktleden. Es hat die

größten Geschäftshäuser der Welt, und die allermeisten Straßen der Stadt sind in schlechterem Zustande als podolische Landwege; es hat prächtige Avenuen, mit elektrischem Licht beleuchtet, und unmittelbar daran anstoßend nachtdunkle Quartiere und sogenannte Alleen, wahre Zufluchtsorte für jedes Verbrechen; es hat zwanzigstöckige Häuser aus Eisen und Granit, und nicht fünfzig Schritt davon entfernt die elendesten Wohngebäude aus Holz. New-York ist eine fertige Stadt, die, rings von Wasser umspült, sich auf einer nach der Mitte hin ansteigenden Insel mit felsigem Boden erhebt, sodaß ein starker Regen den Schmutz hinwegschwemmen kann, und den Straßen fast den Anschein giebt, als ob sie gereinigt worden wären. Chicago liegt in einer vollständigen Ebene, fast auf gleicher Höhe mit dem Spiegel des Michigan-Sees, an dessen Ufer sich die Stadt auf viele Stunden Länge hinlagert, ist auf sumpfigem Prärie-Boden erbaut und hat viel feuchte Niederschläge. Außerdem dehnt sich das Straßennetz Chicagos so in's Unendliche, daß eine wirkliche Straßen-Regulirung ihm nicht nachkommen könnte, selbst wenn die Mittel dafür vorhanden wären und von ehrlichen Leuten verwaltet würden. Kein Wunder, daß nur die Straßen im Geschäft-Centrum der Stadt gepflastert sind. Der weiter draußen Wohnende begnügt sich mit einem vielfach auf Pfähle gelegten Trottoir von hölzernen Bohlen, unter dem sich das Wasser in großen Lachen ansammelt. Bis in die entferntesten Gegenden aber führt ein Netz von Eisenbahnen, Cable-Cars, elektrischen und Pferdebahnen, das den Personenverkehr nach dem Centrum vermittelt. Der Wagenverkehr folgt, soweit es irgend möglich ist, den Spuren dieser Verkehrsmittel, und, wo sie aufhören, arbeiten sich die Pferde über Höhen und Tiefen mit einer Unermülichkeit, die staunenswerth ist.

Schon ist Nichts an Chicago, ausgenommen der Wid auf den Michigan-See, der einem Meere gleicht. Chicago hat nicht eine einzige schöne Straße, und selbst die Michigan-Avenue kann keinen Anspruch darauf erheben, schön zu sein, trotzdem sie wohl die längste Straße der Welt, breit, von Bäumen eingefast ist und sicher vier Stunden lang schnurgerade verläuft. Sie könnte, in einigen Theilen wenigstens, sehr schön sein, wenn man ihr den Charakter einer Quai-Straße gelassen hätte; aber unmittelbar am Ufer des Michigan-Sees laufen die dungen Geleise der Illinois-Central-Eisenbahn, die mit ihrem riesigen Stadt- und Außenverkehr dieser Avenue vollständig den Charakter einer vornehmen Straße nimmt. Auch die Reibzugen der Chicagoer Geldfürsten, die diese Straße einsäumen, werden dem Fremden nicht imponiren. Sie tragen zum Theil Villen-Charakter, zum Theil sind sie im Stil der englischen Feudal-Schlösser ausgeführt. Aber sie sind meist so eng an einander geklebt, daß ihre granitnen oder aus buntem Basalt erichteten Facaden, die imposant oder freundlich wirken, wenn sie aus dem Rahmen eines mit alten Bäumen geschmückten Gartens schauen, grotesk und geschmacklos erscheinen. Geradezu fürchterlich aber sind die riesigen, bis zwanzig Stock hohen Geschäftshäuser, die das Centrum der Stadt verunzieren. Ohne alle Rücksicht auf das Auge, nur nach dem Grundsatz der möglichen Ausnutzung des Bodens erbaut, gleichen sie abends, wenn jedes Fenster darin erleuchtet ist, einem Kolossal-Bau aus Stallaternen, in denen die Lichter angezündet sind. Trotzdem ist der Chicagoer auf Nichts so stolz wie auf diese Unholde und auf den „Elevator“, der mit schwindelerregender Geschwindigkeit vom ersten bis zum zwanzigsten Stock auf und niederfährt. Wenn man ihn sprechen hört, sollte man glauben, er hätte Eigenthumsrecht an einem solchen Thurm oder wohnte wenigstens in einem solchen. Aber das ist ein Trugsluß; in den meisten Fällen wohnt er weit draußen, Stunden Wegs vom Centrum der Stadt entfernt, in einem sehr bescheidenen Holzhaufe, das mitten in der Wildniß liegt. Denn nach europäischen Begriffen ist die Prärie, auf der sich Chicago endlos dehnt, die Wildniß, trotzdem sie von sogenannten Straßen in regelrechtem Riedel durchauert ist. Die ungesundeste Terrain-Speculation hat der Stadt Chicago diese Ausdehnung gegeben, die gar keine Grenze zu haben scheint. Debattiren doch großwahnwitzige Amerikaner über das Project, Chicago und St. Louis zu einer Stadt zu verbinden, — die beiden Städte liegen zweihundert englische Meilen von einander entfernt.

Freilich mißt der Amerikaner Entfernungen mit anderem Maßstabe als wir in Deutschland anzulegen gewohnt sind. Der Jackson-Park, in dem sich die Welt-Ausstellungs-Gebäude erheben, liegt immer noch inmitten der Stadt Chicago, trotzdem man von deren Mittelpunkt drei Stunden und zehn Minuten braucht, um zu Fuß dahin zu gelangen. Mit der Cable-Car braucht man nur kaum noch eine Stunde, die Local-Züge der Illinois-Central-Eisenbahn machen den Weg in etwas über einer halben Stunde, die durchgehenden Ausstellungs-Züge derselben Bahn und die Züge der elektrischen Ausstellungs-Hochbahn führen den Besucher schon in zwanzig Minuten dahin. Außerdem werden Dampfschiffe, die zehntausend Passagiere zu befördern im Stande sein sollen, demnächst ihre Fahrten beginnen. Sollte die Ausstellung so rego besucht werden, wie man in Chicago erwartet, so werden alle diese Beförderungsmittel denoch nicht hinreichen, den Verkehr zu bewältigen. In den Haupt-Verkehrsstunden ist die Fahrt schon heute nach europäischen Begriffen lebensgefährlich, trotzdem die erwartete Durchschnittsziffer von täglich 600 000 Besuchern noch nicht ein einziges Mal auch nur annähernd erreicht worden ist. Selbst am Eröffnungstage waren nur 452 000 zahlende Besucher erschienen, zu denen vielleicht noch 50 000 Inhaber von Freikarten zu rechnen sind. Seitdem hat der Besuch bedeutend nachgelassen, so bedeutend, daß man auf dem Ausstellungsplatze den Eindruck der vollkommenen Menschenleere hätte, wenn nicht die überall beschäftigten Arbeiter einiges Leben in diese Raubertadt von Palästen brächten. Das ist sehr erklärlich; die Amerikaner wissen, daß die Ausstellung in einem unglücklich unfertigen Zustande eröffnet worden ist, und die europäischen Reisenden, die einen Besuch der Ausstellung beabsichtigen, sind erst in den Sommermonaten zu erwarten. In der That kann man allen Landstreulichen keinen besseren Rath geben als den, nicht vor September hierher zu kommen. Was in der Ausstellung überhaupt fertig werden wird, wird bis dahin wahrscheinlich fertig sein. Außerdem soll Chicago einen außerordentlich heißen Sommer haben, der den auch sonst nicht gerade angenehmen Aufenthalt in der Stadt unerträglich macht.

Wäre die Ausstellung im Einzelnen so durchgeführt und vollendet, wie sie im Großen geplant und angelegt ist, so wäre sie allerdings ein Wunder, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Schon heute würde diese Stadt von Palästen einen zauberhaften Eindruck machen, wenn man in hellem Sonnenschein durch ihre Straßen wandeln könnte. Denn die dominirende

Farbe aller dieser Gebäude ist weiß, und wenn auch nicht viel mehr als Holz, Eisen und Kalk für ihren Bau verwendet worden ist, so würde doch großes Sonnenlicht jetzt schon bröckelnde Material scheinbar in eitel Marmor verwandeln. Aber der einzige Tag mit einigermaßen beständigem Sonnenschein war bisher ein Sonntag, und an Sonntagen bleibt die Ausstellung geschlossen, — ein Beschluß, den die Commission sich mit 2 500 000 Dollars hat ablaufen lassen, um den sie lebhaft von allen Seiten angefeindet wird, und den sie gern umgehen möchte. Denn Chicago ist sonst keineswegs eine Stadt, worin der Sonntag nach englischem Muster gefeiert wird. Selbst unter dem trüben Chicagoer Himmel und in dem Grau, in das die mit Fabrikrauch gemischten Niederschläge den weichen Kalkanstrich verwandelt haben, wirken diese Gebäude noch unvergleichlich imposant, und der Grundriß der Ausstellung macht einem genialen Kopf Ehre. Da ist vor Allem die grandiose Quai-Straße, die sich am Ufer des Michigan-Sees entlang zieht, und die leider nur beeinträchtigt wird durch die beiden Molen, die man der Sicherheit der Schiffe wegen in dieses Meer hinauslegen mußte. Beeinträchtigt wird sie auch durch ein amerikanisches Kriegsschiff, das scheinbar fünfzig Schritt vom Ufer ankert, und dem man ansieht, daß es aus Pappe zusammengeleimt ist, — eine Spielerei, die durchaus aus dem Rahmen dieser großartigen Scenerie fällt. An diesem Quai erhebt sich die Industrie-Halle, ein Gebäude, das einen Raum anderthalb mal so groß wie das Berliner Schloß, in einer einzigen großen Wölbung überspannt, und das in seinen edeln Formen durchaus den Eindruck eines Palastes, nicht den einer Ausstellungshalle macht. Aber auch hier wieder wird der Total-Eindruck geschädigt durch ein in rothem Ziegelbau aufgeführtes Kaffeehaus, das vor der Front dieses Palastes hingeklebt liegt, und dessen Inhaber den Schönheitsfimmel der Ausstellungs-Commission mit einigen tausend Dollars zum Schweigen gebracht hat. An dieser Prachtstraße, die Front dem Meere zugewandt, liegt auch das deutsche Haus, der Sitz der deutschen Reichs-Commission, die auf dieser Welt-Ausstellung einen Triumph ohne Gleichen feiert; denn die deutsche Ausstellung, die bei der Eröffnung am weitesten vorgeschritten war, wird in ihrer Gesamt-Anordnung und in ihrem Detail die aller anderen Länder um ein Nischenmaß überragen; das gilt sowohl von der Industrie-, wie von der Kunst- und von der Frauen-Ausstellung.

Der Wasserreichtum auf dem Ausstellungsplatz erregt den Mangel an Bäumen, der das Auge zuerst empfindlich berührt. Ein breiter, von Brücken überspannter schnurgerader Canal führt zwischen der Industrie-Halle und dem architektonisch ebenbürtigen Landwirtschafts-Gebäude vom Michigan-See in das Centrum der Ausstellung, wo er sich feecartig erweitert. Um das Ufer dieser Lagune, die von elektrischen Booten, venezianischen Gondeln und Tausenden von Rößen belebt ist, gruppiren sich die andern Hauptgebäude der Ausstellung, deren fast jedes von einer imposanten Kuppel gekrönt ist. Eine weitere Hauptstraße führt dann noch durch die infolge der Verschiedenheit ihrer Architektur ziemlich bunt wirkende Gruppe der Einzel-Gebäude der verschiedenen Gouvernements, und, etwas abgewandt von der Ausstellung, liegen zusammengewürfelt die Speculations-Bauten der Midway-Plaisance, Vergnügungs-Localc, worunter sich nur das „deutsche Dorf“ einen einheitlichen und ernsthafteren Charakter gewahrt hat. Diese ganze „Schau“, wie der Chicagoer, der die Welt-Ausstellung übrigens lediglich als eine Geschäfts-Speculation betrachtet, die Veranstaltungen im Jackson-Park schon jetzt nennt, trotzdem noch verhältnißmäßig wenig in all diesen Gebäuden zu sehen ist, wird umschlossen von Hotels und Restaurants, die wie Pilze aus der Erde geschossen sind. In meinen nächsten Briefen werde ich über die deutsche Ausstellung, die bis dahin wahrscheinlich fertig sein wird, näher berichten.

Rachdruck verboten.

### Bei den Fasanen.

(Siehe das Bild auf Seite 100.)

„Er ist ein dummer Vogel, gehört aber zur hohen Jagd.“ — Wir können es nicht ändern, allein so sieht es im Brodhaus über den Fasan schwarz auf weiß zu lesen. Nun, wir meinen, der Fasan ist schon genug, um sich auch ohne den schmeichelhafteu Jubel über dieses verächtliche Urtheil betrefis seiner geistigen Fähigkeiten beruhigen zu können. Namentlich der auf unserem Bilde erscheint als ein vollkommener Adonis unter den Vögeln. Er zählt zu einer prächtigen Art und wird uns in einem erregten Moment vorgeführt, den die Fasanen-Genne herausbeschworen haben wird. Vermuthlich Eierjacht. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urtheilen, dürfte die Henne keineswegs gereizt sein, sich stillschweigend den Born ihres Gemahls gefallen zu lassen. Es mag wohl einen kleinen Kampf geben, bei dem die bunten Federn fliegen, aber wenn wir uns nicht ganz täuschen, wird dieser häusliche Zwist bald in ein veröhnliches Finale ausklingen.

Rachdruck verboten.

### Es war ein alter König.

(Siehe das Bild auf Seite 101.)

„Es war ein alter König,  
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;  
Der arme, alte König,  
Er nahm eine junge Frau.“

Der Künstler führt hier panden im Wilde uns vor, was der Dichter meisterhaft sang. —

Dort an der mächtigen Mauerkrönung, die hoch auf steilem Felsen über das Meer ragt, ist ihr Lieblingsplatz. Dort ist es einsam, dort schweift der sehnsüchtige Blick des armen Kindes im Hermeten in die Ferne, in das Grenzlose, wohin sie flüchten, wo sie hinabstehen möchte, um nie, nie wieder zurückzukehren nach der ihr ohne Wahl angewiesenen, verhassten Stätte des Glanzes und in die Arme des Greises, in denen ein Furchten und Frieren sie überkommt. — Aber jetzt möchte sie nicht mehr fliehen! Etwas ist anders geworden. — Wohl hatte sie gleich bemerkt, daß der blonde Edelknabe, ein Jüngling mit leichtem Sinn, von besonders schöner Gestalt sei, der ihr als Page zugewiesen ward, allein sie ist in Fächten erzogen worden und hat starr und theilnahmslos über ihn hinweg gesehen, wie über alle Anderen. So glaubt sie, und der Page glaubt es, und der alte König, der mit der gleichgültigen Haltung seiner jungen Gemahlin sehr zufrieden ist. Da fühlte



sie plötzlich eines Tages, wie die dunkeln Augen des Vagen mit einem ganz sonderbaren Ausdruck auf ihr ruhten. Forschend erwiderte sie den Blick, aber verwirrt mußte sie die Wimpern senken, während eine glühende Röthe ihr in's Antlitz stieg. Seitdem hat der Vage oft so den Blick zu ihr emporgeschlagen, seitdem aber hat sie noch kälter über ihn weggeschaut als zuvor. Keckerlich wenigstens, drinnen freilich hämmert das junge Herz. Und daher war eben Alles anders wie früher geworden! — Der Edelmahe aber ward bleich und finster. Verstoßen bemerkte sie, wie ein tiefer Schmerz an seiner Seele nagte. Wie hätte sie, die wußte, was es heißt, summen zu leiden, nicht tiefstes Mitleid mit ihm empfinden sollen? Tag und Nacht dachte sie seiner. Ach Gott, es war doch nur Mitleid, nichts Schlimmes! Und endlich wagte sie es allein mit ihm nach ihrer einsamen Lieblingsstube, nach der Burgmauer über dem Klippenhang, hinanzugehen, um ihn wegen seines Kummerd zu befragen.

Der Wind ließ ihren Schleier flattern, er sagte die Wolken über ihrem Haupte, und die Möven ließen sich von ihm uferwärts tragen. Dampf grollte der Brandungs-Tonner aus der Tiefe empor. Die zitternde junge Königin preßte die Hand auf das pochende Herz, und langsam, langsam wandte sie zum ersten Male das Haupt nach dem Edelmahe. Da stand er, mit der Linken noch trampfhaft ihre seidene Schleppe festhaltend, die geballte Rechte auf der Brust, gramverloren nach einer herrlichen, unerreichbaren Welt jenseits des Meeres starrend, wie sie es sonst zu thun pflegte.

Und da geschah es, durch diese einzige verhängnißvolle Kopfwendung geschah es, daß ihre Blide sich abermals fanden, und dieses Mal unlöslich! Das in gluthheißer Leidenschaft entbrannte Jünglingsherz durchbrach jede Schranke, und das nach Liebe sich verzehrende blutjunge Weib vergaß, daß sie Königin, daß sie die Ehefrau eines Anderen sei, vergaß Alles, Alles! — Und Wind und Wellen klagten, als wüßten sie schon das traurige Ende und dürften doch die armen unbesonnen Menschenkinder nicht warnen.

„Sie mußten Beide sterben,  
Sie hatten sich viel zu lieb.“

Man nimmt aus den Farben für Glasmalerei das sogenannte Glaschwarz zu zwei Theilen und ein Theil Eisenroth, auch Bleigetroth genannt, befeuchtet es mit bestem Terpentin-Öel, reibt zehn Minuten tüchtig mit dem Glasläufer auf der rauhen Seite einer mattirten Glasplatte, nimmt dazwischen häufig den Rand der Farbe mit dem Glasläufer nach der Mitte, setzt einen guten Theil Dicköl dazu, reibt nochmals fünf Minuten, nimmt die Farbe auf eine kleine Fläche zusammen, und bedeckt sie jetzt, wie auch später, während des Malens zum Schutze gegen Staub, der der größte Feind aller keramischen Malerei ist, mit einem Glase. Schon am gleichen Tage, da man die Farbe anreibt, versucht man sie, indem man auf einem Probefcherben die Contour zeichnet, um zu sehen, ob sie zu fett oder zu mager ist; das Letztere ist der Fall, wenn gleich nach dem Zeichnen die Farbe stumpf wird und einschlägt; dann fehlt ihr noch Dick- oder Facköl.

Dick die Farbe über Nacht oder während der Arbeit ein, so wird sie durch Terpentin dünnflüssiger gemacht.

Ehe man des anderen Tages das eigentliche Zeichnen auf dem Teller beginnt, prüft man die Contouren des Probefcherbens auf ihre Haltbarkeit, d. h. man streicht mit einem in Wasser getauchten weichen Pinsel wiederholt darüber hin und her, um zu sehen, ob die Linien fest und fett genug sind, daß sie sich bei dieser Manipulation nicht verwischen, da sie diese aushalten müssen, wenn man später den Radir-Grund in Wasserfarbe darüber malt.

Eine correcte Zeichnung ist immer gut, doch hier ganz besonders erforderlich; hauptsächlich ist zu beachten, daß die Linien nach der Lichtseite feiner, auf der Schattenseite kräftiger und breiter werden; denn eine flane Aufzeichnung mit sabendünnen Linien würde die Sache von vornherein verderben.

An guten Vorbildern, wie z. B. schönen alten Holzschnitten, ist das Meiste zu lernen; diese sehen in unserer reproductionsreichen Zeit den sich dafür Interessirenden wohl überall zu Gebote. Selbstverständlich kann man die Contouren mit dem Pinsel

Pinzel ruhig in denselben Farben-Austrag der zu decorirenden Schüssel wieder hinein, feuchtet ihn an, streicht ihn wieder gleichmäßig und vertreibt ihn auf's Neue, bis eine gute Fläche gelungen. Etwas wolkig sind diese Töne meist, wegen der gewölbten Fläche einestheils, und der gemischten Farbe andererseits, doch erhöht dies den Reiz einer solchen Radirung erheblich.

Ehe nun die letzte, abschließende Arbeit des Radirens beginnt, wird der Vorsicht halber, da wir es mit einer Staub- und Wasserfarbe zu thun haben, die sich wegwäscht, der Hintergrund mit einer verdünnten Dicköl-Mischung leicht überstrichen. Erst wenn dieser Ueberzug getrocknet ist, kann mit dem Radiren begonnen werden, sonst würde der abfallende Farbstaub an der fetten Fläche haften bleiben und Flecke geben.

Jetzt fängt der leicht geführte Radir-Pinzel an, die Halblichter in weichen, duftigen Tönen herauszuholen, wobei man von dem Radir-Grund noch einen Theil sehen läßt. Dann verstärkt man die Lichttöne, wo es nöthig, nimmt also etwas mehr fort. Nur auf wohlberchneten, höchsten Lichtstellen läßt man, charakteristisch mit dem Hölzchen zeichnend, den klaren Majolika-Grund durchsehen, während die Nadel nur zum Ausbessern der Töne, das heißt zum Entfernen von an falscher Stelle stehen gebliebenen Dunkelheiten verwendet wird. Jedenfalls ist es ratsam, diese ganze Reihenfolge der Lichtsteigerung in der Radirung auf dem Probefcherben zu versuchen. Ein guter flacher Radirer muß weiche schraffierte Lichtflächen herausnehmen, und der runde beim Abstumpfen der Farbe weiche Töne hervorbringen.

Die Arbeit wäre beendet. Beim Transport zum Brenner legt man vorsichtshalber ein Brettchen oder eine Pappe über die Schüssel, damit Nichts verwischt wird.

Das Feuer eines Ofens für Glas- oder Hohlglas-Brennerei genügt vollständig für diese Technik, da die Glasfarbe sich leicht mit der Majolika-Glasur verbindet und schön blank ausbrennt, ohne des stärkeren Porzellan-Feuers zu bedürfen.

Das Verfahren, sowie die malerische Behandlung sind auf Porzellan genau dieselben wie auf Majolika, nur daß man hier mit Porzellan-Farben arbeitet, die man auf ihren Glanz nach dem Feuer auszuheben hat, und bei matten Stellen und ungenügendem Glanz eventuell zu der Farbe etwas General-Flux zusetzt.

Natürlich kann man solche Radirungen in allen wünschenswerthen Farbtönen herstellen, indem man dem Schwarz je nach Belieben Braun, Roth, Grün oder Blau zusetzt.

Fast ausnahmslos ist diese Arbeit mit einem Feuer fertig. Doch läßt sich selbstverständlich, wenn es nöthig, mit dem wohl-aufbewahrten, in Del angemischten Schattir- und Contour-Ton die plastische Wirkung durch Uebermalen der Schatten erhöhen. Dann bedürfte der Gegenstand freilich eines zweiten Feuers.

## Redaktions-Adressen

**Treue Abonnentin, Cosel.** — Die geeignetsten Methoden für Beschäftigung und spielernde Belehrung der Kinder dürften sich noch immer in den hebbel'schen Vechbüchern finden, die mehrfach neu bearbeitet worden sind. Ihren Zweck entsprechen am besten Selbel, Handbuch der hebbel'schen Beschäftigungs-Spiele, und Köhler, Praxis des Kindergartens. Beide Werke sind bei H. Böhlau in Weimar erschienen.

**A. D., Hamburg.** — Die den geistlichen Berufe der beiden Geschlechter regelnden Anstands-Vorschriften lassen sich fast alle auf den conventionalen Grundsatz zurückführen, daß das Entgegenkommen stets von der männlichen Seite ausgehen muß. So wird sich denn Ihre Anfrage, ob eine Dame einen Herrn zuerst grüßen dürfe, generell verneinen lassen. Aber keine Regel ohne Ausnahme! So ist es sicher selbstverständlich, daß die Wirthin dem geladenen Gaste begrüßend entgegengeht. Es wird auch Niemand einen Verstoß gegen die Etikette darin sehen, wenn ein junges Mädchen einem alten Herrn zuerst zum Gruße die Hand entgegenstreckt. Die von Ihnen erwähnte englische Sitte beruht auf einem Mißverständniß. Auch jenseits des Canals grüßt nicht die Dame zuerst, sie deutet nur durch ein Nicken, durch eine leichte Kopfnugung an, daß sie bereit ist, den Gruß des ihr beagenden Herrn entgegen zu nehmen. Eine bekannte Dame auf der Straße anzusprechen, gilt auch in England als eine Tactlosigkeit.

**D. W., Königsberg.** — Die Kunst, sich gegenseitig in der Welt der materiellen Bewirtung überdienen zu wollen, ist leider eine deutliche Eigenthümlichkeit. Weder in England noch in Frankreich kennt man diesen „dien“ Wehret, durch den die wirkliche Geselligkeit im besten Sinne eher geschädigt, als gefördert wird. Das Besorgniss großer Diners mit unendlichen Menus im eigenen Hause zählt in England zu den Ausnahmen. Der five o'clock tea und die at home's, d. h. der eine Wochentag, an dem die Hausfrau regelmäßig empfängt, genügen für den Durchschnitts-Berufe und bieten mehr Gelegenheit zur Unterhaltung, als große Diners und Soupers. Mit dem Grade der nationalen Gastlichkeit hat die Kostbarkeit und Mannigfaltigkeit der Speisen und Getränke überhaupt Nichts zu thun. Bei solcher Orientierung wird weniger an das Anwesen der Geladenen als an die Selbstverherrlichung der Wadenden gedacht.

**Frau A. P., Stralsund.** — Die Sorge, der Sie Ausdruck geben, daß die Gesundheit der heranwachsenden weiblichen Jugend unter den gesteigerten geistigen Anforderungen leiden möchte, beschäftigt die Hochmänner seit langer Zeit. Auch auf der dreizehnten Hauptversammlung des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen in Kiel kam diese Frage zur Sprache, und man gelangte zu einer Reihe beherzigenswerther Rathschläge. Die Schülerinnen der höheren Mädchenschulen sind körperlich nicht nur gegenüber den Knaben, sondern auch den Schülerinnen der Volksschulen im Nachtheil; sie dürfen nicht wie diese nach Herzenslust auf der Straße sich tummeln, laufen und springen; fein sitzbar müssen sie einher wandeln. Da hat die Schule die Pflicht, einzugreifen und hygienische Maßregeln zu treffen. Als solche Maßregeln werden bezeichnet 1) Verstärkung der Vehrstunden; es ist nach der Erfahrung von Pädagogen Thatsache, daß beispielweise in sechs halben Wochen oder Religionsstunden dasselbe Ergebnis erzielt worden, wie in vier ganzen Stunden; 2) Einschränkung der Stellfrist, um Rückgrat-Verkrümmungen vorzubeugen, die bei Mädchen mit ihrem zarteren Körperbau häufiger vorkommen als bei Knaben; 3) Anstellung von Schulfürsorge, die jedoch niemals eigenmächtige Anordnungen treffen dürfen, sondern stets mit dem Anstaltsleiter, dem sie unterstellt sind, vorher Rücksprache zu nehmen haben; 4) Vorbildung der atademisch und seminaristisch gebildeten Lehrerinnen in der Hygiene und Aufnahme der Grundzüge der Gesundheitspflege unter besonderer Berücksichtigung des weiblichen Berufes in den naturwissenschaftlichen Unterricht der höheren Mädchenschulen.



Glasirte Schüsseln. Mit Radirungen von Luise Menzel.

Nachdruck verboten.

### Radirungen auf glasierten Schüsseln.

Von Luise Menzel.  
(Mit zwei Abbildungen.)

Der Gedanke an eine des Brennens bedürftige Malerei ist untrennbar mit der Vorstellung von Reiben, Flagen und Springen verbunden, und dies ist der Hauptgrund, der Künstlerinnen wie begabte Dilettantinnen abhält, Studium und Thätigkeit dieser hochinteressanten und dankbaren Technik zuzuwenden. Selbstverständlich hat man stets mit zerbrechlichen Gegenständen zu thun, denn alle Gefäße, Gefäße, Tischen oder Bilder, die zum Einbrennen be- oder gemalt werden, sind Steinzeug (Porzellan), Irdenware (Majolika, Terracotta, Fayence) oder Glas, mit Ausnahme der echten Email-Malerei, die auf Kupfer oder Edelmetallen ausgeführt wird.

Die Unglücksfälle aber, die durch das Brennen der Malerei selbst geschehen, lassen sich nach kurzer Uebung und bei vorsichtiger Behandlung auf ein sehr kleines Maß beschränken und meist durch geeignetes Uebermalen in einem zweiten Feuer wieder gut machen.

Jedenfalls behohnt die keramische Malerei stets reichlich alle darauf verwendete Mühe, denn die Schönheit, Tiefe und Leuchtkraft der Farben ist unvergänglich und läßt sich durch keine noch so geschickt ausgeführten Surrogate nachahmen, deren Herstellung meist dieselbe Zeitdauer in Anspruch nimmt, wie die echte Malerei.

Aber trotz des Vorhergesagten kann ich die Schwierigkeiten der keramischen Techniken nicht wegleugnen, und dies war der Grund, weshalb ich vor Jahren das Radiren von glasierten Majolikeln oder Porzellanen im Atelier eingeführt habe, das auch den in der Malerei minder Geschulten ermöglicht, sich Schüsseln, Tischen, Nadeln, ja selbst Hohlgefäße keramisch zu decoriren, wenn auch nur Ton in Ton. Wählt man Majolika, so ist immer die gelbliche glasierte Schüssel der weichen vorzuziehen, weil alle Töne weicher darauf stehen, und die ganz leicht herausradirten Stellen vornehmer auf diesem gelblichen Grunde wirken. — Zuerst macht man sich von dem Vorbilde eine gute Pause; will man diese öfter benutzen, ist Pause-Leinwand vorzuziehen, da Pause-Papier, besonders bei hohlen Flächen, leicht reißt. Hat man die Pause richtig befestigt — entweder mit Wachs an den Seiten oder mit gummirten Papierstückchen, auch durch Feststeden der überhängenden Ecken, so schiebt man das vorher abgeriebene Graphit-Papier unter, und drückt die Zeichnung mit der Pause-Nadel correct durch.

Die zur Aufzeichnung nöthige Farbe präparirt man schon Tags vorher, da nur eine gut durchgeriebene, mit Dicköl angemischte Farbe, sich leicht und angenehm aufzeichnen läßt.

oder der Feder machen; ich benutze fast ausschließlich die Reißfeder, sehe sie aber anderweitig zu meiner Verwunderung höchst selten angewendet. Jede Pinsel-Contour verlangt fast zwei Mal soviel Zeit, und die mit einer Schreibfeder doppelt soviel als die mit der Reißfeder gezogene. Die Zeitersparnis liegt zunächst darin, daß man durch Drehen und Wenden der Feder, durch spit und breit führen im Stande ist, die verschiedensten Stärkgrade zu erzielen, und daß man das häufige Eintauchen in die Farbe erspart, da man sie füllt und bei gut präparirter Farbe bis zum letzten Tropfen ausschreibt. Ist sie ausgeschrieben, taucht man sie jedes Mal in Terpentin, reinigt sie mit einem kleinen, nicht safernden Mallappchen gründlich, und füllt sie auf's Neue mittelst einer Messerspize, die man ebenfalls nach jedesmaligem Gebrauch abwischt; denn selbstverständlich verhindern mitgeführte alte Farbreite oder Stofffäden die frische Farbe am Ausfließen. Nur durch solche kleine Reinlichkeits-Unterlassungs-Sünden oder zu dickflüssige Farbe können sich anfangs beim Reißfeder-Zeichnen Unannehmlichkeiten ergeben.

Ist es nöthig, an der Contour zur Verbesserung zu radiren, so muß man warten, bis sie trocken ist. Hierauf entfernt man Staub wie Farbrümel durch Abfeigen mit einem weichen Pinsel, nimmt dann von derselben Contour-Farbe, taucht je nach Bedarf in die verschiedenen, in kleinen Käpfchen enthaltenen Malmittel, d. h. in Dicköl, Terpentin und etwas Wellenöl, schafft sich so einen weichen malbaren Ton, und modellirt die Zeichnung in ihren Schattenpartien durch, indem man, wie beim Porzellan-Malen, Naß in Naß kräftiger in die weichen Töne malt. Wo der Local-Ton fehlen soll, den hier der Radir-Grund bildet, läßt man die Fläche von jeder Delschattirung frei.

Nun fertigt man sich sein Radir-Zeug aus einer Radir-Nadel, einem Hölzchen, und verschiedenartig zugerichteten Pinseln. Man nimmt einige runde sowohl wie flache Vorstempeln (Delmalerei-Pinsel), schneidet sie kürzer, senkt sie über einem Licht ab, indem man schnell über die Flamme fährt und dazwischen immer wieder das Abgefengte auf dem Dimsstein wegschleift. Jetzt präparirt man die Wasserfarbe für den Radir-Grund, reibt auf einer ziemlich großen mattirten Glasplatte zwei Theile Glaschwarz mit einem Theil Eisenroth, dem man  $\frac{1}{10}$  vom Ganzen Glasfluß Nr. 1 beifügt, setzt nach längerem tüchtigen Reiben einige Tropfen Gummi zu, und versucht dann auf dem schon mit der Probe-Contour versehenen Scherben mit dem neu gefertigten Radir-Zeug den aufgetragenen Ton auf seine zu große Weichheit oder Härte, von welchen Gegenständen er sich gleichmäßig entfernt in der Mitte halten muß, um sich angenehm herauszutupfen und einen künstlerisch guten Eindruck zu machen.

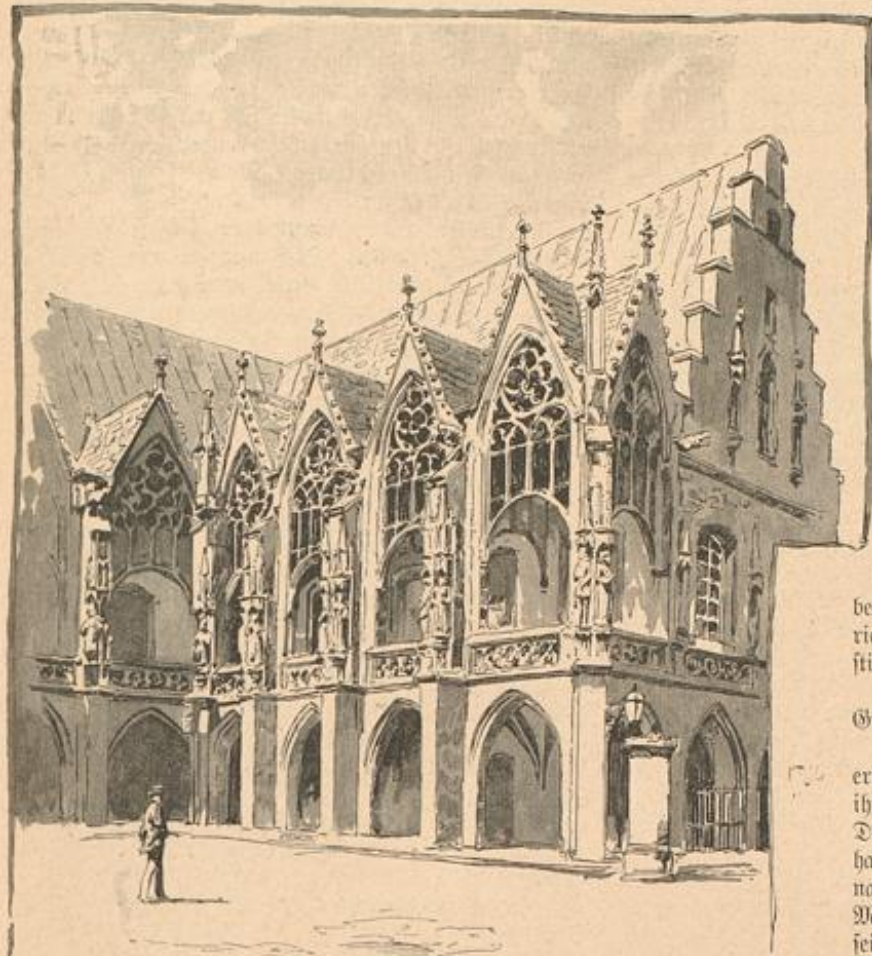
Die gut präparirte Wasserfarbe streicht man gleichmäßig über die ganze Fläche, wozu man sich eines möglichst großen weichtartigen Firnis-Pinsels bedient; hierauf vertreibt man diesen Ton mit einem Dachshaar-, oder sonstigen großen weichen Pinsel.

Glückt das nicht gleich, so geht man mit dem wasserhaltigen



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 14. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M. Berlin, 16. Juli 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$  M. XX. Jahrg.



Braunschweig. Das  
Rathhaus. Von  
C. Günther-Raumburg. —  
Siehe Seite 111.

*Günther-Raumburg*  
*1893*

Nachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.  
(Fortsetzung.)

**N**achdem es war ein schöner Vorfrühlingstag, jede Straße voll gepuzter Menschen. Ella selbst sah gut und frisch aus in ihrem neuen Jacket mit der hellen Bluse darunter; aber in ihrer Miene lag etwas Ernstes, fast Finsternes. Ihre Züge waren ohnehin energischer als die Zella's, das Gesicht zeigte einen festen, starken Zug neben der süßen Schönheit der älteren Schwester.

Sie ging sehr langsam die Linden entlang und sah wiederholt, fast ungeduldig, auf ihr silbernes Uehrehen, — es war wenige Minuten nach zwölf Uhr. Jetzt kam sie gerade recht; sie schritt auf den Pariser Platz zu. An dem Springbrunnen rechts stochte sie, — er mußte jeden Augenblick kommen. Sie schämte sich, ihre frischen Wangen färbten sich dunkler. Ihm so gerade in den Weg zu laufen! Wie vorher hatte sie das gethan.

Obgleich weniger verwöhnt als Zella, war sie doch

viel stolzer. Stellte sie sich nicht bloß, ihm so entgegen zu gehen? Schon bog sie in die Wilhelmstraße ab, befaß sich aber wieder. Kann man sich nicht einmal zufällig begegnen? Nun, das erste Mal war's doch nicht eigentlich; nur daß es früher wirklich aus Zufall geschah. Erst seit die Eisbahn zu Ende, hatten sie einander nicht mehr getroffen. Und warum sollte sie nicht Etwas zum Sonntagstisch holen? Vielleicht auch ging er vorüber, während sie den breiten Straßendammpassirte. Und nun schritt sie tapfer weiter. Eben, als sie wieder

beim Springbrunnen anlangte, rief eine laute, heitere Männerstimme:

„Guten Morgen, Fräulein Guttenberg!“

Sie fühlte, wie sie von Neuem erröthete, — da stand er schon vor ihr! Um zwölf Uhr war seine Dienststunde im Moabiters Krankenhaus beendet. Jetzt begab er sich nach seiner Wohnung in der Mohrenstraße; er speiste dort bei seiner Mutter. Ella wußte das genau. Sie sah deutlich das spöttische Lächeln eines alten Herrn, der ihr Zögern beim Springbrunnen bemerkt hatte. Schrecklich! Man sah es ihr an! — Aber Bruno von der Waidt schaute so hochehrent und überrascht drein, er ahnte gewiß Nichts. Nicht die Spur von Ironie zeigte sich in seinen hübschen blauen Augen. Er war ein schlanker, brünetter junger Mann mit zierlichem Schnurrbart. Sein offenes, ehrliches Gesicht erschien für das eines fertigen Arztes beinahe zu jung, zu zart — die ganze äußere Figur flott und elegant zugleich.

Nun wenn man erst seit fünf Monaten „Doctor der gesammten Heilkunde“ ist, mag ein bißchen Eitelkeit ja wohl verzeihlich sein.

Sie hatten im Winter fleißig mit einander getanzt, waren gemeinsam Schlittschuh gelaufen, hatten aber noch nie Anderes gesprochen, als was sonst bei solchen Anlässen üblich ist.

Daß er sich besonders mit Ella beschäftigen konnte, geschah, weil Zella ganz durch ihren „Baron“ in Anspruch genommen wurde.

Die Regierungsräthin hatte ja für derlei ein sehr scharfes Auge; warum wollte der junge Arzt keinerlei Miene machen, in's Haus zu kommen? Augenblicklich konnte er auch wohl noch nicht heirathen. „Der muß auf Geld sehen,“ entschied sich die Räthin. Er hatte ja eben erst promovirt und mit vielem Glück einen Platz als zweiter Assistenz-Arzt im Krankenhaus erhalten. Darauf kann man natürlich nicht heirathen, da lernt man noch! Wo er sich niederlassen wollte, wußte er auch noch nicht. Vorerst mußte er sich eine Specialität wählen. „Das wäre also vor der Hand Nichts,“ meinte die Mana. —

Sein hübsches Gesicht strahlte vor Vergnügen, und auch Ella glühte. Und der alte Herr, der die Beiden beobachtete, blickte ihnen schmunzelnd nach.

Vor Allem mußten sie ihre Erklärungen los sein.

Sie ging zu dem Conditore in der Potsdamerstraße, er nach Hause. Aber er durfte sie doch ein Stückchen begleiten? Ja! Sie sahen sich dabei so seelenvergnügt in die Augen . . .

Nun waren sie am Brandenburger Thor. Er übernahm die Führung. Natürlich würden sie doch lieber durch den Thiergarten gehen, als die Straße entlang, den hübschen, lauschigen Steig an der Löwengruppe vorbei?

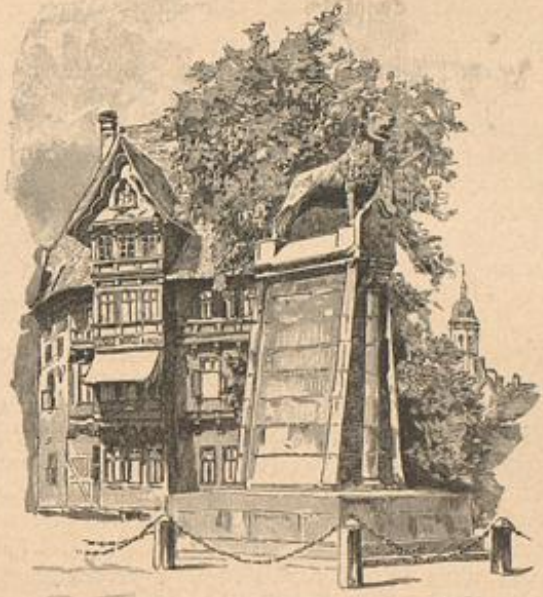
In ihr sträubte sich die Wohlgezogenheit. Solche Gunstbezeugung bedeutete eigentlich einen entscheidenden Schritt. Nun bat er nochmals, so bescheiden und warm zugleich, und jetzt meinte sie:

„Es ist ja wohl auch näher, als durch die Königgräberstraße.“

Plötzlich war eine gewisse Entschiedenheit über sie gekommen. Mochte es denn sein! Hatte sie nicht längst gewünscht, eigene Wege zu gehen? Doch das war nicht einmal ein eigener; denn dieser gepflasterte, zum Wrangelbrunnen führende Steig erwies sich genau so belebt wie alle Straßen. Besonders an diesem Sonntage Mittag wimmelte er von Menschen.

Sie sagte auch gar Nichts, als Waidt vom Wege ablenkte; sie kreuzten die Sieges-Allee und befanden sich plötzlich auf einem Reitwege, der völlig verlassen schien. Ella that noch immer, als werde sie seine Absicht nicht gewahr. Sie hatte sich entschlossen, das kleine Abenteuer zu wagen. Zudem wußte sie als Berliner Kind ja genau, wo der Hauptweg schnell wieder zu erreichen sei. — So gelangten sie in einem Bogen in die Nähe des Luisen-Denkmal's.

Der Thiergarten stand im allerersten Frühlings-schmuck. Während das Strauchwerk schon überall kleine Blätter schmückten, ragten die Baumzweige noch fast kahl in den sonnigen Tag hinein; aber überall trieb es



Braunschweig. Der Löwe  
Heinrichs des Löwen. Von  
C. Günther-Raumburg. — Siehe  
Seite 111.

*Günther-Raumburg*  
*1893*

und keimte und sproßte, und die ersten Vogelstimmen zwitscherten durch den jungfräulichen Park.

Ella ließ sich immer weiter verlocken.

„Mama wird sehr böse sein, wenn ich mich verspäte,“ sagte sie endlich.

„Wollen Sie das einmal riskiren, Fräulein Ella?“

„Ja, — weil es heute so besonders schön ist!“

„Und weil Sie mir eine ungeheure Freude



damit machen! Ach, Fräulein Ella, — mir ist so unbeschreiblich wohl in Ihrer Gesellschaft, — ich kann gar nicht sagen, wie.“

„Ich weiß aber nicht, warum, Herr Doctor,“ versetzte sie lächelnd, „Mama meint, ich hätte nicht die rechte Unterhaltungs-gabe. Und hübsch bin ich auch nicht . . .“

„Das ist nun doch Geschmackssache,“ unterbrach er sie, und mit sichtlichem Vergnügen hing sein Blick an ihr. Sie sah, im Gegensatz zu so vielen Berliner Mädchen, frisch und kräftig aus, ihre Bewegungen waren frei und natürlich. „Wie gesagt — Geschmackssache,“ wiederholte er, „aber Sie sind, und das steht außer Zweifel, ein kluges Mädchen, Fräulein Ella . . . Ich wäre im Stande, Sie in einer wichtigen Sache um Rath zu fragen.“

„So fragen Sie!“

Er begann sich ein Weilchen, dann meinte er, doch wieder zögernd:

„Zum Beispiel, — wo man den heutigen Nachmittag zubringen könnte? Ich bin einmal ganz frei, — Mama ist in einer Kaffee-Gesellschaft . . . Ob man heute schon eine Land-Partie wagen darf?“

Das Gesicht des jungen Mädchens verdüsterte sich. Er scherzte, und sie hatte Ernst erwartet. Er wollte offenbar Nichts weiter, als sich vergewissern, wo ihre Eltern etwa heute zu treffen wären. Sie antwortete kühl und gleichgültig:

„Wir machen höchstens einen kleinen Spaziergang in den Thiergarten; wir haben Besuch, wenn auch nicht Logir-Besuch.“

Enttäuscht lenkte sie ab, auf einen kleinen Seitenweg, der zum Luisen-Denkmal führen mußte.

„Sie sind doch nicht böse? — Aber, Fräulein Ella, ich möchte mich gern amüsiren, ist das denn Unrecht? Bedenken Sie doch: Ich habe einen sehr ernstlichen Beruf! Ich nehme ihn auch ernst, ich bin stolz darauf!“

„Sind Sie aus Ueberzeugung Arzt geworden?“

„Das bin ich,“ sagte er, während seine hübschen Augen freudig aufblitzten. „Mama hatte mich anfangs zum Officier bestimmt, dann sollte ich Jura studiren; aber ich wollte nicht!“

„Sie wollten eine ideale Befriedigung?“

Sie sagte es ironisch, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Er dagegen nahm ihre Worte ernst:

„So ist es! Ich darf das nur Niemand sagen, nicht einmal der Mama. „Dummes Zeug!“ hat sie immer erwidert. Sie ärgert sich über mein kleines Einkommen, und darüber, daß sich keine Anwartschaft auf feste Anstellung bietet. Aber ich wollte gern Arzt werden, und so bin ich es geworden.“

„Wie glücklich Sie sind,“ versetzte sie mit einem Seufzer; „das durchzusetzen muß ein schönes Gefühl sein!“

Und sie begann ihn ein wenig kindisch auszufragen, ob die Anatomie ihn sehr erschreckt habe, ob ihm das viele Lernen Mühe gemacht, ob ihn der Anblick der Kranken nicht niederdrücke?“

Er erzählte gern und breit. Ja, es wäre ein anstrengendes Studium, aber er hätte es rasch und mit erfreulichem Erfolge erledigt. Es gäbe wenige so junge doctores medicinae, wie ihn. Er hoffe, es zu Etwas zu bringen. Wenn er in seiner jetzigen Stellung ein Jahr gewirkt, werde er sich einer Specialität widmen, wahrscheinlich den Nervenkrankheiten. „Meine Mama — Sie kennen sie nur flüchtig — ist eine sehr gute Mutter, nur ein bißchen einseitig in ihren Lebensanschauungen.“

Der junge Mann trat nur zögernd aus sich heraus; er war gewöhnt, alles Gefühlsleben in sich zu verschließen. Aber nun gab er sich gleichsam einen Ruck und sprach doch:

„Wir blieben ohne Vermögen zurück, als mein Papa früh starb. Was wir noch besaßen, waren guter Name und gute Beziehungen. Zwei meiner Onkel stehen im Generals-Ränge, ein Vetter von Mama ist Minister a. D. Natürlich sollten wir zwei Söhne Officiere werden; mein Bruder Edgar sügte sich auch ohne Weiteres, ich aber wollte nicht, ich hatte einen Graus vor der Sache. Auch in die Beamten-Laufbahn mochte ich nicht hinein, ich wollte eben Arzt werden. Mama kann mir's, wie gesagt, noch jetzt nicht verzeihen. Täglich muß ich sie jammern hören über den Herrn Doctor, dem die Patienten fehlen. — „Jetzt könntest Du schon Premier sein,“ meint sie dann. — Mein Bruder bekommt notabene eine Zulage von dem einen Onkel; ich natürlich nicht.“ — Er lachte jetzt, aber Ella sagte ernst:

„Sie sind dann auf Ihre Mama angewiesen?“

„Vorläufig, ja; ich wohne bei ihr. Sonst — wie sollte ich auskommen? Ich muß trachten, irgend Etwas zu erreichen! Wenn doch nur irgendwo eine Epidemie ausbräche!“

„O das ist abscheulich von Ihnen! Ich habe mich immer geärgert über die Officiere, die einen Feldzug wünschen.“

„Nun, — ich trüge doch nicht Schuld an der Epidemie . . . Oder ich geh' mal nach Batavia, wo das

Sumpffieber herrscht. Vielleicht, wenn irgend ein Krieg käme, — es muß ja nicht bei uns sein! Oder ich möchte Etwas entdecken, einen neuen Bacillus, ein neues Heilverfahren . . .“

„Genug, Sie möchten ein Wohltäter der Menschheit werden,“ ergänzte sie. „Ach, könnte ich Ihnen doch dabei helfen! Ich möchte auch einmal etwas Anderes thun, als mich putzen!“

Ja, sie verstand, wie er's meinte! Die anderen Herren waren nicht so, am wenigsten Koscher mit seiner Kenntniß der Hamburger Austerkeller. Sie wußte nun, warum Waidt ihr Herz gewonnen.

„Gott, wie sehr ich Sie langweilen muß,“ rief er aus, „ich bin ein Narr! Einer so reizenden jungen Dame erzählt man nicht von seinen Fachgeschichten!“

„Doch, doch,“ entgegnete sie eifrig, „ich wollte gerade das hören, wollte wissen, wie Einem zu Ruthe ist, der sich so einen Beruf selbst wählt. Ich habe auch immer geträumt, Etwas zu werden. Als ich zum erstenmale im Theater war, stand es bei mir fest, Schauspieler zu werden. Dann wieder, als ich in der Selecta Geschichte lernte, schwebte mir — staunen Sie! — eine moderne Jeanne d'Arc vor . . .“

Sie lachte jetzt laut und ausgelassen, ganz wie Stella.

„Sie kennen doch ein naheliegendes Beispiel, Fräulein Ella, — Ihr Herr Vater — hat er sich nicht seinen Beruf erwählt?“

„Der hat als Sohn eines Beamten die Tochter eines höher gestellten Collegen geheirathet und avancirte infolge dessen auch schneller. — Das ist kein Beispiel für freie Selbstbestimmung. Und einen Bruder besitze ich nicht, sodas mir jede andere Vorstellung, als die einer Art von Zwangslage, fehlt. — Aber gerade davon wollen wir nicht sprechen,“ brach sie schnell ab, da sie merkte, daß er nach ihrer Hand faßte. Im Plaudern und Zuhören hatte sie unwillkürlich einen Handschuh abgestreift und er fand jetzt, daß sie schöne, anatomisch vollkommene Hände besahe.

„Ich weiß nicht, wir Männer haben doch meist garstige Hände. Es ist etwas Wahres an dem Worte vom „schönen Geschlecht.“

Ein Weilchen stirteten sie so und neckten sich, allen Ernst bei Seite lassend, bis sie endlich erklärte, nun durchaus zum Conditor zu wollen. Noch einmal suchte er, ihre Fingerchen zu erschassen, aber sie entzog sie ihm.

„Nein, nein, — nur keine anatomischen Studien,“ wehrte sie, „seien Sie froh, daß Sie jetzt die häßliche Anatomie vergessen dürfen!“

Da küßte er doch ihre Hand, und sie ließ es geschehen. Es gefiel ihr, sich so umschmeichelt zu sehen, wie es sonst nur Zella geschah.

„Sonderbar,“ sagte er mit komischem Ernst, „es ist eine Hand, wie die andere, und dennoch — manch' eine möchte man nicht loslassen! Ach, Fräulein Ella, übrigens, ich kann es Ihnen beweisen: Ihre Hand ist wirklich ungewöhnlich hübsch!“

„Bewahre, Herr Doctor!“

„Das muß ich — entschuldigen Sie — besser wissen.“ Und nun begannen sie anscheinend sehr ernst über die Aesthetik der Hände zu disputiren.

„Ich habe sie wenig gepflegt, meine Schwester Zella hat viel schönere Hände. Sollten Sie das nicht schon bemerkt haben?“

„O, — Ihr Fräulein Schwester ist überhaupt sehr schön. Trotzdem, — Sie gefielen mir immer besser! Ich sollte das vielleicht in eine andere Form kleiden, aber Sie nehmen es mir doch nicht übel?“

„Nein,“ sagte sie, wieder fast übermüthig lachend. Das ließ ihren Mund zu groß erscheinen, ihre starke Natur brach da eben hervor. Es sah aus, als lache sie ihn aus. Aber er verstand sie doch besser und schaute sehr vergnügt drein.

„Ob ich Ihnen wohl auch ein wenig gefalle?“ fragte er naiv.

„Würde ich sonst mit Ihnen spazieren gehen?“

„Das ist wahr, ich bin auch wirklich glücklich darüber.“ „Warum nicht gar — glücklich! Redensarten!“ gab sie zurück.

Er raspelte Süßholz, wie Ella zu sich sagte, und sie trumpfte ihn ab, — worüber wieder er sich sehr amüsrte. Dabei glühten sie Beide. Sie waren wie zwei spielende Kinder, Nichts weiter.

Nun setzte sie sich einen Augenblick, um den Handschuh wieder anzuziehen. Der Doctor nahm an ihrer Seite Platz und that, als ob er ihr helfen wolle, eines der widerspenstigen Knöpfchen zu schließen.

Ueber ihnen junges Frühlingsgrün und heller Sonnenschein, und um sie her jenes geheimnißvolle Surren und Summen, das aus der Ferne drang. Mitten hinein in dies leise, stetige Werden dröhnte, wenn auch gedämpft, der Lärm des Tages. — Und weiter gingen sie.

Einmal blieb sie an einem nachtligen Strauch hängen und machte sich einen Riß in ihr Kleid.

„Ach, mein neues Kleid!“ rief sie ein wenig erschrocken. Da glitt sein Blick gedankenvoll über die hübsche Toilette, und er sagte:

„Das mag wohl ein schweres Geld kosten, das Kleid.“

„Es sieht theurer aus,“ versetzte sie arglos.

„Zedenfalls kleidet es Sie ausgezeichnet! Ach, — Ihnen steht überhaupt Alles! Wahrhaftig, Sie sind ein reizendes Wesen!“

Das war nicht gerade geistreich, aber es drang wie Musik in ihr junges, liebebedürftiges Herz. Sie wehrte sich nicht, als er sie an sich zog, — in einem flüchtigen, doch heißen Kusse fanden sich ihre Lippen.

Das junge Mädchen, selig und vertrauend, glaubte nichts Anderes, als an die Befiegelung eines großen, herrlichen Lebensschicksals. Was nun kommen mußte, war selbstverständlich, fraglos.

Sie wußte genau, daß er nicht gleich heirathen könne, aber ihre Lebenswege waren dann ja für immer vereinigt.

„O, wenn ich nicht so arm wäre, — so arm!“ klagte er jetzt. Schon wollte sie ihn zärtlich widerlegen, ihm versichern, daß sie sich reich dünken würde mit ihm, da fiel ihr seine Befangenheit auf.

Noch hielt er ihre Hand, allein er versuchte keine weitere Zärtlichkeit.

Fast schien er erschreckt über sich selbst. Ella schritt plötzlich rascher. Ihr war es wie ein Blich der Erkenntniß durch die Seele gegangen. Ja, sie erinnerte sich an eine Reihe von Einzelheiten. Er ‚vertrug‘ keinen Wein; er drückte sich gern um das Souper herum. Trotz seiner Eleganz rochen seine Schlipse und Handschuhe bisweilen nach Benzin; er hatte keine Zeit, in's Theater zu gehen, — er hüllte eine offenbare, materielle Abhängigkeit von der Mutter in das Gewand kindlicher Pietät!

„Tout comme chez nous,“ dachte Ella. Dieselben Repräsentations-Sorgen und Nothe, wie zu Hause! Und wie sie und ihre Schwestern darauf dressirt wurden, sich durch eine Heirath zu versorgen, so zwangen jene den jungen Mann zu einer Geldheirath. Freilich, ihr Herz sagte ihr, daß er nicht gehorchen würde, — er war ihr gut! Ach, es war überall dieselbe Sache!

Nun sagte sie in ganz verändertem Tone:

„Ihr Bruder verheirathet sich nächstens, — macht Hochzeit?“

Wie kommen Sie darauf?“ versetzte er beklommen. Aber das Wort Hochzeit hatte Beide vollends ernüchtert. Ella fuhr unbeirrt fort:

„Er heirathet reich — die älteste Calvers — nicht wahr?“

„Ja,“ entgegnete Bruno; „er mußte, — er hatte keine Wahl. Das Mädchen gefällt ihm übrigens . . .“

Noch einen Augenblick zögerte Ella. Würde Bruno nicht Etwas sagen, daß seine Absichten, seine Lebenspläne sich von denen seines Bruders unterschieden? Aber er schwieg.

Wildes Weh preßte ihr Herz zusammen.

„Und auch Sie werden so wählen — müssen!“ stieß sie stolz hervor.

„Fräulein Ella, — hören Sie mich . . .“

Sie ließ jetzt beinahe, als wollte sie ihm entrinnen. Er versuchte, sie aufzuhalten, wollte weiter sprechen, aber sie wehrte ihn ab.

„Ich muß jetzt eilends nach Hause, — nein, bitte, begleiten Sie mich nicht, — ich benutze die Pferdebahn. Leben Sie wohl, Herr Doctor . . .“

„Ich begleite Sie bis zum Wagen, Fräulein Ella!“

Ella hatte auch den Vorwand mit dem Conditor ganz vergessen. Sie schlug den kürzesten Weg bis zur nächsten Haltestelle, zum Potsdamer Thor, ein. Und bis dahin lachte und scherzte sie, als sei Nichts geschehen, — sie war schon ganz Weltbame, — er sollte ihr Nichts anmerken.

Aber er merkte doch Etwas. Auch ihm war nicht leicht zu Muth.

Bei Josty verabschiedeten sie sich.

„Leben Sie wohl, Herr Doctor!“ sagte sie noch einmal feierlich.

„Aber Fräulein Ella . . .“ mehr konnte er nicht antworten. Der Wagen war schon da. Solch ein Wagen ist ein gutes Mittel, wenn man rasch abbrechen will; er hält kaum eine halbe Minute.

Ella sprang mit der Gewandtheit einer echten Berliner auf, und — fort war sie.

Wie die Straßen, so war auch der Wagen voll von sonntäglich gepuderten Menschen. Ella athmete schwer. Ach, nur nicht weinen unter all' den Fremden! Sie hatte eine zu gute Erziehung genossen. Der Gedanke, aufzufallen, schien ihr furchtbar. Und doch fühlte sie sich so elend, plötzlich um Jahre gealtert. Sie zählte ja erst achtzehn Jahre, und eine verhältnißmäßig glückliche Kindheit lag hinter ihr. Papa bekleidete immer



eine gute Stellung; die Entbehrungen im Hause trafen die Kinder nicht. Man putzte, beschenkte sie, führte sie in Gesellschaften, und brachte sie auf's Land. Ella empfand nicht einmal Neid auf die schönere Schwester. Sie hatte immer gut und leicht gelernt, war nicht nur der Liebling Papas, sondern auch der Lehrer gewesen. Sie wußte Nichts von Noth und Sorge, von Kämpfen und ConFLICTEN.

Vor ihrem ersten Valle hielt ihr Mama eine feierliche Rede — über ‚Verjorgung‘. „Diese Valle kosten schwere Opfer, sie sind aber auch nicht zu Eurem Vergnügen, — gar nicht! Sie repräsentiren vielmehr eine gesellschaftliche Nothwendigkeit. Du mußt vernünftig sein, mein Kind, — mußt nur an Deine Verjorgung denken.“ u. s. w.

Das war die erste Mahnung gewesen an den Ernst des Lebens. Aber Ella hörte damals wenig davon. Sie dachte nicht an Freier, — nur an Tänzer. Lachend fiel sie der Mama um den Hals.

„Ach, Mamachen, mache Dir doch nicht so viel Sorge mit unserer Verjorgung. Sage mir lieber, ob ich neben Jella denn doch ein bißchen hübsch aussehe!“

Mama bejahte es ernsthaft.

Und Ella hatte sich auch ‚großartig‘ amüßirt in dieser ersten Saison, — trotzdem Jella viel schöner war, als sie. Im zweiten Winter, dem eben zu Ende gegangenen, hatte sie Doctor von der Waidt kennen gelernt, der sich ausschließlich mit ihr beschäftigte. Sie amüßirte sich, — ja sie freute sich, daß sie ihm gefiel. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß sie kein Vermögen besäße. Wenn sie sich überhaupt mit der Zukunft beschäftigte, so geschah es immer nur ganz unbestimmt. Er wird Carrière machen, wird einmal viel Geld verdienen, — wird heirathen. Und eine innere, triumphirende Stimme sagte ihr dann: „Wenn er heirathet, — dann Dich!“ Gesprochen war Nichts worden, gar Nichts.

Mama meinte: „Ach Gott, der Doctor Waidt, der kann ja nicht heirathen!“

Aber wenn man noch jung ist, kann man ja warten, — gewiß!

Bis heute war das so gewesen. Bis heute hatten sie sich Beide gefreut, wenn sie einander sahen.

Doch nun war die große Enttäuschung gekommen. Mit starrem Blick sah Ella an sich herunter. Freilich, sie trug eine goldene Uhrkette, eine Toilette, chic und modern, das Neueste der Saison, — darauf hielt Mama. Schirm, Handschuhe, Alles ganz Dame, ladylike bis auf die tadellosen Stiefelchen. Aber ach, sie wußte es jetzt genau: sie war arm! Und sie rannte gegen die Stäbe eines vergitterten Fensters; ihr Blick reichte darüber hinaus, — nicht aber ihr Können. Sie war arm, ohne Vermögen, ohne Mitgift! Der Mann, den sie liebte und der sie wiederliebte, mied sie, weil sie Nichts zu erwarten hätte. Ach, gewiß, er war ihr gut. Sie fühlte es, — sie wußte es genau, und wenn nur Geld da wäre, — vom Fleck weg hätte er sie geheirathet. Aber so fehlte ihm der Muth dazu . . .

Sie war empört, zu Tode verwundet. Sie begriff ihn nicht, denn er mußte ja bemerkt haben, daß sie ihm ihr Herz entgegenbrachte, und er — er verschmähte es! Er wollte Geld, nur Geld! Ach, wie oft enthielten die Romane ähnliche ConFLICTE. Aber das war doch immer anders gewesen. Da wurde eines der Liebenden zu einer Geldheirath gedrängt: man opferte sich! Dagegen Waidt verschmähte freiwillig ihre Liebe, nur aus vernünftiger Erwägung. Gewiß, sie konnten jetzt nicht heirathen, aber wie gern wollte sie warten!

Eine unendliche Trostlosigkeit erfüllte ihre junge Seele. Deutlich stellte sie sich vor, daß sie der Entjagung fähig gewesen wäre, wenn er etwa eine arme Mutter, unverjorgte Geschwister gehabt hätte. Aber seine Mama genoß eine ausreichende Pension, und sein Bruder war, wie Herr Koscher, ein gemachter Mann. Ja, nur aus vernünftiger Erwägung gab er sie auf! Wo zu? Warum braucht man eigentlich so viel Geld, nur um zu leben? Das bißchen Essen? Das zählte für sie gar nicht. Wenn keine Gäste da waren, gab's bei ihnen zu Hause immer das gleiche billige Essen; einzig für Papa wurde manchmal etwas Besonderes bereitet.

Wußte er, Waidt, sich so elegant kleiden? Konnte man nicht auf das Land ziehen? Landärzte finden immer Praxis, bei einem gewiß billigen Leben. Aber er wollte Geld, — Alles berechnete ihn dazu. O, wie entsetzlich! Und was sollte sie nun beginnen, nachdem ihr Liebestraum zerstört? — Auf was sollte sie weiter warten? Sie war keine Schönheit, — hatte keine Aussichten, — sie war überzählig, nur eine Sorge für die Eltern, die sie nur gern und bald los werden möchten. Gewiß, alle Beide, Papa wie Mama, waren gut in ihrer Art, aber natürlich wollten sie ein sorgenfreies Alter, dem Nicht-Verjorgung der Töchter im Wege stand. Jella würde sich doch wohl

für Koscher entscheiden. Dann blieben immer noch sie und Stella. Welche Last!

Während der Fahrt durch die menschenwimmelnden Straßen jagte sich das junge Mädchen dies Alles mit unbarmherziger Deutlichkeit. Sie beachtete nicht, daß zwei Gigerl sie mit ihrer Aufmerksamkeit beehrten. Tiefer Ernst lag auf ihrer Stirn.

Sie erinnerte sich jetzt, daß sie sich unter dem Vorwande, Kuchen zu besorgen, entfernt hatte, und sie kaufte Etwas. Mit Neid blickte sie auf die Verkäuferin, die sich wenigstens ihr Brot verdiente.

Und nun eilte sie nach Hause.

Beide Schwestern empfingen sie schon im Corridor. „Denke Dir Ella, eine große Neuigkeit! Komm' nur rasch!“

„Nun, Gott sei Dank!“ sagte sie sich, „Jella hat sich verlobt!“

Schnell legte sie Hut und Jacket ab und trat in den Salon, wo sie die Eltern sprechen hörte. Aber Koscher war nicht da . . .

Die Eltern saßen da mit feierlicher Miene. Und nun erhob sich Mama, Thränen im Auge, und öffnete ihre Arme: „Ella, Kind, — Koscher hat um Dich angehalten.“

Das arme Mädchen brach in Schluchzen aus. Das war zu viel! Doch auch jetzt überjah sie mit einem Blicke die ganze Situation. Ihr Auge war geschärft seit den letzten Stunden.

Die Eltern hielten die Sache bereits für abgemacht; sie fühlten sich glücklich, die Tochter versorgt zu wissen.

„Mama, liebe Mama,“ stammelte das junge Mädchen, „bitte, laß mir doch ein wenig Zeit . . . Laß mich doch bedenken, — es kommt so plötzlich . . .“

Mama tauschte einen Blick des Einverständnisses mit Papa. Ja, die jungen Mädchen fordern immer Bedenkzeit. Auch sie hatte wohl einst dasselbe gethan, nur so pro forma, denn sie war ein armes Mädchen und selig gewesen über den Freier.

Und mit überlegenem Lächeln sagte sie in einem fast weichen Tone:

„Bedenkzeit, mein Kind? Ei, gewiß! Koscher ist selbst der Meinung; er wollte sich heute nicht vor Dir blicken lassen. Erst morgen Mittag wird er um Deine Antwort bitten. Denn seine Abreise ist nun um einen Tag verschoben. Morgen Abend soll dann ganz en famille die Verlobung stattfinden.“

Sie strahlte vor Wonne über die Verlobung. Es war Alles glatt!

Ella ward es seltsam kalt. Ihr Schicksal dünkte ihr entschieden so sein. Man hatte über sie verfügt. Daß man sie noch fragte, war nur eine Formalität. Und sie bewegte die Lippen, als wollte sie sagen: „Ich liebe einen Andern!“ Aber das Wort erstarrte. Der Andere wollte ja Nichts von ihr wissen. So brachte sie nur mühsam hervor:

„Ich — werde mich umkleiden, Mama.“

„Ja wohl, mein liebes Kind.“

In so süßer Art hatte Mama lange nicht mit ihr gesprochen. Das war der Ton für Jella, für die Hoffnung des Hauses.

„Die arme Mama liebt uns Alle,“ dachte Ella, „nur die Verjorgungsfrage verbittert sie, deshalb auch wurde Jella bisher am meisten gehätschelt.“

Während nun der Tisch gedeckt wurde, und Stella in der Küche half, zog Ella ihr elegantes Kostüm aus. Jella war da und band die Hausschürze vor. Jetzt suchte sie Nadeln, offenbar etwas verwirrt.

„Wie froh bin ich, daß es so gekommen ist,“ sagte sie, „schau, ich hätte mich doch nicht entschließen können. Und dann diese Vorwürfe, dieser Jammer . . .“

Aber sie schien doch ein wenig enttäuscht, daß ihr die Gelegenheit entgangen, einen Korb zu ertheilen.

„Und wer sagt Dir, daß ich mich entschließen kann?“ Jella sah sie mit großem Erstaunen an.

„Ella — Du?“

Mehr sagte sie nicht. Es lag darin die weitere Frage: „Du? Was willst Du denn weiter?“

Ella blieb ganz starr dastehen. Gewiß, was wollte sie weiter? — Als Stella zu Tische rief, hatte sie sich noch immer nicht umgezogen. Sonst hätte sie Schelte bekommen, heute benahm sich Mama so nachsichtig . . . Mit unglaublich zärtlicher Rücksicht wurde das Kind betrachtet: Eine Braut!

Es gab Weißbier-Suppe, Kalbsbraten mit Backpflaumen, das gewöhnliche Sonntags-Menü. Freilich sehr einfach; aber die Ball-Soupers kosteten ja so viel, und deshalb mußte zu Hause gespart werden.

Papa besaß immer guten Appetit, ihm schmeckte es auch heute, gerade so gut wie Stella. Er war durchaus nicht der Mann, die ganze Sache sehr ernst zu nehmen. Gewiß, es freute ihn gleichfalls, eine seiner drei Töchter im Hasen zu wissen, doch würde er sich auch kaum grämen, wenn's noch Nichts würde.

„Ich werde meine Mädels schon los,“ pflegte er zu sagen.

Mama und die beiden älteren Töchter bekundeten weniger Hunger. Jella fühlte sich ja innerlich übergegangen; Ella war wortlos vor Aufregung. — Dennoch zeigten sich die Eltern sehr vergnügt; auch Stella gab sich noch ausgelassener, als sonst, sie freute sich auf die Hochzeit.

Nachmittags wollte der Rath mit seiner Familie den üblichen Spaziergang machen; Ella bat, zu Hause bleiben zu dürfen. Man ließ sie lächelnd gewähren. Sie mußte ja ihre ‚Bedenkzeit‘ ausnützen.

Ach, dieses gültige Lächeln sagte Alles. Niemand zweifelte, Niemand machte sich Sorge wegen Ellas ‚Bedenken‘.

„Ella — Du?“ klang es ihr noch im Ohre, und sie empfand es wie einen physischen Schmerz.

Und dabei dachte sie nur Eines: Wie den Eltern den Schlag beibringen? Denn das stand fest, ihre Antwort lautete: „Nein!“

Koscher fühlte sich eben verpflichtet, aus Dankbarkeit eine der Töchter zu heirathen, und da ihm Jella zu anspruchsvoll, so nahm er Ella; da kam er billiger fort. Gleichgültig waren ihm alle Drei; doch mißfiel ihm wohl Keine, und wenn man schon ein Mädchen ohne Mitgift nimmt, dann nicht auch noch ein so verwöhntes wie Jella. Natürlich meinte Koscher, daß Ella ganz glücklich sei über seinen Antrag, ebenso wie die Eltern es waren. Vielleicht gefiel er sich in dieser Rolle, — ja, das schien Ella Alles klar! Aber es war unmöglich! So neben diesem Manne leben, ihm angehören mit Leib und Seele, ihm Hingebung schuldig sein und Gehorsam, ihm, der doch nur seinen Zoll der Erkenntlichkeit entrichtet hatte, — sich das einmal vorwerfen zu lassen — nein, sie konnte einfach nicht! Tausend Mal sagte sie sich freilich: „Warum solltest Du Deine Eltern nicht glücklich machen? Er ist ja ein ganz braver, tüchtiger Mann! Sonst wäre er nicht als Werber gekommen.“ Doch immer wieder rief ihr Herz ein entschiedenes „Nein“. Sie konnte, sie wollte nicht so geheirathet werden! O, wenn sie sich ihn nur vorstellte, wie er morgen käme, mit dem sufficienten Lächeln, das ihr so sehr mißfallen, um sich das Jawort zu holen, dessen er so sicher war . . . Und wie sie dann von der Mama in seine Arme gelegt werde, sich mußte von ihm küssen lassen, weil das ja auch zu seiner Verpflichtung gehörte, — nein und dreimal nein! Rochte werden, was da wollte, — sie konnte nicht!

Aber wie den Eltern die Sache beibringen? Wie sie überzeugen? Sie sann, dachte, grübelte, zitternd vor dem Augenblicke, wo jene heimkommen, sie fragen würden: „Worauf wartest Du? Wer sonst wird Dich je holen?“ — Und was darauf antworten? Da lag die Schwierigkeit! Was sagen?

Die böse Bemerkung Waidts fiel ihr ein: „Das mag wohl ein schweres Geld kosten!“ Sie war also nicht verführerisch genug, daß ein Mann die Sorge für sie übernehme. Diese theuren Kleider und was sonst dazu gehört, — das ist keine Kleinigkeit . . .

Unfägliche Bitterkeit stieg in ihr auf. Warum war sie ein Mädchen? Warum auch noch die Tochter eines höheren Beamten?

Endlich ward sie matt und müde vom fruchtlosen Grübeln. Wenn ihre Mutter in diesem Augenblicke gekommen wäre, sie hätte vielleicht doch ein „Ja“ erpreßt.

Doch da fiel Ellas Blick auf eine Zeitungs-Notiz, die sie schon heute früh flüchtig gelesen, ohne weiter darauf Acht zu geben. Jetzt las sie sie plötzlich aufmerksam, stand auf, zog ihren Frühjahrs-Mantel über das Hauskleid und ging fort. Sie würde in ein bis zwei Stunden wieder kommen, sagte sie dem Dienstmädchen. — — —

Inzwischen gab es für die Ahrigen auf dem Spaziergange nur ein einziges Thema: Die bevorstehende Verlobung. Es sprach sich sehr gut davon in Ellas Abwesenheit.

Mama lobte die Zurückhaltung ihrer ältesten Tochter; diese paße nicht in solche, doch mehr spießbürgerliche Verhältnisse. Für sie würde sich sicher etwas Anderes finden. Dann wurde das morgige Abendessen besprochen und schließlich die Toiletten zur Hochzeit. Ueber die Kosten der Aussteuer, die bedorftanden, ward natürlich vor den Kindern nicht verhandelt.

Als man heimkehrte, hatte man fast vergessen, daß Ella noch Bedenkzeit erbeten, daß sie noch gar nicht ihr Jawort gegeben.

Das Dienstmädchen bestellte, Fräulein sei zu einer Freundin gegangen. Sonderbar! Aber man beruhigte sich wieder. Ella konnte es wohl nicht erwarten, irgend einer alten Schulfreundin die Sache mitzutheilen, obgleich sie sonst eigentlich wenig Verkehr pflegte.

Nur, als der Abend vorrückte, und sie noch immer nicht kam, wurde man sehr unruhig. Doch endlich er-





Braunschweig. Die Burg Dankwarderode. Von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 111.

schien sie, und die Familie athmete auf.

Aber merkwürdig verändert sah Ella aus. Eine eigenthümliche Festigkeit und Energie sprach aus ihren Zügen, als sie nun plötzlich vor die Eltern, die schon an dem gedeckten Tische Platz genommen hatten, hintrat, und ruhig, aber bestimmt erklärte:

„Liebe Eltern, verzeiht mir, wenn ich Euch einen großen Kummer bereite, allein ich kann Herrn Koscher nicht heirathen. Es ist dies keine Laune von mir, wie Ihr vielleicht glauben werdet, sondern mein reiflicher Entschluß.“

„Unfönn!“ rief der Vater und langte nach dem übrig gebliebenen Braten. Er nahm den Widerspruch noch nicht ernst.

Die Mama aber warf der Tochter einen der niederschmetternden Blicke zu, mit denen sie früher die Unarten ihrer kleinen Mädchen im Keime zu ersticken gepflegt hatte. Doch siehe, dieses Mal fruchtete das nicht! Ebenso wenig half es, als Papa nun Miene machte, Etwas wie ein Machtwort zu sprechen, — er that eigentlich nur so, denn in seinen Augen war die Geschichte schließlich nicht so tragisch zu nehmen, er würde ja seine Töchter schon los werden. Aber den Anschein mußte er sich doch geben, als gälte es, seiner und der Mutter Autorität zu wahren.

„Rege Dich nicht auf, Papa!“ endigte die, für ein gewisses äußeres Nachgeben sich entscheidende Mätlin souverän. „Die jungen Mädchen sind nun einmal so, Ella wird noch mit sich reden lassen, — sie ist eben überumpelt worden!“

Wie traurig war es, daß in diesem Falle nicht einmal die Eltern glaubten, ihre Tochter könne einen klaren, festen Willen besitzen. —

Und wo war Ella gewesen? Wo hatte sie die

Festigkeit zur Durchführung ihrer Weigerung gefunden?

Die Zeitungs-Anzeige, die ihr plötzliches Fortgehen veranlaßt gehabt, die hatte kurz dahin gelautet, daß ein Fräulein Anna Guttenberg heute Abend einen Vortrag über die ‚wahre Frauenfrage‘ halten werde.

Anna Guttenberg aber war die rechte Schwester des Geheimraths, die seit Langem in der Schweiz wohnte und zu ihren Verwandten ganz außer Beziehung stand.

Ella erinnerte sich der Tante nur noch dunkel. Vor zehn oder zwölf Jahren war diese anläßlich einer Augen-

Operation zulezt im Hause der Eltern in Berlin gewesen. Damals zählte Ella noch zu den Babys, und nachher war nur wenig mehr die Rede von der ‚närrischen‘ Tante; wohl aber schien es so, als ärgerten sich der Rath und seine Frau darüber, daß die mittellose Anna ohne ihre Hülfe sich eine Existenz geschaffen. Man nannte sie eine ‚überspannte Person‘; doch es blieb schließlich ja angenehm, daß sie Einem nicht zur Last fiel.

(Fortsetzung folgt.)



Braunschweig. Der Altmarkt mit dem Rathhause und der Martini-Kirche. Von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 111.





Arabischer Liebeszauber. Nach dem Bilde von J. M. Bredt. — Siehe Seite 112.  
Photographie-Berlag von Franz Hanfängl, K.-G., München.



Radbrand verboten.

### Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szecsepakisti.

II.



ie Veranstalter der Welt-Ausstellung in Chicago glaubten den Unwillen, den die trostlose Unfertigkeit auf dem Ausstellungsplatz aller Orten hervorgerufen hat, damit dämpfen zu können, daß sie auf die letzte Pariser Ausstellung verwiesen, die bei ihrer Eröffnung auch einem Chaos geglichen haben soll. Ich weiß nicht, wie weit ein solcher Vergleich zwischen dem Zustande der Pariser und dem der Chicagoer Ausstellung in den ersten Wochen nach der Eröffnung berechtigt ist. Unter allen Umständen aber scheinen mir die Vertheidiger der Unfertigkeit außer Acht zu lassen, daß Chicago nicht Paris ist. Welt-Ausstellungs-Reisende sind in ihrer Mehrzahl Vergnügungs-Reisende, wohlhabende, gebildete und an Comfort gewöhnte Leute, die auf einer solchen Reise nicht entbehren, sondern gensehen wollen. Wenn sie in den ersten Wochen nach der Eröffnung der Pariser Welt-Ausstellung auf dem Ausstellungs-Platz selbst wirklich ein Chaos gefunden haben sollten, so bot ihnen Paris doch so viel Annehmlichkeiten und Anregungen, daß ihnen die Wartezeit nicht leicht lang erscheinen konnte. Chicago aber mag im höchsten Maße interessant sein für Geschäftsleute und Techniker, die lediglich reisen, um ihre Kenntnisse zu bereichern, dem Vergnügungs-Reisenden dagegen bietet die Stadt Nichts, was er nicht überall sonst in der Welt besser haben könnte. Warten macht ungeduldig, und die Ungebild reizt zu scharfer Kritik; das hätten die Leiter der Ausstellung besser bedenken sollen.

Am weitesten zurück ist immer noch — Ende Mai — die Ausstellung im Frauen-Gebäude, eine Ausstellung, die mit dem größten Geräusch in Scene gesetzt worden ist, und von der sich Optimisten den Beginn einer neuen Ära in der Geschichte der Frau versprochen haben. Frau Potter-Palmer, die Präsidentin des Frauen-Comités der Welt-Ausstellung, hat bereitwillig alle Ehren über sich ergehen lassen, die eine, an der Spitze einer großen und erfolgreichen Bewegung stehende Frau in Empfang zu nehmen berechtigt ist. In der That hat sie erreicht, was bisher den Frauen auf Welt-Ausstellungen immer noch verjagt geblieben ist: die Zuweisung eines großen, nur der Frauenarbeit gewidmeten Gebäudes, eines Palastes, dessen Plan — das mag das Herz vieler Frauen höher klopfen lassen — sogar von einem weiblichen Architekten herrührt. Er nimmt sich sehr stattlich aus, in weißer Marmor-Imitation und mit stolzer Säulen-Architektur, wie die meisten Ausstellungs-Paläste, sich im Wasser spiegelnd. Daß das Gebäude mit Ausnahme des großen Mittelsaales, der sein Licht von oben empfängt, fast nur halbdunkle Räume enthält, will ich nur nebenher erwähnen; es paßt ja auch männlichen Architekten ab und zu, daß sie die Hauptsache vergessen. Aber mit diesen beiden Siegen — der Zulassung der Frauen zur Welt-Ausstellung und der Zuweisung eines besonderen Gebäudes für die Frauen-Ausstellung — glaubte Frau Potter-Palmer auch genug gethan zu haben. Zwei Siege, die für sie nicht gar zu schwer zu erröchten waren, da die Welt-Ausstellung von aller Welt in Chicago als eine Chicagoer Local-Angelegenheit betrachtet wurde, und da Frau Potter-Palmer unbestritten die erste Dame dieser Weltstadt ist. Daß sie sich als ein organisatorisches Genie erwiesen hat, kann man nicht behaupten. Im Gegentheil dürften Frauen, die in ein fremdes Land geladen wurden, noch niemals so wenig Entgegenkommen und Unterstützung gefunden haben, wie gelegentlich der Welt-Ausstellung in Chicago. Wenn die deutschen Damen, die mit der Aufgabe betraut wurden, die deutsche Frauen-Ausstellung zu inscenieren, gehaut hätten, was ihnen dort bevorstünde, würde die zugegebene Ehre zweifellos von ihnen abgelehnt worden sein. Ich habe diese beiden Damen, Frau Professor Anselonsky und Fräulein Hoffmann, mit dem Scheuerbesen in der Hand gesehen, weil es ganz unmöglich war Arbeiter oder Arbeiterinnen zu finden. Und daß sie in dieser verzweifeltsten Situation gutes Muthes blieben und nicht einfach das Rennen aufgaben, das hat mir an diesen deutschen Frauen mehr imponirt, als die gesammten Emancipations-Bestrebungen der amerikanischen Frauen und einiger ihrer europäischen Schwestern.

Es ist in der That schwer, über diese von Frau Potter-Palmer patronisirten Emancipations-Bestrebungen keine Satire zu schreiben. Zu einer Zeit, als im Frauen-Ausstellungs-Palast noch Nichts von dem zu sehen war, was die Frauen auszustellen versprochen hatten, begannen die Welt-Congresse in den bereitwillig zur Verfügung gestellten Sälen der Chicagoer Kunstsalles, die nicht zu den schönsten Gebäuden der gewaltigen Geschäftsstadt zählt. Was bei dieser Gelegenheit von Frauen gesprochen worden ist, würde jede gebildete deutsche Frau erröthen machen. Schon die Thatfache, daß vierundzwanzig Rednerinnen ungefähr an jedem Tage vierundzwanzig ganz verschiedene, in sich abgeschlossene Stoffe behandelten, — nicht etwa debattirten, — läßt auf die Oberflächlichkeit schließen, die sich in Amerika an die Oeffentlichkeit wagen darf. Es wäre Unrecht, bei dieser Gelegenheit nicht zu erwähnen, daß es die Männer Americas um kein Haar besser machen; ist es doch dem Leiter dieser Welt-Congresse, einem in diesem Lande noch immer ernsthaft genommenen Manne der Wissenschaft, paßt, daß er Gelehrte zu Ehren-Präsidenten der verschiedenen Sectionen ernannte, die er jedenfalls in einem älteren Jahrgange eines Conversations-Lexikons als Leuchten einer Special-Wissenschaft entdeckt hatte, deren Tod die wissenschaftliche Welt aber seit zehn Jahren und länger betrauert.

Daß auf diesen Frauen-Welt-Congressen die Toiletten-Frage mit besonderer Wichtigkeit behandelt wurde, erscheint einem Manne, der Nichts lieber sieht, als eine gutgekleidete Frau, sehr selbstverständlich und richtig. Aber es hätte nicht in der Weise gesehen sollen, wie es in Chicago geschah. Statt gegen die amerikanischen Excentricitäten der Mode mit den Waffen des guten Geschmacks und des praktischen Gebrauchs zu Felde zu ziehen, — amerikanische Mode-Auswüchse, die in New-York noch vielfach mit einer leden Anmuth, in Chicago aber meist mit plumper Absichtlichkeit zur Schau getragen werden und die in ungläublichen Hüten gipfeln, — wurde das Thema der in Deutschland längst abgethanen Normal-Toilette scheinbar ernsthaft discutirt, das heißt, es wurden hundertundzwanzig Damen zum Wort gelassen, die alle glaubten, das ihnen für

ihre eigenen Bedürfnisse am praktischsten erscheinende, oder ihrem Geschmack am meisten entsprechende Gewand allen anderen Frauen aufzutrotzen zu können. Natürlich demonstirte jede Rednerin am lebenden Beispiel; jede besaß den Muth, das von ihr vorgeschlagene Normal-Kostüm vorzuführen, und die Emancipationslustigsten, die den Männern sogar das bescheidene Vordrecht bestreiten, ein Beinkleid tragen zu dürfen, waren formenfreudig in einem Männer-Anzug erschienen. Daß dieser Theil des Frauen-Welt-Congresses gänzlich resultatlos verlaufen ist, kann nicht Wunder nehmen, da es von diesem männlichen Frauengewand bis zu dem gleichfalls vorgeschriebenen griechischen Kostüm so viel Zwischenstufen giebt, daß sich jede von den tausend und einigen anwesenden Damen bequem auf eine derselben stellen konnte. Verwunderlicher war es, Frau Potter-Palmer auch diese Komödie, die viel von dem an sich hatte, was der Wiener eine „Dag“ nennt, patronisiren zu sehen, denn sie gilt immer noch zum wenigsten für eine Dame von Geschmack. Daß die städtische Frau eine große Toilette gut zu tragen versteht, kann ich bestätigen; seitdem ich sie aber auf einer „Reception“ einen Schatz in Brillanten habe tragen sehen, den ein ihr auf dem Fuße folgender Detectiv bewachte, sind mir an ihrem Geschmack Zweifel aufgestiegen. Eine deutsche Frau wenigstens wäre nicht bei einer Gelegenheit erschienen, bei der sie unter den anwesenden Gästen Gauner vermuten konnte, die einen Angriff auf ihren Schmud beabsichtigten; und wenn sie dennoch zu erscheinen genöthigt gewesen wäre, hätte sie ihren Schmud zu Hause gelassen, aber nicht den anwesenden, ehrlichen Geladenen ihr Mißtrauen durch den Detectiv aufgedrückt.

Es ist auch sicher nicht das Verdienst der Frau Potter-Palmer, wenn die Frauen-Ausstellung in ihren nichtamerikanischen Abtheilungen einen sehr achtbaren Eindruck machen wird, denn dort, wo diese Dame ein entscheidendes Wort sprechen konnte, in der Ausstellung der amerikanischen Frauen, überwiegt der blutigste Dilettantismus. Die gefürchteten „Kunstwerke“, die unsere talentvollen Töchter vor zwanzig Jahren, als die Pflege des Kunstgewerbes noch nicht den Geschmack veredelt hatte, hervorbrachten, treten dort mit dem Anspruch hervor, bewundert zu werden, und wo der Dilettantismus sich monumental zu bethätigen versucht, wie in den wahrhaft schrecklichen Wandgemälden, die den großen Saal und ein Hoher des Frauen-Gebäudes verunzieren, oder in den Werken der Bildhauerkunst, die in der Mitte des Saales aufgestellt gefunden haben, verhält die Kunst trauernd ihr Haupt. Glücklicher Weise liefern europäische, vor Allem deutsche und österreichische Malerinnen den Beweis, daß es keineswegs Bestimmung der Frau ist, im Dilettantismus stecken zu bleiben; die Bilder-Galerie im Hauptsaal des Frauen-Gebäudes enthält eine große Anzahl echter Kunstwerke, die ebenso gut ihren Platz in dem eigentlichen Kunstgebäude der Ausstellung hätten finden können. „Maria Anna“ signirt die Prinzessin Friedrich Carl, die Protectorin der Berliner Künstlerinnen, ihre beiden Stillleben, die über den Ocean gegangen sind; sie sind Beide vortrefflich gemalt, die Mahagoni-Platte und der darauf ruhende, aufgeschlagene Pergament-Band des einen Bildes gehören sogar zu den Virtuosen-Stücken. — Höchst erwähnenswerth ist die Malerei der Erzherzogin Maria Theresia auf einem Baravent, den die Illustrirte Frauen-Zeitung ja bereits veranschaulichte; die Oesterreicherinnen Olga Wielinger-Florian, Fräulein Komlosky, mit einem zarten Blumenstück, Frau Baronin Münch-Bellinghaußen, mit einem reizenden Fächer-Entwurf, Gräfin Pötting, Ludovica, Fröbe u. s. w. schließen sich ihrer hohen Landsmännin rühmlichst an.

Silma Parlaghy stellte ein Selbst-Portrait aus; die Künstlerin trägt Palette, Pinsel und Farblappen in den Händen und malte sich in einem vielleicht nicht sehr praktischen, aber desto kleidameren Gewande von weißem Atlas; um die kurze Taille schlängelt sich ein mattgelber Seidengürtel. Der Todes-Sehnsucht Ahasvers hat Anna Peters Ausdruck zu geben versucht; vielleicht könnte das Profil des Lebensmüden weniger energisch sein. Die venetianische Todten-Wendel von Frau Hermine von Preuschen hat man auch, wenn ich nicht irre, auf deutschen Kunst-Ausstellungen bereits gesehen; es ist die unter einer Fülle von Blumen gebettete Leiche eines jungen Mädchens, vom Brautschleier umhüllt und in das weiße Brautgewand gekleidet. Ebenso ist die „Strafe in Venedig“ von L. Begas-Parmentier bekannt. Ein außerordentlich ähnliches Portrait von Marie von Ollers erinnerte mich auf das Lebhafteste an den Comfort der Berliner Salons, in denen die Damen ihre Brillanten nicht von Privat-Detectivs bewachen zu lassen brauchen, und in denen man nicht nur darauf angewiesen ist, Brillanten und Toiletten zu bewundern, sondern auch ein geistvolles oder lebenswürdiges Wort mit nach Hause nehmen darf. Die Landschaft ist durch einen groß aufgesetzten Alpensee von Marie von Keudell vertreten; der stark naturalistisch gezeichnete Hof eines Bauerngutes von E. v. Kirckberg, und ein sehr schönes Aquarell von M. v. Dunken, den Erker eines, mitten im Grünen stehenden Landhauses darstellend, vereinen landschaftliche und Architektur-Motive. Aus der Zahl der Stillleben verdient unbedingt eine Symphonie in Braun und Gelb, ein alter Kupfertrug, Goldlack und gelbe Margueriten von H. Lehnert, und ein virtuos gemalter Dorch von E. Hedinger den ersten Preis. Unter den französischen Malerinnen möchte ich Louise Abbema erwähnen, die eine Dame in Weiß, über eine grüne Wiese wandelnd, und ein sehr lebensvolles Herren-Portrait ausstellte. Entzückend aber sind die auf Eisenbein gemalten Miniaturen, die, zum Theil Copien aus der für Eisenbein-Miniaturen klassischen Zeit des Rococo, zum Theil nicht minder reizvolle, moderne Portraits — in großer Anzahl ausliegen.

Wie Frankreich in der Industrie-Halle das einzige Land ist, das mit Deutschland rivalisiren kann, so wird es auch in dem Frauen-Palast die einzige Concurrent sein, die Deutschland zu fürchten hat, falls mich ein Blick hinter die Coullissen, hinter denen die deutschen Damen noch immer thätig sind, nicht getäuscht hat. Was Schnelligkeit anbetrifft, haben sich die französischen Frauen den deutschen sogar überlegen gezeigt, ihre Ausstellung ist bereits eröffnet. Die beiden Parade-Stüde dieser sind ein Pariser Salon, in dem soeben ein Fünf-Uhr-Thee stattfand, und eine Geschichte der Kostüme von den Zeiten des frühen Mittelalters bis auf die Gegenwart. Beide üben große Anziehungskraft auf das Publikum aus. Aber mir will scheinen, als ob der Salon mehr in die Industrie-Halle, als in das Frauen-Gebäude gehörte; denn daß diese Boule-Möbel und Polstererjeu, diese Teppiche und Bronze-Kronen, Kamin und Flügel Frauenarbeit seien, will mir nicht recht glaubhaft erscheinen. Selbst die Toiletten der wächsernen Damen, die um den Theetisch gruppiert sind, werden wahrscheinlich zum

Theil aus Männerhänden hervorgegangen sein. Die Kostümgruppen dagegen, in Viertel-Lebensgröße etwa, sind wirklich hier am Plage und interessant, weil sie mit großer Gewissenhaftigkeit sich an die besten erhaltenen Bildnisse und Statuen, die das Kostüm ihrer Epoche charakterisiren, anlehnen. Weniger getroffen ist die Portrait-Rechnlichkeit der Wachs-Köpfe, welche die Duchesse de Joyeuse, Gabrielle d'Estree, Madame de Montepan und Madame de la Tour, Maria von Medicis und die unglückliche Marie Antoinette, die beiden Frauen des ersten Napoleon, Josephine Beauharnais und die Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, sowie andere historisch bekannt gewordene Frauen darstellen sollen. Die Köpfe haben alle denselben Puppen-Ausdruck, wenn sie auch Wachs-Puppenköpfe erster Qualität sind. Aber Kostüme und Frisuren sind außerordentlich sorgfältig gearbeitet; sie geben in der That eine hübsche Uebersicht über die Entwicklung der Mode, gleichzeitig deren scheinbare Launen und Willkürlichkeiten verständlich machend. Unter den französischen Handarbeiten finden sich kostbare Points Colberts, Alençon- und Chantilly-Spigen und nicht minder schöne Stickereien in Gobelins und noch mehr in Metallfäden, die sich an die besten alten Muster anlehnen. In dem nächsten Briefe werde ich hoffentlich in der Lage sein, über die Ausstellung der deutschen Frauen eingehend zu berichten.

Radbrand verboten.

### Weil das Pförtchen knarrte.

Novellette von L. Bürker.



in sehr altmodischer Garten war's. Auf den Beeten wuchsen Erbsen, Bohnen und Grünkraut, und auf den Rabatten standen Stachel- und Johannisbeer-Büsche. Keine leuchtenden, grünen Rafenflächen, keine mit Gärtner-Scharfblid auf den Effect zusammengestellten Baumgruppen, — all dieser neumodische Kram war ein Gruel in Großmamas Augen. — Einen Blumengarten gab es da freilich, — ein Birrjal seltsam geformter Beete, von hohen Tagus-Beden eingefaßt. Levkojen und Goldlad und Jasmin dufteten, rothe und lila Glodenblumen wogten ihre gekenteten Köpfechen auf den schlanken Stengeln, Ritterporen und Schwertlilien, und stolze Malven blühten, und hundert Centifolien. Großmama hielt nicht viel von „maréchal Niel-“ und „la Franco-Rosen“, und wie die stolzen Namen alle lauteten; sie nannte sie „gekünsteltes Zeug“. Und so wucherten die Centifolien ruhig weiter. Oben auf dem tannenbewachsenen Hügel stand ein Sommerhaus. Ein schiefes Ding mit einem Zwiebeldach und einer curiosen Tapete, auf der Damen, mit kurzen Taillen, bänderumwundenen Frisuren und decolletirten Kleidern, in spizen Fingern seltsame Tulpenblumen hielten, oder langlockige Schäfchen am Bande führten.

Wenn Großmama über den Leichtsinns der heutigen Jugend und über die sündhaften, unchristlichen Mochen ihre Meinung äußerte, warf Elly einen verhöhlenden Blick auf die Tapete. Aber nur einen ganz verhöhlenden, nachdem ihr Großmama einmal gehörig die Leviten gelesen. Großmama war sehr ärgerlich gewesen damals über ein Ballkleid Ellys, ein sehr harmloses, weißes Kleidchen, und hatte gesagt, in einem solchen Gewande sich den Augen der Herrenwelt aussetzen, sei mehr als Sünde, und Elly, die ein gänzlich Verbot des Balles als drohendes Gespenst vor ihren erschredeten Augen schweben sah, hatte mit Thränen in den Augen, doch mit dem Muth der Verzweiflung, gefragt, wie es denn Großmama auf Ballen gemacht habe, damit Männeraugen sie nicht in einem jener Tapeten-Kleider erblickten. Aber da war sie schlimm angekommen! Großmama hatte energisch ihr schönes, an den Schläfen in Locken aufgestecktes, weißes Haar glatt gestrichen, sich kerkzengerade aufgerichtet und Elly sehr strafend angeblickt. „Als ich jung war, — und das sind nun sechzig Jahre, — waren die Männer ein anderes Geschlecht als heute,“ — hatte sie gesagt, — „und außerdem trugen wir uns freis so; daher dachte man sich Nichts dabei. Aber heutigen Tages, wo man sich gewöhnlich bis an den Hals verhüllt, nur zu einem Halle Hals und Arme frei zu lassen, das ist einfach unpassend. Du kannst Dir das merken, Elly!“ — Und dann war sie mit hoch erhobenerm Haupt aus dem Zimmer gegangen, daß ihr schwarzes Raffetkleid rauschte, der armen Elly es überlassend, sich klar zu machen, warum etwas Unpassendes, wenn es alle Tage geschähe, passend sei, und wie wohl das „andere Geschlecht“, von dem Großmama gesprochen, damals gewesen sein müsse.

Ach, Elly hatte gewiß Großmama sehr lieb, so lieb wie achtzehnjährige Jugend achtzigjähriges Alter haben kann, aber manchmal, wenn sie so zwischen den schmückhaften Möbeln und den scharfsüß duftenden Potpourri's umbergang, und Großmama mit ihrer durchdringenden, hellen Stimme Lise rief, dann überkam sie heiß und bitter die Erinnerung an ihren lieben Papa, der sie so zärtlich Ellychen genannt, oder ein traumhaftes Gedanken an einen Schatten, der sich über ihr kleines Hitterbettchen neigte, und mit warmen Mutterhänden sie weich und sanft bettete. Daß ihr zärtlicher, lieber Papa Großmamas Sohn gewesen, wollte ihr dabei manchmal ganz ungläublich scheinen.

Und doch hatte auch Großmama sie gewiß lieb. Wie hätte diese sonst in ihren streng geregelten Haushalt die kleine Waise aufnehmen können, da doch die Verwandten ihrer Mutter sie gerne bei sich behalten hätten? Und manchmal, wenn die alte Frau das Mädchen anschaute, wurden die kalten Augen warm und umflort. „Deines Vaters Augen und Lippen hast Du, Kind,“ sagte sie dann, und strich ihr zärtlich über das volle blondhaar, wobei sie liebevoll nach einer großen, wohlgetroffenen Photographie des Sohnes blickte, die über ihrem Arbeitstische hing.

Zuweilen, — aber nur zuweilen, glitt ihr Auge weiter, worauf es eine kurze Zeit an einem anderen Bilde hängen blieb, das steif-festlich über dem schmückhaften Kanapee mit der thragekrönten Rückwand prunkte. Ein Delbild war's, eines von denen, wie sie in jeder respectablen Familie die Erinnerung an die vorige Generation aufrecht erhalten. „Es soll sehr ähnlich sein,“ hatte die alte Dame gleichgültig gesagt, als Elly einmal wissen wollte, ob der selige Großpapa wirklich so ausgesehen habe. — Wenn es sehr ähnlich war, konnte Großpapa sicherlich niemals eine Schönheit gewesen sein, und wenn das Antlig der Spiegel der Seele ist, so mochte wohl auch die Seele nicht viel von Schönheit gewußt haben. — Eine plauder-



haste, alte Tante hatte Ely einmal erzählt, daß Großmama ihren Gatten keineswegs aus zärtlicher Liebe geheiratet hätte, und als Ely mit der ganzen Naivität ihrer achtzehn Jahre erstaunt gefragt: „Aber warum dann?“ — hatte Tantechen lächelnd und sehr selbstverständlich gesagt: „Ja, siehst Du, Kindchen, er war eine so gute Partie, daß man ihn gar nicht ausschlagen konnte, und Bettina“ — das war Großmama — „hatte schon als junges Mädchen einen ganz außerordentlichen Ehrgeiz, den sie mit dieser Heirath in jeder Beziehung befriedigte.“

„War sie denn glücklich mit ihm?“ hatte Ely gefragt, und darauf die diplomatische Antwort erhalten: „E, natürlich, sie bekam ja Alles, was sie sich nur wünschte.“ — Denn aber Ely manchmal solch einen klüchtigen Blick Großmamas auf das Selbstbild beobachtete, machte sie sich ganz eigene Gedanken über Großmamas „Glück.“

Auch heute ließen sich die Gedanken, selbst beim Duft der Rosen und Veilchen des Gartens, nicht bannen, und immer häufiger suchten Elys ängstlich beobachtende Blicke das strenge Gesicht der alten Dame, die, in aufrechter Haltung, stridend auf einem unbequemen Holzstuhl saß.

Armes, achtzehnjähriges Herzchen und Köpfchen! — Umsonst suchte Ely nun schon seit Tagen, sich klar darüber zu werden, was Großmama wohl sagen würde, wenn sie ihr, Elys, Geheimniß erführe, — erführe, daß die Enkelin heimlich verlobt sei, sich an einen jungen Menschen ohne Geld, ohne Stellung, sogar, o Schrecken, ohne Familie „weggeworfen“ habe! Er war freilich ein sehr tüchtiger angehender Rechtsanwalt, der junge Hans Schlosser, ein braver, gebildeter, lieber Mensch; aber was wollte das nach Großmamas Ansichten heißen! — Ein Advocat, ein Rechtsverdreher, ein Habentichs, ein unmöglicher Gatte für ihre Enkelin! Die Schlossers waren keine Familie für die Amthors, das wußte Ely Amthor ganz genau. Sie sahen in keinem alten, hallenden, mit schmiedeeisernen Fenstergittern und vielen gemalten Ahnen an den Saalwänden ausgeschatteten Patricier-Hause; sie hatten keinen Kirchenstuhl mit einem vornehmen, altersschwarzen Holzgitter, nebst einem Sammetkissen auf der Sitzbank, und wenn sie einen gehabt hätten, würden sie ihn wohl nicht so gewissenhaft benutzt haben, wie die alte Frau Amthor das that. Alle diese Steine des Antihöses schürten sich vor dem armen, liebenden Herzen zu einer gewaltigen Pyramide auf, als deren Spitze als schrecklichster der Schrecken die Gestalt von Hans Schlossers Großvater erschien. Ein uralter Herr — man bewies sich äußerst langlebig in der soliden, kleinen Stadt — mit einem freundlichen Greisengesicht und eigentlich gar nicht furchterregend; aber er war lange Jahre aus dem Städtchen fort gewesen und sollte in der Fremde „Etwas begangen“ haben. Niemand wußte freilich was, oder wo, oder wie, aber die Thatsache stand unerschütterlich fest. Ja, daß Herr Johannes Schlosser sen. kein wünschenswerther Großpapa für Großmamas Enkelin sei, das wußte Ely leider nur zu genau.

Aber noch Etwas wußte sie! Daß sie Hans Schlosser liebe, aus innerstem Herzen, und daß sie niemals von ihm lassen wolle! Nein, niemals, und wenn Großmama es auch nie zugeben würde, daß sie ihn heirathe, so wollte sie ihm doch treu bleiben, immer, immer! Sie sollten nur kommen und ihr einen Anderen bringen wollen, etwa den Better Matthäus, der ihr schon ziemlich deutlich seine Absichten kund gethan, und den sie doch gar nicht leiden mochte, mit seinem unausbleiblichen, breiten Gekschwätz und seinem Selbstbewußtsein, oder irgend Einen von der anderen Linie der Amthors!

Wenn sie doch katholisch wäre, dann ginge sie in ein Kloster, in ein recht strenges, und machte alle die schweren Bußübungen mit; das könne sie dann gewiß nicht vertragen, und stirbe so ganz langsam dahin.

Und bei diesem poetisch-traurigen Gedanken ergriff Ely ein so tiefes Mitgefühl mit sich selbst, bis Kloster und Hans, die strenge Großmama und der schreckliche Großpapa Schlosser in ein undeutliches Durcheinander zerrannen, und sie in ein plötzliches Schluchzen ausbrach.

„Aber Kind, was ist denn das nun wieder?“ rief die Großmama halb erschreckt, halb ärgerlich. „Was die heutige Jugend für curiose Anfälle hat! Warum weinst Du denn nun auf einmal?“ Jetzt gab's kein Ausweichen. Ely erinnerte sich, daß sie sich ja vorgenommen habe, Großmama Alles zu sagen und den ersten Sturm über sich ergehen zu lassen. — Und so stammelte sie unter Schluchzen, ohne ihren Geliebten zu nennen, ein verächtliches Geständniß, etwas sehr Zusammenhangloses von Ressource-Bällen, Leifestranchen, auskömmlicher Praxi und ewiger Liebe. — Die Großmama zeigte sich sehr erstaunt und ärgerlich. Sie hatte Lise bis jetzt als ein halberwachsenes Kind betrachtet und durchaus nicht an derartigen „Unsinn“ gedacht. Aber sie beunruhigte sich weiter nicht. Eines Lebenslauf ist längst festgelegt, und um einer „Kinderei“ willen wird davon kein Haar breit abgewichen werden!

„Das ist wieder eine von Deinen Thorheiten“, tadelte sie; „ich will durchaus nicht wissen, wie weit sie schon gediehen ist, allein von diesem Augenblick an kann natürlich keine Rede mehr davon sein.“

Ely hielt mitten im Schluchzen inne, fassungslos auf die Großmama schauend. „Keine Rede mehr sein!“ Das ist Großmamas Ultimatum. Damit ist eine Sache aus der Welt verschwunden. Es ist gerade so gut, als ob sie hundert Stunden von Hans Schlosser entfernt, oder als ob sie schon unwiderruflich in dem bewußten Kloster eingeschlossen sei. Sie hatte einen Jornausbruch erwartet, wenigstens eine Frage nach dem Bewegenen, alles Andere, nur nicht diese vollendete Gleichgültigkeit, die ihr zugleich zeigte, wie verständnißlos die alte Frau ihrer Liebe gegenüberstand. Und in ihr erwachte Etwas, das bisher geschlummert, ein trotziger Muth, sich den Geliebten zu erkämpfen und treu zu ihm zu halten über alle Hindernisse hinweg! Sie ist kein Kind mehr, sie weiß ganz genau, daß ihres Lebens Glück und das seine auf dem Spiele steht, und um diesen Eintrag wird sie mit Großmama ringen.

Ihr ward ganz ruhig bei diesem Entschluß und in vorwurfsvollem Ton erwiderte sie: „Und Du fragst mich nicht einmal um den Namen, Großmama?“

„Nein, weil ich ihn nicht wissen will! Aber ich will Dir Etwas sagen, was ich noch ruhen lassen wollte, weil Du mir zu jung schienst. Doch wenn Du für solche Thorheiten alt genug bist, bist Du's auch für dies. — Du wirst Matthäus heirathen!“

Elys Herz schlug nun Zerpringen. — Aber sie blieb gefast. Beinahe ebenso unbewegt wie die Stimme der alten Frau erklang die ihrige:

„Ich werde Matthäus niemals heirathen! — Ich liebe Hans Schlosser!“

Ein Erschreden ging über Großmamas stolzes, altes Antlitz. „Hans Schlosser!“ wiederholte sie langsam nach einer Weile. „Johannes Schlossers Enkel? — Nie und nimmer!“ Da hielt es Ely nicht länger. — Alles, was sie vorher gedacht, was in langen, schlaflosen Nächten in ihr wach geworden, brach auf einmal hervor.

„Großmama“, rief sie, „sage das nicht! Ich bin nicht das Kind, das Du in mir suchst. Glaube nicht, daß ich Dir trogen will. Aber ich heirathe Matthäus nicht! Ich weiß Alles, was Du mir sagen willst. Doch niemals lasse ich von Hans. Ich will keinen Reichtum, keine Stellung, keine Familie heirathen. Ich will nur den, den ich liebe, o, so sehr liebe! Ich bin stolz auf ihn, ich schaue zu ihm empor; er steht so hoch über mir, daß ich mich demüthig frage, womit ich das Glück verdient habe, daß er mich liebt.“

Angstvoll kniete sie neben dem Stuhl der Greisin nieder. — „Hast Du denn niemals Jemanden so geliebt, Großmama?“ Eine lange Stille ist's. Die alte Frau hat unbewegt zugehört.

„Geh jetzt, Elisabeth!“ Das ist die einzige Antwort. — Und Ely geht, — geht halb bewußtlos den schmalen Weg, der zu dem kleinen Seitenpförtchen führt, das nur selten gebraucht wird, — dreht den schweren, altmodischen Schlüssel und öffnet nicht ohne Anstrengung. Langsam, mit widerwilligem Kreiseln drehen sich die verrosteten Angeln.

Wie das Pförtchen knarrte! — Vorsiehend, zusammenschredend hob die Greisin den Kopf. — „Doch, kamen da nicht Schritte über den sandbestreuten Weg, feste Männertritte, die sie kannte, ach, nur zu gut kannte?“ — „Hast Du denn niemals Jemanden so geliebt, Großmama?“ — Eine thränenersüßte Stimme flüster es in ihr Ohr, und aus ihrem innersten Herzen tönte die Antwort herauf: „Niemand, niemals!“

Vor Jahren ist es! Vor langen Jahren! — Wie die Reiseden duften! Wie das Dach des Sommerhauses glänzt, und wie es so schmutz da steht, so neu, gar nicht windisch und altersschwach. Wie lau der Wind fächelt, und wie erwartungsvoll das Herz klopt, — das junge, achtzehnjährige Herz. Und da knarrt das Pförtchen wieder; wie gut sie den Ton kennt! Und wie sie ehrbar thun, gleichgültig zu der Schwester sagen muß: „Ach, der langweilige Magister! Was nur Vater sich dabei denkt, daß er uns mit den ewigen Vorlesungen plagt? Ich habe gerade genug davon!“ — Und doch sieht er gar nicht so langweilig aus, der junge Johannes Schlosser, der da den Gartenweg heraufkommt; gar nicht schulmeisterlich ist der Blick, der zuweilen in einem unbeobachteten Moment zu der schönen Schülerin hinüberfliegt.

Nachher geht Hanne, — die Jüngere, — in das Haus. Sei, wie sieht da das ehrwürdige Buch in eine Ecke, und wie heiß sind die Klüße, die getauscht werden. Wie süß, wie berückend weiß der rothe Mund zu flüstern: „Ich werde Dich immer lieben, immer!“

Aber Reiseden und Rosen verblühen der Winter naht, und die Vorlesungen im Gartenhause hören auf. Und mit dem Winter kommt der wohlthätige Herr Matthäus Amthor in das Städtlein und geht in den „guten“ Häusern aus und ein. Er hat eine lange Nase und kleine, eng zusammenstehende Augen und ist stolz auf Beides, denn das ist die rechte, echte Amthor-Nase, und sind die Amthor-Augen, und etwas Höheres und Besseres giebt's auf der ganzen Welt nicht mehr! — Das vornehme Haus am Markte, das so lange leer gestanden, die weil Herr Matthäus Amthor auf standesgemäße Art in der Welt herumgereist ist, wird nun wieder bewohnt, eine alte Base ist die Herrin darin.

Sehr gebildet ist er geworden, da draußen, der Herr Matthäus Amthor, und sehr zu Statten kommt es der Wademoiselle, daß sie den Sommer über langweilige, gelehrte Vorlesungen gehört hat. — Sie weiß gar wohlgeheiß mitzureden von allerlei neuen Büchern und sonstigen Dingen, und wenn Herr Matthäus Amthor heimkehrt in sein großes, leeres Haus, so winkt er gravitätisch den alten Bildern zu: „Sie würde recht passend für mich sein, jawohl!“ — So vergeht der Winter, und die jungen Mädchen, die an dem Amthor-Hause vorbeikommen, werfen einen verhöhlenden Blick nach den Fenstern und denken: „Zum Frühling wird es sich sicher entscheiden, wen er nimmt! Ach, das schöne Haus, und das viele, viele Geld!“

Und es entscheidet sich. Am Oftersonntag hüllt sich Herr Matthäus Amthor in sein bestes Gewand und macht nach dem Kirchgang einen Besuch bei Bettinas Eltern. Die jungen Mädchen sind noch nicht da, so geht denn Alles ungestört von Statten. — Nachher wird Bettina herbeigerufen. — Sie weiß schon lange, was kommen wird. — Nichts Ueberreiltes braucht sie zu thun. Er hat ihr's gesagt, in vorsichtiger, wohlüberlegter Rede. Gar nicht stürmisch, ohne jugendliches Feuer, er wollte keine Versicherung ewiger Liebe von ihr. Mit solchen Sachen befaßt sich Herr Matthäus Amthors Jüngerin nicht. In dürren Worten deutet er an, daß er sie für eine passende Lebensgefährtin halte. — Aber was wog jedes dieser Worte! — Gewichtig und schwer waren sie. Haus und Hof und Hunderttausende bargen sie. — Ja, der Ueberlegung waren sie wohl werth!

Und Bettina hat überlegt. — Sie legt Liebesglück und Sommerlust und das Versprechen ewiger Treue auf eine Waagschale, und Herrn Matthäus Amthor auf die andere; an jenem Oftersonntag tritt sie, wennschon ein wenig bleich, in das Zimmer, darin der Freier wartet, und spricht ein gelassenes, bestimmtes, würdevolles „Ja“.

Du hast es so gewollt, Frau Bettina Amthor! Du hast auch lächelnd, als eines schönen Frühlingstages ein unbesonnener, junger Mensch in den Garten eindrang und Dich noch ein Mal um Deine Liebe anflehte; kühl gelächelt, als er nachher in aufstammendem Zorne Dir Deine Treulosigkeit, Deine Selbstsucht vorwarf; kühl gelächelt, als Du später erfährst, daß er in die Fremde gegangen sei und allerlei tolle Dinge triebe. Aber mit vollendeter Würde standest Du vor dem Altar und gelobtest Matthäus Amthor ewige Treue und Liebe!

Dann hast Du in seinem Hause geschaltet und gewaltet wie eine echte Amthor, hast Deinem Gatten Kinder geboren und allezeit den Glanz Deines Hauses hoch gehalten und gemehrt. — Ein stolzes Paar waret Ihr; ob auch ein glückliches!? — Dein rother Mund hat selten mehr gelacht, Bettina Amthor. Deine Söhne hatten eine strenge Mutter an Dir, doch gewiß, Du liebtest sie. Du hast bittere Thränen vergossen, als sie Alle vor Dir hinfarben. Du hast auch Deinen Gatten würdig betrauert, und nun bist Du achtzig Jahre. — Von allem Glanz Deines Hauses kannt Du Nichts mehr genießen. Du besitzest nur noch die Erinnerung. — Man sagt, daß die Erinnerung

das einzige Paradies sei, aus dem wir nicht vertrieben werden können. — Wohlan, Bettina Amthor, auch Dein ist dieses Paradies! —

Ein kühler Lustzug strich durch den Garten. Die alte Frau erwachte zusammenschauernd aus ihrem schweren Brüten. Wie hatte das Kind gesagt? „Ich will nicht Reichthum, nicht Familie, ich will den Mann, den ich liebe!“

Ein leichter Schritt nahte sich.

„Ely, bist Du es?“

„Ja, Großmama!“

„Komm her, Kind! — Küsse mich! — Johannes Schlosser sei Dein Erwählter, sagtest Du? — O, ich kenne ihn gut. — Du sollst ihn haben, Kind!“

„Großmama“, hat Ely einmal später, als sie längst Hans Schlossers glückliche Gattin war, „Großmama, sage mir nur, wie es kam, daß Du damals so plötzlich Deinen Sinn ändern konntest?“

Die Greisin lächelte. — Ein ernstes Lächeln war's. — „Frage mich nicht, Kind; vielleicht, vielleicht, — weil das Pförtchen knarrte.“

Nachdruck verboten.

### Die Stadt Heinrichs des Löwen.

Von Georg Malkowsky.

Mit fünf Zeichnungen von D. Günther-Raumburg.

1.

Nicht immer lagern sich die Cultur-Erscheinungen der verschiedenen Zeiten schichtweise über die der Vergangenheit, sie verwickeln und überdecken, bisweilen schmiegen sie sich wie Jahresringe um die leptonen und umhüllen schonend den alten Kern. Wen der Dampfzug bis an das Weichbild der Welfenstadt Braunschweig getragen, dem grünen zunächst wohlgepflegte Parkanlagen entgegen, aus deren Schatten Willen und Landhäuser aufstauen. Das Silberband der Oder schlängelt sich, von Süden her die Stadt umspannend, in zwei Armen durch das Rasengrün der Promenaden und umspült hier und da einen Hügel, dessen Formen die ehemalige Bastion verrathen. Breite Brücken führen in die Windungen der offenen Verkehrsader hinüber. Hotels mit zahlreichen Fensterreihen, Prunk-Façaden öffentlicher Gebäude, langgestreckte Mieths-Cafernen säumen die Straßenstuden, in denen sich modernstes Leben drängt. Braunschweig zeigt auf den ersten Blick den unverfälschten Typus der verkehrsreichen, im Aufstiehe begriffenen Handels- und Industrie-Stadt. Langsam schlendert man einige hundert Schritt die Straße hinauf bis zu einer die Aussicht sperrenden Krümmung, und plötzlich ist die lärmende Gegenwart hinter uns versunken, und vor dem erstaunten Auge thut sich ein Stück stiller, weltferner Vergangenheit auf. Leise plätschern schmale Wasserstreifen aus den Mäulern phantastischer Fabelthiere in die zierlich gegossenen Zinkbecken der Straßenbrunnen. Gar eng und traulich neigen sich die übertragenden Stockwerke der Häuser einander entgegen, und die sauber geschnitten und lustig bemalten Figuren der hölzernen Sims- und Balkenköpfe raumen sich alte Geschichten zu voll derben Volkswises. Hier und da ragt ein steinernes Portal empor, dessen ernste Caryatiden und kräftige Victorien beständig sich abgeben von all dem urgermanischen Märchenpuf. Wo sich die engen Straßenläufe erweitern, schieben sich unvermittelt gewaltig aufstrebende Kirchtürme vor, während die Körper der Schiffe sich mit ihrer breit hingelagerten Masse in dem Häusergewirr verlieren. Tritt man näher, so lösen sich die ungestalteten Formen in zierliches Maßwerk auf, und das Auge gleitet schmerzlos über das steinerne Spitzenmufter der Kofen, Giebel und Vogenfenster. Es ist ein schier traumhaftes Bild deutscher Städte-Vergangenheit, und man würde nicht erstaunen, wenn man plötzlich einem behäbigen Patricier in Schabe und Barret oder einem Bürgers-Töchterlein im Gretchen-Kostüm begegnete.

Die Bauwerke einer Stadt sind die zu Stein gewordene Geschichte des Gemeinwesens. Jede Cultur-Epoche hat ihre Stufen in Braunschweig entweder schichtweise abgelagert, oder sie in jeder Laune mit denen ihrer Vorgängerin gemischt. Die eigentliche Geschichte der Stadt im frühen und späteren Mittelalter verflocht sich in den Denkmälern des Burgplatzes und des Altmarktes.

Die Entstehung deutscher Gemeinwesen hat sich mit unerklärlichen Abweichungen stets in derselben Form vollzogen. Es bildete sich ein Hausen dicht an einander gebauter Hütten aus Holz und Lehm, mit Erdwall und Graben umzogen, um Weiber, Kinder und Herden in Sicherheit zu bringen, wenn der Feind in's Land fiel. Nach Einführung des Christenthums entstand dann in der Mitte eines solchen Fleckens die erste Kirche, das erste Kloster. An Sonn- und Festtagen sammelte sich dort die andächtige Menge, und diese regelmäßigen Zusammenkünfte gaben Anlaß zur Ansiedelung von Handwerkern und Händlern. Hatte dann in der Nähe irgend ein streitbarer Burgherr seinen Sitz, so bildete sich der größeren Sicherung halber eine Art von Abhängigkeit heraus, bis sich die Grenze zwischen Burgfrieden und Weichbild mehr und mehr verwickelte. Die Verordnung Heinrichs des Ersten, nach der jeder neunte wehrfähige Mann in die Städte ziehen sollte, führte der Masse der Bürger ein neues Element zu, aus dem im Laufe der Zeit das städtische Patriciat entstand.

Der Name Brunswyl — Brunonis vicus, Brunos Feste — kommt bereits in den Chroniken vor, die von den Sachzügen Karls des Großen legendarisch erzählen. Ein wenig später taucht der Name der Burg Dankwarderode auf, deren Gründung auf den dritten Sohn des Herzogs Ludolph, eines besondern Günstlings Ludwigs des Deutschen, zurückgeführt wird. Unter den Ottonen bildet sich dann eine engere Verbindung zwischen Burg und Stadt heraus, und Bruno, der Neffe Ottos des Ersten, erscheint in der Geschichte als der erste Graf von Braunschweig.

Als der eigentliche Gründer Braunschweigs aber ist Heinrich der Löwe zu betrachten, der, 1129 auf der Burg Dankwarderode geboren, in Glück und Unglück ein Pflger und Förderer seiner Vaterstadt blieb. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu erzählen, wie ihm die Bürger seine feste Fürsorge in dem heißen Kampfe



gegen den Hohenstaufen-Kaiser durch Treue und aufopfernde Anhänglichkeit vergalten. Die Spuren seines landesväterlichen Wirkens verbreiten sich über das ganze Reichsbild der Stadt, am augenfälligsten treten sie uns auf dem Burgplatze entgegen.

Die Burg Dankwarderode selbst ist allerdings nur eine stilvolle Restauration, die erst in jüngster Zeit unter der Regie des Prinz-Regenten Albrecht vollendet wurde. Aus einer Anzahl von An-, Ein- und Vorbauten im Renaissance-, Barock- und Biedermeierstil wurden zunächst die spärlichen Reste des Saalbauers Heinrich des Löwen herausgeholt, eine Arkade aus massiven Pfeilern mit romanischen Säulen, Reste von dreitheiligen Fenstergruppen mit schönen Säulen aus Kalkstein und zwei große rundbogige Fensteröffnungen. Das Ganze wurde dann im Stile der Zeit mit seinen engen Nischen und der zweigeschossigen, durch einen Thurm ausgezeichneten Burgkapelle ergänzt. Der verdeckte Gang über den Arkaden bildet die Verbindung mit dem Dom, auf den wir bei Besprechung der kirchlichen Bauten Braunschweigs zurückkommen.

Vor der Burg erhebt sich das uralte Wahrzeichen der Stadt, der eiserne Löwe. Daß er von dem großen Welfenherzog errichtet worden, unterliegt keinem Zweifel, über Ursprung und Bestimmung dieses merkwürdigen Denkmals gehen die Meinungen weit aus einander. Betrachtete man das Wappentier früher als ein Beuteschild aus dem Orient, so beweist eine genauere Untersuchung seiner streng stilisierten Formen, daß wir es höchst wahrscheinlich mit einem Erzeugnis niederländischer Kunstfleißes aus einer Zeit zu thun haben, die uns nur wenige Denkmale hinterlassen hat. Die romanisch beeinflussten Formen lassen den Glauben an einen orientalischen Ursprung verzeihlich erscheinen. Daß sich die Legenden-Bildung dieses geheimnisvollen Wahrzeichens bemächtigte, ist natürlich, wie sich denn noch heute das Volk seine Ueberzeugung nicht rauben läßt, der große Welfe habe hier seinen, aus der Sage bekannten, treuen Löwen ein Erinnerungsmal setzen wollen. Nach den mittelalterlichen Geschichtsschreibern sollte der Löwe den Feinden des Herzogs ein Zeichen sein, daß er seinen Beinamen nicht umsonst führe. Solche ehernen Pronunciamento's liegen ja doch so wenig im Geiste der Zeit, daß wir uns schon eine nüchternere Erklärung suchen müssen. Wahrscheinlich bedeutete dieser Laufenstein, wie ihn der Chronist Botho nennt, für Braunschweig dasselbe, was die Kolands-Säule für andere Städte war. Er bezeichnete den „Königsbann“, d. h. die Stätte der obersten Gerichtsbarkeit des Landesherren. Spätere Fürsten scheinen den Löwen weniger ernst genommen zu haben, sie beschäftigten sich damit, von den Fenstern der Burg aus kleine Münzen in seinen Rachen zu werfen; was daneben fiel, gehörte dem armen Volk. Die verschiedenen Zeitläufe aber überdauerte die Liebe der Braunschweiger zu dem uralten Wahrzeichen ihrer Stadt, und als die Franzosen im Jahre 1807 den eisernen Löwen mit vielen anderen Kunstschätzen nach Paris entführen wollten, wäre es beinahe zu einem Volksaufstande gekommen. Napoleon der Erste begnügte sich mit der Erklärung, das Haus Braunschweig habe aufgehört zu regieren, gönnte den Braunschweigern ihren Löwen und machte die Stadt zum Hauptort des zum Königreiche Westphalen gehörigen Oker-Departements.

Die Gunst der Welfenherrscher hatte Braunschweig zu einer Macht verholfen, die den Selbstständigkeitstrieb der Bürger weckte. Die Zeit bis zur Einführung der Reformation ist mit Kämpfen um die Unabhängigkeit der Stadt erfüllt. Im Jahre 1247 wurde Braunschweig von Lübeck und Hamburg zum Eintritt in den Hanse-Bund aufgefordert. Die günstigen Folgen dieses Bündnisses zeigten sich bald. In kurzem nahm Braunschweig als Stapelort für den Transit-Handel aus dem Süden einen der ersten Plätze ein und wurde Hauptstadt des sogenannten dritten, oder sächsischen Quartiers der Hanse.

Die monumentalen Wahrzeichen dieser Blüthezeit finden sich auf dem Altmarkt. In der Mitte des Platzes erhebt sich eines der merkwürdigsten Denkmale des Mittelalters, der Stadtbrunnen, etwa um 1408 errichtet. Er besteht aus einem massiven, mit Sockel und krönenden Gliedern versehenen Pfeiler, der die untere Schale trägt, und einer aus dieser Schale emporstrebenden Säule, welche die beiden oberen Becken stützt. Die Spitze endete ursprünglich mit einer sogenannten Laterne. Alle drei Becken nebst ihren Gliederungen und Ornamenten, sowie der Aufsatz, sind aus Blei gegossen und angefertigt. Das Merkwürdigste sind die zwei Reihen Inschriften und die Rosetten der beiden unteren Becken. Jeder einzelne Buchstabe war aus Blei angefertigt und mit den Rosetten auf einer Bleileiste befestigt, die dann um das Becken geschlagen und durch Stifte gehalten wurde. Man kannte also schon dreißig Jahre vor der Erfindung der Buchdruckerkunst bleierne, bewegliche Lettern. Um das untere und größte Becken schlingt sich ein Band von zwanzig Einzelbildern, die durch vier Löwenköpfe getheilt sind. In der Mitte der Abtheilungen befindet sich jedesmal ein Fürst, auf einem Throne sitzend, mit einer Krone geschmückt: David, Karl, Artur, Alexander, während die übrigen Bildnisse Propheten und Heilige darstellen. Jede Figur trägt ein Spruchband in der Hand, das jetzt unleserliche lateinische Inschriften in gothischer Schrift aufweist. Ein besonderes Interesse knüpft sich an die Bildersprüche über diesen Bildern. Sie sind in deutscher Sprache abgefaßt zu einer Zeit, wo es noch keine Uebersetzung der heiligen Schrift gab. Der Meister des Brunnens legt hier Redenshaft ab von seinem Werke und stellt es in Gottes Schup:

Des waters involt  
de stat in godes vrolich dot.  
Des Wassers Einfluß  
Sieht in Gottes mächtigem Schup. (Psalm Davids 18 S. 16.)

Sunt hobbe ik so maket gar  
un werden nicht mer unvrochbar.  
Niesend hab' ich sie gemacht  
Und sie werden nicht versiegen. (2. Buch der Könige, Cap. 3 S. 17.)

Alle water in det mer gan.  
Alle Wasser in das Meer fliehen. (Prediger Salomons 1 S. 7.)

Wom dorste, do komo heran.  
Wem dürstet, der komme. (Jesajas, Cap. 22 S. 17.)

He sloch de waters un en twe sind so ghedeleit.  
Er schlug das Wasser und es theilte sich. (2. Buch Moses, Cap. 17 S. 16.)

Her wonto in dossen dach.  
Von außen kam es herein diesen Tag.



Braunschweig. Portal am Rathhause. Von D. Günther-Raumburg. — Siehe Seite 111.

Die zwanzig Wappen des zweiten Beckens nebst den darüber befindlichen Namen dürfte der Künstler theils in Beziehung auf die alte Geschichte, mit Hinweisung auf die Länder des damaligen römischen Reiches, theils willkürlich angebracht haben. Der Doppel-Adler erscheint zuerst, ihm folgt das Erzbisthum Mainz, das Königreich Böhmen, das Erzbisthum Köln, das Churfürstenthum Sachsen und Bayern, das Erzbisthum Trier und Churfürstenthum Brandenburg. Das Wappen der Stadt Braunschweig mit dem Löwen beginnt den zweiten Streifen, und ihm reihen sich in buntem Wechsel Kaiser, Könige und Feldherren des Alterthums an: Dektor, Alexander der Große, Josias, König von Babylon, David, Judas der Makkabäer, Josua, Karl der Große, Artus. Den Beschluß macht Gottfried von Bouillon.

Das dritte Becken des Brunnens ist mit einem Kranze schöngeformten Laubwerkes geschmückt und trägt in einer gothisch durchbrochenen Laterne eine kleinere Schale, aus welcher das Wasser ursprünglich durch vier, daran in die Höhe kriechende, eisenartige Thiere gespieen wurde. Die Kuppel des Brunnens zierte noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Muttergottes-Bild, während an der Spitze der Laterne eine Fahne mit dem Stadtlöwen angebracht war.

Als Hintergrund dient diesem zierlichen Werke frühdeutscher Metall-Technik das entzückende steinerne Spinnennetz der Rathaus-Arkaden. Von 1250 bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut, weist sein Grundriß die ungewöhnliche Form eines Nichtsrechts auf. Es wird durch zwei Flügel von je über sechzig Fuß Länge gebildet, die ihre Giebel der Martini-Kirche und der Breitenstraße zusehen. Den Frontseiten sind je vier im Spitzbogen-Stil erbaute Arkaden vorgelegt, und auf diesen erheben sich ebenso viele Lauben, welche einen offenen Gang bilden. Die Pfeiler dieses Vorbaues laufen in zierlich durchbrochene Spitzbögen aus, deren Maßwerk von Rundbogen unterpannt ist. An die neun Pfeiler der Bogen-Lauben lehnen sich je zwei Nischen mit den steinernen Bildsäulen der fürstlichen Ahnherren des welfischen Hauses. Der Stil dieser Staturen gehört dem fünfzehnten Jahrhundert an. In der der Breitenstraße zugekehrten Giebelfront befindet sich, außer dem in einer Nische aufgestellten Muttergottes-Bilde, ein zweifelhafte Wappen mit den beiden Leoparden im unteren und dem aufgerichteten Löwen im oberen Felde.

Im Inneren des Rathhauses ist besonders die große Dornse, der eigentliche Rath-Saal, bemerkenswerth. Die eichenen Balken der Decke sind mit reizender Schnitzarbeit im gothischen Stile geziert. In dem anderen Flügel liegt die Schottel-Dornse, das Schatzzimmer, und die Fastelabends-Dornse, der Tanzsaal.

An das Gebäude knüpft sich ein gutes Stück der mittelalterlichen Geschichte der Stadt. Nach der Unterverwerfung derselben unter die Herzöge ward es seiner alten Bestimmung entzogen, da der neuorganisirte Rath seine Sitzungen im Neustadt-Rathhause abhielt. Seine Räume wurden zu Kaufstellen für die Wehrenden eingerichtet. Erst in neuerer Zeit hat man seine schönen Hallen diesem unwürdigen Zweck entzogen und eine verständnißvolle Restauration vorgenommen, die im Jahre 1852 vollendet wurde.

Um dieses anmuthige Denkmal zierlichster Gothik herum treibt dann die Stillmischung ihren seltsam phantastischen Spuk! So erhebt sich in seiner nächsten Nähe eines der üppigsten Barock-Portale. Vier Hermen tragen einen Fries, auf dessen Vorsprung zwei aufrechtstehende Löwen ihren Vorderleib durch Cartouchen-Ausschnitte stecken. Den Abschluß des Ganzen bilden zu beiden Seiten zwei lanzentragende Krieger. Renaissance- und Barock-Stil überwuchern die ältere Gothik und geben der Privat-Architektur Braunschweigs einen eigenartigen Charakter, mit dem wir uns in einem weiteren Artikel beschäftigen werden.

Rachdruck verboten.

### Arabischer Liebeszauber.

(Siehe das Bild auf Seite 109.)

In dem verschlossenen Hofe ihres Hauses stand die schöne Him, an den fahlen Baum geklammert, und sann. Ob es wohl helfen werde? Auf das Zauberblümchen hier setzte sie ihre letzte Hoffnung. Wenn dies nicht half, dann mochte Allah selbst die Verantwortung für das Unheil, was geschehen konnte, auf sich nehmen!

Ja, Him war schön. O, das wußte sie! Wer besah ein dunkleres Auge, wer blauschwarzes Haar, als sie? Wer vermochte sich an Geschmeidigkeit und herrlicher Form der Glieder mit ihr zu messen? Und doch! Ennomän ben-el-Rondfir, ihr junger Gatte, den der letzte Raubzug nach El-Hafa so bereichert hatte, wollte nun ein zweites Weib nehmen. Sie, die Sultana seines Herzens, stand in Gefahr, auf die Stufe einer elenden Sclavin hinabzusinken. Das ging nimmer an!

Zwar der schlaue Kadi, dem Ennomäns Goldstücke schon lieblichen und verheißungsvollen Ehrenschmaus bereitet gehabt, der hatte die von Him heimlich angerufene Vermittelung abgelehnt; Him hatte sich selbst helfen müssen.

In ihrem brütenden Haupte war dann, wie durch höhere Eingebung, die Erinnerung an eine geheimnißvolle Sage aus ihrer Kinderzeit aufgeleuchtet, von einer weisen Blume, die im schroffen Gebirge wuchs. Wer diese Blume frisch gebrochen in der Hand trug, der besah die Nacht, von einem anderen Menschen, ein einziges Mal allerdings nur, zu erlangen, was er wollte. Der Andere mußte willfährig sein, der Zauber der Blume zwang ihn dazu.

So hatte die schöne Him, da sie selbst das Haus nicht verlassen durfte, die alte, treue Dienerin Duma auf die mühselige Suche nach der Blume geschickt. Und Duma war mit des Propheten göttigem Besah so glücklich gewesen, wirklich mehrere der seltenen Pflanzen zu finden. — Und nun wartete Him heute Abend klopfenden Herzens, mit den Blumen in der Hand, auf die Heimkehr des seit Tagen abwesenden Ennomän, und je länger sie warten mußte, desto besonnener ward ihr, trotz der Blumen, die schon ein klein wenig zu welken begannen.

Doch da hatte ein wohlbetannter, fester Schritt auf dem Mosai-Plaster vor dem Hause.

Him raffte sich aus ihrer halben Verzagtheit auf; ihr ganzes Wesen ging glühend in die größte Erregung über, und indem sie die weißen Zauberblumen hoch über das schwarze Lockenhaupt emporhielt, eilte sie, ihre weißen Zähne mit verführerischem Lächeln zeigend, bligenden Auges dem Geliebten entgegen.

Und Ennomän ward so betroffen von der sieghaften Schönheit seines, durch den Purpur der sinkenden Sonne wunderbar beleuchteten, jungen Weibes, daß er es voll gläubender Zärtlichkeit in die Arme schloß, liebe-entkramt wie am Vermählungs-Tage.

Beim Propheten, solch' eine Gazelle von einem Weibe hatte er durch ein anderes verdrängen lassen wollen? Wie blind, wie thöricht war er, Ennomän doch gewesen!

Und Him, sich seinen Liebesfingern schlan entziehend, flüsterte:

„O Eins, Eins versprich mir, Ennomän. Wenn ich fortan so froh bleiben soll, wie mich jetzt Deine langersehnte Heimkehr macht, dann laße mich Dein einziges Weib sein Ennomän, für alle Zeit; nimm nie, niemals ein zweites!“

Him! Ennomän nickte doch ein wenig. Niemals? Das war immerhin ein bedenklisches Ding.

„Klein Him schwante ihre Blumen, und ihre Augen brannten in die feingigen, während der weiche, linke Arm ihn fester umschlang.“

„Run wohl, Him. Ich verspreche es!“

„Schwöre es bei Allah, Ennomän, welcher den Gläubigen segnet, der sich an einem Weibe genügen läßt!“

„Bei Allah, ich schwöre es!“

Da laachte Him auf und bedeckte abwechselnd die Lippen des Geliebten und die weißen Aelchblätter der Zauberblumen mit ihren Küssen.



H. Z. Agram. — Der interessante Proceß zwischen den Erben der 1888 verstorbenen Fürstin Palffy ist vorläufig vom Brüner Landgericht dahin entschieden worden, daß bezüglich der auf 1 1/2 Millionen Gulden an Werth geschätzten mährischen Herrschaft Jarmovitz successionsberechtigt sind: Graf Rudolf Wehna, dessen Sohn Rudolf Graf Wehna (Gemahl der Prinzessin Elvira von Bayern), Graf Anton Mikrowitz, Fürst Franz Eugen Doltowit, Gräfin Theresie Kinsky, Fürstin Pauline von Wetternich und Graf Moriz Palffy. Ausgeschlossen wurden der ehemalige Reichsgraf Graf Alois Karoly, dessen Sohn Graf Ludwig Karoly und Graf Max Sandegg.





# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 15. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M. Berlin, 1. August 1893. Große Ausgabe mit allen Kapiteln. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$  M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.  
(Fortsetzung.)

### III.

**A**n einem schönen Frühlings-Sonntage in Berlin Leute in einen Saal zu locken, in einer keineswegs unterhaltenden Sache, das ist ein kühnes Unterfangen. Selbst wenn man kein Eintrittsgeld erhebt, läuft man Gefahr, sich zu blamieren.

Aber Fräulein Anna Guttenberg ließ sich nicht abschrecken. Sie wollte nun einmal in Berlin reden, denn zu anderer Zeit war sie an ihre Heimat gebunden.

Sie fand die Presse sehr nett und entgegenkommend. Alle Zeitungen hatten pflichtschuldigst die Notiz gebracht, daß Fräulein Anna Guttenberg aus Luzern im Saale der Tonhalle einen Vortrag über die „wahre Frauenfrage“ halten würde. In den meisten Blättern fand sich noch der freundliche Zusatz, die Dame habe sich in der Schweizer Frauen-Bewegung bereits vortheilhaft hervorgethan.

Der Saal wurde um halb sechs Uhr geöffnet; der Eintritt stand für Jedermann frei. Gesinnungsverwandte Kreise hatten Fräulein Anna sehr freundlich empfangen, den Saal gemiethet und die wenigen Vorbereitungen getroffen, allerdings unter ernstlichem Ab-rathen, denn es würde Niemand erscheinen. „Sie werden schon kommen!“ sagte die energische Dame.

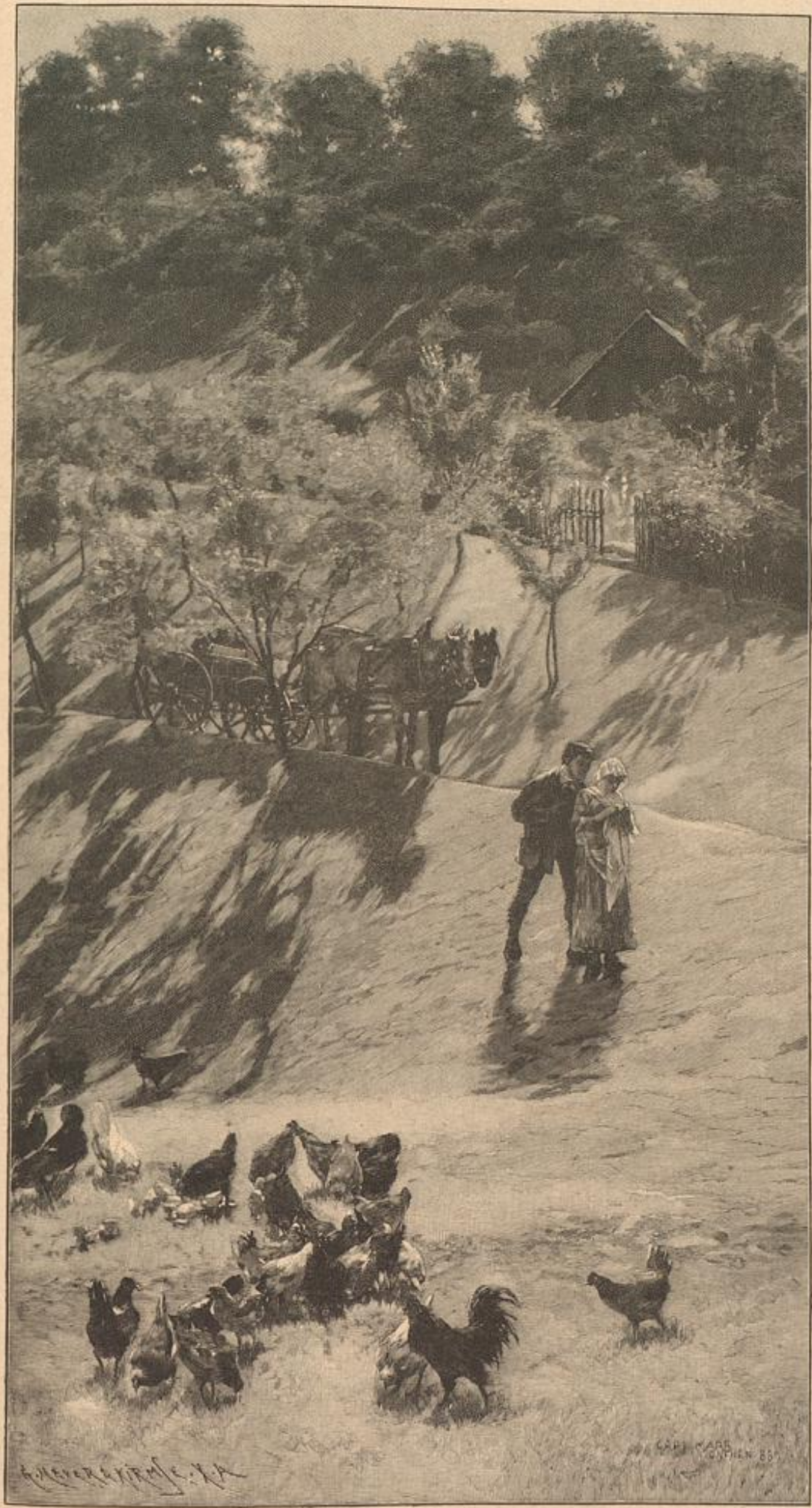
Wen verstand Fräulein Guttenberg eigentlich unter „sie“? Jene unbestimmte und unbestimmbare Menge unbefriedigter Frauen und Mädchen, die man vergebens im Salon suchen würde: die Verblühten, die keinen Mann bekommen haben; die Frauen des kleinen Mittelstandes, die in unbehaglicher Ehe leben; die Witwen mit kleiner Pension, oder geringem Zinsgenuß, die nicht wissen, was sie mit sich und ihrer Zeit anfangen; die unzähligen, besseren Arbeiterinnen, die sich doch nach etwas Höherem sehnen; kurz solche, denen es an richtigem geselligen Anschluß fehlt, und welche Menschen von ihren Anschauungen suchen.

Fräulein Guttenberg hatte Recht gehabt: „sie“ kamen. Der Saal füllte sich schnell und zeitig; denn „sie“ sind, zum Unterschied von ihren glücklicheren Genossinnen, sehr pünktlich und wollen bei solchen Anlässen gerne einen guten Platz haben.

Unter diesen Gestalten, die fast alle etwas Nothleidendes an sich hatten — wenn auch viele sich dessen vielleicht gar nicht bewußt waren und die meisten leidlich gute Kleidung trugen — fiel die jugendlich-frische Gestalt Ella Guttenberg's einigermaßen auf.

Ja, Ella war hieher gekommen, um eine Annäherung an die fremde Tante zu suchen, sie zu fragen, was ein junges Mädchen in ihrer Lage wohl beginnen könne. Heute, in ihrer furchtbaren Hülflosigkeit, wo der Glaube an die Einsicht und das Herz aller ihr nahestehenden Menschen in ihr schwankte, heute sagte sie sich: „Dies Zusammentreffen dünkt mir wie ein Schicksalswink, wenigstens will ich mir einmal diese „verrückte“ Verwandte ansehen.“

Anna Guttenberg erschien an dem Rednerpult, als es von der bis hierher tönenden Vortrags-Fabrikuhr sechs Uhr schlug. Sie war eine große, starkknochige Person, die in ihrem schwarzen Kleide recht stattlich aussah. Ihr verrunzeltes, gelbbraunes Gesicht zeigte einen freundlich-ernsten, klugen Ausdruck. Das kurz geschnittene, ergraute Haar ließ sie älter erscheinen, als sie war. Unangenehm wirkte nur der durch ein eingesehtes Glas-auge verursachte schielende Blick, die Folge eines Un-falles durch ein Phosphor-Streichholz. Damals, als es passirte, war Anna ganz arm gewesen, sie nähte und stickte bei Berliner Bekannten. Diese hatten denn auch



Ein Abstecher. Nach dem Bilde von Carl Marr. — Siehe Seite 120.  
Photographie-Verlag der photographischen Union in München.



zusammengeschossen, damit das Mädchen operirt würde. So ward wenigstens ein Auge, und zwar ein sehr lebhaft funkendes gerettet.

Gleich die ersten Begrüßungsworte klangen so einnehmend, so ganz beieckt von echtem Wohlwollen, von aufrichtiger Herzlichkeit. Schon die Auredede 'Liebe Schwestern' gefiel dem jungen Mädchen. Sie hielten zusammen, alle diese Frauen, die irgend etwas Gemeinsames mit Tante Anna besaßen. Gewiß mochten viele schlecht, oder gar nicht Versorgte darunter sein. Diese Betrachtungen schon boten für Ella einen Einblick in eine ganz ungeahnte Welt.

Frei und schmucklos, ohne rhetorischen Schwung, aber mit jenem Ton der Ueberzeugung, der zu Herzen geht, entwickelte die Vortragende ihr Thema. Sie sprach dabei mit etwas angewöhntem schweizerischen Dialekt; einige der wenigen Herren lächelten, aber nicht boshaft, wenn sie in's Feuer gerieth und irgend einen alemanischen Kraftspruch herausschleuderte.

Für sie, die Vortragende, war die Frauen-Emanzipation lediglich die Erziehung zur Arbeit und Leistungsfähigkeit. Volle Gleichberechtigung und Stimmrecht sei Unförm; man müsse erst etwas Ordentliches leisten können. Schon in der Schule spielten die kleinen Fräuleins mit der Arbeit; hernach thäten sie schon gar Nichts mehr. Solche Dämchen könne natürlich kein Mensch respectiren. Und die Frauen würden in der That selten respectirt, oft nur von dem Manne, der in sie verliebt sei, oder der sie egoistisch liebe. Das werde anders werden, wenn sie tüchtig 'schaffen' lernten. Und da könne Manches geschehen, wenn die Frauen nur zusammenhielten, vernünftige Arbeitsschulen in's Leben riefen, in denen wirklich Etwas gethan werde. Worin aber liege der Hauptgrund des Uebels? Darin, daß man sich nur durch den Mann, durch die Ehe versorgen wolle! Das ginge oft gar nicht, oder es ginge 'arg schief!' Und besonders die Mädchen ohne Vermögen, aber mit Ansprüchen — Gott, man könne es doch keinem Manne verübeln, wenn er die nicht nehme! —

Ja, das Alles klang für Ella fast neu. Mama hatte ihre Lectüre sehr streng überwacht, was auch an und für sich richtig gewesen wäre, nur leider war das Passende mit dem Unpassenden verworfen worden. Die 'Frauenfrage' stand der Geheimraths-Tochter deshalb bisher als etwas ganz Abenteuerliches vor Augen. Heute Abend sah sie diese nun in anderem Lichte. Ja, ja, sie selbst war so ein Mädchen wie es hier geschildert wurde! Und noch eine andere Erkenntniß kam ihr.

Eine Thorheit, ein Unrecht war es von den Ihrigen gewesen, Anna zu verspotten, dies früher, wie sie wohl wußte, so schwer belastete Mädchen, das sich nicht nur selbst versorgt, sondern sogar eine angesehenere Stellung geschaffen! — Ella begann mit Ehrfurcht zu ihr aufzublicken, die dort oben auf ihrem Ehrenplatze saß, und der wohl tausend Mädchen und Frauen lauschten.

Anna hatte geschloffen. Frauen applaudiren nicht stark; es brauste kein Beifallssturm durch den Raum, aber sie waren wirklich gepackt, das sah man. Sie gingen nicht gleich. Eine der Einberuferinnen der Versammlung sprach einige Worte des Dankes. Man klatschte von Neuem und winkte hinauf. Alle betrachteten mit Interesse die alte Jungfer da oben, die sich nicht verneigte, sondern nur freundlich dankend lächelte.

"s ist halt meine ehrliche Meinung," rief sie noch den Scheidenden zu, "und ich red' immer, wie mir um's Herz ist!" —

Jetzt trat Ella recht schüchtern in das Seitenzimmer, wo Tante Anna mit den Vorstandsdamen plauderte.

"Ich bin Ihre Nichte Ella Guttenberg," sagte sie bescheiden.

"Ei der Tausend," kam ihr Anna, sichtlich erstaunt, aber erfreut entgegen, "Du bist die kleine Ella? Bist Du ein liebes Mädel geworden!"

Sie zog die Nichte an sich und küßte sie herzlich. "Bist Du allein gekommen, Mädel?" fragte sie dann.

"Ja, ganz allein! — Ich las in der Zeitung von Ihrem Hiersein."

"Hm! Dachte mir's schon," brummte die Tante. "Habe ja auch nicht versucht mit den Deinigen wieder anzuknüpfen. Ich wollt' freilich selbst, es wär' anders. Haß trage ich nicht, doch die Verkennung und Verpötlung meiner Ansichten, darüber komm' ich nun einmal nicht hinweg."

Die Damen vom Vorstande empfahlen sich, und Anna war mit ihrer Nichte allein.

"Und, liebe Tante, vor Allem danke ich Ihnen für die schöne Stunde . . ."

"Kleiner Narr," schnitt ihr Anna das Wort ab, "was hast Du Dich noch extra zu bedanken! Ich red' ja gerne und bin froh, wenn Leute kommen. Und sag' doch, Du' — ich sag' zu Dir ja auch, Du'. Ich dank' Dir, Du liebes, braves Kind, daß Du gekommen bist!"

Sie zog das junge Mädchen auf das lederne Wand-Sopha; ihr runzeliges Gesicht durchleuchtete eine ehrliche Freude. Ebenso resolut, ebenso herzlich, wie vorhin auf der Tribüne, sprach sie jetzt. Und wie klug sie lächelte, als Ella nun berichtete:

"Liebe Tante, ich muß gestehen, daß ich auch ohne Wissen meiner Eltern hier bin. Du weißt wohl — übrigens haben sie es mir auch gerade nicht verboten, hierher zu gehen."

"Sie haben gar nicht daran gedacht, daß Dir das einfallen könnte . . . Doch — wie ist es Dir eingefallen, Kind? Habt Ihr denn nicht Gesellschaft, keine Land-Partie . . .?"

Ella nahm ihre ganze Willenskraft zusammen, um ihre Lage zu gestehen. Zwar, die Tante besaß jetzt schon ihr volles Vertrauen; aber es wurde ihr doch schwer, wider ihre Angehörigen, wider ihre Eltern zu sprechen. Dagegen sträubte sich ihr gutes, kindliches Gemüth, ihre Wohlerzogenheit. Sie brachte einige zaghafte Worte vor.

"Na, heraus mit der Sprache, Mädel!" ermunterte die Tante. "Was ist das? Sie wollen Dich gegen Deinen Willen verheirathen?"

"Etwas Aehnliches," stammelte Ella, "sie meinen wenigstens, ich müßte mich ungeheuer freuen . . ."

"Nun — erzähle 'mal! Schwäg' nur zu, ich schau' gar nicht hin!"

Ella erzählte nun ganz kurz und genau, was vorgegangen war, wenigstens, soweit es sich um Koscher handelte. Von ihm, von Bruno Waidt, zu reden, dazu waren Scham und Entrüstung noch zu wach; sie erwähnte seiner mit keinem Worte.

"Also, Du willst nicht? — Bestimmt nicht? Das mußt Du Dir genau überlegen, Kind!"

"Ich habe Alles überlegt, Tante . . ."

"Das Heirathen ist eine schöne Sache, Lieserl," — die Tante erinnerte sich, daß ihre Nichte mit Taufnamen Elisabeth hieß — "das sage ich, obgleich ich's nicht aus Erfahrung weiß . . ."

"Ich hätte ja auch Nichts gegen das Heirathen," versicherte Ella treuherzig, "nur müßte er mir doch gefallen! Ohne dies aber will ich nicht, kann ich nicht! Und so wollte ich Dich fragen, was ich werden könnte, wenn ich nicht heirathe, und ob Du glaubst, daß ich Etwas werden kann?"

"Nun, daran zweifle ich kaum," versetzte Anna, "wenn ich auch schon glauben möchte, daß Dir der Rechte noch kommt. Müßte ja blind sein, das Mannsvolk, wenn . . . Aber, wie gesagt, — meine Meinung darüber hast Du vorhin gehört. Ein Mädchen, das ernstlich arbeiten will, findet heutzutage schon seinen Wirkungskreis, — selbst von Deinem Herkommen, von Deiner Erziehung. Wie hab' ich's denn gemacht?"

"Ja, Du bist eine Ausnahme-Natur!"

Anna lachte.

"Ich eine Ausnahme-Natur? Ich mit meinem Unglück, mit achtzehn Jahren, so alt wie Du, ein Auge zu verlieren! Und ein bettelarmes Ding, auf die Menschen angewiesen . . . Ja, solange man gesund und nicht gerade häßlich ist, besteht noch immer die Möglichkeit, daß man sich verheirathet, was auch das Natürlichste ist. Aber, wie ich auch noch einäugig ward, war's damit vorbei! Gelernt hatte ich Nichts, gar Nichts. Nur gut reden konnte ich, klar von mir geben, was ich dachte, und allenfalls wirthschaften, kochen freilich auch nur so vom Sehen! Meine Eltern hatten das ganze Haus voll Kinder. Da wurde ich denn sehr früh als besserer Diensthote hinausgestoßen, als 'Stütze'. In einem Vermittlungs-Bureau traf ich eine Dame, die ein derartiges, tüchtiges Wesen suchte, — nicht das ganz Gewöhnliche. Sie besaß eine Pension in Luzern; es schien ihr sehr gut zu gehen, und sie brauchte Jemanden, der nach dem Rechte sähe, Ordnung in den Zimmern und in der Wäsche hielt, sich auch um die Diensthöten kümmerte u. s. w. Sie selbst kränkelte seit einiger Zeit. Das, mein liebes Kind, war nun für mich die 'große Chance', die sich den meisten Menschen irgend einmal darbietet; aber gewöhnlich lassen sie sie entschlüpfen, nehmen sie gar nicht wahr, haben keine Courage. Ich besaß vor Allem den Muth, mir die Stellung zu erkämpfen. Denn ich sah doch gleich, daß die Dame gegen mein Gebrechen ein Vorurtheil hegte; natürlich wegen ihrer Pensionaire. Trotzdem nahm sie mich mit nach Luzern. Und da habe ich eben was geleistet. Ich war bald unentbehrlich, hatte die ganze Sache in der Hand, schon lange vor ihrem Tode."

"Und die Dame setzte Dich zur Erbin ein?"

"O, bewahre! So leicht ist mir's nicht geworden. Sie hatte erberechtigte Geschwister. Aber, als sie starb, was sollte geschehen? Die Geschwister lebten im Besitze eines Wirkungskreises rings in der Welt verstreut, da schien es Allen am besten, daß die Pension in bewährten Händen blieb. Ich hatte mir Etwas erspart, man nahm mich gern als Käuferin, zunächst für das große Inventar.

Haus nebst Garten bekam ich in Pacht. Ich zahlte nach und nach ab, und meine Pension ging gut, das muß ich sagen. Nun, und als ich meine Existenz gesichert sah, da merkte ich erst, daß ich vom Leben noch Nichts genossen hätte. — Ja, vielleicht hätt' ich sogar jetzt noch heirathen können. Aber nur so um des Geldes willen, — und einen 'prince consort' neben mir, — nein! Dann lieber nicht! Gewiß, ich dachte mir manchmal: "Das Beste, das Schönste hast Du doch verpaßt!" Und weiter: "Giebt es denn irgend eine Entschädigung dafür?" Nachdem ich hierauf zehnmal "Nein" geantwortet hatte, faßte ich beim ersten Male den Entschluß, anstatt dessen für die zu wirken, die ebenso zu kurz gekommen sind, wie ich. Da hab' ich denn mitgethan! Und das ist auch ein schönes Ding! Denn gar zu ernst, mein Liebchen, darf man das eigene Scheitern auch nicht nehmen. Die Ehe geht oft gar zweifelhaft aus, und man verjäumt nicht immer etwas Besonderes. Aber es wurmt Einen, daß man's nicht dahin gebracht hat. Dagegen, mein Kind, muß man sich wappnen, — falls es so kommt."

"Ich werde nicht heirathen, Tante," erklärte das junge Mädchen ernsthaft.

Die Tante lachte dieses Mal nicht; vielleicht las sie in der Seele der Kleinen.

"Ich überseh's genau," fuhr Ella fort, "kein Vermögen, aber Ansprüche — Du hast es ja klar gesagt — das ist meine Lage!"

"Ach was, es kann noch anders kommen! Aber immer besser, man wartet nicht darauf. Die Mädchen müssen dem Heirathen ähnlich gegenüberstehen, wie die Männer: Auch sie müssen wählen dürfen, — wenigstens zwischen der Ehe, die sich ihnen allenfalls bietet, und der Nicht-Ehe."

Ella fiel jetzt ihrer Tante um den Hals. Sie fühlte sich erleichtert, erlöst. Ihre junge Seele nahm einen kühnen Aufschwung.

"Stell' Dir's aber auch wiederum nicht zu leicht vor," warnte die Tante, "was leisten muß man! Doch wir finden schon was für Dich, mein Kind. Sei nur ruhig . . . Aber was? das kann ich Dir nicht sagen, darüber müssen wir noch sprechen. — Ich will Dich jetzt erst nach Hause bringen, an's Haus wenigstens, damit Deine Eltern nicht unruhig werden."

Sie fuhren zusammen fort. Die Tante erbot sich unterwegs, in Ueberwindung ihrer Abneigung, Bruder und Schwägerin baldigt aufsuchen und diese bitten zu wollen, ob sie Ella auf einige Zeit zu sich nehmen dürfe; den Sommer über, dann wollten sie sich Alles klar machen.

O, wie das junge Mädchen damit einverstanden war!

"Und wenn Du meine Pension einmal erbst, — es wäre das Schlimmste nicht, Kind!"

Dies leuchtete Ella indessen nicht ein. Nein, sie wollte dann schon etwas Besonderes werden.

"Das ist aber schon viel schwerer, das Besondere."

"Glaube mir nur, Tante, gerade das Schwere wird mir leichter! Das begeistert mich, trägt mich empor, Tante!"

"Nun, wenn das nicht nur Strohfeuer ist, so kommtest Du wohl gar 'Doctor der Medicin' werden!"

Ella stieß einen Freudenschrei aus und fiel der alten Dame nochmals um den Hals.

"Ach, Tante, wenn es dafür eine Möglichkeit gäbe!"

"Warum nicht, Du Narrchen! Es können dies doch so Manche! Vorigen Sommer hatte ich eine Frau Doctor medicinae in meiner Pension, das war eine prächtige Person! So schlicht, so vernünftig . . . Alle Gäste glaubten, sie sei nur Frau eines Arztes, so wenig ließ sie sich die Gelehrsamkeit anmerken. Ich sage Dir, da hab' ich mich geärgert, daß ich Nichts dergleichen gelernt hätte. Ach — war das eine prächtige Person, die Sulzmannoff! Und wenn ich einmal meine Schulden ganz los bin — ich meine die auf's Grundstück — dann mache ich eine Stiftung, die solchen Mädchen und Frauen zu Gute kommt. Nur so kann ich mithelfen an der guten Sache, nur so! Und wenn das mit der Medicin Dein Ernst wäre, Lieserl, dann würde ich mich darüber trösten, daß ich keine Tochter habe. Denn das kränkt mich halt doch noch immer. — Ja, die weiblichen Aerzte, weißt Du, das ist ein schöner Gedanke, ein stolzer Gedanke!"

So schwärmte die Tante begeistert für das allgemeine Beste, während Ella an den Mann ihrer Liebe dachte, der sich heute so klein gezeigt. — — —

Inzwischen war die Familie Guttenberg im Thiergarten gewesen.

Als sie auf dem Hinweg die Charlottenburger Chaussee überschritt, wurde plötzlich ein Pferde-Paar heftig parirt, und von dem eleganten Sport-Wagen herab schwang sich Baron Küstrow, sich mit lässigem Gruze von den Herren, mit denen er vom Rennen heimkehrte, verabschiedend. Er hatte Zella gesehen und bat nun um die Erlaubniß, sich der Familie anschließen zu dürfen.



Der Baron war Ministerial-Beamter wie der Rath, aber dem Range nach dessen Untergebener. Er hatte trotz seines guten Namens bisher keine rechte Carrière gemacht, weil er mehr Gewicht auf den Aristokraten als auf den Beamten legte. Ein Mann Anfangs der Dreißig, war er, trotz ansehnlicher Glage, im Ganzen nicht übel und trug sich sehr elegant, was ihm übrigens seine namhaften Zuschüsse gestatteten. Auch Erb-Aussichten sollte er besitzen.

Das Ehepaar Guttenberg war sich darüber klar: Herr von Küstrow wäre eine höchst wünschenswerthe Partie für ihre Aelteste gewesen. Wollte er nur wirklich Ernst machen, so konnte und würde ihm der Regierungsrath auch nützen. Denn er, der Rath, war der Liebling des Ministers. Darauf beruhten alle seine Hoffnungen hinsichtlich der Töchter. Excellenz wollten ihm wohl, und da er keinen Sohn in der Carrière zu fördern vermochte, so wünschte er sich wenigstens Schwieger-söhne, die davon Vortheil ziehen könnten. Das erschien doch ganz natürlich.

Herr von Küstrow hatte in discreter Weise Zella den Hof gemacht, war aber von dem Grafen, einem verarmten Reichsgrafen Vorkenau, überstrahlt worden. Auf den Grafen hoffte nicht einmal Zella selbst. Er war fürchterlich verschuldet und mußte stark an seine eigene Versorgung denken. Doch gab ihr seine ritterliche Cour-Macherei Relief, machte sie begehrenswerth. Was den etwas phlegmatischen Küstrow betraf, so erschien ihr die Sache sicher. Sie brauchte nur zu wollen, und heute wollte sie! Denn es wäre doch recht angenehm gewesen, sich mit Ella zugleich zu verloben, unter Wahrung aller Vorrechte der Erstgeburt und der Schönheit.

Sie erwiderte also mit ihrem strahlendsten Lächeln den respectvollen Gruß des Barons und genoß den Triumph, daß er, der an einem Sport-Diner Theil nehmen sollte, zunächst ihr sich eine Viertelstunde widmete, auf die Gefahr hin, die Lustern zu veräumen. Der Baron begleitete die Guttenbergs wirklich bis zu den Zelten, ja er nahm noch bei ihnen Platz und ließ sich ein Glas Münchener Bier geben.

Und siehe, hier tauchte jetzt auch Doctor Waidt auf, um freilich gleich wieder zu verschwinden, nachdem er mit einiger Bewunderung erfahren hatte, daß Ella zu Hause geblieben.

„Der geht gewiß um Ella Fenster-Promenade zu machen,“ dachte Stella.

Es schien heute ein überaus glücklicher Sonntag. Der Baron fand Zella ein über das andere Mal reizend — aber reizend! Er stammte aus Rhein hessen und war den heimischen Dialekt noch nicht los geworden. Besonders, wenn er sich so behaglich fühlte, ließ er sich gehen. Vielleicht trug zu seiner guten Stimmung bei, daß Ella fehlte, die sich gegen ihn immer etwas ungezogen, wenigstens übermüthig betrug. Er ginge nächstens in Urlaub, wegen seiner Nerven, scherzte er, und zwar begäbe er sich auf sein „Drittel-Gut“, einem Besitze, den er mit zwei Brüdern theilte. Es wäre ein fruchtbares Stück Land, aber langweilig; er werde dort unaufhörlich an Zella denken.

Die Mätzin ärgerte sich über das dumme Sport-Essen. Denn ohne dieses wäre er gewiß geblieben, hätte die Familie begleitet, und in dem dämmerigen Thiergarten vielleicht schon heute sich erklärt. Hier, wo man an den vollbesetzten Nachbartischen jedes Wort verstand, war das nicht möglich. — Indessen, wenn nicht gleich, so später! Ein derartig Verliebter reise sicher nicht auf Urlaub, ohne Farbe zu bekennen. —

Sehr erfreut und beruhigt lehrte die Familie nach Hause zurück. Es zeigte sich ja Alles im besten Gange.

Und nun geschah das Unerhörte, das ganz Unerwartete. Nichts hatte man weniger für möglich gehalten! Ella trat muthig vor die Eltern und erklärte, sie wolle Koscher nicht heirathen.

Sie hatte sich jetzt innerlich durchaus entschieden, Doctor der Medicin zu werden; freilich nur „ihm“ zum Trotz! Für das allgemeine Beste vermochte sie noch nicht zu schwärmen. Acht Jahre studiren, das Examen machen, gar nicht heirathen, Alles nur, um Bruno zu verblüffen, das erschien ihr an sich eine Kleinigkeit, in Bezug auf „ihn“ jedoch eine große Sache!

Die Ahrigen waren starr über ihre Weigerung und noch mehr über ihr verändertes Wesen. Diese leuchtenden Augen, diese Entschiedenheit, wirklich, als ob sie glücklich wäre! Merkwürdig!

Junge Mädchen entwickeln sich so sprungweise, durch starke Eindrücke. Ella begann sich fraglos von den Einflüssen ihrer Erziehung zu emancipiren. Dieser eine Palmsonntag hatte das räthselhafter Weise zu Wege gebracht. —

„Was soll aus Dir werden?“ herrschten sie die Eltern bei ihrer Weigerung an.

„Ich werde es lernen, mir mein Brod zu verdienen!“

„Du bist ein dummes Ding,“ schalt Mama, „Du kannst Dir Dein Brod nicht verdienen! Und so lange Papa lebt, darfst Du es gar nicht; das würde ihn compromittiren. Wenn ich meinte, Du würdest noch 'mal irgend Etwas erlernen, so dachte ich dabei an eine unbestimmte Zukunft! — Unsinn!“

Der Regierungsrath wußte mehr von der Welt als seine Frau.

„Gewiß, derlei kommt jetzt vor,“ sagte er, „denke nur an den Lette-Verein! Und die Lehrerinnen sind meist aus guter Familie. Dennoch, Ella, das geht nicht! Mama hat Recht: so lange ich activ bin, nicht. Und mit Gottes Hülfe bleibe ich noch zehn Jahre activ — wegen der Pension!“

„Ich werde Dir schon keinen Schaden thun, Papa, Dich nicht compromittiren.“

„Redensarten!“

„Nein, liebster Papa, ganz gewiß nicht!“ Ella blieb ungewöhnlich fest in ihrem Tone. „Ich werde mir einen Beruf wählen. Ich bin noch jung und habe vor Allem den ernstesten Vorsatz, ein Ziel zu erreichen.“

„Aber, mein Gott, das ist Dir ja bis jetzt nicht eingefallen! Wieso — um Gottes Willen! — wieso kommst Du darauf, Dir einen Beruf zu wählen? Du bist ja kein Primaner! Die wählen einen Beruf!“

Die Mama war einfach sprachlos. Sie hatte die Mädchen so streng behütet, besonders die Lectüre. Woher hatte Ella solche Ideen?

Die Eltern wußten sich gar nicht dazu zu stellen; es war eine überraschende Wendung. Vielleicht durfte man der Sache nicht zu streng entgegen treten, denn gar zu ungewöhnlich erschien solche Selbständigkeit ja heute im Allgemeinen nicht mehr. Nur mußte das Decorum gewahrt werden!

Aber Ellas Entschiedenheit machte Eindruck. Man wollte die Sache noch beschlagen.

Nun, Ella hatte es sich bis zum nächsten Morgen nicht anders überlegt. Sie verharrte bei ihrem „Nein“, selbst als Mama sich aufs Bitten verlegte, als Mama weinte.

Ach, nun sollte die arme Mätzin den Freier abziehen lassen, den Ersehnten?!

„Du kannst ihn kalt stellen — für Stella, Mama! Er nimmt übrigens auch noch Zella, und Zella ihn! Wenn schon nicht gleich! Es ist wirklich noch Nichts verloren, Mamachen!“

Und da die Geheimrätzin sah, daß mit der den Brautstand verschmähenden Tochter Nichts zu machen sei, so entschloß sie sich seufzend, wenigstens Sorge zu tragen, daß Nichts ‚verdorben‘ würde. —

Dem ahnungslos und siegesgewiß erscheinenden Koscher stand eine große Scene bevor. Verlegen hieß es, man hätte derlei nicht erwartet. . . . Aber die Mädchen seien so streng erzogen, so ganz kindlich noch. Ella besonders — sie dachte noch gar nicht an's Heirathen. Sie wäre so überrascht, fast erschreckt gewesen. . . .

„Also sie will nicht?“ sagte Herr Koscher, mäzig enttäuscht.

Es klang fast wie: „Nun, dann nicht!“ Er hatte eben seine Pflicht gethan.

In diesem Augenblick trat Ella ein.

„Du verzeihst, Mama, daß ich ungerufen komme, um Dir behülflich zu sein.“ Sie wandte sich an Herrn Koscher.

„Seien Sie mir nicht böse,“ sagte sie einfach, „aber ich hab' nun 'mal die Ueberzeugung, daß Ihre Wahl nicht aus Liebe auf mich gefallen ist, sondern aus anderen Erwägungen. Darum danke ich Ihnen für die Ehre, und ich bin sicher, daß auch Sie mir im anderen Sinne einst Dank wissen werden, wenn Sie sich jetzt auch ärgern.“

„Aber Fräulein, ärgern ist nicht das richtige Wort!“

„Ärgern ist das allein richtige Wort, Herr Koscher!“

„Sie haben mir wirklich gefallen, Fräulein Ella, Sie sind smart, — ich finde keinen anderen Ausdruck.“

„Wer weiß,“ versetzte sie mit einer Ueberlegenheit, die man noch gestern nicht an ihr gekannt, „ob Ihnen die smartness nachher bei Ihrer Frau gefallen würde! Genug, Sie haben keinesfalls etwas für Sie Unersehliches verloren! Und ich — nun ich kann mich wirklich nicht so — rasch — sagen wir: verloben.“

„Ich weiß nicht, woher das Mädchen die emancipirten Manieren hat,“ rief die Mama dazwischen.

Ihr war zu Muth, wie der Henne, die ein Entlein ausgebrütet hat und es nun fortzuschwimmen sieht. Sie begriff nicht, daß ihre Tochter im Handumdrehen gelernt haben konnte, selbständig zu denken.

Koscher aber schien sich äußerst diplomatisch in sein Schicksal gefunden zu haben. Wer konnte es wissen, vielleicht heirathete er später doch noch Zella oder Stella.

Damit tröstete sich Mama ob der großen Ausgaben, die man sich wegen seiner Bewirthung gemacht.

## IV.

Doctor Bruno von der Waidt war am Sonntag pünktlich, wie immer, zu Tische nach Hause gekommen, obgleich er nach der Begegnung mit Ella Guttenberg zu einem einsamen Spaziergange im Thiergarten große Lust verspürt hatte.

Aber er unterließ nie die Rücksicht gegen seine Mama. Denn er war aus Ueberzeugung ein guter Sohn, mehr als sein älterer, freilich sehr früh auf die Cadetten-Schule geschickter, und deshalb der Mutter ein wenig entfremdeter Bruder.

Seine geplante, militärische Erziehung hatte man wegen seiner Schwächlichkeit so lange hinausgeschoben, bis der Jüngling reif genug geworden, um eines Tages seine Abneigung gegen den Soldatenstand als Beruf auszusprechen zu können. Der Onkel General und die Mama Oberst waren grenzenlos erstaunt gewesen. Wie konnte man nicht Soldat werden wollen, wenn man so gute Aussichten besäße! Derlei war ja dem um drei Jahre älteren Edgar nie eingefallen. Aber man hatte sich fügen müssen. Schwerer schon wurde der Kampf, als Bruno sich auch nicht dem Staatsdienste widmen wollte.

Der etwas unbestimmte Idealismus seiner Jünglingszeit fand endlich sein Ziel im medicinischen Studium. Das war freilich keine Carrière für einen von der Waidt, wenn auch sonst ansehnlich und ehrenhaft!

Schließlich aber nahm die Frau Oberst die Verantwortung ihrem Schwager General gegenüber auf sich. Bruno durfte seiner Neigung folgen. Nur dachte der Onkel gar nicht daran, diesen Reffen zu unterstützen. Die vermögenslose Witwe bestritt das kostspielige Studium von ihrer Pension allein und wurde dadurch belohnt, daß Bruno ein ebenso begabter, als fleißiger und sittlich untadelhafter Student ward. Mit fünfundzwanzig Jahren schon war er Doctor.

Aber dem ersten Freudenrausch darüber folgte baldige Ernüchterung. Was sollte nun werden? Die Aussichten für junge Aerzte hatten sich sehr verschlechtert. Berlin war in jenen Jahren geradezu überschwemmt mit Aerzten. Auch die Land-Praxis schien aussichtslos; schon in den größeren Dörfern stritten sich mehrere Doctoren um die Kranken. Ueberdies gehörte unbedingt Vermögen dazu, um entweder in einer großen Stadt Jahre lang von seinen eigenen Mitteln zu zehren, bis eine Praxis begründet war, oder auf dem Lande sich wenigstens einzurichten. Vor der Krähwinkel- und Land-Praxis schreckte Bruno auch zurück. Obgleich er seine Studentenzeit sehr bescheiden und eingezogen, wenn schon mit den Gewohnheiten eines gentelman zugebracht, so fehlte ihm doch die Fühlung mit dem kleinstädtischen Leben. Das widersprach allen seinen Träumen. Er wollte sich hervorthun, etwas Ausgezeichnetes vollbringen. Vielleicht äußerte sich so bei ihm der traditionelle Familien-Ehrgeiz.

Vorläufig erregte er sich seitens seiner Lehrer großer Beliebtheit, die ihm auch die Anstellung am Moabiter Krankenhaus verschaffte. Wie lange würde er indessen warten müssen, bis sich etwas Besseres fände?

Man hatte der Oberstin in Fachreisen versichert, bei dem Namen, dem angenehmen Aeußeren und den feinen Manieren Brunos sei es das Rathsamste für ihn, sich im Westen Berlins anzusiedeln. Wenn man alle Empfehlungen, Beziehungen, Freundschaften aufbot, mußte sich hier am leichtesten eine Praxis begründen lassen. Natürlich konnte das zehn Jahre dauern, und dabei hieß es: elegant wohnen, elegant auftreten und die gute Gesellschaft frequentiren. Ohne Eheirathung einer entsprechenden Mitgift erschien dies aber schlechterdings unmöglich.

Solange Bruno sein Herz noch frei fühlte, hatte er dem nicht widersprochen. Was sollte er auch sagen? Nannte ihn sein Bruder, in Anwendung einer seiner wenigen literarischen Reminiscenzen, nicht schon spottend: „Doctor Schlemihl“? Edgar, obgleich nur drei Jahre älter, behandelte Bruno überhaupt mit überlegenem Spott. Er spielte eine große Rolle in der Gesellschaft, — Dank dem Onkel konnte er anständig mitthun. Und nun hatte er sich auch noch verlobt, und der General, der ja nach der Verheirathung die Zulage sparte, gab bereitwillig eine größere Summe zur Ausstattung her, nebst einer weiteren zur Deckung einiger Schulden. Der arme Bruno kam gar nicht in Betracht, der mochte eben sein Brod verdienen. Ein Officier dagegen muß standesgemäß leben! —

Die Frau Oberst wohnte vier Treppen hoch in einem Hause der Mohrenstraße. Ihre Einrichtung unterschied sich kaum wesentlich von der bei Regierungsraths. Viel Neues konnte nicht angeschafft werden, schon seit einem Jahrzehnt nicht, aber das Vorhandene machte bei nicht zu scharfer Prüfung einen soliden, geschmackvollen, gut gehaltenen Eindruck.

Bruno hauste noch immer in demselben einfenstigen





Großmutter's Schere. Nach dem Bilde von Gustav Zgler. — Siehe Seite 120.



Nachdruck verboten.

### Die Stadt Heinrichs des Löwen.

Von Georg Mallowitz.

II.

Mit vier Zeichnungen von O. Günther-Raumburg.

**D**ie Blüthe des freien deutschen Bürgerthums im Mittelalter findet ihre glänzendste Bethätigung in der Kunst und im Kunstgewerbe. Die ehrenfesten Rathleute, Kaufherren und Goldweber, wie sie Lucas Cranach, Holbein und Dürer gemalt, wußten nicht nur einen gar einträglichen Handel zu treiben, sie erfreuten sich auch jener wohl temperirten Gemüths-Bübigkeit, die sich das Leben eigenartig reizvoll gestaltet. Haus und Geräth waren anmuthig geziert, und der Stadt Wohlstand kam prunkvoll in Kauf- und Privathäusern zum Ausdruck.

Gerade Braunschweig nimmt unter den blühenden Städteweisen des Mittelalters eine besondere Stellung ein. Sein Handel, wie seine Kunst trägt den Charakter der Vermittelung zwischen Nord und Süd. Behäbiger Wohlstand, nicht übermäßiger Reichthum bestimmen die architektonischen Grundformen, die sich unter dem Einfluß eines gesunden, daseinsfrohen Volkslebens entwickeln. Um die nüchterne Zweckmäßigkeit des architektonischen Aufbaus schlingt derber, farbenfroher Humor seine phantastisch gewundenen Ranken. Ueber die alterthümliche Gothik fort schiebt sich in der Flächen-Behandlung der Fassaden die Renaissance, aber beide Stilformen überwuchert eine Zierkunst, die ihre Motive rücksichtslos den derben Belustigungen des Bürgerstandes entnimmt.

Man kann sich das Treiben in so einem mittelalterlichen Handels-Centrum nicht lebhaft genug vorstellen, wie denn im Allgemeinen das deutsche Volksleben jener Zeit sich viel mehr im Freien abspielte, als heutzutage. Die Kaufbuden auf den Markt- und Kirchplätzen, die offenen Bogengänge der Privathäuser waren stets von einer laun- oder neugierig-lustigen Menge umdrängt, und selbst der Handwerker übte seine Thätigkeit, wenn irgend möglich, am Fenster, jeden Augenblick zum Austausch der Meinung mit dem Nachbar bereit. Die Geselligkeit zog sich weniger in Privat-Kreise zurück, sie feierte ihre Feste innerhalb bestimmter begrenzter Berufs-Sphären, aber stets in einer Art repräsentativer Öffentlichkeit.

Ueber Lustbarkeiten sowohl, wie über Handel und Wandel wachte ein wohlweiser Rath, oft getadelt bei der „Morgensprache“ der Gilden, und doch immer wieder geachtet als die in freier Wahl bestellte Obrigkeit. Als Wahrzeichen dieser städtischen Macht-Vollkommenheit in Handelsfachen erhebt sich in Braunschweig am Bollmarkt „die alte Wage“, ein Raster des sparamen, auf einem festen steinernen Erdgeschoß übertragenden Fachwerk-Baus. Hier wurden die aus Nord und Süd herbeiströmenden Waren auf Maß und Gewicht geprüft, und die Krähne der beiden oberen Stockwerke hörten nicht auf zu rassen und zu knarren beim Hinausziehen der schweren Balken. Kommt der Zweckbegriff des Baus in der durch viele Fenster-Öffnungen unterbrochenen Fassade, in den hohen, durch die spitz zulaufenden Dachfirse bedingten Lagerböden zum Ausdruck, so treibt in den horizontalen Holzglieder und an den consolenartig behandelten Balkentöpfen die gothische Phantasie ihr Spiel. Seltam verschlungene Laub-Friesen schmücken die Längsbalken der Etagen-Theilungen, Drachen und anderes Märchengethier reden von den Consolen herab ihre unförmigen Köpfe. 1526 errichtet, beweist das in großen Massen gehaltene Bauwerk, wie deutsche Eigenart sich immer wieder eigen-sinnig unter den importirten Renaissance-Formen hervorbrängt.

Daß solche Eigenart diese Formen gelegentlich auch in kräftigem Selbstbewußtsein umzubilden versteht, dafür zeugt der mächtige Siebel-Aufbau des Gewandhauses, 1270—1280 als Gildenstätte der Tuchmacher errichtet und 1590



O. Günther-Raumburg 91.

Braunschweig. Das Mumme-Haus.

Hinterstübchen, wie als Student. Wenn er auch kein Taschengeld mehr bekam, wie vor einem halben Jahre, so hatte er doch noch 'freie Station'. Von seinem kleinen Gehalt mußte er seine persönlichen Ausgaben bestreiten. So lebte er eigentlich jetzt nicht besser, als während seiner Universitäts-Zeit, gentlemanlike bei äußerster Sparsamkeit, wie er es von Jugend auf als heiligste Pflicht empfunden. Lieber Nichts als ein Butterbrod und eine Tasse dünnen Thee abends, doch dafür stets tadellose Handschuhe und modernste Cravaten; oft eine theure Modedolme im Knopfloch und außerdem nur fünfzig Pfennig in der Tasche.

Er trug dies Schicksal mit der Elasticität der Jugend und einer hochfliegenden Phantasie. Mehr schmerzten ihn die Nörgeleien seines hochmüthigen Bruders und die Stofsheuzer seiner Mutter.

„Wenn Du erst 'mal Praxis haben wirst, dann...“ so begann jeder dritte Satz, den sie sprach.

Die Frau Oberst war eine angenehme, sehr elegante, aber stark beleibte Dame. Sie sehnte sich nach Ruhe. Nicht, als ob sie irgend Etwas arbeitete, — das nicht, aber erstens die vier Treppen, und zweitens manches andere Unbehagliche. Daher ihre Sehnsucht nach dem „dann“.

Unzählige Besuche legte sie sich auf, von denen sie sich einbildete, daß sie ihren Söhnen Etwas nützen würden. Die Verheirathung Edgars und die künftige Praxis Brunos in Berlin W — am besten am Kurfürstendamm — gaben hierzu das ganze letzte Jahr unausgesetzt Anlaß. Sie war Mitglied eines vornehmen Bazar-Comités geworden, saß im Vorstand gemeinnütziger Unternehmen, besuchte einmal sogar den Jour einer „doch gar zu bürgerlichen“ Dame u. s. w. Und immer stellte es sich heraus, daß sie solche Opfer im Interesse ihrer Söhne gebracht.

Oft machte ihr Bruno sanfte Vorstellungen, daß Dies oder Jenes nicht nöthig sei; sie aber ließ sich nicht halten. Es schien, daß sie, ohne sich also zu plagen, nicht leben könne. Sie kam aus diesem Grunde meist unpünktlich zu den Mahlzeiten, während der Sohn sich auch hierin sehr gewissenhaft zeigte. Nur Sonntags, wo sie nach Tische regelmäßig in die Kirche ging, befehligte sie sich einer größeren Pünktlichkeit, weshalb Bruno sich heute um so mehr beeilt hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Braunschweig. Das Gewandhaus.



Braunschweig. Portal am Zeughaus.



Braunschweig. Das Demmler'sche Haus am „Sack“. Von O. Günther-Raumburg. Siehe Seite 118.

O. Günther-Raumburg 91.



Rachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Glücklichen.

Von Albert Roderich.

III.



as Stück Ackerland, das zum Schulhause gehörte, lag eine Viertelstunde von den letzten Häusern Großdorfs entfernt. Es war ein warmer, sonniger Hochsommer-Morgen, als Gretchen Wohlthätig den schmalen Feldweg entlang schritt, einen kleinen Korb am Arme, um sich etwas Gemüse und Kraut für den Mittag zu holen. Trotz ihres einfachen, hellen Kattun-Kleides und trotz ihres mehr als einfachen Strohhutes sah das junge Mädchen allerliebste aus. Sobald Gretchen das Dorf ein gutes Stück hinter sich hatte, ließ sie ihre braunen Schelmengaugen verstoßen unter dem großen Hutrande hervor nach rechts und links Ausschau halten. Sie war nämlich in letzter Zeit täglich zur gleichen Stunde diesen Weg gegangen, und vier Mal schon war ihr immer gerade dort bei der zweiten Biegung ein junger Mann entgegen gekommen. Der junge Mann war Ernst Hanke, der Sohn des Schultheißen. Er hatte sie dann immer ein gut Stück begleitet, wobei die Beiden sich von tausend höchst unwichtigen Dingen höchst wichtig unterhielten.

Jetzt kam schon Gretchen an die zweite Biegung, — ein leises Herzklopfen, ein tiefes Erröthen, ein langer Blick unter dem großen Hutrande hervor, — nein, kein Mensch, kein lebendiges Wesen war zu sehen! Ueber das sonnig heitere Gesicht Gretchens zog eine Wolke des Mißmuths. Mit gejenkten Blicken, die Brauen ordentlich zu einer richtigen Falte zusammen gezogen, ging das Mädchen jetzt mit schnelleren Schritten vorwärts und gelangte bald zu der kleinen, zerbrochlichen Pforte, die auf das Ackerland des Schulhauses führte. Plötzlich stieß Gretchen einen leisen Schrei aus, und eine flammende Röthe überzog ihr hübsches Gesicht. Da, auf der hölzernen Bank, die der Vater aus drei alten Latten zurecht gezimmert hatte, saß — Ernst Hanke. Er stand auf, schritt ihr entgegen und reichte ihr die Hand.

„Gretchen, ich muß Sie ganz nothwendig sprechen,“ sagte er mit merklich erregter Stimme und lud das zitternde Mädchen mit einer Handbewegung zum Niedersitzen auf die Holzbank ein.

Gretchen warf einen scheuen Blick um sich, — sie schrak zusammen, dann lachte sie hell auf. Sie hatte in ihrer Erregung für einen Moment die alte Vogelscheuche da auf dem Erbsenbeete neben ihnen für einen Lauscher gehalten. Aber jetzt war sie ruhig. Nein, im ganzen Umkreis der Natur zeigte sich kein menschliches Wesen.

„Warum lachen Sie denn, Gretchen?“

„Ach, die alte Vogelscheuche! Ich glaubte, — sieht sie nicht wirklich aus wie ein lebendiger Mensch, — wie ein sehr häßlicher Mensch?“

Und in der That, man konnte schon für einen Augenblick die Meinung Gretchens theilen. Diese Vogelscheuche war nämlich das Werk des Unterlehrers Amandus Kluge, und stammte noch aus jener Zeit, da er glaubte, daß aus ihm durch die Malerei jenes ihm prophezeite Etwas werden würde. Und Amandus Kluge hatte eine geradezu geniale Vogelscheuche geschaffen. An eine unbrauchbare Bohnenstange hatte er einen halben Tannenreife genagelt und darüber eine ausrangirte Arbeiter-Bluse gehängt. Dann waren auf ein weißes Stück Holz mit Ibeer zwei wunderschöne Augen, ein reizender Mund, eine entzündete Nase und ein prächtiger Kinntbart gemalt worden. Das auf diese Weise hergestellte menschliche Angesicht hatte Amandus mit einem elf Jahre alten Hute bedeckt und es hierauf oben an der Bohnenstange befestigt.

„Können Sie doch die alte Vogelscheuche, Gretchen, ich muß Ihnen nothwendig etwas sehr Ernstes sagen. Gretchen, ich muß fort, — auf lange Zeit!“

„Fort —!“

„Ja. Der alte Inspector Heise auf Vaters Hof in Solingen ist plötzlich schwer krank geworden. Nun soll ich den Hof bewirtschaften. Gretchen, aber ich gehe so nicht weg von Ihnen. Erst muß es klar sein mit uns. Gretchen, ich habe Dich so lieb, so lieb! — Willst Du mein Weib werden?“

Gretchen stieß wieder einen leisen Schrei aus, ließ es aber geschehen, daß der brave Junge seinen Arm um sie schlang und sie küßte.

„Ach, Ernst, was soll das werden?“

„Hast Du mich auch lieb, Gretchen?“

„Ach, ja — ja!“

„Dann soll's schon werden, Gretchen, — mein Gretchen!“

„Ach, Ernst, Dein Vater und mein Vater!“

„Mein Mädchen, hör' mich an, — ich habe Alles bedacht. Bis ich wiederkomme, soll erstens Niemand wissen, daß wir Liebsteute sind, — Niemand!“

„Dein Vater wird's aber nie zugeben!“

„Doch, er wird's zugeben. Freilich, jetzt und so leicht nicht. Zweitens ziehst Du auf unsern Hof, Gretchen: mein Vater wird Dich auch lieb gewinnen, — ich weiß es. Wer Dich kennt, muß Dich ja lieb haben!“

„Ach Du, ich auf Euren Hof? Als was soll ich auf Euren Hof?“

„Das wirst Du schon sehen. Unsere Wirthschafterin klagt schon lange, die Arbeit würd' ihr zu viel. Ich hab' sie jetzt dazu gebracht, daß sie sich Hülfe nehmen will. Sie will sich ein Mädchen zulegen. Das Mädchen muß Du sein, Gretchen. Und bist Du erst einmal auf unserm Hof —“

„Dann, meinst Du, sollen sie mich nicht wieder fortlaffen!“ unterbrach ihn lächelnd Gretchen, und der Schelm in ihren Augen sprach ganz deutlich die Meinung aus, daß das eigentlich gerade eine passende Sache für ihn sei.

„Also morgen Vormittag kommst Du und sprichst mit Frau Ehlers, und, will's Gott, nimmt sie Dich. Kommst Du, Gretchen?“

„Ja, — und wenn ich Dich dann zufällig auf dem Hofe sehe, dann kenne ich Dich gar nicht.“

„Ach nein, aber einmal heimlich anschauen kannst Du mich doch!“

„Und gar Niemanden soll ich es sagen? Auch meinen Eltern nicht? Den Vater wird's quälen, — viel quälen, — sein armes Gretchen und der reiche Schultheißen-Sohn! Er duldet's auch nicht, daß wir es Deinem Vater verschweigen. Ich kenn' ihn. Aber Du, Ernst, mich drückt es gar nicht, daß Du der

von den Meistern Ragnus Klinge und Balzer Kirchner im Renaissance-Stil umgebaut. Hat der westliche Giebel, mit Wolken und Quaderwerk in Sternmustern herausgeputzt, im Wesentlichen seinen frühgothischen Charakter bewahrt, so ist der östliche Stirnseite eine üppig antikisirende Fagade vorgelegt. Aber die niedrigen Stodwerke, mit der Höhe des Ganzen seltam contrastirend, bedingen eine Formensprache, die mit der Uebersetzung aus dem Italienschen gar led umspringen weiß. Auf Pfeilern mit gedrückten Bogen erhebt sich eine für Verkaufszwecke geöffnete Halle, deren Kreuzgewölbe auf Renaissance-Consolen ruhen. Darüber baut sich Stodwerk auf Stodwerk, gotisch in der Maßwerk-Brüstung der Loggien und den Fenster-Umrahmungen, durch kräftige Simse getheilt, die von antikisirenden Säulen, Hermen und Pfeilern getragen werden. Ueber die ganze Fläche hin aber streut die Renaissance ihre schön gegliederte Ornamentik in Gestalt von Fruchtgewinden, Medaillons, Cartouchen und Einzel-Figuren, den treppenartigen Aufbau abwechslungsreich belebend. Im Großen und Ganzen hält sich der Stil an die durch das Stein-Material bedingten Formen und schmückt sich nur hier und da mit Zierathen, die als Bänder und Rosetten der Metall-Technik entlehnt sind.

Die Privat-Architektur Braunschweigs dagegen steht durchweg unter dem Zeichen des hölzernen Fachwerks und unterscheidet sich deshalb wesentlich von der süddeutscher Städte. Der constructive Aufbau und der ganze Charakter der Verzierung wird zunächst dadurch bestimmt, daß die Häuser fast ausnahmslos nicht ihre Giebel, sondern ihre Langseiten der Straße zutreiben. So liegt der Schwerpunkt nicht in den verticalen, sondern in den horizontalen Linien der Fagade, und der die übertragenden Stodwerke theilende Schwellbalken gestaltet sich zum Hauptträger des Flächenrahmens. In kräftigem Profil unterteilt, bedeckt sich seine lange Wandlinie mit verschlungenem Zweig- und Laubwerk. Unter den Fenstern aber breitet sich halbmondförmig ein sächerartiges, an die moderne Kerbschnitt-Arbeit erinnerndes Ornament aus. Ein prächtiges Beispiel dieser selbständigen Architektur ist das alte Numme-Brauhaus, dessen lange Front sich im Uebrigen an die Renaissance-Formen anschließt, soweit es die Eigenart des Holzbaues zuläßt.

Zum Volks-Humor, wie er sich in der bildenden Kunst ausdrückt, gehört untrennbar die Farbe. Erst die bunt bemalte Schnitzerei wirkt auf das naive Empfinden der Menge, und so bededen sich denn die Privathäuser Braunschweigs in jeder Richtung mit farbenprägenden Schildeereien, in denen kirchliche und weltliche, ernste und derb-komische Darstellungen sich seltam durch einander wirren. Im Hause am Wäckerlind soll Till Eulenspiegel gewohnt und seine Streiche verübt haben. Es ist, als ob er einen Theil seiner lustigen Einbildungskraft auf die alten Baumeister übertragen und so der Nachwelt übermitteln hätte. „Der schwarze Bod“ an der Schuhstraße ist eine wahre Fundgrube verschiedenartiger Bild-Motive, die da friedlich neben einander gestellt sind. An der einen Ecke der ersten Etage halten gebarnigte Männer Wacht, das Schwert in der Hand, als kampfbereite Wächter des Hausfriedens. Ueber der Thüre ist eine mit einem Dolch bewaffnete Jungfrau angebracht, das Sinnbild lucretienhafter Keuschheit, dem am nächsten Querbalken eine Darstellung des ersten Sündenfalles gegenübersteht. Die übrigen Bildschnitzereien veranschaulichen die verschiedenen Stände: den Bettler mit verkrümmten Beinen, den Lehrstand durch einen bebrillten Schulmann, den Nährstand durch einen Zimmerer mit der Art; an der anderen Ecke aber stößt ein Wächter, als Repräsentant der bürgerlichen Ordnung, in's Horn. Die höheren Strebepfeiler der zweiten Etage sind mit heiligen-Figuren geschmückt, die sich wahllos an einander reihen: der h. Christoph, der h. Ulrich, die h. h. Cosmus und Damianus, die h. Barbara. Die Schwellbalken dieses Stodwerks zeigen dann in groteskem Gegenjate derbe Volksbelustigungen, unter deren Lärm sich der Heidengott Bacchus ganz heimlich fühlte. Die horizontale Balkenlage der dritten Etage weist Maskenköpfe, auf Tauben rettende Jungfrauen und ähnliche Bilder auf, während unter der Dachtraufe eine Reihe Spielleute ihre Instrumente verjucken.

Nicht minder possenhaft in den Motiven, doch edler und stillvoller in der Anordnung des Zieraths ist die Fagade des alten Demmler'schen Hauses am Saal. Fein gegliederte Bänder, mit geschnitten und bunt bemalten Delphinien, ziehen sich unter den Fenstern hin, die durch Pfeiler mit Engelbildnissen und Frucht-Bäsen flankirt sind. An den Brüstungen der Stodwerke aber schlingt sich, durch Kletter-Streifen giebel, bogen- und medaillonartig abgegrenzt, eine Fülle von Einzel-Darstellungen hinauf, die den ganzen Österrimmeln der Renaissance dicht neben naturalistische Genre-Szenen und derb-komische Volksbelustigungen stellen. Bis unter die Consolen, die den Etagen als Stütze dienen, zieht sich in vornübergeneigten Figuren dieser Bildschmuck, als fände die üppige Phantasie des Hofschmückers an der Fläche nimmer Genüge. Dieser ganze Hexen-Sabbath bildnerischer Schaffenslust aber glänzt in buntester Farbenpracht, roth, blau und gelb, in die nichterne Wirklichkeit hinein, trotz seiner grellen Local-Töne einheitlich wirkend, wie ein orientalisches Teppichmuster.

Gar seltam nimmt es sich dann aus, wenn plötzlich ein altersgrau, in schweren Renaissance-Formen aufragendes Stein-Portal die buntelebte Fläche unterbricht, sich breit und ernsthaft vor den lustigen Bilder-Faßching hinspreizend.

Diese fortwährende Stilmischung ist es, die der Stadt Braunschweig ihren unterscheidenden architektonischen Charakter verleiht und den Besucher berührt, wie die Verförperung einer uralten Märchenwelt. Heidnisches und Christliches, Höfisches und Bäuerliches, Heiliges und Profanes wirrt sich da zu wunderlichen Gebilden zusammen, denen sich die Einbildungskraft willenlos gefangen giebt.



reiche Schultheißen-Sohn bist, — ich geb' Dir ja all meine Lieb' dafür.“

„Du liebes, herziges Mädchen! Und wirst mich auch grad' so lieb behalten, wenn ich in der Ferne bin?“

„Grad' so lieb! Und wirst Du mir treu bleiben?“

„Hier hast Du meine Hand, — ich bleib' Dir treu!“

Und wie sich nun die beiden jungen Menschen umschlangen, als wenn sie sich nie wieder loslassen wollten, da schwenkte die alte Vogelscheuche ihre geknickten Klauen-Arme wie ein Paar Festschnur freudig im Winde. —

Am andern Morgen betrat Gretchen Wohlthätig mit hochklopfendem Herzen den Schultheißen-Hof. Es ward ihr immer bellkommener und ängstlicher zu Muth.

Jetzt war sie in's Haus, auf die Vordiele getreten. Kengstlich blickte sie um sich. Das war Alles so blank, so rein und sah doch so schrecklich ernst aus. Sie wagte sich keinen Schritt weiter und sagte schüchtern ein halbhalten „Guten Morgen!“ Nichts rührte sich in dem großen, öden Hause. Da rief sie noch einmal und dann zum dritten Male lauter: „Guten Morgen!“

Nun öffnete sich eine Thüre, und Ernst Hanke erschien auf der Schwelle. „Gretchen!“ rief er zärtlich und streckte wie unwillkürlich dem Mädchen die Hand hin. Aber schnell sagte er sich und fragte in einem Tone, der durch den plötzlichen Zwang fast rauh geworden war: „Was wünschen Sie?“

Jetzt erschien auch Frau Ehlers hinter Ernst in der Thüre. „Ich habe gehört, daß hier ein Mädchen gesucht wird,“ — sammelte Gretchen.

„Ach so, — wollen Sie hier herein kommen —?“

Im nächsten Augenblicke stand Gretchen vor der Wirthschafterin, mit deren Eigenthümlichkeiten Ernst Hanke seine Liebste wohlweislich zuvor bekannt gemacht hatte. Frau Ehlers war eine kleine, kugelförmige Frau von ungefähr fünfzig Jahren. Sie war tüchtig, ganz außerordentlich tüchtig. Sie wußte es aber auch, und sie wußte, daß die Andern es ebenfalls wußten.

Im Uebrigen galt sie für eine gute und menschenfreundliche Frau.

„Wie kommen Sie denn dazu, daß Sie sich melden?“ begann Frau Ehlers, fein in hochdeutsch, da sie doch eine Schulmeisters-Tochter vor sich sah.

Gretchen hatte sich inzwischen gefast.

„Ach, meine Mutter wollte so gern, daß ich zu Ihnen in Dienst komme. Alle Leute haben gesagt, das wäre ein großes Glück für mich, hier könnt' ich was lernen, denn Frau Ehlers war die tüchtigste Wirthschafterin in der ganzen Gegend.“

Die Frau schmunzelte zustimmend.

„Ja, ja, bin hier nu' 21 Jahre auf'n Hof und arbeite von morgens bis abends.“

In längerer, geläufiger Rede erzählte Frau Ehlers nun, was sie den Tag über Alles thue und wie sie es mache.

Gretchen hörte ihr mit einer geradezu andächtigen Aufmerksamkeit zu.

Als Frau Ehlers ihre Rede endlich damit schloß, daß sie jetzt aber doch das Alter allmählig herannahen fühle und deshalb ein junges Mädchen zu Hülfe nehmen wolle, da sagte Gretchen, indem sie die gute Frau so recht schelmisch von unten herauf anblickte:

„Sie alt, Frau Ehlers? Wenn Sie alt sind, dann weiß ich wohl, was Sie alt macht, Frau Ehlers.“

„So?! Na, was macht mich denn alt?“

„Ihre Haube, Frau Ehlers. Sehn Sie, wenn Sie bloß die großen, schwarzen Bänder zurückschlagen, find' Sie schon zehn Jahre jünger, und wenn Sie eine kleine, belle, freundliche Haube aufsetzen, die zu Ihrem Gesicht paßt, dann sind Sie noch viel, viel jünger!“

Gretchen löste die schwarzen Bänder an der Haube und führte die würdige Frau dann zum Spiegel an der Wand. Die Spiegelbilder der Beiden nickten einander freundlich zu.

„Om!“ meinte Frau Ehlers sichtlich geschmeichelt, „Sie sind 'n freundliches Mädchen.“

„Ach, Frau Ehlers, sagen Sie doch Du zu mir!“

„Na ja, Kind, meinewegen. Nu' sag' mal, — bist Du schon mal anderswo in Stellung gewesen?“

„Ja, in Altenburg.“

„Wie lange denn?“

„Vier Wochen.“

„So — o — o —?! Vier Wochen?! Om, — warum denn nicht länger?“

Diese mißtrauische Frage der Frau Ehlers führte Gretchen das ganze Glend ihres ersten Dienstes wieder vor Augen, sodas sie in Thränen ausbrach.

„Ach, sie haben mich da zu schlecht behandelt!“ schluchzte sie.

Da ward Frau Ehlers in ihrem innersten Herzen gerührt, umfaßte das weinende Mädchen, legte dessen Kopf an ihre Schulter und tröstete: „Na, nu' man sadte, bist ein gutes Mädchen, — sollst es hier bei mir besser haben. Und nu' komm' mit zum Herrn, daß er die Sache mit Dir in's Reine bringt.“

Als die Beiden aus dem Zimmer auf den Corridor traten, kam ihnen ganz zufälligerweise Ernst Hanke entgegen.

„Herr Ernst,“ erklärte Frau Ehlers, „ich werd' dies junge Mädchen woll' angahiren, und will bloß mal den Herrn Schultheißen sprechen, daß er die Geschichte klar macht.“

„Mein Vater ist im Wohnzimmer,“ erwiderte Herr Hanke junior, und bei diesen gewiß doch harmlosen Worten flog ein Leuchten über das Antlitz des jungen Mannes, als ob darin etwas ganz besonders Wichtiges und zwar etwas angenehmes Wichtiges gelegen habe. Frau Ehlers aber, die behauptete, daß Nichts auf dem Hofe vorginge, was sie nicht bemerkte, hatte von Stund an auf diesen Ruhm verzichteten müssen, denn sie hatte nicht gesehen, wie Gretchen Wohlthätig und Ernst Hanke einander unmittelbar hinter ihrem Rücken die Hände drückten. —

Die Schule war seit einer Stunde aus, und unser Freund Tobias Wohlthätig saß in seinem Wohnzimmer und rauchte seine Pfeife Tabak. Neben ihm stückte seine Betti das Zeug ihrer Kinder. Diese selbst spielten draußen auf dem Schulplatze, und der kleine Frißi Bottig war zum Besuch da und spielte ganz lustig und vergnügt mit.

Tobias Wohlthätig rauchte nicht nur, er las auch, und zwar in den Hefen, die ihm Küster Runk geliehen hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß sich Tobias in diesem Augenblicke ganz besonders glücklich fühlte. Jetzt blickte er auf, blies mit ungebeurem Behagen einige größere Dampfswolken aus seiner Pfeife und sagte, indem er seine Frau unendlich freundlich anschaute:

„Betti, ich lese da grade von Krösus. Das war einer der reichsten Fürsten, die je gelebt haben. Nun will ich aber mit Dir wetten, Betti, daß diesem Herrn Krösus die Pfeife nicht



annähernd so gut geschmeckt hat als mir. Und weißt Du, Betti, die Pfeife Tabak, das ist der Thermometer der Glückseligkeit. Wenn die Pfeife Tabak so recht ordentlich schmeckt, der ist zufrieden und gesund und glücklich. Mir schmeckt die Pfeife heute ganz prächtig!"

Frau Betti warf auch ihrerseits ihrem Manne einen Blick zu, aus dem wohl zu ersehen war, daß sie sich ebenfalls keineswegs unglücklich fühlte.

"Wie's Greichen wohl geht?" fragte sie. Greichen war nämlich seit drei Tagen auf dem Schult- heisen-Hof.

"Gut wird's ihr gehen," sagte Tobias, "das ist ein Glücks- kind. Habe ich Dir das damals nicht gleich gesagt, wie sie so elend zurückkam aus Altenburg, — wer weiß, wozu das gut war? Hätten sie das Kind nicht fortgetrieben aus Alten- burg, hätte sie denn den grobhartigen Dienst beim Schult- heisen bekommen können?"

Es klopfte an die Thüre. "Herein!" rief Frau Betti. Kaufmann Lütje und Väder Kunze traten in's Zimmer. "Gut' Tag, Herr Cantor."

"Guten Tag, meine Herrn, womit kann ich dienen?" "Ja, Herr Cantor," begann nach einer kurzen Verlegen- heits-Pause Kaufmann Lütje, "ich soll Ihnen eine Beschlus- sung thun. Weil ich am besten sprechen kann, sagen die Andern."

"Ja, das kann er auch," bestätigte Väder Kunze.

"Ja," fuhr Kaufmann Lütje fort, "Ihr Vorgänger, der verstorbene Cantor Petermann hat in sein Testament be- stimmt, — wir haben hier nämlich einen Regel-Club, — ja, und da hat er 25 Porographen d'rin gemacht, und hat eine 3 1/2 % Hannover'sche Landes-Obligationsanleihe gemacht, — für die Zinsen sollen wir jedes Jahr zu sein' Andenken einen Ehrenpreis für den besten Regler kaufen. Nu' steht in Porograph 19 im Testament — hier zog der Redner ein etwas defectes Stück Papier aus der Tasche und las:

"Mein Ansnachfolger wird hierdurch angehalten, der Sitzung der Mitglieder des Regel-Clubs beizuwohnen, wenn über die Anschaffung des Ehrenpreises Beschlus gefaßt wird. Mein Ansnachfolger hat in dieser Sitzung das Protocoll zu führen und für die richtige Ausführung meiner letztwilligen Bestim- mungen in Betreff des Regel-Clubs Sorge zu tragen."

Tobias blickte in ernster Aufmerksamkeit den Redner an, der nun erläuternd hinzufügte: "Ja, Herr Cantor, nu' ist morgen Abend Versammlung bei Gastwirth Käfel, und da wollten wir bereden, was für 'n Geschenk für die Zinsen gekauft werden soll. Und nu' soll ich wegen Porograph 19 fragen, ob Herr Cantor nicht auch 'n bißchen hinkommen will."

"Nein!" fiel hier Frau Betti schnell und bestimmt ein. "Nein, mein Mann geht nicht in's Wirthshaus, — er kann's nicht vertragen und wird gleich unwohl."

"Ja, es steht doch in's Testament Porograph 19!" be- merkte Kaufmann Lütje ein klein wenig verächtlich.

"Liebe Frau," sagte nun Tobias ruhig, aber bestimmt, "ich werde den letzten Wünschen meines Vorgängers nicht zuwider handeln. Meine Herren, ich wohne der Sitzung morgen Abend bei."

"Schön, Herr Cantor!"

"Aber, mein Tobias —"

"Liebe Betti, ich halte es für gut und nothwendig, daß ich der Sitzung beizuhole."

"Ja gewiß, wenn Du meinst, mein Tobias, — aber, — warum denn gerade im Wirthshaus? Könnten die Herren nicht hierher zu uns kommen?"

"Wenn die Herren das wollen —?"

"Ja, Herr Cantor, ich will's den Andern sagen, und die werden das denn wohl auch thun," meinte Kaufmann Lütje.

"Ich gewiß," pflichtete Väder Kunze bei, "das thun die An- dern, da will ich schon für sorgen, Herr Cantor!"

Darauf empfahlen sich die beiden Abgesandten des Regel-Clubs. Bald nachher kam Joachim Böttig in's Cantor-Haus, um sein klein Feig' abzuholen.

"Na, Herr Böttig," sagte Tobias zu ihm, "die Versamm- lung des Regel-Clubs ist morgen Abend nicht bei Gastwirth Käfel, sondern hier bei mir im Hause. Damit Sie gleich Bes-cheid wissen."

"Regel-Club?! Ich in 'n Regel-Club?! Ne, Herr Cantor, da bin ich nicht d'rin. Da hör' ich nicht mit zu. Ne, Sehn Sie, ich bin 'n armer Deibel, un die Annern sind wohlhabend, — id bin ein Proletarier (er legte den Ton auf die letzte Silbe) und die Annern sind Burrgo—is. Das is die moderne Ge- sellschaft."

"Um, Sie sind nicht mit im Regel-Club?! Um, das habe ich nicht gewußt. Na, jedenfalls kommen Sie morgen Abend auch zu mir. Ich lade Sie hiermit ein, Herr Böttig."

"Das will ich denn wohl thun, aber da werden die Annern mich dann wohl böß' über der Achsel ansehen. Ja früher, wie ich auch noch Geld gehabt hab' — viel Geld —"

"Haben Sie denn früher viel Geld gehabt?"

"Jawoll, beinahe 3000 Märl! Aber 'n guter Freund von mir, der hat da Wallör' mit gehabt. Der hatte nämlich 'n Erfindung gemacht. Der konnte Odelolonsche — er meinte Eau de Cologne — machen aus Butterblumen, Hundebblumen und Kornblumen. Na, da giebt's er hier ja genug von, und das Odelolonsche düstete auch erst immer sehr schön, bloß nachher roch es man ein bißchen ischlecht. Und da hat er meine 3000 Märl genommen, um die Sache in's Große zu betreiben. Und es war auch schon Alles wunderschön in 'n Gang, das hat mir mein Freund selbst aus Hamburg geschrieben und hat auch 'n Bescheinigung von 'n andern Freund von ihm mitgeschickt, — aber da haben sie kein Geld mehr gehabt, und ich auch nicht, und da konnten sie Nichts weiter anfangen, und er hat die großartige Erfindung an 'n Andern für 90 Märl verkaufen müssen. Sehn Sie, Herr Cantor, das ist die richtige Aus- beutung durch dem Kapital. Aber so was kann nich' mehr vorkommen, wenn wir erst mal die neue Basis haben."

Tobias Wohligh lächelte mitleidig.

"Herr Böttig," sagte er, "ich habe da neulich mal in Ihrem Laden Schriften liegen sehn: 'Proletariat und Bourgeoisie', Die Ausbeutung des Volkes' und so weiter, darüber möchte ich nächstens wohl mal mit Ihnen sprechen. Ich glaube, es sieht Manches in diesen Schriften, was nicht so ganz richtig ist."

"Ja," entgegnete Joachim Böttig, und seine Miene nahmen den Ausdruck bewußter Ueberlegenheit an, "ja, Herr Cantor, wenn das man bloß Schriften wär'n, denn könnt' das wohl sein, aber das sind keine Schriften, das sind ja Allens ge- druckte Sachen."

Also am Abend des nächsten Tages versammelten sich die Mitglieder des Grohdorfer Regel-Clubs im Cantor-Hause. Es waren im Ganzen elf Männer, und Frau Betti hatte eine Bank aus der Schulstube in's Wohnzimmer geholt, weil sie über keine Stühle mehr verfügte. Joachim Böttig sah still für sich in einer Ecke. Die Mitglieder des Regel-Clubs hatten mit sichtbarer Bewunderung von seiner Anwesenheit Notiz genommen.

Gastwirth Käfel zwinkerte mit den gerötheten Augen mehr denn je. Er ärgerte sich, und gewiß mit Berechtigung, dar- über, daß die Versammlung nicht in seiner Gaststube stattfände. Cantor Wohligh saß am Tische, einen großen Bogen Papier vor sich, und zu seiner Rechten thronte seine Betti.

Nach einigen einleitenden Worten fragte Tobias, ob denn schon ein Vorschlag gemacht worden sei in Betreff des Preises, der für das Petermann'sche Legat angeschafft werden sollte.

"Ja," sagte Schmied Mügge, "ich meinte so 'n Hängelampe."

"Ne, das is nix!" protestirte Väder Kunze.

"Lieber einen silbernen Eßlöffel," sagte Kaufmann Lütje.

Der silberne Eßlöffel fand bei mehreren der Club-Mitglieder Zustimmung.

"Ich weiß was Bessers," fiel jetzt Küster Munk ein, "wir nehmen 'n Bratpfanne!"

"Dat hett Dien Froo Di seggt!" rief Sattler Meinde.

Diese Bemerkung des Sattlers Meinde war richtig, und gerade deswegen ärgerte sich Küster Munk darüber. Er ent- gegnete erregt: "Wo kannst Du seggen, mien Froo hett dat seggt?!"

"Ja, worüm schall id dat nich seggen können?!"

"Ich was," fiel jetzt Gastwirth Käfel ein, "so kommt da doch nix nach. Ohne 'n lütten Stud drinken kommt nix to- recht. Ja bin döstig, Herr Cantor, kann id mir nich' 'n Glas Bier 'rüberholen?"

"Ach nein, mein Tobias!" warf Frau Betti ängstlich ein.

Aber der Schullehrer erklärte: "Dagegen kann ich Nichts einwenden; ich habe die Herren eingeladen und darf es ihnen doch nicht verbieten, wenn sie durstig sind."

"Denn bring' mi ud 'n Glas mit," rief jetzt Schmied Mügge.

"Ni ud, un 'n lütten Schnaps darbi," ergänzte Sattler Meinde.

Selbstverständlich bestellten jetzt alle anwesenden Club-Mit- glieder Bier und Schnaps.

"Dann bitte ich auch um ein Glas Bier für mich, und eins für Herrn Böttig," sagte Cantor Wohligh.

Gastwirth Käfel verschwand schnell und kam nach zehn Mi- nuten in Begleitung seines Hausknechtes zurück, der auf einem großen Holzbrette eine bedeutende Anzahl gefüllter Bier- und Schnapsgläser trug. Es soll hier gleich mitgetheilt werden, daß derselbe Hausknecht am selben Abend noch drei Mal sein großes Holzbrett mit ungefähr demselben Quantum Getränk von der Gastwirthschaft seines Herrn in die Cantor-Wohnung trug.

Die Debatte über das zu erwerbende Preisstück war in- dessen immer lebhafter geworden. Sattler Meinde hatte ein neues Object vorgeschlagen. Es stand schon seit zehn Jahren ein alter Reisekoffer bei ihm, den er nicht verkaufen konnte. Da er außerdem der schlechteste Regler des Clubs war und ab- solut keine Chance besaß, den Preis zu gewinnen, so schlug er den alten Reisekoffer vor. Drei andere Club-Mitglieder, die auch keine Hoffnung auf den Preis hegten durften, stimmten dem Vorschlage bei.

Doch da fuhr Schmied Mügge zornig auf: "Wenn de ohl Kuffen nahm ward, denn tred id ut den Club 'rut!"

"Ja, un wenn de Hängelamp' nahm ward, denn tred id ut den Club 'rut!" schrie Küster Munk.

Frau Betti hatte mit steigender Unruhe die überhand neh- mende Uneinigkeit der Club-Mitglieder beobachtet. Sie stellte sich schon in Postur, um nöthigenfalls ihren Tobias zu schützen, dem es indessen höchst mannbast selbst gelang, in diesem kriti- schen Moment Ruhe zu schaffen.

"Meine Herren!" begann er. "Meine Herren, glauben Sie, daß mein Vorgänger, der selbige Cantor Petermann, Ihnen mit seinem Vermächtniß Annehmlichkeiten oder Unannehmlich- keiten bereiten wollte? Doch nur Annehmlichkeiten, nicht wahr?"

Alle Club-Mitglieder stimmten dieser Meinung zu.

"Ja, meine Herren, ist es dann in Ordnung, daß Sie dem selbigen Herrn Petermann Unannehmlichkeiten machen?"

"Ne, das is auch nich' in Ordnung!" pflichtete Väder Kunze bei.

Kaufmann Lütje schloß sich diesem Vortredner an, und hierauf stellte es sich nun heraus, daß allen Anwesenden Nichts ferner lag, als dem verstorbenen Cantor Petermann Unan-nehmlichkeiten zu verursachen.

"Schön, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen," fuhr jetzt Cantor Wohligh fort. "Es sind vier verschiedene Ge- genstände zur Preisvertheilung gewünscht worden: eine Hänge- lampe, ein silberner Löffel, eine Bratpfanne und ein Reise- koffer. Ich meine nun so: Der Sieger im Preislegeln wählt sich einen von diesen Gegenständen aus, und von den Dreien, die dann übrig bleiben, wählen sich in den nächsten beiden Jahren die Sieger wieder einen aus, und das vierte Jahr be- kommt der Sieger, was übrig geblieben ist. Was meinen Sie dazu, meine Herren?"

"Ja, dann kommt ja Allens zurech', dor möt wi eenen up trinken," meinte Gastwirth Käfel.

Auch die übrigen Mitglieder des Regel-Clubs erklärten sich mit dem Vorschlage des Herrn Cantor einverstanden und tranken demgemäß noch einen darauf. Nach diesem befriedi- genden Ergebnisse nahmen sie mit unzweideutigen Beweisen ihrer Hochachtung von Tobias und seiner Gattin Abschied.

"Ja," rühmte Väder Kunze unterwegs, "ja, Cantor Peter- mann, dat wär 'n fixen und forschen Kerl, aber höher is Cantor Wohligh doch."

"Jawoll!" bestätigte Schlachter Mäller. "Dat is he ut, un to'n Herbst (Herbst) schid id em ut 'n Stud Koofleesch un' 'n Lust."

Gastwirth Käfel war noch zurück geblieben im Cantor-Hause und jagte, als er mit dem Ehepaar allein war: "Na, Herr Cantor, und dann woll' ich bitten, — macht genau neegen Märl und fünfundsiebzig Pfennig."

"Was?!"

Das Ehepaar war sehr bleich geworden.

"Ja, Herr Cantor, Sie haben doch die Herren eingeladen und haben auch gesagt, ich soll Getränk 'rüberholen, — nich'?"

"Ja, jawohl — das hab' ich gefagt — ist ganz in Ord- nung — liebe Betti — bitte, kein Wort!"

Und Cantor Wohligh schritt, allerdings etwas langsamen Ganges, zu dem alten, wurmförmigen Secretair, schloß ihn auf, nahm aus einer Ecke eine alte Federhachtel und aus dieser ein regelrechtes Zehnmarkstück.

"Hier, Herr Käfel, sein Sie so gut, — was d'rüber ist, ist für den Mann, der das Getränk hergetragen hat."

Gastwirth Käfel bedankte sich vielmals und dachte: "Is doch 'n honorigen Wunsch, de Cantor, jawoll, dat is he!"

"Aber, Tobias, wie hast Du das angefangen!" rief Frau Betti in höchster Bewunderung über den ihr unbekanntem Reichtum, als sie mit ihrem Gatten allein war. "Und nun ist Alles fort!" fügte sie klagend hinzu.

"Um, ja, Betti, Du meinst wegen der zehn Märl. Mach' Dir deshalb keine Sorgen. Freilich, mit der Nähmaschine wirst Du nun wohl noch 'n gute Weile warten müssen. Um, thut mir leid, liebe Betti — aber —"

"Nähmaschine?! Was für 'n Nähmaschine?!"

"Ja, — Du hast so fürchterlich viel Zeug zu fäden für die Kinder, — früh morgens und spät abends, — und da hast Du mal gefagt, wenn Du eine kleine Hand-Nähmaschine hättest, — und nun wollte ich das Geld dafür zusammen- sparen."

"Du — zusammensparen?! — Wovon?!"

"Um, hab' immer bei Kleinem so Jahr nach Jahr 'n paar Pfeifen Tabak weniger geraucht. Weißt ja doch, seit ich mal den Husten hatte, darf ich überhaupt gar nicht mehr so viel rauchen; das ist nur schädlich."

"Das Rauchen Dir schädlich?! — Deine einzige Erholung?! O mein Tobias! Weil ich mal ein Wort von der Nähmaschine gefagt habe?! Ich kann jetzt gar keine Nähmaschine mehr brauchen, greift viel zu sehr die Augen an. Soll ich mir denn durchaus die Augen verderben?"

Es muß wohl wahr sein, daß Nähmaschinen die Augen an- greifen, wenn beim bloßen Gedanken daran diejenigen Frau Bettis sich schon mit Thränen füllten.

"Ach, Tobias, was bin ich für eine glückliche Frau!"

Und Frau Betti umschlang mit ihren starken Armen die zarte Gestalt ihres wackeren Mannes und küßte ihn innig auf den Mund.

Rachdruck verboten.

### Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szecsepanski.

III.

Wenn auf der Welt-Ausstellung in Chicago eine goldene Medaille für Gewissenhaftigkeit zur Aus- gabe gelangte, so hätten unbedingt die deutschen Frauen den ersten Anspruch darauf; denn in keiner anderen Abtheilung des Frauen-Gebäudes hat man so peinlich die Bestimmung festgehalten, nur wirkliche Frauenarbeit auszustellen, wie in der deutschen. Alle anderen Länder geben in ihren Collectionen mehr ein Gemaltes, das man so leicht die Bestimmung festgehalten, nur wirkliche Frauenarbeit auszustellen, wie in der deutschen. Alle anderen Länder geben in ihren Collectionen mehr ein Gemaltes, das man so leicht die Bestimmung festgehalten, nur wirkliche Frauenarbeit auszustellen, wie in der deutschen.

Die deutsche Ausstellung im Frauen-Gebäude der Welt- Ausstellung ist nicht auf Massenwirkung berechnet. Sie ist außerordentlich geschmackvoll und übersichtlich angeordnet und giebt einen vollständigen Ueberblick nicht nur über die Er- werbstätigkeit der Frauen in Deutschland, sondern auch über ihre literarischen, künstlerischen und alle von Frauen geleiteten, dem Gemeinwohl dienenden Bestrebungen. Aber es hat den deutschen Frauen, was selbstverständlich ebenso für die österrei- chischen gilt, ganz fern gelegen, den Anschein zu erwecken, als dächten sie an eine Concurrenz mit der härteren Faust des Mannes. Dieser würdigen Auffassung, die für die gesammte deutsche Frauen-Ausstellung maßgebend gewesen ist, entsprach auch die Eröffnungsfeier, mit der die Vertreterin der deutschen Frauen in Chicago, Frau Professor Elisabeth Kasselowsky, nach mühseliger, unter fast unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten langsam fortschreitender Arbeit, ihr Werk dem Publicum zugänglich machte. Amerikanischem Gebrauch ent- sprechend, hätten bei dieser Gelegenheit wenigstens ein halbes Duzend Reden gehalten werden müssen, alle darin gipfelnd, daß der Mann eigentlich das überflüssigste Geschöpf auf Gottes Erdboden sei. Denn auf diesem Standpunkt steht theoretisch die vorgeschrittene Amerikanerin, die in der Frauen-Ausstellung das große Wort führte, und unentbehrlich erscheint ihr der Mann nur dann, wenn sie sich mit der Frage beschäftigt, wer ihren Luxus bestreiten soll. Es war nur eine geringe An- zahl von Einladungen für die Eröffnung der deutschen Frauen- Ausstellung erlassen worden; die ganze Feier beschränkte sich darauf, daß die Erschienenen von Frau Kasselowsky und Fräulein Hoffmann willkommen geheißen und auf einem Rundgange auf die hervorragenden Lebenswürdigkeiten der Ausstellung aufmerksam gemacht wurden.

Auf das rege Interesse, das die deutschen Malerinnen der Welt-Ausstellung in Chicago entgegenbrachten, habe ich be- reits in einem früheren Artikel hingewiesen. Nicht minder hervorragend als die Malerei in Oel und Wasserfarben ist die Kunst der Nadelmalerei dort vertreten. Da sind vor Allem



eine Portiere, ein in italienischer Renaissance stilisiertes Frauen-Muster auf weißem Brocat, von Fräulein Barbara Wolf in München, von der auch ein Wandteppich in Gobelins-Stiderei nach altdeutschem Muster ausgestellt ist, und ein wundervolles Kubelstich in Gold- und Seidenstickerei auf bordeauxfarbenerm Grunde, sowie Altardecken in Kunststickerei und Application von Frau E. von Wedel in Berlin. Ohne Zweifel würde die deutsche Frauen-Ausstellung noch eine große Anzahl von Kunstwerken der Paramenten-Stiderei aufzuweisen haben, wenn die deutsche kirchliche Kunst nicht eine besondere Gesammt-Ausstellung veranstaltet hätte, die in dem Kapellen-Anbau des deutschen Hauses ein würdiges Unterkommen besitzt. Was hier von gestickten Altarstücken und Decken, Wehgewändern und Kirchenstücken, neben goldenen und silbernen Altar-gefäßen, Heiligenbildern und Crucifixen in Marmor und Thon, Holz- und Eisenbein-Schnitzerei zusammengetragen ist, zeigt einen ganz neuen Aufschwung und eine Blüthe der kirchlichen Kunst, die sich wohl mit der des Mittelalters vergleichen läßt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Kirchen-Stidereien, die besonders Grefelder Firmen in dem mit bunten Glasfenstern geschmückten Kapellenraum ausgestellt haben, in der Hauptsache fleißigen und kunstreichen Frauenhänden ihre Entstehung danken, und ich möchte sie deshalb nicht übergehen, wo von dem die Rede ist, was die deutsche Frau auf der Welt-Ausstellung in Chicago geleistet hat. Im deutschen Hause ist übrigens die Frau sonst noch vielfach vertreten; denn außer der Gesammt-Ausstellung der kirchlichen Kunst findet sich hier auch in einem geräumigen Saal, der bei den von der deutschen Reichs-Commission veranstalteten Empfangs- und Eröffnungs-Feierlichkeiten einen sehr schönen und vielbesuchten Festraum abgab, die Gesammt-Ausstellung der deutschen Buchhändler. Daß in einer fast vollständigen Sammlung der modernen deutschen Literatur, wie sie hier zusammengestellt ist, die Werke deutscher Frauen einen breiten Raum einnehmen, ist selbstverständlich. Aber zurück zur Frauen-Ausstellung selbst, in der ich vielleicht manches schöne und erwähnenswerthe Stück überseh, manches andere um des Raumes willen unerwähnt lassen muß.

Aus dem Besitze der Kaiserin Friedrich stammt eine außerordentlich schöne Spitzen-Garnitur — Tablier, Fächer und Taschentuch —, die aus den schlesischen Spitzenschulen in Schmiedeburg hervorgegangen ist und von der hohen Frau an dem Tage ihrer silbernen Hochzeit getragen worden sind. Hoffentlich wird die Kaiserin nicht vor dem Schlusse der Ausstellung noch den Verlust der, wegen der sich daran knüpfenden Erinnerungen willen doppelt werthvollen Spitzen, zu beklagen haben. Der Königin von Italien, die sich entschlossen hatte, ihre kostbare Sammlung von alten Spitzen nach Chicago zu senden, sind bekanntlich vierzehn der hervorragendsten und vollkommen unerfesslichen Stüde abhanden gekommen, und der Streit darüber, ob der Diebstahl bereits vor dem Einpacken, auf der Reise, oder nach dem Auspacken vollführt worden sei, wird der Königin nicht wieder zu ihrem Eigenthum verhelfen, sondern den Leitern der Ausstellung nur eine Gelegenheit bieten, um einer Entschädigung für den Verlust, die sie bis zur Höhe von hunderttausend Dollars garantirt hatte, zu entgegen. In großer Anzahl sind künstliche Blumen, gemalte und Spitzen-Fächer, gebrannte, gepunzte, geschnittene und gemalte Leberarbeiten, Holz- und Porzellan-Malerien und alle Arten weiblicher Handarbeiten ausgestellt. Es wäre Unrecht, hier nicht auch der verschiedenen Lehrbücher für Leinenstickerei, Weberei und Smyrna-Arbeiten, Kunststickerei und andere Zweige weiblicher Handarbeit von Frieda Lipperheide zu erwähnen, die so viel zur Hebung des Geschmades und zur Verbreitung neuer, oder Wiederbelebung alter, halbvergessener Techniken beigetragen haben und inmitten aller der, vielfach nach dieser Anleitung hervorgegangenen Kunstwerke aufgelegt sind. Außerordentlich interessant und lehrreich sind die Ausstellungen verschiedener Vereine für Frauenbildung und Frauenerwerb, für Kranken-, Kinder- und Armenpflege. Emancipations-Bestrebungen im amerikanischen Sinne verfolgen diese Vereine sicher nicht, aber mir scheint, daß die Amerikanerinnen, die bemüht sind, die Frau über die Grenzen ihres Geschlechts hinauszuheben und sie zu entweiblichen, viel von diesen Vereinen lernen könnten. Denn manche weibliche Erfindung, die durch die Verhältnisse auf ihre eigene Kraft gestellt war, ist durch sie zu wirtschaftlicher Selbstständigkeit gelangt, mancher Kranke hat durch diese Frauen-Vereinshätigkeit Linderung und Trost in seinen Leiden erfahren, mancher Arme ist durch sie vor der äußersten Noth bewahrt worden. Am reichhaltigsten von diesen Ausstellungen sind die zweier Vereine, an deren Spitzen deutsche Fürstinnen stehen, — die des badiischen Frauenvereins, unter dem Protectorat der Großherzogin von Baden und die des Sophien-Stiftes in Weimar, unter dem Protectorat der Großherzogin von Sachsen. Daran anschließend möchte ich eine Ausstellung der Trachten deutscher Kranken-Pflegerinnen nennen, die zwar nicht so blendend wirkt wie die in der französischen Abtheilung ausgestellten Kostüm-Puppen, aber lehrreich demonstirt, daß man sehr praktisch in der Ausstattung einer Kranken-Pfegerin zu Werke gehen und doch dem Berufe auch in der Kleidung vollkommen Rechnung tragen kann, ohne die Gezege der Schönheit zu beleidigen. Ein stattliches Album enthält die Photographien der hervorragendsten deutschen Schauspielerinnen, ein anderes die der ersten deutschen Tonkünstlerinnen; man trifft hier auf eine große Anzahl, deren Namen einen Weltruf erlangt haben. Die Zeiten freilich, in denen deutsche Künstler und Künstlerinnen in Amerika „Gold und Lorbeer“ ernteten, wie der schöne Ausdruck lautete, der auf Bühnenerfolge eines Künstlers in Amerika angewandt wurde, scheinen mir für lange vorbei zu sein. Ich habe das amerikanische Theater in einem unglaublich verrothen Zustande gefunden und kann mir nicht denken, daß es einer wahren Künstlerin ein Vergnügen machen könnte, vor einem Publicum zu spielen, das eine Beethovensche Symphonie und die mehr als gewagten Sprünge einer Pariser Cancon-Tänzerin, oder die Kunststücke eines Akrobaten nacheinander zu verdauen im Stande ist. Eine Künstlerin aber, die es trotzdem nach amerikanischem Golde und amerikanischem Lorbeer gelüftete, würde vielleicht nur die letzteren billig finden; denn es dürfte nach dem Eindruck, den ich von den wirtschaftlichen Zuständen der Vereinigten Staaten gehabt habe, mich nicht Wunder nehmen, wenn der reiche Amerikaner in nicht allzu ferner Zeit bei dem armen Europäer Unterstützung suchte.

Sehr bedauert habe ich, daß es nicht möglich gewesen ist, den Amerikanerinnen von der deutschen Küche eine anschaulichere Vorstellung zu geben, als es durch die an sich höchst verdienst-

volle Ausstellung der Modelle der Kochschulen und Volksküchen von Frau Lina Morgenstern und einiger Kochbücher geschehen ist. In der Küche hilft nun einmal nicht der sonst so nützliche Anschauungs-Unterricht, da will das eigene Gefühl durch die eigene Zunge gewekt werden. Und den Amerikanerinnen würde ein tüchtiger Curfus in der Zubereitung der Speisen wahrhaftig nothwendiger sein, als alle auf Frauen-Emancipation gerichteten Bestrebungen. Ich bin sogar überzeugt, daß eine Amerikanerin, die kochen gelernt hätte, aller Sorgen um ihre Zukunft überhoben wäre. Denn man ist in Amerika über alle Begriffe schlecht! Das glaube ich mit gutem Gewissen sagen zu können, obschon man sich in einigen deutschen Familien, in denen sich das Geheimniß von der appetitlichen Zubereitung der Rohstoffe als ein kostbares Vermächtniß, nebst andern guten deutschen Eigenschaften erhalten hat, liebreiche Mühe gab, die chronische Verstimmung meines Magens über das, was ihm zugemuthet worden ist, wieder zu versöhnen. Der Amerikaner führt quantitativ zweifellos die reichste, qualitativ sicher die schlechteste Tafel der Welt; und aus diesem Mißverhältnisse, wie aus mancher feiner socialen und politischen Einrichtungen, darf man mit Recht den Schluß ziehen, daß er, trotz Welt-Ausstellungen, zwanzigstöckiger Häuser und Elevatoren von den europäischen Cultur-Völkern doch noch recht viel lernen kann.

Nachdruck verboten.

### Großmutter's Schere.

Zu dem Bilde von Gustav Jgler, Seite 116.

Wenn wir die Gemälde-Ausstellungen besuchen, so mißfällt uns hin und wieder Eines mit Recht an unsern neueren Bildern; das ist die Wahl des Stoffes! Entweder befindet sich dieser nicht in rechter Uebereinstimmung mit dem Umfange des Bildes, indem Nichtigkeiten Leinwandflächen bedecken, die zu einem großen figurenreichen Vorgange ausreichend wären, oder das Vermäßen, die Wirklichkeit treu zu copiren, führt zu Gegenständen, die unsern Widerwillen erregen. Vor Allem begegnet uns der Humor selten; freilich, ein rares Gemäch ist er immer gewesen, und die echten Humoristen werden stets dünn gefäßt sein. Augenblicklich scheint er aber ganz besonders wenig zu blühen, und das ist jammerlich!

Ein humoristisches Bild nun, das hoffentlich auf dem Antlitz vieler unserer Leserinnen ein freundliches Lächeln hervorzuzaubern wird, ist das in der heutigen Nummer gebrachte von Gustav Jgler: Großmutter's Schere.

Der lustige Vorgang ist leicht verständlich. Die Nachbarstinder haben dem Scheren der Schafe zugehört und sind dadurch auf den Gedanken gekommen, ihrem Spiel-Gethiere dieselbe Pels-Erleichterung angedeihen zu lassen. Und das nöthige Instrument dazu ist bald gefunden. Natürlich, Großmutter's Schere, deren Wirken die kleine Entlein oft mit dem heimlichen Wunsch, selbst einmal das verbotene Werkzeug handhaben zu dürfen, bewundert hat. Großmutter ist nicht im Hause, und da wird das heiße Verlangen auch gleich zur That. Wie drollig durchdringen von der Nützlichkeit ihres Thuns ist die Kleine! Wie ganz bei der Sache und voller Spannung, was wohl dabei herauskommt, das Büschlein, der das zweite Ocyer scher-bereit im Arme trägt.

Hoffen wir, daß die Belehrung, die Großmutter wegen Beschädigung des armen, schwarzen Schafschens und Mißbraudes ihrer geheiligten Schere zweifellos ertheilen wird, nicht gar zu handgreiflich für die kleinen Dummbärte ausfallen möge.

Nachdruck verboten.

### Ein Abstecher.

Zu dem Bilde von Carl Marx, Seite 119.

Noch hatte sie keine Ahnung gehabt, daß der Ignaz hinter ihr stände. So in Gedanken verfunken war sie gewesen! Nicht einmal das Knarren des Wagens hatte sie vernommen, geschweige denn, wie der Ignaz das Fuhrwerk behutsam anhielt und leise den sonnigen Hang hinunter schlich. Ja, selbst der Schatten, den der Bursche geworfen, war ihr entgangen. War sie denn taub und blind, die Theres? Nun, sonst konnte dies kein Mensch von ihr behaupten, aber heute war sie's zweifellos gewesen. Ja, ja die Gedanken! Sonderbar nur, daß sie das nicht gemerkt, worüber sie gerad' nachgedenkt! Man sieht's, die Dichtin, die immer vom Ahnen der Nähe des Geliebten zu fabeln wissen, haben wieder einmal schlecht beobachtet. Die Praxis lehrt es anders. Verliebt war die Theres? nicht minder, als der Razi, und doch hatte sie kein Knittern gehört!

„Also,“ hat sie geträumt, „wenn man nun so steht und denkt an Nichts, und mit einem Mal kommt der Razi in seinem besten Rod in's Haus und sagt zur Mutter: Die Theres? ist ein brav und sauber Mädel, ich hab' sie halt so viel gern und wollt nur anfragen, ob sie mich wohl nehmen thät, die Theres? — Und wenn dann die Mutter mich rufen thät, was thät ich da wohl reden? Ich glaub halt, wegzulaufen thät ich, und nein sagen! sagte ich. Oder — Herr Jesses!“

Hat sie da einen Schreck getriegt die Theres? Ist der Ignaz mit einem Mal hinter ihr und hat gestotert, daß er sie so gar einsam da hat stehen sehen, und daß er sie was fragen wollt, was er schon lang' hat fragen wollen, und weil es nun so paßt, so hat er halt den Wagen angehalten und heimlich den kleinen Abstecher vom Wege gemacht.

Ah, hat da die Theres? sich noch mehr erschreckt! Garnicht im Sonntagrod war er, auch zur Mutter wollt er nicht, und doch wollt er — gerad' das, gerad' das! Denn er lagte so sonderbar ihr in's Gesicht, thät ganz loth, und seine Stimme war doch zitterig.

„Theres?, wenn Du mich nehmen wollst! Schau, bin Dir schon so lang nach'gangen, und eben hielt ich's nimmer aus. 'S muß ein End' haben Trudel! Willst nu', oder willst nit?“

Ei ja, nun lauf' einer weg, oder sag' nein! Jetzt wo Alles durch den dummen Abstecher des Ignaz so ganz anders gekommen, als sie sich eben noch veranschaulicht.

Die Theres? zupfte schamhaft abgewendet eine halbe Minute lang an ihrer Schürze, und dann kam Etwas von ihren frischen Lippen, das wie: „Magst mi denn so gern?“ klang.

Das aber genügt vollkommen, um den Ignaz einen Fuchser ausstoßen und die Theres? herumzudrehen und so durch die Luft wirbeln zu lassen, daß die ganze Hühnerherde, die dergleichen nicht im mindesten erwarten konnte, mit lautem Gekacker davonstob.

Und so war nun die Geschichte endlich in Ordnung. Bloß weil der Ignaz wegen des schönen Frühlings-Sonnenscheins und der tiefen Gedankenhaftigkeit der einsamen Theres? plötzlich den großen Rath zu seinem Abstecher gefunden.

Ja freilich, solch ein Abstecher der lohnt sich noch! Thu's jeder, der's thun sollte, dem Razi nach; mit dem Frühlings ist es bald aus, und hernach ist's leicht zu spät!



**Versorget in Magdeburg.** — Lassen Sie sich nicht täuschen! Es giebt wirklich kein reichhaltigeres Mittel gegen die Seerkrankheit. Wehen Sie mit gesundem, nicht zu vollem und nicht zu leerem Magen an Bord; halten Sie sich dort möglichst in frischer Luft auf und lassen Sie sich nicht verleiten, zu viel Cognac und dergleichen, dem Magen ungewohnte Flüssigkeiten zu sich zu nehmen. Dagegen ist es ganz richtig, die Beschäftigung zu geben, wozu das Eien von Schiffswiebad sich oft als nützlich erweist. Niemand darf sich unter allen Umständen als gefeit gegen das fatale Uebel betrachten. Wer zehn Mal, ohne trank zu werden, den Ocean durchschifft, kann zum ersten Mal glücklich in seinem Stolz gefickt werden. Ein fortgesetztes Seefahren erzielt freilich fast immer vollständige Anpassung an die Schaukel- und Stos-Bewegung des Schiffes.

**Fräulein L. S., Chemnitz.** — Toldeanter Schmucksachen, besonders Uhrgehäuse, kommen in Deutschland selten in den Handel. Sie meinen wahrscheinlich eine Art damasquirter Arbeit in Silber, in der die Musierung durch eingeschämmerte Metallstreifen hervorgebracht wird. Hier in Berlin dürfte H. Reyer, Unter den Linden 11, eine geeignete Auskunft-Quelle sein.

**Baronin L., Graz.** — Der habsburgische Familienschmuck geht als Fideicommiss-Besitz von einer Kaiserin auf die andere über. So oft die Kaiserin ein Stück davon zum Tragen entlehnt, muß sie einen Beweis unterzeichnen. Dagegen steht der Regentin die Verfügung über ihren Privat-Schmuck natürlich vollständig frei. Dessen Werth wurde vor einer Reihe von Jahren auf 2½ Millionen Gulden festgesetzt, jeidem aber ist Vieles an die Erzherzoginnen und andere Verwandte veräußert worden. Ganz hervorragend ist ein dazu gehöriger Perlen-Schmuck, ein Geschenk des Kaisers nach der Geburt des Kronprinzen Rudolf, im Werthe von 300000 Gulden. Immerhin dürfte nur noch die Kaiserin von Rußland unter den europäischen Fürstinnen einen gleich kostbaren Privat-Schatz besitzen.

**L. M., Hannover.** — Ja, Sie haben Recht, der männliche Krebs ist leider ein schrecklicher Kannibale. Unlängst wurde in einer bairischen Krebszucht-Anstalt festgestellt, daß von September bis März in einem Teiche, der mit 165 Männchen und ebensovviel Weibchen besetzt worden war, die erstere nicht weniger als 113 der armen Weibchen total verfrisst hatten. Der arme Würder sticht sich förmlich in sein Ocyer hinein, sogar die Scheren entleert er und schont, schier ungläublicher Weise, selbst den Panzer nicht, falls dieser noch weiß genug ist. Man sollte daher einen Krebs-Teich nie mit zu vielen starken Männchen besetzen.

**Officiers-Gattin, Ingolstadt.** — In Paris, wo man an kleinen Tischen zu je sechs Gedecken zu speisen pflegt, ist es jetzt eine sehr verbreitete Sitte, den zu einem Abendessen Geladenen Blumen zu überreichen, die an die Tisch-Gäste werden. Da dieselbe Blumenart, welche man empfangen hat, auch die vom Wirthse angewiesenen Plätze markirt, so erntet jeder Gast sofort, wer aus der Gesellschaft sein Tischgenosse sein wird.

**Frau Dr. S., Weimar.** — Sechs Bogen mit handschriftlichen Xenien Werthes befanden sich im Besitze der Familie Voas und sind von Frau Dr. Elisabeth Voas der Frau Großherzogin zur goldenen Hochzeit geschenkt worden.

**Berlin.** — Aus dem letzten Jahresberichte des Berliner Kaufmännisch-öngelischen Hilfsvereins für weibliche Angehörige können Sie ersehen, daß die Zahl der Mitglieder auf 2295 gestiegen ist. Die neu in's Leben gerufene eingeschriebene, freie Hilfs-Casse stiftete am Jahreschlusse noch eine große Anzahl Mitglieder hinzu, wobei jetzt bereits 5000 Handlung-Gehilfinnen dem Verein angehören. Die Vereins-Kontenbüchse wurde im letzten Geschäftsjahre sehr stark in Anspruch genommen. Das Ergebniß der vom Vorstande veranstalteten Umfrage über die geschäftliche und sociale Lage der Mitglieder ward in einer Broschüre „Die Ausbildung und Stellung der Handlung-Gehilfinnen in Berlin“ von Julius Meyer veröffentlicht. Die kaufmännische Fortbildungsschule für Mädchen wurde von 640 Schülerinnen besucht. Daneben gründete der Verein noch eine kaufmännische Vorbereitungsschule für Mädchen. Die Mitglieder erhalten unentgeltlich Rath und Auskunft von Reichsdonwälden. Können Sie Weiteres wissen, so verschaffen Sie sich wohl am besten selbst die betreffenden Berichte.

**Deutscher Damen-Club, Illinois.** — Wir erfüllen hiermit gern Ihren Wunsch, eine Abbildung des Bleistiftes zu bringen, der dem kühnen Bahnbrecher unserer afrikanischen Colonial-Politik, Herrn Dr. Carl Peters, nach einem Vortrage in Pforzheim, von dem dortigen Kaufmännischen Vereine und der Colonial-Gesellschaft in Pforzheim, im Mai d. J., zum Andenken gewidmet wurde. Der aus schwerem und zierlich bearbeitetem Golde bestehende Bleistift, den acht Diamanten schmücken, ist ein kleines Meisterwerk der weltbekannten Pforzheimer Industrie. Er ist aus derselben Künstlerhand hervorgegangen, welche die berühmte goldene Feder schuf, mit der Fürst Bismarck im Mai 1871 den Franzfurter Frieden unterzeichnete.



Bleistift des Herrn Dr. Carl Peters. Ehrengabe aus Pforzheim.

**Fräulein v. R., Dresden.** — Bei der Evgelung der beiden Geschlechter findet in Japan die Trennung sehr früh statt. Aus Furcht, daß der Fuß ansteckende Krankheiten verdröiten könnte, wird das japanische Kind fast nie gefäßt.





# Illustrirte Frauen-Zeitung

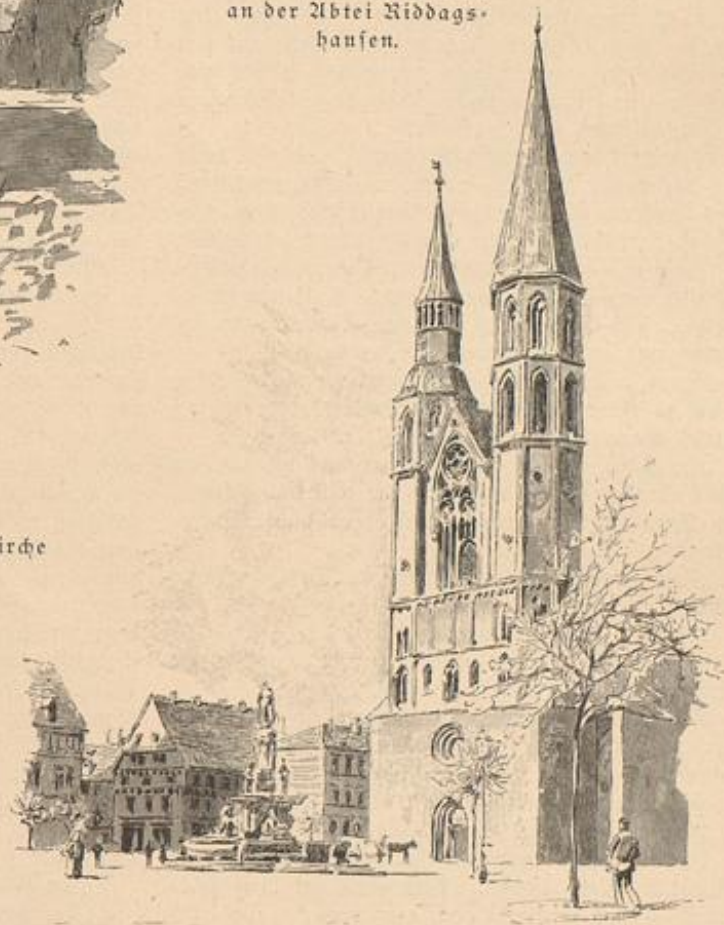
Hest 16. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M. Berlin, 13. August 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M. XX. Jahrg.



Braunschweig. Die Andreas-Kirche mit der alten Wage.



Braunschweig. Portal an der Abtei Riddags-  
hausen.



Braunschweig. Die Katharinen-Kirche mit dem Denkmal  
Heinrichs des Löwen. Von D. Günther-Rauburg. — Siehe Seite 124.

Nachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von H. von Kapff-Essenther.  
(Fortsetzung.)

**B**runo war wegen seines Gesprächs mit Ella, das ihm seine abhängige Lage so recht in's Bewußtsein gebracht, düster gestimmt. Und nun quälte ihn die Mama oben-drein, wie gewöhnlich, mit Rathschlägen. Sie hatte von einem neuen Heilverfahren mit Arsenik reden hören, gegen Bleichsucht. Das klänge ja gräßlich! Aber Bruno sollte es doch studiren, denn mit so ganz neuen Sachen könne man am ehesten auffallen. Oder, ob es nicht gut wäre, 'Brunnen-Arzt' in irgend einem Damenbade zu werden? Daran knüpfte sie eine Reihe von Vorschlägen, wie Bruno mit den Damen zu verfahren habe.

Das war ja Alles ganz wohlgemeint, ruhte aber auf keiner reellen Grundlage, und der gute Junge mußte sich oft große Mühe geben, um nicht ungeduldig zu werden. Jetzt ging die Mama zur Kirche. Schon im Hut und Mantel, warf sie noch hin: „Also gegen acht Uhr, Bruno, bei Balder's! Du kommst doch nach?“ „Natürlich, Mama!“ beilte er sich, zu antworten. Er hatte diesmal gehofft, Mama würde ihn freigeben, und er somit Zeit finden, Gattenbergs im Thiergarten aufzusuchen und sich ihnen für den Abend anzuschließen. Aber nun



mußte sie ja abgeholt werden! Früher, zu Lebzeiten des Obersten, besorgte das der Bursche, jetzt officiell das Dienstmädchen. Inzwischen zog Frau von der Waidt männliche Begleitung vor, und „wozu hat man Söhne?“ sagte sie lächelnd. Alle Welt fand diese Bemerkung reizend; nur gewahrte keiner, daß der Lieutenant niemals seine Mutter abholte. Dem durfte man damit nicht kommen. Dafür übte denn Bruno diese fromme Gesplogtheit aus.

Die Aussicht, zu Balder, den künftigen Schwieger-Eltern Edgars, gehen zu müssen, reizte Bruno heute doppelt wenig. Ihm fiel immer die Aufgabe zu, die jüngeren Schwestern der Braut zu unterhalten, die ihn absolut nicht interessirten. Nun, vor acht Uhr würde er sicher nicht erscheinen, gelobte er sich.

Er wanderte nachmittags im Thiergarten herum und fand auch schließlich, wie schon mitgetheilt, die gesuchte Familie Guttenberg; aber ohne Ella, die es doch gewesen, die ihm einen Wink gegeben. Sie zürnte ihm! Und sie besaß ein Recht dazu. Unbesonnen sich gehen lassend, hatte er ihr die Nothwendigkeit einer Geldheirath zugestanden. Jetzt, da er gerne den häßlichen Eindruck verwischen wollte, entzog sie sich ihm.

Sehr bedrückt, schellte er doch noch vor acht Uhr beim Commerzien-Rath Balder in der Boshstraße. Er fand die älteren Damen beim Whist. Der Lieutenant und Fräulein Lucie — man sprach den Namen „Lüffl“ aus — saßen schwägend in dem altdeutschen Erker des Salons.

Mit der verzückten Miene, die sie gerne in Gesellschaft zeigte, wenn ihre Söhne erschienen, rief die Oberstin: „Wie pünktlich der liebe, gute Junge doch ist!“

Lucie, die ihm Kuchen und Liqueur anbot, war hübsch, correct, leidlich gebildet und, im Verhältniß zu ihrer großen Mitgift, von erträglichem Wesen.

Aber Bruno langweilte sich gewöhnlich auch mit ihr. Er hatte zwischen ihr und Edgar nie etwas Anderes gehört, als Banalitäten, gewöhnlichen Alltagsklatz, den der Lieutenant mit seinem näselnd selbstbewußten, sie in dem hergebracht munteren Ton der jugendlichen Damen-Conversation vorbrachte. Dieser Klatz ärgerte ihn heute mehr als je.

Er wandte daher seine Aufmerksamkeit der dritten Gruppe zu. Sie bestand aus den beiden Badfischen und der ihm seit längerer Zeit bekannten Tochter eines seiner Lehrer, des bedeutenden Nerven-Specialisten Professor Dr. Gunz.

Dieser Gelehrte war vor einigen Jahren durch eine neue Behandlungsweise berühmt geworden und demzufolge an die Berliner Universität berufen. Der junge Arzt hatte in edler Begeisterung privaten Verkehr mit ihm angestrebt, auch seine Mama mit dem Professor und dessen Familie bekannt gemacht. Seit einiger Zeit kamen die Damen Gunz auch zu Balder's.

Hermine Gunz, ein schönes, blondes, aber nicht mehr ganz jugendliches Mädchen, konnte, ungeachtet ihres stattlichen Neufers, auf keine eigentlichen Erfolge in der Gesellschaft zurückblicken. Ihr hing die Provinz-Erziehung an, sowie eine gewisse Bedrücktheit, die aus der sorgenvollen Existenz herrühren mochte, welche die Eltern früher geführt. Die Balder'schen Badfische benahmen sich gewandter und schlagfertiger als sie.

Bruno erkundigte sich nach ihrem Papa, der seine Ferien zu einer Studienreise verwendete, um ein berühmtes Sanatorium in der Schweiz zu besichtigen.

„O, Papa ist sehr zufrieden; er lobt die dortigen Hôtels über den grünen Klee, und das will etwas sagen, denn Papa ist sehr verwöhnt mit Essen und Bequemlichkeit.“

„Ueber den Zweck seiner Reise hat Ihr Herr Papa Nichts berichtet?“

„Welchen Zweck?“ fragte sie.

Und als Bruno ihn flüchtig berührte, meinte sie gleichgültig: „Ach, das kann ja sein.“

Nun war Bruno schon in Verlegenheit mit diesem phlegmatischen Wesen, und da die Mutter und die älteren Damen nach einem beendigten Rubber eben sehr geschwätzig auftraten, erkundigte er sich:

„Spielen Sie auch Whist, gnädiges Fräulein?“

„Whist nicht,“ antwortete sie, „Mama meint, das thäten nur ältere Damen. Aber Scat hat mich Papa gelehrt, — das spiele ich auch ganz gern.“

In dieser Weise schleppte sich die Unterhaltung eine Weile fort, während die Whist-Partie im Nebenzimmer noch lebhaft discutirte.

„Ja, — wenn die Frau Oberst das Aß gebracht hätte . . .“

Die Damen schickten sich zum Gehen an. Die Badfische hatten sich indessen so sehr in ein Mode-Journal vertieft, daß sie gar Nichts merkten; das Brautpaar lachte und schwätzte. Edgar pflegte zum Abendessen zu bleiben, weshalb er noch nicht zum Aufbruch rüstete.

Die Spiel-Partie war von dem Aß auf die

Stüche gekommen; wahrscheinlich insolge der unvermeidlichen Diensthofen-Frage. Mit Selbstbewußtsein sagte die Professorin:

„Meine Tochter kocht sehr gut, das ist mein Stolz!“

„Aber liebste Frau Professor,“ versetzte die Commerzien-Räthin, „das ist heut' zu Tage gar nicht nöthig. Meine Töchter lernen nicht kochen. Nur mit Geschick und wirtschaftlichem Sinn das Ganze übersehen, die Leistungsfähigkeit der Diensthofen beurtheilen können . . .“

„Verzeihung, verehrteste Frau Räthin, dies genügt nicht immer,“ meinte Frau Gunz, „z. B. wenn man Gäste hat!“ — Die Commerzien-Räthin lächelte überlegen:

„Dann findet die Hausfrau doch erst recht keine Zeit zum Kochen! Da zieht man im Nothfall einen verlässlichen Traiteur zu Rathe, z. B. Hüster; der hat mich noch immer gut bedient. Es lohnt wirklich nicht, wegen einiger Gesellschaften im Jahre theure Kräfte für die Küche zu halten — das ist nicht ökonomisch!“

„Nun,“ triumphirte die Professorin, „auch dann ist's gut, wenn man einen feinen Salat, ein Aspik, oder eine Majonnaise selbst bereiten kann. Hermine macht das excellent . . .“

„Das ist ja reizend,“ fiel hier die Oberstin ein und warf dem großen blonden Mädchen einen verliebten Blick zu. „Zwar, ich muß im Ganzen der Frau Commerzien-Rath beipflichten — aber es ist ja allerliebste, wenn ein junges Mädchen kochen kann — man trifft es so selten . . .“

Bruno hörte die Reden mit Geduld an, ohne sich Etwas dabei zu denken. Die Badfische lächelten; sie mochten nicht kochen. Lucie meinte, sie würde sehr gern Salate und Aspics machen — „in recht hübschen Mustern garnirt.“

Hermine blieb stumm.

Und nun trennte man sich. —

„Hast Du's nicht gemerkt?“ fragte die Oberstin ihren Sohn auf der Straße.

„Was meinst Du, Mama?“

„Gar Nichts gemerkt! Höre, Du bist aber doch mit Blindheit geschlagen! Gunzen's haben es auf Dich abgesehen — Hermine ist nur Deinetwegen hingekommen. Ich habe natürlich heute darauf nicht rechnen können, sonst hätte ich Dich gebeten, früher da zu sein . . .“

Bruno erschrak heftig.

„Aber, ich bitte Dich, Mama!“ murrte er.

„Es kommt Dir unerwartet, mein Sohn! Ja, mir eigentlich auch. Du hattest Dich ja um das Mädchen nicht weiter bemüht. Das war übrigens Unrecht. Uns hätte das zuerst einfallen müssen! Das Vermögen ist freilich nicht groß; sie legen wohl erst seit drei Jahren zurück. Auf einen splendiden Zuschuß wird man aber sicher rechnen können; das ist auch schon sehr schön. Mir ist dies Alles vorhin so durch den Kopf gegangen, darum habe ich versäumt, das Aß zu bringen, und den Rubber verloren . . .“

Die Oberstin kuckte heute besonders auf den hohen Treppen. Der Theetisch war schon bereitet; das Mädchen hatte das zuvor besorgt.

Bruno schwieg hartnäckig, während die Mutter ebenso hartnäckig bei ihrem Thema beharrte.

„Ja, die Professorin hat Dich heute immerfort gelobt, so daß ich aufmerksam wurde. Nun lobte ich Dich natürlich auch: was für ein guter Sohn Du seiest, — na, 's ist ja wahr, Bruno! — und wie häuslich und anspruchslos . . . und daß Du auch schon heirathen möchtest, wenn sich nur die Rechte fände. — Dann pries ich Hermine, und so gab ein Wort das andere, — natürlich nichts Deutliches, wie Du Dir denken kannst; aber als Du Dich nachher so mit Hermine hinsetzt, da sahen wir einander an und verstanden uns. Nicht wahr, mein Junge! es wäre doch ein ungeheures Glück, denn Du trätest in die Praxis des Professors ein . . .“

„Ich kann Dir heute Nichts darauf erwidern, Mama,“ sagte Bruno verdrießlich. Nach einer Weile fügte er dann lebhafter hinzu: „Gewiß, es wäre eine sehr vortheilhafte Partie. Aber ich heirathe nicht den Professor, sondern seine Tochter, und zwischen ihr und mir besteht auch nicht eine Spur von Sympathie!“

„Das ist nicht ganz richtig, Bruno, Du gefällst dem Mädchen!“

„Ich habe Nichts davon gespürt.“

„Du bist darin sehr merkwürdig, Du hättest es sehen müssen! Aber Du warst stets so eigen, und ich ver-lange ja auch nicht, daß die Sache über's Knie gebrochen wird. Nur bedenke Dir Alles recht ernstlich. Deine Stellung wäre gemacht! O Gott, Bruno, es wäre ein großes Glück! Ich wollte dem Himmel auf den Knien dafür danken!“

In dem jungen Manne stieg es heiß auf; aber noch respectvoll, wie immer, wandte er ein: „Ja, wenn ich sie lieben könnte! Ich sagte Dir eben, daß dies ausgeschlossen ist.“

„Doch sie mißfällt Dir auch nicht! Sie ist vielleicht

keine Gesellschaftsdame, aber sie ist hübsch und wird sicher eine ausgezeichnete Frau: häuslich, bescheiden, sanft, gutmüthig — mit einem Wort, eine Perle für Dich!“

Die Oberstin nahm noch eine von den dünnen Schinkenschnitten; seit langer Zeit schmeckte es ihr wieder einmal. Bruno dagegen hatte das Essen kaum berührt. Mit finsternem Blick starrte er in sein Theeglas. Sollte denn seine Mutter gar nicht begreifen, wie ihm zu Muth sei?

„Mama,“ fragte er jetzt zögernd, „wäre es denn nicht furchtbar demüthigend für mich, so ganz mit leeren Händen in das Haus zu kommen, Alles von meinem Schwiegervater zu empfangen?“

„Unsinn! Du hast doch Dein Doctor-Diplom! Mehr wirst Du auch in Zukunft schwerlich anzubieten haben. Das ist nun nicht zu ändern. Wärest Du Officier geworden — —“

Jetzt endlich fuhr Bruno auf:

„Warum sollte mein Diplom weniger gelten als ein Officiers-Patent?“

„Welch ein Einwand!“ schnitt ihm die Mama mit großem Blick die weitere Rede ab. „Ein Arzt ohne Patienten ist Nichts, ist eine komische Figur! Ein Lieutenant dagegen . . .“

Sie endete nicht, da sie nun doch Bruno's Zorn empfand.

In diesem Augenblick zeigte sich der gewaltige Unterschied der Denkweise auch zwischen ihm und der sonst so zärtlichen Mutter.

„Du treibst mich zum Aeußersten, Mama!“ rief er, sich nur mühsam bezwingend. „Du beschimpfst mich und meinen Beruf, den ich liebe und hoch halte. Aber ich gebe Dir mein Wort: das soll nicht mehr lange währen. Wenn ich in Berlin mein Brod nicht finden kann, so anderwärts!“

Nun kam die Reihe des Erschreckens an die Oberstin. Sie hatte Bruno nicht kränken wollen — im Gegentheil! Und begütigend lenkte sie ein. Sie sei nun einmal eine Soldatenfrau — wie Bruno dieses und ähnliche Schlagworte haßte! — Ja, eine Soldatenfrau! Wer dürfte ihr's verübeln, daß dies ihr Urtheil bestimme?

„Schön, aber ich werde jetzt meinen eigenen Weg gehen!“

„Deinen eigenen Weg? Wohin?“

„Nach Borneo, oder nach Batavia, wo die holländische Regierung fast immer Aerzte engagirt.“

„Was machen sie denn dort bei den Wilden?“ fragte die Mama ängstlich.

„Sie heilen Soldaten, studiren Fieber-Krankheiten.“

„Und gehen dabei selbst zu Grunde!“

„Du würdest es doch ganz natürlich finden, Mama, daß Edgar in's Feld zöge?“

„O — für den Kaiser! Für das Vaterland! Das ist etwas ganz Anderes.“

„Mutter, wir kommen aus diesem bösen Dilemma nicht heraus!“

Er hatte sein Theeglas von sich geschoben und starrte nun brütend vor sich hin. Die Oberstin sah ein, daß sie vorläufig viel verdorben habe. Sie wollte heute nicht weiter in den Sohn dringen.

„Du wirst mir so Etwas nicht anthun, Bruno — ich meine das mit Borneo,“ bat sie sanft. „Du bist ja immer ein guter Sohn gewesen, es wird sich auch hier machen! . . . Wir wollen die Sache mit Hermine Gunz nur sachte cultiviren, ganz sachte. Du mußt Dich mit dem Mädchen wohl auch erst näher bekannt machen, oder“ — auf einmal nahmen ihre Gedanken eine ab-springende Richtung — „hast Du vielleicht eine andere Liebe?“

Er hatte sich tief über den Tisch gebeugt; die Mama sah nicht, wie ihm ein helles Roth in die Wangen schoß.

„Nein, Mama!“

Was hätte er sonst sagen sollen? Er konnte ja Ella Guttenberg nicht heirathen: Wozu also . . .? Aber gerade wegen Ella, der klugen, muthigen, klaren Ella, graute ihm vor jenem Mädchen, das zu seiner Seele niemals Fühlung finden konnte.

„Dann wird sich's schon finden, Bruno! . . . Du weißt auch, wie sehr ich mich nach Ruhe sehne . . .“

„Ich werde Alles daran setzen, um Dir diese Ruhe zu verschaffen, Mama — mein Wort darauf!“

Sie nahm das als ein halbes Zugeständniß auf.

Dennoch gefiel ihr Bruno nicht. Sein Gute Nacht, als er aufbrach, war nicht so herzlich wie sonst. Und er sah wirklich verstört aus.

„Bruno,“ warnte sie zärtlich, „mein lieber Junge, es wäre eine Todhunde, wenn Du dies ungeheure Glück verkennen wolltest! — Uebrigens, brauchst Du Geld, mein Sohn? Freilich, viel habe ich nicht übrig.“

„Danke bestens!“

Sie besaß heute kein rechtes Geschick. In diesem Augenblicke mußte ihn doch das Angebot, ihre armfeligem



Großchen mit ihm zu theilen, doppelt verlegen. Es brachte ihm seine Abhängigkeit nur noch schärfer in's Bewußtsein. Er stürzte hinaus, auf die Straße.

Es gehörte zu seinen bescheidenen Gewohnheiten, abends noch ein Glas Bier zu trinken. Das gedachte er auch heute zu thun; aber er mied das Kaffeehaus, wo er sonst immer Freunde und Kollegen traf. Er wollte allein sein, irgend einen rettenden Entschluß fassen.

Seine Lage wurde in der That unerträglich! Er kannte die schreckliche Consequenz seiner Mutter. Sie würde die Sache jetzt von ihrem Standpunkte aus mit Recht „cultiviren“, d. h. sich mit Frau Gunz in's Einvernehmen setzen, Hermine beeinflussen und den Sohn täglich, stündlich bearbeiten. Wie aber konnte er sie zum Schweigen bringen? Womit? Was sollte er ihr denn seinerseits an der Stelle dieser vortheilhaften Heirath vorführen? Er war es ja auch seiner Mutter wirklich schuldig, sich eine Existenz zu gründen!

Lange irrte er in den noch sonntäglich belebten Straßen umher. Raum wagte er es, an Ella zu denken. Er, der Ohnmächtige — hatte dem Mädchen, das sein Herz gefangen genommen, Nichts zu bieten. Als ein feiger, gemeiner Mitgift-Jäger stand er vor ihr da! Er beneidete den Schustergejellen, der da drüben sein geputztes Mädchen nach Hause zu ihrer Herrschaft begleitete; der brauchte nicht nach einer Mitgift, nach einer vortheilhaften Partie zu fragen!

Endlich trat er in ein Kaffee in der Friedrichstraße, das er sonst nicht zu besuchen pflegte. Das Local war fast leer. Bald saß er, in dumpfes Sinnen versunken, in einer Ecke.

„N Abend, Herr College!“ redete ihn plötzlich Jemand an.

Bruno fühlte sich unangenehm berührt. Denn Der, der ihn ansprach, war eigentlich kein College, obgleich er ihn im ärztlichen Verein kennen gelernt — bloß ein Zahntechniker, ein „american dentist“, d. h. ein „schneidiger“ Berliner, den das Schicksal nach Amerika verschlagen gehabt. Er sollte dort etwas Tüchtiges verdient haben und war nun nach Berlin zurückgekommen, um sich hier zu etabliren.

Ein gewandter, schlagfertiger Mann in den besten Jahren war er, aber Bruno nicht recht sympathisch. Die amerikanische „smartness“, die Scharf — oder Sharp, wie er sich jetzt nannte, zur Schau trug, mißfiel dem jungen Cavalier.

Sharp legte den New-York-Herald weg, nahm sein Glas Sherry-Cobler und setzte sich mit sehr geringen Ceremonien zu Bruno.

„Na, haben Sie sich die Sache überlegt, College?“

„Welche Sache?“ verlegte Bruno, wie aus einem tiefen Traume erwachend.

„Die besprochene Sache, Herr Doctor — Sie entsinnen sich doch...?“

„Offen gestanden, nein!“

„Das ist Unrecht. Geschäfte soll man nicht so leicht nehmen. In Erwägung ziehen muß man sie stets.“

„Sie haben ganz Recht, Herr Sharp, aber, man thut nicht immer, was man sollte.“

„In solchem Falle schlimm genug! In Amerika kennt man das nicht, das Sich-gehen-laffen.“

„Ja, ich bin eben kein Amerikaner!“

„Sie müßten es in gewissem Sinne werden! Das war ja mein Plan.“

Bruno besann sich jetzt. Sharp hatte ihm einmal vorge schlagen, sich mit ihm zur Gründung eines zahnärztlichen Ateliers im amerikanischen Stil zu verbinden. Bruno hatte damals die Geschichte nicht ernst genommen und mit Lachen erwidert: „Ich werde mir's überlegen.“ — Sonderbarer Weise kam Sharp jetzt hierauf zurück, ohne sich durch die fast unhöfliche Unlust seines „Collegen“ abschrecken zu lassen.

„Ich will nun Ernst machen, Herr von der Waidt, d. h. im Princip. Eröffnen natürlich erst im Herbst. Aber es ist Zeit, vorzuarbeiten.“

„Ich wünsche Ihnen Glück,“ meinte Bruno. „Sie müssen mich indessen entschuldigen — ich...“ Und er machte Miene aufzustehen.

„Bleiben Sie doch, Herr Doctor!“ Sharp betonte es mit besonderer Eindringlichkeit. „Ich möchte ein ernstes Wort mit Ihnen sprechen, bitte, setzen Sie sich noch einmal zu mir!“

Zu müde und verstimmt, um sich weiter herumzusträuben, gab Bruno nach und bestellte sich noch ein zweites Glas Bier. Die Eindringlichkeit des Mannes hatte ihn für einen Moment von seinen trüben Gedanken abgezogen.

„Sie verzeihen, Herr Doctor,“ fuhr Sharp fort, „wenn ich ziemlich offen bin. Es handelt sich ja um eine Sache, bei der Sie nur gewinnen können.“

„Bitte, bitte — Sie wollen mir in's Gesicht sagen, daß ich mich keiner Patienten zu erfreuen scheine.“

„So etwas Aehnliches, allerdings. Ich habe die hiesigen Verhältnisse genau studirt; das ärztliche Fach

ist überfüllt. Sie besitzen nicht nur keine Patienten, Sie haben auch keine Aussicht, welche zu bekommen.“

„Das ist leider wahr, Mr. Sharp — aber...“

„Sie meinen, das gehe mich Nichts an. Doch, mein Verehrter! Denn, was ich Ihnen biete, ist ein lohnender Verdienst, ein sicheres, wenn auch anfangs mäßiges Einkommen, das aber möglicher Weise, fast möchte ich sagen wahrscheinlich, zum Wohlstand führt.“

„Hm, das wäre? — Auf zahnärztlichem Wege also vermuthlich. Ich dachte indessen, Berlin sei nicht nur mit Aerzten, sondern auch mit Ateliers Ihrer Branche überfüllt.“

„Der Bedarf steigt noch immer, mein Wertheater! Er wird in's Ungeheure wachsen, wenn erst Jedermann einsehen wird, daß es appetitlicher, gesünder und angenehmer ist, künstliche Zähne zu benutzen, als die schlechten und schmerzhaften eigenen nicht gebrauchten zu können. Diese Erkenntniß wächst zusehends. Und so, wie ich es meine, im größten Stile, mit einem hier unbekanntem Kapital-Aufwande, da muß es gehen!“

„Sie besitzen wirklich ein großes Kapital?“ fragte Bruno, und sein Blick glitt über den „Collegen“ hin.

„Ein für die hiesigen Verhältnisse recht beträchtliches — man könnte damit fast eine Bank gründen. In Amerika verdient man Nichts, oder respectable Summen! Mein Fall war glücklicher Weise der letztere. Ich habe Etwas gelernt. Ich darf sagen, ich leiste in meinem Fach das Beste und Neueste. In zehn Jahren machte ich im „far west“ in Mary-town ein Vermögen. Aber es zog mich doch nach Berlin. Zudem that mir schließlich ein Concurrent wehe, der noch mehr smartness zu entwickeln verstand, als ich. Genug, ich will nun hier mein Glück weiter ausbauen. Aber ich bin nicht doctor medicinas und hier, wo die Leute ja nur vor Titeln und Diplomen Respect haben, hier fehlt mir der sogenannte Doctor-Hut...“

Er fuhr lachend über den kahl werdenden Schädel. Brunos Interesse war jetzt erwacht; aufmerksam hörte er zu. Mit einem geriebenen Menschen hatte er es zu thun, aber nicht gerade mit einem Charlatan, das wußte er.

„Ich brauche also einen Associé,“ ging Sharp gerade auf das Ziel los. „Ich habe das Geld, das technische Geschick, und jener giebt den Titel, das Ansehen!“

„Und da sind Sie gerade auf mich verfallen? Ja, warum denn?“

„Ganz einfach! Eben weil Sie keine Patienten und, wie man mir versicherte, kein Vermögen besitzen. Sie müssen doch nach Stellung und Einkommen streben! Außerdem darf man Sie für einen hübschen, jungen Mann von besten Manieren erklären, ein Punkt, der für mein, oder unser Unternehmen entscheidend in's Gewicht fällt.“

Bruno war roth geworden wie ein junges Mädchen. Obgleich ihm die Nichtigkeit von Sharp's Darlegungen einleuchtete, fühlte er sich doch beschämt und verlegt.

„Aber ich verstehe Nichts von der Zahn-Technik,“ wandte er ein. „Da soll ich mich hinstellen, nur weil ich erträglich aussehe...?“

„Richtig! Zunächst nur darum! Denn das eigentliche Geschäft mache ich ja! Sie haben z. B. nur die Kartosen zu bezorgen, den Puls zu fühlen, theilnehmende Worte zu sprechen — ein wichtiges Gesicht zu machen, wo es nöthig ist, und dergleichen mehr! Sie werden das bald lernen. Ich zahle Ihnen vorläufig ein mäßiges Gehalt — 3 bis 4000 Mark jährlich — außerdem einen Gewinn-Anteil, den wir feststellen werden, wenn die Grundkosten gedeckt sind. Doch der Gewinn ist so gut wie sicher! Sie werden es erleben und sich dann scheußlich ärgern, wenn Sie einen Anderen an der Ihnen zugedachten Stelle sehen würden.“

Bruno hatte sich bereits so weit einnehmen lassen, daß er wirklich ganz bei der Sache war. Seine elende Lage kam ihm in Erinnerung. Jetzt brauchte er nur ja zu sagen, um zu einem sicheren und anständigen Einkommen zu gelangen, wenn ihm auch der Gewinn-Anteil vorläufig noch nicht imponirte.

„Ich bin nicht dumm genug dazu,“ sagte er zögernd. „Es wäre mir schrecklich, auf einem Posten zu stehen, wo ich mein Können nicht gemäß meiner Eigenart zu verwerthen vermöchte.“

„Wiezo nicht verwerthen?“ widersprach Sharp eifrig, „wenn Sie entsprechend Geld verdienen, können Sie doch auf Ihre Eigenart pfeifen! Ruthe ich Ihnen denn zu, Reclame-Tafeln auf dem Rücken durch die Straßen zu tragen?“

„Meine Kenntnisse...“ Bruno wollte Weiteres einwenden, doch wie sollte er diesem Manne seine Ideale klar machen! Scharfblickend aber hatte der ihn durchschaut.

„Sie sind und bleiben trotz alledem ja Arzt, mein lieber Herr von der Waidt! Oder wollen Sie durchaus Jemandem das Leben retten? Dazu freilich biete ich

Ihnen keine Gelegenheit. Aber thätig sein, das können Sie bei mir auch! Retten Sie Zähne, das ist sehr human. Erfinden Sie eine neue Methode zu deren Conservirung, neue Arten der Kartose, oder was Sie sonst wollen! Wird mir sehr angenehm sein. Sind Sie denn der erste und einzige Mediciner, der sich der Zahnheilkunde widmet? Haben Sie denn jetzt Gelegenheit, Menschenleben durch Ihre Kunst zu retten? Und ist das auch immer unbedingt eigenes Verdienst?“

Bruno schwieg. Was ihm da geboten wurde, klang wie Hohn auf Das, was er erstrebt gehabt. Seine Familie würde voller Entsetzen darüber sein. Allein — es war die Befreiung von aller Abhängigkeit! — Duzende seiner Kollegen hätten freudig nach dieser, äußerlich immer noch standesgemäßen Versorgung gegriffen.

Wieder schien Sharp seine Gedanken zu errathen.

„Ihr leidet hier in Deutschland an einer Ueberproduction von Gelehrsamkeit, von intelligenten Kräften. Und dabei noch dieser Hochmuth! Jedes ehrlich verdiente Brod ist auch ein ehrenvolles. Aber solch ein gelehrter junger Doctor, wie Sie, findet es beleidigend, sich mit einem Manne zu verbinden, der schlechtweg Geld verdienen will. Und offen gestanden, etwas Anderes will ich gar nicht! Wie ich bin, so gebe ich mich Ihnen: ein Mensch, der stets mit beiden Füßen auf dem Erdboden steht und dazu ein aufrichtiger Kerl, der es bei dieser Methode weiter bringt, als tausend Ihrer idealen Narren zusammen. Kommen Sie, kommen Sie, Doctor, ehe Sie, bei aller Ihrer Eleganz, doch noch in hungriges, schäbiges Proletariethum gerathen, wozu Sie wahrhaftig ein ausgesprochenes Talent zeigen!“

Obgleich die letzten Worte wenig höflich klangen, machten sie doch starken Eindruck auf Bruno. Er gab jeden ferneren Einwand auf.

„Also Sie sind ganz sicher, daß Ihr Unternehmen gehen wird?“

„Vollkommen! Ich miethe zunächst eine halbe erste Etage in einem eleganten Hause, in bester Gegend, richte sie großartig ein, aber so, daß der Salon wirklich eine Sehenswürdigkeit ist. Künstlerisch, Freund, nicht nur luxuriös, wie drüben. Wandgemälde, Boiseries, Bronzen — was Sie wollen! Zeitungen und illustrierte Schriften, daß ein gutbesuchtes Kaffee genug daran hätte. Ein eigenes Toilette-Zimmer mit prachtvollen Requiriten, Parfums, Essenzen, Puder &c., sodaß die minder eleganten Damen kommen, um das mal zu sehen, die wirklich vornehmen, weil sie sich wie zu Hause fühlen. Es muß ein Vergnügen sein, in meinem Salon zu warten! Sie lächeln? Vergessen Sie nicht, daß ich dabei Vorzügliches leisten werde! Ich bin sehr theuer — ich erziele so viele Visiten, als irgend möglich. Wir fahren morgen fort, meine Gnädigste, Sie sind schon etwas ermüdet... heißt es dann. Aber es wird bei mir Niemand betrogen. An dem Tage, wo mein Atelier eröffnet wird, sind alle Blätter voll von der Sehenswürdigkeit! Nachher kommt noch irgend eine discret-pikante Geschichte in die Zeitungen, die sich bei mir zuggetragen haben soll, etwa von einem Ehepaar, das sich scheiden lassen will, weil sich der Mann durch die falschen Zähne seiner Frau getäuscht sieht, und das sich nun bei mir begegnet. Der Mann tritt eben mit einem neuen Gebiß aus meinem Ordinations-Zimmer — Finde-Scene — Veröhnung &c. — Dann ist mein Atelier lancirt!“

„Und wie wollen Sie es anstellen, daß die Blätter sich so mit Ihrem Atelier beschäftigen,“ fragte Bruno, der mäßig erbaut zugehört hatte.

„O, ganz einfach, ich gebe in den gelesesten ein großes, permanentes Inserat auf, welches das ganze Jahr läuft. Dafür bekomme ich dann noch die Reporter in's Haus geschickt!“

„Das wird aber Unsummen kosten!“

„Thut Nichts! Es kommt wieder herein! Ich zahle für Reclamen Summen, von denen Sie, unschuldiger Jüngling, sich Nichts träumen lassen. Unsere Firma muß jedes Kind kennen! Ohne sie darf kein Pferdebahn-Wagen fahren!“

„Sie wollen doch nicht etwa auch die Giebel der Häuser bemalen? Blutroth, mit orangefarbenen Buchstaben zum Beispiel?“

Bruno war ernüchtert, der Klauisch wieder verflohen. Sein Name in einem permanenten Zeitungs-Inserat, auf den Fensterscheiben der Pferdebahn, — das konnte nicht geschehen! Damit brach er mit der Gesellschaft! Und sein Onkel General, sein Bruder Lieutenant und die Mama? Nein, es war unmöglich!

„Es thut mir leid, Herr Sharp,“ erklärte er, „aber darauf kann ich nicht eingehen! Die Rücksicht auf meine Familie verbietet mir das!“

Sharp lachte nur in seiner überlegenen Weise.

„In der That, lieber Herr Doctor, wir scheinen nicht zusammen zu passen. Sie nehmen zu viel Rücksichten! Was mögen Sie denn von Ihrer Familie haben?“



Schöne Gefühle, Vorurtheile, . . Ich will nicht weiter in Sie dringen! — Aber, wenn Sie sich es noch anders überlegen sollten —

Bruno empfahl sich. Der Mann hatte ihn noch im letzten Augenblick in's Herz getroffen.

Ja, was hatte er von seiner Familie? Onkel und Bruder betrachteten ihn als einen Halbverlorenen. Und die Mama? Nun, die würde wohl jetzt ihr Heiraths-Project durchsetzen. Denn — wahrhaftig, was sollte er schließlich Anderes beginnen?

V.

Die Eltern Guttenberg hatten, nachdem Ella in diplomatischer Weise berichtet, was Sonntag Nachmittag geschehen war, beschlossen, Tante Annas Besuch nicht erst abzuwarten, sondern den ersten Schritt zu thun und sie einzuladen.

Papa neigte einer Veröhnung überhaupt zu, und Mama dachte eben, wie immer, an die Zukunft. War die Tante inzwischen wirklich so wohlhabend geworden, wie es schien, so lohnte es sich schon, seine Gefühle zu unterdrücken und die Rolle der großmüthig Verzeihenden zu spielen. Die Mädchen konnten vielleicht einmal Etwas von ihr erben! Nahm sie Ella mit sich, so war wenigstens ein sehr gesunder Eifer auf lange Zeit kostenlos befriedigt, und da das Mädchen sich zudem plötzlich nicht mehr in den Rahmen des Hauses fügen wollte, so schien der gebotene Ausweg, um weiterem Aerger mit ihr zu entgehen, noch nicht der schlechteste zu sein.

Freilich, von ihren medicinischen Plänen schwieg Ella bis auf Weiteres kluglich still.

Tante Anna machte keine Umstände, als man so ihrer Absicht entgegenkam.

Ihr gänzlich verändertes, resolutes Wesen half ihr über die Befangenheit, die sich im ersten Augenblick der Familie bemächtigt hatte, ohne Schwierigkeit hinweg. Die Gutmüthigkeit des Rathes that das Uebrige.

Auch die Frau Regierungsräthin wußte sich leidlich schnell in die Situation zu finden, sie gratulirte der Schwägerin sogar zu deren rednerischem Erfolge in Berlin, von dem die gesammten Zeitungen geschrieben hätten.

Anna lehnte das Compliment ab.

„Das ist solch ein moderner Press-Ausdruck! Ich habe weder einen Erfolg noch einen Mißerfolg gehabt. Ich bin ja kein Theater-Dichter, auch keine Komödiantin! Es kommen eben wenig Leute, oder viel Leute, je nach Art und Zeit und Umständen!“

„Sie waren von jeher so bescheiden, Anna,“ versetzte die Näthin. „Ich, für meine Person, wäre nicht im Stande, zehn Worte auf einer Tribüne zu sprechen! Aber, à propos, lassen Sie mich Ihnen doch wenigstens zu Ihrer Pension gratuliren!“

Und nun suchte sie Anna schlaun auszuforschen, die so that, als ob sie Nichts dergleichen merke, da ihr nur daran lag, ihren Plan mit Ella durchzusetzen.

So verstrich der erste Familien-Kaffee, den man nach langen Jahren wieder mit der Tante trank, ganz freundschaftlich. Dann schob Anna die Tasse von sich fort, sich dem Bruder zuwendend, um für Ella zu der bereits erwirkten Erlaubniß, mit ihr gehen zu dürfen, auch noch die weit schwierigere zum Studium herauszuschlagen. Ella merkte den Beginn des Feldzuges, und ihr Herz klopfte hoch auf.

„Höre, Bruder, die Ella ist gescheidt und muthig, die hat das Zeug dazu, etwas Besseres zu werden, als der Durchschnitt der Mädchen, etwas Selbständiges!“

Der Rath setzte sich in Positur. „Entschuldige Anna, allen Respect vor Deinem Verstande, Deiner Erfahrung, aber die Frauen-Emancipation, mit der Du mir für Ella zu kommen scheinst, die finde ich nun einmal gräßlich! Verträgt sich auch gar nicht mit meiner Stellung und meinen politischen Meinungen!“

„Hat damit Nichts zu thun,“ entgegnete Anna. „Ich meine keine überspannte Emancipation, ich denke lediglich an die Erverbsfrage. Du hast kein Vermögen, Bruder, und Deine Mädels müssen es lernen, für sich selbst zu sorgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

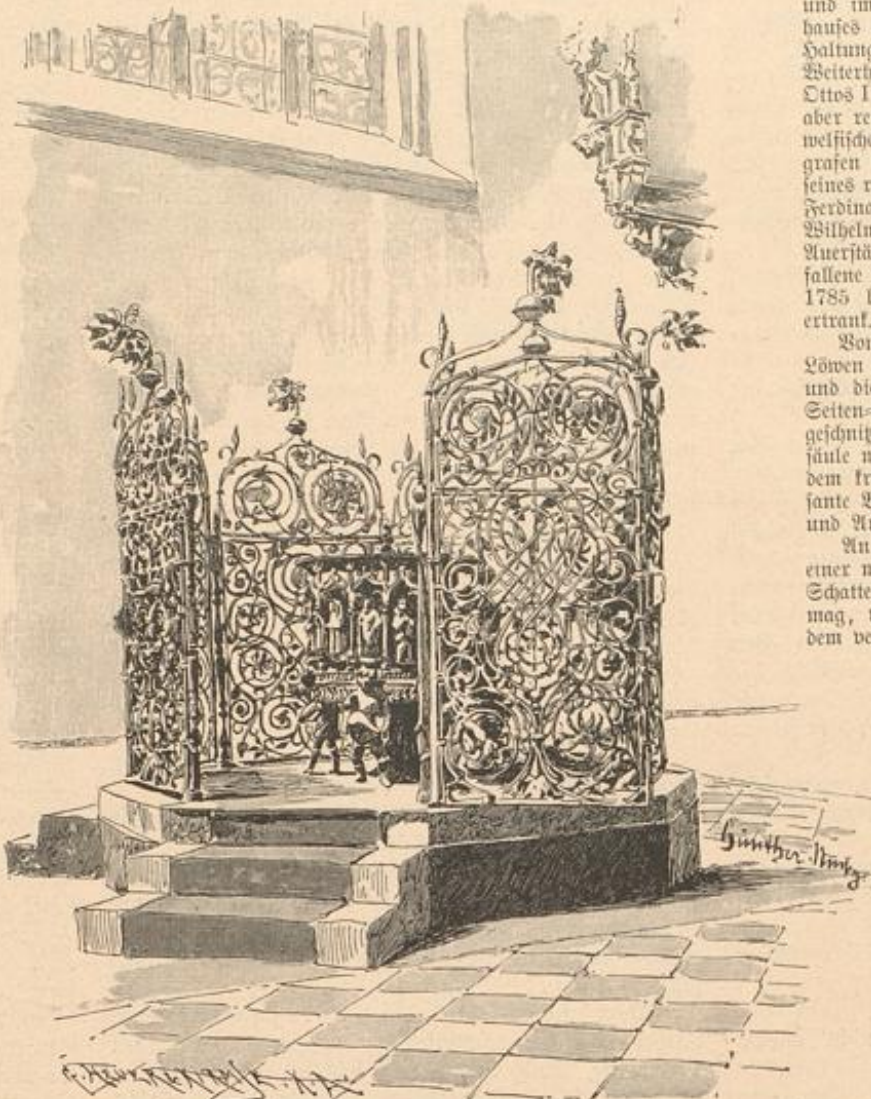
Die Stadt Heinrichs des Löwen.

Von Georg Maffowsky.

III.

Mit vier Zeichnungen von D. Günther-Raumburg.

Noch über die Dächer der alten Welfenstadt ragen die Mauern und Thürme von nicht weniger als zwölf Kirchen und Kapellen, deren Bau ausnahmslos in den kurzen Zeitraum zweier Jahrhunderte fällt. Sie verdanken ihre Gründung zum größeren Theil Heinrich dem Löwen und seinen nächsten Nachfolgern. Als sich dann das emporkblühende Gemeinwesen von seiner Abhängigkeit löste und selbstständig entwickelte, traten die Gilden an Stelle der fürstlichen Donatoren.



Braunschweig. Taufbecken in der Brüderkirche. Von D. Günther-Raumburg.

Es wurde ihnen Ehrensache, ihre Gotteshäuser auszubauen und ihren reichen Mitteln entsprechend zu schmücken. Daher auch hier jene reizvolle Stilmischung, die über den Kern der romanischen Pfeiler-Basilika den Spitzgiebel der frühgothischen Pfalen breitet, die schmucklosen Steinwände durch Strebebögen unterbricht, und dann wieder zwischen das zierliche Maßwerk zweier Spitzbogen-Fenster ein mächtiges Renaissance-Portal setzt.

Das Wahrzeichen der Herrschaft der welfischen Fürsten ist der Dom. Als Heinrich der Löwe von seinem Kreuzzuge in das gelobte Land zurückkehrte, gründete er ihn an der Stätte der ehemaligen Peter Pauls-Kapelle und stattete ihn reichlich mit den aus der Fremde herübergebrachten Reliquien aus. 1194 im romanischen Stil vollendet, verlor der Dom im folgenden Jahre durch einen Blitz seine Thürme, die zwar später wieder aufgebaut wurden, aber niemals die beabsichtigte Höhe erreichten und mit einem stumpfen Nothdach abschließen. Zwischen ihre in schlichten Linien hoch aufragenden Mäßen setzte dann eine spätere Bau-Periode ein Glodenhaus im gothischen Spitzbogen-Stil. Die einfache kreuzförmige Anlage verrieth sich an der Nord- und Südseite durch je einen schmucklos glatten Giebel, während die Seitenschiffe des Langhauses als Anbauten bemerkenswerthe Stilmischungen zeigen. Die acht frühgothischen Fenster des Südschiffes sind von je einem spizen Giebel überhöht und durch Pfeiler getrennt, über die ein Wasserpfeiler hinausragt. Die gerade durchgehende Wand des Nordschiffes schließt mit einer durchbrochenen Balustrade ab, und zwischen den Fenstern im Tudor-Stil erheben sich acht, mit Fialen gekrönte Pfeiler.

Das auf je acht romanischen Pfeilern ruhende Mittelschiff wölbt sich in einer Länge von 124 Fuß dem hohen Chor entgegen, unter dem sich eine geräumige Krypta ausdehnt. Die niedrigeren Seitenschiffe sind wieder doppelt getheilt, das südliche durch gothische Pfeiler, das nördliche durch Säulen, die von gewundenen, sich in den Gewölbe-Rippen fortsetzenden Nischen überspannen sind.

Als man im Jahre 1845 eine Restauration des Inneren der Kirche vornahm, entdeckte man unter der Kalktünche die Reste alter Wandmalereien. Ganz nach dem byzantinischen Schema weist der Chor Darstellungen aus dem Leben Christi, das Mittelschiff solche aus der Geschichte des Davidischen Geschlechtes auf, während die Seitenschiffe mit Bildern aus der Heiligen-Legende bedeckt waren. Leider hat man es für angezeigt

gehalten, den al secco gemalten Fresken zum Glanze der Neuheit zu verhelfen. Während Professor Brandes sich bei seinen Restaurationen noch auf die Reste der alten Malereien stützen konnte, ist der Nürnbergger Professor Effenwein selbständig vorgegangen und hat das Mittelschiff mit gut gemeinten Schildeereien ausgestattet, die in Form und Farbengebung gar modern anmühen. Selbst die nach desselben Meisters Entwürfen hergestellten Glasgemälde an der Nordseite des Mittelschiffes sind nicht geeignet, jenes mythische Dunkel zu erzeugen, das so große bemalte Wandflächen zu einheitlicher Farbwirkung zusammenschließt.

Man muß die historischen Erinnerungen zu Hilfe rufen, um in dem nüchtern bunten Raume zu nachempfindender Stimmung zu gelangen. Da breitet vor dem Hochaltar aus Mischel-Marmor, den Mathilde von England, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, gestiftet, der mächtige, 16 Fuß hohe Bronze-Leuchter seine sieben Arme aus, angeblid von dem großen Welfenherzog aus Palästina mitgebracht, jetzt trotz seiner orientalisirenden Formen als ein Erzeugniß frühen vaterländischen Kunstgeistes erkannt. Zu beiden Seiten des Chores erheben sich die bunt bemalten Sandstein-Figuren Heinrichs und des Bischofs Herrmann von Hildesheim, und im Kreuzpunkt des Querschiffes und des Langhauses ruhen auf breitem Grabstein in feierlich starrer Haltung die Gestalten Heinrichs und seiner Gemahlin. Weiterhin deckt eine Messingplatte die Grabstätte Kaiser Ottos IV. und seiner Gattin Beatrix. In der Krypta aber reihen sich in ununterbrochener Folge die Särge welfischer Fürsten und Fürstinnen von dem Markgrafen Elbert an bis zum Herzog Wilhelm, dem letzten seines ruhmreichen Geschlechtes. Da ruhen die Herzöge Ferdinand, der Held des siebenjährigen Krieges, Karl Wilhelm Ferdinand, der unglückliche Besiegte von Auerstädt, Friedrich Wilhelm, der bei Quatrebras gefallene Führer der schwarzen Schar, und Leopold, der 1785 bei Frankfurt als Lebensretter in der Ober erkrankte.

Von dem reichen Reliquien-Schatze Heinrichs des Löwen ist nur wenig erhalten: das angeblidte Horn und die Schmelze des heiligen Marius. In einer Seiten-Kapelle wurden ein uralter, lebensgroß in Holz geschnitzter und gemalter Crucifixus und eine Marter-Säule mit der Halbfigur des gegeißelten Christus und dem kränenden Hahn des Petrus aufbewahrt, interessante Bildwerke von seltener Naivität in Erfindung und Ausführung.

An der Südseite aber grünt noch immer der Stumpf einer mehr als siebenhundertjährigen Linde, in deren Schatten der große Welfe zu Gericht gesessen haben mag, und an dem Portal der Nordseite dicht neben dem verdeckten Gange, der die Burg Dankwarderode mit dem Dom verband, bemerkt man die tiefen Furchen, welche die Klauen des treuen Löwen in die Steinwand gekratzt haben soll, die ihn von der Leiche seines Herren trennte.

Ebenfalls von Heinrich dem Löwen gegründet ist die Katharinen-Kirche am Dagenmarkt, vor deren Portal sich der Heinrichs-Brunnen erhebt. Von dem ursprünglich romanischen Bau ist die Thurm-Anlage mit dem Haupteingang im Rundbogen-Stil und das auf romanischen Pfeilern ruhende Mittelschiff erhalten. Das Mittelgeschloß der Thürme und das zwischen sie eingebaute gothische Glodenhaus, sowie ein Theil der Seitenschiffe gehören dem dreizehnten Jahrhundert an, während der hohe Chor und die ihm zunächst liegenden Architektur-Theile etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Patrie-Familie Koghel gestiftet wurden. Die drei Langschiffe der mächtigen Hallenkirche sind neuerdings restaurirt und stilgerecht ausgemalt. Die Glasgemälde der drei Chorfenster, Moses mit der echnen Schlange, die Opferung Isaaks und die Kreuzigung darstellend, entstammen dem sechszehnten Jahrhundert. Unter den Grabmalern der Kirche sind bemerkenswerth das einer Armgart von Bortfeld, die 1585 vor dem Altar todt nieder sank, als sie eben den Ringwechsel mit ihrem Verlobten vollziehen sollte, und das des Jürgen von Schulenburg, der im Jahre 1605 die Stadt vor der Erstürmung rettete.

Um die schmucklose, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts für den Franziskaner-Orden erbaute Brüderkirche spinnst stiller Klosterfrieden seinen Zauber. Ueber dem einfachen dreischiffigen Hallenbau im gothischen Stil ragt kein Thurm empor, da ein solcher den Kirchen der Bettelmönche nicht gestattet war, aber um seinen geradwandigen Chor-Abschluss legt sich ein Kreuz zellenartiger Dachreiter. Der schönste Theil der Innenecke ist der Chor, den ehemals ein prächtig geschnitzter Lettner vom Mittelschiff trennte. Hier erhebt sich der kostbare Hochaltar, ein dreiflügliger Schrank, dessen Thüren mit Hohlbildereien bedeckt sind. Das kunstvolle Chor-Gestühl ist leider durch in die Rüdlehnen eingelassene Malereien des vorigen Jahrhunderts verunziert. Unter den sonstigen Merkwürdigkeiten des Gotteshauses ist ein schönes Taufbecken zu erwähnen. Von vier männlichen Figuren getragen, die als Personifikationen der Paradieses-Ströme Wasserschlände ausgehen, ist sein Körper mit sechsundzwanzig Figuren von Heiligen und Aposteln verziert. Durch ein kunstvoll geschmiedetes Eisen-Gitter ist das Becken von den übrigen Räumen getrennt.

Von Häusern umdrängt liegt die Brüderkirche als stilles Plätzchen da, wie es friedlicher und weltabgeschiedener die Architektur des Mittelalters selten geschaffen. An die Südseite lehnt sich ein Kloster-Gärtchen, von wunderbaren gothischen Kreuzgängen umschlossen, die sich mit hohen, schelbenlosen Spitzbogenfenstern nach dem Maßwerk äppig wuchernd empor, und an den Wänden stehen, mit Figuren und Inschriften bedeckt, die Grabsteine erloschener Geschlechter.

Eine Gildenstiftung ist die am Bollmarkt gelegene Andreaskirche. Als ihre Gründer werden im Geschichtsbuche der Stadt Braunschweig Kaufleute genannt, „welche Kroppel gewaessen; daen also de Kroppel up stelten gan, also gingen duosso





Familien-Glück. Nach dem Bilde von René Reinick. — Siehe Seite 123.



Kopluode ok, unde waren fan oror kopenschop riko luede.“  
Ihren Andenken ist das Relief-Bild im Giebel des südlichen Kirchen Schiffes gewidmet, das vier Krüppel zu den Füßen Christi in rober Steinmetzarbeit veranschaulicht. Der um 1200 begonnene Bau wurde erst im sechszehnten Jahrhundert vollendet und stellt in seinen Grundformen ein dreifach getheiltes Langhaus ohne Querschiff dar. Die Außenwände der Seitenschiffe werden von Spitzbogen-Fenstern durchbrochen, die in einen hohen glatten Giebel auslaufen. Die beiden Thürme gehören der besten Zeit der Gotik an. Besonders schön ist das zwischen ihnen gelagerte Glockenhaus mit einer prächtigen Kofette über den Spitzbogen-Fenstern des Unterbaues. Ursprünglich sollten die Thürme bis zu einer Höhe von 500 Fuß aufgeführt werden. Wie so häufig im Mittelalter, wurde jedoch nur einer der Thürme bis zu seiner kuppelförmigen Spitze vollendet. „Als Heinrich der Jüngere 1550 die Stadt belagerte, war ihm diese hohe, im Sonnenlicht funkelnende Thurmspitze, welche seine Todfeinde gleichsam ihm zum Troste in seiner Stadt und aus dem Holze seiner Wälder errichtet hatten, ein besonderer Dorn im Auge. Er soll demjenigen Schützen eine hohe Belohnung versprochen haben, welchem es gelingen würde, dieses grüne Feuer zu löschen. Allein der Thurm widerstand allen auf ihn gerichteten Schüssen.“ Zweimal durch den Blitz getroffen, wurde er dann 1740 durch einen helmartigen Kuffag verunstaltet.

Die eigentliche Stadtkirche aber ist die Martini-Kirche am Altmarkt. Obwohl die älteren Theile, die Thürme und das Mittelschiff, in ihren rein romanischen Bauformen auf die Zeit Heinrichs des Löwen zurückgehen, stehen alle äußeren, in die Augen fallenden Anbauten mit der Architektur des Rathhauses in Einklang und entstammen etwa der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Die von Spitzbogen-Fenstern durchbrochenen Seitenschiffe laufen in reich verzierte Giebel aus, und die Portale sind mit Relief-Sculpturen geschmückt. Besonders das Nordthor weist in der Giebelwand eine Darstellung des Bräutigams und der sieben thörichten und sieben klugen Jungfrauen auf, während die Lunette mit einer Verbilligung des Todes Mariä ausgefüllt ist. Unter dem reichen Schmuck des Inneren sind besonders erwähnenswerth: der bronzene Taufstein, auf den Schultern junger Handwerksgehilfen in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts ruhend und mit vielen Relief-Darstellungen in Marmor und Metall verziert; die prächtig geschnitzte Kanzel, die seltam genug auf einer Reiterstatue des Heiligen Martin balancirt, und eine prunkvolle Orgel, deren Seiten- und Mittelbrüstungen, zwischen Säulen und Apostel-Statuen, Relief-Darstellungen der Passions-Geschichte tragen. Von den acht Glocken der Kirche, die den Frieden der Stadt verkünden, trägt die größte die Aufschrift:

Anno 1555 Hans Meisner to Brunswick bin ich genannt,  
dusse kloeko hebe ich gegoten mit miner Hand,  
op der Weferstrate mit rechter Gewichte und mate  
und wo dusse kloeko horet klingen,  
dat de moge Godt lobsingen.

In der nächsten Umgebung Braunschweigs, die sich sonst nicht durch landschaftliche Reize auszeichnet, haben trotzdem scharfsichtige Klosterbrüder das schönste Fleckchen Erde ausfindig zu machen gewußt. Etwa eine Wegstunde von der Stadt entfernt ragen aus grünen Büschen die Mauern der Abtei Hildeshausen empor, eines der interessantesten Bauwerke des frühen Mittelalters. Im Uebergangs-Stil vom romanischen Rundbogen zum romanischen Spitzbogen erbaut, entbehren seine von schmalen Fenstern ohne Maßwerk unterbrochenen Mauern der Thürme, nur ein kleiner Dachreiter bezeichnet den Kreuzungspunkt des Haupt- und des Querschiffes. Das Aeußere und das Innere aber weist den zierlichsten Sculpturen-Schmuck in seltener Mischung romanischer und gotischer Motive auf. Besonders das westliche Portal ist ein Muster geschmackvoller Ornamentierung im Uebergangs-Stil. Im Spitzbogen ausgeführt, wird es in der Mitte durch einen romanischen Pfeiler getheilt, auf den sich die inneren Segmente zweier weiterer Spitzbogen stützen, die dann wieder von einem romanischen Rundbogen-Fries unterspannt sind. In der Mitte des Portals über dem Pfeiler ist das Standbild der Mutter Gottes angebracht.

Die Abtei Hildeshausen, vor Allem das eben beschriebene Portal, repräsentirt den Höhepunkt einer Geschmacksrichtung, die in künstlerischer Vollkraft die Formen einer absterbenden und einer auferstehenden Stilrichtung zu einem anmuthigen Ganzen zu vereinigen weiß. Sie ist, mit dem Rathhaus am Altmarkt und den harmonischen Anbauten der Martini-Kirche, das künstlerische Wahrzeichen des in Freiheit aufblühenden Gemeinwesens der alten Welfenstadt Braunschweig.

Kadhdruk verboten.

### Ein Besuch bei Frau Ajscha.

Von Clara Biller.

**A**ir — d. h. eine mir bekannte spanische Malerin und ich — wir tranken gestern Abend unter allerlei Kleiderstücken und Schmuckstücken, die ich mir von Marocco mitgebracht habe. Meine Freundin hat einen Maskenball in Aussicht; als Malerin will sie nur „Echtes“ tragen und es fehlt ihr an einem Bracelet, das im „Stil“ ist. Sie warf in der Eile Alles durcheinander, fand kein Armband, aber ein goldgesticktes Pantöffelchen, vor dem sie in Ertzaje herumtanzte.  
„Hat Dich je dieses Pantöffelchen besucht?“  
„Anfimm!“  
„Wer hat es getragen?“  
„Frau Ajscha.“  
„Ein dem Pantoffel entsprechendes Weien?“  
„Ganz und gar.“  
„Und ist sie...“  
„Gieb Dir keine Mühe — sie sieht nicht Modell. Sie war eine vornehme Frau.“  
„Ach — qué pie, qué pie!“ sagte meine Freundin bewundernd — als Spanierin verstand sie sich auf Achenbrödel-Füße — und versuchte vergeblich es anzuziehen.  
Als sie mich dann — ohne Armband — verlassen, und ich meine sieben Sachen wieder einräumte, kam mir das Pantöffelchen auch wieder unter die Hände, und da war mir's, als sähe ich ein ringgeschmücktes Füßchen hineinschneipen, ja, die ganze zierliche Gestalt, der jenes Füßchen angehörte, trat mir plötzlich aus der Erinnerung entgegen...

Wir saßen unter einem großen japanischen Parasol vor dem belgischen Consulat in Tanger, als ich zuerst von Frau Ajscha reden hörte. Eine schönheitsverfahrene Engländerin, die sie besucht hatte, behauptete, daß sie die reizendste Frau in ganz Tanger sei. Mir schien das unglücklich. Tags zuvor hatte ich in einem israelitischen Hause einen Bazar von alttestamentarischen Schönheiten versammelt gefunden, so reizend, daß selbst meine durch andalusische Vorzüge verwöhnten Augen zweifeln, er könne übertroffen werden. Da kam Mr. N. — der belgische Consul — meinem Wunsche, aus eigener Anschauung zu prüfen, entgegen. Er kannte Frau Ajscha's Gatten, den damaligen Gouverneur von Tanger, und verschaffte mir eine Einladung.  
Ich nahm Molly, die Frau meines Führers mit, eine spanische Jüdin, die Arabisch verstand, dessen Kenntniß ich mich leider nicht rühmen konnte. Nachmittags zur festgesetzten Stunde standen wir vor dem weitläufigen Bau, der auch nicht ein Fenster nach der Straße zeigte.

Ein alter Araber im weiten Kaftan, mit einem Turban wie die Kuppel einer Moschee, hielt Wache, daß kein Mann außer dem Einen die Schwelle überschritte. Mit muselmännischem Pöblema öffnete er fünf Schlösser und übergab uns einer alten Negerin, der wir über einen, mit vergoldetem Draht überspannten Hof folgten. Durch ein Labyrinth von Gängen und Zimmern kamen wir endlich in ein cremefarbenes Gemach, dessen Wände mit Koran-Sprüchen in erhabener Arbeit ausgelegt waren. Es hatte vier Fenster nach einem winzigen Garten mit kleiner Fontaine und steifen Blumenbeeten. Eine hohe Mauer schloß ihn ein. Auch diesen Garten hatte Vorsicht mit Golddraht überspannt.

„Gegen Einbruch oder Ausbruch?“ fragte ich mich, als Frau Ajscha aus einem Vorhang trat.

Etwas phantastisch erschien sie in den reichen, golddurchschimmernden, und dabei fast durchsichtigen Stoffen. Ebenso schön als trotzig sah sie aus, nicht sonderlich gastfreundlich oder gesprächig. Vielleicht hatte sie von dem Besuch der Engländerin einen unangenehmen Nachgeschmack behalten — vielleicht kösteten ihr Europäerinnen, die schleierlos umherreifen, überhaupt Frauen ein.

Ich beschloß sofort, für uns Beide entgegenkommend zu sein, und versicherte ihr durch das dollmetisierende Medium meine Freude, ihre liebenswürdige Bekanntschaft zu machen; auch erkundigte ich mich, ob ich sie etwa in einer dringenden Beschäftigung sähe, ob sie ihre Siesta schon gehalten, oder ob sie um diese Zeit etwa einen Spaziergang in ihrem Vogelbauer mache?

Jene Engländerin hatte etwas Arabisch gesprochen. Das Ueberlegen kam Frau Ajscha komisch vor — sie mußte lachen. Das brach den Trop. Als sie sich gefaßt, rief sie meiner Führerin eine Begrüßung für mich zu. Da hörte man hinter dem Vorhang husten.

So hatte ich sie doch gestört — sie war nicht allein... vielleicht...

Sie lachte wieder, nahm meine Hand — es war bequemer, als durch fremden Mund reden — und führte mich in eine Art Boudoir. In einer Ecke, mit silbernem Ketten angehängen, hauste hier ein Staar, dem sie dies verblüffende Husten gelehrt hatte.

Nachdem ich meiner Bewunderung Ausdruck gegeben über den Vogel mit künstlichem Katarrh und wir wegen eines neuen Gesprächs-Themas verlegen wurden, gestattete ich mir die Anfrage, ob sie schon ein Kind besäße.

Ja, sie habe ein Kind, — dieses reizende, jugendliche Geschöpf war schon Mutter! Sie bewegte eine silberne Glode; eine alte, häßliche Negerin erschien, der sie einen Befehl gab. Die Sklavin verschwand und kehrte mit einem kleinen Mädchen im Arm zurück. Ein entzückendes Geschöpf! Bei dem schwarzen, knorrigen Hintergrund der Wärterin, kam es mir ganz besonders licht und schön vor, wie ein wahres Ebenbild!

„Taib!“ rief ich: „taib!“ Es war das einzige arabische Wort, das ich kannte; es drückt höchste Befriedigung aus. Ich legte solchen Enthusiasmus hinein, als ich es ein paar Mal wiederholte, daß es — unterfüßt von Augen und Wimpern — zu einem wahren Hymnus wurde, den ich an das kleine Mädchen richtete.

Ein kleines Mädchen aber versteht, auch ohne das Wort zu kennen, sehr leicht, was Bewunderung heißt. Das Ebenbild lachte wohlgefällig. Da trat ich näher, streichelte es und gab ihm deutsche Liebesnamen, die kein spanischer Mund übersetzen konnte, und welche die stolze Mutter doch alle begriff.

Nun waren wir auf einmal gute Freunde geworden, und ich erfuhr, wie viel Angst das zarte Kind ihr schon bereitet, und wie oft sie gefürchtet hatte, es nicht am Leben zu behalten.

Da ich gehört, daß vornehme maurische Kinder gleich nach der Geburt mit Salz abgerieben und in Bandagen gewickelt würden, und man ihnen noch vor dem dreißigsten Tage das „böse Blut“ durch Schröpfen ablasse, erichteten mir ihre Befürchtungen sehr verständlich; wie es mir überhaupt ein Wunder dünkt, daß die vornehme maurische Bevölkerung nicht schon längst auf dem Aussterbe-Etat steht.

Frau Ajscha erzählte ihre Mutterjorgen so ausführlich und sprach so schnell, daß mir mancher Satz, dem das geheute Medium nicht nachgallopiere konnte, dadurch verloren ging.

Als sie mich dann in ihrem Hause herumführte und wir an ihr Schlaf-Zimmer kamen, ließ sie ihre Pantoffeln an der Schwelle stehen — Pantoffeln: „nicht länger wie ein Lilienblatt, nicht breiter wie das Blatt der Rose...“ wie das arabische Sprichwort sagt. War es zu verwundern, daß ich da wieder in meinen Hymnus ausbrach und: taib — taib rief? Zur Belohnung erhielt ich die Pantoffelchen und konnte später in Sevilla, wo man ihre Beschreibung allein sicher angezweifelt hätte, mit dem Beweise kleine Andalusierinnen rasend machen.

Das längliche Schlafzimmer war das kostbarste von allen; es war mit Brocat tapeziert, mit schönen, weichen Teppichen belegt und offenbar mit Liebe eingerichtet. An den entgegengelegten Längsseiten standen Tritte, die von dem Umfang eines Alfovrens, auf denen unter Baldachinen die großen, niedrigen Schlafpolster lagen. In diesem Zimmer ließ Frau Ajscha sich mit ihrer Nipp-Figur von Eisenfund auf einem von ihr gestickten Polster nieder, forderte mich auf, ein Gleiches zu thun und sprach mir dann von ihrem Herrn und Araber. Sie war noch keine einzige Frau, schien keine Nebenbuhlerin zu fürchten und strahlte von Glück.

Während ich beide Ohren aufsperrte, um am Klange von Ajscha's Stimme zu ergänzen, was Molly etwas mangelhaft übersepte, erschienen zwei Neger-Mädchen mit Confituren von Früchten, die wir mit goldenen Nigiran-Löffeln aßen. Frau Ajscha hatte sie selbst bereitet. — Sie lacht, sie sticht, sie tragt ein wenig auf der Quittarte, sie lehrt den Staar husten, liebt ihr Kind und schwärmt für ihren Araber...

Und doch schien meinen europäischen Begriffen Frau Ajscha belagenswert. Was haben Schönheit, Wohlleben, ein angenehmer Hausherr und ein entzückendes Kind für einen Werth — dachte ich — wenn man in einem goldenen Bauer eingesperrt ist, und von einem alten Araber bewacht wird?

„Kleiner Pantoffel! Du hast mich mit der Erinnerung an Frau Ajscha, die Du verweist, ernst gestimmt!“

Kadhdruk verboten.

### Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szczepanski.

IV.

**A**er in der Erwartung nach Chicago gegangen ist, auf dem Ausstellungsplatz in Scharen jene schöne und extravagante Amerikanerin anzutreffen, die in deutschen Modebädern und deutschen Romanen eine Rolle spielt, wird sich einigermaßen enttäuscht gefühlt haben. Wenn die Amerikanerin schön ist, pflegt sie allerdings von tadelloser Schönheit zu sein. Aber sie ist nicht eben häufig schön; auffallend oft dagegen sieht man übermäßig schlanke, oder übermäßig wohlgenährte Amerikanerinnen. Ebenso häufig ist die nur extravagante Amerikanerin. Die Erkenntniß, daß Geschmack und Einfachheit sehr nahe bei einander wohnen, und der Grundsatz, große Toilette einzig für entsprechende Gelegenheiten zu machen, haben bisher nur in einem sehr engen Kreise der amerikanischen Damenwelt Eingang gefunden. In den Parlor's der großen Hotels in Chicago konnte man Abend für Abend, ohne besondere Veranlassung Diner- wie Ball-Toiletten spazieren führen sehen. Das würde gewiß Niemandes Auge beleidigt haben, wenn die amerikanische Sitte für den Abend im Hotel große Toilette erforderte. Dies ist aber keineswegs der Fall; man sieht mit der decolletirten Seiden-Robe den die Spuren der Straße tragenden Regenmantel im intimsten Gespräch, und die Cour-Schleppe flirrt mit einem Promenaden-Jacket, das offenbar fertig gekauft ist und lange redlich gedient hat. Dieses Durcheinander macht den Eindruck einer grüdelichen Stillosigkeit und verdirbt einem die Freude selbst an den Toiletten, die nicht nur extravagant, sondern auch schön sind. Auch das Vergnügen an dem Farbenspiel von Brillanten kann einem in Amerika verboden werden, trotzdem man auffallend viele und auffallend schöne Steine sieht. Auf einem Balle, den die Stadt New-York zu Ehren des Herzogs von Veragua gab, habe ich einige Amerikanerinnen der Last ihrer Steine fast erliegen sehen. Es war an einem der ersten Abende, den ich auf dem Boden der Vereinigten Staaten verlebte, und ich glaube mich wirklich in das Land des fabelhaftesten Reichthums versetzt. Am Vormittag darauf begegnete mir im Central-Park in New-York eine Dame, deren kokettes Strohhütchen mit derselben Brillanten-Kriviere garnirt war, die zwölf Stunden früher ihren Hals geschmückt hatte. Und in Chicago, im Palmer House, wo die meisten Ausstellungs-Repräsentantinnen der Einzelstaaten, gleich mir, ihr Absteige-Quartier genommen hatten, habe ich in den frühesten Morgenstunden die Brillanten dieser Damen an Morgenröden stimmern sehen und fleißige Hände bemerkt, die bis zum Zeigefinger eingehüllt waren. Ich habe mich schließlich des Verdachtes nicht erwehren können, daß die Amerikanerinnen nicht allzu rigoros unterscheiden zwischen echten und nachgemachten Steinen, und dieser Verdacht ist durch die vielen Schaufenster, in denen man falsche Steine in echter Fassung ausgelegt sieht, nur bekräftigt worden. Amerikaner freilich haben ihn mit Entrüstung zurückgewiesen; die erklären den Brillanten-Reichthum der amerikanischen Frauen dadurch, daß hier der Gatte den Schmuckkasten seiner Frau ungefähr wie den Spartopf der Familie ansehe. Möglich, — aber der Amerikaner ist sonst nicht gerade unpraktisch, warum sollte er es sein, wenn es sich um Capitals-Anlagen handelt, und wenn Niemand die Alaska-Diamanten und andere Nachahmungen kaufte, würden sie sicher nicht in solchen Mengen hergestellt und feilgeboten werden.

Mag der Verdacht berechtigt sein oder nicht, sicher werden in den Vereinigten Staaten mehr Brillanten getragen als in Deutschland. Die Pariser Juweliere thaten deshalb recht daran, die Welt-Ausstellung so reich zu beschenken, wie sie es gethan haben. So ausgezeichnet die deutsche Gold- und Silber-Schmiedekunst dort vertreten ist mit wundervollen Prachtgeschloß, Glüdschiffen, Focalen, Ehrenschilden, Kassetten und Schalen — in Frauenschmuck rivalisirt nur die Frankfurter Firma Schürmann & Co. mit den Pariser Concurrenten. Nicht, daß Deutschland nicht hätte mit ihnen gleichen Schritt halten können; man braucht nur die Schaufenster Berliner Juwelier-Firmen Unter den Linden und in der Friedrichstraße zu betrachten, um sich von ihrer Leistungsfähigkeit zu überzeugen. Allein außer der genannten haben nur die Forstheimer und Hanauer Goldwaren-Fabriken größere Collectionen ausgestellt, — sehr geschmackvoll gearbeitete Sachen, aber doch mehr marktgängige Ware, als imponirende Prachtstücke. Unter den Pariser Juwelieren indessen sind mehr als ein halbes Duzend, deren Auslagen sich von gewöhnlichen Sterblichen höchstens anleihen lassen. Um sie zu begehren, muß man an einen New-Yorker Eisenbahn-Fürsten, einen Chicagoer Schweineschlächter, oder an den Besitzer einer californischen Goldmine verkehrt sein. Und Mellerio, der König der Pariser Juweliere, hat nicht einmal in Chicago ausgestellt, wenigstens nicht, so lange ich in Chicago war. Vielleicht hat er sich nur verspätet, denn eine ganze Anzahl von Vitrinen wartete in diesem Theil der französischen Ausstellung noch auf ihren Inhalt. Die unergleichlichsten Steine hatte Bever gesandt, die wirkungsvollste Fassung zeigten die Schmuckstücke von Perfaninoff. Der Kronschmuck einer Fürstin kann nicht reicher ausgestattet sein, als die Vitrine des ersten. Als Mittelstück ein Collier von nur drei Reihen Perlen mit Brillantschloß, aber die Perlen einander zum Verwechseln gleich, von sagenhafter Größe, untadelhaft in Form und Farbe. Daran reihen sich vier Garnituren, jede einzelne aus Diadem, Collier, Brosche, Ohrringen und Armband bestehend. Die erste zeigt eine Zusammenstellung von Brillanten und Smaragden, die zweite von Brillanten und Rubinen, die dritte von Brillanten und Saphiren, und die vierte von Brillanten und weißen und schwarzen Perlen. Man glaubt es gern, daß die meisten dieser Steine und Perlen einst am Hals und in den Haaren französischer Kaiserinnen und Königinnen gestimmert



und geleuchtet haben; auch eine spanische Fürstin, die Königin Isabella, soll Theile des ihr zu eng gewordenen Schmuckes auf der Welt-Ausstellung in der Birne von Bever wiederfinden können. Ich bin überzeugt, daß die Millionärinnen Amerikas nicht viele von diesen Steinen, die zum großen Theil ihre Geschichte haben, nach Europa zurückkehren lassen. Aber ob diese damit in feste Hände kommen werden, scheint mir sehr zweifelhaft, denn die Söhne der Millionärinnen lernen Nichts besser, als mit Fünfundzwanzig-Stücken nach Spudnäpfen werfen, ein Spiel, das sich im Westen großer Beliebtheit erfreut und das für eine amerikanische Million nicht minder angreifend ist, als für eine europäische eine lebhaftere Saison in Monaco. Persianiuff arbeitet nur in Brillanten, und seine Steine sind nicht übermäßig groß, aber von ausgefuchtem Schliß und Feuer. Während die Kunst anderer Juweliere darin besteht, durch die Fassung den Stein größer erscheinen zu lassen als er in Wirklichkeit ist, läßt Persianiuff die Fassung fast vollkommen verschwinden. Seine Steine zittern auf einem Goldriß von Nadelstärke, und zitternd sprühen sie einen Funkenregen in allen Farben des Regenbogens. Eine sehr eigenartige Specialität hat Facta in der Nachahmung von Spitzenmustern, deren Fond er aus Golddraht herstellt, während er das Muster sehr geschickt in Brillanten auflegt. Ich habe Diademe, Colliers, Broschen und Armbänder in dieser Art gesehen, ohne sie freilich mehr als originell und sehr sauber und geschickt gearbeitet zu finden. Daß dieser Spitzenschmuck in Edelmetall und Edelsteinen über die Bedeutung einer flüchtigen Mode hinausgehen könnte, scheint mir unwahrscheinlich; dazu entspricht das Material doch zu wenig dem hauchartigen Charakter der Spitze, den die belgische Spitzen-fabrication so unübertrefflich zu wahren weiß. Da ist auf der Ausstellung im Jackson Park in der belgischen Abtheilung eine Braut-Toilette aus Brüsseler Spitzen, die nicht schwerer wirkt, als wenn man den Morgennebel eines sonnigen Herbsttages zu einem Muster von Orangen- und Myrten-Blüthen geformt hätte. In fertigen Kostümen concurrirt sowohl Wien wie Berlin erfolgreich mit Paris, wenn auch jede der drei Städte ihren eigenen Geschmack sehr ausgeprägt zur Geltung bringt. In Luxus-Schuhwerk scheint mir Wien dagegen unerreicht zu sein. Diese gold- und silbergestickten, durchbrochenen und mit Spitzen-Einlagen ausgestatteten Stiefelchen sind eigentlich selbst für den zartesten Frauenschuh zu schade; sie gehören als Kunstwerke unter eine Glasglocke. Der anerkanntesten Thatsache, daß die Spanierin den Häcker am graziösesten zu handhaben weiß, entspricht die große Häckerauswahl, die man in der spanischen Abtheilung findet. In allen Größen, aus Spitzen, Federn, Schildpatt, Elfenbein und Holz, gemalt und geschnitten, mit reichen Gold-einlagen und mit Edelsteinen besetzt, sind sie vorhanden. Aber Luxus-Häcker hat man aus Frankreich, Deutschland und Belgien sicher in gleich schönen und kostbaren Exemplaren wie aus Spanien nach Chicago gefandt. Sehr originell dagegen ist die spanische Dupend-Ware, die möglicher Weise den billigen Japanfächer, den man in den heißen Sommermonaten auf jedem Restaurations-Tisch in den Vereinigten Staaten zum Gebrauche der Gäste liegen sieht, verdrängen könnte. Ich möchte ihren Import auch nach Deutschland empfehlen; in Sommerfrischen und Bädern, auf dem Lande und im Garten dürften diese Häcker, von denen ein ganzes Duzend für Amerika ungefähr mit einer Mark bewerthet war, also für Deutschland sicher noch erheblich billiger zu liefern wäre, höchst willkommen sein. Sie zeigen meist auf stumpfen, schwarzem Stoffgrunde in sehr lebhaften Farben aufgedruckte Volks-Szenen, am häufigsten recht realistisch wiedergegebene Stierkämpfe, sind handlich und würden in die Monotonie des Japan- und China-fächers eine hübsche Abwechslung bringen. Eine Specialität der Schweizer Juweliere möchte ich noch erwähnen, die beinahe geeignet erscheint, die Aufmerksamkeit von den berühmten Genfer Uhren abzulenken: Broschen von Orchideen-Blüthen, deren Farbenmischel in ganz wundervoller Email-Arbeit herausgebracht ist. — Die Möbel-Industrie schenke mir am hervorragendsten durch Deutschland vertreten zu sein, so prachtvolle Einzelstücke in Boule und Intarsia auch Frankreich gefandt hatte. In der deutschen Abtheilung fanden sich Duzende von Zimmern, vom Prunksaal im streng durchgeführten Renaissance-Stil bis zum einfachen Wohnzimmer, die ganz einheitlich und harmonisch zusammengestellt waren und besonders der Industrie und dem Kunstgewerbe Bayerns und Badens das Zeugniß hoher Blüthe ausstellten. Dazu denke man sich die Pracht-Collectionen der Berliner und der Meißener Porzellan-Fabrik, sowie der von Sevres und von Delft, dann englische Fayencen und chinesische und japanische Arbeiten in Bronze und Cloisonné, und man wird nicht daran zweifeln, daß es ein Leichtes wäre, auf der Ausstellung in Chicago jeden Geschmack und jeden Wunsch zu befriedigen, vorausgesetzt, daß man nicht nöthig hätte, zu rechnen.

Nachdruck verboten.

### Charlotte Birch-Pfeiffer.

Zur Erinnerung an den 25. August 1868.

Von Ernst Koppel.  
Mit einem Portrait.



Der Name der merkwürdigen Frau, seit deren Tod fünfundsiebzig Jahre verflossen sind, hat in Deutschland einen Grad von Popularität erlangt, wie der weniger Frauen neben ihr.

Und in der That ist Charlotte Birch-Pfeiffer eine eigenartige Erscheinung.

Als dramatische Schriftstellerin steht sie gänzlich vereinzelt da; gerade auf diesem Gebiete haben die Frauen nicht nur Deutschlands, sondern auch aller übrigen Cultur-Nationen sich nur in geringem Maße betheiligert, so rühmlich sie sonst auf den meisten Gebieten literarischen, namentlich belletristischen Schaffens sind.

Es scheint, daß die straffe Concentration, die nothwendige Selbstbeschränkung, also die Elementar-Gesetze des Dramas, der weiblichen Eigenart nur in seltenen Fällen erreichbar sind. Auch das Ueberwiegen des Gefühllebens ist einer Ausgestaltung im Drama hinderlich, in dem, es mag sein, wie es wolle, vor Allem der Nerv der That pulsiren muß.

Die hervorsteckendste Eigenschaft Charlotte Birch-Pfeiffer's ist das, was man mit der Benennung Theater-Blut zu kennzeichnen pflegt. Alles in ihr drängt zu den Brettern, welche die Welt bedeuten, und auf ihnen ist sie in dreifacher Weise,

als Schriftstellerin, Directorin und Darstellerin heimisch geworden, wie kaum eine andere Frau.

Ihr Instinct für Alles, was die Bühne betraf, war der feinste und ausgebildetste; er ist nicht nur ihr, sondern vielen anderen Autoren und Darstellern zu Gute gekommen, da die rastlose Frau unermüdetlich im Rathen und Lehren war, sowohl aus der theilnehmenden Fülle ihres Naturells heraus, wie als eine Fanatikerin der Bühne, in der sie ihre eigentliche Erdheimat erkannte.

Frau Charlotte wurde am 23. Juni 1800 zu Stuttgart, als Tochter des Domänen-Raths Pfeiffer geboren. Sie diente ihrem Vater, der im Jahre 1806 als Oberkriegsrath nach München übersiedelte, schon frühzeitig als Vorträgerin, was sie, die körperlich früh Entwickelte, auch geistig schnell reifen ließ.

Ihre Neigung zum Theater verursachte manchen Kampf mit den in strengbürgerlichen Anschauungen befangenen Eltern; trotzdem setzte sie es in ihrem Feuererger durch, daß sie bereits in ihrem dreizehnten Lebensjahre auf der Münchener Hofbühne auftreten konnte.

Unter der Leitung des Schauspielers Zuccarini machte sie so schnelle Fortschritte, daß sie nach wenigen Jahren das ganze Fach der tragischen Liebhaberinnen, unter dem Beifall des Hofes und des Publicums, ausfüllte.

Im Alter von fünfundsiebzig Jahren heirathete sie den Literaten Doctor Christian Birch, ohne ihre Kunstreisen, die sie bald durch einen großen Theil Europas führten, aufzugeben. Ueberall zündete sie durch das Feuer ihres Spiels, durch poetische Erfassung der jeweiligen Rolle und durch die sichere Beherrschung der Technik ihrer Kunst, der sie ihre innersten Geheimnisse abgelauscht zu haben schien.

Bereits auf der Höhe, nicht nur ihrer schauspielerischen, sondern auch ihrer literarischen Laufbahn stehend, wurde sie 1844 für das königliche Schauspielhaus in Berlin gewonnen, dem sie bis an ihren Tod treu blieb. Vorher aber hatte die vielseitige Frau jahrelang in Zürich das Theater geleitet und sich hier praktische Bühnen-Kenntnisse aller Art erworben.

In Berlin spielte sie in späterer Zeit auch komische Rollen, in denen sie sich durch frische Laune und der Natur abgelauchte Jüge glänzend hervorthat. Ihre Nachfolgerin in diesem Fach auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses ist Minona Frieb-Blumauer gewesen.

Bezeichnend für ihre Leidenschaft für das Theater-Leben ist der Umstand, daß sie auch, nachdem sie eine allgemein beliebte, das Repertoire beherrschende, dramatische Schriftstellerin geworden, bis an ihr Lebensende als Darstellerin weiterwirkte. Das Theater-Blut, das in ihr pulsrte, mußte sich eben nach allen Richtungen hin bethätigen und das Geheimniß ihrer Erfolge als Bühnen-Schriftstellerin beruht ja zum größten Theil auf der Wechselwirkung zwischen den in ihrer Person vereinigten Eigenschaften des Autors und Darstellers. So war sie vor Allem befähigt, das zu schaffen, was man in der Bühnensprache als „dankbare Rolle“ zu bezeichnen pflegt.

Ihre frühesten Stücke sind unter anderem: „Pfefferose“, „Hinko, der Freitrichter“, „Der Glöckner von Notre Dame“ und „Der Liebe Streit“. Namentlich die drei erstgenannten haben sich lange auf dem Repertoire der deutschen Bühnen erhalten. — Später folgten, um nur die bekanntesten anzuführen: „Steffen Langer aus Wlogau“, „Anna von Oesterreich“, „Die Marquise von Villette“, „Dorf und Stadt“, „Die Waise von Lowood“, „Die Grille“ und „Der Goldbauer“. Alle diese, wie viele sonstige Dramen, sind während ihrer Wirksamkeit am königlichen Schauspielhaus in Berlin entstanden, und obgleich ein viertel Jahrhundert seit dem Tode der unermüdetlichen Frau und Künstlerin dahinging und die Geschmacksrichtung in literarischen Dingen, namentlich was das Drama anlangt, völlig wechselte, haben sich einzelne ihrer Bühnenwerke bis auf den heutigen Tag auf den Brettern erhalten, so vor Allem „Die Grille“, „Dorf und Stadt“ und „Die Waise von Lowood“.

Diese Stücke gehören eben zum eisernen Bestand des deutschen Repertoires, das nicht gerade reich zu nennen ist; sie verleben ihre Wirkung auf ein einigermaßen naives Publicum noch heute nicht. Man hat die Wirkung ihrer dramatischen Arbeiten lediglich auf Kenntniß der Bühnen-Effekte und Anpassung an den herrschenden Geschmack des Publicums begründen wollen, Behauptungen, die allerdings zum Theil gerechtfertigt sind; man übersehen dabei nur, daß in vielen ihrer Stücke wirkliche Zeichen echter Begabung durchblicken, wie denn auch ihre Beherrschung der Technik, alles dessen also, was man mit dem Handwerk in der Kunst bezeichnet, gerade in Deutschland zu den Seltenheiten gehört.

Daß Breite, Nährseligkeit und Kraft-Effekte nicht vermieden sind, ist bei einer darstellenden Künstlerin, die ihre Anregungen von der Bühne für die Bühne erhielt, nicht eben zu verwundern. Ferner ist der Umstand, daß die Mehrzahl ihrer Stücke nicht frei erfunden, sondern bekanntlich Romanen entlehnt wurde, zu beachten. Die Begabung Charlotte Birch-Pfeiffer's aber ließ es dabei nicht bewenden, es entsprangen auch ihrer eigenen Phantasie Dramen, Original-Arbeiten, wie sie selbst sie zu bezeichnen pflegte, die nachhaltige Bühnen-Wirkungen erzielt haben.

Genaue Beobachtung des Lebens, Streben nach Wahrheit und Treue der Schilderung darf man allerdings nicht bei ihr suchen, denn ihr Reich ist die Welt des Scheins und der Schminke. Aber man bedenke, in welcher Zeit sie lebte und wirkte! — Die Romantik regierte als Herrscherin auf dem Thron der deutschen Dichtung und auch im Drama stolzte die Poesie in der Toga, oder sie lächelte unter Rosen- und Jasminbläuten hervor.

Das Verdienst Charlotte Birch-Pfeiffer's bleibt es, trotz dieser ungünstigen Zeit das bürgerliche Schauspiel zur Geltung gebracht zu haben. Es war eben unter der Schminke bei ihr ein starkes Streben nach Natürlichkeit vorhanden; freilich, so sehr es in ihrer Darstellung, namentlich in heiteren Rollen, zur Geltung kam, in ihren Stücken vermochte es die Hülle von Conventione und Schablone nicht zu durchbrechen. Dies sollte erst den letzten Jahrzehnten, und selbst diesen nur unvollkommen, vorbehalten sein.

Der Drang nach Aeußerung und Gestaltung, der die Künstlerin so früh befeuerte, hat sie auch zur erzählenden Form geführt. Sie schrieb eine Reihe von Novellen, die allerdings der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Diese novellistischen Arbeiten heißen: „Der Rubin“, der bereits 1829 erschienen, dann: „Gemälde aus Gegenwart und Vergangenheit“, in vier Bänden; „Ergählungen“, „Burton Castle“, in zwei Bänden und „Romantische Erzählungen“.

Die dramatischen Werke Charlotte Birch-Pfeiffer's sind dagegen in dreizehn Bänden gesammelt erschienen; außerdem findet sich die Mehrzahl im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Verwunderlich aber bleibt es, daß von der hochbegabten Frau, bei dem breiten Raum, den ihre Schöpfungen in der dramatischen Literatur Deutschlands einnehmen, keine Biographie vorhanden ist.

Ihre Tochter, Wilhelmine von Hillern, die sich mit dem Gedanken an eine solche trug, hat ihren Plan nicht ausgeführt, weil es, wie sie schreibt, nur ein Buch der Thränen hätte werden können.

Dieser Ausspruch mag Vielen, die Charlotte Birch-Pfeiffer als eine von schönstem Erfolg gekrönte betrachten, unverständlich erscheinen. Doch folgende Mittheilungen, die von der Tochter selbst dem Schreiber dieser Zeilen zur Verfügung gestellt wurden, mögen die Mehrtheile der glänzenden Medaille zeigen:

„Von der Kritik freilich auf's Grausamste geschmäht, verhöhnt und gedemüthigt, ging sie unbeirrt ihren geraden, natürlichen Weg weiter, und er führte sie immer direct in das Herz der Nation hinein. Aber waren auch ihr Geist und ihr Wille männlich und unentwegt, ihr Herz war das weiche, zitternde, zartfühlige des Weibes; es brach unter den fortwährenden Kränkungen und Kämpfen, die ihr von einem Theil der Presse bereitet wurden, und ihr Körper, obgleich von Natur äußerst kräftig, erlag ihnen.“

Noch wenige Tage vor ihrem Tode sah ich sie über eine in häßlich-geringschätzigem Ton gehaltene Kritik bitterlich weinen. — Diese Thränen und ihre Ursache vergesse ich nie, war es doch in den letzten Jahren ein allzuhäufiger, trauriger Anblick! —

Nur Wenigen dürfte es bekannt sein, daß also auch Charlotte Birch-Pfeiffer unter dem Lorbeer die Dornenkrone getragen, die nur zu viele Ausgewählte auf dem Gebiete der Kunst und Literatur verwundet, von den Blicken der Menge unbemerkt, und oft schwer und tödtlich! —

Nachdruck verboten.

### Glasgefäße mit farbigen Glasuren und Gold-Decoration.

Mit vier Abbildungen.  
Von Luise Wenzel.



leich im Voraus muß es gesagt werden, daß diese Technik eine der schwierigsten, daher nur denen zur Ausführung anzurathen ist, die sich schon mit irgend einer anderen keramischen Malerei beschäftigten, sei es Holzglas-, Majolica-, oder Glas-malerei; die Hand muß im Stande sein, gute gleichmäßige Farbfächer zu legen.

Auch die Auswahl der zu decorirenden Gefäße, oder Gläser, ist nicht leicht, und hängt davon ab, ob dieselben im Feuer stehen, das heißt, beim Erhitzen bis zur Weißgluth sich nicht als zu weiche Masse ergeben und infolge dessen umknicken, oder in sich zusammenfallen. Alle den Dilettanten zugänglichen Feuer sind stark, daher ist es nöthig, von den verschiedenen Fabricaten ein unbemaltes Probeglas zu brennen, als Versuch, ob es steht. Alle Glas-Erzeugnisse der schlesischen Josephinen-Hütte stehen, da sie ziemlich Hartglas sind; auch findet man viele grünliche und weiche billige Gläser, die das Brennen gut aushalten. Bei Versuchen hat man locale oder Kachelgläser stets zu meiden, überhaupt Gefäße, die irgendwo unten in einem feinen Punkte endigen, oder auf einer schlanken Säule ruhen; solch ein Gefäß neigt sich beim Brennen viel eher trumm, als einumpfen, Becher, eine glas- oder faßartige Form.

Die farbigen Glasuren kommen als Glasböden in den Handel, sind aber so für diesen Zweck nicht zu gebrauchen; auch die auf Bestellung extrafein geriebenen müssen trotzdem vor dem Gebrauch mindestens 20 Minuten mit einem großen schweren Glasläufer auf mattirter Glasplatte so lange gerieben werden, bis die Glasur nicht mehr knirscht. Die zu verwendenden Farben sind alle der Palette für Glasmalerei entlehnt. Schmelzblau ist stets unvermischt aufzutragen und die Nuance nur durch schwach und stark Legen hervorzuheben. Schmelzgrün (Pflaubleaun) wird entweder rein gemalt, oder mit einer Mischung von Chromgelb, wodurch es einen warmen, gelblich-grünen Ton erhält, aber auch etwas Getrübbes. Der Ausdruck des blüh-blau Glasigen ist bei dieser gemischten Farbe wie verschleiert; doch hat dies einen großen Reiz. Erst nach vielen vergeblichen Farben- und Brandproben gelang es mir überhaupt, die Mischung irgend eines Gelb mit Schmelzgrün zu ermöglichen. Ferner kommen zur Verwendung das helle, wie das dunkle Silbergelb, das aber nie der Glasur zu nahe gebracht werden darf, da sonst der Rand tocht und überall schwarz wird, wo beide Farben sich treffen; diese Stellen lassen sich später durch Gold-Decoration nicht verdecken, da auf „getrockneten“ Farben kein Gold blank steht. Silbergelb besteht aus Chlor-Silber, einer chemischen Flüssigkeit, die, um malbar gemacht zu werden, mit einer Erde (oder gebunden wird; Erden brennen sich aber bekanntlich keiner Glasur ein, weshalb man nach dem ersten Feuer den trocknen Ockerstaub abwischt, unter dem sich die eigentliche Farbe, das Chlor-Silber, dem Glase eingebrannt hat. — Dieses Gelb kann man, vom feinsten Maisgelb bis zur tiefsten Bernstein-Farbe, durch schwachen oder starken Auftrag erreichen, sämtliche Töne sind so leuchtend, daß man sie glatt stehen läßt und nur die farbigen Streifen mit Gold-Ornament decorirt; so ist eine der kleinen Vasen glatt Maisgelb und Schmelzblau gebändert.

Außerdem wird Rosen-Purpur verwendet, der sowohl mit dem reinen Schmelzgrün als dem gemischten sehr fein wirkt, doch immer nur als schmaler Streifen dazwischen läuft und glatt bleibt. Eine andere weniger durchsichtige, aber sehr gute Wirkung erzielt man durch Auftrag von stark gelegtem Dunkel-Silbergelb und bestem Dunkel-Purpur. Auf diesem Grund wird nach dem ersten Feuer die Gold-Decoration etwas breiter und kräftiger aufgetragen, das Ornament im Renaissance-Stil, in sich zusammenhängend im Charakter der Filigrane gemalt. Hierdurch macht die fertige Arbeit den Eindruck eines von plastischem Bronze-Kege überzogenen Glasgefäßes.

Ehe man nun zur Arbeit schreitet, präparirt man die Farbe, indem man sie voll mit Wasser befeuchtet, einen guten Theil Gummi arabicum zusetzt, und auf einem Probeglas vermischt. Nachdem der Auftrag getrocknet, prüft man, ob sich Farb-



staub abwischt, oder ob beim Gleichmachen der Contour (was mit einem Hölzchen geschieht) die Glasur abbröckelt; im ersten Falle hat sie zu wenig, im zweiten zu viel Gummi und könnte reißen. Von beiden Gegenständen gleich weit entfernt ist die Glasur gut. Der Auftrag erfordert einen mittelgroßen weichhaarigen Firnisbpinsel. Das klar gepulste Gefäß setzt man auf die Mitte einer Ränderseibe und trägt die Glasur so flüchtig breit und gleichmäßig wie möglich auf, indem man unaufhörlich, langsam mit der Scheibe drehend, im Kreise über die zu decorirende Fläche geht; hat man nun in dünner Lage eine gute, das heißt gleichmäßig bedeckende Fläche gestrichen, so ist's genug mit dem Wasserfarben-Auftrag. Das Mittel zum Zweck ist jedenfalls erreicht, die glatte Glasfläche rauh gemacht, und so zum Auftrag für die in Del geriebene, gleiche Glasur geeignet. Dies Anreiben geschieht, indem man mit bestem Terpentin befeuchtet, einen guten Theil Dicköl dazu thut, und mit dem Glasläufer auf matterter Glasplatte flüchtig reibt. Ebenso müssen alle hier noch zu besprechenden Farben präparirt werden, und zwar, sollen sie sich gut verarbeiten, mindestens einen Tag vor dem Gebrauch; sie bleiben dann, vor Staub geschützt, mit einem Glase bedeckt stehen. Nachdem der Auftrag in gleicher Weise bewerkstelligt wie der in Wasser, wird die Farbe geprüft, ob sie genug Dicköl hat, um sich von selbst zu verbinden und auszugleichen, nachdem der Pinsel entfernt ward; oder ob sie etwa zuviel Del hat, in welcher Mischung sie sich zwar gut malt, aber, zumal an gebogenen Flächen, abläuft. Diese zwei Glasur-Farben kann man nur glatt in ganzer Fläche um das Gefäß herum auftragen, selbst wenn man nachträglich, um andere Farben einzusetzen, Flächen, Bänder oder Streifen wieder heraus nehmen muß. Dies geschieht mit besonderer Vorsicht. Das Gefäß stellt man auf staubfreies Papier, denn da die Glasur theuer ist, sammelt man die zu entfernende auf, die sich zum Oelfarben-Auftrag stets wieder benutzen läßt. Es ist gut, Etwas von der Local-Farbe des Glases stehen zu lassen, weil dadurch die leuchtende Wirkung der Glasuren und Farben noch gehoben wird. Man setzt von den anderen Farben, je nach Wunsch und Geschmack, dazwischen, säubert die Ränder, pupt alles klar vorsehende Glas sauber, und schiebt das Gefäß in das erste Feuer.

Zur Hülfe bei der Eintheilung von Bändern und Flächen stellt man das Gefäß auf den Mittelpunkt eines Kreises, auf dem man sich eine für die jeweilige Decoration notwendige Eintheilung macht. Nachdem die Glasuren und Farben eingebrannt und der überflüssige Oel vom Silbergelb abgewaschen, bleibt nur noch die Gold-Decoration. Nach vielen mißglückten Versuchen habe ich es aufgegeben, mit echtem Gold, das heißt mit pulverisirtem Ducaten-Gold, zu malen. Es würde zu weit führen, das Warum in jedem Einzelfalle zu detailliren, genug, ich habe mit dem in jeder Kunsthandlung käuflichen Glanzgold sehr hübsche Wirkungen erzielt, und sogar noch eine angenehme Feuer-Ueberraschung dadurch gehabt, daß Glanzgold auf dem gemischten Schmelzgrün leicht trafelirte, und wie das Rothgold der Japaner aufbrannte. Dies verschieben wir jetzt zwar auch mit viel Mühe und Kosten herzustellen, doch ergab es sich hier mühelos, ohne mein Zutun, durch irgend welche chemische Verbindung, die in ihrem vollen Zusammenhang mir selbst unbekannt geblieben. — Das flüssige Gold vermalst man genau so, wie man es gekauft hat. Entweder decorirt man mit dem Pinsel, und zwar da, wo man auf den ganz glasierten Flächen mehr naturalistisch, oder in japanischer Art arbeiten will, und das Gold beim Zusammentreten mehrerer Linien zu breiterer Fläche vereinigen möchte. Sonst nimmt man die mit Gold-Tinctur gefüllte Reißfeder, mit der es sich angenehm und rasch zeichnet. Glatt und einfarbig mit Glasur gedebte Vasen decorirt man am besten in chinesischem oder japanischem Geschmack, oder auch freier, modern mit Blumengeranke. Die schräg gebänderten schmückt man, wie es die erste Vase zeigt, im persischen Stil, aber auch moderner, indem man die Glasur-Fläche, die stets die breitere ist, mit reicher damastartiger

dennt die geringste zurückbleibende Spur von Gold zeigt sich nach dem zweiten Feuer als ein anilin-violetter Fleck. Nachdem die Malerei eingebrannt, ist die Arbeit beendet.

An ein Pausen der Ornamente ist hier absolut nicht zu denken; es muß Alles frei decorirt werden; die einzige Hülfe, die man hat, ist, daß sich bei ornamentalen Mustern im Kreis laufende Theilungs-Linien ziehen lassen, die man auf der eingebrannten Glasur mit chinesischer Tusche, oder rother Tinte auf der Ränderseibe herstellen kann. Noch eine reizende, überraschende Wirkung hat sich bei diesen Versuchen wiederholt ergeben, nämlich, daß die mit Silbergelb gebänderten oder getheilten



Charlotte Birch-Pfeiffer.

Nach der photographischen Aufnahme eines älteren Gemäldes. Siehe Seite 127.

Vasen nach dem zweiten Feuer etwas leicht Irisirendes hatten, und ich nehme, mit einigen Fachleuten, an, daß dies daher kam, weil in der Nähe derselben im Feuer andere gleichfalls mit Silbergelb decorirte Vasen und Flaschen standen. — Die irisirende Glasur an alten Majoliken wurde, wie diese Techniken überhaupt, als strengstes Geheimniß gehütet; trotzdem sind jetzt mehrere deutsche Firmen unabhängig von einander zu sehr guten Resultaten bei irisirenden eingebrannten Glasuren gelangt. Es giebt aber auch Imitationen, wie zum Beispiel die Nachbildungen der Glasgefäße des berühmten Cypern-Hundes; an diesen ist das blinde Opalirisirende, vom Zahn der Zeit an den Originalen hervorgebracht, dadurch nachgeahmt und erreicht worden, daß man die Gefäße den Dämpfen von Schwefelsäure aussetzt.

Den beiden zierlichen Blumengläsern, die gerade und schräg gebändert mit zierlichem Gold-Decor verziert erscheinen, fügen wir zwei Ornamente naturgroß bei — leider können auch diese nur die Form, nicht die feine Wirkung der Farben wiedergeben.

Nachdruck verboten.

### Familien-Glück.

Zu dem Bilde von René Reinick, Seite 125.

Der Kahn gleitet hart am Lande in die kleine, vom Schilf umwachsene Bucht hinein.

„Hier war die Stelle, Richard! Hier wuchsen die Wasservögel!“

„Also hier! Richtig, nun erkenne ich sie wieder.“

„O, ich hätte sie nie vergessen! Ich sehe Dich noch vor mir, wie Du Dich über den Kahnrand beugtest, wie Du die schlüpfriegen, schlangenartigen Stengel tief aus dem Grunde zogst und mir dann, mit einem Aufschreien Deiner Augen, die feinsten, weißen Rosen reichtest. — Da, von diesem Moment an, Richard, wußte ich, daß ich Dich liebte.“

„Und ich war dauernd gefesselt, Grethe! Wie ein Schwimmer, dessen Glieder die Seejungfrau in den Schlangenschlingen sich verstricken läßt.“

„Du armer Schwimmer! Ist es Dir nun leid, daß ich Dich zu mir hinabzog?“

„Ach, Richard, ich wollte nur, jener Tag könnte noch einmal wiederkehren!“

„Ich nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil es jetzt noch schöner ist! — Damals, als Du mich dann plötzlich in Deine Arme schloßst, war ich ja selig, fast zu selig, um es ertragen zu können, und gleichzeitig wieder von einem unruhigen Verlangen erfüllt nach, nach —“

„Einem noch größeren Glück?“

„Eben das war's! Und nun ist es da! Leidenschaftlos, still,

brüder und doch tief, tief! Wie der See hier, der auch in seinem abgeklüfteten Frieden sich nicht nach der Welt jenseits der Waldsmauern zu sehnen scheint.“

„Du hast Recht, mein Schatz! Wir Drei für uns, dazu ein schönes Stück Gotteswelt um uns herum, Heiterkeit und Liebe im Herzen — das bildet den Gipfelpunkt des Glückes! — Es war doch über die Wägen gescheit von mir, daß ich Dich damals hier in die Wasserrosen hineinsetzte.“

Frau Grethe lächelt zustimmend, während das Töchterchen mit großen Augen zuhört, wie Papa und Mama ihre schönen Erinnerungen austauschen.

Und dann treiben die Ruderhölzer den von blauen Libellen umgaukelten Kahn weiter am Schilfsaum entlang, bis zu der schattigen Uferstelle, die das Ziel der Fahrt bildet.

### Redactions-Post.

**A. D., Schlesien.** — Welcher Studiengang Ihnen anzurathen wäre, können wir von hier aus unmöglich beurtheilen. Da müssen Sie sich schon an einen Vertrauensmann wenden, der Ihre Fähigkeiten genau zu beurtheilen vermag.

**M. M., Bräun.** — Die Sage von den Saligen Bräulein ist in Tirol daheim. Sie können Näheres darüber in den bei Wagner in Innsbruck erschienenen Sagenschätzen von Janaz von Ringler nachlesen. Die Saligen Bräulein sind einem Art guter Feen, die den Armen und Bedrängten und den Kindern gern helfen. Oft verrichteten sie bei den Menschen Dienste, die, falls sie freundlich behandelt wurden, von größtem Segen begleitet waren. Inwiefern passirte es dabei einem Saligen Bräulein, sich in einen hübschen, jungen Bauern zu verlieben. Eine vorzügliche Ehe pflegte zu folgen, die nur dann ein unheiliges, jähes Ende fand, wenn der Gatte, dem jene das Geheimniß ihrer Herkunft anvertraut hatte, es in sträflicher Uebersicht, oder aus sonstiger Schwachheit verrieth. Dann verschwand sie nebst ihren Kindern. — Die Analogie mit ähnlichen Sagen antiker und neuerer Völker werden Sie herausfinden.

**Freiin v. S., Hamburg.** — Wesen am Balensee in der Schweiz ist ein recht empfehlenswerther und nicht theurer Aufenthalt. Nur dürfte dieser besser nicht in die heißeste Zeit verlegt werden. Ob das dort reizend gelegene Mariabalden noch für Aufnahme von Gästen weiter geführt wird, können wir nicht sagen. Die sonstigen kleinen Pensionen am Balensee liegen meist sehr hübsch, bieten aber nur ein bescheidenes Unterkommen.

**Freifrau von S., D.** — Das bemerkenswerthe Bruchstück griechischer Sculptur, welches Sie meinen, stellt die obere Hälfte des Körpers eines jungen Mädchens dar, nebst der kräftigen Hand eines Mannes, der das Mädchen raubt. Dies Bruchstück befindet sich im ersten Saale des ersten Stockwerkes des neuen Alterthums-Museums in Rom, das in den Thermen des Diocletian (im ehemaligen Kloster des Michel Angelo) eingerichtet ist. Der von Professor Barololet zusammengestellte Katalog dürfte jetzt fertig sein.

**Daily, Wien.** — Der in Gheker zum Preise von 4000 Mark angefertigte Hochzeitskuchen der Herzogin von Port war ein hervorragendes Meisterwerk der Kuchenbäckeret; er setzte sich aus drei Etagen, die durch Säulen getragen wurden, zusammen, und zeigte Schiffe und Figuren, die Szenen aus dem Leben des Herzogs während seiner Reise um die Welt als Widdshipman darstellten. Man pflegt einen solchen wedding-cake nicht zu essen, sondern jedem Gast ein Stückchen davon zum Andenken zu geben. Die unverheirateten Freundinnen der Braut legen das Ihrige gern in derselben Nacht unter ihre Kopfkissen (!), in der Hoffnung, dann im Traume den künftigen Gatten zu schauen.

**Neuglerige in Graz.** — Prinz Heinrich von Breußen trägt allerdings einen Vollbart. Die Keckheit des Prinzen mit seinem verstorbenen Vater, dem Kaiser Friedrich, ist unverkennbar.

**V. M., Vingerbräd.** — Einen so hochgelegenen Punkt sollte ein hart beleibter Mann auch nicht vorübergehend aufsuchen, ohne vorher den Arzt zu fragen. In einer Höhe von über 1800 Meter tritt meist eine merkliche Blutveränderung ein. Was speciell die Bergkrankheit betrifft, so äußert sie sich durch Mattigkeit, Uebelkeit, Erbrechen, Jittern, Kopfweh, Benommenheit, Unfähigkeit weiter zu marschiren u. s. w. Sie rührt daher, daß die Luft in den höheren Schichten immer dünner wird und um so weniger Sauerstoff enthält. Der rothe Farbstoff des Blutes nimmt rasch ab, die Hände werden kalt, und nur mit Mühe kann man nach einem Kadelstiche aus einer Fingerspitze Blut herauspressen. Kurzum, der Zustand kann gefährlich werden. Magerere Personen erkranken gewöhnlich nicht so leicht.

**Fräulein v. L., Frankfurt a. M.** — Legen Sie Werth auf kräftigeren Wellnesschlag, so geben Sie an die Nordsee; schöne Spaziergänge in waldiger Umgebung finden Sie dagegen nur an der Ostsee. Doch bietet die Betrachtung der Nordsee mit ihrer Ebbe und Fluth, mit ihren Dänen, Wärschen und Heideströmen, so viel des Interessanten, daß Sie als Naturfreundin sich auch dort gewiß nicht langweilen werden.

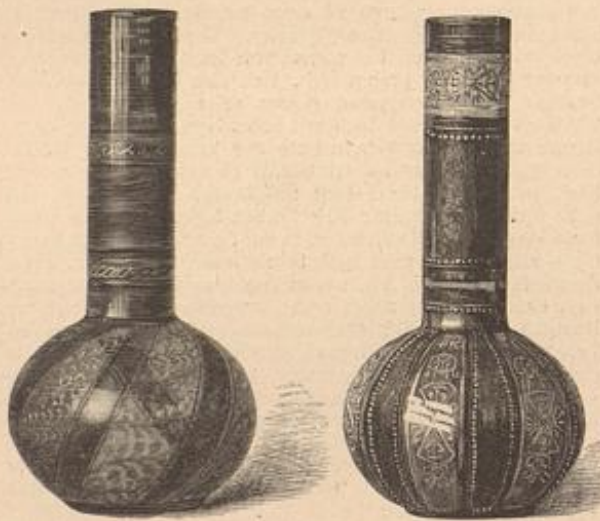
**Frau Dr. R., Lemberg.** — Gesuche wegen Aufnahme Ihrer Tochter in die Gymnasial-Schule für Mädchen in Wien sind an die Leitung des „Vereins für erweiterte Frauenbildung“ datselbst, 1. Bezirk, Wipplingerstraße Nr. 8, zu richten. Das Schulgeld beträgt jährlich 150 Gulden. Schülerinnen aus der Provinz finden vollständige Verpflegung und Ueberwachung in einem Pensionat. Die nächsten Termine zur Aufnahmeprüfung sind am 16., 18. und 19. September.



Bandmuster, auch als Randborte verwendbar.



Randborte in fortlaufender Musterung.



Glasgefäße mit farbigen Glasuren und Gold-Decoration.

(Siehe auch die nebenstehenden Ornamente.)

Feder-Zeichnung bedeckt. — Gerade gebänderte und getheilte Vasen decorirt man mit pompejanischem, griechischem, auch maurischem Ornament. Man muß sich bemühen, die Goldzeichnung stets correct zu machen, damit keine Ausbesserung nöthig wird; haben sich dennoch kleine Fehler eingeschlichen, so geschieht das Corrigiren, indem man, mit einem zugespitzten Hölzchen, an der erst halb trockenen Contour das Fehlerhafte wegnimmt. Völlig trockenes Gold springt beim Radiren ab. Den durch das Hölzchen leicht übergewischten, stehenbleibenden Ton entfernt man nach völligem Trodnenwerden sehr vorsichtig,



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 17. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. — Berlin, 1. September 1893. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

Wahre! Denken nicht daran! Die Mädels werden heirathen! — Wenn ich mich erst einmal entschließe, die Hülf-Arbeiter und Assessoren antreten zu lassen . . .“ Halb scherzend hatte der Regierungsrath es gesagt, hielt es aber für gerathener, den wenig tactvollen Scherz, der ihm innerlich bitter ernst war, in Gegenwart der Töchter abzubringen. Die Assessoren, die noch fünf Jahre auf einen definitiven Posten warten konnten, waren seine letzte Zuflucht. Wollte er wirklich seine Töchter an diese Herren fortgeben, so brauchte er nur zu winken, d. h. einige von ihnen einzuladen. „Zella, spiele doch Etwas,“ fuhr er in seiner Rede fort, „das gehört zum Kaffee, wie der Cognac!“

„Ach, Papa, das Pianino ist verstimmt,“ wandte seine Aelteste ein, „es hält überhaupt keinen Ton mehr. Nach jedem bißchen Zug ist es verschnupft; Du mußt ein neues kaufen.“

„Ich muß — ich muß!“ . . . rief er ärgerlich, denn die Ausgaben für die Frühlings-Toiletten wuchsen ihm schon bald über den Kopf. Zellas Anmahnung kam ihm auch der Tante gegenüber ungelegen. Aber sein heiteres Naturell siegte:

„Freilich,“ meinte er entschuldigend zu dieser, „sind die Mädels ein bißchen verwöhnt, aber im Grunde doch einfach erzogen, ganz einfach.“

„Das ist ja sehr schön, inbessern statt den Töchtern so machte das Essen abzugewöhnen, scheint es mir räthlicher, sie Etwas lernen zu lassen, damit sie nicht nur ihr Brod verdienen können, sondern auch ein Stückchen Braten dazu.“

Dem Rath wurde es bei dieser scharfen Bemerkung, die Anna unwillkürlich entschlüpfte, ungemüthlich.

„Höre mir doch auf mit dem Verdienen! Unsere Frauen und Töchter sind nicht da zum Geld verdienen und zu außerhäuslicher Arbeit, das macht sie unliebenswürdig. Wirthschaften sollen sie lernen, aber auch nicht mehr — und das bringt die Mutter ihnen schon bei.“

Die Frau Rathin nickte lebhaft beipflichtend zu diesem von ihr erweckten frommen Wahn. Sie bildete sich wirklich selbst ein, daß ihre Töchter wirthschaften lernten, weil sie sich ihre Handschuhe mit Benzin wuschen und Hutbänder wendeten, auch Kaffee mit Surrogat zu bereiten verstanden.

„Die Bestimmung des Weibes ist, ich wiederhole es, zu heirathen, wie es Ehrensache für den Mann ist, seine Frau gut zu halten; so gut als möglich!“

Nach diesen im starken Ueberzeugungston geäußerten Worten warf sich der Rath in die Brust. Zella legte in einer seltenen Anwandlung von Zärtlichkeit ihre Wange an die des Papas. Sie war sonst meist unzufrieden und mürrisch im Hause. Aber er hatte zu hübsch gesprochen! Wäre sie mit ihm allein gewesen, sie hätte ihm das hellgraue Kleid abgeschmeichelt, oder das Clavier auf Raten.

„Ja — aber die Lediggebliebenen?“ warf Anna ein, „soll ich Zahlen anführen? Wer erhält mich? — Nein, Bruder, habt Ihr Eure Tochter wirklich lieb, so laßt sie einen ordentlichen Beruf ergreifen, der sie einst vor Noth schützt, wenn sie schließlich doch ledig bleibt. Und ich glaube, sie hat in der Beziehung schon selbst einen ganz empfehlenswerthen Weg entdeckt, nämlich —“

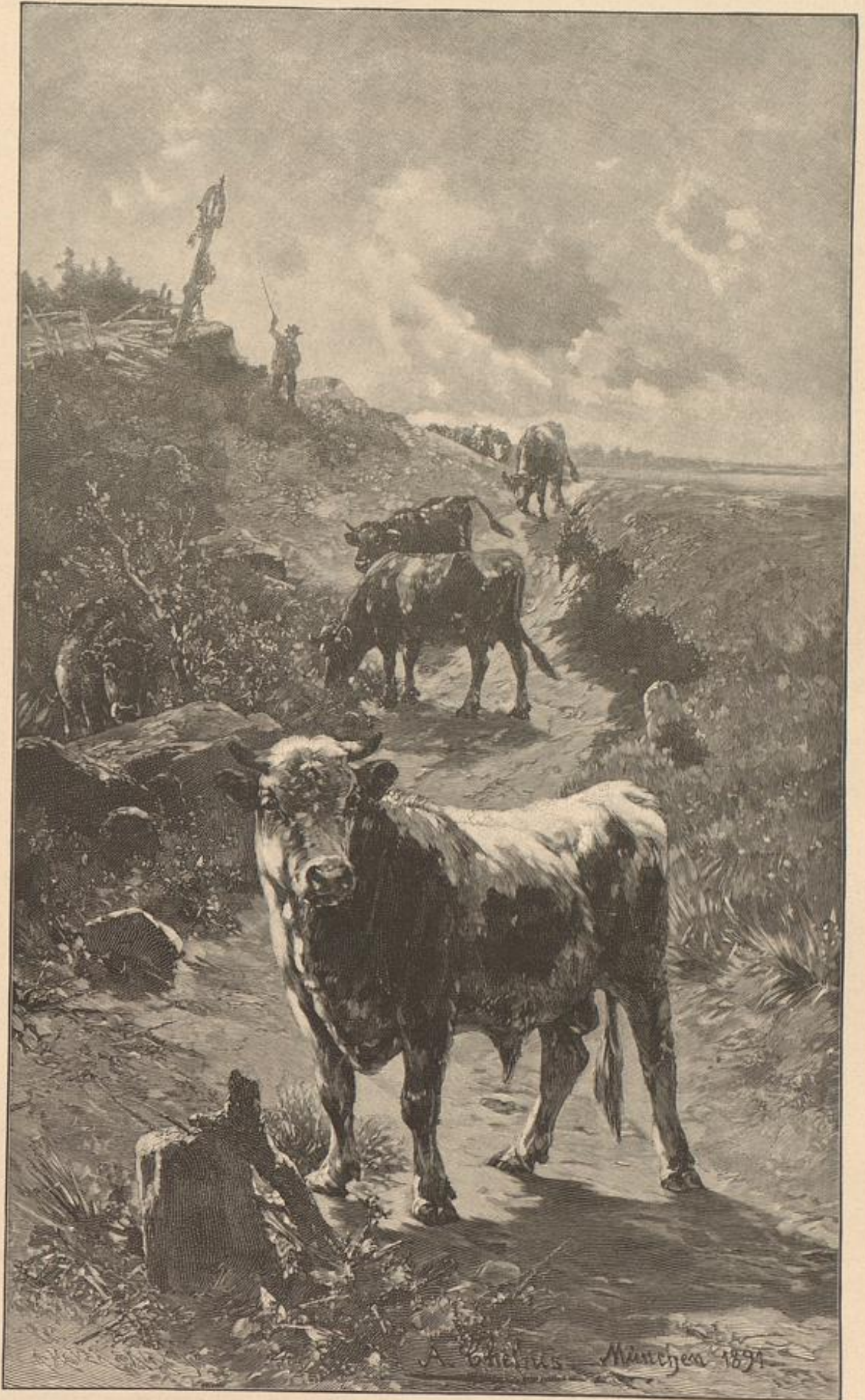
„Ja, ich bin ganz klar darüber, was ich will,“ fiel hier das junge Mädchen mit fester Stimme ein. „Allerdings, Papa und Mama, Ihr werdet erschrecken. Es erscheint auch kaum ausführbar. Aber ich möchte doch Alles daran setzen, um mein Ziel zu erreichen: ich will Medicin studiren!“

Der Rath lachte laut auf; ihm schien das ein schlechter Scherz.

Die Rathin dagegen, immer wenig spaßhaft gestimmt,

schrrie: „Du — Du und Medicin studiren! Weißt Du, was das heißt, Leichen zu seciren? Wirkliche, nackte Leichen? Nein, das ist zu empörend!“

„Es thut mir sehr leid, Mama, daß ich Dir so viel Kummer bereite, aber mein Entschluß steht fest! Ich hoffe, Dich trotz Deines Entsetzens noch mit ihm zu versöhnen.“



Rinderherde. Nach dem Bilde von A. Schellens. — Siehe Seite 136.

Photographie-Vergag von Franz Hanfstaengl, K.-G., München.



„Du — Du würdest zu Typhus- und Blatterfranken gehen?“ eiferte die Mama weiter. „Nein, das überleb' ich nicht! Das überleb' ich nicht!“ — Und ehe man sich dessen versah, lag sie in Ohnmacht.

„Na, da habt Ihr's,“ schalt der Rath, „Frauen sind für so was nicht gemacht! Die Mädchen werden auch keine anderen Nerven haben, als ihre Mutter . . . Lauter dummes Zeug!“

Inzwischen hatte man Mama mit kölnisch-Wasser besprengt; ein eleganter Rasirchiffleur stand bereit. Man gab ihr einen Schluck Wasser mit Cognac, und die Sache war vorbei.

„Herr des Himmels, das war ja ein netter Schreck!“ jagte der Rath. Doch ging ihm die Cigarre darüber nicht aus, denn im Grunde waren sämtliche Familien-Glieder zu sehr an die Ohnmachts-Anfälle der Rätthin gewöhnt, um sie tragisch zu nehmen.

„Wir wollen die Anatomie vorläufig ganz aus dem Spiele lassen,“ verfolgte Anna das Thema, das nun einmal durchgesprochen werden mußte, mit Ella einen Blick des Einverständnisses wechselnd. „Laßt Ella mit Eurer Erlaubniß, zu werden, was sie will, mit mir gehen, und das Weitere findet sich. Es ist ja ohnehin nicht ausgemacht, daß sie bei der Stange bleibt. Eins aber sage ich Euch: thut sie es, ist sie geborgen! Wenn nicht durch ihr Studium, so durch mich. Und ich meine, wenn Ihr eine Eurer Töchter so auf alle Fälle versorgt wißt, hättet Ihr Euch die Sache wohl zu überlegen.“

„Um ja, hm ja,“ brumnte der Rath nachgebend. Diese Chance für sein Kind war denn doch sicherer, als die „antretenden Affesoren“. Die Rätthin erklärte mit sehr angegriffener Stimme, sich zu schwach zu fühlen, um dem Furchtbaren noch Widerstand leisten zu können, und Ella fühlte, innerlich jauchzend, obwohl sie mit dem Versorgungs-Versprechen der Tante gar nicht sympathisirte, daß ihre Sache gesiegt habe!

Anna wollte jetzt gehen, aber man hielt sie zurück. Das dürfe sie nicht, wenn es auch keinen Hühner-Braten und keinen Bordeaux zum Abendbrod gebe, sondern nur Aufschnitt und Münchner Bier. Sie müsse eben „vorlieb nehmen“.

Die Tante nahm also vorlieb und wurde dadurch in die Lage versetzt, noch ein Exemplar aus der Klasse der unberorgten jungen Damen kennen zu lernen.

Während der Mahlzeit meldete das Mädchen nämlich: „Fräulein Toni von Pöschwitz . . . Sie will aber durchaus warten — ich sollte Nichts sagen.“

„Lassen Sie sie nur hereinkommen, Stina,“ entschied die Rätthin gnädig.

Ein modern gekleidetes, etwa siebenundzwanzig-jähriges Fräulein erschien zögernd auf der Schwelle. Daß die Eleganz etwas fadenförmig, fiel nicht gleich auf.

Es waren vier Damen bei Pöschwitz's: die Mutter, eine „höhere“ Beamtenwitwe, und drei Töchter von zweiunddreißig bis zu jenen siebenundzwanzig Jahren herunter. Alle vier stückten zu wohlthätigen Zwecken.

Fräulein Toni — sie mochte einmal gar nicht übel gewesen sein — groß, schlank, sehr exaltirt im Wesen, sehr wortreich, erklärte sich jetzt für „tief unglücklich, weil sie töde. Natürlich konnte sie auch Nichts annehmen, da sie gerade geessen habe. Nachher aber ließ sie sich erweichen und verzehrte noch einige nicht eben schwächliche Butterbrode.

Sie war vorgestern, weil man ja doch Sonntags sonst nirgends hingehen kann, auch in Annas Vortrag gewesen. Sie hatte die „süße Ella“ gesehen und nachher aussuchen wollen; aber da sei das liebe Mädchen schon fort gewesen.

Sie sprudelte ihren Enthusiasmus für Anna förmlich heraus. Ach, diese hätte ihr so recht aus der Seele gesprochen. Einzig, entzückend! O, auch sie wolle etwas Höheres. Zu Hause wäre es zu eng für sie. Aber was? Spaß mache ihr komischer Weise eigentlich nur das Kochen. Anna möge ihr rathen, sie, die Erlöserin mit der Offenbarung auf den berebten Lippen.

„Da weiß ich nur einen Rath, werden Sie Köchin,“ erwiderte Anna seelenruhig.

„Ach, wie grausam, mich so zu verhöhnen!“

„Ich denke gar nicht daran! Werden Sie Köchin, gnädiges Fräulein!“

„Aber . . .“ Schon waren dem empfindsamen Mädchen die Thränen nahe.

„Wie ich Ihnen sage!“ fuhr Anna unbeirrt fort. „Das ist augenblicklich zudem der dankbarste Beruf für ein intelligentes Mädchen. Höchstens ein halbes Jahr Lehrzeit. Ich beschaffe Ihnen einen Freiplatz, wenn Sie wollen. Und sind Sie geschickt, dann kommen Sie mit vier Monaten durch. Sie finden auch sofort Anstellung; es ist überall Mangel an Köchinnen, in Familien, wie in Hôtels. In eine Familie zu gehen, rathe ich Ihnen nicht, weil das doch nur eine Dienboten-Stellung ist. Doch in ein großes Hôtel! Da sind

Sie einfach eine Angestellte. Sie werden anfangs sechs bis achthundert Mark Jahresgehalt haben, bei freier Station, und das Gehalt steigt rasch, wenn Sie Etwas leisten. Sie sind von Niemandem abhängig, als vom Küchen-Chef, haben freie Zeit, Unabhängigkeit, im Winter Urlaub — genug, es ist eine prächtige Existenz.“

Fräulein von Pöschwitz war ganz sprachlos über dies „Höhere“.

„Was würde Mama aber sagen?“ wagte sie jetzt einzuwenden, „sie ist eine geborene Gräfin.“

„Machen Sie ihr klar, daß Sie ‚Stütze‘ werden, das ist nicht anstößig. Wenn Sie einer reichen Frau Müller oder Schulze die Haare kämmen und ihr sonst mit allem Möglichen und Unmöglichem von morgens acht Uhr bis nach Mitternacht zu Diensten sind, so gilt das ja für ‚standesgemäß‘. Natürlich, denn dazu braucht man Nichts gelernt zu haben.“

Hier brach Stella in lautes Gelächter aus. Auch die übrige Tischgesellschaft, mit Ausnahme Ellas, suchte der Sache eine scherzhaftige Wendung zu geben. Fräulein Toni aber war ganz betroffen, und dennoch, wie beleidigt sie sich auch fühlte, es lag Etwas in der Art Annas, das dem Mädchen wirklich zu Herzen ging. Wider ihren Willen entrang sich ihr unter Schluchzen leise das Eingeständniß ihrer wahren Lage:

„Ach Gott, wenn Sie wüßten, Fräulein, welches Elend wir zu Hause — Inapp zu essen! — Sie würden sich über mich nicht moquiren!“

„Ich moquire mich nicht!“ flüsterte Anna ernst. „Im Gegentheil, ich rathe Ihnen umsomehr dazu, über meinen Vorschlag nachzudenken und eventuell meine Hilfe anzunehmen.“

Ein peinliches Schweigen war eingetreten. Fräulein von Pöschwitz aber vermochte ihre Selbstbeherrschung nicht wieder zu finden; hastig stand sie auf und empfahl sich.

Nach einem längeren Gespräch über das Elend bei Pöschwitz's, kam man wieder auf Ellas noch immer als Marotte betrachtete Berufswahl zurück. Stella gab das enfant terrible ab. „Doctor von der Waidt wird sie wohl dafür begeistert haben,“ verrieth sie sich.

„Unfinn!“ fuhr Ella auf. „Was geht mich Doctor von der Waidt an!“

Dabei aber war sie so blutroth geworden, daß dies weder dem forschenden Auge Tante Annas noch dem mißtrauischen Streifblick der Mutter entging.

Scharf bemerkte letztere: „Schwag' doch nicht immer so dummes Zeug, Stella! Der, der wäre auch der Rechte, um ein Ideal abzugeben; ein Mann, der offenkundig nur nach Geld heirathen will! Er thut's nicht unter hunderttausend Mark, wie seine Mama Jedem, der es hören will, erzählt.“

Ella biß die Zähne fest zusammen und war froh, als sich nun das Gespräch vom Persönlichen wieder auf das Allgemeine lenkte.

„Es ist übrigens bei uns doch gar nicht erlaubt, daß Frauen Aerzte werden,“ meinte die Rätthin.

„Nein,“ sagte der Rath feierlich, „der Staat giebt es nicht zu; die Universitäten verweigern die Aufnahme weiblicher Studenten. Oeffentliche Praxis haben die Frauen bei uns noch nirgends geübt. Ich bin auch überzeugt, daß man hier zu Lande keinem weiblichen Arzte Vertrauen entgegen brächte. Ella stände nur das minder civilisirte Ausland offen.“

Schon lange hatte der Rath nicht mit so viel Würde gesprochen. So etwa würde er sich vor dem Minister geäußert haben. Und im Drakel-Tone ergänzte ihn seine Gattin:

„Nein, zu einem Manne hat man gleich mehr Vertrauen! Das ist auch nur so eine amerikanische Excentricität, weiter Nichts!“

Die Tante entgegnete sehr ruhig: „In New-York practiciren gegenwärtig vierunddreißig Arztinnen, und die jungen Herrn Doctoren fangen bereits an, sich über empfindliche Concurrenz zu beklagen. Das ist freilich richtig, hier ist ein solcher Beruf noch keine eigentliche Versorgung, aber mehr als das: eine Mission!“

Ella drückte ihr heimlich die Hände.

Nun glaubte auch Zella bemerken zu müssen: „Es soll in Zürich, wo die Nihilistinnen studiren, ein tolles Treiben sein. Tante wird ja darum wissen.“

„Wer es toll treiben will, der kann's hier ebenfalls, liebe Nichte, und thut's auch. Ich bin mit vielen anderen vernünftigen Menschen der Ueberzeugung, daß weibliche Aerzte eine Nothwendigkeit sind. Wenn dabei die Deutschen im Hintertreffen bleiben, so ist das ihr eigener Nachtheil.“

„Gott, aber wie lange so Etwas dauern kann!“ rief die Rätthin. „Dabei werden die Mädchen alt. Gerade die schönste Zeit geht ihnen verloren. Nachher ist's mit dem Heirathen vorüber.“

„Das kann freilich stimmen, liebe Louise: acht Jahre

kann's kosten. Zwei Jahre Vorbereitung — um alles Das nachzuholen, was Eure Töchter Schulen versäumen, und um Lateinisch zu lernen, weil es zum Witurium gehört; dann vier, fünf Jahre Universität und endlich ein Jahr praktischer Bethätigung. Ich habe drei Jahre eine Studentin in Pension gehabt, ein armes, aber sehr hübsches und blitzgecheites Mädchen, das leider für die Wissenschaft verloren ging, weil ein junger Professor sich in sie verliebte und sie heirathete; diese — — —“

„Ich bitte Dich, Zella,“ unterbrach der Rath jetzt unwirlich das Gespräch, „spiele endlich Etwas! Wir sind hier in keinem Frauen-Parlament; und ehe Ella den Vorbereitungs-Curs durchgemacht hat, wird sie diese Geschichten auch schon satt bekommen!“

Zella ließ sich nicht lange mehr nöthigen, sie langweilte eine Debatte, die überdies nicht sie zum Mittelpunkt hatte, ebenfalls.

„Sehr schön, spiele nur!“ meinte Anna, „für meine Pension wäre so etwas Muscivoren prachtvoll; aber sonst, in der Familie, kostet's meist zu viel Zeit.“

„Ich spiele leider nicht so gut, wie Zella, Tante!“

„O das thut Nichts, Lieserl, man kann auch nicht Alles von einem Menschen verlangen.“

Auf die Rätthin aber hatte die Geschichte mit dem jungen Professor, der die arme Studentin heirathete, Eindruck gemacht.

„Liebe Anna,“ flüsterte sie, „ich bin Ihnen sehr dankbar, daß sie Ella ohne jede Entschädigung mit sich nehmen, aber eine Beruhigung müssen Sie meinem Mutterherzen gewähren.“

„Und die wäre?“

„Wenn sich etwas Passendes für Ella finden sollte — ich meine, eine Partie — Sie werden doch nicht dagegen sein? Das zu denken wäre mir schrecklich! Derlei kommt ja ohne die Hilfe der Mutter überhaupt schwer zu Stande . . . aber wenn am Ende auch noch Jemand dagegen wäre . . . Und Ella ist ohnehin so eigen, versteht ihr Interesse nicht!“

Anna gab die beruhigendsten Versicherungen, worauf die Rätthin im Stillen beschloß, sofort Stella nachzuschicken, falls Ella ein schöneres Glück als das des unbegreiflichen Studiums gefunden haben sollte.

Anna hatte sich ausbedungen, daß Ella an diesem Abend sie begleite und bei ihr im Hôtel schlafe. Die schleunige Abreise lasse sich nicht vermeiden und vorher wolle sie noch ungestört mit dem „Töchterchen“ Verschiedenes besprechen. Die Rathsfamilie, die bei den beschränkten Wohnräumen keine Gastfreundschaft bieten konnte, war schon so durchdrungen von der Nützlichkeits guter Beziehungen zu der wiedergefundenen Verwandten, daß kein Einwand erhoben wurde; am wenigsten aber hatte Ella selbst Etwas dagegen.

„Höre, Mädel,“ sagte die Tante beim Zubettegehen, „so weit wären wir jetzt. Aber überleg's Dir noch einmal! Denn wenn's Dir dann nicht bei mir gefiele — na, Du kannst ja freilich zurück, wenn Du willst — doch bitter wäre es für mich, weißt Du.“

„Ach, Tante, kann Dir denn wirklich so viel an mir liegen?“

„Allerdings Kind! Man ist ja nicht von Stein, man möchte auch einmal eine Seele ganz für sich haben!“

„O, Du liebes, gutes Tantchen!“

„Aber höre, die Sache mit dem Doctor, bei dessen Erwähnung Du heute Abend einen so rothen Kopf bekamst, ist mir einigermaßen verdächtig.“

Herzhaft gab Ella zu:

„Ja, Tante, Stellas indiscreter Spott war nicht ohne Grund, aber es ist jetzt vorbei, ganz vorbei! . . .“

„Wirklich ganz vorbei, Kind? Du denkst, die alte Anna, die versteht Nichts davon . . . Doch, ich will Dir glauben.“

„Du darfst es mir wahrhaftig glauben, Tante!“

brach es heiß aus dem jungen Mädchen hervor. Sie duckte sich auf die Plüsch-Fußbank zu Füßen der alten Dame und schmiegte den Kopf in deren Schoß, indem sie schluchzte: „Ich will ganz und gar bei Dir sein — mit Leib und Seele!“ — Und nun küßte sie die Tante, daß dieser fast der Athem verging, worauf sie ruhiger wurde. Langsam rollten ihr Thränen über die Wangen. Selten weinte sie sonst, aber in den letzten Tagen hatte zu viel ihr junges Herz bedrängt gehabt.

Sie sah nicht, wie die sich über sie neigende mütterliche Freundin leicht lächelte. Diese reimte sich Alles zusammen! Jener junge Mann wollte oder mußte nach Geld heirathen. Und dann freilich, dann war es viel besser so!

„Nein, mein liebes Kind,“ begann sie, „die alte Ruhme mit dem abgegriffenen Büchlein, in dem ein dürres Blatt steckt — die bin ich nicht . . .“

„Aber Du hast doch einmal Einen gern gehabt?“ ergänzte Ella aufmerksam.

„Nun, weißt Du, Kind, nicht so, wie Du Dir das in diesem Moment wohl vorstellst.“



Anna sann einen Augenblick nach, während der Ausdruck eines tiefen Schmerzes über ihre Züge glitt, darauf begann sie zu erzählen: „Es handelt sich um keinen poetischen Liebes-Roman; ganz ohne Fliederduft und Mondschein, ohne verstohlene Küsse und Schwüre ging es ab. — Wir haben zehn Jahre neben einander gedient. Ich wirkte noch als Stütze in meiner Pension, er als Hofmeister in der benachbarten Villa eines internationalen Geld-Barons. Er war ein unschöner, kleiner Mann, hatte aber sehr viel gelernt. Seine Dame behandelte ihn abscheulich; der Herr war selten daheim. Doch gab es dort einen lieben, kleinen Jungen, seinen Zögling, den Monsieur Christophe ungemein liebte. Auch wurde er glänzend bezahlt, und sparte, um ein Knaben-Pensionat zu gründen oder zu übernehmen. Wir plauderten immer zusammen, zunächst über den Kleinen, den auch ich sehr lieb gewonnen hatte, dann über Welt und Menschen; aber wir plauderten nur, weiter Nichts. Zwei häßliche, arme, nicht mehr junge Menschen, die schwere Frohnarbeit verrichteten! Und wir waren Beide sehr verständig, sehr nüchtern; wir wußten genau, wie komisch es gewesen wäre, wenn wir zwei von Liebe gesprochen hätten. Ist auch nicht geschehen. Aber wir merkten Beide zugleich, daß es schön wäre, nicht so ganz allein auf der Welt zu stehen, und auch, daß wir zu einander paßten, daß wir für ein Pensionat oder Dergleichen, Beide vereint so recht geschaffen wären — er mit seiner geduldrigen Gesehrsamkeit, ich mit meiner energischen Unmüch. Zudem hatte auch ich etwas gespart. Das einzige Hinderniß zwischen uns war, daß ich ihn um einen Kopf in der Länge überragte. Das sieht nicht gut aus... allein es kann ja nicht Alles stimmen! — Wir sprachen nun auch oft scherzhaft von unserem Compagnie-Geschäft, indem wir im Ernst unsere Ehe damit meinten, und lachten bei diesem Worte immer vor Vergnügen. So eigentlich verlobt haben wir uns nicht, auch keinen Kuß gegeben. Es wäre uns zu dumm vorgekommen, wenn wir uns wie andere Liebesleute betragen hätten. Aber wunderschön war es doch, so zu einander zu gehören und eine gemeinsame Zukunft vor sich zu sehen. Noch ein Jahr wollten wir mit dem Beginnen unseres Unternehmens warten; dann kam der Jüngste von Monsieur Christophes Zöglingen in's College, und es gab eine anständige Abfertigung...“

„Nun — und...?“ fragte Ella unruhig, da die Tante hier mit einem kleinen Seufzer innehielt.

„Ja, die Geschichte ist leider aus, mein Kind... Er holte sich einmal eine Erkältung, als er mit Lebensgefahr den kleinen Oswald, unsern Liebling, aus dem Wasser zog, — und starb. Der Anstand, der sogenannte Anstand heißt das, verbot mir sogar ihn zu pflegen. Die Leute hätten dann am Ende noch an seinem Todtenbette über mich gelacht, über... Sie haben ihm einen schönen Grabstein gesetzt, weil der Verunglückte keine Erben hinterließ, die man hätte entschädigen können. Sein bißchen Kram schenkten sie den Armen, denen ich dann Dies und Das heimlich abkaufte. Ein paar Bücher, ein sorgsam angelegtes Herbarium und den Programm-Entwurf für unser Pensionat. — Daß ich das Grab in aller Stille pflegen durfte — es soll's ja Niemand wissen — das war meine Entschädigung! — — Dann bin ich weitere zehn Jahre allein geblieben, mutterseelenallein, und die Begeisterung für die Frauenfrage, das war Alles, was ich noch hatte!“

„Und nun hast Du mich dazu, mich ganz und gar, Du arme, liebe, liebe Tante!“ schluchzte Ella.

In diesem Augenblick füllte die Liebe zu Anna wirklich das junge Mädchenherz vollständig aus.

## VI.

„Joachim, Freiherr von Küstrow; p. p. e.“

Diese harmlose Visiten-Karte, die weiter Nichts anzeigte, als daß Herr von Küstrow seinen Urlaub angetreten, rief bei Guttenbergs grenzenlose Bestürzung hervor.

Man hatte täglich den Besuch erwartet und die bewußte Erklärung. Aber Herr von Küstrow hatte sich im Bureau vom Regierungsrath in ganz förmlicher Weise verabschiedet. Und nun diese Karte, die ja auf eine längere Abwesenheit hinvies!

Es war also Nichts! Warum? Warum? Kein Zweifel, er hatte Jella ‚reizend‘ gefunden! Und doch...

Man drang in den Papa, ob nicht beim amtlichen Abschiede irgend eine Anspielung gefallen sei? Papa erinnerte sich dessen nicht. Oder doch, was sagte er gleich von den Verhältnissen? Ach, richtig! Er werde seinen Urlaub zu Hause zubringen, denn seine Verhältnisse gestatteten ihm keine eigentliche Reise. Man reite sich durch die Winter-Saison immer hinein, es reiche nirgends.

Der zerstreute, leichtlebige Papa hatte den tiefen Sinn dieser Worte nicht beachtet gehabt. Jetzt, hinterher, ereiferte er sich darüber.

„Der Esel,“ schrie er grob, „was hätte ich ihm nützen können! Wenn ich nur ein Wort zu Excellenz äußerte! Excellenz fragt mich immer um Rath, wenn ein Platz im Ministerial-Bureau frei ist...“

Die Näthin, sonst die fügsamste Frau, schon des Beispiels wegen, wurde diesmal böse; sie schalt ihren Mann wegen seiner Achtlosigkeit bei der Verabschiedung Küstrow's heftig.

„Aber das hätte doch gar Nichts geändert, liebe Mathilde,“ verteidigte sich der Rath, „im Gegentheil! Ich bin ganz unbesungen geblieben; so wurde wenigstens das Decorum gewahrt.“

„Ach was, Decorum! Hättest du das Herbst-Avancement zur Sprache gebracht, wozu sich die beste Gelegenheit bot, so würde er sich die Sache vielleicht noch überlegt haben. Und überhaupt, wenn Du so achtlos und zerstreut bist, was soll aus uns werden?“

Sie warf sich mit jammervoller Miene auf das Sopha, als ob sie an der bereits aufgetragenen Suppe schon allen Appetit verloren hätte. Die arme Frau war außer sich. Wieder eine Saison zu Ende! Resultatlos!

„Aber auch Du bist schuld,“ herrschte sie Jella in einem Tone an, in dem sie sonst nicht zu ihrem Liebling zu sprechen pflegte; „Du bist zwanzig Jahre alt und weißt, was Du Deinen Eltern schuldest!“

„Liebe Mathilde,“ beruhigte der Rath, „verdirb uns doch das Essen nicht, es ist ja an der Sache Nichts zu ändern!“

Bei Tisch wurden die ‚ökonomischen Verhältnisse‘ Küstrow's trotzdem durchgesprochen.

„Welch' eine Verrücktheit,“ schalt die Näthin, „im Thiergarten herumzureiten und zu fahren wie ein wirklicher Prinz! Dann natürlich kann man nicht heirathen! Und was soll aus all' den armen Beamtentöchtern werden, wenn die jüngeren Beamten sich so aufführen? Ja, freilich, wenn Jella eine Tänzerin wäre, oder Aehnliches! Aber ein feines, anständiges Mädchen, da überlegt man sich's hundertmal!“

Als Papa sich zur Mittagruhe hingelegt hatte — Mama schlief nachmittags nur ganz ausnahmsweise — folgte sie den Kindern in die Hinterzimmer, wo sich ihre Erregtheit noch stärker Luft machte. Jella wurde jetzt mit den rücksichtslosesten Vorwürfen überschüttet. Erst das dumme Kolettiren mit dem Grafen, der mehr Schulden besaß als Haare auf dem Kopfe. Das hielte ernste Bewerber natürlich zurück. Und dann, wenn Jella schon Küstrow's nicht sicher gewesen wäre, so hätte sie doch wenigstens Koscher nehmen müssen!

„Aber Mama, der wollte doch Ella!“

„Unsim! Er hätte Dich, die Älteste, gewählt, wie's üblich ist, wenn Du Dich nicht so abstoßend und hochmüthig gegen ihn benommen hättest!“

Jella blieb die Antwort nicht schuldig, und Mama, die auch im Hause gewöhnlich streng auf Formen hielt, vergaß sich so weit, daß sie ihre beauty ein ganz albernes Geschöpf schalt, das sitzen bliebe und es auch nicht anders verdiene.

Nun brach Jella in Thränen aus.

„Sei doch nur ruhig, Mama, ich werde mich heirathen, ich gebe Dir mein Wort darauf! Ich hätte es doch schon mehrmals können! Wenn es Dir damit so schrecklich eilt, so werde ich nicht länger wählen und warten! Aber ich bleibe nicht sitzen, glaub's nur!“

Jellas Zuversicht wirkte etwas beruhigend auf die Mama.

„Es muß ja auch nicht der Erstbeste sein,“ sagte sie, „aber je eher, desto besser! Jünger wird Keines von uns, am wenigsten ein zwanzigjähriges Mädchen.“

„Hast Du schon eine Ahnung, wen?“ fragte Stella, als Mama in die Küche gegangen war, um nach dem Kaffee zu sehen. „Du denkst doch nicht etwa an den Gründer, den Kronheim?“

Jella rümpfte die Nase. Wenn sie den haben wollte, der läme auf den Ruf! Da gab es wohl noch Andere!

„Ihr werdet schon zufrieden sein!“ versetzte sie mit ihrem gewohnten Selbstgefühl. —

Mittlerweile hatte Ella ihren Koffer gepackt; gewiß war sie den Eltern und Geschwistern ehrlich anhänglich, aber in diesem Augenblick doch herzlich froh, von dem Heirathsmarkt fortzukommen.

Dann ging sie mit Jella aus, um noch einige Besorgungen zu machen.

Die beiden jungen Mädchen schritten die Leipzigerstraße entlang. Jella hatte, wie immer, die Augen überall. Sie besaß eine große Kunstfertigkeit bewundernde Blicke einzuheimsen und zu beobachten, ohne selbst dabei aufzufallen.

„Du, Ella, das gilt Dir!“ sagte sie jetzt zu der ganz in Gedanken verlorenen Schwester.

„Was soll mir gelten?“ fragte diese zerstreut.

„Doctor von der Waidt folgt uns! Schon durch die

ganze Mauerstraße; der muß um unser Haus herumgestrichen sein.“

Und jetzt erst erzählte sie, wie dringend er neulich, Sonntag Nachmittag im Thiergarten, Ella gesucht und wie enttäuscht er gewesen, als er sie nicht gefunden hätte.

Ella fühlte sich betroffen. So hatte er doch wieder versucht anzuknüpfen, trotz der verletzenden Auseinandersetzung vom Vormittag? Hatte er nicht begriffen, wie empört sie war? Nein, sie wollte Nichts von ihm wissen! Nicht ein einziges Mal blickte sie sich um.

Nah dem Dönhofs-Platz constatirte Jella dann, daß der Doctor verschwunden sei.

„Er ist doch hübsch und liebenswürdig,“ meinte sie vorwurfsvoll, „wie dumm von Dir, ihn so fallen zu lassen! Man lebt ja nicht nur, um sich zu ‚versorgen‘, wie Mama meint, sondern auch, um sich zu amüsiren!“ Ella ließ die Schwester reden.

„Da ist er wieder!“

„Wie unverkämmt!“ sagte Ella entrüstet.

„Ach Gott, ich meine ja nicht Waidt, sondern den Anderen, den Kronheim, der folgt mir! Bereits von der Friedrichstraße an. Hast Du denn gar Nichts gemerkt?“

„Bewahre! Unter den vielen Leuten!“

In der That waren die Straßen überfüllt. Da sich nach einem regnerischen Tage das Wetter aufklärte, aber die Promenaden draußen noch feucht waren, so schlenderte man in der Stadt umher.

Kronheim hatte ebenfalls an Jellas Triumph-Wagen gezogen, fast gegen Mamas Wunsch und Willen.

Denn daß der reiche Speculant ihre Tochter heirathen würde, kam ihr wenig wahrscheinlich vor. Natürlich, etwas Flirt durfte man Jella gestatten, und diese ansehnlichen Cour-Macher gaben auch ihr Ansehen.

Und Jella ‚flirtete‘ mit großer Klugheit und großem Erfolge. Sie verdaß es mit Keinem, ging nie zu weit, und ließ Jeden in dem Glauben, daß er ihr wirklich gefalle. Jella besaß Nichts von dem Uebermuth verwöhnter Schönen, die aus den Männern gern ein Spielzeug machen. Die Armuth im Hause und die Versorgungsfrage ließ Derlei bei ihr nicht aufkommen. Der Zauber, den sie ausübte, war für sie ein Kapital, mit dem sie sorgsam umging und mit dem sie noch Großes erreichen wollte. Sie hatte also ihre Gunst zwischen dem Grafen Borkau, dem Herrn von Küstrow, und dem jungen Kronheim so diplomatisch vertheilt, daß sie sich alle Drei bei guter Laune erhielt. Nun war ihr Küstrow ziemlich entwischt, Graf Borkau hatte sich seit Schluß der Saison nicht mehr um sie gekümmert. Natürlich erfüllte sie es daher jetzt mit Vergnügen, den jungen Kronheim ihren Spuren folgen zu sehen. Vielleicht that er es bloß aus Langweile; aber trotzdem wollte sie diesen Augenblick benützen.

Die beiden Mädchen waren in ein großes Woll- und Tricot-Waren-Geschäft getreten, wo sie wegen des großen Kunden-Andranges nicht sofort bedient wurden. Daher beschloß Ella, erst gegenüber ihren Strohhut zu holen, während Jella ihre Sommerhandschuhe einkaufte.

Ella bekam den Strohhut in einem riesigen Papiersack mit der großgedruckten Firma. Als sie den Laden verließ, sah sie plötzlich — Bruno von der Waidt an ihrer Seite! Kurz und kühl auf seinen Gruß dankend wollte sie an ihm vorüber. Er aber ließ sich nicht abschrecken.

„Ich bitte um eine Minute Gehör, gnädiges Fräulein,“ sagte er, den Hut noch immer in der Hand. „Ihr Fräulein Schwester ist ja dort in jenem Laden — Sie können mich also anhören, wenn Sie wollen.“

„Ich bedaure, Herr Doctor, meine Schwester wartet auf mich — ich kann unmöglich!“

„Fräulein Ella,“ bat er, „Sie können! Und Sie haben auch den Rath, mit mir da einmal durch die Anlage zu gehen“ — er wies nach dem Dönhofs-Platz hinüber — „ich weiß genau, daß Sie diesem Wagniß gewachsen sind. Nur, wenn Sie trotz meiner dringenden Bitte nicht wollen...“

Sie nickte, ohne ihn anzublicken. Und in ihrem Gedankensturm kaum auf das Wagnißachtend, überschritten Beide fast mit Lebensgefahr den Fahrdamm.

Ella war im Grunde noch ein Backfisch, obgleich in ihren Zügen und im Benehmen ihren Jahren voraus. Wäre sie nicht so sehr aufgeregt gewesen, so hätte sie in der Miene des jungen Doctors einen Ausdruck gefunden, als ob er sie auch wirklich nur für einen Backfisch hielt. Mit lächelnder Ueberlegenheit blickte er an ihrer elastischen, fast überschultranken Figur herab: das kleine Fräulein folgte ihm doch auch heute! — Eine Auseinandersetzung mit ihr reizte ihn gerade jetzt, und wenn sie wirklich ‚Nein‘ gesagt hätte, es würde ihn schauderhaft geärgert, ja gekränkt haben!

Denn so gar leicht um's Herz war es ihm nicht; nur sein reich errungener Sieg hatte ihn etwas ermüthigt.

(Fortsetzung folgt.)





1. Cingulum, nach einer griechischen Statue.



3. Die Werkstatt eines Corset-Schneiders.

Herr Leoty ist Franzose genug, um bei der Geschichte des Corsets einzig sein Vaterland zu berücksichtigen. Es darf uns dies um so weniger kränken, als Jahrhunderte hindurch in Sachen der Mode und besonders des Corsets Frankreich thatsächlich das entscheidende Wort zu sprechen hatte.

Die Zeit der Merovinger und Karolinger, — so berichtet Herr Leoty weiter — bietet dem Forscher nur eine geringe Ausbeute. Man war nicht eitel und gab wenig auf Toilette. Die Frauen setzten den Gebrauch des römischen Gürtels fort, der sich bei ihrer Kleidung, der lang herabhängenden, die ganze Gestalt einhüllenden Tunica, als ausreichend bewährte. Erst unter Ludwig VI. kamen Kleider auf, deren Taille und Rod getrennt waren; häufig wurden sie im Verlauf wieder durch die



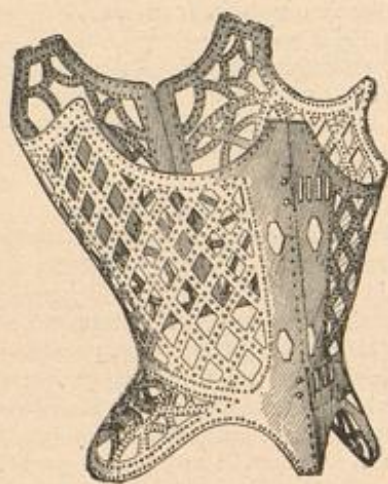
4. Gesticktes Corset. (Collection Fulgence.)

Tunica verdrängt, bis mit Beginn des 14. Jahrhunderts der weite, in der Taille mit einem Gürtel zusammengefaßte Frauenrock in Mode kam. Ende des 14. Jahrhunderts suchte Isabella von Bayern die decolletirten Kleider einzuführen, und hierbei taucht zuerst das Wort Corset auf. Die aus kostbaren Stoffen gefertigte, mit Pelz besetzte Taille schmiegte sich dem Oberkörper an und war vorn oder hinten mittelst Schürzenfalten straff gezogen. Von einem Corset in dem jetzt gebräuchlichen Sinne können wir jedoch erst ein Jahrhundert später sprechen, als die Basquine, auch als „Büste“ bezeichnet, eine Untertaille aus starkem Leinen, vorn mit einer Corset-Stange versehen, aus Spanien kommend ihren Einzug in Frankreich hielt. Diese Form behauptete sich ziemlich lange, wurde immer mehr verengert und durch Fischbein gestieft und schließlich so kostbar mit Gold- und Seidenstickereien geschmückt, daß man die Taille vorn offen ließ um dieses Leiden sehen zu lassen. Sogar Corsets von Eisenblech und Silber, mit herrlicher Intarsia verziert, wird Erwähnung gethan, doch verschwand diese Mode schnell wieder.

Die Basquine scheint viel böses Blut gemacht, Gelehrte und Schriftsteller in Aufregung erhalten zu haben. Wohl mit Recht, denn kaum ein Lebensalter konnte sich dem Zwange dieses Kleidungsstückes entziehen. Montaigne berichtet, daß man schon die Kinder mit Corsets quälte, die dermaßen mit Holzspänen und Fischbeinen versehen waren, daß die Brust der armen Kleinen hart und unempfindlich wie die Hornschicht an den Händen eines Arbeiters wurde. An der Leiche einer eleganten Modedame, die der berühmte Anatom Ambroise auf dem Sectirtische hatte, zeigten sich die Rippen vollständig über einander geschoben. So sehr war die Basquine im Verruf, daß selbst Se. Majestät Karl IX. in den erbitterten Kampf eingriff und versuchte, sie durch Verordnungen zu unterdrücken, allerdings ohne jeglichen Erfolg. Die aus derselben Zeit stammenden Eisen-Corsets — siehe Abbildung 2 — mögen in Wirklichkeit nicht so entsetzlich gewesen sein, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Sie besaßen wenigstens den Vorzug, genau den Körperformen angemessen zu sein. Die in der Art eines Gerippes zusammengefügte Eisenstäbe waren äußerst biegsam, ein Futter von starkem Stoff, Tuch oder Sammet schützte den Körper gegen allzuharten Druck.

Den Menschen von heute berührt die Thatsache höchst sonderbar, daß zu damaliger Zeit die Herstellung jeder Art von Kleidung für beide Geschlechter, einschließlich des Corsets, ein Vorrecht der Männer war. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hören wir von Schneiderinnen, die sich bald zu einer Corporation zusammen schloßen und durch einen Erlaß des Parlaments geschützt werden. Doch gelingt es ihnen nicht, ihre männlichen Kollegen ganz auszuschließen, die namentlich die Corset-Schneiderei noch immer für sich in Anspruch nehmen. Abbildung 3 führt uns in das Atelier eines Schneiders und veranschaulicht sowohl das Zuschneiden der einzelnen Theile als die Anprobe des vollendeten Werkes.

Unter Ludwig XV. erscheint das Corset steif, auf den Hüften geschweift, hinten, zuweilen auch unter beiden Armen, geschlossen, vorn mit einer Planschette oder einer Holzstange versehen, und die Brust sehr hinaufschiebend. Noch immer muß es als Stützblatt für die zeitgenössischen Satyrer verhalten. Nur ein Ritter bricht für dasselbe eine Lanze, ein



2. Eisen-Corset. (Musée Carnaralot.)

Nachdruck verboten.

### Zur Geschichte des Corsets.

Mit sechs Abbildungen.  
Von Clara Eszell.

Epriessen von Einigen, über Gebühr heruntergeleitet von Anderen, hier als häßliche Unnatur der Lächerlichkeit preisgegeben, dort als etwas besonders reizvolles verherrlicht, durch königliche Edicte zum Untergang verurtheilt und durch die Gunst der Menge unsterblich gemacht — so hat das Corset die weibliche Tracht auf ihrer Jahrhunderte langen Entwicklung begleitet, um schließlich zu einem unentbehrlichen Bestandtheil der modernen Kleidung zu werden. Mode-Neuheiten, die von einer Strömung nach oben getragen und von der nächsten spurlos hinweg gespült werden, haben meist ihr Schicksal verdient, warum sollte allein das Corset seine Beliebtheit einem unverdienten Zufalle verdanken? Die weibliche Gestalt bedarf eines Unterstügens aus ästhetischen sowohl, als gesundheitlichen Gründen; wir finden dieses fast zu allen Zeiten und bei allen Cultur-Völkern vor, der herrschenden Tracht und dem Klima angepaßt, von der einfachen Gürtelbinde der Griechinnen und Römerinnen bis zu dem Meisterwerk eines Pariser Corsets entwickelt. Selbstverständlich hat das an sich berechtigte und gesundheitsfördernde Kleidungsstück auch zu Uebertreibungen geführt, die den ursprünglichen Zweck geradezu auf den Kopf stellten. Das ist bedauerlich, aber nicht ungewöhnlich, sondern sogar das allgemeine Schicksal der meisten Erfindungen auf dem Gebiete der Toilette. Ein Zeichen großer Kurzsichtigkeit würde es sein, das Ding an sich deshalb verdammten zu wollen. Wer möchte auf den Schah verzichten und lieber barfuß gehen, weil die Chinesinnen ihre Füße bis zur Verküppelung einengen? Wer die segensreiche Bedeutung des Morphiums abstreitet, weil sein Mißbrauch Einzelnen verhängnisvoll geworden?

Der erbitterte Kampf, der zeitweise, und nicht immer unberechtigt, gegen das Corset geführt worden, hat nur dazu gedient, auf die Mängel aufmerksam zu machen und es immer mehr und mehr zu vervollkommen. In der jetzigen Form, aus weichem und biegsamem Material hergestellt, von gebildeten und anatomiekundigen „Künstlerinnen“ so sorgsam gearbeitet, daß es nirgends einen Druck ausübt, weder den Magen noch die Athmung einengt, noch die Beweglichkeit des Oberkörpers hindert, entkräftet es alle ihm gemachten Vorwürfe. Es gewährt der Figur den notwendigen Halt und bildet zugleich eine feste Stütze für die in unserm kühlen Klima ziemlich complicirte Unterleibung, deren Druck ohne Corset auf den Hüften ganz unerträglich sein würde. Bei jungen Mädchen verbietet es eine nachlässige Haltung und erzielt, indem es den Rücken gerade hält und die Brust zwingt, sich auszudehnen, eine kräftige Athmung und gesunde Blut-Circulation; bei Frauen verhindert es allzugroße, der Gesundheit schädliche Corpulenz.

So ungefähr sagt uns Herr Leoty in seinem jüngst bei Ollendorff in Paris erschienenen Buche: Le corset à travers

los ägos. Als Leiter des ersten Pariser Corset-Ateliers ist Herr Leoty im Besitze einer reichhaltigen Corset-Sammlung, die für das kleine, vornehm ausgestattete Werk das interessante Studien-Material geliefert hat. Der Verfasser zeigt sich als ein tüchtiger Gelehrter in seiner Specialität, der die Mühe nicht scheut, seinem Gegenstande bis in die verborgensten Quellen nachzuforschen. Er geht bis zu den alten Griechinnen und Römerinnen zurück und sucht den Ursprung des Corsets in deren Gürteln und Brustbinden, der Facia, Taonia, Zona, dem Strophium, dem in Abbildung 1 dargestellten Cingulum u. s. w., die, ob über oder unter dem Gewande getragen, stets dazu dienten, der Gestalt den notwendigen Halt zu geben. Aber schon zu jenen Zeiten ging mit diesem praktischen Zwecke das Bestreben, die Figur zu verschönern, Hand in Hand. Ovid spricht von Gürtelbändern, „die der Gestalt das geben, was ihr fehlt“ und der Römer Terenz tadelt es, daß man von einem jungen Mädchen eine durch das Tragen des Gürtels trainirte Figur verlange, die an Schlantheit dem Schilfrohr nahe komme. Im vierten Jahrhundert v. Chr. erzählt der Komiker Alexis von Athen, daß die vornehmen Griechinnen sehr breite, feste Ledergürtel gebrauchten, um einer übergroßen Entwicklung der Formen vorzubeugen.

Liegt in diesen Binden schon eine Aehnlichkeit



5. Corset mit Aehselbändern. (Musée de Cluny.)

### Zur Geschichte des Corsets.

mit dem heutigen Corset, so ist doch anzunehmen, daß letzteres aus einer Zusammenziehung zweier antiker Gürtel entstanden ist, der die Brust stützenden römischen Facia und der griechischen Zona, die sich auf die Hüften legte.



6. Die Toilette einer Modedame. Nach einem Gemälde von Freudenberg.





Freitag in Venedig. Nach dem Bilde von G. Zito. — Siehe Seite 136.  
Photographie-Berlag von Franz Ganttaengl, K.-G., München.



als Corset-Fabricant in Lyon anjässiger Deutscher Reichier (Reichner?), der, ein verfrähter Leoth, alle Vorzüge des vernunftgemäß gearbeiteten Corsets in einer Broschüre in das rechte Licht stellt.

Unsere Abbildung 4 zeigt ein reichgesticktes Corset aus derselben Epoche, mit Blumen und Gold gestickt; Abbildung 5 ein anderes aus grüner Seide mit Stiderei, die Nähte mit schmalen, rothem Ligenbesatz gedeckt. Beide Formen sind nach unserm Begriffe weniger Corsets, denn festliegende ärmellose Untertaillen.

Die Toilette einer Modedame giebt Abbildung 6 wieder. Hier ist die Taille in einer Weise eingeschnürt und verlängert, daß das auch in Deutschland vor ungefähr vier Jahren angestrebte Ideal dagegen vollständig verblaßt. Man begreift es sehr wohl, daß diese Verunstaltung der weiblichen Gestalt zu Caricaturen und Wigeleien herausfordern mußte. Allerdings beeinflussten sie die Mode nicht im Geringsten. Dies war erst der Revolution vorbehalten, die traurige Jahre für die Corset-Fabricanten brachte. Bei der Wiederbelebung der griechischen Tracht war für das Corset kein Raum, der antike Gürtel, die Zona trat an dessen Stelle. Man trug sie nur etwas höher gerückt als das klassische Vorbild, und trattete sie, um der Gestalt den gewohnten Halt nicht mit einem Male ganz zu entziehen, in der Mitte mit einer Schwebbe aus.

Nach einer Uebergangszeit, in der man zwar die griechische Tracht wieder verwarf, immerhin aber die Toilette noch lose und ziemlich inbecert hielt, begegnet wir dem Corset wieder, und zwar in einer oben und unten ziemlich kurzen Form, die von 1815—1830 stetig an Länge zu- und an Weite abnimmt. Mit dem Aufschwung dieser Industrie steigert sich auch der Preis des Productes; wer möchte es glauben, wenn es nicht verbürgt wäre, daß für ein kleines Kössen aus weissem Taffet, das von dem berühmten Fabrikanten Lacroix dem Corset hinten angefügt wurde, um der Linie der Taille einen erhöhten Schwung zu geben, gern 100 Frs. bezahlt wurden! „Ich lasse mir meine Ideen bezahlen — und das Material nebenbei,“ wie eine der ersten modernen Pariser Puzmacherinnen sagt.

1842 kam ein neues Corset auf, genannt „la parresseuse“, das, sehr geschickt gearbeitet, angenehm zu tragen war und mit kleinen Abweichungen noch das Corset von heute ist. Man behielt vollständig die natürliche Körperform bei, schweißte das Corset auf den Hüften und ließ die bisherigen Achselbänder und Taschen über der Brust fort. Von jetzt ab ward es das Bestreben jeder Modedame bei dieser Bequemlichkeit eine möglichst elegante Figur zu erzielen, etwaige Fehler der Gestalt durch das Corset zu ergänzen und zu verdecken, jeden schmiegamen Reiz des Körpers hervor zu heben. Das Vorbild gab darin die Kaiserin Eugenie, und da sie selbst eine kurze Taille oder vielmehr eine tief gebaute Figur besaß, so wurde bald das „tiefe Corset“ als allgemeine Mode angenommen.

Die nun folgenden Jahrzehnte sind noch in so frischer Erinnerung, daß wir sie füglich übergehen dürfen. Kleine Veränderungen in Länge oder Kürze der Taille, Höhe oder Tiefe der Brust hat sich das Corset auch späterhin gefallen lassen müssen; doch hat man stets bei seiner Anfertigung die natürliche Form des Körpers so weit berücksichtigt, daß gleicherweise die Caricatur wie ein Schaden für die Gesundheit ausgeschlossen geblieben ist. Wohl verstanden, nur für diejenigen, die sich damit begnügen, die von der Mode gegebene Norm der eigenen Person anzupassen, und nicht darauf ausgehen, durch Uebertreibung des Feststehenden sich besonders hervorzuthun. Bei einer vernunftgemäßen Anwendung des Corsets wird es jenem Ideal entsprechen, von dem Herr Leoth sagt: „Es ist kein Gefängniß, das die Organe einengt, sondern ein angenehmes Wohnhaus, das sie bequem umschließt und auf's Beste beschützt.“

Kachdruck verboten.

### Aus dem Leben eines Glücklichen.

Von Albert Roderich.

IV.

**S**ind mehr als zwanzig Jahre verflossen und Tobias Wohlly ist sehr alt geworden. Sein spätkliches Haar ward schneeweiß und seine hagere Gestalt gebeugt, aber er ist immer noch Schulmeister in Grohdorf. Und glücklich ist er auch noch immer. Er hat sich in den langen Jahren die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, und wenn einer der Bewohner von Grohdorf in irgend einer Angelegenheit um einen guten Rath verlegen ist, so geht er sicher zum alten Herrn Cantor.

Freilich hat er auch allerlei Ungemach gehabt während der Zeit. Drei Kinder sind ihm damals in der schrecklichen Typhus-Epidemie gestorben, der Wilhelm, der Paul und die Anna, und als sie das dritte Kind begruben, da sagte er schmerzgebrochen zu seiner getreuen Betti: „Nun wär' ich doch ein unglücklicher Mensch, wenn ich Dich nicht hätte!“

Und die getreue Betti, die jetzt allerdings nicht mehr ganz so kräftig und resolut ist, hatte sich damals in einer Art und Weise benommen, daß Niemand so leicht hätte klug daraus werden können, ob sie ein heldenmüthiges, oder ein herzloses Weib sei. Sie hatte kein Wort der Klage gehabt für die todtten Kinder, sondern nur Worte des Trostes und Thaten der liebevollsten Sorgfalt für den Gatten.

An Stelle der gestorbenen Kinder aber spielt jetzt eine Schar fröhlicher Ur-Enkel zu den Füßen des glücklichen Greises. Es sind die Kinder der ältesten Tochter von Frau Gretchen Danke, geb. Wohlly, deren Mann seit zehn Jahren den Schultheißen-Hof bewirthschafte. — Nächsten Monat werden es gerade 22 Jahre, da war eines Tages der nun längst bei seinem Weibe zur Ruhe besattete alte Schultheiß Hanke in's Schulmeisterhaus gekommen und hatte den Herrn Cantor allein zu sprechen verlangt.

„Herr Schulmeister,“ hatte er gesagt, „Ihre Tochter Gretchen, die bei mir auf dem Hofe dient, hat eine Liebchaft mit meinem Sohne.“

Da war Tobias Wohlly todttenblaf geworden.

„Was — was — was ist das? — meine Tochter hat eine Liebchaft?“

„Ja, — und ich will Ihnen grad' heraus sagen, — mein Sohn besteht darauf, das Mädchen zu heirathen.“

„So, so — besteht darauf! — Herr Schultheiß, dann —

auf Ihr Ehrenwort, — ist Ihr Herr Sohn ein braver, honetter Mensch?“

„I da soll doch —! Herr Schulmeister, jetzt wollen Sie gar mich in's Verhör nehmen?“

„Gewiß! Ist denn meine Tochter nicht brav und honett?“

„Ja, das ist sie.“

„Ist sie nicht auch pflichtgetreu und rechtchaffen?“

„Ja, ja, das auch, aber —“

„Ih kenn' Ihr Aber, Herr Schultheiß. Sie sind Gutsbesitzer und von vornehmer Herkunft, und darauf sind Sie stolz. Nun, ich bin Schulmeister in Grohdorf, darauf bin ich stolz. Ich meine, wer am besten seine Pflicht thut von uns Beiden, der hat am meisten Grund, stolz zu sein.“

Der Herr Schultheiß war in Nachdenken versunken.

„Herr Cantor, — — — dann soll mein Sohn heute herkommen und Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten. Ich glaub', Sie sind grad' solch ehrlicher Mann, wie's der Vater meines lieben Weibes war, und doch haben meine Eltern mich verstoßen, weil ich nicht von ihr lassen wollte. Wir waren reich und sie waren arm. Seit drei Jahren ist mein liebes Weib todt, — ich hab' nie wieder gelächelt oder gar gelacht seit der Zeit. Sie war immer so lustig und fröhlich und sang bei der Arbeit, — und grad' so ist Ihr Gretchen, und seit sie auf'm Hof ist, ist wieder ein bißchen Sonnenschein da. Herr Cantor, lassen Sie uns Ihr Gretchen!“

„Wir sind Glückskinder, und unsere Kinder sind auch Glückskinder,“ hatte Tobias Wohlly am Hochzeitstage seiner ältesten Tochter zu seiner Betti gesagt. Und dieselben Worte wiederholte er, als sich zehn Jahre später Fräulein Minna Wohlly mit dem soeben in Oberdorf angestellten Cantor Amandus Klige verheirathete. Als ihm das Anstellungs-Decret zugestellt worden war, hatte der ehemalige Unterlehrer mit einer gewissen fröhlichen Resignation gerufen: „Nun weiß ich doch, was aus mir geworden ist!“

Das aber war folgendermaßen zugegangen:

Eines Tages hatte der damalige Unterlehrer Amandus Klige besonders hochgehobenen Hauptes seine sofortige Entlassung aus dem Schuldienste von Tobias Wohlly verlangt. Jetzt wußte er ganz sicher und genau, was aus ihm werden würde. Er war den Abend vorher im Theater zu Cuxhausen gewesen, und da war's ihm klar geworden: ein großer Schauspieler würde aus ihm werden. Und der Herr Theater-Director hätte es ihm nach einem kurzen Examen bestätigt und dabei gesagt, wenn er, Klige, einen honetten schwarzen Anzug besäße, dann könnte er sofort bei ihm, dem Herrn Director, antreten. Ein honetter schwarzer Anzug und ein lautes Organ, das wären die Hauptsachen. Vergeblich waren alle Vorstellungen des Herrn Cantor, sein Unterlehrer bestand darauf, ein berühmter Schauspieler zu werden, und der erste Versuch dazu sollte schon in alternächster Zeit gemacht werden.

Im Theater zu Cuxhausen — die Bühne war in einem Saale ausgefchlagen, der sonst zu Tanz-Bergnügungen diente — spielte seit einiger Zeit die Wandertruppe des Herrn Director Kulajsch. Das Geschäft ging ganz außerordentlich schlecht, und die Künstler hungerten mehr oder weniger. Da hielt eines Morgens der Herr Director bei der Probe folgende Rede:

„Kimmers, so geht's nicht weiter. Nu' sagt zwar der Kritiker vom Cuxhausener Wochenblatt, was wir machten, das wär' keine Kunst. Kimmers, in den letzten drei Vorstellungen hab' ich 16 Mark 50 eingenommen, und wir leben noch Alle, — is das keine Kunst?! Na, is gut. Ihr wißt, immer wenn's ihm am schlechtesten geht, hat Director Kulajsch die besten Ideen. Da hat sich ein junger Mensch aus'n Dorf hierrum bei mir gemeldet und will Schauspieler werden. Kimmers, nu' paßt mal auf. Und wer vorher 'n Wort von der Sache verräth, — na der hungert denn mit uns zusammen todt.“

Und darauf enthielt der Herr Director seiner begierig lauschenden, hungrigen Künstlerschar seine grandiose Idee.

Am nächsten Tage ging das Gerücht durch Cuxhausen, — Niemand wußte, woher es eigentlich stammte — einer der vornehmsten, angesehensten und bekanntesten Bewohner des Städtchens hätte sich entschlossen, zur Bühne zu gehen, und würde binnen Kurzem den ersten theatralischen Versuch in seinem Wohnorte selbst machen. Das Gerücht ward widerrufen, bestätigt, — die Reugier und der Klatsch nahmen riesige Dimensionen an, und schließlich brachte man den Einwohnern von Cuxhausen eines Morgens den Theaterzettel in's Haus, auf dem zu lesen stand: . . . Die Ahnfrau, oder das erfüllte Verhängniß. Trauerspiel in 5 Acten von Grillparzer . . . Jaromir, ein Räuber, Herr Rudini, als erster theatralischer Versuch.

Das Theater war überfüllt. Der Herr Director in eigener Person machte den zitternden Unterlehrer durch eine höchst phantastische Räuberkleidung und einen ungeheuren Ankelbart selbst für seine intimsten Freunde unkenntlich und wiederholte ihm zum hundertsten Male: „Geheim halten — Alles geheim halten! — Zum Schluß colossaler Erfolg! Dann Raste runter! Und sonst — wenn's schief geht — na, dann weiß Niemand, wer's gewesen is. Sie haben doch keinem Menschen was gesagt?“

„Nur Herrn Cantor Wohlly hab' ich's gesagt!“

„Was?! Warum? Wer is Cantor Wohlly?“

„Mein Vorgesetzter. Der hat mir auch gesagt, ich soll lieber keinem Menschen was davon sagen. — Dann blamirt' ich mich nicht.“

„Sehr richtig! Und nu' los!“

Die Reugier des geehrten Publicums hatte den Höhepunkt erreicht, als Herr Rudini auftrat. Seines Herrn Directors Kunstforderung an ein lautes Organ kam Herr Rudini in weitestem Maße nach. Er schrie, brüllte und tobte. Das Publicum aber bemühte sich vergebens, aus dem wohlverkleideten Räuber eine bekannte Persönlichkeit Cuxhausen's herauszufinden.

Es ist historisch nicht festzustellen, von welcher Person das Gerücht ausging, das jetzt im Auditorium entstand und sich schnell von Mund zu Mund verbreitete, das Gerücht nämlich, Herr Rudini sei der Sohn des Loosten Heyer, Willi Heyer.

Dies Gerücht drang natürlich auch zu dem Loosten Bosse, der auf einer der vordersten Bänke saß, und verdroß ihn sehr. Er rief wüthend seinem Nachbar, dem Loosten Müller, zu: „Wat?! Gen Loostenjöhn op'n Theater, dat is'n Schande werth!“ — Dabei fing er an zu pfeifen und zu zischen. Diesen Ausruf aber hatte Joachim Vottig vernommen, der dicht hinter dem Loosten Heyer neben Cantor Wohlly saß; Beide waren auf Grund von Frei-Billets im Theater, die ihnen der Unterlehrer geschenkt hatte. Joachim Vottig's Brüderlichkeitsfönn war nun durch die Aeußerung des Loosten schwer angegriffen.

„Was?!“ rief er dem Loosten zu, „is denn ein Loostenjöhn mehr als 'n andern Sohn? Gar niz mehr is 'n Loostenjöhn!“ — Dabei fing er zur Gegen-Demonstration an, heftig zu applaudiren. Desto härter zischte und pfiß dafür wieder Looste Heyer, kräftigst unterstützt von seinen anwesenden Collegen, und das übrige Publicum, das dem lauten Organe des räthselhaften Darstellers ganz gern zugehört hatte, rief laut Ruhe! und zischte gegen den Spectafel an.

Dem armen Unterlehrer aber ward ganz unräubernmäßig jaghaft zu Muth, und sein Organ nahm immer mehr an Kraft und Stärke ab.

Als er vor Angst zitternd nach dem ersten Acte in die Garderobe kam, trat ihm, vergebens von Director Kulajsch zurückgehalten, ein dicker, vierschrötiger Mann entgegen. Es war der Looste Bosse.

„Se schullen sid wat schamen!“ brüllte dieser den unglücklichen Jaromir an.

„Ach ja, ich schäm' mich ja auch!“ wimmerte der Räuber.

„Un' Ihr Vadder schull sid uk wat schamen!“

„Ach ja!“

„Un' Ihr ganze Familie schull sid wat schamen!“

„Ach ja!“

„Se als Loostenjöhn op'n Theater?! Se schimfirn ja de ganze Loostenjahn!“ Dabei war der in seiner Standeshöhe gekränkte Mann drohend an den Nimen dicht herangetreten.

„Ich bin ja kein Loostenjöhn,“ protestirte Amandus.

„Wat?! Sünd Se nich' Loosts Heyer sien Sohn Willi?“

„Ach nein!“

„Wer sünd Se denn?“

„Ich — ich bin der Unterlehrer aus Grohdorf!“ Und um jeden Verdacht zu beseitigen, daß er ein Loostenjöhn sei, nahm Amandus für einen Moment seinen enormen Räuberbart ab.

„De Unterlehrer ut Grohdorf!“ sagte darauf mit bedeutender Geringschätzung Looste Bosse. „Na, is jedenfalls Ihr Glück, dat Se in düssen Augenblick nich' Loosts Heyer sien Sohn sünd!“

Darauf drehte er dem Unterlehrer verachtungsvoll den Rücken und ging in's Auditorium zurück.

Fünf Minuten später wußte nun natürlich das versammelte Publicum, wer sich hinter den Künstlernamen Rudini verbarg, und fühlte sich darob ganz schändlich enttäuscht. Man hatte auf einen der vornehmsten, angesehensten und bekanntesten Mitbürger gerechnet, und jetzt war es der Unterlehrer von Grohdorf! Na, warte nur!

Und als der Räuber Jaromir im zweiten Acte wieder auftrat und, anstatt laut zu brüllen und zu toben, mit dünner, heiferer Stimme blöde zu declamiren anfing, da brach der allgemeine Unwille in wildes und lautes Zischen und Pfeifen aus. Nur Loosts Bosse applaudirte jetzt und die anderen Loosten mit ihm.

Das ärgerte aber den Joachim Vottig schändlich.

„Ja,“ schrie er dem Loosten zu, „Sie meinen woll, daß so'n Unterlehrer schlechter is als 'n Loostenjöhn! Na!“ und nun zischte und pfiß Joachim Vottig auch mit.

Als Amandus Klige jetzt völlig vernichtet und geknickt hinter die Coullisse trat, stand der Herr Cantor Wohlly vor ihm. Laut aufweinend sank Amandus an die Brust seines väterlichen Freundes.

„Ach, Herr Cantor, was 'n Glück, daß Sie hier sind. Retten Sie mich!“

Und während Herr Director Kulajsch dem Publicum die Mittheilung machte, daß der geschätzte Gast plötzlich unwohl geworden sei und die Rolle des Jaromir von Herrn Barelli weitergeführt werden würde, half Cantor Wohlly seinem Unterlehrer beim Umkleiden und verließ mit ihm das Schauspielhaus. Unterwegs, auf dem Wege nach Grohdorf, ergoß sich der ganze Schmerz des Jünglings über die vernichteten Hoffnungen und Träume noch einmal.

„Ach, Herr Cantor,“ sagte er fast weinend, „und ich hab' immer geglaubt, daß noch 'mal was aus mir wird. Nun ist es aus!“

„Lieber, junger Freund,“ entgegnete ihm der Cantor, „wenn Sie sich nur ein bißchen zusammennemen und darauf hören, was gute Freunde Ihnen rathen, dann kann noch was aus Ihnen werden, was viel mehr ist, als all' das Andere.“

„Ach, was denn, Herr Cantor?“

„Ein guter Mensch!“

Vor ungefähr drei Jahren hatte Tobias Wohlly einmal einen Schwindelanfall gehabt und war ohnmächtig zu Boden gesunken. Seine tödtlich erschrockene Betti hatte ihn zu Bette gebracht und zum Arzte geschickt. Als nach ungefähr sieben Stunden Doctor Kuhle aus Cuxhausen erschien, war Tobias schon wieder zu sich gekommen. Herr Doctor Kuhle untersuchte den Kranken, und da er immer der Meinung war, daß seine Patienten für ihr Geld doch auch zu wissen verlangen könnten, was ihnen denn eigentlich fehle, so sagte er langsam, aber bestimmt: „Verfaltung der Blutgefäße.“

„Ach, du mein Gott,“ jammerte Frau Betti, „Ber — — —“

„— faltung der Blutgefäße, ja! Der Patient hat sich besonders vor Congestionen nach dem Kopfe zu hüten.“

„Vor was? Vor Con —“

„— gestionen nach dem Kopfe, ja!“

„Wie kann er sich denn davor hüten, Herr Doctor?“

„Vor Allem keine Aufregung, keine hitzigen Getränke x.“

„Hitzige Getränke trinkt mein Mann gar nicht, und Aufregung — davor werd' ich ihn schon in Acht nehmen. Ist es denn schlimm, Herr Doctor?“

„Nein, vorläufig nicht. Adieu!“

Seit dem Tage gab es für Frau Betti Wohlly nur noch einen einzigen Gedanken, nur noch ein einziges Streben: ihren Gatten vor Congestionen nach dem Kopfe zu hüten. Ob sie überhaupt jemals erfahren hat, was Congestionen nach dem Kopfe eigentlich sind, das läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, gewiß aber ist es, daß sie ihren lieben Tobias davor gehütet hat.

Am hinderlichsten für diese ihre jetzige Lebensaufgabe erschienen der Frau Betti die langen Gespräche, die ihr Mann mit dem Verächter der gegenwärtigen Gesellschafts-Ordnung, mit Herrn Joachim Vottig, des Lestern führte. Jahrelang schon hatte sich der Cantor vergeblich bemüht, den alten Freund von seinen social-politischen Ideen abzubringen. Joachim Vottig bewohnte seit längerer Zeit ein Zimmer bei Väter Kunze jun. Da er absolut nichts Anderes mehr zu thun hatte, las er alles Gedruckte, was ihm unter die Finger kam, und hatte mehrere neue socialistische Stich- und Schlagworte theils halb richtig,



theils ganz unrichtig in sich aufgenommen. Daß er aber bei Bäcker Kunze ein Zimmer benohnte und Nichts mehr zu thun hatte, das war folgendermaßen geschehen:

Vottig hatte vor einigen Jahren mal wieder eine Idee bekommen und sich in seinem Papier- und Schreib-Mensilien-Laden auch einen Handel mit Petroleum zugelegt. Da er aber mit der so leicht entzündlichen Ware nur höchst ungeschickt umzugehen verstand, so brannte eines Tages sein altes Haus in 1½ Stunden nieder.

„Ja,“ sagte Joachim Vottig, „sehn Sie wohl, das kommt nu' davon! Wenn wir nu' die staatliche Production hätten, dann könnt' so was doch gar nich passieren.“

Die Sache ward aber für Joachim noch ganz besonders schlimm, denn es stellte sich heraus, daß er der Einzige im ganzen Dorfe war, dessen Haus sich nicht in der Versicherung befand. Er hatte das allen Mahnungen gegenüber immer mit überlegenem Lächeln abgewehrt.

„Nä,“ pflegte er in solchem Falle zu erklären, „ich werd' mich hüten. Wenn wir man erst die neue Basis kriegen, dann wird das doch Allens ganz anders. Dann wird der Grund und Boden un' Allens, was darauf baumelt und hummelt, exproirt, und das kann all' heut oder morgen losgehen. Jawoll! Und warum soll ich nu' noch die Prämie bezahlen? Das Geld kann ich sparen.“

Infolge dieser seiner Sparsamkeit hätte nun Joachim Vottig in's Armenhaus wandern müssen, wenn nicht sein Sohn, der Fripi, ihn bei Bäcker Kunze eingemietet und auch für seine sonstigen Lebensbedürfnisse die Sorge übernommen hätte. Der Fripi war ein braver Mensch geworden, auch ein tüchtiger und geschickter Schlosser, und stand bei der Schiffsverft in Gutzhausen in festem Lohn.

Heute also war Tobias Wohligh wieder mal bei Joachim Vottig, als plötzlich zu ganz ungewöhnlicher Zeit Fripi eintrat, zwar ein stark verwachsener, aber kräftiger Mann.

Um die breite Stirn trug er ein blutgetränktes weißes Tuch. „Mein Fripi, wo kommst Du denn her um die Zeit? O Gott bewahre, mein Junge, hast Du denn einen kaputten Kopf?“

Fripi hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und ließ die Faust schwer auf den Tisch fallen.

„Ja, Vater, ich streik' nu' auch.“

„Süßt Du, mein Junge, das is recht. Sie streiken ja allemwärts, dann mußt Du auch mal streiken.“

„Ja, Vater, dann werden wir woll aber auch 'n bißchen hungern müssen.“

„Wie? Wieso? Hast mir auch keinen Tabak mitgebracht, mein Fripi?“

„Nein! Wir werden uns woll ein Ordentliches einschränken müssen.“

„Aber, wie kommen Sie denn zu der Kopfwunde?“ fragte jetzt Cantor Wohligh.

„Das will ich Ihnen auseinandersetzen, Herr Cantor. Auf unserer Verft wird seit drei Tagen gestreikt. Nur fünf Leute haben weiter gearbeitet. Vier Familienväter, die viele Kinder haben, und ich, weil ich einen alten Vater ernähren muß. Und nächsten Monat ist wieder Miethe zu bezahlen. Zwei Tage haben wir's ausgehalten, so doll sie uns auch zugefegt haben mit Schimpfen und Drohn. Nu' geht's nicht mehr. Heute haben sie uns überfallen — zwanzig, dreißig gegen fünf! — Ihr Hunde, Ihr Schuste wollt arbeiten, wenn wir streiken?“ schrien sie, und den Hinrich Müller haben sie lahm geschlagen und mir einen großen Stein an den Kopf geworfen —“

„O mein armer Fripi!“ rief Joachim Vottig, „aber wegen der Miethe quäl' Dir man nich! Nächsten Monat is noch lang hin, und dann haben wir woll schon die neue Basis und Allens is in Ordnung. Süßt Du, da hab' ich noch neulich gelesen: Die Gleichheit und Verbrüderlichkeit is nahe, und der Umchwung steht vor der Thür. Süßt Du woll, mein Fripi?“

„Ach was, Vater, Du —“

„Fripi,“ wandte sich jetzt Cantor Wohligh an den jungen Mann, der wie in Verzweiflung den Kopf in die Hand stützte, „machen Sie sich wirklich wegen der Miethe keine Sorgen. Ich werde mit meinem Schwiegerjohn, dem Schultheißen, sprechen, ich denke, der leiht Ihnen das Geld.“

„Ja, mein Fripi; das is auch wahr. Der Schultheiß is auch so'n Bourgo-is. Nimm ihm man's Geld ab. Wenn erst die neue Basis kommt, wird er's doch los.“

„Derr Cantor,“ sagte Fripi und reichte ihm die Hand, „ich danke Ihnen! Und ich zahl's jurüd, sobald ich kann. Ich will ein ehrlicher Mensch bleiben.“

Er schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Fripi,“ rief Joachim Vottig ihm nach, „bring's mir nu' Tabak mit?“

„Sagen Sie mal, Vottig,“ hob Tobias an, „was rauchen Sie eigentlich immer für Tabak?“

„Von Krämer Heinzle sein' Anaster Nr. 7.“

„Ja, wie ist das nun, wenn in Ihrem Zukunfts-Staat alle Männer denselben Tabak rauchen sollen? So viel giebt's ja gar nicht davon.“

Joachim Vottig stützte einen Augenblick.

„Ja, ich rauch' den Tabak nu' vierzig Jahr', ich muß mein' Tabak haben!“

„Es giebt aber doch Leute, die ihr Hab und Gut ebenfalls schon viel länger als vierzig Jahre haben. Warum sollen die das denn nicht auch behalten?“

„Hab und Gut?! Das is der Kapitalismus! Das is der Krebsgeschaden der modernen Gesellschaft! Der muß raus! Aber mein' Tabak laß ich mir nich' nehmen! Nä, das thu' ich nich'!“

Es war an einem Sonntags-Morgen ganz früh. Die Eheleute Wohligh saßen beim Kaffee. Frau Betti hatte einen Festtuchen gebaden. Heute vor fünfzig Jahren war Tobias Wohligh als Schulmeister in Althaus eingeführt worden. Siebenundzwanzig Jahre hatte er in Althaus amtiert und jetzt dreißig Jahre in Grohdorf. Niemand außer ihnen beiden — so dachten wenigstens Tobias und Betti — wußte um dieses Jubiläum. Der Herr Cantor war gewiß nicht der Mann, Andere an seinen Ehrentag zu erinnern, und Frau Betti hütete sich erst recht davor, ihm Gelegenheit zu Aufregungen zu geben.

Die beiden Alten also saßen eine gute Weile in Gedanken versunken neben einander.

„Fünfzig Jahre!“ begann endlich Tobias, „fünfzig Jahre! und darunter siebenundvierzig glückliche Jahre an Deiner Seite!“

Er erfaßte die Hand seines Weibes.

„Weißt Du,“ sagte etwas zaghaft Frau Betti, „in den ersten Jahren unserer Ehe habe ich nicht gedacht, daß wir so glücklich mit einander werden würden. Ich habe mir nicht denken können, daß ein Mann, wie Du, so im stillen, einsamen Dorfe, ganz fern und abgeschieden von der Welt, zufrieden leben könnte. Damit habe ich mich damals viel gequält, und wenn Du manchmal so in Dich gefehrt warst, dann wollte ich oft mit Dir darüber reden, ob Du nicht fortziehen wolltest und was Anderes versuchen. Aber ich hab's nicht über's Herz gebracht, ich war zu egoistisch, ich wollte Dich ganz für mich allein haben und habe gefürchtet, wenn Du andere Sorgen hast, wirst Du mich darüber vergessen!“

„Meine liebe Betti,“ entgegnete Tobias, „heute will ich Dir sagen, daß Du damals Recht gehabt hast. Ja, ich träumte einmal von einem anderen Ziel, von dem Glück, das die Menschen das große Glück nennen. Ja, ich sehnte mich hinaus in die Welt. Weißt Du noch, wie ich damals in Hamburg war bei Vetter Conrad zum Besuch?“

„Gewiß, Du wolltest acht Tage dort bleiben, kamst aber schon nach drei Tagen wieder nach Hause.“

„Richtig! Mir war so elend in dem Menschengetriebe. Ich hatte Sehnsucht nach Dir, ich war krank vor Heimweh nach meinem stillen Hause. Ich war so fürchterlich allein unter all' den fremden Menschen, die an mir vorbei rannten und um mich her tobten. Da sagte ich zu mir: Kann sein, daß auch diese Menschen in ihrer Art zufrieden sind, obgleich man es ihnen nicht ansieht; meine Art kann es hier nimmer werden! Ich brauche mehr zu meinem Glück, als all' diese hastenden Menschen zu dem ihrigen, — ich brauche ein getreues Herz! Und siehst Du, Betti, ich hatte ja seitdem Zeit zum Prüfen und heute sage ich Dir: ich habe Recht gehabt!“

Frau Betti schloß die Augen und legte ihr weißes Haupt an die Brust des Gatten.

„Und nun noch Eins, mein liebes Weib. Es treibt mich so ein unwiderstehlicher Drang, Dir das zu sagen: ich bin ein alter Mann, und ich fühle mich müde, meine Betti, — recht müde!“

„Um Gotteswillen, — mein Tobias!“

„Ruhig, ruhig, Liebste! Erinnerst Du Dich noch, wie wir am Tage unserer silbernen Hochzeit den Ausflug machten nach Broßwald?“

„Ob ich mich das noch erinnere, mein Tobias?“

„Und was es nicht ein herrlicher, köstlicher, glücklicher Tag?“

„O das war es!“

„Aber als wir heimkehrten, da war ich so müde, so todmüde, und legte mich gleich schlafen. Und Du decktest mich sorgsam zu und küßtest mich. Betti, mein liebes Weib, hätte ich den Gedanken fassen dürfen, daß Du mir meine Ruhe nicht gönnst?“

Nun weinte Frau Betti leise und umschlang den Hals ihres Gatten.

Da plötzlich erscholl von der Straße ein heller Gesang. Die beiden Alten eilten zum Fenster. Sie sahen eine Schar singender Kinder, Knaben und Mädchen, die andächtig zu ihrem Lehrer hinaufschauten.

„So wissen sie es doch, Betti,“ stammelte Tobias und trat rasch ein paar Schritte zurüd.

„Ich bitte Dich, mein Tobias, reg' Dich nicht auf, sie meinen es ja gut, Tobias!“

Bald darauf hielt ein großer Stuhlwagen vor dem Schulhause, und heraus stieg der Schultheiß Ernst Hanke nebst Frau Gretchen und den drei Kindern, und noch eine halbe Stunde später hielt, wie alle Tage um diese Zeit, die Postkutsche vor Gastwirth Käfel's Thüre und der Schulmeister von Grohdorf, Herr Cantor Amandus Kluge, und seine Frau Minna, geborene Wohligh, stiegen heraus. Und dann kamen die zwei Söhne, Karl, der Schiffs-Zimmermann und Christian, der Telegraphen-Beamte, und Alle brachten herzlichste Glückwünsche, fröhliche Gesichter und Geschenke.

Tobias war wie ohnmächtig unter der Fülle seines Glückes und Frau Betti erzitterte.

Jein Uhr schlug es gerade vom Kirchturm, da fuhr ein von zwei Pferden gezogener großer Leiterswagen beim Schulhause vor. Die Seitewände des Wagens aber waren abgenommen, sonst wäre auch kein Platz gewesen für das riesige Stück Möbel, das er trug. Dies Möbel war ein Schreibtisch, das Jubiläums-Geschenk der Bürger von Grohdorf für ihren lieben Herrn Cantor. Sie hatten 150 Mark zusammengebracht und lange über das passendste Geschenk beraten.

Endlich hatte Tischler Weise den Auftrag erhalten und angenommen, für das vorhandene Geld einen „schönen und großen“ Schreibtisch zu bauen. Von Seiten des Kaufmanns Lüttje war ihm ganz besonders die Verpflichtung auferlegt worden, einen „großen“ Schreibtisch zu liefern. „Nicht so'n kleines Lindings, wie meinen, wo ich nich' mal die Beine ordentlich runter kriegen kann,“ hatte Herr Lüttje gesagt. Und Tischler Weise war seinen Verpflichtungen gewissenhaft nachgekommen. Freilich, ob das Meisterstück schön war, darüber konnte man ganz außerordentlich verschiedener Ansicht sein, aber seiner Größe nach konnte es sich mit den bedeutendsten Schreibtischen der ganzen Welt messen.

Jetzt traten die drei Deputirten der Grohdorfer Einwohnerschaft bei Cantor Wohligh ein: Kaufmann Lüttje, Bäcker Kunze, der älteste Sohn des vor zehn Jahren verstorbenen Bäckers Kunze, und Sattler Meinde.

Während Kaufmann Lüttje eine wunderschöne Ansprache an den Jubilar hielt, leitete Tischler Weise den Transport des Schreibtisches in das Schulhaus. Die dazu engagirten vier Arbeitsleute hatten den Tisch bereits glücklich durch die Hausthür auf den Vorplatz geschafft und wollten ihn eben durch die Stubenthüre in das Wohnzimmer des Jubilars tragen; da aber stellte sich ein bedeutendes Hinderniß in den Weg. Die Stubenthür erwies sich zu eng und die mancherlei Versuche, ihn doch hindurch zu zwängen, hatten keinen andern Erfolg, als den Tisch so zwischen die Pfosten zu klemmen, daß er weder vor- noch rückwärts konnte. So waren denn nun die Personen im Zimmer von denen auf dem Vorplatze für's Erste von einander getrennt.

„Na, Herr Lüttje,“ rief Tischler Weise triumphirend hinüber, „is de Tisch groot genug?“

„Ja, das is 'n feinen Tisch,“ erwiderte Kaufmann Lüttje, „wenn wir ihn man bloß erst herein hätten.“

„Dat wüßt wi woll bald kriegen,“ sagte Tischler Weise und sandte einen der Arbeiter nach seiner Werkstätte, um Handwerkszeug zu holen.

Inzwischen hatte sich der Vorplatz mit verschiedenen Einwohnern von Grohdorf gefüllt, und unter diese trat jetzt der Herr Pastor Hannig mit einem kleinen, in Schwarz gekleideten fremden Herrn. Es war der Schulrath Doctor Mathies aus Hamburg. Diesen Herrn zeichneten zwei Eigenschaften aus, die sich höchst selten in einem und demselben Menschen vereinigen: er war ungewöhnlich tüchtig und ungewöhnlich bescheiden.

Die Leute von Grohdorf machten für die beiden Herren Platz, soweit dies auf dem kleinen, engen Corridor anging, und als sie nun vor dem verrammelten Eingang standen, erklärte Tischler Weise selbstbewußt:

„Das is 'n Schreibtisch for Herr Cantor. Hab' ich gemacht! Is 'n feinen, großen Schreibtisch, nich Herr Pastor?“

„Ja, aber Herr Weise, wie kommen wir denn da hinein zum Herrn Cantor? Der Herr Schulrath —“

„O bitte, Herr Pastor,“ unterbrach der Schulrath, „ich warte ein wenig.“

Jetzt war der Arbeiter mit dem Handwerkszeug zurückgekehrt und Tischler Weise löste erst mal ein Paar von den großen, hölzernen Verzierungen von seinem Meisterwerke ab. Dann sahten die Arbeiter wieder an, zwängten und stießen mit aller Kraft, — ein Rud, ein Krach, der Schreibtisch war glücklich in's Zimmer gebracht, aber seine mächtige Krone polterte abgebrochen hinterher.

Der Pastor hatte den Schulrath eben noch rechtzeitig zurückgerufen, sonst wäre diesem kleinen Herrn das schwere Holzstück auf den Kopf gefallen.

„Danke, Herr Pastor,“ sagte der Herr Schulrath, — „macht Nichts, — macht Nichts, — ist nur Schade um den schönen Schreibtisch.“

Und wie der Tisch jetzt in dem bescheidenen Wohnzimmer stand, da sah man erst, wie sehr groß er war, und Frau Betti erkannte mit geheimem Entsetzen, daß künftig für ihren lieben Mann und sie selbst eigentlich gar kein Platz mehr zum Wohnen übrig bliebe.

Cantor Wohligh aber schüttelte im tiefgeföhnten Danke seinen lieben Mitbürgern die Hände und sagte, vor Rührung zitternd, daß er sich schon längst einen solchen Schreibtisch gewünscht habe.

„Is er auch groß genug, Herr Cantor?“ wiederholte Tischler Weise mit freudigem Stolz.

„O ja, Meister Weise, der ist groß genug!“

„Na, sonst will ich Ihnen da noch gern ein paar Klappen anmachen.“

Jetzt aber war der Herr Schulrath vor den Jubilar getreten und pries in schönen, einfachen Worten die getreuen Dienste des greisen Schulmeisters. Und dann zog er ein Etui hervor und überreichte im Auftrage des hohen Senats in Hamburg dem Jubilar eine goldene Schaumünze im Werthe von zehn Dukaten, einen sogenannten Portugalöfer. Endlich aber hatte der Schulrath noch eine Mittheilung der Oberschul-Behörde zu überbringen. Sollte der Herr Jubilar, vielleicht durch sein hohes Alter veranlaßt, jetzt oder später in den Ruhestand zu treten wünschen, so würde ihm in Ansehung seiner getreuen Dienste das volle Gehalt als Pension bewilligt werden. Als eventuellen Nachfolger des Herrn Jubilars wäre an maßgebender Stelle der Herr Cantor Kluge in Oberdorf in Aussicht genommen.

Tobias Wohligh hatte die Freuden-Botschaft vernommen; mit tiefgeföhntem Haupte stand er vor seinen freudig bewegten Angehörigen und Freunden. Doch auf einmal schwankte er, und Frau Betti stieß einen lauten Schrei aus und fing den niederstinkenden Gatten in ihren Armen auf. —

Es waren drei Stunden vergangen. Tobias Wohligh lag in seinem Bette; daneben standen Frau Betti und Doctor Kluge. „Gebirnbrutung“, hatte Doctor Kluge gesagt und Eisumschläge auf den Kopf verordnet.

Frau Betti hielt die Hand des Kranken, der jetzt aus seiner Bewußtlosigkeit zu erwachen schien.

„Betti — meine Betti —“ stammelte er mit schwerer Zunge, — „ich — ich — weißt Du, — Glück — hab' ich — nicht wahr? Hätte doch — leicht mit dem — Kopf gegen — gegen — den Sch — Schreib — Tisch fallen können — —“

Gleich darauf verließ den Kranken das Bewußtsein wieder, und zwei Stunden später war er sanft hinübergeschlummert. —

Am Vorabende des Begräbnisses ihres Cantors waren die Männer von Grohdorf bei Bäcker Kunze jun. versammelt. Es sollte über die Leichenfeier beraten werden. Aber die Männer von Grohdorf sagten Alle nicht viel. Sie waren zu traurig gestimmt.

„Es war 'n guten Mann!“ sagte Sattler Meinde.

„Ja,“ sagte Joachim Vottig, „wenn's lauter so'ne Menschen geben thät, — dann wollten wir die neue Basis woll bald kriegen.“

„Folgen thun wir morgen doch Alle,“ meinte Kaufmann Lüttje.

„Un' n Masse Kränze,“ sagte Schmied Mägge.

Gastwirth Käfel aber, der in den letzten Jahren sehr alt und kümmerlich geworden war und heftiger als je mit den branntweingerötheten Augen zwinkerie, äußerte sich dahin, daß er dem Verstorbenen noch eine besondere Ehrenbezeugung erweisen möchte. Und als er offenbarte, was er im Sinne habe, da zeigte sich die Größe des Opfers, das Gastwirth Käfel dem dahingegangenen Freunde zu bringen im Begriffe stand. Er erklärte nämlich, und diesmal machten Thränen seine Augen zwinkern, er wolle Morgen zur Feier des Begräbnisses den ganzen Tag seine Gastwirthschaft geschlossen halten! —

Als sie dann am anderen Tage den guten Tobias Wohligh zu Grabe brachten, da weinten Viele, und auch all' die Anderen, die ihn gekannt hatten, klagten. Und die Thränen und Klagen waren von der guten Art, wie sie nicht nur aus den Augen und dem Munde kommen, sondern aus dem Herzen.

Nur Frau Betti weinte und klagte nicht.

Lautes, stumm saß sie da. Und als ihr Gretchen kam und, in lautes Schluchzen ausbrechend, sich mit den Worten an ihre Brust warf: „Ach Mutter, wenn Du doch nur weinen könntest!“ da entgegnete Frau Betti: „Still! Weinst Du, daß ich Vater die Ruhe nicht gönn'!“

(Schluß.)







# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 18. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M. Berlin, 10. September 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von H. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte nur fragen, Fräulein Ella, warum Sie am Sonntag nicht mit den Ihrigen in den Thiergarten kamen? Und dann auch — ich hörte, Sie wollen verreisen . . . doch nicht auf lange Zeit?“ begann Bruno wieder.

Sie lief hastig vorwärts, obgleich der Platz ja gar nicht groß war, und man ihn schließlich bald umgangen hatte. Der glatte Asphalt zeigte sich schon ganz trocken, die Brunnen rauschten, und die Bänke waren wieder dicht besiedelt, ungeachtet des kaum vor einer halben Stunde versiegten Regens.

Ella stellte zunächst eine Gegenfrage: „Ja, weshalb haben Sie mich denn im Thiergarten gesucht? Ich hatte doch nichts versprochen!“

„Nein, nicht direct,“ gab er zu, „aber ich dürfte hoffen, Sie da zu finden. Ihre Frau Mama ertheilte mir ausweichende Antworten. Und nun wollen Sie fortreisen, ohne mir auch nur ein Wort zu sagen?“

Seine Stimme war ein wenig unsicher geworden. Der leichte Ton lag ihm nicht recht. Oft hatte er von sich gesagt, daß er sieben bis acht Jahrzehnte früher ein Werther geworden wäre.

Ella schöpfte tief Athem. Rings lärmten spielende Kinder, tobten die vorüberrollenden Wagen, gellten die Glocken der Pferdebahn. Man verstand einander kaum. Aber sie, als richtiges Berliner Kind, wurde das nicht gewahr. Anscheinend ruhig erwiderte sie:

„An jenem Vormittage hatte Herr Roscher aus Hamburg, der Gast, von dem ich erzählte, um meine Hand angehalten. Darum war ich nicht in der Laune, nachmittags noch spazieren zu gehen — ich war wo anders . . .“

„Mit ihm?“ stieß der Doctor ganz bestürzt heraus. „Sie haben sich mit ihm verlobt?“

In seinem Schrecken bedachte er nicht, wie sehr unwahrscheinlich es sei, daß Ella dann anderswo gewesen, als beisammen mit den Eltern.

„Sie haben sich mit ihm verlobt . . .?“ wiederholte er. Er war stehen geblieben, gerade vor einem Springbrunnen. Sie bemerkten beide nicht, daß ihnen jeder Windstoß Sprühregen zutrug.

„Nein, ich habe mich nicht verlobt. Ich habe den Antrag ausgeschlagen.“

Sie sagte es mit einer Genugthuung, die ihm nicht entging.

Er blickte jetzt sehr ernst; das Sträußchen, das er im Knopfloch trug, hatte er herausgenommen und drehte es zwischen den Fingern.

„Sie haben diesen wohlthätigen Hamburger abgewiesen . . .!“

Er mußte des Kusses gedenken, den er ihr an jenem Vormittag geraubt; sie hatte den Freier seinetwegen ausgeschlagen! Und ihn überkam ein Gefühl frohen Stolzes, aber auch der Verantwortlichkeit. Er versuchte vorsichtig, wie es die Straße gebot, nach ihrer Hand zu haschen.

„O wie gut, Fräulein Ella, daß Sie nicht eingewilligt haben!“ stammelte er. „Bitte, darf ich fragen — warum?“

„Ich mag eine solche bloße Versorgungsheirath nicht eingehen . . . Ich begleite eine Tante von mir nach der Schweiz und will dort irgend ein Berufs-Studium beginnen, das mir eine Existenz sichert. Denn, wie Sie ja genau wissen“ — sie sagte es sehr scharf — „meine Eltern besitzen kein Vermögen.“

Er hatte neulich nicht bedacht, daß seine Bemerkung von ihr so ernst genommen werden könnte, indem er sich die Sache so zurecht legte, daß sie

Sie wissen, ich will mich einer Specialität widmen. Bevor ich nicht irgend eine Aussicht habe — genug, die Verantwortung kann ich, darf ich nicht übernehmen!“

„Sie sind schrecklich vernünftig, mein werther Herr Doctor, zu vernünftig, denn Sie kennen und verstehen mich nicht! Ich glaube, daß ich ein wenig mehr kann, als manches andere junge Mädchen. Nicht nur geduldig warten, das ist am Ende nicht viel, sondern etwas erdulden, etwas durchmachen! Ach, ich hatte immer die Sehnsucht, mein ganzes Sein an irgend eine große Sache zu setzen! Hätten Sie mich doch nur auf die Probe gestellt!“

„Darf ich es noch?“ rief er, ganz hingerissen von ihren muthigen Worten.

„Nein — Sie dürfen nicht! Es ist vorbei! Das hätte aus Ihrem Innersten kommen müssen! So aber kann's nicht sein. Sie sind ängstlich . . . Sie schrecken davor zurück, sich an ein armes Mädchen zu fesseln. Das ist ja gewiß sehr vernünftig . . . So — und mehr habe ich nicht zu sagen!“

Diese hübsche Kleine, die so brillant Schlittschuh lief und mit der es sich so köstlich plauderte, — wie ihm dies junge Mädchen so plötzlich über den Kopf wuchs! Sie war ihm immer klug und charaktervoll erschienen, aber daß sich das kleine Ding nun so zur Richterin aufwarf, das machte ihn fast sprachlos!

„Sie sind zu streng,“ stammelte er nach einem kurzen Schweigen, „ich verdiene Ihre harten Worte nicht. Ich liebe Sie und glaube gewissenhaft zu handeln . . .“

„Sie lieben mich?“ unterbrach sie ihn leidenschaftlich, „und Sie begriffen nicht, daß ich auch ‚nicht standesgemäß‘ glücklich sein konnte? Auf einem Dorfe — in Afrika — was weiß ich . . .?“

Der junge Mann zitterte jetzt wie eine nervöse Frau. Er hätte dieses Mädchen mit der hochfliegenden Seele gern an sich gerissen und ihre Vorwürfe mit Küffen erstickt. Und alles wäre gut gewesen. Aber hier — auf der Straße?

„Ich bin ärmer, als Sie glauben, Ella,“ sagte er jetzt, schrie er fast, denn das Gedröhne von einigen Omnibussen, die gerade vorbeiraffelten, verschlang seine Stimme.

„Ich leide unter Entbehrungen und Demüthigungen, von denen niemand etwas weiß — ich habe Rücksichten zu nehmen . . .“

„Ich habe dies geahnt, verstanden. Aber wird es denn immer so bleiben?“

„Nein, da sei Gott vor! Und dann, Ella, sprechen wir uns weiter. Ich gebe Ihnen mein Wort . . .“

„Thun Sie das nicht!“ rief sie hastig. „Ihre Mutter wird Sie zu einer Geldheirath drängen und Sie würden in schwere Conflict kommen!“

Mit unfehlbarer Sicherheit trafen ihre Worte. Sie war in Tagen über sich selbst hinausgewachsen, — kaum erkannte er sie wieder. Aus diesem Kinde war ein Weib geworden, eine wirkliche Lebensgefährtin dem künftigen Manne.

„Ich nehme also Ihr Wort nicht an,“ schloß sie jetzt sanfter. Sie hatte sich nach der Ecke der Commandantenstraße gewendet, wo sie Zella vermutete.

„Aber ich betrachte mich als gebunden, meine liebe, meine theure Ella! Bitte, sagen Sie mir wenigstens, wohin Sie gehen und was Sie vorhaben!“

„Sie wissen es schon: ich will mir eine Existenz gründen!“

„Und werden mich vergessen?“

„Ja, ich will es!“ — Und nun schlug sie tief er-röthend ihre großen, graublauen Augen zu ihm



Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und seine Gattin Katharina Freifrau von Saalfeld.

Nach einer Amateur-Photographie von Carl Zugo in München.

an's Heirathen wohl noch nicht denke. Und nun hatte dieser Backfisch schon einen regelrechten Korb ertheilt, eine gute Partie ausgeschlagen und sprach von einer selbst zu schaffenden Existenz! — Sein männliches Selbstbewußtsein erwachte.

„Ich errathe, was Sie meinen,“ sprach er bewegt, „ich hätte es nicht veräumen dürfen, Ella, mir das Recht auf Ihre Hand zu sichern, — das meinen Sie! Denn Sie ahnen, — Sie wissen es, daß Sie mir sehr lieb geworden sind!“

„Das habe ich geglaubt, glaube es aber heute nicht mehr!“

Ella trat von dem Springbrunnen zurück und ging langsam durch die Anlage, fast über die Kreisel- und Murrel-spielenden Kinder stolpernd.

„Weil ich nicht in Ihr Haus kam? Weil ich nicht als ernster Bewerber auftrat — nicht wahr, Ella?“

„Ja, gewiß, darum!“

„Sie thun mir Unrecht! Ich habe Sie ehrlieh gern, Ella! Und ich wäre überglücklich, wenn ich mir Ihre liebe Hand zu erwerben vermöchte . . . Sie lächeln spöttisch — glauben mir nicht? Wie gesagt, Sie verkennen mich! Ich habe kein Recht, Ihre sorglose Jugend für mich in Beschlag zu nehmen. Ich besitze keine Existenz, die ich Ihnen bieten könnte, kein Vermögen, und noch liegen Jahre des Studiums vor mir. —



auf . . . „es wird mir nicht leicht werden, aber es wird mir doch gelingen!“

Ohne Rücksicht auf die Straße, dicht vor dem eleganten Magazin, durch dessen Eck-Portal ein zahlreiches Damen-Publicum unaufhörlich verkehrte, ergriff er jetzt ihre Hand, mit bebender, leidenschaftlich verhaltener Stimme ausrufend:

„Ich sehe Sie wieder, Ella, und Sie sollen an mich glauben lernen!“

„Ich werde niemandem angehören, als meinem Berufe!“

Und damit stürzte sie davon. —

Ella suchte ihre Schwester in dem überfüllten Locale vergebens; allein, mit mühsam verhaltenen Thränen kehrte sie nach Hause zurück.

Auch Zella hatte sich beim Verlassen des Ladens nach ihrer Begleiterin umgesehen, aber zögernd und umständlich; sie that grenzenlos überrascht, als Herr Kronheim sie dann grüßte.

Dieser schien nun keineswegs der Mann zu sein, um das Herz eines jungen Mädchens zu entflammen. Er war klein, zur Beleibtheit geneigt, mit rundem Gesicht und spärlichem Bart. Dagegen besaß er die süßlichen Manieren und den Ruf eines sehr reichen Mannes, und das genügte für ein Mädchen ohne Phantasie, ohne Liebesbedürfnis. Er war der Sohn eines Groß-Grundbesizers und Korn-Speculanten in Ostpreußen; die erbten Eigenschaften hatte er verpachtet und betrieb nun in Berlin einen großartigen Grundstük-Handel. Neuerdings wurde sein Name vielfach in Verbindung mit einer auf ehemaligen Torfgründen erstehenden Villen-Colonie genannt. Den davon herrührenden Epitheten 'Torfgründer' trug er übrigens nicht ohne Würde.

Zella beklagte in koketter Weise das Verschwinden ihrer Schwester. Kronheim versicherte, er habe Fräulein Ella nicht bemerkt. Er log, denn er hatte Fräulein Ella und Doctor von der Waidt sehr genau beobachtet und sich höchlichst über dieses Schauspiel amüßirt.

„Meine Schwester muß mich unter den vielen Leuten da drinnen übersehen und so verfehlt haben,“ meinte Zella.

„Wahrscheinlich,“ bestätigte er gefällig, „aber so verständigen jungen Damen, wie Sie und Ihr Fräulein Schwester sind, passiert nichts Ernstliches. Beruhigen Sie sich also und gestatten Sie mir, Sie nach Hause zu begleiten.“

Und Zella beruhigte sich und ließ sich begleiten.

Herr Kronheim war sehr bei Laune. Er hatte sich heute wieder fürchterlich gelangweilt und einen Augenblick kam ihm der Gedanke, das schöne junge Mädchen zu irgend einem Abenteuer zu verleiten. Aber er gab diese Idee als aussichtslos auf; diese „höheren Töchter“ waren noch immer zu vorsichtig, zu streng bewacht! Dafür legte er sich in's Zeug, ihr auf Tod und Leben den Hof zu machen.

Natürlich auf seine Weise, mit schnarrendem Tone, in seiner stark drastischen, halb burlesken, halb aristokratisch affectirten Redeweise. Er sprach von der verfloffenen Saison, zu deren Königinnen sie, Zella, gezählt hätte — für ihn wenigstens. Mit Ostentation nannte er sich den „armen Teufel“, der ja doch nur auf der Welt sei, um Tantalus-Qualen zu erdulden.

Zella steigerte ihre Koketterie. Sie fühlte sich im Grunde sehr erfreut, daß sich jetzt, am Schlusse der Saison, noch einer ihrer Verehrer meldete.

Er erinnerte sich nun, daß die Frau Mama ihm im December ja erlaubt hätte, seinen Besuch zu machen. In den nächsten Tagen würde er so frei sein. Bis heute wäre er wirklich nicht dazu gekommen. Es wäre selbst für einen Ostpreußen ein so anstrengender Winter gewesen! Nun hätten, Gott sei Dank, alle diese Gesellschaften, Bälle und Premieren ein Ende! Nicht einmal Paris hätte ihn derartig nervös gemacht. . . .

Zella hörte alles in vollendeter Liebenswürdigkeit an, mit dem naiven Interesse eines wohlgezogenen jungen Mädchens, das im Grunde von der Welt nichts zu wissen schien.

„Und was werden Sie im Sommer beginnen?“ erkundigte sie sich ganz harmlos.

„Zunächst werde ich mich in meiner Villa am Wannsee einquartieren, für die Frühlingsmonate.“

Mit selbstgefälliger Ausführlichkeit beschrieb er die Villa, die in der That prächtig und luxuriös sein mußte. Er wollte gern einmal Zella und ihren Eltern und Schwestern alle die Herrlichkeit zeigen.

Fräulein Zella drückte ihre freudige Spannung aus. Ja — das müßte sie sehen! Da draußen — so ganz allein da zu wohnen — wie romantisch!

„Ganz allein — das ist nicht gerade das Schönste an der Sache, gnädiges Fräulein,“ schnarrte Kronheim; „im Gegentheil, derlei genießt man am besten zu zweien. Meine Villa bedarf einer Schutzherrin, eines

schönen, jungen Wesens. Das wäre ein Schmuck, den Kunst und Industrie nicht ersetzen können! Aber . . . ach — so ein armer Teufel wie ich, darf an so etwas nicht denken!“

Zella gerieth ein wenig in Verlegenheit. Sie begriff natürlich, daß er selbst an den armen Teufel nicht glaube. Was aber sollte sie in diesem Falle sagen, ohne zu weit zu gehen? Ziemlich einfältig bemerkte sie:

„O, das ist ja Ihr Ernst nicht!“

„Mein voller Ernst, schönes Fräulein! Habe ich Aussicht, geliebt zu werden, mit diesem Mangel an Helden-Figur?“

Zella hatte sich jetzt gefaßt. Natürlich war das nur Spaß. Was fragte dieser Mann darnach, ob er geliebt würde? Er war sehr reich, und — was brauchte es weiter?

„Körperliche Heldenrollen sind ja überhaupt anti-quit,“ scherzte sie, „was heute gefällt, ist nicht die Figur, sondern der Geist.“

„Sagen Sie die Seele, Fräulein Zella, die Seele — das klingt besser! Aber glauben Sie mir, meine Villa ist noch schöner als meine Seele! Und darum bleibt es dabei, ich werde mir erlauben, Sie und Ihre verehrten Angehörigen einzuladen.“

Damit war es ihm Ernst, dies erkannte Zella an der Form der Mitteilung.

In verbindlichster Weise erfolgte die Verabschiedung.

Mit glühenden Wangen stieg das junge Mädchen die Treppen hinauf. Sie mußte ihrer Empfindungen Herr werden, bevor sie vor die gestrenge und scharfblickende Mutter hintrat, um ihr von dem kleinen Abenteuer zu erzählen. Zella war geübt genug, sich zu sagen, daß in Kronheim's Art etwas Verlegendes für sie läge. Dennoch klopfte ihr Herz in froher Hoffnung. Die Villa, die Anspielung auf die fehlende Herrin — Alles gab doch nur eine Deutung! Allerdings, Kronheim gefiel ihr nicht, und bei dem Gedanken, ihm ganz zu gehören, überkam sie ein unheimliches Gefühl. Aber er schien wenigstens gutmütig, war auch leidlich unterhaltend. Und ein Lebemann natürlich; das hätte sich Zella auch gar nicht anders gewünscht. Wenn sie sich's jetzt vorstellte — sie eine reiche, gefeierte Dame der Gesellschaft, — ach, es wäre zu herrlich, das Ziel ihrer Träume und Wünsche! Und ein Stolz, eine Wonne ohne gleichen erfüllte sie, daß sie schön sei. O — sie würde ihr Glück machen! Und warum auch nicht? Warum sollte dieser Kronheim, der keiner Müdigkeit bedurfte, sie nicht heirathen, sie, die, abgesehen von ihrer Schönheit, aus guter Familie, fein erzogen, voll Chic und Bildung war? Immer wahrscheinlicher erschien ihr die Sache. Ja, kaum noch zweifelhaft. Wenn er seinen Besuch wirklich machte, die Einladung wiederholte, so konnte man einen Antrag mit Sicherheit erwarten. Und die kurzichtige Mama hatte ihr jenen Commis aufbinden wollen, wo sie, Zella, nur auf die Straße zu gehen brauchte, um durch ihr bloßes Aussehen eine glänzende Chance herbeizuführen! Lächerlich — man kann gar nicht hoch genug hinaus wollen!

Die Rätthin war ärgerlich, als Ella allein und ersichtlich verstört zurückkam, sich mit ihren schweren Abschiedsgedanken entschuldigend. Daß sie Zella hatte verfehlen können, erschien der Mutter fast unglaublich. Eine Viertelstunde darnach aber kehrte dann ihre Aelteste wonnestrahlend, triumphirend heim.

Gleich im Corridor erzählte Zella; indessen die Mama zeigte sich heute skeptisch gestimmt.

„Warten wir's ab,“ sagte sie kurz, „und rede mir nicht zu viel! Am Ende wird's wieder nichts!“

Zunächst wurde es aber in der That etwas. Schon am nächsten Tage machte Kronheim seinen Etiquette-Besuch und lud die Familie zum kommenden Sonntag in seine Villa ein. Er wählte den Sonntag, weil das wohl dem Herrn Rath am gelegentsten wäre. Nun fühlte sich Zella ihrer Sache ganz sicher. —

Tags darauf reiste Ella mit der Tante ab — unter vielen Thränen, war sie doch noch nie vom Hause weg gewesen. Anna nahm ihr das auch gar nicht übel.

„Das ist das Alter zum Weinen,“ meinte sie. „Wie konnte ich flennen mit achtzehn Jahren! Das giebt sich dann später; man wird hart und stark mit der Zeit!“

## VII.

Frau Oberst von der Waidt war schon lange nicht so rasch ihre vier Treppen hinauf gekommen als heute; sie fühlte sich zu glücklich als erfolgreiche Mutter. Nun erschien Bruno endgültig versorgt! Und wie versorgt!

Sie hatte mit Frau Professor Ganz im tiefsten Vertrauen ganz offen und ehrlich gesprochen. Natürlich war auch ein bißchen dabei gelogen. Wie sehr Hermine ihrem Bruno gefiele! . . . Nur wagte er nichts zu unternehmen, denn was könnte er bieten? Und die Professorin hatte gleich eingelenkt. Der junge Herr

Doctor habe doch unzweifelhaft eine schöne Zukunft — zu solchem Schwiegersohn dürfe sich jeder gratuliren! Genug, die Sache war zwischen den Müttern abgemacht.

Im Gewissen ward es der Oberstin freilich etwas bange. Wie dem Jungen jetzt die Sache am besten beibringen?

Und gerade heute kam er nicht zum Thee. Das geschah sehr selten. Er hatte auch nichts hinterlassen, sich nicht entschuldigt, — es mußte ihn also etwas Unvorhergesehenes abhalten.

Nach neun Uhr erst erschien er, — er gefiel der Mama nicht. Wie verstört er aussah! Ihre erste Regung war mütterliche Sorge.

„Was ist Dir, mein Junge?“

„Nichts Schlimmes, Mama! Vor allem verzeih', daß ich Dich warten ließ, — Du weißt, ich thue das nicht ohne besondere Ursache.“

„Es ist nicht der Rede werth, Bruno!“

Sie pflegte sonst nicht so nachsichtig zu sein; augenblicklich dünkte es ihr jedoch nöthig, im besten Einvernehmen mit ihm zu bleiben.

„Ich habe Dir einiges zu erzählen, Mama,“ hob der Doctor ernst an, „es ist freilich schon spät, vielleicht lassen wir's lieber bis morgen.“

„Auch ich wollte Dir etwas mittheilen, Bruno; ich denke, es ist besser für uns beide, wir sprechen uns sofort aus. Willst Du eine Tasse Thee?“

Bruno nahm an; er hatte seit Mittag nichts genossen.

Mit zitternder Hand rückte ihm die Mutter die Tasse zurecht.

Nach mit sich zu Rathe gehend, beschloß sie dann, ihn lieber nicht erst anzuhören, sondern ihm zuvorzukommen. Sie trat an ihn heran, legte den Arm um seinen Nacken und sagte so zärtlich, als sie nur konnte:

„Mein lieber Junge — die Sache mit Hermine Ganz ist ganz in Ordnung — ach, ich bin so glücklich, so glücklich! Und, nicht wahr? Du wirst Dich um das Mädchen bewerben?“

„Mama . . .!“ stieß er hervor, die Tasse heftig niederlegend.

Es lag ein deutlicher Schreck in diesem Ausruf. Sie hatte seit einigen Tagen nicht von dieser Angelegenheit gesprochen; er hielt sie für erledigt. Unwillkürlich sprang er auf, unbeabsichtigt, seine Mutter abschüttelnd.

„Aber Bruno — —!“

„Mama, ich weiß nicht, wie Du dazu kommst, so über mich zu verfügen! Ich bin ein Mann und ich habe Dir meine Abneigung ja deutlich kundgegeben.“

Die Oberstin war sprachlos. So hatte sie Bruno noch nie gesehen, — so hatte er nie mit ihr gesprochen. Er ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Mit bligenden Augen, mit einem förmlichen Donner in der Stimme, fuhr er fort:

„Du sollst nun alles wissen, Mama! Ich kann Dich nicht länger schonen. Ich liebe ein anderes Mädchen und mein Schicksal ist entschieden!“

„Bruno, Du bist ein Undankbarer,“ brachte die Oberstin mühsam hervor, „so hinter meinem Rücken . . .“

„Ich habe nichts hinter Deinem Rücken gethan! Ich habe mich erst heute Nachmittag verlobt, wenn ich so sagen darf. Denn das Mädchen meiner Wahl hat keine Verpflichtung von meiner Seite angenommen. Ich aber habe mich ihr gegenüber und vor mir selbst verpflichtet!“

Die Oberstin athmete ein wenig auf; der erste schwere Schreck verflog. Wenn die Sache so lag, war die Verlobung wohl nicht ganz ernst zu nehmen. Bruno hatte Grillen, — damit würde man vielleicht noch fertig werden.

„Wo hast Du Dich denn so plötzlich verlobt, Bruno? Am Ende gar auf der Straße?“

„Allerdings, Mama, — auf der Straße! In der Leipzigerstraße sogar. Aber fürchte nicht, daß es ein untergeordnetes Mädchen ist. Nein, ein Mädchen von tadellosem Rufe, deren Namen ich Dir unter der Voraussetzung, daß Du gegen jedermann schweigen wirst, anvertraue: Ella Guttenberg!“

Frau von der Waidt kannte die Guttenberg'schen Mädchen nur ganz flüchtig.

„Die mit dem Puppengesicht und mit den großen Manieren, Bruno?“

„Die ist es zufällig nicht, Mama; aber sie hätte es doch sein können und Du thust darum Unrecht, so zu sprechen. Es ist ihre jüngere Schwester.“

„Jüngere Schwester? Auf die kann ich mich kaum noch besinnen. Aber ich verstehe Dich nicht, Bruno! Ein ganz junges, unbedeutendes Mädchen und, so viel ich weiß, ohne das geringste Vermögen. Das kann nur eine vorübergehende Laune von Dir sein!“

„So mag es aussehen, Mama, und bis vor kurzem war es auch wohl nicht viel mehr. Inzwischen habe ich aber die Ueberzeugung gewonnen, daß dieses Mäd-



den die einzige richtige Lebensgefährtin für mich ist! Dabei kann von Liane keine Rede sein und Du mußt damit rechnen, daß es so ist!"

Der leidenschaftliche Brustton seiner Ueberzeugung schloß den Widerspruch fast aus. Die Mutter fühlte, daß sie jetzt Gefahr lief, bei schroffem Widerstande das kindliche Vertrauen ihres Sohnes zu verscherzen.

Nachdem er ihr ungefähr erzählt, was zwischen Ella und ihm vorgefallen, sagte sie zurückhaltend:

"Ich hoffe ja nur zu Deinem Besten, daß Du Dich irrst, Bruno! Denn was soll das werden? Wie soll das enden? Du kannst ja doch ein so armes Mädchen nicht heirathen!"

"Mutter," antwortete er mit blaffen Lippen, "ich empfinde Deine Worte wie einen Schimpf; bitte, wiederhole sie nicht immer wieder! Ich bin zu der Erkenntniß gekommen — leider erst in den letzten Tagen, weil ich vorher über den Gegenstand nicht nachdachte — daß ein ehrlicher, anständiger Mann, der etwas gelernt hat, es dahin bringen muß, auch seine Frau selbst zu versorgen. Ich will und werde dies zu Stande bringen!"

Die Oberstin faltete die Hände.

"Das klingt ja wunderschön, mein lieber Sohn, ganz wunderschön! Doch — wie denkst Du Dir die Sache eigentlich? Wir hatten das ja längst von allen Seiten beleuchtet . . ."

Bruno senkte nun etwas sein stolzes Haupt. Wie der Mama beibringen, daß er vor einer Stunde den Vertrag mit Sharp unterzeichnet hatte?

Gleich, als er sich von Ella getrennt, war er zu dem Amerikaner gestürzt und hatte sich zur Annahme der Stellung bereit erklärt, allerdings die Bedingung stellend, daß sein Name weder auf die Fenster der Pferdebahn, noch an die Giebel der Häuser käme.

Mr. Sharp hatte sich sehr loyal gezeigt und auch den Gewinnantheil nicht vergessen. Bruno glaubte sogar Zweifel ausdrücken zu müssen, ob er, ohne Kapital, wie er war, darauf Anspruch habe. Vorläufig lag ihm nur an dem anständigen Gehalt. Sharp lachte ihm in's Gesicht.

"Zu komisch, diese Scrupel! O diese deutschen Jünglinge! Wenn Sie einen Antheil haben, so werden Sie eng mit der Sache ver wachsen sein. Im anderen Falle könnten Sie mir ja jeden Augenblick davonlaufen."

Bruno war heimlich betroffen. Natürlich hatte er auch an's Davonlaufen gedacht, wenn sich ihm eine andere entsprechende Aussicht böte.

Jetzt setzte sich der junge Doctor neben seine Mutter und gab sich Mühe, ruhig zu sprechen.

"Höre, Mama! In dem Augenblick, wo ich die Partie zurückweise, die Du wünschst, um mich selbständig zu machen, bin ich natürlich verpflichtet, Dich von der Last zu befreien, die ich noch immer für Dich bilde!"

"Um Gotteswillen — Du willst doch nicht fort — nach dem Sumpfnest — wie heißt es gleich?"

"Nein, Mama, gerade jetzt, wo ich mein Leben mit einem anderen, theueren Leben verknüpft fühle, werde ich meine Haut nicht zu Markte tragen. Nicht nach Batavia — nein — und doch weit fort von Dir, Mama, obgleich ich in Berlin bleibe . . ."

Und er berichtete ihr kurz, was er gethan.

Nun war sie es, die aufsprang.

"Das geht nicht, Bruno," eiferte sie, "was wird der Onkel, was wird Edgar dazu sagen! Das geht wirklich nicht, mein Junge!"

Bruno vergaß vollkommen, daß er vor wenigen Tagen Sharp bei dem ersten Antrage fast dasselbe gesagt. Seither hatte er sich in die Sache eingelebt.

"Sie sollen reden, was sie wollen!" antwortete er in rauhem Tone, "ich kann von ihrem Prestige nicht leben! Von heute ab habe ich mein anständiges und ehrliches Auskommen; ich werde nebenbei fleißig weiter studiren."

Die Oberstin weinte jetzt; sie sah, daß sie machtlos geworden sei und in ihrem Uebereifer die Angelegenheit mit Herminen sehr thöricht überstürzt habe.

"Wie soll das aber mit Gunzens werden! Ich darf mich ja gar nicht wieder bei ihnen sehen lassen!" jammerte sie.

"Freilich, ich muß Dich bitten, die Sache mit Gunzens vorsichtig wieder aufzulösen. Ich will das Meine dazu thun, wenn auch nicht bei den Damen, so doch meinem verehrten Professor gegenüber, denn ich gedenke bei ihm meine Studien fortzusetzen." —

Kronheim hatte der Familie Guttenberg einen großartigen Empfang bereitet. Ein Diner in großem Stile, Gondelfahrt auf dem See, Beleuchtung des Gartens, aus dessen Hintergrund plötzlich die Klänge eines Walzers ertönt! — Jella, die wirklich reizend aussah, fragte, ob er nicht auch eine Nacht befehle. Nein, er hätte keine, aber wenn sie zu segeln wünsche, so werde in einer Woche die Nacht hier vor Anker liegen. Wie

das Fahrzeug heißen solle? Wahrscheinlich, wenn er auf so viel Ehre rechnen dürfe, Jella!

Die Rätin, die ihre früheren Kronheim-Antipathien gänzlich vergessen hatte, vertheilte im Geiste bereits die Räume der Villa. Ach Gott, sie als Schwiegermama, sie würde hier schon Figur machen! Und Jella würde nichts brauchen, als eine anständige Ausstattung an Kleidern und Wäsche. Bei einer Partie wie Koischer hätte es auch zu Möbeln hingereicht. Aber hier war das nicht nötig, dieser Kronheim besaß ja schon alles. Es fehlte wahrhaftig nur die schöne junge Frau, die zu repräsentiren verstand! — Ja, weshalb sollte er Jella nicht heirathen? fragte sie sich. Keine Verwandtschaft beschwerte ihn; ein wenig angejährt war er auch, sein Schädel kahl, doch der sorgsam gekäufelte Bart gab ihm noch einen jugendlichen Anstrich.

Und Jella war, wie die Mutter es wünschte, dieses Mal ganz bei der Sache: lebenswürdig, lebhaft und kokett und wieder zugleich durch und durch Dame, — ein Prachtmädchen, diese ihre Nefeste!

Nur der Umstand, daß Kronheim durch seine Hausherrnpflichten sich stets verhindert sah, mit Jella allein zu sprechen, beunruhigte die Rätin ein wenig. So kam es an diesem denkwürdigen Tage zu keiner Erklärung.

Der Abschied fiel außerordentlich verbindlich aus, aber keineswegs verbindend für den klugen Villen-Besitzer.

Am folgenden Tage fiel ein bitterer Tropfen in den Freudenkelch der Wannsee-Erinnerungen. Frau Regierungs-Rätin erfuhr bei Pöschwigens, daß Kronheim einige Tage zuvor ein großes Einweihungsfest auf seiner Villa gegeben hätte. Meinte er es mit Jella ernsthaft, hätte er sie, Guttenbergs, doch zu diesem repräsentirenden Anlaß auch mit einladen müssen, statt sie gewissermaßen verschwiegen allein bei sich zu sehen. Der Aerger darüber schaffte sich Lust gegen Jella, als ob diese irgend etwas versäumt habe.

Die Versorgungs-Mutter war mit einem Male ganz rathlos. Offenbar machte der frivole Lebemann noch nicht rechten Ernst. Aber konnte das nicht anders werden? Konnte man ihn nicht weiterbringen, wenn man ihn doch schon so weit hatte? Jella gefiel ihm, das war klar. Sollte es so schwer sein, ihn zum Heirathen zu treiben, wo ein äußeres Hinderniß kaum vorlag? Nur ließ sich die Tochter jetzt gar nicht mehr beeinflussen, nicht mehr lenken.

"Ach, ich werde es schon machen, Mama," rief Jella mürrisch, "wenn es nur irgend angeht! Mir liegt doch noch mehr an dem Gelingen, als Euch!"

Jella gewöhnte es sich neuerdings bei dem anhaltend schönen Wetter an, allein auszugehen, während sie früher immer nur mit Ella oder in sonstiger Begleitung das Haus verließ. Sie hatte immer Besorgungen vor. Die Mama glaubte zu errathen, daß Kronheim irgendwie damit im Spiele sei; sie schwankte zwischen Furcht und Hoffnung.

"Um Gotteswillen," mahnte sie, "compromittire Dich nicht, Kind! Dann bist Du ganz und gar verloren!"

Einen energischen Niegel vorzuschieben aber wagte sie nicht.

Kronheim wahrte indessen auch seinerseits das Decorum, machte ab und zu einen Besuch und schloß sich gelegentlich Ausflügen der Familie an. Es schien alles im besten Zuge und man begann schon, der Rätin verstockt zu gratuliren. Allein noch fehlte die Erklärung. Bei diesem glatten Weltmanne wußte man nie, woran man war! —

Die vielgeschmähte Nach-Saison neigte sich ihrem Ende zu, die fashionable Welt verließ Berlin. Das Verlobungs-Project aber stand immer auf dem alten Fleck.

Bei einem Ausfluge nach der Oberspreewald, anläßlich einer Regatta, warf Kronheim hin:

"Nun, und wo werden wir den Sommer zusammen sein? Wo gedenken Sie hinzureisen?"

Das war eine beglückende Aussicht und eine vernichtende zugleich.

Er wollte sich der Familie anschließen; doch wie sollte man es dem steinreichen Mann gleichthun? Was dachte er sich? Wahrscheinlich auch diesmal nichts.

Und nun ließ er sich mit dem Rath in ein sehr ernsthaftes Gespräch ein: Misdroy oder Rorderney, oder Helgoland? Mit Kennermiene besprach er diese Bäder, d. h. die ersten Hôtels und die Cur-Häuser daselbst.

An der See waren Raths schon gewesen mit eigenen Betten und eigener Petroleum-Küche. Und man war mit ungeliebten Töchtern zurückgekommen. . .

Heute, auf dem Dampfer, entschloß man sich für Misdroy, das zur Zeit sehr in Gunst stand, trotzdem es im Grunde nichts bot als die zahme Ostsee.

Das gab wieder hitzige Debatten bei Guttenbergs. Sollte man die Ausgabe wagen oder nicht? Wenn Kronheim wollte, konnte er sich auch hier erklären. Andererseits gewährte das Badeleben tausend Gelegenheiten

dazu. Und wiederum, würde er nicht Lust und Stimmung verlieren, wenn man sich nicht auf der Höhe der Situation zeigte?

Man befragte die Tochter auf's Gewissen nach dem Stand der Dinge. Jella, die innerlich schon nervös überreizt war, zudte ungeduldig die schönen Achseln. Noch sah er nicht fest an der Angel! Die Eltern sollten die Ausgabe doch riskiren, sie würde ihn dort sicher zur Erklärung bringen. Hier war man so eingeeengt.

Und die Reise wurde beschlossen. Um die Kosten zu vermindern, entschied man sich dafür, Stella nicht mitzunehmen. Stella stand überhaupt im Wege als unfreiwilliger Elefant. Uebrigens blieb sie rührend bescheiden, mischte sich nirgends ein und hörte mit offenem Munde zu, wie ihre schöne Schwester immer und immer wieder in Luftschlössern verheirathet wurde.

Jetzt halste man Stella ebenfalls der guten Tante Anna auf. Stella empfand eine rührende Sehnsucht nach der ferne weilenden Schwester; so hieß es in jedem Briefe. Die Wirkung blieb nicht aus: Anna lud das sehnsüchtige Elefantlein ein. Da Mama zunächst diplomatisch ablehnte, schickte Anna unter vielen Entschuldigungen das Reisegeld. Ach Gott, das alles war nichts weniger als fein, aber schließlich, es geschah des guten Zweckes, Jella's wegen! So blieben für die Reise nach Misdroy nur drei Personen; Papa sollte sogar erst für die letzte Zeit nachkommen. Da konnte man das meiste Geld auf die Toilette der 'beauté' verwenden. Das that man denn auch. Es war nicht kostspielig, d. h. es kostete relativ nicht viel, und Jella sah in der neuen Strand-Toilette wirklich wie eine Prinzessin aus, entzündend zum Verlieben! Ihre und Mamas Siegeszuversicht wuchsen mit jeder Schärpe, mit jedem Zäckchen, jedem Lackstiefelchen. Die sonst so sparsame Mama redete sich ein, daß diese Dinge unumgänglich nötig seien.

Nur Papa schüttelte den Kopf. Die ganze Geschichte wäre doch eigentlich zu dumm, meinte er.

Allein er fügte sich den ernstlichen Vorstellungen der Rätin und so reisten die Damen ab. —

Es gab eine grenzenlose Enttäuschung! Zwar machte Jella Furore, eine ganze Menge von Eroberungen; aber die Lieutenants und jungen Rechtsbesessenen zogen sich wieder zurück, sobald sie Müdigkeit witterten. Und Kronheim selbst that gar nichts! Er zeigte sich unaufhörlich in seiner Weise galant, doch von einer Erklärung keine Spur! Freilich hörte er auch keiner anderen Dame, blieb gleichgültig und gelangweilt und schimpfte täglich auf das Essen des Cur-Hauses. Er schien gar nicht mehr zu wissen, daß er es gewesen, der gesagt hatte, "wohin reisen wir?"

Und eines Tages meinte er:

"Ist das fade hier! Alle Leute verfolgen einen auf Schritt und Tritt mit Argus-Augen! Wollen wir nicht lieber nach Hause? Da giebt es jetzt Gott sei Dank keine Berliner! Und ich habe ja meine schöne Villa; dort werden wir uns entschieden wohler fühlen."

Es war zum Berrücktworden! Jella weinte heimlich zornige Thränen. Sie wollte noch nicht fort. Doch dem Willen der Mama mußte sie sich fügen.

Der Rath kam gar nicht erst nachgereist; auf Veranlassung seiner Frau schützte er Erkrankung eines Collegen vor, und die Damen kehrten in Kronheim's Begleitung eine Woche früher, als bestimmt gewesen, nach Berlin zurück.

Auf der Fahrt fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Kurz ehe man in Berlin anlangte sagte Kronheim unbemerkt zu Jella: "Der Thiergarten ist jetzt reizend — das erste Herbstlaub; wollen wir nicht morgen Nachmittag eine kleine Promenade machen? Vielleicht findet auch Ihre Frau Mama Zeit; ich werde mich am Potsdamer Thore nach Ihnen umsehen."

Er wohnte in der Bellevue-Strasse, machte sich's also bequem. Als man dann ausstieg, wiederholte er flüsternd:

"Also morgen um fünf Uhr!"

Nun war schon von der Mutter keine Rede mehr. Jella hatte sich bisher in Berlin ängstlich bemüht, ein direct verabredetes Zusammentreffen mit Kronheim zu vermeiden und er hatte das respectirt. Nun erst stand sie vor dem ersten wirklichen Rendezvous mit ihm. Ebenso wie sie sich ganz deutlich sagte, daß jetzt die Entscheidung fallen mußte — so oder so!

Sie eröffnete der Mama in ziemlich schroffer Weise die volle Wahrheit. Ein gewisser herber, säuerlicher Ton ging jetzt überhaupt durch ihren Verkehr mit der Rätin.

"Ich werde ihn nun zur Erklärung bringen, Mama, damit einmal Ruhe wird. Oder, wenn ich sehe, es geht nicht, so komm' ich so rasch wie möglich nach Hause."

Und die thörichte Mutter ließ ihr Kind den gefährlichen Gang antreten.

(Fortsetzung folgt.)





Von der Bäckerei- und Conditorei-Ausstellung in Mainz. — Siehe Seite 144.

Original-Zeichnung von Adolf Wagner.





Ein Nimmerfett. Nach dem Bilde von J. Kleinmichel. — Siehe Seite 141.  
Photographic-Verlag der photographischen Union in München.

Nachdruck verboten.

### Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und seine Gattin Katharina Freifrau von Saalfeld.

Von S. H.

(Siehe das Bild auf Seite 137.)

Es hat immer ein gewisses romantisches Interesse, die Schranken, die eine sonst unerschütterliche Standesgliederung zieht, einmal gründlich durchbrochen zu sehen, zumal wenn die Bahnbrecherin „Liebe“ heißt. Abgesehen davon, daß hier besondere Vorzüge des Geistes und Körpers eine Rolle zu spielen pflegen, fühlt das Herz sich durch das siegreiche Menschliche bei solchen Geschehnissen gepackt, und zu

allen Zeiten haben die Poeten gern Anlaß genommen, sie in farbenprächtigen Dichtungen zu verherrlichen.

Besonders anmuthend berührt es aber, wenn die Romantik sich den Poeten und zwar einen echten, rechten, direct herausgreift und ihn den Stoff, der sonst sein Dichtergemüth begeistern würde, selbst erleben läßt. Dies ist der Fall gewesen, als sich vor mehr als Jahresfrist Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen mit einer Tochter eines unserer ersten zeitgenössischen Erzählers, des Schriftstellers Wilhelm Jensen, verlobte. Ueberall erweckte die Kunde Interesse, überall nahm man mit Behagen das Ungewöhnliche auf, das ein so freundliches Gepräge trug.

Katharina Jensen, daheim Käthe genannt, wurde am 25. Januar 1874 zu Kiel in der Vorstadt Brunsdahl geboren, im eigenen Hause ihrer Eltern Wilhelm und Marie Jensen, als Jüngste von vier Geschwistern, Thea (jetzt Frau Dr. Mez in Breslau), Paul (gegenwärtig Assistent am physiologischen

Institut in Strahburg), Maina (jetzt Frau Professor Heyd in Heidelberg). Sie war von klein auf ein überaus anmuthiges und liebenswürdiges Kind, das durch die Zartheit seiner Constitution manchmal Besorgniß einflößte und nicht ahnen ließ, zu welcher Größe und Kräftigkeit — mit der freilich die zarte Erscheinung immer verbunden geblieben — es sich entwickeln würde. Im Jahre 1876 siedelte sie mit ihren Eltern nach Freiburg im Breisgau über und brachte zwölf Jahre lang stets einen Theil des Sommers bald in den Alpen und im Schweizer Jura, am meisten auf dem Hochland des Schwarzwalds zu. Das ihr, wie ihren Geschwistern, angeborene Interesse für alle Erscheinungen der Natur gewann dadurch besonders an Nahrung, und gleicherweise bildete sich eine Begabung zum Zeichnen durch das Zusammenleben mit dem feinnüchtern Künstler Emil Lugo aus, der stets den ländlichen Sommer-Aufenthalt ihrer Eltern theilte und durch Vorbild und



Anweisung sämtliche Kinder über das Dilettantenhafte hinaus zu einem künstlerischen Leben und Wiedergeben des Gesehenen förderte. In der gleichen Richtung wirkte auch ihre für die Malerei ungewöhnlich veranlagte Mutter auf sie ein. Im Jahre 1888 zog die Familie nach München, wo Käthe noch als halbes Kind den im Hause ihrer Eltern verkehrenden Prinzen Ernst kennen lernte, mit dem sie sich am Schalltage des Jahres 1892 auf dem Capitol in Rom verlobte und am 20. September desselben Jahres in München vermählte. Der regierende Herzog von Sachsen-Meiningen verlieh ihr hierbei den freiherrlichen Namen von Saalfeld, der auf ihre Kinder übergeht. Ein erster Knabe ist dann kürzlich geboren und nach seinen beiden Großvätern Georg Wilhelm getauft worden.

Das in beneidenswerther Unabhängigkeit lebende Paar bewohnt zur Zeit eine zauberhaft auf einem Hügelrücken gegen San Miniato zu gelegene Villa über Florenz. Eigentümlicher Weise erinnert die junge Frau in ihrer ganzen Erscheinung an manche weibliche Gestalten auf Gemälden aus dem florentiner Cinquecento, besonders von Botticelli. Mit feinstem Verständniß für die Dichtung wie für die bildenden Künste begabt und eine Schönheit besonderer Art, ist sie von einfacher Natürlichkeit und gewinnendster Herzlichkeit des Benehmens.

Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, Herzog zu Sachsen, der zweitälteste Sohn des regierenden Herzogs Georg aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Feodora von Hohenlohe-Langenburg, wurde am 27. September 1859 geboren. Nachdem er Jura studirt und einige Zeit als Officier gedient (er ist gegenwärtig Hauptmann), lebt er seit sechs Jahren ganz seiner künstlerischen Bestrebungen als Maler. Er ist von edelschöner Gesichtsbildung, außerordentlich groß und schlank. — Nicht leicht finden sich zwei Menschen in Natur und Erscheinung so passend zu einander, noch seltener aber in so voller geistigen und gemüthlichen Uebereinstimmung. Die Ehe heißt schwerlich ein glücklicheres Paar, als das auf der Villa Leonardi in der Blumenstadt am Arno.

Nachdruck verboten.

### Wie ein Künstler entdeckt wurde.

Erzählung von Helene Fichler.

**F**ritz Holthausen ist ein berühmter Mann, ein geachteter Künstler, dessen Name hellen Klang besitzt, soweit man in Deutschland edle Musik versteht und schätzt. Er ist einer der ersten Concert-Sänger unserer Tage. Zwar nennt ihn die Welt mit anderem Namen, aber man wird ihn wohl hier trotz des nom de guerre erkennen.

Auch die Dame, der es Fritz Holthausen verdankt, daß er „entdeckt“ wurde, trägt einen in Deutschland bekannten und hochverehrten Namen, nämlich den eines weitverbreiteten, altadeligen Geschlechts, das sich von jeher durch seine echt adelige Gesinnung auszeichnete. — Die alte Baronin lebt auf ihrem im nördlichen Westfalen unweit der holländischen Grenze gelegenen Familiengut Haus Dornhage. Sie war und ist noch heute eine der bekanntesten und verehrtesten Persönlichkeiten auf zehn Meilen in der Runde. Man hieß sie die alte Frau Baronin schon damals, als das Haar der Baroness noch in glänzender Schwärze prangte, vielleicht da sie schon zu jener Zeit hochgradiger Kurzsichtigkeit wegen eine goldene Brille trug. Die Bezeichnung Frau aber ward ihr zu eigen, nicht etwa weil sie sich hätte Hymens goldene Fessel anlegen lassen, sondern weil sie als älteste Tochter des Geschlechts Anrecht auf die erste Stelle eines im Ostfriesischen liegenden adeligen Fräuleinstiftes besaß, und alle Instanzen dieses noch aus alter Zeit die Bezeichnung Kloster tragenden Stiftes mit dem Eintritt in dasselbe den Namen Frau erhielten. Die Frau Baronin war nun keine Dornkäuflerin, die es sich hätte gefallen lassen, ihre schönsten Jahre in den dumpfen Hallen ihres Klosters zu verleben. Und sie that es auch nicht, zumal sie dessen Gefegen gemäß alljährlich nur zwei Monate dort zubringen brauchte. Das nannte sie ihre Verbannungszeit. Im übrigen führte sie in ihrem behaglichen Dornhage ein zwischen edelstem Genuß und wohlthätigster Menschenliebe getheiltes Leben. Selten war ihr Haus leer von Gästen; Künstler, Gelehrte und geistreiche, lebenswürdige Damen fanden in dem alten Herrensitze stets freundliche Aufnahme, besonders aber ward allen Musicanten ein begeistertster Empfang zu theil, mochten sie nun fiedeln, singen, geigen oder Clavier spielen. Die Frau Baronin war nämlich eine leidenschaftliche Liebhaberin und tüchtige Kennerin der Musik.

Solange Fritz Holthausen zurückdenken konnte, hatte er sich der besonderen Fürsorge der alten Baronin zu erfreuen gehabt. Schon in seiner frühesten Jugend, wenn er mit den Kindern auf der schmutzigen Straße seines Heimatstädtchens aus Sand und Kies neben der Gasse kindliche Bauten auführte, war er von den Spielgenossen beneidet worden, sobald die Dame auf ihren Spaziergängen durch das unmittelbar an Dornhage grenzende Städtchen den munteren blonden Jungen aus der Kinderchar herausholte, um ihm einen Bonbon oder einen Apfel zuzusteken. — „Junge, Du mußt etwas ganz Besonderes werden!“ hatte sie ihm oft gesagt, indem sie seine blonden Locken energisch, aber liebevoll zupfte; und Fritz hatte seinen Apfel in den Mund gesteckt und laudend geantwortet: „Ja, ich will Chauffée-Auffeher werden!“

„Warum denn gerade Chauffée-Auffeher?“ hatte die Dame erstaunt gefragt; und Fritz erwiderte: „Dann darf ich mir alle Äpfel und Zwetschen von den Chauffée-Bäumen runterholen!“

„Du bist noch ein kleiner Dummerhahn!“ verwies ihn die Frau Baronin. — Darauf war er zu seiner Gasse und den Straßent Kindern zurückgekehrt; die Dame aber hatte in dem Schulhause vorgesprochen und hier zu Fritzens Vater gesagt: „Sie dürfen den Jungen nicht so mit Had und Mad und Stüvesad im Schmutz herumspielen lassen!“

Der Schulmeister zog die spitzen Schultern hoch und antwortete:

„Was soll man machen, Frau Baronin? Man hat sieben Stück, da schlüpft leicht eins unter der Ruthe durch!“

„Aber er soll was Nüchtes werden, denn der Junge besitzt das Zeug dazu!“

„Das hat ja noch Zeit, gnädige Frau; soweit kann man heute noch nicht hinausdenken!“

Einige Jährchen später, — es war zur Christzeit, die Kirche war aus, plaudernd und stierend trippelten und trappeten die

Kirchenbesucher über die hartgefrorenen, holprigen Straßen nach ihren warmen Häusern — da war es wieder die alte Baronin gewesen, die den blaffen Schulmeister am Kermel zupfte und sagte: „Wissen Sie, Herr Holthausen, Sie haben die Orgel heute recht brav gespielt, so recht weihnachtlich und feierlich; und der Gesang war auch famos. Jetzt weiß ich auch, was aus Ihrem Fritz werden wird: in dem Jungen steckt ein Künstler! Der Bengel hat eine Stimme — ich hab's so recht gehört, wie sie aus dem Festgefange hervorklang — eine Stimme, als wenn ein Engel vom Himmel selber ein Loblied anstimmte. Ich sage Ihnen, aus dem Jungen muß ein Sänger werden! Na, und ich will dazu thun, was sich thun läßt.“

Der kleine Fritz horchte hoch auf, während er neben dem Vater herlief.

„Schönen Dank, Frau Baronin!“ hatte der Vater erwidert; „aber man ist der Meinung, der Bengel soll ein tüchtig Handwerk lernen, so'n Handwerk, das einen soliden Boden hat.“

„Dummes Zeug, Herr Holthausen; das versteh'n Sie nicht!“

„Danzeln, Frau Baronin, so'n bißchen was weiß man auch davon. Hab' in meiner Jugend auch geglaubt, wär' zu was Rechem bestimmt, und muß jetzt froh sein, daß ich den Rangen das Abt und das Einmaleins beibringen darf. Man kann wenigstens Frau und Kinder damit ernähren. Nein, nein; der Fritz muß was Solides lernen!“

Die Frau Baronin hatte sich unwirsch von dem Vater verabschiedet und dabei gerufen: „Sie sind nicht recht geschickt! Na, es wird sich schon von selber finden.“

Diese kleine Szene war in Fritzens Erinnerung haften geblieben. Er hatte sich von Stund' an zu etwas Höherem befragen gefühlt und die alte Dame als eine Art Vorsehung betrachtet, die dereinst in seinen Lebensgang wohlthätig eingreifen würde. Er litt jetzt keinen Schmutz mehr an seinen Händen; er sorgte von selbst dafür, daß sein Haar immer hübsch gekämmt, daß der Hemdtragen stets sauber war; ja die Mutter hatte sogar ihre liebe Noth mit ihm und sagte: „Der Junge ist mir eitel geworden wie ein junges Weib!“; ich weiß nicht, was mit ihm ist.“ — Doch vorläufig trat keine bemerkenswerte Veränderung in seinem Leben ein; es geschah nichts Besonderes.

Nachdem Fritz unter seinem Vater so weit herangebildet war, daß er das Seminar seiner heimathlichen Provinz besuchen konnte, mußte er Abschied nehmen von seinen Spielfameraden, von seinem Elternhause, von seinem Städtchen. Ehe er aber ging, machte er noch in dem Herrenhause bei der alten Baronin einen Abschiedsbesuch. Seine Gönnerin tractirte ihn mit süßem Wein, während er, ganz vorn auf der Kante des heiligen Polsterstuhles sitzend, seine Mütze ängstlich zwischen den Fingern drehte.

„Na, dummer Junge, so rüd' doch 'ran; schmeiß Dir der Wein nicht?“ rief sie ihm zu.

„Der soll wohl schmecken!“ erwiderte Fritz schüchtern, indem er wieder nach dem Glase griff. Die Frau Baronin sah ihm gegenüber im Canapé; sie legte beide Arme auf den Tisch, guckte über die goldene Brille hinweg ihren Schüpling an und sagte:

„Du wirst mir nun aus den Augen gerückt, Fritz. Ich sage Dir aber, halte Dich rein an Seele und Leib, und vor allen Dingen: laß die edle Musik nicht liegen! Du hast eine Stimme in der Kehle, ich sage Dir, Junge, eine Stimme! — Kurz, sie ist Gold, ein echtes Kapital! Darauf verheiß' ich mich. Ich habe in Rom in der Peterskirche bei dem heiligen Vater den herrlichsten Gesang gehört, den es auf Erden giebt; ich habe in Berlin und Paris und sogar in dem großen London die weltberühmtesten Concerte mitgemacht, wo die größten Künstler geigen und singen, daß man meint, alle Engel-Chöre auf einmal zu hören. Ich weiß das also! Na, und wenn sie Dich dorten in der Prekanstalt, wo Du nun durchaus zum Schulmeister gedrückt werden sollst, etwa so halten, daß kein froher Ton aus Deinem Munde kommen kann, dann, mein Junge, wirst Du ihnen den ganzen Kram vor die Füße und kommst wieder! Dann werde ich für Dich sorgen!“

Fritz hatte der alten Dame einen Kuß auf die seine weiße Hand gedrückt, seine zu Boden gefallene Mütze aufgerafft und sich rückwärts gehend zum Zimmer hinaus geschoben.

Mehrere Jahre waren darüber vergangen. Aus Fritz Holthausen war ein schöner, stämmiger, junger Mann geworden, der trotz der etwas lässlichen Rückenverfassung des Provinzial-Seminars frische Wangen und leidlich breite Schultern besaß. Er hatte auch seinen Theil gelernt und immer die besten Zeugnisse mitgebracht. Vor allem aber hatte er den Rath seiner Gönnerin beherzigt, die edle Musik treulich zu pflegen. Das war ihm gerade im Seminar erleichtert worden; wenn sonst auch ein gewisser Druck in diesen beschränkten, unter schärfster Disciplin stehenden Verhältnissen sich wie ein eifriger Hauch auf seine junge Seele legte, die Musik fand doch in dem düsteren, weitläufigen, alten Gebäude der Provinzialstadt eine Heimstätte. Sie war es, die während seiner drei Seminar-Jahre seine Trösterin, seine Freundin in allen trüben Stunden wurde. Wenn ihn in der ersten Zeit das Heimweh übermannte, war er heimlich in den großen Andachtsaal geschlichen, zu Stunden, wo kein Unberufener in der Nähe weilte, und hatte auf dem Harmonium einige Accorde aus einem Choral oder aus einem einfachen Volksliede angeschlagen. Wenn er sich ganz sicher fühlte, hatte er sogar einige Strophen zu singen gewagt. Obgleich ihm sein Thun wie ein Unrecht erschien, nahm er doch stets die Empfindung einer Beruhigung, einer Tröstung mit hinweg, besonders dann, wenn die Strahlen der Abendsonne durch die Blätter der alten Bäume vor dem Hause in den düsteren Saal fielen und das Christus-Bild über dem Harmonium mit einem Strahlenkranz umwoben.

Etwas später erhielt er eins von der Frau Baronin einen Brief, aus dem ihm ein Zwanzigthalers-Schein entgegenfiel. „Nun will ich sehen, was Du mit dem Gelde anfängst,“ stand in dem Schreiben. Ihm klopfte das erstunte Herz bis in die Schläfen hinauf. O, er wußte wohl, wie er das bunte Blättchen verwerten könne! — In seliger Entzückung mußte er einen Moment die Augen schließen — da war ja im Intelligenz-Blatt ein „noch gut erhaltenes Tafel-Clavier“ besonderer Umstände halber zu dem billigen Preise von zwanzig Thalern ausgedoten worden! Das mußte sein werden! Und noch am selbigen Tage hielt das etwas gichtbrüchige Instrument seinen Einzug in das dürftige Seminaristen-Stübchen, und ein junger Mensch sah mit verklärtem Antlitz davor und probirte die alten Tasten. Nun besaß er ein eigenes Instrument, nun konnte

\*) Nicht — junges, hübsches Mädchen.

es ja weder in ihm noch um ihn ganz dunkel werden! Bei einem Antiquar wurden Noten erstanden: Vater Haydn und der alte Benda kamen in die Seminaristen-Klasse; der strenge Gluck und der gemüthvolle Schubert fanden sich dazu. Fritz saß bis tief in die Nacht hinein bei seinem geliebten Clavier. Mehr noch. Es dauerte nicht lange, so hatte der Seminar-Director herausbekommen, welche künstlerische Kraft in Fritz verborgen lag; er sorgte dafür, daß dieser nicht nur bei den musicalischen Andachten die Hauptstimme führte, sondern er veranstaltete sogar mehrfach kleine Concerte, bei denen Fritz als Solo-Sänger auftreten mußte. Dies gab nun dem kindlichen Jüngling einen neuen Sporn, eifrig seine Stimme auszubilden, sowie durch einen untadeligen Lebenswandel Herz und Gemüth rein zu erhalten und so den Rath seiner alten Freundin treu zu befolgen.

Mittlerweile war sein Vater gestorben, die Stelle durch einen anderen Lehrer besetzt, und die Geschwister waren bei Verwandten und sonstigen Leuten untergebracht worden. Er hätte somit gar keine Beziehungen mehr zu seiner Heimatstadt gehabt, wenn nicht seine alte Freundin und Gönnerin fortwährend mit ihm in Verbindung geblieben wäre. Die Freundschaft der alten Baronin verlieh aber seinem jungen Leben Licht und Glanz. Mehrfach hatte sie ihn während der Ferien in ihr Heim eingeladen; und er, der zuerst schüchtern und mit Seminaristen-Befangenheit sich in den vornehmen, stillen Zimmern des großen Herrenhauses bewegte, fühlte sich schon beim zweiten und dritten Male so heimlich in den alten, ehrwürdigen Räumen, daß er, auch ohne von der Frau Baronin aufgefordert zu sein, sich an den herrlichen Flügel im Salon zu setzen wagte, um ein Lied zu singen oder einen Choral zu spielen.

Nun stand seine Entlassung aus dem Seminar bevor; er war an dem großen Wendepunkte seines Lebens angelangt. Wollte er sich mit der Zukunft eines Volksschul-Lehrers begnügen, so befand er sich vielleicht nach kurzer Zeit in einem dumpfigen, westfälischen Bauernhause, in einem engen, halb-dunkeln Raume, der morgens um sieben durch einige Dugend schlafpöppiger Kinder belebt wurde, die klappernde Holzschuhe an den Füßen trugen. In diesen Kindern würde er dann zu zeigen haben, daß er befähigt sei, die Menschheit zu erziehen, zur Veredelung hinzuzuführen.

Auf der anderen Seite, wenn er den dringlichen Mahnungen seiner Gönnerin nachgab und die ganze Schulmeisterei an den Haken hing, stand ihm vielleicht eine glänzende, ruhmvolle Laufbahn in Aussicht, die ihn zu den Höhen der Kunst, zu den Höhen der Menschheit emportrug. Aber die Entscheidung war nicht leicht; dort ein bescheidenes, vor äußerster Noth gesichertes Leben, wie es der Vater zeit lebens geführt hatte, hier ein glänzendes Bild, neben dem aber auch ein großes, großes Fragezeichen stand, weil der Pfad dorthin nach kurzem Glüd vielleicht in den Abgrund des Glüds führte. So hatte er die letzten Ferien unter Furchten, Hoffen und Zweifeln bei der alten Baronin verlebt. Diese, in ihrer unerlöschlichen Zuversicht auf das Talent ihres Schüplings, ließ es gar nicht dazu kommen, daß die Frage über seinen Beruf erörtert wurde; bei ihr stand die Sache ein für allemal fest.

„Geh' Du nur und halte Deine Zeit aus; wenn aber die die Prüfung vorbei ist, dann läßt Du Dich nicht in's erste beste Bauernnest stecken, sondern Du kommst hierher; ich werde hier sorgen, daß Deine künstlerische Begabung in's rechte Licht gesetzt wird und vor allen Dingen auch Kunstverständige etwas davon gewahr werden. Dann wirst Du sehen, daß es für Dich nur einen Weg giebt!“ Mit diesen Worten hatte sie ihn entlassen.

Das Examen war glücklich überstanden; Fritz Holthausen hatte eine Eins davon getragen und von dem Director des Seminars ein besonderes Lob und zugleich die Versicherung erhalten, daß er in kurzer Zeit mit besonderer Rücksicht auf sein vorzügliches Examen eine Anstellung erhalten werde, die ihm 150 Thaler Jahres-Einkommen sichere. Fritz hatte nur mechanisch genickt und eine tiefe Verbeugung gemacht. Die Aussicht, mit 150 Thalern in einer westfälischen Bauernschaft zu leben, hatte für jeden anderen Collegen unzweifelhaft etwas sehr Berlockendes; er aber dachte an seine alte Freundin und deren Versprechen, besaß jedoch nicht den Muth, die besondere Vergünstigung, die in dieser Anstellung lag, zurückzuweisen. Noch halb betäubt von dem Examen und dem Zwange, sich entschließen zu müssen, kam er abends auf sein einsames Zimmer. Hier fand er einen Brief von der alten Baronin liegen. Sie schrieb:

„Gib' Dich nur, daß Du den Staub des Seminars hinter Dir läßt; komme sobald Du's vermagst, bring' alle Deine Sachen mit, und vor allen Dingen vergiß Deine Noten nicht! Du sollst hier in Deiner Heimatstadt, wo man Deinen vortrefflichen Vater und Dich selber beinahe vergessen hat, zeigen, was in Dir steckt. Ich arrangire für Dich ein Concert. Leider hantiren in meinem eigenen Saal die Maurer und Tapezire, und der Birth vom „grünen Baum“ setzt ein Stockwerk auf, das erst im Herbst bei der Hochzeit seines Sohnes eingeweiht werden soll. . . . Na, so muß die Schulstube als Concert-Saal dienen. Meinen Flügel lasse ich hinüber schaffen, damit Du nicht auf den alten Klumpfakten oder gar auf die kratzende Geige des jetzigen Schulmeisters angewiesen bist. Lieb' wär' es mir, wenn Du mir sogleich eine Art Programm machen könntest, so ein halbes Duzend Lieder und Gesänge, die Du am besten inne hast; aber ja keine von den neumodischen Arien à la Troubadour; ich kann das Zeug nicht leiden. Dagegen, wenn Du etwas von Händel weißt, oder von Mozart, das ist das Rechte für uns. Sorge Dich um nichts; überlaß die ganze Sache mir. An Kunstverständigen Publicum wird es Dir nicht fehlen. Ich habe mir das ganze Haus voll Besuch geladen, darunter ist auch ein Professor aus Berlin, der etwas von der Musik versteht; auf den setze ich starke Hoffnungen. Der „große Franz“ ist leider nicht zu haben; der wär' freilich der Rechte gewesen, um Dich auf den passenden Fleck zu bringen, aber er kann in Weimar nicht abkommen, der Großherzog läßt ihn nicht los. So muß es ohne ihn gehen. Eintritts-Billets habe ich beim Buchdrucker auch schon bestellt; das Billet wird 50 Pfennige kosten, denn ganz umsonst soll man Dich hier nicht hören. Dein schwarzer Confirmations-Rod wird wohl schon zu schätzig sein, wie ich mir denke; darum habe ich georgt, daß der Schneider Dir einen neuen macht. Hab' keine Angst um die Bezahlung; die findet sich, wenn Dein Concert gehörig was eingebracht hat. Und nun Gott befohlen, und schicke das Programm recht bald! — Deine alte Freundin.“

\*) Die alte Baronin meint Franz List.



Rauchdruck verboten.

## An der Weltstraße.

Skizze von Hellmuth Meißel.



or einem Vierteljahre habe ich meine Wohnung gewechselt.

Ich wohne nun draußen in einem ländlichen Vorort-Gaule; aus dem Fenster schweift mein Blick hüben und drüben über niedrige Dächer und grüne Baumwipfel, als lebte ich auf dem Dorfe. Nur in der Ferne zeigt sich ein mächtiger, gewöhnlich von Dunst umschleierter Niesenblock, aus dem spitze Thürme, lauchige, runde Kuppeln und schlanke, rauchende Nebelstößen zu den Wolken des Horizonts streben — das ist die Stadt mit ihren Kirchen, Fabriken und Häusermassen! Ich bin froh, nicht mehr ihre Luft zu athmen, die so kohlenstaub-geschwängert auf die Lungen schlägt, sondern den frischen, herben Duft blühender Erde, aber trotzdem fühle ich auch hier noch die Nähe des steinernen Ungethüms, die magische Anziehungskraft, die es weithin nach allen Himmelsrichtungen ausübt.

An meinem Hause führt die große Straße der Welt vorüber, welche die Landstraße der guten, alten Zeit überwinden und abgelöst hat. Kein Staub wirbelt hier auf, dafür der weiße, leuchtende Athem jenes Giganten, der jetzt im Dienste der Cultur die Menschheit und ihre Lasten bewegt — der Dampf der Locomotive! Den ganzen Tag bis in die Nacht hinein rollen die Rüge auf dem eisernen Schienenstrang vor meinem Fenster dahin. Das ist ein Lärm, wenn drüben die Bahnglocke vor dem kleinen Wärterhäuschen ihren hellen, scharfen Klang ertönen läßt, der Schrei der Dampfpeife kreischend wie eine Säge die Luft durchschneidet und eine mehr oder minder lange Wagenreihe ächzend und polternd herangerastet kommt — ein Lärm, der die Nerven zerreißen kann!

Im Anfange konnte ich ihn nicht ertragen, und meine Wohnung gefiel mir gar nicht. Aber mein Freund, der kleine, vierährige Bahnwärter drüben, der den Schlagbaum jedes Mal bei dem Nahen eines Zuges niederlassen muß, um den Querweg zu sperren, tröstete mich. Bald, meinte er, würde es mir gehen wie ihm; ich würde überhaupt nichts mehr von dem Lärm hören, nachdem sich mein Ohr daran gewöhnt hätte.

Er hat Recht gehabt! Das Schrecklichste waren die Piffe der Locomotive und doch — jetzt werde ich nicht mehr durch diese furchtbaren Töne gepeinigt, nicht etwa weil mein Ohr taub geworden ist, in Begleitung, ich möchte behaupten, positiv behaupten, daß es an Wahrnehmungs- oder besser Unterscheidungskraft gewonnen hat. Ich verstehe jetzt die eigenartige, unmusicalische Tonleiter der Dampfpeife, ohne im geringsten in das Signal-Weien der Eisenbahn eingeweiht zu sein. Auch dieses Instrument, das so disharmonisch wirkt, hat seine eigene Sprache. Wenn ich bei der Arbeit sitze und ein mehr lärmender als schriller Ton, wie in einem weiten Bogen durch die Luft gehend, bringt an mein Ohr, so weiß ich, daß ein Güterzug vorüberfährt und daß die Beamten desselben die Weisung erhalten: Achtung, Bremse anziehen! Ich kann es an der Dauer und Stärke des Tones abschätzen, ob der Zug viele oder wenige Wagen hat. Ueber andere Laute, kürzer und gleichsam prägnanter, verfügt der Personenzug, und ein ganz kurzer, fröhlicher Pfiff kennzeichnet den Abend-Courir-Zug; wenn jener einen Satz spricht, so hört dieser nur ein Wort hervor, gleichsam nur einen Ausruf: „Hurrah, da bin ich!“ Bisweilen aber wache ich auch noch in der Nacht auf, obwohl das selten vorkommt, durch ein schroffes Pfeifen von wachsender Stärke aus dem Schlummer geschreckt.

Das ist die Mahnung eines verpödeten Zuges, der sich ankündigt und auf sein Einfuhr-Signal am Bahnhof wartet, rubelroth und voll schlechter Laune, wie ein Mann, der spät nach Hause kommt und den Schlüssel vergessen hat, der ihm des Hauses Pforte öffnet. . . .

Aber nicht allein daran erkenne ich, ohne von meinem Plage mich zu rühren, den Charakter eines Zuges; wichtiger ist vielleicht die ihm eigenthümliche Gangart. Das Ohr lauscht hinaus, bei welcher Arbeit der Geist sich auch befindet, und wie man am Schritt auf der Treppe den Freund erkennt, so unterscheidet es die verschiedenen Arten von Zügen. Bald merkt man, daß der Eisenbahnwagen eben auch zur Kategorie Fuhrwerk gehört und daß der Indianer, der beim Anblick der ersten Locomotive nach dem darin stekenden Koff juchete, gar nicht so Unrecht hatte. Ich weiß es jetzt, es steckt thatsächlich in jeder Locomotive die Natur eines Viehfußers. Langsam und leuchtend, wie ein Laupferd vor einem Kollwagen, schleicht sich der Güterzug vorwärts, die Räder knarren und stoßen auf die Schienen, als wollten sie mit dem Dampf Gaul selbst zusammenbrechen. Das Mitglied eines indianischen Thiereschwärmers, vorausgesetzt, daß es einen solchen gäbe, würde, da ihm der Einbild in das Wesen der Sache abgeht, geneigt sein, den Locomotiv-Führer wegen Thierquälerei zur Angelegenheit zu bringen. Gemächlichen Trabes, wie eine bürgerliche Kalesche, geht der Bummelzug; nur einige dieser Art haben sich die Manier der Schlächterwagen zum Vorbild genommen, die mit Recht im Ruße stehen, zur Unzeit in einen Galopp zu verfallen. Das ist denn auch ein Galopp, der über die unedle Art des Beförderungsmittels keinen Zweifel läßt — ein plötzliches Rütteln und Schütteln, kein gleichmäßiges Tempo, ein Stampfen und Pfanden — kurz, eine gewisse Prahlerei und kein eigentliches Temperament.

Da lobe ich mir die Gangart des Courir-Zuges, der abends an meinem Hause vorüberjagt. Das Ohr ist entzückt, sobald sein Brausen in der Ferne ertönt. Es ist der Hufschlag eines edeln Arabers, der in voller Carrière heransprengt. Und am Fenster sehen und zugleich die leuchtenden, flammenden Augen der Locomotiv-Lichter, die so tief vorn am Bauche sitzen, zu schauen, das Schnaufen der den heißen Athem ausstößenden Röhren zu hören, während der Zug donnernd vorüberfliegt und ein wilder Luftstrom seine Flanken peitscht, das Haus aber bis in den Grund und Boden erdröhnt — das ist eine Erscheinung, die das Herz weit und stolz macht wie etwas Großes, Erhebendes! Das ist keine mechanische Naturkraft, sondern ein herrliches Wesen, ein Geschöpf voll Adel und Feuer und doch zugleich über jedes menschliche und thierische Maß hinausgerückt!

Wie meinem Ohr ist es auch meinem Auge gegangen. Zuerst sah es nur die Wagenreihe, am Tage eine dunkle Masse von unbestimmten Formen, einen allgemeinen Schimmer menschlicher Physiognomien, ohne daß eine von ihnen im Gedächtniß

Der Gott, wie schlug Fritz das Herz beim Lesen dieser Zeilen! Wohl eine Stunde lang wanderte er zwischen seinen engen Wänden auf und nieder, wohl hundert Mal las er die großen stielten Schriftzüge des Briefes. In der folgenden, schlaflos verbrachten Nacht überlegte er hin und her und kam doch zu keinem festen Entschlusse. Am andern Morgen — er hatte sich bereits die Nothwendigkeit vor Augen geführt, trotz allem aus Pflichtgefühl Schulmeister bleiben zu müssen — brachte der Briefträger ihm abermals ein Schreiben aus Tornhage. Es enthielt nur wenige Worte:

„Daß Du Dich nicht etwa durch die seminaristische Nachhabe bestimmen läßt, Dich gleich in irgend ein obseques Nest zu begeben! Ich sage Dir noch einmal, Du soll etwas Besseres bevorzugen, als den Rängen beizubringen, daß zwei mal zwei vier und nicht fünf ist. Schicke mir nur erst das Programm, und im übrigen gehst Du acht Tage in's Besergergebirge, um Deine Seele von allem Schulstaub rein zu baden. Einliegendes ist dazu zu benutzen. Nach acht Tagen erwarte ich Dich hier.“

Wahrhaftig, es lag wieder eine Zwanzigthaler-Note in dem Brief. Er starrte auf das bunte Blättchen Papier, das ihm so viel Glück, so viel Freiheit, so viel Sonne verhieß. Er konnte es nicht hindern, daß eine Thräne über seine Wangen riefelte. Und dann mit einem Male athmete er hoch auf, unterdrückte nur mühsam einen jubelnden Schrei und fing an, seine paar Sachen hastig zusammenzuwerfen und in das Köfferchen einzuschließen. Drei Stunden später schon hatte er dem Seminar Lebewohl gesagt und dampfte dahin, den blauen Bergen zu. Alle Sorge, jeder Zwiespalt war von seiner Seele gewichen. Die goldene Freiheit winkte ihm. Volle acht Tage durfte er in Wald und Feld umherstreifen, durfte wandern und singen nach Herzenslust, ohne jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen, was er in dieser Stunde gearbeitet, in jenen Augenblicke gedacht oder geträumt habe; volle acht Tage lang würde er die schrilte Glocke, die ihn in die dumpfe Luft des Lehrzimmers rief, nicht mehr vernahmen, würde er mittags nicht die Graupensuppe und den Erbsenbrei der Seminar-Verwalterin vor sich auf dem Tische sehen; er würde jetzt wie ein großer Herr mit wohlgefüllten Taschen auf jeden Wirthshausstisch klopfen und fordern können, was seines Wagens Gefährte wäre! Ein König war nicht reicher und glücklicher, als Fritz in dem Augenblicke, wo er auf der Station Fortia den Eisenbahnwagen verließ, das während der Fahrt entworfene Programm, rasch couvertirt und an die Baronin adressirt, in den Bahnhof-Briefkasten steckte und nun, sein Kängel auf dem Rücken, frohen Muthes zu Fuß dem Besergergebirge zumanderte.

Nur zu schnell verfloßen die acht Tage des süßen Nichtsthums. Noch immer glückstrahlend, machte sich Fritz endlich auf den Weg, um auf einer kleinen Station den Zug zu besteigen, der ihn der alten Heimat zuführen sollte. — Die Baronin hatte derweil eifrig für ihren Schüpling gewirkt. Alles war zu dem Concerte wohl vorbereitet; auch die hohen Gäste der Dame, darunter der Professor aus Berlin und einige adelige Stiftdamen waren im Herrenhause angelangt. Die Gäste hatten allerdings zuerst etwas säuerlich gelächelt, als sie von der Gastgeberin erfuhren, daß die Einladung diesmal nicht erfolgt sei, um, wie in früheren Jahren, den Lenz in dem frischgrünenden Herrenpark bei einer Waldmeister-Bohle zu feiern, sondern um ein junges, unbekanntes Menschenkind auf seine künstlerische Veranlagung hin zu prüfen. „Unsere vielgeliebte Baroness hat es doch wahrlich nicht nötig, sich um talentirte Bauernjungen zu kümmern, sie, die einst Chopin in Paris zu einem Walzer begeisterte und Franz List zu ihren Hausfreunden zählten darf“, küßerten die Stiftdamen unter einander, während der Berliner Professor, der, eine Cigarre nach der andern rauchend, mit starken Schritten im Salon auf- und nieder wandelte, vor sich hinbrummte: „Darum die weite Reise gemacht — na, das paßirt mir auch nicht wieder!“ Der berühmte Mann fühlte sich sogar derart von der alten Baronin düppirt, daß er, in seinem Horn immer stärker qualmend, nicht bemerkte, wie die Damen hüftelnd ihre Watist-Tücher an den Mund brachten.

Nun war die Stunde gekommen, wo der talentirte Bauernjunge erwartet wurde. Die Dunkelheit sank schon hernieder, als die Hausherrin, mit Mantel und Kapuze angethan, in den Salon trat, wo sie mit dem Ruße empfangen wurde: „Sie wollen selber zum Bahnhof? Unmöglich! Unbegreiflich!“

Die alte Baronin antwortete aber nur: „Pfiu, wach' entseflicher Quaal! Das müssen Sie sich abgewöhnen, Herr Professor!“ Mit diesen Worten hatte sie eine Gardine zurückgezogen und ein Fenster geöffnet, damit die frische Abendluft in's Zimmer strömen könne.

„Sie erlauben, daß ich Sie begleite, wenn er denn durchaus abgeholt werden muß?“ fragte der Professor.

„Das erlaube ich keineswegs!“ erwiderte die Baronin mit einem schelmischen Blick über ihre Brillengläser hinweg. „Sie müssen währenddessen ein wichtiges Geschäft erledigen. Gestern kam da ein Weinreichender von der berühmten Firma N. R. Müller & Comp. in Müdesheim zu mir, der mir einen Posten Müdesheimer Berg ausschwapte; soll ja was ganz Besonderes sein, kann's selber nicht recht beurtheilen, Sie aber um so besser, mein verehrter Freund. . . Der Crispin hat Auftrag, meine Lieberwörthe Gäste zu bedienen, halten Sie sich nur an den Crispin, mes dames et monsieur le maestro!“

Und dann empfahl sie sich.

„Das ist nun wieder eine der gewöhnlichen Capricen von unserer theuren Baroness!“ jeuzte eine der Stiftdamen. Das Auge des Musiktenners leuchtete indessen plötzlich in erhöhtem Glanze; trat doch gerade der alte, mit seiner Herrin grau gewordene Crispin in den Salon und trug auf silbernem Tablett einige goldig schimmernde Flaschen und leise an einander klickende Gläser. Der Professor lud die Damen ein, Platz zu nehmen, und goß eigenhändig den duftenden Wein in die schimmernden Kelche. — „Es wird auszubalten sein, meine Damen!“

Eine Viertelstunde später wandelte die in ihren Mantel fest eingehüllte alte Dame auf dem nur schwach erleuchteten Bahnhof-Perron des Städtchens auf und nieder; drei Schritte hinter ihr ging Marcell, die Rose. Im übrigen lagerte vor, neben und hinter dem Bahnhofe, über Land und Feld sammt dem Städtchen und Haus Tornhage tiefe Dunkelheit, nächtliche Stille. — Aber was war das? Der Bahnhof lag sonst in ungestörter Einsamkeit und tiefer Weichaulichkeit da — doch jetzt erschienen mehrere Gruppen sich lebhaft unterhaltender Menschen zum ankommenden Abendzuge. Der lahme Bahnwärter, der die verschiedenen Aemter des Portiers, Padtragers u. s. w.

in seiner Person vereinigte, hatte sogar sehr viel zu thun, denn er mußte zu dem ersten, schon bereit stehenden Gepäckfaren, der für gewöhnlich genügte, einen zweiten und dritten heranschleichen.

„Ja — was ist denn los, Hans Peter?“ erkundigte sich die alte Dame erstaunt, indem sie dem Alten näher trat und freundlich grüßte.

Der lahme Hans Peter zog seine Mütze tief ab und erwiderte: „Ei, ja, Frau Baronin, es ist morgen ein wichtiger Tag — von wegen der Hühner-Ausstellung, Sie wissen ja! Es ist schon wunderbar schön am Schützenhause aufgebaut worden; ich sage Ihnen, Dinger sind darunter — so hoch!“ Der Alte deutete dabei eine Höhe an, die ungefähr einem jungen Kalbe, aber keinem Huhn oder Hahn zugemessen werden konnte. „Mit diesem Zuge kommt aber erst die große Sendung mit den Hauptviechern, darum sind auch die vielen Wagen hier nötig. Na, ich sage Ihnen, Frau Baronin, die sind noch größer!“ und damit versinnbildlichte der Brave ein ganz unglaubliches Höhenmaß.

„Ach, Du lieber Gott, daran habe ich gar nicht gedacht!“ rief die Baronin; „diese unglückliche Geflügel-Ausstellung! Was haben wir eigentlich mit diesem Federvieh zu schaffen? Zu dumm, zu dumm ist die Geschichte!“

Da brauste der Zug auch schon durch die Nacht heran. Alles drängte sich den Thüren zu, um in Empfang zu nehmen, was erwartet wurde: Menschen oder Vogelkäfige. Suchend ließ die alte Dame ihre Blicke an der Fensterreihe des Zuges auf- und niedergleiten; wahrhaftig, es stiegen eine ganze Menge Leute aus und ganze Berge von Hühnerkörben wurden auf die Gepäckfaren geschoben. Einen aussehenden Herrn in Forst-Uniform sah die Baronin beim Kerbel: „Sieh da, Herr Oberförster! Es ist hübsch, daß ich Sie hier zufällig treffe; wir haben morgen Abend in der Schule ein kleines Concert, wo ein Ortsangehöriger zeigen wird, was er kann. Na, Herr Oberförster, da werden Sie doch nicht etwa fehlen?“

Der so angefallene härtige Herr hatte grüßend den Hut heruntergerissen, erwiderte aber doch nur zurückhaltend: „Ja . . . ich weiß doch nicht, Frau Baronin, ob ich Zeit habe. Wissen Sie . . . ja — das ist so 'ne verdamnte Geschichte — trifft sich sehr schlecht! Darf doch unmöglich auf der Geflügel-Ausstellung fehlen!“

„I wo!“ rief die alte Dame, sah in die Tasche und hielt dem Forstbeamten eine gedruckte Karte entgegen. — „Da haben Sie ein Billet! Sie werden nicht fortbleiben? Ich gebe auf Ihr Urtheil viel, ja sehr viel!“

Bögernd griff der Oberförster nach der Karte: „Will schauen, ob's möglich ist! Seh'n Sie, gnädige Frau, habe da selber ein paar Prachthühner ausgestellt — seh'n Sie, so hoch. . . Und die vorhin von Hans Peter geübte, an's Märchenhafte gehende Thier-Berggrößerung wiederholte sich, was freilich bei einem Jägermann weniger auffallen durfte.

„Ach was! Ihre Thierdäns werden auch ohne Sie genug gadeln und krähen. Im ganzen ist's Ihnen auch wohl mehr um die Hefttasel nachher zu thun. Bei mir giebt's übrigens nach dem Concert ebenfalls einen guten Happen zu essen und 'nen noch besseren Tropfen zu trinken. Sie kommen also? Bringen Sie auch Ihre Frau mit — da ist noch eine Karte — sie spielt ja allerliebste die Guitare, ist also Musik-Verständige. I, die würde schön brummen, wenn Sie nicht 'mal mit ihr in das Concert gingen!“

Blitzschnell war dieser Dialog vor sich gegangen; der Oberförster hatte die Billets mechanisch in seiner Rocktasche verschwinden lassen. Als die Baronin jetzt wieder nach ihrem Schüpling suchte, rief plötzlich eine bekannte, jugendliche Stimme neben ihr: „Guten Abend, Frau Baronin!“

„Herrgott, da bist Du ja! Junge, Sohn, Fritz! Na, willkommen in der Heimat! — Wo hast Du denn Deine Sachen? Handgepäck — ist nich? Ach ja! So'n Klauen-Kind schleppt sich nicht mit unnützem Kram! Mareil, da, nimm den Zettel und Sorge dafür, daß der Koffer nach Haus Tornhage geschafft wird!“ — Sie schob ihren Arm in den Fritzens und schritt mit ihm durch die achtungsvoll ihr ausweichende Menge. Jeder kannte die würdige Dame, die sich durch so manches gute Werk bei den Mitbürgern des Städtchens ein bleibendes Andenken gesichert hatte.

„He, he, Frau Post-Secretär! Was führt Sie denn auf den Bahnhof?“ rief die Baronin einer gut gekleideten Frau zu, die, ein Tuch vor's Gesicht gedrückt, eben den Perron verlassen wollte.

Die Angerufene stand still und sagte, indem sie ein Schluchzen unterdrückte: „Ach Gott, wie Sie mich erschrecken, Frau Baronin! Ja . . . das ist ein schweres Stück! Seh'n Sie, da hab' ich meine Anna zur Bahn gebracht; sie soll in die Pension. So'n Kind muß doch Bildung lernen! Ich hab' sie nach Münster geschickt, wissen Sie, in so 'ne gut empfohlene Familie . . .“

„Nicht von Ihnen, sehr Recht, Frau Post-Secretär! Aber Sie müssen sich auch trösten über diese Trennung — da seh'n Sie mal, da haben Sie ein Billet für morgen Abend zu dem Concert, das ein einheimischer Künstler in unserer Schule geben wird. Es erscheinen hohe Herrschaften; hab' das ganze Haus voll Besuch! Na, ich sage Ihnen, es wird sein werden; kommen Sie nur! Wenn Sie noch jemand Befreundeten mitnehmen wollen — da ist noch eine Karte.“

Indem die Baronin mit ihrem jungen Gaste auf dem Feldwege seitwärts der Bahn weiter schritt, bemerkte Fritz zaghaft: „Aber gnädige Frau, werden die Leute denn nicht von selber kommen?“ Fritz fühlte eine merkwürdige Beklemmung; viel lieber hätte er gar nicht gesungen, als daß er seine Zuhörerschaft einem solchen Zwange verdankte. — „Aber Frau Baronin . . .“ fing er nochmals stotternd an. Sie schmit ihm das Wort ab: „Mein Sohn, das verstehst Du nicht! Unsere guten Bürger haben allzeit zu dem, was ihnen nützlich und heilsam war, genöthigt werden müssen; sie sträubten sich stets gegen das Neue, Gute und Schöne, sie wollen bei dem alten Schledrian in jeder Beziehung verharren. Ich weiß das vom Bau der neuen Kirche her. Da mußte man sie auch aufrütteln! Jetzt kommen sie freilich nur gezwungen; sollst aber seh'n, Fritz, wie sie schon nach ein paar Jahren auf Dich stolz sind!“

„Ich will wünschen, daß Ihre Hoffnungen durch mich gerechtfertigt werden!“

„Na, das will ich selber hoffen!“ rief die alte Dame aus, an seinem Arm rüstig den dunkeln Weg verfolgend.

(Schluß folgt.)



Nachdruck verboten.

### Ein Nimmerjatt.

Zu dem Bilde von J. Kleinmichel, Seite 141.

haftete, am Abend nur die grellen Lichtstreifen der erleuchteten Coupés; jetzt greift es die Dinge und Personen im Fluge auf und hält sie wie ein Moment-Photograph deutlich und bestimmt fest.

Und so vieles ist da zu sehen! Des Morgens kommen die Züge, welche die Arbeiter zur Stadt bringen. Ich sehe die bageren, kräftigen Gestalten mit den grauen, faltigen Gesichtern, dicht gedrängt in den Coupés. Es ist merkwürdig, wie still und schweigsam sie alle zur Arbeit ziehen. Auf jedem Gesichte liegt noch ein Nachhall und Abglanz der nächtlichen Ruhe, des Stillebens der Familie, das so grell zu dem Lärm der Fabriken contrastirt, und ach! der sorgenden Erwägungen, die jedem erst in dem Banne seiner vier Pfähle kommen. Denn dort allein, im Schoß der Familie, ist die Sorge wie das Glück heimisch. Wie anders, wenn die Züge am Abend zurückkehren! Dann blicken aus allen Wagenfenstern vergnügte Mienen, und ein Wipwort fliegt unter Lachen wohl über den Weg in die Menge hinein, die hinter dem herabgelassenen Schlagbaum wartet, ein Lied ertönt und der Refrain pflanzt sich fort von Wagen zu Wagen. Der eine freut sich auf das Wiedersehen mit den Kindern, der andere auf einen Spaziergang mit seinem Schap.

Der Zug aus der Provinz, aus dem fernen Osten! Gesunde, rothwangige und gebräunte Gesichter fast überall an den Coupé-Fenstern, selten, daß ein müder Handlungsreisender einen zerstreuten Blick hinaus auf die Gegend wirft. In den Wagen vierter Klasse starren junge Mädchen, den Kopf in bunte Tücher gehüllt, mit verträumten Augen auf mein Haus, trotziger und selbstbewusster schauen neben ihnen die Burtschen d'rein. Aber in allen Mienen ist es zu lesen: Hier also ist der Grenzstein des Bezirkes, in dem das Glück wohnt! — das Glück, das jeder sich in seiner Weise ausmalt und sucht. Anders der dicke Viehhändler in der dritten Klasse, der mit behaglichem Schmunzeln aus seinem Coupé hervorkommt, die Hände gefaltet über den Bauch mit der schweren Uhrkette; er weiß ganz genau, an welchen Hörnern man das Glück zu pflanzen hat. Auch Du suchst es, schmalwangiger, blasser Jüngling, der Du gedankenvoll die Stirn an die Scheibe drückst, während hinter Dir auf der Bank Dein Kösserchen steht, neben dem Segen der Mutter vielleicht Deine einzige Habel! Jetzt thut sich das große Labyrinth der Weltstadt vor Dir auf. Wird Dich der Minotaurus, der d'rinnen haust, verschlingen, oder winden Dir die goldenen Ruhmeskränze, von denen Deine bleiche Stirn träumt? Eines Tages sehest Du vielleicht wieder vorüberfahren, erbitterten Angesichts, in Deinen Illusionen gebrochen, zurück zu der alten Heimat, um dort ein langes Brod in langer Reue zu genießen!

Aber am merkwürdigsten, am interessantesten ist mir der Courir-Zug. Wenn er abends mit seinen hellerleuchteten Fenstern vorüberjagt, streift mein Blick wohl oft abgesehnte und ermüdete Reisende, die sich in die weichen Polster zurückgelehnt und selbst die Ungeduld der Ankunft aufgegeben haben. Alle, Herren und Damen, in elegantem Reise-Kostüm, alle an den Comfort des Lebens auch auf der Eisenbahn gewöhnt. So gleichgültig scheinen sie zu sein und so verschieden sind sie; verschiedenartig als jene Insassen der dritten und vierten Klasse, denen gemeinlich die Noth des Daseins auch das Evangelium desselben ist. Was hier sich findet, ist eine Musterkarte menschlicher Empfindungen und Leidenschaften, Guckkasten-Bilder irdischer Schicksale, Fragmente aus dem großen Roman des Lebens und bisweilen geheimnißvolle Räthsel, deren Lösung kein Mensch erräth. In dem hellen Lichtschein, der zuerst die Augen geblendet hat, sehe ich einen Herrn und eine Dame; sie sitzen neben einander. Er, schon im mittleren Alter, hat den Hut abgenommen und zeigt so, während er gähnt, die kahle Platte seines Kopfes; sie, eine junge, hübsche Person, schaut ihn seitwärts an, mit einem Blick, halb bitter, halb verächtlich. Ein Paar auf der Hochzeitsreise? — Und weiter eine greise Dame mit schneeweißem Haar, schwerem Gram in den durchsichtigen, weissen Zügen, die Kleidung fleischwarz. Kommt die Kernste aus ferner Gegend, um vielleicht ihren Sohn, ihre Tochter, ihre einzige Enkelin zu begraben? Verschlafene, langweilige Gesichter einiger Commis voyageurs mit schottischen Tuchmützen. . . es ist nichts daran verloren, daß ich sie nicht deutlich wahrgenommen. Nüchlich richtet sich in dem nächsten Coupé eine Gestalt leicht in die Höhe und wendet mir voll ihren Kopf zu — ich sehe das abstoßende Gesicht mit dem buchtigen Schnurrbart, den finsternen Augenbrauen, dem glatten Kinn gleichsam aus der Nacht in dem grellen Licht des Coupés hervorpringend; wie ein plötzlicher Schreden drückt es sich in meine Seele ein. Da hat die Nacht es schon wieder in sich gezogen, deutlicher hört nur mein Ohr auf einmal das Klirren der Telegraphen-Drähte neben dem Schienenstrang; vielleicht durchjagt sie gerade der elektrische Funke, der die Warnung vor diesem Gesicht schneller als dessen Befehl das Ziel erreichen läßt. Und wieder — ein bleiches, todtkrankes Haupt unter den halbgeschlossenen Schirmen der Coupé-Flamme, sodah es wie schattige Dämmerung auf den schönen, weiblichen Zügen liegt. — ein Menschenkind, das eilt, in der Heimat zu sterben. — Gleich darauf die satte Behaglichkeit des Daseins, noch im Halbschlummer das dornenlose Gewissen zur Schau tragend, die selbstbewusste Miene, mit der sie ihre Stellung und die Macht ihres Geldes fühlt; einer von denen, die alles in Marx und Pfennige umrechnen, eine Physiognomie, die man so rasch und so gern vergißt. Alles das und vieles Andere sehe ich so mit Hülfe der ergänzenden Phantasie, manchmal aber auch thatsächlich scharf, während ich am Fenster sitze und der Zug in der Zeit von kaum einer Minute an mir vorüberreißt, ein Sinnbild des großen Courir-Zuges, der menschliches Dasein auf Erden dahinführt.

Und dort ist die Weltstadt! Dorthin schleppen die Züge die materiellen Güter, die langen Reihen von Kohlen- und Holzwagen, die Tonnen und Fässer, die Maschinen, die Vieh- und Getreide-Ladungen, dies alles schleppen sie in das große, steinerne Magazin. Und die anderen mit der menschlichen Fracht bringen dorthin Freuden und Leiden, Hoffnungen und Sorgen, Glück und Elend, frühliche Jugendkraft und müdes, enttäusches Alter, die Unschuld des Kindes und die Laster der Verworfenheit. Alles wandert in jenen großen Schmelztiegel und wird verarbeitet. Fällt mein Blick auf die hohen, rauchenden Fabrik- schloten in der Ferne, so erscheinen sie mir als die großen Abzugskanäle, durch die vergendete Menschkraft und verlorenes Lebensglück unwiederbringlich in das Nichts geschleudert wird. Das ist eine traurige Philosophie am Schienenstrang! Nein, am liebsten ist mir mein Fenster an den Sonntagen! Dann eilen die Locomotiven, als spürten sie selbst eine sonn- tägliche Freude in ihrem eisernen Körperbau, die Wagen sind

überfüllt von gepuhten Menschen, überoll fröhliche, vergnügte Gesichter, die Kinder lachen und johlen an den Fenstern, und die Augen der jungen Mädchen blicken so hell, fast grüßend unter den weißen Hüten zu mir hinauf. Und dann flattert ein Tuch durch die Luft und noch eins, und aus den Häusern ringsum winkt man zurück. Ah, das ist Sonnenchein im Herzen! Es geht aus dem Labyrinth des Minotaurus hinaus in die grünende Natur, die jeden gesund und froh macht. Gesehnet seist du, mein Schienenstrang, der du sie aus dem Stein-Koloss unter die Bäume führst. . .

Noch ein Bild von einem Sonntag, aber leider ein trübes. Es ist spät und ich bin noch wach und arbeite bei meiner Lampe. Die letzten Vergnügungszüge sind heimgekehrt, drüben die Glode am Wärterhaus schweigt. Durch mein geöffnetes Fenster dringt das leise, geheimnißvolle Flüstern des Laubes draußen im Garten. Eine schweigende Ruhe liegt auf der großen Weltstraße.

Und plötzlich vernehme ich ein Pfeifen, nicht hell und schrill, sondern fast gedämpft, aber, wie mir vorkommt, voll Angst und Unruhe, wie ich es nie vernommen, und die Unruhe nijst sich in mein Gemüth. Ich trete an das geöffnete Fenster, jenseits läßt mein Freund, der Bahnwärter, den Schlagbaum nieder.

Ein Zug! Jetzt noch ein Zug? Ich habe alle Züge im Gedächtniß und weiß, daß jetzt keiner mehr kommen sollte. Was ist es nur?

Eine Locomotive bewegt sich heran, hinter ihr ein verdeckter Güterwagen, von dessen Bremserstift eine rothe Laterne durch die Dunkelheit leuchtet. Gerade vor dem Schlagbaum halten Locomotive und Wagen, die Laterne bewegt sich von ihrer Höhe der Erde zu, und mehrere Gestalten kommen zum Vorschein. Ich erkenne die rothe Mütze eines Stations-Beamten, er spricht leise mit dem Wärter.

Dann heben jene Gestalten einen großen Korb aus dem Innern des Wagens, langsam und behutiam senken sie seine Last auf die Erde, und ich sehe, daß er oben mit einem Tuch verschlossen ist. Nun scharen sich die Männer um den Beamten — ein leises Flüstern — dann wenden sie sich wieder dem Korb zu, und mein von der Aufregung geschärftes Ohr ver- meint etwas zu vernehmen — einen dumpfen, menschlichen Laut. Da ruft einer von den Umstehenden, über den Korb sich beugend: „Sei ruhig, Otto, wir sind bald da!“

Ein Trostwort soll es sein — und mein Athem stockt.

Ein flüelles, mahndendes Commando: „Kameraden, in Reihen geseht! Tritt gefaht!“ Sie haben den Korb an den Trag- stangen hochgehoben, sorgsam und bedächtig; nun aber im schnellen Gang und in sicherem, militärischem Tritt, damit keine Erschütterung dem Unglücklichen neue Schmerzen bereite, schreiten die Wackeren durch die Nacht dem Krankenhause zu.

Seltam bewegt blicke ich in das Dunkel. Wie vielen geht es wie diesem Manne, dem der Schienenstrang zum Verderben wurde! Es ist nur eins von den zahllosen Opfern, über die der braufende Zug der Cultur hinweggeht, der mit gigantischer Kraft Berg und Thal und Menschenglied und Menschenleud zusammenbringt. Wie langsam schreitet die Varmherzigkeit neben dem Furchtbaren dieser Windeiseile und diejer Mieskraft daher!

Aber indem ich dem Schauer das Augenbildes nachsinne, lönt wunderbar von neuem in meine Seele, das einfache Commando jener Braven. Ist es nicht die goldene Parole der Varmherzigkeit?

„Kameraden, in Reihen geseht! Tritt gefaht!“

Nachdruck verboten.

### Von der Bäckerei- und Conditorei-Ausstellung in Mainz im August 1895.

Zu dem Bilde von Adolf Wagner, Seite 140.

Am „goldenen Mainz“ wurde am 12. August und an den folgen- den Tagen die internationale Ausstellung für Bäckerei, Conditorei und verwandte Gewerbe abgehalten; sicherlich eine Ausstellung nach dem Herzen aller deutschen Hausfrauen. Sie fand in dem großen Saale der Mainzer Stadthalle statt, der, wie seine Nebenräume reich decorirt, durch den verlockenden Inhalt an Süßigkeiten vieler Länder sets ein zahlreiches Publicum festete.

Zunachst fiel als decoratives Prachtstück ein von der Mainzer Bäder-Zunung, und zwar von fünfzehn Meistern hergestelltes, 6 1/2 m hohes Wälingeridüll allgemein auf, das bis zu den Raben aus den verschiedensten Waaren zusammengeseht war. Daneben ragte ein mächtiger, 2 1/2 m hoher Baumstamm als Obelisk in die Luft, ein Gegenstand sehnsüchtigen Verlangens der gesamten Mainzer Jugend. Unter den von einer großen Anzahl deutscher Städte zur Schau ge- stellten ordentlichen Bäckereien erblühte man eine Hochzeits-Wegge in der Form eines ungeheuren, 2 1/2 m langen Fisches, einen sogenannten Lungen Roggen, ferner eine Kindlauf-Wegge von der Größe einer Tischplatte, und andere originelle Stücke aus dem Grönengan in Hannover.

Starke vertreten waren die besonders von Fachleuten besuchten, meistens in Petrie befindlichen Maschinen-Waagen verschiedener Con- struction, die Geräthe, die Margarinen-, Hefen-, Conserven-, Kaffee-, Cacao-, Chocolade-, Lebkuchen-, Cakes-, Biskuits-, Pflör- und sonstigen fabricate, dann die Beeren- und Obstweine; alles meist in geschmack- voll decorativen Gruppen aufgestellt.

Eine in einem Nebensaal befindliche historische Abtheilung brachte außer der interessanten, gut erhaltenen römischen Hand-Getreide- mühle, prähistorische Reibsteine, werthvolles altes Brauzeug mit Junstfordnungen und tanfivoll geschmückte Waadformen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert.

In der Maschinen-Abtheilung wurden eine Militär-Bäckerei und besonders die in ihrem Betrieb befindliche Herstellung von Baum- stücken (siehe das Bild) viel von Fachleuten und Laien umhänden; noch mehr aber die mit Geschid aufgebauten mancherlei Süßigkeiten und die architektonischen und plastischen Nachbildungen. Hier muß in erster Reihe ein mächtiger Zucker-Schneemann erwähnt werden, dessen Augen und Nase elektrisch beleuchtet wurden, während ihm ein Pfeifen im Munde dampfte. Dieser Schneemann bereitete Groß und Klein sets ein außerordentliches Vergnügen.

Unter den Ausstellern und den besuchenden Fachgenossen sah man manche charakteristische Typen, so einen holländischen Paleten- bärer, sets im Schilde eines gebiegenes Oeländers, dann englische bakors und in erster Reihe die soliden Gestalten unserer aus den verschiedensten Bauen zusammengeströmten deutschen Bädermeister. Sie alle waren mit dem Publicum darin einig, daß die „süße Ausstellung“ im alten Mainz des höchsten Lobes würdig verlaufen ist. A. W.



Fräulein A. J. Zull. — Zu den mannigfachen Frauen-Litu- laturen, mit deren Aufzählung sich längst die Zeitungen beschäftigten, nennen wir Ihnen noch die „Nachtlichter-Gattin“, die wir eink in einer Todes-Anzeige in Nürnberg fanden, wo die Nachtlichter-Industrie einen eigenen Industrie-Zweig bildete oder noch bildet.

Obfrund, Halle a. S. — Eines bedeutenden Rufes erfreut sich das von der Gärtnerlei zu Schloss Cronberg am Taunus, dem Besizer der Gallerie Friedrich, gezüchtete Obst. Man schätzt es nicht minder hoch wie die vorzüglichsten italienischen und französischen Früchte.

D. S. Braunschweig. — Wir nehmen von Ihnen nachstehenden Mit- theilungen über Braunschweig Notiz: Bis gegen Ende des vorigen Jahr- hunderts befand sich auf dem Burgplatze zu Braunschweig eine Roland- Statue, weshalb nicht anzunehmen ist, daß der Löwenstein dieselbe Be- deutung besaß, wie die Roland-Statue für andere Städte. Im Jahre 1247 verpflichtete sich Braunschweig, die Hamburger Bürger wie die eigenen zu schützen und deren Waren, auch im Falle eines Krieges mit den Herzögen, zu sichern. Erst im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts sehen wir die Braunschweiger neben den Seefahrten an den hanseischen Angelegen- heiten theilnehmen, und erst 1358 treffen wir zuerst braunschweigische Abgesandte auf dem Hanse-Tage zu Lübeck, und 1367 unterschieden sich auf dem Tage zu Köln Sendboten der Stadt Braunschweig neben denen aus den Städten des sächsischen und preussischen Drittels zum ersten Male als Reichs-Sendboten der deutschen Hanse. — Das Barock-Portal am Rebendam- des Altkath-Kathhauses ist erst vor wenigen Jahren aus dem Abbruch eines nicht entfernt gelegenen Patricier-Hauses an seine jegige Stelle ver- setzt worden. — Der „Schwarze Bod“ hat längst den alten Schmaack verloren, mit Ausnahme des an der Seiten-Front befindlichen Zimmermanns. Die Farbe an den Schmigwerken ist erst seit etwa vier Jahren durch den „Berein zur Erhaltung der Kunst-Denkmalier in der Stadt Braunschweig“ hergestellt worden.

Frau von H. Arvens. — Das Buch von Helene Hamilton Gar- dener „Das Weib und ihre Stellung zur Religion und Kirche am Ende des 19. Jahrhunderts“, das in Uebersetzung im Schaumburg-Verlag erschienen ist, bezieht sich vornehmlich auf amerikanische Ver- hältnisse.

M. S. Leipzig, Westtrakt. — Wir werden sehen, ob wir Ihren Wunsch bezüglich des Fräulein B. erfüllen können. Ein Versprechen ver- mögen wir freilich nicht zu geben.

Johanna C. Zürich. — Die amerikanische Journalistin, welche die „Weltfahrt rund um die Welt“ gemacht und in einem Buche beschrieben hat, heißt Elisabeth Bland. Sie brauchte sechshundachtzig Tage, also drei Tage weniger als der berühmte Jules Verne'sche Phileas Fog.

Dr. A. Kasselville. — Sie irren sich! Die Berliner Kreuzzeitung hat sich allerdings gegen die Agitation für Errichtung von Mädchen-Gym- nasien ausgesprochen. Das Blatt schied in Bezug hierauf: „Wenn die eine oder die andere Frau den Beruf fählt, sich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen oder in der Mathematik anzueignen, so mag sie das auf ihre eigene Rechnung thun. Aber wir wünschen nicht, daß der Staat födernd eingreift und, indem er sie zu den Reife-Prüfungen zuläßt, ihren Studien seinerseits gewissermaßen die Sanction erteilt. Wir haben den dringenden Wunsch, daß diejenigen Frauen, welche unsere Meinung theilen — und wir sind überzeugt, daß sie die Mehrheit bilden — das in irgend einer Form offen zum Ausdruck bringen. Die Aufhebung darf nicht auf- kommen, als ob die Agitation für Mädchen-Gymnasien von der gesamten Frauenwelt oder auch nur ihrem größeren Theile gebilligt werde.“

Frau Präsident v. O., A. . . — Die Verwaltung der Wilhelm- Stiftung Beamten-Dank ist auf das Curatorium der König Wilhelm- Stiftung für erwachsene Beamtentöchter in Berlin übergegangen.

M. S., Antwerpen. — Die merkwürdige Frau, nach der Sie fragen, ist die vor mehreren Monaten im sächsischen Indien verlorbene verwitwete Sultanin von Mysore. Sie war die Tochter eines kleinen Beamten von guter Familie; als sie kaum zehn Jahre alt war, bestand sie darauf, zu den Unterrichtsstunden ihres Bruders zugelassen zu werden. Bald darauf legte sie es durch, daß sie einen Lehrer für sich selbst erhielt. Sie studierte so fleißig, daß sie in fünf Jahren Sanskrit und sonstige indische Sprachen vollständig beherrschte. Dabei vernachlässigte sie keineswegs andere Zweige einer guten Erziehung, wie Musik, Zeichnen und Handarbeit. In ihrem sechzehnten Jahre wurde sie zur Frau des Maharadscha gewählt und übte fortan einen außerordentlich wohlthätigen Einfluß in Mysore aus, das heute von allen indischen Staaten am meisten dem Fortschritte Indigt.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 19. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin, 1. October 1893. Große Ausgabe mit allen Kapiteln. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Von Emile Erhard. Mit Illustrationen von René Reinick.



Gott sei Dank, daß es kein  
Zunge ist!

Genau besehen ist zwar jedes Kind ein Wunder — erste Kinder sind sogar notorische Wunder — aber zugeben darf man dies doch erst, wenn's ihnen selbst der Reiz läßt.

Das ist dann freilich so gut wie ein Patent!

Und hier war es so, weshalb ich die Geschichte ruhig in die Welt schicken kann.

Neue Verhältnisse sind stets von Unruhe begleitet. In vorliegendem Falle rechtfertigten besondere Umstände sogar eine gewisse Verstörung. Es ist eine bekannte Sache, daß man am Freitag keine Reise unternehmen und Geschäfte von Wichtigkeit nicht auf den Dreizehnten verlegen darf. Dazu sind uns ja eben sechs andere Tage in der Woche und 29—30 andere Tage im Monat gegeben. Dies Kind stellte an einem Freitag, den Dreizehnten, die Ordnung auf den Kopf. Daß alle Welt, in erster Linie die ganze Wochenstube, dadurch in Verstörung gerieth, das war natürlich kein Wunder.

Erstens sollte das Kind ein Knabe sein und war keiner. Man

hatte es gar nicht anders annehmen können, als daß es ein Knabe sein würde, hing doch ein Majorats-Besitz davon ab, hatten doch alle Propheten einen Jungen geweissagt. Und nun war es jeder Familien-Tradition zuwider ein Mädchen, ein Pracht-Exemplar, das ist wahr, aber doch nur ein Mädel!

Damit aber nicht genug. Dies Kind wollte weder in die „süßen“ Hemdchen von Tante Liese, noch in die „goldigen“ Jäckchen von Tante Magda passen, und was als das Aller schlimmste erschien, es paßte auch nicht in die alte, ehrwürdige Familienwiege — mütterlicherseits! Es paßte überhaupt nicht, das ganze Kind war verpaßt. Seit — sagen wir — Hunderten von Jahren hatten alle Vorfahren derer von Frenz zu Schlenz in diese Wiege gepaßt, freilich waren sie bescheidener aufgetreten — die Welt bot ja zum Wachsen Platz genug, die Wiege aber hatte ihr feudales Maß. Der Vater meinte zwar, das Maß bot ja zum Wachsen Platz genug, die Wiege aber für die Sproßlinge derer von Schönborn und darin liege der ganze Irrthum. Wie dem nun auch sei, jedenfalls standen nun drei Personen aus dem Geschlecht derer von Frenz zu Schlenz, Tante Liese mit dem „süßen“ Hemdchen, Tante Magda mit dem „goldigen“ Jäckchen und die Großmutter mit ihrer feudalen Wiege stumm vor Bestürzung; das Kind aber sah sie aus seinen neugeborenen Augen groß an, und diese Augen — bei allen Neugeborenen blau — waren schwarz! Wirklich, in vollem Ernst, kohlrabenschwarz in des Wortes verwegener Bedeutung! Nein, wahrhaftig — es war wirklich kein Wunder, wenn die ganze Wochenstube durch alle diese Abnormitäten verstört worden war. Und wie dies Kind schrie! Gar nicht wie ein Neuling in dem Fach! Es lag bereits Virtuosität darin.

Zum Willkommen des Gastes und zugleich zur Stärkung für die verstörte Wochenstube hatte der Vater eine Flasche Champagner entforrt. Das Kind sollte natürlich keinen bekommen. Erstens war es allein nicht verstört und hatte ihn nicht nöthig, und zweitens verdiente es als Mädchen keinen, wo ein Junge angezeigt gewesen, und drittens trinken Säuglinge keinen Champagner. Ihm wurde Fenchel-Thee servirt. „Wie es den guten Fenchel-Thee von sich sprudelt — es nimmt keinen Tropfen an,“ sagte die weise Frau Roland und schüttelte den Kopf mit der großen Haube. „Natürlich trinkt's lieber Sekt,“ meinte der Vater, der gar keine Erfahrung in Wochenstuben besaß.

„Sekt — ein Neugeborenes?“ stieß die Großmutter entsetzt hervor.

„Nüchtern wie es ist!“ setzte Tante Lieschen weise hinzu, die an anderer Stelle schon zweimal Tante geworden war und darum auch hier mitsprechen durfte, obgleich sie kaum sechzehn Jahre zählte.

Aber der Vater, ein sehr unternehmender Mann, hob das Kind aus der zu kleinen Wiege und hielt ihm sein volles Glas an die Lippen. Sofort verstummte das Geschrei, das Kind spitzte das Mäulchen, schmackte behaglich und nahm zu seinem Willkommenstrank auf der Welt keinen Fenchel-Thee, sondern ein paar Tropfen Sekt. Schrecklich, aber wahr!

„Gott sei Dank, daß es kein Junge ist,“ sagte die Großmutter — es war die erste Anerkennung, die ihm wurde — und packte das Kind in den Waschkorb, wo es reichlich Raum fand. Es hatte dies Arrangement den Vorzug, daß man keine „Schaufel“ zu verhindern brauchte. Schaufeln war in den Traditionen der Familie Frenz zu Schlenz, wie in allen alten Familien, üblich gewesen und allen Vorfahren gut bekommen, aber das neunzehnte

Jahrhundert hat allgemach die Gehirne so verfeinert, daß die Kinder bereits schwindlig zur Welt kommen.

### Die Lärm-Trompete.

Großmutter und Amme tanzten ordentlich von Anfang an — nach des Kindes Pfeife? Nein — aber nach seiner Trompete.

Es waren merkwürdige Töne, anfänglich stoßweise — meldend — ganz nach Trompeter-Art, schließlich in ein ganz eigenartiges Kriegsgeheul übergehend.

Der Vater wollte eine Prophezeiung für die Geschichte des Vaterlandes darin finden, denn das Kind schrie laut und deutlich: „Manen, Manen, Manen“, und die Töne waren furchtbar in ihrer Wirkung, obgleich sie vorläufig nur Hunger bedeuteten und Eile forderten. Am Tage war's noch erträglich, da ruhte die Lärm-Trompete nämlich stundenlang. In der Nacht aber alarmirte das Manengeschrei das ganze Haus, alle Mitbewohner beschwerten sich beim Hauswirth, der mit Kündigung drohte wegen der furchtlichen Nacht-Manöver.

Der Vater zog schon nach der ersten Nacht aus — er mußte am Tage exerciren und brauchte nachts Ruhe. Wenn er heimkehrte, bewillkommnete ihn seine Frau matt, blaß, mit übernächtigen Augen — das Kind aber schlief dann regelmäßig und wurde von Tag zu Tag dicker und rofiger.

„So geht das nicht!“ meinte der Vater, nahm vierundzwanzig Stunden Urlaub, um die Vorgänge in der Wochenstube zu beobachten.

Mit Kindern hatte er noch keine Erfahrung, aber er war ein guter Pferdezüchter und sagte sich: „Die Stute schlägt nachts das Fohlen ab, weil sie schlafen will, ein Kind ist nicht viel anders als ein Thier und meine Frau bedarf der Ruhe.“

Zur Großmutter, die in der Wochenstube unumschränkt regierte, sagte er:

„Wenn ich meine Fohlen tags schlafen ließe, würden sie nachts Hunger haben und Lärm machen. Das Kind muß am Tage gefüttert werden, damit es nachts schläft.“

„Das verstehst Du nicht, lieber Sohn,“ war die kühle Antwort.

Nachdem das Kind drei Stunden geschlafen hatte, trat der Vater an die Wiege.

„Du willst das Kind doch nicht aus dem Schlaf reißen, dem prachtvollen Schlaf?“ fragte die Großmutter in ungläubigem Staunen.

„Allerdings!“ lautete die Antwort.

Und es geschah, was noch nie dagewesen. Das Kind wurde aus dem prachtvollen Schlaf gerissen und der Amme ausgeliefert. Nach wenigen Secunden hörte es auf zu trinken und schlief wieder.

„Kann es satt sein?“ erkundigte sich der Vater bei der Amme.

Hinsichtlich des Maßes an Nahrung traute er der Erfahrung aus dem Fohlenstall nicht ganz.

Die Amme schüttelte energisch den Kopf. Da nahm der Vater einen Schwamm, angefeuchtet mit kaltem Wasser, und fuhr dem Kinde über das Gesicht, sodaß es sich ermunterte und weiter trank.

„Barbar!“ rief die empörte Großmutter.

Noch einmal wiederholte sich dieselbe Prozedur; dann nickte die Amme auf des Vaters Frage, und dieser ließ das Kind schlafen.

Alle zwei Stunden erschien nun der Vater wieder, um das Kind aus dem prachtvollen Schlaf zu reißen und satt machen zu lassen.

„Ordnung ist halbes Futter,“ sagte er aus seiner Stallerschaft.

„Ein Kind ist kein Fohlen,“ bemerkte die Großmutter beleidigt. Das ließ sich nicht leugnen.

„Magen ist Magen,“ erwiderte der Vater.

Das hatte auch etwas für sich.

Die Wöchnerin schwankte verwirrt zwischen den Autoritäten.

Am andern Morgen fand der Vater das ganze Haus



wie ausgewechselt. Der Hauswirth grüßte höflich, die Wöchnerin lächelte ausgeruht, die Amme war vergnügt und der Säugling befriedigt.

Was wollte man mehr! Ach so — die Großmutter? Ja, die hatte nämlich gestern Abend ihre lieben, rastlosen Hände in Unschuld gewaschen und wahrscheinlich deshalb die gewohnte Nachtwache verschlafen. Sie sah davon noch ganz beschämt aus.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Verföorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

**A**bsichtlich etwas verspätet langte Zella am Potsdamer Thor an. Mama könne leider nicht kommen, sie sei zu angegriffen von der Reise. Wie schade, es würde nun nichts aus dem Spaziergange, bei dem prächtigen Wetter! Sie aber hätte Herrn Kronheim doch nicht warten lassen wollen und nun müsse sie rasch wieder nach Hause.

Aber er bestand auf den versprochenen Spaziergang. „Gut denn,“ sagte Zella endlich, „wir gehen die Sieges-Allee entlang und durch das Brandenburger Thor nach Hause.“

„Schön! Doch in derselben Zeit machen wir auch eine Rundfahrt auf dem Wannsee, liebste Fräulein, und das ist viel amüsanter! — Kommen Sie, der kleine Ausflug dauert kaum zwei Stunden! Die Mama weiß ja doch, daß wir ein wenig promenieren; wo? bleibt sich doch im Grunde genommen gleich. Jetzt ist's fünf Uhr, in zehn Minuten geht ein Zug und ich gebe Ihnen mein Wort: um sieben Uhr sind Sie daheim!“

Und Zella, zerrieben und zerbröckelt in ihren besseren Gefühlen durch das Jagen nach dem Erfolg, ohne moralischen Rückhalt an ihrer Mutter, nur geängstigt von dem Wahn, daß ein Widerstand den launenhaften Freier endgültig verstimmen könne, willigte nach längerem Schwanken ein.

Es war fünf Minuten vor Abgang des Zuges; Kronheim, der bereits die beiden Billets besorgt hatte, entschuldigte sich einen Augenblick und eilte an's Telephon. Wie er nachher sagte, hatte er sein eigenes Boot beordert.

„Auf der Bootfahrt muß er sich doch erklären!“ dachte Zella.

Fast allzu pünktlich war nach ihrer Ankunft in Wannsee die Nacht zur Stelle. Ob das Fahrzeug nicht schon längst im Voraus bestellt gewesen? Dann hatte er sie also planmäßig hierher geführt!

Es war ein schöner Spätsommer-Abend, das Wasser spiegelglatt. Das Ufer schwamm im Sonnengold. Vorne versorgte der heute nicht in seiner Livree, sondern in Matrosenkleidung steckende Diener Kronheim's discret das Segel, während sein Herr hinten neben Zella lässig das Steuer führte.

Dann fuhren sie weit auf den See hinaus. —

Es begann bereits zu dämmern, als der gut instruierte Diener auf einen Wink Kronheim's das Segel herumwarf und zu den Rudern griff. Kronheim lenkte das Fahrzeug direct zum Waldfufer, wo oben, zwischen den dunkeln Niefeln, seine Villa auftrug.

Zella saß dicht neben ihm mit glühenden Wangen. Plötzlich rief der Diener: „Das Steuer Backbord, Herr Kronheim!“

Mit genauer Noth ausweichend, glitt man hart an einem bisher unbemerkten Ruderboot vorüber. Und in dem Boote saß — Zella hätte sich am liebsten vor Scham kopfüber in den See stürzen mögen — Herr von Küstrow!

Welch' unseliger Zufall!

Hüben und drüben starrte man sich aus nächster Nähe in's Auge. Niemand sagte ein Wort, niemand grüßte.

Dann glitt man aus einander.

„Fataler Vorfalle! Was hat der sich hier herumzutreiben!“ Inrischte Kronheim. „Unsinn sich zu fürchten, Zella! Kommen Sie doch! Wir landen bei meinem Hause!“

„Nicht eher,“ stieß Zella bebend hervor, „als bis Sie jetzt das Ihrige thun, mich vor schwerster Compromittirung zu retten!“

„Wieso denn, mein Kind?“

„Wieso? Das können Sie noch fragen?“

„Nun ja! Ich weiß bei Gott nicht, was ich thun soll.“

Die Nacht war im Begriff anzulegen.

„Nach dem Bahnhofe!“ rief das aufgeregte Mädchen, vor Angst alles Andere vergessend.

„Sie wollen nun mit einmal nicht hier landen, Zella?“

„Nein, ich will nicht!“ schrie sie zornbebend.

„Gut denn — nach dem Bahnhofe!“

Schweigend ruderten sie den Weg dorthin zurück.

Als die Nacht die in den märkischen Sand gelegte Ufertreppe erreicht hatte, sprang Zella hinaus und eilte ohne Gruß davon.

Und jede Rücksicht nach dieser Störung seiner Kreise fallen lassend, rief Kronheim ihr boshaft nach: „Recht thöricht von Ihnen, Fräulein Zella! Ich bin ein anständiger Mensch und hätte Sie nachher doch geheirathet!“

Schluchzend drückte Zella auf der Rückfahrt ihr Gesicht in die Polster des leeren Coupés.

Ihr guter Ruf war verloren! Alles war zu Ende!

## VIII.

Monate lang hatte sich Frau Oberst von der Waidt mit der Hoffnung getragen, daß irgend etwas geschehen werde, um die Gründung des amerikanischen zahnärztlichen Ateliers zu verhüten, allein es geschah nichts dergleichen. —

Das Atelier wurde im September unter fürchterlichem Trommelwirbel der Reclame eröffnet, doch unter Fortlassung von Brunos vollem Namen.

Recht behaglich fühlte er sich trotzdem nicht, indessen er hatte seinen Monatsgehalt im Voraus bekommen und diese dreihundert Mark waren, er mußte es sich gestehen, ein angenehmes Pflaster auf sein verwundetes Selbstgefühl.

Der Mama mietete er eine hübsche, freundliche Parterre-Wohnung in der Bülowstraße. Er selbst wohnte im Atelier; er kam nicht mehr um zwei Uhr zu Tische, nicht mit dem Schläge acht zum Thee, er war sein eigener Herr.

Die Oberstin widmete sich ihrer neuen Lebensaufgabe: das Bekanntwerden von Brunos Stellung zu vertuschen, Gunzens aber zu versöhnen und für alle Fälle warm zu halten, während Bruno sich in respectvoller Entfernung hielt. Die beiden Mütter wehklagten, der Professor that, als wisse er von gar nichts, und Hermine ließ den Kopf hängen, was aber bei ihrem phlegmatischen Wesen kaum einen Unterschied machte.

Die gute Frau Oberst ahnte nicht, daß ihre Berheimlichungs-Versuche ganz zwecklos seien, denn die Valder'schen Backfische waren gleich in den ersten Tagen nach Eröffnung des zahnärztlichen Ateliers dort gewesen, um ihre Plomben nachsehen zu lassen, und hatten trotz Brunos eiligem Rückzuge gesehen, welches Amt er bekleidete. Und nun lachte der ganze Bekanntenkreis auf Kosten der armen, Vogel-Strauß-Politik treibenden Oberstin.

Ja, es war ein Scandal! Aber lange nicht so schlimm, als die arme Dame dachte, denn Berlin ist eben eine große Stadt. In Unwissenheit über das Schreckliche blieb z. B. der Onkel General. Edgar hatte sich freilich mit Bruno heftig gezankt, in Folge dessen der hübsche junge Doctor zum großen Schmerze der Backfische nicht mehr in's Valder'sche Haus kam, um die Mama von der Whist-Partie abzuholen.

Anderer Folgen in der Gesellschaft brachte die Sache vorläufig für die Waidt's nicht mit sich. —

Bei Guttenberg's hatte sich seit Eilas Abwesenheit äußerlich wenig verändert. Zella schien sogar noch an Haltung, Gewandtheit und Chic inzwischen gewonnen zu haben; dennoch näherte sich ihr niemand ernstlich, auch die Assessoren und Hülfсарbeiter im Ministerium traten nicht mit der gehörigen, schneidigen Promptheit an, als sich der Rath nun doch entschloß, einige von ihnen einzuladen. Es lag entschieden etwas in der Luft gegen die Beautés. Bestimmtes verlautete nicht, aber gemunkelt wurde viel, und Kronheim's Name spielte eine Rolle dabei. Von Herrn von Küstrow sah und hörte man nichts mehr bei Guttenberg's.

So verging Jahr um Jahr. Von den Guttenberg'schen Töchtern war noch immer keine einzige verheirathet. Nach den Assessoren hatte man bei Raths sogar schon Subalterne eingeladen gehabt, beförderungslüsterne Kanzlei-Secretäre und dergleichen. Auch das hatte nichts gefruchtet. Zella wurde gemieden und die arme Stella schien nicht einmal dem letzten Subalternen begehrenswerth genug, obgleich sie ein gutes, fleißiges Mädchen war. Aber man sah ihr in der Gesellschaft nicht an, daß sie wirklich kochen und Stuben aufräumen könne. Ja, man sollte ihr das nicht anmerken können!

Ueber Ella verlautete nur, daß sie thatsächlich sehr eifrig in der Schweiz Medicin studire. Zu einem Besuche in Berlin schienen die Studien ihr keine Zeit übrig zu lassen.

Dagegen hatte sich Hermine Gunz mit einem jungen Kliniker verheirathet, natürlich einem Schüler des Professors. Die Oberstin gebärdete sich darüber untröstlich.

Edgar war, nachdem er geheirathet, in eine große rheinische Garnison gekommen; die Valder'schen Mädchen gingen, einmal eingeführt, wie warme Semmeln ab mit ihrer großen Mitgift, trotz ihrer freien Manieren und ihres scharfen Mundwerks.

Und Bruno? Er hatte anfangs schwer gelitten, denn Mr. Sharp war und blieb ihm unsympathisch. Gewiß that es ihm wohl, endlich sein Brod zu haben, aber er schämte sich nach wie vor seines Erwerbes und die auffallenden Reclamen in den Zeitungen wirkten auf ihn wie unausgesetzte Beleidigungen.

Uebrigens verstummte die Reclame-Trommel, als das Atelier deren nicht mehr bedurfte. Mr. Sharp leistete wirklich Vorzügliches und das Geschäft ging glänzend. Im dritten Jahre forderte Sharp seinen Compagnon einmal auf, mit zu seinem Bankier zu kommen. Hier erhielt Bruno seinen ersten Antheil an dem Reingewinn ausgezahlt ungefähr tausend Mark. Bisher hatte man immer mit Unter-Bilanz gearbeitet, aber an dieser war er vertragsmäßig nicht betheilig, Sharp hatte den Verlust lachend allein getragen. „Das sind Auslagen,“ meinte er, „das kommt herein.“ Von nun ab erhöheten sich auch die Jahresbezüge Brunos, und der früher mißachtete Gewinnantheil schnellte mächtig empor. Bruno fühlte sich beinahe beschämt über die Summen, die ihm da auf einmal in den Schoß fielen, während er sich für seine halbwegs decorativen Bemühungen hinreichend bezahlt fühlte.

„Sie bekommen nur, was Ihnen zusteht,“ sagte Mr. Sharp, „dies ist all right! Wenn ich Sie entbehren zu können glaube, werde ich Ihnen laut § 6 unseres Vertrages rechtzeitig kündigen.“

Aber der Mann besaß neben seinen schlechten Eigenschaften auch die gute der amerikanischen Generosität in Geldsachen, er kündigte nicht.

Bruno hatte mittlerweile privatim mit Eifer seine Specialität, Nerven-Krankheiten, weiter studirt. So ging es ihm eigentlich ganz gut; dennoch fühlte er sich unbefriedigt. Zu seiner Mutter ging er nur, wenn er es nicht vermeiden konnte. Ihr ewiges Jammern empörte ihn, sie hatte doch nunmehr wahrhaftig keinen Grund zu klagen. Dabei lebte er einfach und sparsam, und nach Ablauf einer verhältnißmäßig kurzen Zeit sah er sich im Besitze eines ansehnlichen Kapitals, das man wohl schon ein kleines Vermögen nennen konnte.

Ella Guttenberg hatte er seither nicht wiedergesehen. Doch es war in all' den Jahren keine andere Neigung an die Stelle der alten getreten; er erinnerte sich des tapferen Mädchens, das ihm damals so offen die Wahrheit gesagt, mit der wärmsten Sympathie. Die jugendlich-trothige Stimmung war freilich verfliegen. Sie hatte sein bindendes Wort verschmäht, sie würde vielleicht gar nicht mehr frei sein. Aber es trieb ihn dennoch, sie wissen zu lassen, daß er trotzdem Wort gehalten habe.

Ein einziges Mal nur hatte er ihr früher geschrieben, gleich nach der Eröffnung des Ateliers; er glaubte, ihr es schuldig zu sein, daß sie erfahre, welche Wendung mit ihm eingetreten sei. Sie antwortete lange Zeit nicht. Endlich trafen einige Zeilen ein, kühl und verständlich, kaum näher eingehend auf seine Mittheilungen. „Vielleicht kann man auch als Zahnarzt etwas Großes leisten,“ meinte sie. Von sich selbst, oder gar von ihren Beziehungen zu einander, schrieb sie keine Silbe. Verstimmt, gekränkt hatte er damals den Gedanken an eine Annäherung wieder fallen lassen. Jetzt aber, wo er zwar nichts Großes geleistet, doch praktisch etwas erreicht hatte, jetzt wollte er es noch einmal versuchen. Und in einem langen Briefe legte er ihr dar, wie er, dank ihren energischen Vorhaltungen, sich eine gute bürgerliche Stellung geschaffen hätte. Ob er kommen dürfe, um ihr das zu wiederholen, was er ihr einst gesagt habe. Diesmal traf die Antwort so schnell ein, daß ihn ein freudiger Schreck durchzuckte; gewiß, sie rief ihn, sie slog ihm an's Herz!

Doch er traute seinen Augen kaum. Sie lehnte seinen Antrag rundweg ab. Es sei ja erfreulich, für ihn und besonders für seine Mutter, daß er sich nun auf dem Wege zum Wohlstande befinde, dazu sei ihm Glück zu wünschen. Sie selbst aber, sie müsse darauf verzichten, irgendwie an diesem Glücke theilzunehmen. Ohne ihr Studium zu erwähnen, schrieb sie:

„Ich muß Ihnen doch wohl zu durchaus schiefer Beurtheilung Anlaß gegeben haben, wenn Sie glauben, daß ich nun nach Ihrer Mitgift frage, wie Sie einst nach der meinen, und daß ich mich nun beissen würde, die gute Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen! Nein, mein Herr, für mich bedurfte es keines Geldes, noch eines Nachweises über Ihre Existenz. Für mich aber war es noch weniger nothwendig, daß Sie das Opfer brachten, von der idealen Höhe Ihres Berufes herabzusteigen. Verstehen Sie mich nicht wiederum falsch: ob Zahnarzt oder Universitäts-Professor, das ist einerlei!



Aber gesinnungstreu muß der Mann sein, der mir gefallen will. Nach so vielen Jahren wiederhole ich es Ihnen: ich hätte Armuth mit Ihnen getragen, ich hätte warten können, geduldig warten! Allein hinabziehen wollte ich den Mann meiner Liebe nicht; wie er sich auch nicht hinabziehen lassen durfte! O nein, empor! so lautet meine Devise. Und ihr entsprechend habe ich mir einen Lebensplan zurechtgelegt, der es völlig ausschließt, Ihrer Werbung nachzugeben. Deshalb lehne ich sie ab, für heute und für immer. Lassen wir's genug sein an der „schönen Erinnerung.“

Leichenblatz, mit krampfhaft geschlossenen Lippen las er zu Ende. Ein Vernichtungs-Urtheil!

Und das war nicht das Urtheil seiner in einseitigen Verneinungen befangenen Mutter, das war nicht irgend eine conventionelle Meinungs-Außerung, was ihn da zu Boden schlug, nein, ein freier, starker Geist schmetterte ihn nieder, eine selbständige, stolze Natur. . . . Und noch einmal erwachte der Jünglingstrog in ihm, der jetzt zum Kampfesmuth des Mannes geworden. Noch einmal erneuerte er sich den Schwur, den er damals im Wagengetöse unter dem Kinderlärm des Dönhofsplatzes gethan: „Sie soll mich achten lernen!“

Aber mit Briefen war da nichts gethan, das sah er ein.

Und wenige Tage später stand er an einem schönen Junimorgen vor der eleganten Gartenpforte des „Seehauses“ in Luzern.

Ob Fräulein Ella Guttenberg zu sprechen wäre?

Nein, sie sei in der Klinik.

Ein jäher Schreden durchfuhr ihn. War sie plötzlich erkrankt und lag nun im Spital? Erregt fragte er nach der vermeintlichen Krankheit.

„Was ihr fehlt?“ lautete die Antwort der Dienerin; „ganz und gar nichts! Das Fräulein arbeitet nur in der Klinik an den Tagen, wo sie nicht nach Zürich in's Colleg hinüberfährt!“

Das war ein zweiter, aber in seiner Art noch heftigerer Schlag, oder mehr noch: eine kalte Douche!

Ohne seinen Namen zu nennen oder eine Karte zu hinterlassen, kehrte er langsam und traurig in sein Hôtel zurück. Ein Mädchen, das Medicin studirte, konnte niemals seine Frau werden! Nun war seine weite Reise gegenstandslos geworden!

Dicht vor dem Hôtel begegnete er einer eleganten Dame, die ihm bekannt vorkam. Das war eine Berlinerin aus seinen Kreisen! Unwillkürlich grüßte er und sie blieb, den Gruß erwidern, stehend stehen.

„Fräulein von Poschwitz, — wenn ich nicht irre?“

Sie war es, obgleich in der That sehr verändert. Bei dem dünnen, überlang erscheinenden Mädchen hatte sich eine angenehme Fülle entwickelt; sie sah jetzt nach fünf bis sechs Jahren jünger aus als damals.

Ein Gespräch entwickelte sich, wie es unter Landsleuten, auch wenn sie sich sonst ferner standen, beim Zusammentreffen im Auslande rasch anspricht.

„Auf einer Schweizer Reise, gnädiges Fräulein?“

„Nein, ich reise nicht, Herr Doctor, ich bin hier in Stellung.“

„Ah, es geht Ihnen also gut, wie es scheint?“

„So gut, daß ich mich demnächst mit einem hiesigen Herrn verheirathe!“

Noch einige Worte und die Landsleute verabchiedeten sich, da das Fräulein Eile zu haben schien. Rasch verschwand sie in den unteren Hôtel-Räumen.

Bruno war neugierig geworden; er erkundigte sich bei dem Hôtel-Portier näher nach Fräulein von Poschwitz.

„Ach, die ist ja unser Küchen-Chef!“ antwortete der Mann mit den Gold-Tressen.

Der junge Doctor mußte trotz seiner trübseligen Stimmung lächeln. Das war ja unmöglich! — Indessen die Sache hatte ihre volle Wichtigkeit.

„Die Dame ist auf Verwendung von Fräulein Guttenberg zuerst als gewöhnliche Köchin engagirt worden,“ erzählte der Portier. „Jetzt geht sie von uns ab; wir verlieren sie ungern, sie ist sehr tüchtig. Sie heirathet nämlich einen Hôtelier, der auch bei uns gelernt hat und nun selbst ein großes Haus im Engadin eröffnen will.“

Gedankenvoll saß Bruno bei seinem Glase.

Diese alte Tante Guttenberg — was die zu Wege brachte! Aus solch' einer überspannten, unangenehmen Poschwitz wurde eine tüchtige Frau, aber leider aus der kleinen Ella ein Doctor der Medicin! — Allein noch war sie ja nicht Doctor, noch konnte sie vielleicht von ihren Ideen zurückkommen. Nein, nein, nur nicht gleich die Flinte in's Korn werfen! Wenigstens sehen wollte er sie, ehe er abreiste.

Und mit Herzklopfen ging er nochmals in das „Seehaus“. Fräulein Ella war wieder nicht da, doch nur auf einem kurzen Spaziergange mit einem der Herren aus der Pension abwesend.

Fräulein Anna Guttenberg, die sich des jungen Doctors nicht mehr erinnerte, empfing ihn dafür sehr freundlich, nachdem er sich als einen entfernten Freund der Familie vorgestellt hatte, der aber speciell mit Fräulein Ella näher bekannt gewesen sei.

Anna nannte Ella strahlend ihre Tochter und erzählte, wie tapfer diese sich gehalten, wie fleißig sie sei. Als sie die zwei Jahre der Vorbereitung für die Universität überstanden, wäre das Schlimmste vorüber gewesen. Sie hätte lernen gelernt und das sei, besonders bei Mädchen, das Schwerste. Dann freilich habe es im Secir-Saale einmal eine schwere Ohnmacht gegeben, und Ella habe sogar erklärt, sie könne und wolle ein solches Studium nicht fortsetzen.

„Aber ich habe ihr Muth gemacht,“ rief Anna, „und nun steht sie vor dem letzten Rigorosum!“

Triumphirend blickte sie aus ihrem einen Auge ihren Gast an.

„Worauf Sie natürlich sehr stolz sind, gnädiges Fräulein!“ entgegnete dieser ironisch.

„Bin ich auch! Ich habe was aus Ella gemacht. Sonst hätten sie sie zu Hause blindlings in eine Verlobungs-Heirath gepreßt, oder sie würde die schönsten Jahre nutzlos mit Puzen und Kostüren vertrödeln, wie ihre ältere Schwester!“

Nun kamen eine junge Dame und ein junger Herr, sehr lebhaft sprechend, durch den Garten. Bruno erkannte Ella schon von weitem an der Schlantheit ihrer Figur und dem zierlichen, hübschen Kopfe. Sie trug sich sehr einfach, ohne die üblichen Stirnlöcherchen, in schlichtem englischen Anzuge. Der Herr aus der Pension stach fast davon ab: er war hübsch, leidlich jung, sehr elegant. Beide schritten dahin, als wären sie höchst vertraut mit einander.

Während ihre Erscheinung ihm doch den Athem nahm, die ganze Jugendliebe wieder aufflammen ließ, bereiteten ihm ihre ersten Worte ein neues ernüchterndes Sturzbad. Er hörte durch die weit offenen Fenster, daß die Zwei eine medicinische Discussion führten.

„Ich sage Ihnen,“ rief Ella lebhaft, „wenn ich das Kind nur in die Behandlung bekäme, es würde mir glücken! Da ist mit dem galvanischen Strom allein nichts zu machen, es spielen psycho-physiologische Momente mit . . .“

Leidenschaftslos und daher für Bruno weniger verständlich, erwiderte der Herr etwas von den sympathischen Nerven.

Und nun standen die Beiden unter der Thüre.

Ella stutzte und ward blutroth, ganz wie vor acht Jahren! Dann aber, dem Doctor entschlossen die Hand entgegenstreckend, rief sie herzlich:

„Willkommen! Hat unser schönes Luzern auch Sie einmal angelockt?“

„Weniger Luzern, als Sie, Fräulein Ella!“ versetzte er ehrlich.

Sie erröthete wieder und schwieg. Als sie sich einen Augenblick später mit ihm allein befand, sagte sie: „Ich glaubte, daß Sie mich nun endlich vergessen hätten! Oder gar, daß Sie mir grollen.“

„Nichts — gar nichts habe ich vergessen, Ella! Und zum Grollen habe ich ja wohl kaum ein Recht?“

Dann trat Tante Anna wieder dazwischen und machte Bruno mit dem Pensionär, Herrn Braun aus München, bekannt. Nach Beendigung dieser Formalität läutete es zum Abendessen. Bruno konnte die dringende Einladung, daran theilzunehmen, nicht ablehnen.

Die Tafel in dem lustigen Speisezimmer, dessen Flügelthüren den Blick auf den See frei ließen, war gut bestellt, aber spärlich besucht. Während man zum Mittagmahle pünktlich sein mußte, wurde das Abendessen nachservirt, wovon namentlich die Herren Gebrauch machten. Herr Braun wurde wegen seines pünktlichen Erscheinens belobt; aus den harmlosen Redereien ergab sich, daß seine Tugendhaftigkeit eigentlich nur Fräulein Ella zuzuschreiben sei.

Bruno saß neben Fräulein Anna, Ella neben Herrn Braun. Und dieser setzte mit Hartnäckigkeit das vorherige Gespräch über den merkwürdigen Fall mit dem hypnotischen kleinen Mädchen fort.

Wieder ließ sich Ella fortreißen. Wie grenzenlos gleichgültig mußte er, Bruno, ihr geworden sein, wenn sie jetzt mit so staunenswerther Klarheit über den heutigen Fall sprechen konnte!

Dabei aß sie mit Appetit, bewegte sich sicher und ungezwungen und behandelte Herrn Braun wie Bruno gleich freundlich.

„Sie studiren auch Medicin?“ fragte Bruno den Herrn verwundert, denn Braun mochte mindestens dreißig Jahre alt sein.

„Habe — habe,“ sagte dieser, „aber ich hatte ein Malheur . . . beim dritten Rigorosum ging die Sache schief.“

„Und dies Malheur,“ fiel die Tante lachend ein,

„stammt von einem andern her, einer türkischen Erbschaft, die ihm zwischen dem zweiten und dritten Examen zufiel . . . da ist er denn leider hängen geblieben, für immer!“

„Ja, man denke,“ ergänzte Braun, „wenn man sich bisher so wohl verhalten hat wegen des Erbentzels und von dem auch recht knapp gehalten wurde, und da stirbt der Onkel in den besten Jahren und hinterläßt dem armen Teufel von Neffen doppelt so viel, als dieser vermuthet hatte, dann studirt man schon vor Schreck eine Weile nicht . . .“

„Und dieser Schreck wirkt nun schon drei Jahre nach,“ neckte Ella.

„Aber jetzt habe ich mich wieder inscribiren lassen,“ triumphirte Braun, „lediglich, weil auch Fräulein Ella vor dem dritten Rigorosum steht!“

Offenbar fühlte der alte Mediciner sich hier in der Gesellschaft als Fahn im Korbe. Bruno hingegen ward es sehr unbehaglich. Er bereute gekommen zu sein. Sein ganzer Berliner Hochmuth wendete sich gegen den Begünstigten. Mit spöttischen Bemerkungen glossirte er Braun, der eine gewisse gemüthliche Formlosigkeit zur Schau trug. Er spöttelte auch über die künftige Doctor-Würde Ellas und über Annas Begeisterung für dieses Werk ihres Lebens. Schließlich sprach er davon, mit dem Abend-Schnellzuge nach Genf reisen zu wollen, worauf Ella etwas schweigsam wurde und ihn aus ihren klaren, dunkelgrauen Augen prüfend ansah.

Das Tafeln dehnte sich ziemlich lange aus. Jedermann, außer Bruno, schien sich dabei behaglich zu fühlen. Allmähig trafen auch die Nachzügler ein, denen Anna wieder ab und zu Gesellschaft leistete, während die Gesellschaft nun in den Garten ausschwaärmten.

Bruno moquirte sich weiter. Braun lachte dazu.

„Gott, warum ärgern Sie sich denn immerzu?“ fragte er; „sind wirklich alle Berliner so? Uebrigens, wollen wir nicht noch ein Glas Münchener trinken? Fräulein Ella trinkt auch eins . . . Ich bin abgespant . . .“ und er erzählte, welche Strapazen er heute schon in Gesellschaft Fräulein Ellas durchgemacht habe. Dann ließ er aus dem nächsten Restaurant Bier holen.

Doch Ella erklärte plötzlich, noch ein wenig promeniren zu wollen. Herr Doctor Waidt würde sie wohl begleiten?

Bruno überließ es heiß. Wolte sie doch wieder anknüpfen? Und in solcher souveränen Form?

Tante Anna legte noch ein Tuch um die Schultern der Nichte, und ruhig und gelassen, ohne eine Spur von Koketterie, winkte diese Bruno zu, ihr zu folgen.

Sie gingen nach dem rückwärtigen, schattigen Theile des Gartens.

„Ich weiß nicht,“ nahm Ella alsbald das Wort, „ob Sie sich noch dessen erinnern, was wir damals in Berlin sprachen?“

„Ob ich mich erinnere! Wort für Wort!“ antwortete er.

„Nun denn, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich mir selbst Wort gehalten habe. Ich stehe vor dem mir vorgesteckten Ziele; ich bin etwas geworden — ohne Ritzi! Und nun bin ich Ihnen von Herzen dankbar, denn —“ sie stockte ein wenig, worauf sie mit dem ganzen Freimuth ihres Weizens fortfuhr: „Ja, dankbar! denn wenn damals mein junges, unerfahrenes Herz nicht so ganz von Ihnen erfüllt gewesen wäre, so hätte ich mich wahrscheinlich, es lag zum Greifen nahe, — versorgt, wäre wohl unglücklich geworden für's ganze Leben. Nun aber lebe ich mich aus, fühle mich befreit und sehe eine Zukunft vor mir, die ich mir gar nicht anders wünsche, während meine Altersgenossen meist das Leben hinter sich haben . . .“

Sie athmete schwer. Vielleicht kam ihr in diesem Augenblicke zum ersten Male ein leiser Zweifel . . .

Er richtete sich jetzt stolz auf.

„Sie sind beinahe Doctor der Medicin, Fräulein Ella, also soviel wie ich . . . Aber Sie sind dennoch ein Weib geblieben, auch in Ihren Schwächen! Nach sieben Jahren haben Sie, um mich für eine Anwandlung von Energielosigkeit zu strafen, nur Worte der Beschämung, des spöttischen Triumphes, — Worte, die ich nicht verdient habe, sondern weit eher der Anerkennung!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Ella ruhig; „ich kann nicht einsehen, worin ich Ihnen Unrecht gethan; ich sagte Ihnen nichts, als die Wahrheit!“

„So, bitte, hören Sie auch mich einen Augenblick, Ella.“

Wie bereit dazu, aber auch gleichsam ablehnend, hüllte sie ihr Tuch fester um sich.

Es war ein kübler, klarer Spätsommer-Abend, eine durchsichtige Luft, die der Mond mit einem kalten, nüchternen Licht erfüllte. Ueber die hintere Gartenmauer hinein fielen die dunkeln Schatten des Gebirges,





Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 145.  
„Natürlich trinkt's lieber Sect,“ meinte der Vater.

das im Westen der Stadt himmelan strebt, und dessen eisbedeckte Häupter wie silberne Dachstuppen erglänzten. Tiefe Stille umgab die beiden jungen Leute hier in diesem entlegenen Theile des großen Gartens; sie vernahmen kaum ein Geräusch von außen her. Aber im Innern sprach es laut und deutlich, schrie es fast auf in dieser stillen Stunde.

„Gestehen muß ich,“ begann Bruno, sich zur Ruhe zwingend, „daß ich fast bis vor wenigen Jahren in con-

wir uns auf der Straße verabschiedeten: du mußt frei und unabhängig werden, auch ohne Geldheirath! Du mußt es dahin bringen, Ella ein anständiges Auskommen bieten zu können. An jenem Frühlingsabend habe ich mir das gelobt und habe Wort gehalten. Ich bin heute ein gut situirter Mann, fast wohlhabend, Ella! Und auch das danke ich nur Ihnen! Also — nach Ihrem Beispiel: Ich danke Ihnen! Und, es ist wahr, ich bin hieher gekommen, um Ihnen das zu sagen. Und

lich aber gefiel mir mein Beruf von dem Tage ab, wissen Sie, wo ich die Klinik besuchte und Menschen unter die Hand bekam statt der Präparate!

„An mich dachten Sie auch, Ella?“

„Früher — eigentlich nur an Sie,“ gestand sie unumwunden zu. „Sie hatten mich für das begeistert, was Sie sind, und als Sie mich dann unterschätzten, wollte ich Ihnen zeigen, daß Sie Unrecht gethan, daß ich ein ebenso hohes Ziel zu erreichen vermöchte wie Sie!“



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 145.  
Der Hauswirth grüßte höflich, die Wöchnerin lächelte ausgeruht.

ventionellen Lebens-Anschauungen befangen war, d. h. ich war ein guter Sohn und glaubte, es meiner Mutter schuldig zu sein, daß ich nach Geld heirathe. Ich meinte darum auch auf Ihren Besitz verzichten, die keimende Liebe in mir ersticken zu müssen. Das hielt ich für meine Pflicht gegen meine Mutter, die arm war und große Opfer für mich gebracht hatte. Dies alles ist nicht heroisch, nicht großartig, aber menschlich entschuldigbar. Ich denke wenigstens, es ist so, und zwar jetzt, wo ich reifer geworden bin. Sie — Sie haben mich damals von der Höhe ihres achtzehnjährigen Idealismus herab deshalb verachtet. . . . Wäre ich ein frivolster Weltmensch gewesen, ich hätte Sie verlacht. Das habe ich nicht gethan, sondern ich bin umgekehrt. Ja — sehen Sie mich nur verwundert an — es ist so! Ich habe, wie Sie wissen, keine Mitgift geheirathet, bin auch mit keiner Mitgift verlobt. Ich sagte mir damals, als

mit demselben Stolze, mit dem Sie vorhin sprachen, sage ich ebenfalls: Auch ich bin etwas geworden — ohne Mitgift! Zwar kein Held, aber etwas, was ich früher nicht war: ein freier, auf sich selbst gestellter Mann!“

Ella schwieg eine Weile, dann bot sie ihm die Hand. „So ist es für uns Beide zum Guten ausgeschlagen. Wir haben uns gegenseitig einen Anstoß gegeben und sind dann unjerer Wege gegangen.“

Sie war, so schien es, noch immer viel ruhiger als er. Sie sprach von einer errungenen Höhe aus, er nicht. Und in dieser Erkenntniß sagte er dumpf:

„Sie haben freilich verhältnißmäßig mehr erreicht als ich; Sie waren eine Heldin, ohne Zweifel!“

„Und habe dafür auch mehr gelitten.“

Zum ersten Male klang weibliche Weichheit aus ihrer Stimme.

Nun schwiegen sie Beide, bewältigt von dem Gedanken, was sie einander gewesen, ohne sich zu sehen, fast ohne von einander zu hören. Dann begann er wieder:

„Es thut mir aber sehr leid, daß ich unwissentlich dazu beigetragen habe, Sie solchem Ziele zuzuführen.“

„Warum?“ versetzte sie scharf.

„Wäre es nicht viel schöner gewesen, Sie wären, als mir die Erkenntniß Ihres Werthes aufging, meine Frau geworden?“

„Das will ich nicht bestreiten,“ sagte sie fast naiv, „aber damals ging es ja eben nicht.“

Nun standen sie schon über den Dingen.

„Es ist wahr,“ begann er wieder, „damals ging es nicht. Aber jetzt — jetzt ginge es!“

„Ich glaube kaum! Denn jetzt hätten Sie etwas in mir zu verdrängen — meinen Beruf! — Bitte,





Wilhelm II., Prinz von Oranien, und seine Verlobte, Maria Henriette Stuart, Tochter König Karls I. von England.

Nach einem Bilde van Dyck's im Museum zu Amsterdam. — Siehe Seite 152.

lassen wir dies Thema nun fallen und erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen inzwischen ergangen!"

Widerwillig gehorchend, erzählte er.

Und merkwürdig — all' ihr Widerstand schwand hin vor dem lebendigen Worte! Keine Spur mehr von dem trotzigem Aufbäumen, das aus ihrem stolzen Briefe gesprochen! Sie fühlte nur eins: seine Liebe zu ihr! Alle ihre noch eben so sicher betonten Grundsätze und Hoffnungen verwerfend, rief sie erregt:

„Es ist also wahr, was Sie mir schrieben, Sie haben bei Ihren Kämpfen wirklich an mich gedacht?!“

„Anfangs nur an Sie!“ antwortete er mit ihren eigenen Worten. „Aber weil Sie so eigensinnig fern blieben, so gar nichts von mir wissen wollten, da habe ich mich denn beschieden. Vergessen aber, Ella, habe ich Sie niemals! Freilich, ich kniete nicht vor einem Heiligenbilde, das Ihren Namen trug. Mir hat auch ab und zu ein anderes Mädchen gefallen — doch allein

bin ich geblieben all' die Zeit. Und dann dachte ich mir auch, daß Ihr Herz vielleicht nicht mehr frei wäre ...“

„Da haben Sie falsch gedacht. Ich bin keine Natur, die zwei Mal lieben kann!“

Und hingerissen von diesem Geständnis rief er aus: „Ella — Ella, Sie haben mich also doch noch lieb?!“

(Fortsetzung folgt.)



Nachdruck verboten.

### Im neuen Hut.

Plauderei von Frida Schanz.



Was ist so hübsch, so flott und grazios wie ein moderner Damenhut? Von Jahr zu Jahr werden diese Dingerchen zaubernder. Ein unschönes Mädchen, eine alternde Frau giebt es gar nicht mehr im Zeitalter dieser schmückenden, schmückelnden Wunderwerkchen.

Ja, ein Schneiderler ohne gleichen, ein ausgefuchst seiner Schneiderler ist er, der neue Hut!

Es scheint, als nähme das Leben der modernen Frau zwei, drei Mal im Jahr einen neuen freudigen Aufschwung. Zwei, drei oder auch vier Mal, je nach der Zahl der neuen Hüthen, die die Glückliche sich kaufen kann. Ich will es jeder Dame, die mir auf der Straße begegnet, ohne ihre Kopfbedeckung zu betrachten, am Gesicht ansehen, ob sie ein neues Hüthen trägt.

Der Bescheidensten giebt das Gefühl, angenehm und anziehend auszufahren — was zu drei Vierteln vom neuen kleidsamen Hute abhängt — etwas Sicheres, Freundliches und Wohlwollendes; der Schönheit verleibt es einen Hauch von Siegesgewißheit, von verhaltenem, graziosen Uebermuth, der ihren Reiz erhöht. Nie ist die geistreiche und schlagerfertige Frau besser gelaunt, nie die sanfte, weibliche Frau lieblicher und weiblicher als im neuen Hut.

Man braucht nicht eitel, bei Leibe nicht gefallsüchtig oder tofett zu sein, um das Hochgefühl des neuen Hutes zu empfinden.

Jedes Exemplar bringt irgend eine kleine Eigenart des Gesichtes, der Stirne, der Haartracht reizvoll zur Geltung.

Manche Achtzehnjährige hielt sich mit heimlicher Schwermuth für nicht eben hübsch und nimmt nun mit Entzücken und Staunen wahr, wach! schmüdes, pikantes Verjüngen der Hut aus ihr gemacht hat.

Man frage einmal, wie viele Männer ihre Frau zuerst in ihrem Hute bezaubernd fanden!

Was eine fed und zierlich geschwungene Bandschleife, was ein paar flotte Schwalbenschwinge (arme holde Schwalbchen!), was ein auf Gaze gebettetes Kränzlein von lichten Atlasrosen, ein Hauch von Thautropfen-Düfl über krausen Stirnlöschchen auszurichten vermögen, das ist unglücklich!

Als Mutter von so und so viel Kindern, von denen die ältesten Söhne nahe am Abiturium, die schlanken Töchter im Tanzstunden-Alter stehen, hält sich diese oder jene vernünftige Frau zwischen dreißig und vierzig nicht eben mehr für ganz jung.

Und doch! Nein, sie will, sie kann es dem neuen Hut anfangs gar nicht glauben! Ist ihre Haut in der That noch so zart und frisch, ist ihr Haar von so wunderhübschem blond, daß ihr blasser, malvenfarbener Sammet so verführerisch steht? Wie die Schwester ihrer großen Mädchen sieht sie aus in dem unglücklich zierlichen Mittelthing zwischen winziger Kapuze und Krönchen. Das Herz macht unwillkürlich einen kleinen heimlichen Freudenprung bei der Entdeckung.

Sehr tief niedergeschlagen, trostlos traurig, grüßig, übelgelaunt, das alles kann man in einem ganz modernen, reizvoll kleidenden neuen Hut gar nicht sein!

Und umgekehrt giebt es, aus rüdwirkenden Gründen, wieder für allerlei Leiden — Trübsinn, Verstimmung und Verzagttheit — gar kein besseres und wirksameres Heilmittel, als eben — den neuen Hut.

Wir fällt dabei meine kleine, reizende Freundin Nenny ein. Nenny fühlte sich sehr unglücklich, und es schien wenig Aussicht vorhanden, daß sie die Welt, die sie so schal und nichtig fand, jemals wieder lieben lernen würde. Glück und Hoffnung waren für sie zu Ende, ehe ihr achtzehntes Jahr, dieser lange Maie-Festtag des Lebens, vorüber war. Trauer, Kälte, Ueberdruß beschatteten ihr Gesicht.

Wie diese dunkle Stimmung über sie gekommen, weiß ich nicht einmal zu sagen. Schwerlich konnte sie doch den hübschen, aber eiteln Vientenant, der sie durch seine Auszeichnungen einen Winter über verwöhnt hatte, wirklich geliebt haben! Hatte sein flottes, frisches Wesen am Ende doch tiefer in ihr gezündet, als man gedacht? Oder war nur ihr Stolz so tief verletzt, als ihr lustiger Cavalier sie mit einem Male hochmüthig schnitt, um seine Huldigungen der gar nicht hübschen, gar nicht liebenswürdigen Tochter des neuen Commandeurs zu Füßen zu legen? War es gekränkte Liebe oder verlegte Würde, was sie ihres größten Liebreizes, ihres schönen, strahlenden Lächelns — wie man glauben mußte für immer — beraubt hatte?

So viel stand fest, sie befand sich in der freudlosesten Laune. Eine Wolke reißt ja hin, um die Sonne zu verdunkeln.

Sie schritt durch die Straßen, sie schritt durch ihr ganzes junges Leben dahin, als ginge sie eigentlich all' dies Treiben nichts mehr an, als schaue sie einer Komödie zu, die sie recht herzlich langweilig und verächtlich fände.

Ein Vierteljahr lang hatte sie ihre Weltverachtung schon groß gezogen. Sie schien ganz unheilbar. Der graue, regnerische Herbst und das verbogene, dunkle Strohhütchen, das sie, seines einstigen Rosenkörnchens beraubt, in dieser Zeit trug, waren die sprechendsten Symbole für die Verstimmung ihres Innern.

Es ist alles einerlei! sagte jeder Zug ihres Gesichtens.

Sogar, daß ein lieber, treuer, gemüthlicher Freund, der sie schon im Flügelkleiden genest, bevorzugt und beschützt hatte, in dieser kritischen Zeit zum Liebhaber umschlug und um sie warb, berührte sie kaum. Traurig, gleichgültig wies sie seine Werbung zurück. Unmöglich könne sie glücklich sein und glücklich machen! Niemals werde sie heirathen!

Auch gut! gab er ihr zu verstehen. Er könne warten, und allzu lange, hoffe er, werde es nicht nötig sein!

Ungewirt und häufiger wie früher besuchte er ihren Vater, seinen alten Kollegen. Zimmer wieder machte er zärtliche und zarte Besuche, sie aufzubettern. Aber sie hatte sich zu tief in ihr Gedankengarn verstrickt. Bei einem gewissen Grad von Verstimmung scheint es eben ganz unmöglich, jemals wieder mitzuschwimmen im frischen Stromwasser leichter und glücklicher Lebens-Auffassung.

Daß der trübe Spätherbst so früh in den frostklarsten, lustigsten, froden-blickendsten Winter überging, war Fräulein Nenny gar nicht recht.

Wie langweilig, bei dieser Müdigkeit der Seele an allerlei

nöthige Winter-Einkäufe, Garderobe-Bedürfnisse u. s. w. zu denken! — Wäre alles doch vorbei!

Aber es war wahr, sie brauchte vieles: ein neues Tuchkleid zum Beispiel, ein Hütschen, einen neuen Hut!

Einen neuen Hut, — was für ein entzückender Begriff in früherer Zeit! Und jetzt wie verdrießlich, wie ärgerlich! Lässigen Tones spricht die kleine Lebensmüde im Pfladen ihre Wünsche aus. Dieser oder jener Hut, es gilt ihr gleich! Jemand einen! Sie probirt drei, vier Hüte, ohne die Sache nur so wichtig zu nehmen, daß sie sich ordentlich im Spiegel betrachtet.

Aber dann blickt sie plötzlich doch sehr überrascht in das schimmernde Glas. Ist sie das? Ist sie das wirklich?

Die Modistin hat recht: dieser weichgeschwungene, erdbeerrothe Hüthut mit dem vollen Kranz von lodernen Federn steht ihr zum Entzücken. — Aber er ist ihr natürlich viel zu auffallend, viel zu lebenslustig. Mit einem matten Lächeln legt sie ihn zur Seite.

Etwas ganz Schlichtes, Unauffälliges soll es sein. Allein die sehr einfachen Hüte kleiden sie nicht.

Noch einmal legt ihr die Verkäuferin zum Versuch den erdbeerfarbenen Federhut auf das schblonde Köpchen. Sie muß zugeben, sie sieht fein, vornehm und sehr anmüthig darin aus. Der Hut ist wie für sie erfunden.

Im Grunde ist ja alles, alles einerlei! Warum soll sie den Hut nicht kaufen? Sie kauft ihn.

Als sie am frühen Nachmittag, im vollen Glanz der heiteren Winterjonne, die breite Hauptstraße entlang zur Musikstunde geht, legt sie das heimliche, halb tröstliche, halb wehmüthige Gefühl, sehr reizend auszujehen. Hier und da hat es ihr ein bewundernder Streifblick gesagt und — was wohlher thut als alle Anerkennung der Welt — sie selbst hat es zu Hause vor dem Spiegel empfunden. Unwillkürlich spielt wieder ein Hauch ihres alten Lächelns um ihre Lippen, sie blickt frischer, froher daren als seit langer Zeit. Freilich ganz unbewußt, ahnungslos!

Sonst hätte sie nicht so zusammensprechen können beim Gruße ihres alten Freundes. Ganz überraschend traf sie der Anblick seines liebenswürdigen Gesichtes. Triumph, Freude, leiser Spott, dazu eine Huldigung ohne gleichen blühten aus seinen Augen.

Schnell wie ein Hauch schwebte sie an ihm vorbei.

O dieser Hut, dieser Hut! Wie konnte sie es aufsetzen, dieses kostete, unternehmende Ding, das gar nicht zu ihr und ihren trüben Gedanken paßte? Sah dieser Hut nicht aus wie ein Zugeständniß an Leben und Glück? Wie eine Umkehr, an die sie gar nicht dachte?

Stürmisch und ärgerlich riß sie zu Hause den Schmutz vom Haupte. Sie wollte ihn nie wieder aufsetzen, das stand fest in ihr. Nie! Nie!

Der alte Hut vom Vorjahre sollte noch einmal an's Tageslicht. Aber statt ihn zu suchen, sah sie wohl eine halbe Stunde lang still und blickte träumerisch auf die weichkräuseltigen Federn des neuen, den sie noch in der Hand hielt.

Wirre Gedanken stiegen in ihr auf.

Wie schön war es doch heute gewesen im goldenen Sonnenschein, im glitzernden Schnee! Freund Fritz hatte ja ausgegesehen wie die Lebensfreude selbst. Bisse konnte man ihm eigentlich nicht sein —

Sie mußte sich Zwang anthun, um am anderen Morgen den alten, dunkeln Hut wieder hervorzujuchen. Nachdenklich probirte sie ihn vor dem Spiegel.

Es war kaum zu glauben! Vermag ein Hut wirklich ein Mädchengesicht so zu entstellen oder so zu verschöneren? Sie nahm das schwarze Dingchen vom Scheitel und drehte es unschlüssig in der Hand.

Den neuen aufsetzen?

Nein! Das hieße: Leben, ich bin wieder Dein! Ein gewisses Behagen, eine ganz leise, leichtsinnige Freudigkeit ließ sich durchaus nicht trennen von diesem Hute.

Das hatte sie gestern empfunden. — Und Fritz hatte es erkannt!

Sein langer, sonderbarer Blick zitterte noch in ihr nach. Nie wieder durfte er sie so anblicken! Daß sie ihn heute treffen würde, war gewiß. Jetzt erst fiel es ihr auf, daß sie eigentlich seit langer, langer Zeit keinen Ausgang gemacht, ohne ihn zu treffen.

War das Zufall?

Liebe er sie denn so sehr?

Aber, das schredliche, schwarze Hütschen konnte sie nicht tragen. Und glühend, lächelnd, sich selbst tadelnd setzte sie trotz aller ernsten Vorsätze den neuen Hut auf's blonde Haar. — Und was weiter kam?

Nenny ist jetzt eine sehr glückliche und lebensfrische junge Frau.

Ihr Geschick und ihre dauernde Seelenstimmung haben vielleicht einmal an einem Haare gehangen.

Oder soll ich lieber sagen: am neuen Hut?

Nachdruck verboten.

### Wie ein Künstler entdeckt wurde.

Erzählung von Helene Pichler.

(Schluß.)



Aber eins, Fritz," fuhr die alte Baronin fort, „ist fatal bei der ganzen Geschichte. Da wird morgen im Schützenhause eine Geflügel-Ausstellung eröffnet; die dürfte Dir etwas Konkurrenz machen. Jedenfalls wollen wir morgen früh dafür sorgen, daß der Anfang des Concerts um eine Stunde verschoben wird, denn erst müssen die Hähne aufgehört haben zu krähen, ehe Du anfangen kannst zu singen.“

Auf Haus Dornhage angelangt, führte die Baronin ihren Schüpling sogleich in das ihm bestimmte Zimmer. Der weidhaarige Crispin ging, mit Leuchtern in der Hand, voraus.

„Was machen unsere Gäste, Crispin? Du hast hoffentlich Deines Amtes gewaltet, wie sich's gebührt!“

„Aufzuwarten, Frau Baronin! Die Sendung des Weinhandlers muß gut sein, denn die Herrschaften im Salon sind seit einer Viertelstunde äußerst aufgeräumt!“

Gar traulich und heimlich mutete das Zimmerchen Fritz an. Auf dem hell beleuchteten Tische stand ein lauberes servirtes Abendbrot; drüben in der dämmerigen Ecke erhob sich das Bett in so ansehnlicher Höhe, daß Fritzens wandermüde Glieder schon

im voraus das wohlige Gefühl des Ausruhens empfanden. Doch das Beste war ein Clavier, dessen Lichter in den Armleuchter angezündet waren. Der junge Mann hauchte nach der feinen weißen Hand, und obwohl ihm sonst böstliche Seite keineswegs geläufig war, trieb ihn doch das innigste Dankgefühl, auf diese Hand einige heiße Küsse zu drücken.

„Na, nun laß' es gut sein, mach's Dir gemüthlich und ruh' Dich aus. Morgen mit dem Frühesten wirst Du anfangen, Dein Programm noch 'mal durchzuprobiren. Du sollst allein bleiben, damit Du durch nichts gestört wirst in Deiner geistigen Sammlung, die Du zu morgen sehr nötig hast. Gute Nacht!“

Der große Tag war da. Fritz hatte am Morgen allein auf seinem Zimmer gefrühstückt; Crispin, der ihn bediente, erzählte ihm, daß die gnädige Frau schon in aller Herrgottsfrühe zur Stadt gefahren sei, um dort noch allerlei für das Concert zu besorgen. — „Das läßt sie sich nicht nehmen, alles selber zu thun, wenn sie etwas Besonderes vorhat, die Gnädige,“ sagte der Alte. „Hat sie doch nicht gelitten, daß ich oder Mareil zu Josef gingen — Sie wissen ja wohl noch, junger Herr, der Polizeidiener Josef . . .!“

Fritz machte ein erschaut-fragendes Gesicht, und Crispin beeilte sich hinzuzusetzen: „Sie sollen nämlich ausgeklingelt werden, das heißt Ihr Concert, oder vielmehr, daß Ihr Concert wegen der Geflügel-Ausstellung um eine Stunde später anfängt, als festgesetzt war!“

Wenig angenehm berührt davon, daß er mit seinem Concerte in den Straßen und Gassen von dem Diener der hohen Polizei 'ausgeklingelt' werden sollte, setzte sich der junge Sänger an das Clavier, um sich all' die ihn bestürmenden, sehr verschiedenartigen und ihm schwer die Brust beklemmenden Gefühle von der Seele herunterzuspielen. Aber kaum hatte er angefangen, so hörte er schon in der Ferne, dicht an der rings um das Städtchen laufende Ball-Promenade, das ihm noch aus der Kinderzeit nur zu wohl bekannte helle Wellengel . . . Das galt ihm! Er sprang vom Clavier empor, riß das Fenster auf und vernahm nun, wie der blauröthige und rothnasige Josef, mit dem breiten, weißen Säbel-Bambel über der Brust, sein Klingelgelingel' zwei Mal ertönen ließ und dann in die Morgenfrühe hinausrief:

„Hiermit all' denen, die es angeht, kund und zu wissen, daß das für sechs Uhr angelegte, nur einmalige Gastspiel-Concert des einheimischen Künstlers Herrn Holthausen wegen der Geflügel-Ausstellung heute anstatt um sechs, erst um sieben Uhr beginnt!“ . . . Klingelgelingel, Klingelgelingel! —

Es war ein klarer Maie-sonntag.

In der Natur herrschte die frühlingsmäßige Unrast und Fröhlichkeit; des Blühens und Singens ringsumher in Feldern und Gärten war kein Ende. Als nach beendeter Kirche die Besuchszeit begann, forderte die Baronin ihren Schüpling auf, den neuen Rock, den Crispin vom Schneider hatte holen müssen, anzuprobiren, und wahrhaftig, er paßte! — Nun galt es, einige Honoratioren-Besuche zu machen, welche die Baronin für ganz unerlässlich hielt. Fritz ließ alles mit sich geschehen und trabte mit seiner würdigen Begleiterin durch das Städtchen, wenn auch im geheimen seufzend. War niemand zu Hause, so hinterließ die Frau Baronin mit einem schönen Gruße einige Concert-Karten. Sonst empfing man die Beiden überall mit der größten Zuverlässigkeit, aber Fritz merkte wohl, daß diese nur dem Ansehen der Dame vom Herrenhause galt, und sogleich nachließ, wenn die Rede auf das Concert kam. Nur wenn die Baronin in dem richtigen Moment mit einigen Willens hervorrückte, dann hellten sich die Mienen wieder auf, weil die Herrschaften werten, daß das Concert für sie den großen Vorzug habe, nichts zu kosten.

Eins that Fritz freilich wehe: Fast niemand von diesen Leuten zeigte für ihn, der doch zu ihnen gehörte, dessen Vater sogar sein ganzes Leben voll mühseliger Arbeit dem Städtchen gewidmet hatte, ein mehr als flüchtiges Interesse; ja, manche mußten sich sogar lange befinden, um sich seiner wieder zu erinnern.

Nach der Heimkehr wurde ihm von der Baronin anempfohlen, sich sofort wieder auf sein Zimmer zurückzuziehen und dort noch ein Mal 'tätig' zu probiren. Er merkte der würdigen Dame an, daß sie, je mehr der Tag vorrückte, in eine steigende Aufregung gerieth; außerdem fiel es ihm auf, daß sie ihn geistlich von den übrigen Gästen des Hauses fern hielt. Dies letztere freilich war ihm mehr als angenehm; er hätte sich vor den hohen Herrschaften nur genirt. Dennoch, wie er jetzt, in ruhiges Nachdenken versunken, an seinem Fenster saß und in den goldigen Tag hinausstarrte, überkam ihn ein Gefühl der tiefsten Beschämung. Gewiß, er konnte der alten Dame niemals vergelten, was sie für ihn gethan hatte, — und doch, war er nicht ein Mann? Und er sollte geleitet und gehoben werden wie ein Kind, das noch nicht gehen kann? Wahrhaftig! — Thränen der Scham stiegen in seine Augen. — Da fiel sein Blick auf das geliebte Instrument, und wieder griff er zu dem einzigen bewährten Mittel, um seiner tiefen Traurigkeit Herr zu werden. Er schlug einige Accorde an; mit den ersten Klängen schon begann der Schmerz seiner Seele sich zu lösen. Zimmer freier, immer freudiger erging er sich im Reiche der Töne; jetzt fiel er mit seiner schönen, vollen Tenor-Stimme ein, und nun war mit einem Male alles rings um ihn her vergessen. So bemerkte er denn nicht, wie sich die Thüre seines Zimmers leise öffnete und die alte Baronin mit unhörbaren Schritten nahte. Als er eine Pause im Spiel machte, wurde sein Kopf von hinten durch zwei weiche Frauenhände umfaßt, und eine bebende Stimme sagte: „Gott sei mit Dir, Fritz, — es wird gelingen!“

Endlich ging die Sonne am klaren Himmel unter, und das Abendroth lag in glänzenden Streifen über der braunen Heide. Der letzte Strahl vergoldete die über das schlechte Strohpflaster holpernde Equipage der Frau Baronin, in der die Dame neben ihrem Schüplinge saß. Nach erstickend kurzer Zeit hielt der Wagen vor einem niedrigen, einstöckigen Hause, vor dem zwei Linden ihre frischgrünen Kronen in die Lüfte hoben. Herrgott, das war ja die Stätte seiner Kindheit! Die beiden alten Lindenbäume an der Thüre, die große, dämmerige Viele drinnen im Hause, — er brauchte nur zu pfeifen, und die Spielkameraden in Holzpantoffeln würden gleich alle da sein, um das durch die Schulstunden unterbrochene Räuberpiel wieder aufzunehmen. Er versank tiefer und tiefer in die Welt der Kindheitsträume: Jochen Kersten machte natürlich den 'Schandarmen' und tappte als solcher unbedolten auf der Viele einher; die andern suchten ein sicheres Versteck zu gewinnen, der feige Klaus Rheidt auf dem Heuboden und der kleine Edo



Winkeln hinter der Haustür; er selbst aber, Fritz Holthausen, starrte stumm auf einen der dichtbelebten Lindenbäume — ah, da sollte der 'Schonardarm' lange suchen müssen, ehe er ihn fand! Die Mutter freilich würde wieder schelten über die zerrissene Hose — war sie denn wirklich zerrissen? ... Fritz guckte erschrocken an sich nieder und — erwachte aus seinem neuen schwarzen Traum an; er spielte nicht 'Käuber', er wollte ein 'Concert' geben! — Da bemerkte er auch an der niedrigen, weit geöffneten Thür ein weißes Placat, sein Programm! Und wie er das sah, bemächtigte sich seiner eine schreckliche Angst. Gewiss und wahrhaftig, er sollte in der nächsten Viertelstunde vor allen Leuten Clavier spielen und noch dazu singen?! Nein, das war unerträglich, unmöglich! Vor den Augen des jungen Künstlers verschwammen die Buchstaben auf dem Zettel in eine graue, unformliche Masse.

Im Hintergrunde der weiten, dämmerigen Diele stand eine Thür offen, die den Blick in ein großes, mit vielen Bänken besetztes, aber durchaus leeres Zimmer gestattete. Neben dieser Thür befand sich ein Mann mit einem Stuhle, auf dem ein weißer Teller sich bemerkbar machte. Fritz hörte, wie die Baronin den Mann anredete:

„Na, Josef, haben Sie schon Billets verkauft?“  
 Der Mann hob den Teller in die Höhe und zeigte, daß noch einer darunter stand, auf dem ein einziges Geldstück lag. Dann deckte er den obersten Teller wieder darauf, indem er sagte:

„Ein Billet verkauft, Frau Baronin; fünf Groschen eingekommen!“  
 „Du lieber Gott, wie soll das werden!“ rief die alte Dame, wobei ihre energische, tiefe, oder, wie die Leute sagten, Commandir-Stimme so stark zitterte, daß es selbst Fritz auffiel. Er behielt aber keine Zeit zum Nachdenken, denn schon im nächsten Augenblicke hatte die Baronin ein anderes Thürchen geöffnet und Fritz in ein kleines, sauber ausgestattetes Zimmer geschoben.

„So, da bleibst Du, bis ich Dich hole!“ und sich flüchtig umsehend fügte sie hinzu: „Wahrhaftig, die ganze Schulmeistererei ist auch ausgeflogen! Sollte man's glauben? Ein Schulmeister, der den gackernden Hühnern nachläuft und für die Musik keinen Sinn hat! Schöne Sorte das, heutzutage! Da war Dein Vater anders!“ — Sie schlug die Thür hinter sich zu ...

Ja, sein Vater! Da sah nun Fritz in dem Stübchen und sah das Christus-Bild an, das oberhalb eines hochbeinigen Sophas seine segnenden Hände über jeden ausbreitete, der sich hierher setzte. Plötzlich durchzuckte es den Harrenden; er fühlte ein heißes Quellen in seiner Brust und die Augen wurden feucht. Ihm kam zum Bewußtsein, daß er ja hier in dem Wohnzimmer seiner Eltern sich befände. An dieser selben Stelle hatte er seine Mutter wachen sehen, so oft die Ermahnungen seines Vaters gehört! Hier hatte er sich mit den vielen Geschwistern um das größte Butterbrot gekannt; in dieser Ecke hatte das kleine Spinett gestanden, das kostbarste Stück des elterlichen Hausraths, auf dem er zuerst gelernt, die Töne von einander zu unterscheiden und die einfachen deutschen Volkslieder sich selber zu begleiten. Und bei der Erinnerung an die entschwundene Jugend war es ihm, als strahle ein heller Stern über seinem Haupte; immer leichter, immer freundlicher ward es in seiner Seele, bis er endlich kaum noch die Lust zu unterdrücken vermochte, sofort in die Schulstube, wo der herrliche Flügel seiner Gönnerin auf ihn wartete, zu eilen, um dort in lebendigen Tönen seine Lust, sein Leid, sein Denken und Fühlen auszuströmen. Wie ein Raubvogel überkam es ihn; vor sich hinmummelnd, wanderte er aufgeregt in dem engen Stübchen auf und nieder, ja, er ertappte sich sogar dabei, wie er mit den Händen unruhig hin- und hergriff, als habe er die Tasten eines Claviers vor sich.

Zufällig fiel sein Blick auf das Fenster, und da gewahrte er, wie in der abendlichen Dämmerung Menschen und wieder Menschen, zuerst einzeln und dann in immer dichteren Gruppen auf das Schulhaus zuwanden. Jetzt hörte er auch ein Trappeln von vielen Füßen, er vernahm laute Stimmen von der großen Diele her und wie der alte Joseph sagte:

„Lassen wir die Thür lieber auf, damit alle 'rein können!“  
 Seine Aufregung wuchs von Minute zu Minute, zumal als die Frau Baronin vorichtig ihren Kopf durch das Thürchen steckte und zischelte:

„Die ganze Schulstube ist voll bis auf den letzten Platz! Es sind mindestens dreißig Leute da, die ihre Billets bezahlt haben!“

Eine Minute darauf sah er schon vor dem prächtigen Instrumente; er sah vor sich eine Masse schwarzer, unruhig hin und her gehender Köpfe, die sich vor seinen Augen ausnahmen wie ein wogendes Meer; Einzelheiten unterschied er nicht.

Die ersten Accorde einer Fiedelchen Fuge rauschten dahin. Fritz hatte im Drange seines Herzens zu stark angeschlagen, aber er merkte es nicht; er sah nur, wie ein neben der Baronin in der vordersten Reihe sitzender Herr mit schneeweißem Haar höchst energisch den Kopf schüttelte, wie seine alte Freundin heftig athmete und voll Unruhe nach ihm herüberblickte. — Als er geendet, ging ein Klappern und Hüpfeln durch das Zimmer, und eine fremde Stimme sagte flüsternd und doch so deutlich, daß jedermann es vernehmen konnte:

„Das ist nichts; das war ein großer Irrthum, gnädige Frau!“

Auch Fritz hatte es gehört, und es bemächtigte sich seiner eine Empfindung, als sähe da vor ihm ein grimmiger Löwe, der darnach trachte, ihn zu verschlingen. Aber merkwürdiger Weise fühlte er durchaus keinen Schmerz. Ohne sich von seinem Stuhle zu erheben, begann er nach kurzer Pause die zweite Nummer, das ewig ergreifende Stabat mater von Rossini. Ein kurzes Vorspiel, und er fiel mit seiner frischen, hellen Stimme ein. Die weisevolle Composition, welche die Schmerzen der Gottesmutter in erschütternder Weise zum Ausdruck bringt, entsproch so recht den Empfindungen, die ihn zu dieser Stunde an der Stätte seiner Kindheit besürmten. Er sang, ohne daran zu denken, daß fremde Ohren lauschten; er sang, weil er mußte, weil er nicht anders konnte. Seine ganze Seele lag in den dahinwogenden Tönen. Als der letzte Accord verklungen, herrschte einen Augenblick tiefe Stille; dann aber brach ein lautes, nicht enden wollendes Klatschen los. Fritz sah noch immer wie im Traume vor seinem Instrumente; der weißhaarige Professor aber war aufgesprungen und rief, Fritzens beide Hände ergreifend:

„Junger Mann, Sie haben Mittel, große Mittel; doch alles ist bei Ihnen noch roh wie ein unbehauener Marmor-

Blod! Fleiß und Schulung müssen erst das Rechte aus dem edeln Material machen!“

Fritz hörte wohl den Ton; was der weißhaarige Mann zu ihm sagte, verstand er indessen nicht; er besah nur die Empfindung, der grimmige Löwe sei plötzlich zahm geworden. —

„Weiter, weiter! Geben Sie uns fernere Proben!“ rief der fremde Herr. Gehorjam dem Rufe, nahm Fritz die dritte Nummer seines Programms vor, Kallbrenner's La femme du marin. Kaum hatte er mit der linken Hand die in aufgeregten Accorden anhebende Klage der Seemannsrau begonnen, als der Professor von neuem aufsprang, das Notenheft vor Fritzens Augen wegriff und befahl:

„Ach was, lassen Sie den alten Kallbrenner begraben sein! Mit Ihrem Spiel ist's überhaupt nichts, gar nichts! Singen sollen Sie, nur singen!“

Dieser ungestümen Forderung kam Fritz sofort nach, indem er zur vierten Nummer, dem 'Erlkönig', überging. Als er kaum den ersten Ton des Vorspiels angeschlagen, stand der Professor abermals an seiner Seite:

„Natürlich, der 'Erlkönig'! Die liebe Unwissenheit greift ja in ihrer durch keine Sachkenntniß getrüben Einfalt immer nach solchen Aufgaben, an die der gereifte Künstler nur mit Zittern und Zagen geht! Nichts da! Weg damit! Machen Sie mir 'mal Platz, mein Lieber!“

Mechanisch war Fritz aufgestanden. Nun sah der Professor selbst am Flügel, leise vor sich hin präladirend, indem er eifrig auf den schüchtern danebenstehenden Fritz einsprach:

„Können Sie denn nicht etwas Schlichtes, Einfaches? Ich selber werde Sie begleiten!“

„O ja!“ antwortete der junge Sänger leise. „Vielleicht: Ich grille nicht von Schumann —?“

Der Professor schüttelte energisch den Kopf und präladirete weiter. Fritz fuhr noch schüchtern fort: „Oder: O Sonnenschein, o Sonnenschein?“

„Warum nicht gar!“ Mit einem schrillen Accord brach der Meister ab. — „Giebt's denn hier keine Volkslieder? So einen einfachen Gesang ... na, nehmen wir am liebsten einen Choral —?“

Ehe Fritz antworten konnte, war die alte Baronin aufgestanden, legte ihre Hand auf des Professors Schulter und sagte beiseitig und doch glückselig:

„Nur Ruhe, lieber Herr Professor, Ruhe! Volkslieder haben wir schon; jedes Kind kann singen: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten und: 'Sah ein Knab' ein Röslein seh'n'!“

„Das ist das Rechte, das soll er singen! Vorwärts, junger Mann!“

Und nun klang das schlichte, einfache Lied von dem Knaben, der das Röslein auf der Heide brach, durch das Schulzimmer des westfälischen Städtchens.

Die guten Bürger und Bürgerinnen hatten diesen Vorgängen, bei denen sie mit so souveräner Nichtachtung von dem alten Meister behandelt wurden, in wachsendem Erstaunen beigewohnt. Zuerst hegte man wohl Lust, dem fremden Herrn, der so eigenmächtig das Concert zu unterbrechen wagte, die Wege zu weisen. Eine starke Unruhe ging durch das Haus, Laute des Unwillens ließen sich hören. — „Was? Darf ein Fremder sich so etwas herausnehmen, noch dazu bei einem einheimischen Künstler?! Unser Fritz braucht sich das nicht gefallen zu lassen!“ ... Nun war er mit einem Mal ein Künstler und „unser Fritz“ ... Der Herr dort am Clavier und Fritz, die spielten und sangen aber weiter, als seien sie allein, als gäbe es gar keine anderen Menschen auf der Welt. — Nach einiger Zeit kehrte denn auch die „Stimmung“ im Auditorium zurück; die guten Leute betrachteten sich bald als mit an der Sache theilhaftig; alle lauschten andächtig, wie der Professor, spielend und den Tact angehend, jeden Ton aus Fritzens Kehle auffing, mit einer Neigung des Hauptes oder einer flüchtigen Handbewegung zu verstärken oder zu dämpfen suchte, wie Fritz, hingerissen von der Theilnahme des Fremden, immer heller, immer freundlicher die Töne aus seiner Brust hervorquellen ließ.

Als dann der Meister, den Schüler umarmend, ausrief: „Aus Ihnen kann etwas werden! Wollen Sie sich meiner Leitung anvertrauen?“ — da klatschten die wackeren Leute Bravo über Bravo.

Das Concert-Programm war umgestoßen worden; das Concert hatte sich überhaupt völlig aufgelöst und umgestaltet zu einer regelrechten Probe oder besser Unterrichtsstunde. Niemals hatte eine Probe ein andächtigeres Publicum gehabt, niemals war sie mit tieferem, heiligerem Ernste abgehalten und von so herrlichem Erfolge gekrönt worden. Lied folgte auf Lied; man wurde nicht müde, den Beiden am Clavier zuzuhören. Fritz mußte Terzen und Quinten angeben, ganze Scalen in einem Athemzug hervorbringen, daß die Töne gleich Perlen auf einer Schnur sich an einander reiheten. So eifrig waren Lehrer, Schüler und Zuhörer bei der Sache, daß alle sich erkannt an-sahen, als in eine Pause hinein die Thurmwahl von der nahen Kirche zehn brummte. Herr Du meine Güte, so spät! Man rückte mit Stühlen und Bänken, drängte sich noch einmal um den Meister und den glückseligen Fritz und schob sich dann in dichtem Gedränge über die dunkle Hausdielen auf die Straße hinaus. Aber trotz der späten Stunde ließen die braven Bürger ihre Gattinnen und sonstigen Damen dies Mal allein nach Hause wandern und gingen selber noch zum „Grünen Baum“, in dessen schwärzlich angeräucherter Gaststube das große Ereigniß des Tages bei Bier und Tabak noch lange besprochen wurde. Dieses Ereigniß war aber nicht etwa die Geflügel-Ausstellung — die hatte man beinahe vergessen — sondern das Concert des einheimischen Künstlers Fritz Holthausen. Man war stolz auf diesen „Sohn der Stadt“; man hatte stets in ihm etwas Besonderes gewittert, man fand es ganz selbstverständlich, daß der Berliner Professor sich Fritzens annahm; ja man kam sich wahrlich sehr herablassend vor, daß man dem fremden Herrn überhaupt erlaubt hatte, das große Genie so von oben herab zu behandeln.

Indes war die Baronin mit ihrem Schützling nach Haus Dornhage zurückgefahren, Fritz sah neben dem Professor, der noch immer in Tönen schwelgte, Melodien vor sich hinsummt und ab und zu eine Frage an Fritz richtete. Bei dem zu sehr vorgerückten Stunde beginnenden Abendessen waren der Herr Oberförster, der Herr Kreis-Physicus, der Herr Superintendent und alle sonstigen „Herrschaften“ des Städtchens zugegen. Es ging hoch her auf Haus Dornhage, der Wein der Firma Müller & Comp. erwies sich als vorzüglich, die Stimmung in der Gesellschaft stieg von Minute zu Minute, und der Herr Oberförster packte sogar die Gelegenheit beim Schopfe und hielt eine lange Rede, die in einem Hoch auf Fritz gipfelte.

Die Gläser klangen, und die Stimmen schwirrten durch einander, als die Baronin ihren Platz an der Spitze der Tafel verließ und dem wie träumend dasitzenden Jüngling in die Ohren raunte:

„Daß Du mir von dem albernen Gethue nicht eitel wirst! Du kannst noch nichts, noch gar nichts! Hast nur von der Natur ein Talent empfangen! Dabei ist keinerlei Verdienst!“

Fritz wollte antworten, doch der neben ihm sitzende Professor kam ihm zuvor:

„Lassen Sie das meine Sorge sein, gnädige Frau! Ich nehme den jungen Herrn auf mich, er geht morgen mit mir nach Berlin und wird in meiner Schule bald selbst einsehen, daß er gar nichts kann und weiß, daß er sich das Epitheton 'Künstler' erst durch jahrelangen Fleiß und strenge Arbeit erwerben muß!“

Und so geschah es. Andern Tages hielt die alte Familien-Equipage vor der Thür, um die Kiste zum Bahnhof zu bringen; die Frau Baronin aber nahm von ihrem Schützling mütterlichen Abschied.

„Da — sieh her!“ sagte sie und hielt ein an allen vier Zipfeln zusammengefaßtes Taschentuch in die Höhe — „ich war heute Morgen schon beim Josef und habe mit ihm 'Casse gemacht'; 6 Thaler 15 Groschen sind eingenommen! Ein hübsches Stück Geld, Dein erster Verdienst! Reicht gerade, um den neuen Rod beim Schneider zu bezahlen. — Und nun geh! Gott erhalte Dir ein demüthiges Herz, wenn Apoll und alle neun Mufen Dich empfortragen.“

Der Segenswunsch der alten Baronin ist in Erfüllung gegangen. Fritz Holthausen ist ein großer Künstler geworden und dabei ein edler, bescheidener Mensch geblieben.

Nachdruck verboten.

**Lordchen.**

Humoristische Skizze von Felix von Stenglin.

Graupapagei,

der hübsch spricht, nicht schreit, zahm ist und sich noch anlernen läßt, zu laufen oder gegen ein silbernes Reise-Necessaire umzutauschen gesucht. Offerten an Clara Willig, Hamburg, Colonaden 123.

**Hochgeehrtes Fräulein!**

Auf Ihre Anzeige in der „Besiederten Welt“ hin erlaube ich mir, Ihnen einen Graupapagei anzubieten, der alle von Ihnen gewünschten Eigenschaften besitzt, ja, noch viel mehr als Sie verlangen. Lordchen ist auffallend klug, sehr hübsch, hat ein sprechendes Auge, Anhänglichkeit, ist sauber, zahm, gelehrig, sagt „Boulanger ist futsch“, „Kusch dich“, „Ich bin hundert Thaler werth“, „Was traucht da in dem Busch herum“, „Daß du gut geschlafen“, „Saurer Hering gefällig“, „Aee so was“, „Proßt Blume“, „Mader“, „Schafstobf“ und „Lina“ (Cousine von mir); pfeift „Im schwarzen Wälsch zu Ascalon“, „Ach du lieber Augustin“ und „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder“ (mir hat er abgeblüht!), also die schönsten deutschen Lieder, und lacht wie mein Freund Friedrich Brinkemeyer.

Offen gestanden, ich würde dies vorzügliche Thier nicht jedem abgeben. Aber als ich Ihre Anzeige las, dachte ich, die zarte Hand einer jungen Dame wird ihm nichts zu Leide thun, und das gute Herz derselben wird dasjenige von den ihr angebotenen Thieren nehmen, dessen Herr „es am nöthigsten hat“.

Und das bin ich. Ich sitze nämlich in der Tinte, genauer gesagt im Examen, und brauche Geld. Schon Casar brauchte Geld. Es ist also keine Schande. Meine gute Mutter hat mir nun aber schon alles geschickt, was sie entbehren kann, vielleicht sogar mehr, und ich darf mir von ihr nichts mehr schiden lassen. Warum ich nicht bei diesem warmen Wetter meinen Winter-leberzucker verseye? Er ist, offen gestanden, so alt und schäbig, daß ich von dem vertrauensseligsten Pfandbesitzer nichts mehr dafür bekommen würde, ja ich genierte mich schon im vorigen Winter, ihn anzuziehen, und erseyte ihn durch schnellere Gangart.

Nein, es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muß mich von Lordchen trennen, der Entschluß ist gefaßt. Beglücken Sie mich mit einer zustimmenden Antwort, und ich werde mein Grauchen heil in Ihre schönen Hände liefern. Ich habe Vertrauen zu den Hamburgerinnen und zu Ihnen in besonderem. Um gleich die materielle Seite zu besprechen, so verzichte ich auf das silberne Reise-Necessaire und hoffe, daß Sie den Preis von 50 Mark nicht zu hoch finden. Sollte Ihnen wider Erwarten Lordchen nicht gefallen, so bin ich gerne bereit, das Thier nach Beendigung meines Examens im Herbst, wenn ich bei Mutterchen bin und weniger Geld brauche, zurückzukaufen. Ich glaube, das ist sehr coulant von mir. Schon dieser Umstand wird Sie veranlassen, mein Anerbieten vorzuziehen.

Wollen Sie wissen, wie ich zu Lordchen kam? Ich denke, seine Herkunft — so weit ich diese verfolgen kann, wird Sie interessieren, denn Sie haben ein warmes Herz — oder täusche ich mich? Nein, ich kann mich nicht täuschen! Ich sehe Sie vor mir: Sie haben ein längliches, wohlgeformtes Gesicht mit großen, blauen Augen und glattgeschertem, dunkelblondem Haar, eine schlanke Figur und schwebenden Gang, kleine Füße und Hände und sprechen st wie st aus. Nicht wahr?

Doch von Lordchen wollte ich erzählen. Ach, es war eine herrliche Zeit im vorigen Herbst, als ich von Berlin gen Süden zog, zuerst mit der Eisenbahn (Ihnen kann ich's ja sagen, vierter Klasse) und dann per pedes (zu Fuß). So lernte ich das Riesengebirge, Prag, Wien, schließlich die Karpathen, das eigentliche Ziel meines Ausfluges, kennen. Waren Sie je in den Karpathen? Nein! Stellen Sie sich die großartigste aller Gebirgslandschaften vor, und dann ist's noch viel großartiger! Erst die Borkarpathen mit ihren herrlichen Wäldern, mit ihren grünen Matten, dann weiter hinauf der Königsberg, der Djumbier, die Kuppen der Tatra — doch was zähle ich Ihnen Namen auf! — und schließlich die eigentliche Region der Hochkarpathen mit ihren schneebedeckten Gipfeln, die majestätische Tatra, die plötzlich und steil mit ihren nackten Felswänden aus der Hodebene wie ein riesiger mächtiger Bau emporstarrt, und zwischen den Hochgipfeln die düsteren, von Felsen umgebenen, unergründlich tiefen Alpenseen, Meer-agen genannt. Begeisterung wechselte in mir mit tiefer Melancholie, ungebändigte Lebenslust mit der Sehnsucht hinzusterben inmitten dieser Natur, zu ruhen, zu schlafen in dieser feierlichen Stille ...



Ja, diese Einsamkeit, dieser göttliche Friede! Keine Menschen, keine Menschen! Da fühlte ich mich so ganz als Gottes Geschöpf, so erhaben über alle sogenannte Cultur, über alle Menschenweisheit und alles Stadtesimpele. Giebt es Ihnen auch so, daß Sie sich am meisten als Mensch fühlen, wenn Sie keine Menschen sehen?

Doch Ihr würdiger Herr Vater wird die Nase rümpfen, daß ich Ihnen hier so viel vorkäufte. Also will ich zu Ende kommen. Eines Morgens, als ich aus meinem Nachquartier ausbrechen wollte, drängten sich bettelnde Zigeuner an mich heran. Ich gab ein Geldstück, doch anstatt mich loszulassen, kamen sie nun erst recht über mich her. Zwei zerlumpte Knaben, fast nackt, ließen unaufhörlich die Hände ausstrecken, neben mir, allerhand fremdsprachige Worte ausstöhnend. Ich war jedoch entschlossen, meine Börse nicht noch mehr zu erleichtern und ging rüftig vorwärts. Da plötzlich stupte ich; ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, ebenfalls gar dürftig gekleidet, warf sich vor mir auf die Kniee und flehte erbärmlich. Sie hatte wohl gehört, daß ich deutsch gesprochen und rief: „Kauf, schöner Herr! Vogel kauf, schöner Herr! Guter, schöner Herr! Hundert Jahr guter, schöner Herr leben! Kauf, schöner Herr —“

Auf der einen Hand hielt sie einen schreienden, flatternden Papagei. „Kann ihn nicht brauchen!“ sagte ich und wollte weiter. Aber sie rutschte auf ihren Knieen vor mir herum. „Alle Sprachen, der liebe Vogel —“ rief sie flehend. „Alle Sprachen! Kauf, schöner Herr!“

Ich brachte es nicht über's Herz, sie so liegen zu lassen und konnte dem flehenden Blick ihrer dunkeln Augen nicht widerstehen. Sie erinnerten mich an die Meerengen der hohen Karpathen, so unergründlich, so dunkel und tief. Ich hatte das Gefühl, als werde mir ein Unheil widerfahren, wenn ich sie so liegen ließe.

Erst als ich, eine kleine Kiste mit dem Papagei in der Hand, weiterschritt, kam ich wieder zur Besinnung. Ich mußte für mich laut loslachen. Es war zu verrückt! Ein Glück, daß ich die geplante Fußtour hinter mir hatte. Immerhin mußte ich auf die Befreiung eines Höhenguges, die eigentlich noch in meinem Programm lag, verzichten. Ich dachte, wie es wohl geworden wäre, wenn das Zigeunermädchen mir den Papagei am Anfang meiner Tour ausgehakt hätte. Ich hätte doch die hohe Tatra nicht mit der Kiste in der Hand besteigen können!

Ich sah mir mein Thier an, lodte es und hielt meinen Finger an die Oeffnung der Kiste, da steckte es den Kopf hin und ließ sich kraulen. Das rührte mich. Und da ich ihn nun einmal hatte, beschloß ich, ihn zu behalten und anzulernen.

Sie werden sich davon überzeugen, gnädiges Fräulein, wie mir das gelungen ist. Zuerst redete er ein mir unverständliches Idiom, das ich für die Zigeunersprache hielt; auch hatte er einige Ungezogenheiten an sich, doch verhältnismäßig schnell gewöhnte er sich an's Deutsche und an gute Manieren.

Möge Ihr verehrter Herr Vater nicht schelten, daß ich Ihnen einen so langen Brief geschrieben habe! Es wird ja wohl der erste und letzte gewesen sein.

Morgen haben Sie diese Zeilen, übermorgen kann Ihre Antwort hier sein, in drei Tagen haben Sie den Papagei und ich erhalte in vier Tagen, am Sonnabend, das Geld; gerade zur rechten Zeit, da dann die von meiner Wirthin in aller Freundschaft gestellte Frist abgelaufen ist und abends eine Zusammenkunft alter Heidelberger stattfindet.

Ich bin, hochverehrtes Fräulein, in tiefster Verehrung Ihr gehorsamster

Hermann Trost,  
stud. phil.

Geehrter Herr!

Hierdurch bitten um Uebersendung des Graupapageis und erklären uns mit den Bedingungen — 50 Mark, zahlbar nach Ankunft des Thieres und eventuell Rückgabe im Herbst — einverstanden.

Hochachtungsvoll

Willig.

Hochverehrtes Fräulein!

Im Besitz der Karte Ihres Herrn Vaters sende ich mit gleicher Post Vorchen an Sie ab. Geben Sie ihm gleich Wasser, da er kolossalen Brand haben wird. Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Vater bestens empfehlen zu wollen,

Ihr ganz ergebener

Hermann Trost.

Werden Sie mir mittheilen, wie er angekommen ist?

Geehrter Herr!

Hierdurch theile ich Ihnen mit, daß Vorchen gut angekommen ist. Er ist recht hübsch. Das Geld werden Sie durch Herrn Willig erhalten haben. Ich habe seinen (Vorchen's) Brand gleich gelöscht, aber er scheint noch etwas Heimweh zu haben, denn er sträubt die Federn und sieht mich böse an. Auch sprechen thut er nicht; Herr Willig meint, seine Junge sei nicht gelöst, aber das ist ja eine veraltete Anschauung. Mein letztes Thier war auch ein Graupapagei, doch konnte ich ihn nicht länger als einen Tag behalten, denn er schrie furchtbar. Meine früheren Graupapageien schrien gar nicht, aber sie lernten schlecht. Vorchen wird hoffentlich gut lernen? Er ist jetzt schon zwei Stunden hier, aber er murmelt nur allerhand in den Bart; Herr Willig meint, das sei wohl Zigeunersprache. Wenn er nur nicht so traurig bleibt. Mein weißer Kafadu, den Herr Willig mir letzte Weihnachten schenkte, war sehr amüsant, so lustig und drollig. Aber er verlor schließlich alle Federn und sah abentheuerlich aus, so daß ich ihn leider nach 14 Tagen fortgeben mußte. Von dem Gelde, das ich für ihn bekam, kaufte ich mir einen rothen Ara, ein prächtiges Thier, natürlich mußte ich etwas zulegen. Leider war er so dumm, daß ich nichts aus ihm herausbekommen konnte. Der kleine grüne Papagei, den ich mir nun anschaffte, war zuerst allerliebste, aber seitdem er eines Tages, als wir beim Frühstück saßen, auf Herrn Willig's Kopf flog und ihn in's Ohr biß, mochten wir ihn nicht mehr leiden. . . . Eben komme ich von Vorchen her. Er hat gesprochen. „Leb' wohl, Vorchen!“ sagte er. . . . Jetzt wieder. Dieser traurige Klang in seiner Stimme! Haben Sie's ihm beigebracht? Natürlich! Sie waren gewiß recht traurig, als Sie sich von ihm trennten, doch Sie können beruhigt sein, er wird es gut haben bei mir. Ich liebe Papageien sehr. Früher hatte ich Hühner, aber da sie immer die Eier in des Nachbars

Garten legten, verkaufte ich sie. Für Ihren interessanten Brief habe ich Ihnen noch gar nicht meinen Dank ausgesprochen. Also ich habe ein wohlgeformtes Gesicht, blaue Augen, schwebenden Gang u. s. w.! Woher Sie das wissen! Sie haben wirklich fast richtig gerathen. Soll ich Ihnen nun auch sagen, wie ich mir Sie vorstelle? Groß, schlank, mit dunkeln Haaren und Schnurrbart und dazu blaugraue Augen. Hab' ich Recht? Herr Willig meint, es sei Unfug, so etwas errathen zu wollen, doch ich habe ihm widersprochen. Ich glaube, halbwegs würden Sie diese Zweifel durch eine Photographie lösen. . . . Einen Tag später. Vorchen ist nun schon 24 Stunden hier, aber glauben Sie, daß er etwas anderes spricht, als „Leb' wohl, Vorchen“? Und das in einem Ton, — es ist, um melancolisch zu werden! Freilich hab' ich keine Anlage dazu. Vor einem Jahre verlor ich einen entzückenden Kapennaki — ich hatte ihn gegen mehrere Schildkröten und einen allerliebsten, aber leider sehr unsauberen Winkelfläschchen umgetauscht — da hab' ich allerdings geweint! Er war so munter, flug und possirlich und lief frei im Hause herum; ich tröstete mich dann bald mit einem reizenden Löwenäffchen. Ich bin schnell von Entschluß, und das ist, glaub' ich, ganz gut im Leben. Uebrigens habe ich gestern Abend und heute Morgen Vorchen wohl an dreihundert mal ein freundliches „Guten Tag, Vorchen“ vor-ge-sagt. Meinen Sie, daß er darauf reagirt hätte? Aufmerksam, neugierig blickt er mich mit seinen runden, schwarzen Augen an, als lausche er voller Andacht, doch kaum drehe ich mich um, da kommt wieder das triste „Leb' wohl, Vorchen“ aus seiner Kehle. . . . Heute ist nun der dritte Tag. Ich halt's nicht mehr aus! So unglaublich es klingt, ich bin in Gefahr, melancolisch zu werden. Sollte sich eines Tages Vorchen wieder bei Ihnen einfinden, dann wundern Sie sich nicht und beilen Sie sich nur nicht mit der Rückzahlung, die bis zum Herbst Zeit hat. Vergessen Sie nicht die Photographie!

Ergebenst

Clara Willig.

Mein hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Sie können sich meine Ueberraschung denken! Obje gerade furchtbar, da klingelt's draußen, Paketmensch, Wirthin, Kiste — Vorchen! Der Brief kam erst später. Ich weiß noch nicht, wie ich die Sache eigentlich auffassen soll, ob er wirklich nichts weiter bei Ihnen gesprochen, oder ob Sie mir nur eine Freude machen wollten —

Doch das weiß ich klar: ich darf Vorchen behalten und bis zum Herbst auch das Geld, und Sie — Sie sind (wie ich es ja immer gesagt habe) das Beste, das warmfühlendste Wesen auf Gottes Erdboden, sind die Seelengüte selbst! Ich sehe Sie unter Ihren Schildkröten, Löwenäffchen und Hühnern, etwas abwechselungslustig, aber voller Interesse und regen Geistes. Der arme Kapennaki! Aber daß Sie um ihn geweint haben, spricht so recht für Ihr gutes Herz. (Zeigen Sie diesen Brief lieber nicht Herrn Willig, alle Herren haben doch für naive Empfindungen nicht so das richtige Verständnis.)

Und nun kommt ja erst das Beste — meine Ueberraschung, als ich plötzlich Ihre liebe Stimme vernehme! Das hatte ich mir in meiner Einsamkeit nicht träumen lassen. Gleich in der ersten Viertelstunde, nachdem ich ihn an seinen gewohnten Platz gestellt, sagte er's. Ich stehe am Fenster und will mich rasiren (entschuldigen Sie!), da schreie ich selbstam zusammen, als er mir mit der freundlichsten Stimme von der Welt „Guten Tag, Vorchen!“ zuruft. Erschaunt hoch' ich einen Augenblick, da sagt er's noch einmal. Und seitdem umschwebt Ihr Geist mich fortwährend in diesen Worten. Es war immer so; wenn er etwas begriffen hatte, sagte er Tage, Wochen lang nichts anderes. Und wie gut haben Sie's ihm beigebracht, wie sorgsam müssen Sie's ihm einstudirt haben! Also er hat nicht gesprochen bei Ihnen? Oder haben Sie ihn mir nur zurückgeschickt, weil Sie mir diese Ueberraschung bereiten wollten? Wie dem auch sei, ich habe ihn wieder, und wenn er den Gruß mit seinem eigen-thümlichen Tonfall wiederholt, dann geht es wie ein angenehmer Strom der Veruhigung durch mein Gemüth, und ich möchte mein Stübchen nicht gegen einen Königspalast vertauschen. Ihre freundliche Bitte um eine Photographie kann ich leider nicht erfüllen, denn aus dem vorigen Jahre besitze ich nur eine Schnell-Photographie, auf der sich zugleich auch mein Freund Brinlemeyer und die bide Reisi vom Schunterbräu befindet. Doch wenn ich im Herbst nach Schleswig zur Mutter fahre, muß ich über Hamburg und da werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu besuchen und sehen, ob die Vorstellung, die ich mir von Ihnen gemacht habe, nicht trügt! Werden Sie mir auch so freundlich wie Vorchen „Guten Tag“ sagen, wenn ich komme?? Uebrigens eine Frage: Wer ist der alte Jubelgreis, dieser mythische „Herr Willig“, von dem Sie schreiben und der mir seiner Zeit die Karte sandte? Ist es Ihr Herr Vater oder Herr Onkel oder was sonst? Für einen Bruder ist er doch wohl zu alt!

Ihr dankbar ergebener

Hermann Trost.

Geehrter Herr!

Also jetzt sagt er „Guten Tag, Vorchen“? Das ist perfide! Ich dachte einen Augenblick daran, ihn mir zurückzuschicken zu lassen, aber Herr Willig, der mir übrigens zwei süße kleine Lachtauben geschenkt hat, meinte, dann würde er wohl wieder „Leb' wohl, Vorchen“ sagen. Und dann können Sie ja auch so schön dabei arbeiten! Wer Herr Willig ist? Wer anders als mein Mann! Er ist 27 Jahre alt und einer der hübschesten Männer, die ich kenne. Die Liebe zu ihm ist das einzige, worin ich nicht abwechselungslustig bin. Ich nenne ihn immer noch „Herr Willig“, es kommt mir so komisch vor, „mein Mann“ zu sagen, denn ich bin ja erst — drei Wochen verheirathet!

Mit bestem Gruß an Vorchen

Clara Willig.

Verehrte gnädige Frau!

Nach überstandnem Examen bei meiner Mutter in Schleswig angelangt, sende ich Ihnen mit bestem Dank die seiner Zeit für Vorchen empfangenen 50 Mark zurück. Ihre letzten Zeilen erhielt ich. Ueber Hamburg kam ich leider nicht, der Weg über Lübeck war doch näher.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Trost.

Abdruck verboten.

### Wilhelm II., Prinz von Oranien, und seine Verlobte, Maria Henriette Stuart, Tochter König Karls I. von England.

Zu dem Bilde von Dyck's im Museum zu Amsterdam, Seite 149.

„Will man das glänzende Geschlecht kennen lernen, welches, privilegiert für Hof, Salon und Commando auf dem Schlachtfelde, den Triumph der unter italienischen und spanischen Einflüssen stehenden Renaissance-Aristokratie zu Anfang des 16. Jahrhunderts feierte, ehe die englische Revolution einerseits und der Absolutismus von Versailles andererseits seinem Treiben ein Ende machten und dem Wesen der höheren und höchsten Stände ein neues Gepräge aufbrachten, dann muß man vor des Künstlers Bilder treten, in denen die Männer und Frauen jener Tage sich am liebsten spiegelten, vor die Werke von Dyck's, welcher seiner Zeit zu geben wußte, was sie als höchstes Ideal erstrebte: Noblesse der Erscheinung.“ Mit diesen Worten hat G. Lemle (in Dohme's „Kunst und Künstler“) das Wesen von Dyck's und seiner Zeit in treffender Weise charakterisirt. Wie der reiche Patricier-Sohn, der Schüler und Freund des mit fürstlichen Ehren überhänten Rubens, sich selbst nur im aristokratischen Wesen und Luxus wohl fühlte, so zeigen auch alle seine Bildnisse jene eigenthümliche Heißeit und Vornehmheit, die in gleichem Maße von keinem anderen Portrait-Maler je erreicht worden ist und die von Dyck in der Geschichte der Kunst einen ebenbürtigen Platz neben Rubens gesichert hat, mit dem er sonst weder an Reichthum und Beweglichkeit der Phantasie, noch an Größe der Composition und Kraft des Ausdruckes hätte wetteifern können. Schon bei seinem Aufenthalt in Italien, als er seine berühmten Portraits für die Familien der Dalbi, Roggi, Brignoli, Pallavicini, Spinola, Colonna u. s. w. malte, galten seine Bilder für Muster edeln Anstandes und vornehmer Grazie. Den „pittoro cavalerosco“ nannten ihn spöttlich seine in echt niederländischer Verbtheit sich gefallenen Landsleute vom „Schilberdient“, einem wegen seiner ansehnlichen Sitten berüchtigten Künstler-Club in Rom. Noch mehr aber trat seine Vorliebe für das Elegante, Distinguirte zu Tage, als er am äppigen Hofe Karls I. von England ein Leben führte, wie sonst nur die allerreichsten Lords es sich gestatten konnten. Selbst der König Karl verweilte, wie Jules Guiffrey in seinem trefflichen Werke „Antoine van Dyck. Sa vie et son oeuvre“ berichtet, mit Vorliebe in des Meisters Atelier, in dem die jungen Edelente und die Nobelschönheiten sich ein Stellbühnen zu geben pflegten. Die Handhaltung des Künstlers gestattete ihm, solche Gäste in würdiger Weise bei sich zu empfangen. Musikanten waren engagirt, um seine aristokratischen Modelle während der Sitzungen zu zerstreuen. Die beste Gesellschaft Londons versammelte sich in seinen Salons. An seiner Tafel vereinigten sich täglich zahlreiche auserlesene Gäste, und alle Personen von Bedeutung am englischen Hofe wetteiferten darin, sich von ihm malen zu lassen. Seine Hauptthätigkeit jedoch widmete er der Familie seines königlichen Beschüßers selbst. Die englischen Galerien allein zählen nicht weniger als 7 Reiter-Portraits und 17 andere Bildnisse von Karl I. und 25 Portraits von der Königin Henriette Marie, seiner Gemahlin. Mit ganz besonderer Vorliebe aber malte er die Kinder des königlichen Paares, und unter den vielen Bildnissen, die von ihnen in den verschiedenen Sammlungen vorhanden sind, befinden sich die besten Arbeiten, die von Dyck überhaupt hinterlassen hat. Das zu den höchsten Zierden des Amsterdamer Museums zählende Doppel-Portrait der Prinzessin Maria Henriette mit ihrem Verlobten, dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien, stammt aus der letzten Zeit des Lebens von Dyck's. Die Zeitbestimmungen, die sonst bei dem Künstler sehr schwierig sind, ergeben sich bei den Portraits der Kinder Karls I. leichter, weil man deren Geburtsjahre kennt und aus den Bildern ungefähr entnehmen kann, wie alt sie waren, als das betreffende Bildniß von ihnen gemalt wurde. Die Prinzessin Maria Henriette, die am 4. November 1631 geboren worden, wurde bereits 1641, im Alter von 10 Jahren, mit dem Prinzen von Oranien vermählt, der 15 Jahre ältere. Das Bild stammt also aus dem Jahre 1640 oder sogar 1641, dem Todesjahre von Dyck's. Es ist ein schönes Denkmal für den trefflichen Enkel des Gründers der niederländischen Unabhängigkeit. Wilhelm II., der am 14. März 1647, kaum 21 Jahre alt, seinem Vater, dem Prinzen Friedrich Heinrich, als Statthalter der Niederlande folgte, starb bereits 3 Jahre darauf, am 6. November 1650. Erst nach seinem Tode wurde ihm ein Sohn geboren, Wilhelm III., mit dem später die ältere Linie des Hauses Oranien erlosch.



**A. G. Moskau.** — Der Ausdruck „päpstlicher Stuhl“ findet allerdings durch den „Stuhl Petri“ seine Erklärung. Wegen Ursprung der Bezeichnung „päpstlicher Stuhl“ wünschen Sie Auskunft aus dem Verzeichnisse, dem hiermit diese Frage vorgelegt sein soll.

**A. C. Wien.** — Wenn Sie sorgfältig nachsehen, werden Sie finden, daß die Skizzen „Aus dem Leben eines Glücklichen“ ganz identisch sind.

**Baron von A. Leipzig-Renditz.** — Das Skizzenbuch wird allerdings zu kunstgeschichtlichen Vorlesungen, z. B. an der Berliner Universität, benutzt. Auf Glasplatten befindliche Abbildungen der wichtigsten Kunst-Denkmalen werden mittelst einer Projections-Lampe der Zuschauerschaft vorgeführt.

**Frau von A. Odeß.** — Das sächsische Flüsschen Eister wird noch immer nach Berlin durchfließt, obgleich sich der Betrieb kaum mehr lohnt. Für sämtliche Perlen, die man von 1719 bis 1879 fand, sind nicht einmal 70 000 Mark gelöst worden. Die schönsten gingen an das Dresdner „Grüne Gewölbe“. — Die Eisterperlen werden ihrem Werthe nach in drei Klassen getheilt: helle, halbhelle und Sand- oder verkrüppelte Perlen; je durchsichtiger, schwerer, größer und gerundeter, desto theurer sind sie. Sie können die Größe einer Haselnuß erreichen, wenn man sie ein- bis zweihundert Jahre ungeschert ließe; die größten heutzutage gefischten sind kaum so groß wie Nuskern. — Die Ansicht kühnerer Naturforscher, daß die Perle infolge einer Krankheit des Muscheltieres entstehe, wird von der modernen Wissenschaft nicht mehr getheilt, vielmehr erklärt diese die Entstehung der Perle in der Weise, daß die Thiere Sandkörner, welche in die Muschel eindringen, mit derselben Masse überziehen, aus der die Schalen inwendig bestehen. Der sächsische Staat hat die Fischelei verpachtet; fast alle Perlenfischer entstammen der in Renditz wohnenden Familie Schmecker.





# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 20.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

Berlin, 15. October 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M.

XX. Jahrg.

Rachdruck verboten.

## Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Von Emile Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinicke.

(Fortsetzung.)

Die Taufe.

Bei der Taufe benahm sich das Kind gebildet, aber fest.

Es hatte ein langes weißes Kleid mit rosa Schärpe an und sah sehr hübsch aus.

Tante Lieschen hatte auch ein weißes Kleid mit rosa Schärpe an und sah auch sehr hübsch aus.

So standen sie mit einander vor dem Herrn Pastor. Das Kind betrachtete den Herrn Pastor mit seinen großen, schwarzen Augen während der Taufrede unverwandt.

Tante Lieschen hatte auch große schwarze Augen, aber sie betrachtete den Herrn Pastor nur mitunter und ganz verstohlen und sanft. Darüber konnte der Schüchternste nicht aus dem Text gerathen, da es aber doch geschah, mußten wohl des Täuflings Augen Schuld daran sein.

Mädchenhaft war es gar nicht, einen jungen Herrn, dazu noch einen Pastor, mit schwarzen Augen eine Viertelstunde lang unverwandt anzustarren.

Nach dem Tauf-Acte nahm Gretchen die Küsse sämtlicher Anwesenden mit Fassung hin, den Papa als letzten hielt sie aber am Schnurrbart fest, wobei dann beide verständnisvoll lachten. Worüber — das wurde später klar.

Sie hatten eine gemeinsame Erinnerung aufgefrißt und eine Verabredung getroffen.

Beim Tauf-Diner, als auf Gretchens Wohl getrunken wurde, erschien der Vater nämlich mit dem Glas an der Wiege, und das Kind nahm einen herzhaften Schluck.

Die Sache war ja nichts Neues für beide.

Sympathie befestigte fortan das Band der Natur.

Das erste Wort.

Es konnte eigentlich für ein bedeutliches Omen gehalten werden, daß Gretchens erstes Wort nicht Papa oder Mama — wie sich's schickt, sondern der eigene Name war. Die Sache hatte aber eine Entschuldigung.

Die Eltern waren nämlich mit dem fünf Monate alten Kinde in ein Bad gereist. In Bädern haben bekanntlich die Leute nichts zu thun, als sich zu amüsiren, resp. zu langweilen. Dazu betrachten sie sich gegenseitig.

Dies und gewisse Redensarten bekam Gretchen früh satt.

„Ach welch' hübsches Kind! Ist es ein Junge?“

„Nicht? So ist es ein Mädchen? Wirklich!“

„Wie alt ist es denn?“

„Wem gehört es?“

„Wie heißt es?“

Dies wiederholte sich tagtäglich unzählige Male.

Der Amme wurde es, wie es schien, nicht zu viel, sie spreizte sich wenigstens unermüdet mit dem Kinde auf der beschtesten Promenade. An einem langen, sonnigen Tage hatten diese banalen Phrasen das Kind wieder verfolgt — die Sonne neigte sich, und die Amme dachte an den Heimweg. Da kam eine Bäuerin des Weges, sie trug ein schwarzes Kopftuch und eine Kiepe auf dem Rücken und war eine Bekannte der Amme aus deren Heimat.

Die Unterhaltung mit ihr gestaltete sich ganz anders als die bisherigen Unterhaltungen. Gretchens wurde nur flüchtig Erwähnung gethan, hingegen sprachen sie viel von einem anderen Kinde.

Endlich warf die Bäuerin auch einen Blick auf Gretchen: „Das da sieht gecheidter aus wie der Bub“, sagte sie, „S'ist freilich auch schon älter.“

„Doch nicht, vierzehn Täg' jünger als meins.“

„Ei was! Ich hab' gemeint, es wär' ein Jahr alt — ein mächtig' groß' Stück das.“

„Man spürt's auch,“ sagte die Amme.

„Schentst's ihm immer noch?“



RENÉ REINICKE

Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Das Kind betrachtete den Herrn Pastor . . . . unverwandt.



„Frei!“

Die Bäuerin hielt ihren großen, braunen, knöchernen Zeigefinger an des Kindes Lippen, Gretchen verweigerte ihm den Eingang.

„Es hat keinen Appetit,“ entschuldigte die Amme. Die Bäuerin gewann Interesse an dem Kind.

„Merkwürdig,“ sagte sie, „wie heißt's denn?“

Inzwischen hatte die Amme in einen Apfel gebissen, der unter ihren Zähnen krachte, sodaß sie die Frage überhörte. Frisches Obst zu essen, war ihr verboten, der halbreife Apfel aus dem Korbe der Bäuerin schmeckte ihr aber besser, als das süße Apfel-Compot, das sie täglich erhielt. Die Bäuerin wiederholte ihre Frage nach dem Namen, und da die Amme vor Klauen und Krachen nicht zum Antworten kam, so that es das Kind an ihrer Stelle, öffnete den Mund und sprach laut und deutlich: „Dehtchen.“

Die Bäuerin fuhr erschrocken zurück und bekreuzte sich, und der Amme blieb das letzte Stück Apfel zwischen den Zähnen stecken.

„Fünf Monate und seinen Namen sagen — mit der Stimme und dem Blick — das Kind muß verheert sein!“ meinte die Bäuerin und ging schen von dannen.

„Das hat seinen Namen schon lange gewußt, es wollt's aber keinem sagen, als blos der Vine, weil die zu meiner Freundschaft gehört.“ So erzählte die Amme zu Haus den entzückten Eltern.

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

„Ach Gott, noch immer, noch immer!“ hauchte Ella. Da zog Bruno sie, wie damals im Thiergarten, glücklich an sich, und dieses Mal wußte sie sich wirklich in seinen Armen geborgen; heiße Küsse tauschten sie und wiederholten immer dieselben Worte.

„Und nun gehst Du mit mir nach Berlin zurück, Ella, und läßt das überflüssige Studium bleiben!“

Sie lachte sorglos; dieser Wunsch war doch wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen.

„Möchtest Du denn wirklich so gern eine recht dumme Frau, Bruno?“

„Nein, mein Schatz, ich habe mich ja darum in Dich verliebt, weil Du klug bist!“

„Nun — siehst Du! Ist es denn nicht sehr hübsch, daß ich nun auch alles verstehe, was Du thust, an allem Antheil nehme, was Du anstrebst, Bruno?“

„O, das ist freilich wahr,“ gab er zu. Und nun schmeichelte er sich in diesen Gedanken hinein. Er würde eine Frau haben, wie keiner seiner Kollegen! Schon sah er sie im Geiste, wie sie in seinem Ordinations-Zimmer waltete, ihm zur Hand ging, seine Instrumente, seine Haus-Apothek in Ordnung hielt.

„Es ist doch wohl gut, daß Du etwas Ordentliches gelernt hast, Ella. Wir werden vortreffliche Kameraden sein!“

Und so geschah es, daß Bruno und Ella ganze zwei Stunden die glücklichsten Brautleute waren; dann aber trat ein Umschwung ein.

Braun hatte sich inzwischen in eine Kneipe begeben; er konnte nicht ohne Gesellschaft trinken, und trinken mußte er, denn er war wegen Ellas Spaziergang mit dem spottfüchtigen Doctor verstimmt.

Hand in Hand traten die beiden vor die Tante hin und gaben die nöthige Aufklärung.

Ahnungslos lächelnd erklärte Bruno, daß er Ella ihr baldigst zu entführen gedenke. Die alte Dame schaute zunächst verwundert d'rein.

„Ich meine, da gehören zwei dazu,“ sagte sie dann trocken.

„Natürlich, verehrtes Fräulein, aber zwei bringen es sehr leicht zu Wege, und sehr schnell.“

Die erste Regung Annas war eine freudige gewesen, jetzt aber gewann ein aufflammender Aerger die Oberhand. Das sieht ja aus, als wollten Sie das Mädchen, das mir eine Tochter geworden ist, sobald als nur irgend möglich meinem Einflusse entziehen!“

Ella fiel der Tante um den Hals.

„Wie kannst Du so etwas von Bruno glauben!“ rief sie in bitterem Tone.

„Ich danke Ihnen von Herzen für alle die Liebe, die Sie Ella erwiesen,“ sagte der junge Bräutigam, „aber das hindert doch nicht, daß ich sie am liebsten gleich nach Berlin mitnehme. Denn jetzt Sorge ich für sie, sie braucht nicht weiter zu studiren.“

Anna verfärbte sich; in ihrem einen Auge blitzte es seltsam auf!

„Wenn es Ellas Wunsch und Entschluß ist,“ sagte sie gedehnt, „so muß ich mich freilich fügen . . . natürlich . . .“

Da wurde auch Ellas Miene ernst. Sie begriff erst jetzt recht, was Bruno wollte, und mit jener Bestimmtheit, die all ihr Thun und Reden kennzeichnete, machte sie sich von seiner Hand los und fragte:

„Ja, warum denn das Studium abbrechen, Bruno?“

Er schaute sie höflich verwundert an:

„Nun, Du hast doch jetzt mich dafür, meine liebe Ella!“

„Freilich, das ist ja wunderschön, Bruno — aber so mit einmal fortlaufen, von meinem Pflegemütterchen und von meinen Arbeiten, das geht nicht, dafür sehe ich den Grund nicht ein!“

„Aber Ella,“ rief er, ganz verblüfft über diese ihm völlig unbegreifliche Wendung, „Du wirst meine Frau, was braucht es weiter?“

Sie sann eine Weile nach, gleichsam als prüfe sie seinen Einwand.

„Und alles, was mich bisher erfüllt hat, soll ich plötzlich fortwerfen, wie ein abgetragenes Kleid? Wie eine thörichte Laune, der ein vernünftiger Mann nun ein Ende gemacht hat? Das kann Dein Ernst nicht sein, Bruno!“

Auch er stutzte jetzt einen Augenblick; dann aber sagte er fest:

„Gewiß, Ella, es ist mein Ernst! Du hast doch nur studirt in der Voraussetzung, unverheirathet zu bleiben. Nun ist es anders geworden. Das schöne Mannesrecht, selbst für mein Weib zu sorgen, lasse ich mir nicht verlämmern!“

„Höre mich an, Bruno,“ drang sie in ihn, „es handelt sich ja nicht um die Versorgung; ich will aber nicht preisgeben, was ich mühsam errungen, was ich und viele Gleichgesinnte für ein Verdienst halten! Und deshalb schon solltest Du nicht verächtlich davon sprechen!“

„Das thue ich auch nicht! Mögen andere Mädchen Aerzte werden, — ich werde mir Mühe geben, sie zu respectiren, aber meine Braut — — genug, davon kann nicht die Rede sein!“

Er versuchte es, durch einen Kuß jede weitere Einsprache abzuschneiden, aber sie entwand sich ihm. Stolz und trotzig, wie damals, stand sie vor ihm.

„Bedenke Dir's, Bruno! Ich habe Dich von Herzen lieb. Aber so mich aufgeben, in der Art, wie Du es verlangst, das kann ich nicht, das will ich nicht! Du selbst müßtest nachher über mich lächeln. Erst will ich neben Dir practiciren können wie Du!“

„Du bist ganz und gar verdorben,“ sagte er finster, „ein Weib kann und soll keinen anderen Ehrgeiz haben, als den, einen Mann zu beglücken!“

„Und wir anderen,“ mischte sich jetzt Anna ein, „wir, denen das versagt blieb, wir zählen gar nicht mit? Und alle die Tausende, denen der Mann früh entrißen wird, noch bevor er sie versorgen konnte, — sie alle sollen sich, wie die Frauen der Inder, in den Scheiterhaufen werfen, auf dem die Leiche ihres Gatten verkohlt? Nein, mein Herr Doctor, das kann nicht das Wahre sein!“

„Sie sprechen von der Ausnahme, Fräulein,“ beharrte Bruno, „die Regel, d. h. der Wille der Natur, ist, daß das Weib dem Manne folge, seinetwegen ihre anderen Interessen aufgeben!“

„So ein Weib nach der Regel kann ich nicht mehr sein,“ erklärte Ella, „dazu bin ich schon eine zu ausgesprochene Individualität geworden.“

Nun brauste Bruno auf:

„Du verletzest mich immer mehr, Ella! Die Sache ist klar: Du hast zu wählen zwischen mir und Deinem Ehrgeiz! Denn nur zu weit getriebene Eitelkeit hat Dich auf diesen Weg geführt. Nun aber ist es Zeit, daß Du wieder umkehrst, — daß Du wieder ganz Weib wirst, vor allem, daß Du die Demuth der Liebe kennen lernst!“

Ella schüttelte energisch den Kopf.

„Was Du da sagst, paßt nicht auf mich, Bruno. Ich bin eben etwas geworden, was mich mit Stolz erfüllen darf. Dein männlicher Stolz aber verlangt, daß ich mich kleiner mache.“

„So ähnlich ist es, ja! Ich bin nur ein unbekannter Zahnarzt mit anständigem Auskommen. Du aber wirst binnen kurzem eine berühmte Frau sein. Und für eine solche ist kein Raum in meiner bescheidenen Existenz!“

„Ich werde nie mehr sein, mehr können, mehr bedeuten wollen, als Du, Bruno! Was ich erstrebte, ist, Deinesgleichen zu werden — gleichberechtigt neben Dir — das will ich sein und bleiben!“

„Das ist keine Ehe, Ella — das ist höchstens Kameradschaft, und deshalb heirathet man sich nicht!“

„Wohlan denn,“ sagte sie mit Entschlossenheit, „also keine Ehe! Nur gute Kameradschaft!“ Und sie streckte ihm die Hand hin, wie zum Abschied.

Es schnürte ihm das Herz zusammen, es hemmte ihm den Athem. Aber als er die beiden Frauen vor sich sah, Anna in ihrer sicheren, könnigen Geradheit, Ella fest und aufrecht wie einen von gesundem Saftes tropfenden jungen Baumstamm, da raffte auch er allen Mannes-muth zusammen; in die dargebotene Hand schlagend, rief er:

„Adieu denn ohne Feindschaft, Ella — lebe wohl!“ Und der junge Brautstand war zu Ende!

IX.

Es war durch alle Zeitungen gegangen unter der Spitzmarke „Fräulein Doctor“; Ella Guttenberg, die Tochter des Berliner Regierungsraths gleichen Namens, war in Zürich zum Doctor der Heilkunde promovirt worden und zwar unter rühmlichsten Umständen. — In Berlin gratulirte man natürlich den Guttenbergs; aber sie nahmen die Glückwünsche nur mit sauer-süßer Miene an; — ja, wenn es noch eine Heirath gewesen wäre!

Jella hatte in jeder Saison eine andere Partie in Aussicht, die sich immer wieder zerbrach. Sie war wirklich schon, bildlich gesprochen, zu den Subalternen hinabgestiegen, aber es wurde immer nichts. Die Geschichte jener unglücklichen Wasserfahrt hing ihr an. Jella war nur noch eine Pflückerin mit einem kleinen Fleckchen. Schade um die schöne, duftige Frucht! Aber kaufen will sie niemand. Während man sonst so dürftig lebte, hatte die Mutter ihre Aelteste so zu sagen mit Milch und Eiern gefüttert, damit sie nicht zu mager würde. So blieb sie, trotz eines verbitterten Juges, noch immer schön; aber während Stella geduldig und genügsam weiterlebte, wie eine Magd arbeitend und den Eltern die Liebe gewährend, die an der unzufriedenen, anspruchsvollen Jella vermist wurde, gab es mit dieser unaufhörlich Nörgeleien oder aufgeregten Scenen, bei denen das überreizte Mädchen sogar drohte, sich das Leben nehmen zu wollen, da ihr Leben durch Schuld der Mutter doch einmal verpfuscht sei.

Kurz nach Ellas Promotion suchte ein schweres Mißgeschick die Familie heim. Der Regierungsrath brach eines Tages auf dem Wege nach dem Bureau plötzlich zusammen. Ein bisher nicht beachtetes Herz-leiden, das nun bedrohlich zu werden begann, ward constatirt.

Eine neue Sorge, eine kaum eingestandene Existenz-Frage nistete sich im Guttenberg'schen Hause ein. Wenn der Rath nun genöthigt wäre, sich pensioniren zu lassen, noch bevor seine Töchter versorgt waren, was sollte dann geschehen?

Der Arzt schrieb unbedingte Ruhe vor; aber wie sollte der Rath zur Ruhe kommen? Und bei der Mäthin siegte die Mutter über die Gattin. Die Angst, die Pensionirung könnte eintreten, bevor wenigstens Jella untergebracht sei, trieb die sonst doch in ihrer Art liebevolle Frau zur wirklichen Rücksichtslosigkeit gegen den Kranken. Jella mußte erst versorgt werden!

Und die allertraurigste Hehjagd begann. Der leidende Mann mußte in's Bureau, um den Schein des Wohl-seins zu erwecken, auch wenn er gern zu Hause im Bett geblieben wäre. Er sei ja auch noch rüstig, redete ihm seine Frau ein, er denke nicht an's Ausspannen, die Bewegung, die gewohnte Beschäftigung würden ihm nur gut thun. Und wenn er dann mehr oder minder erschöpft heimkam, quälte ihn die stets Aufgeregte mit Heirathsplänen. Ob es nicht doch anginge, Küstrow zu angeln? Dieser wäre noch immer ledig, säße dienstlich noch auf demselben Fleck. Daß gerade Küstrow es gewesen, der seiner Zeit Jellas verhängliche Wasserfahrt mit angesehen, davon besaßen die Eltern keine Ahnung. Der franke Mann schmiedete nun einen umständlichen Plan, Küstrow auf einen vacanten Platz zu schieben, auf den er der Anciennität nach eigentlich keinen Anspruch hatte. Ihm ward es doch klar, daß er nicht mehr lange activ bleiben würde und die kurze Spanne Zeit für seine Töchter auszunutzen habe. Er arbeitete kaum mehr, unterschrieb nur noch und hielt sich mühsam aufrecht. Schließlich kam er um einen längeren Sommer-Urlaub ein. Vor dessen Antritt mußte aber das Avancement Küstrow's bewerkstelligt werden, und so sagte der Rath eines Tages lächelnd zu diesem:

„Sie klagten doch einmal über Ihre zu geringen Bezüge, lieber Baron? Hm, wenn man Sie in die Stelle des Herrn von Wedel bringen könnte, der gern umfädeln will! Freilich, es ist schwierig, obgleich ich — obgleich der Minister mir —“

Der alte Herr sah den Jüngeren bedeutungsvoll an. Dieser begriff sofort. Im Grunde wollte er nicht, aber er mochte auch den Vorgesetzten nicht verlegen, und so half er sich mit unbestimmten Nebenarten durch.

Eine Reise des Ministers ließ die Angelegenheit ohnehin unentschieden; der Rath mußte seinen Urlaub antreten, bevor er das Werk vollenden konnte.



Die Familie brachte schwere Opfer für ihr krankes Oberhaupt, indem man die ganze Etage einer Villa am Wannsee mietete. Der Aufenthalt hier konnte nicht nur dem Rath helfen, sondern er war auch fashionable; gleichzeitig sparte man die Sommerreise und blieb in der Nähe Berlins. Denn der Verkehr mit Küstrow mußte aufrecht erhalten bleiben.

Seufzend sagte sich der Rath, daß seine Pensionierung unausbleiblich sei, wenn er sich nun nicht wirklich erhole.

Ganz unerwartet kam Ella an. Das gab eine freudige Ueberraschung! Der Vater wurde heiter; Ella würde ihn curiren!

Diese erkannte sofort, daß der Papa vor allem körperliche und geistige Ruhe brauche, um leben zu können. Und ihr Herz blutete, daß sie nichts dazu beitragen konnte. Denn unverjagt war sie ja auch noch; sie lebte von Annas Zusüssen, wenn sie nicht Stellungen im Auslande an Kinder-Spitälern annehmen wollte. Sie besaß bislang nichts als den Titel.

Inzwischen setzte ein nicht minder unerwarteter Besuch die Rätin in freudige Aufregung. Koscher war in Geschäften nach Berlin gekommen und hatte die Familie wieder aufgesucht. War es am Ende doch nichts mit dem lauen Küstrow, so sollte Koscher d'ran. Er mußte Jella nehmen! Koscher hatte bei ernster und erfolgreicher Arbeit die Commis-voyageur-Manieren abgelegt, auch die Spur von Farbenröthum, die ihm damals angehaftet. Viele Reisen und das Leben in der Hamburger Kaufmannswelt hatten ihm Gelegenheit gewährt, sich weltmännische Formen anzueignen. Er gab sich jetzt mit Glück und Geschick als gutsituirter Mann.

„Es wird alles gut,“ sagte sich die Rätin, „er heirathet Jella, denn sie sieht noch immer bezaubernd aus.“ Freilich, Koscher wußte genau, daß sie im Herbst dreißig würde, schließlich aber war er jetzt achtunddreißig, das paßte also, und Jella stand die schwermüthige Stimmung, die sich ihrer allgemach bemächtigt hatte, seelisch gut. Sie schien sanfter, weicher geworden zu sein, unter Ablegung des hochmüthigen Prinzessinnen-Gebahrens.

Die Rätin entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit. Sie plante eine hübsche, kleine, intime Gesellschaft, bei der die Sache zum Klappen kommen sollte. Sie dachte auch an Doctor von der Waidt. Er interessirte sich doch noch immer für Ella, hatte gelegentlich nach ihr gefragt und war jetzt gut gestellt. Vielleicht wurde auch das ein Paar! Und sie schrieb dem Doctor ohne Wissen Ellas, er möge doch einmal kommen und seine Meinung über den Zustand des Rathes abgeben.

Als Bruno unvermuthet für Ella dann erschien, hielt diese Wort und trat ihm äußerlich ruhig, nur mit etwas erhitzten Wangen, als guter Kamerad entgegen. Sie gab ihm ein völlig sachliches Bild von dem Leiden ihres Vaters, worauf er die vorhandene Diagnose — ein wenig unsicher, denn Ella machte ihn verwirrt — bestätigte.

Durch fieberhafte Hingabe an seine Studien hatte Bruno seine Schweizerreise zu vergessen gesucht. Auch er wollte etwas Tüchtiges, Ungewöhnliches in seinem Fache leisten, d. h. als Nerven-Arzt. Noch immer besuchte er die klinischen Vorträge des zum Geheimrath ernannten Professors Gunz, und da gab es eines Tages ein merkwürdiges Zusammentreffen. Es wurde nämlich von dem Lehrer ein seltener Fall vorgeführt: Ein kleines, hypnotisches Mädchen, das von Epilepsie und anderen schweren Zuständen hauptsächlich durch geschickte psychische Einwirkungen geheilt worden war. Nachdem der Professor den Heilungs-Proceß nach allen Seiten hin erörtert, schloß er mit der Bemerkung:

„Sehr interessant ist, daß diese Heilung in erster Linie von einem weiblichen Arzt an der Züricher Klinik ausgeführt wurde, — von einem Fräulein Guttenberg, einer Berlinerin, die erst vor kurzem promovirte. Ich bin bisher ein entschiedener Gegner der weiblichen Aerzte gewesen; aber diese Thatsache macht mich doch nachdenklich. Sollte nicht in manchen Fällen das für uns heutzutage so wichtige psychopathische Moment einer Frau zugänglicher sein als einem Manne? Ich empfehle dies Ihrer Erwägung.“

Eigenthümlich bewegt, verließ Bruno den Hörsaal. Mit einem Schlage war ihm eines klar geworden, wofür er bisher blind geblieben: Ella stand auf der Höhe ihres, seines eigenen Berufes. Damit hatte er nicht gerechnet! Ihre ganze Carrière war ihm bisher nur als ein wunderliches Product weiblicher Eitelkeit erschienen, wenn auch einer mit starker Begabung und Charakter-Festigkeit verbundenen Eitelkeit. Sie hatte wahrhaftig das Recht befaßt, sich für zu gut zu erachten, lediglich seine Hausfrau zu sein, und er niemals eines, sie ihrer Laufbahn zu entziehen. Tadelte man nicht den Mann, der ein starkes Talent der Bühne entführt, um es für sich und sein Haus in Anspruch zu nehmen?

Waren solche Ehen nicht meist unglückliche geworden?kehrte das Talent nicht stets dahin zurück, wohin es gehört? Und war Ella nicht auch ein Talent in ihrer Art, das gleichfalls der Gesamtheit zum Segen leben sollte und mußte? Er war also nichts gewesen als ein eigensinniger Thor!

Und doch, noch immer erschien es ihm unerträglich, seine Frau mit dem Gespenst ‚Veruß‘ zu theilen. Seine bessere Erkenntniß kämpfte mit seinem Herzen, das dabei beharrte: „Du willst sie ganz oder gar nicht!“

Tagelang trug er sich mit diesem inneren Kampfe, um so mehr, als man ihm dann erzählte, Dr. Ella Guttenberg werde in den nächsten Tagen zum Besuch ihrer Familie in Berlin eintreffen. Ja, es hieß weiter, sie würde von Geheimrath Gunz in einer Versammlung des ärztlichen Vereins vorgestellt werden.

Mit wild pochendem Herzen ging Bruno zu diesem Vereinsabend, von dem Gedanken bewältigt, daß sie wirklich mehr als er geworden, denn für sie bedeutete das Natürliche schon das Außerordentliche. Ihm bangte auch davor, das Mädchen, das ihm so theuer war, hier der Aufmerksamkeit so vieler Männer preisgegeben zu sehen. Er bedachte gar nicht, daß derlei täglich im Ballsaale vorkommt, wo jeder das Recht besitzt, die mehr oder minder zur Schau getragene Schönheit zu bewundern, wo jeder ein Mädchen an sich drücken darf, der nur die bedeutungslose Form erfüllt hat, sich vorstellen zu lassen.

Seine Angst war grundlos gewesen. Dr. Ella Guttenberg hatte die Einladung des Geheimraths abgelehnt.

Dagegen traf Bruno einen anderen Bekannten, Herrn Braun ‚aus München‘, wie Bruno nun selbst scherzend sagte. Denn der noch behäbiger gewordene Herr Braun verfügte nun einmal über keinen Titel.

„Ich gehöre ja eigentlich nicht hierher,“ meinte Braun mit komischer Resignation, „aber ich interessire mich noch immer für das Fach.“

„Warum streben Sie denn nicht weiter, bester Herr?“

„Ist zu spät! Ich bin faul geworden! Ja, wenn ich nicht das Malheur gehabt hätte —“

„Nun, Sie sind doch nicht darum nach Berlin gereist, um hier unter Aerzten Ihr Unglück mit der Erbschaft zu fühlen?“

„Nein, darum nicht. Natürlich nur wegen Dr. Ella. Sie ist vorgestern angekommen, ich gestern! Aber bitte, Herr College, wenn ich so sagen darf, wollen wir nicht ein Glas zusammen trinken? Sie sind mein Gast — bitt' schön, keine Widerrede! Wir wollen wie vernünftige Männer mit einander reden.“

Braun schleppte Bruno zu Dressel, bestellte zwei Menüs und theure Weine. Er verstand auch diese zu genießen, ein vortrefflicher Sekt, der eben in die Mode gekommene Mercier, perlte und duftete in den breiten Schalen. Und dabei sprachen sie in der That wie zwei vernünftige Männer.

Braun erklärte loyal, zurücktreten zu wollen, wenn Bruno ältere Rechte beanspruchen könne. Bruno erzählte allgemein, aber aufrichtig. Nun erklärte jener, daß er um Ella werben wolle.

„Aber um Gotteswillen,“ rief Bruno, „wie verfielen Sie denn eigentlich auf Dr. Ella? Die sogenannten ‚kleinen Mädchen‘, das liegt Ihnen doch näher; oder eine ‚große Partie‘!“

„Große Partie?“ brummte Braun ärgerlich, „diese prätentösen jungen Damen, deren Toiletten und Launen die dreifachen Zinsen ihrer großen Mitgift fressen, mag ich nicht, vertrag' ich einfach nicht. Das ist nun ‚mal nicht mein Genre. Und was Sie die ‚kleinen Mädchen‘ nennen — die hab' ich bis hierher!“ Er machte eine drastische Gebärde der Ueberfättigung.

„Aber ein gescheitertes, gebildetes und dabei sich natürlich gebendes Weib,“ fuhr er fort, „das findet man selten. Und so etwas muß ich haben. Ich wünsche mir eine Frau, die mir imponirt, keine Gans! Nein, psui! — die mag ich nicht!“

„Da haben Sie Recht, College! Aber entschuldigen Sie, daß ich so offen bin, würde es Sie nicht geniren — das mit dem dritten Rigorosum? Ihre Frau hätte das Diplom und Sie sind . . .“

„Durchgefallen!“ ergänzte Braun. „Ja, das ist unangenehm, das bedrückt mich ein bißchen.“ Mit köstlicher Offenheit plähte er jetzt heraus: „Aber ich hab' die Ella nun einmal gern — wir werden uns arrangiren! Es muß ja nicht alles nach der Schablone sein!“

Bruno verstummte fast beschämt. Kann man sich nicht zurechtfinden, wenn man sich wirklich gern hat? War es nicht richtig, daß nicht alles nach der Schablone zu sein brauchte?

Eine Stunde später irrte er allein durch die nächtlichen Straßen. Gewiß, Ella würde ‚ja‘ sagen auf Herrn Braun's Anfrage. Warum auch nicht? Einen

so gut gearteten, schwer reichen Mann, der sie nehmen wollte, wie sie war, — sogar als Doctor der Medicin! Und er, Bruno, mochte zusehen, wie die beiden glücklich mit einander wurden.

Der nächste Morgen brachte ihm die immerhin auffällige Einladung der Rätin, der er natürlich unvorzüglich Folge leistete. Und man ließ ihn nicht fort, ehe er nicht versprochen hatte, der ‚kleinen Gesellschaft‘, die gewissermaßen zu Ehren Doctor Ellas gegeben wurde, beizuwohnen.

Schon lange hatte sich die Rätin nicht so froh und siegesgewiß gefühlt, als an diesem intimen Gesellschaftsabend. Ja, eine sorgfältige, standesgemäße Erziehung trägt denn doch ihre Früchte! Da waren vier Herren gekommen, offenbar Bewerber. Jeder eine gute Partie — Braun, Ellas Studienfreund, sogar eine glänzende! Außerdem Doctor von der Waidt, Baron Küstrow und Koscher.

Seit Braun sich im Hause vorgestellt, war Ella eifrig zugeredet worden und sie hatte nicht unbedingt ‚nein‘ gesagt. Sie sah, es war hohe Zeit, daß etwas für ihre Schweistern geschehen müsse und der Vater zur Ruhe käme, der sich auch heute nur mittelst Morphium und Digitalis aufrecht hielt. Es war ja bitter, sich nun doch ‚versorgen‘ zu sollen. Aber Braun hatte ihr schon in Aussicht gestellt, er würde ihr in der Ausübung ihres Berufs keine Schranken setzen, wenn sie sich nur entschließen könnte.

„Doctor von der Waidt ist meine Jugendliebe,“ hatte sie ihm ungefähr erwidert, „Sie müssen mir Zeit lassen, das ganz zu überwinden!“

„Also bis wir wieder in Luzern sind,“ dachte er zuversichtlich und hoffnungsfroh. Und er hielt sich bescheiden im Hintergrunde, denn die glänzendere Persönlichkeit war ohne Zweifel Doctor Waidt.

Bruno war heute wieder sehr sarkastisch, gerade so, wie an jenem Abend in der Pension. Ella beobachtete ihn unruhig. Würde er wirklich auf seinem Vorurtheil bestehen, sie ohne weiteres aufgeben?

Sie antwortete scharf auf seine Sarkasmen. Man hätte glauben können, daß sie einander nicht leiden mochten.

Braun hatte sich inzwischen dem Rath angeschlossen, der eben einen Fensterschlügel aufmachte und nach Luft schnappte. Theilnehmend griff er nach dem Puls des kranken Mannes.

„Sie sollten sich niederlegen, Herr Rath,“ sagte er. „Es geht nicht, lieber Herr Braun — geht nicht! Meine Frau wäre unglücklich!“

Die Rätin schielte immer besorgt hinüber, ob der Rath die Gesellschaft nicht stören würde.

„Sie brauchen größte Ruhe,“ meinte jetzt Braun eindringlich. „Ihr Hausarzt sollte diese Lebensweise gar nicht zugeben.“

Jella kam nun in ihrer jugendlichen Weise hinzugehüpft.

„Natürlich, liebster Papa, natürlich! Ach Gott! sagen wir das nicht immer? Wenn Sie wüßten, Herr Braun, wie wir uns sorgen, ihm fortwährend zu reden . . .“

Der Rath lächelte bitter. „Das geht eben alles nicht so — wenn man Kinder zu versorgen hat — besonders Töchter!“ rang es sich von seinen blassen Lippen.

Und Herr Braun versetzte herzlich:

„Ei, was machen Sie sich Sorge um Ihre Töchter! Fräulein Ella braucht nur ‚ja‘ zu sagen und sie hat einen Mann, der nicht nur sie recht gut versorgt, sondern der sich auch ein Vergnügen daraus macht — eine ehrliche Freude! — für ihre Familie zu sorgen. Und die beiden anderen, die so schön und liebenswürdig sind — nun die machen Ihnen dann auch weiter keinen Kummer!“

Das blaße Gesicht des Rathes hatte sich geröthet. O Gott, so war denn Ella untergebracht? Am liebsten wäre er dem braven Mann um den Hals gefallen. Wie tröstlich das Klang nach all dieser Qual und Sorge! Ella brauchte nur ‚ja‘ zu sagen.

Jella hatte das schöne Köpfchen gesenkt. Also abermals war Schwester Ella so weit? Und so ein reicher Mann! Diese Ella, über deren ‚Excentricität‘ sie, Jella, so manche spöttische Bemerkung gemacht! — Doch auch ihr Schicksal mußte sich heute entscheiden!

Koscher gefiel ihr jetzt; sie hätte ihn, ohne sich noch zu befinden, genommen. Sie wußte auch genau, wie reizend sie in ihrem Heliotrop-Kostüm ausah. Es war für diesen Abend gemacht; mit äußerster Anstrengung war das beschafft worden.

Auch Küstrow hatte neuerdings wieder etwas verliebt gethan. Allein er schien nicht völlig vergessen zu haben,



was er mit eigenen Augen gesehen. Er machte zwar niemals die leiseste Anspielung, doch hielt er sich zurück; sie konnte ihn nicht fassen, nicht halten. Vielleicht weil sie innerlich vor ihm, dem 'Wissenden', Furcht besaß, weshalb sie jetzt auch Koscher vorgezogen haben würde. Schließlich aber erwog sie gar nicht mehr. Es mußte nur ein Mann sein, eine Partie! Ella wurde von allen Seiten geliebt, begehrt . . . und sie, und sie?! — Lieber in den Tod gehen, als die ewig Verschmähte bleiben! — Sie legte anscheinend ruhig und zärtlich den Arm um den Hals ihres Vaters, der noch immer, an dem offenen Fenster sitzend, nach Lust rang. Draußen stand die Mondsichel im letzten Viertel am Himmel; der See glitzerte in mattem Silberglanze. Drüben, am entgegengesetzten Ufer, sah man ein hell erleuchtetes Haus; es war die Villa Kronheim. Noch gestern hatte das Haus im Dunkeln gelegen. Der Besitzer war also da. — Und die ganze, furchtbar schmerzliche Enttäuschung von damals fiel Zella auf's Herz.

Küstrow war jetzt herangeritten.

„Sie sind doch nicht angegriffen, Herr Regierungsrath?“

„Doch, ein wenig. Ich brauche frische Luft!“

Und Küstrow bemerkte, zum Fenster hinausschauend:

„Drüben bei Kronheim ist ja alles hell! Da giebt's wohl Gesellschaft? Er heirathet, wie ich höre, eine etwas zweifelhafte Bühnenkünstlerin aus Hamburg.“

Es lag viel böshafte Geringschätzung in diesen Worten, und er schien Zella sonderbar herausfordernd anzusehen, indem er fortfuhr: „Freilich, der kann's! Für unsereinen ist tabelloser Ruf am Ende das Mindeste, was man verlangen darf.“

Zella wurde todtbleich und biß die Zähne zusammen. Sie wußte genug.

„Gewiß, lieber Baron, Sie haben ganz Recht!“ pflichtete der Rath ahnungslos bei, „für einen Gentleman paßt nur ein Mädchen aus gutem Hause. Dabei fällt mir ein, Verehrtester — Ihre Angelegenheit — es thut mir leid, daß ich sie nicht noch vor meinem Urlaub zu Ende führen konnte — die Reise des Ministers . . .“

Küstrow trat einen Schritt zurück und sagte kühl:

„O, ich bitte recht sehr, Herr Rath, denken Sie doch nur an Ihre Gesundheit! Ich werde ja in der Tour auch daran kommen. Ein alleinstehender Mann, wie ich, kann warten!“

Nun merkte endlich auch der Rath, daß hier nichts mehr zu hoffen sei. Er erhob sich und erklärte, ihm sei wieder ganz wohl. Und dabei fühlte er sich namenlos elend. Alles war umsonst gewesen!

Zella aber wankte bei Seite. Sie fühlte wohl, wie alt, enttäuscht und verbittert sie in diesem Augenblicke aussah. Und doch — noch einen Strohhalm gab es für die sinkende Hoffnung: Koscher! Mit mühsam erzwungenem Lächeln schritt sie auf die Ecke zu, in der die Näthin eben eifrig auf den Kaufherrn einsprach.

Es war merklich schwül in den engen zwei Zimmern. Man begab sich in den Garten hinab. Koscher ging mit Zella.

„Wollt Ihr nicht eine Kahnfahrt machen, Kinder?“ schlug die Näthin vor. „Ihr solltet den Mondschein benutzen!“ Und lächelnd mit dem Finger drohend, ergänzte sie: „Natürlich hübsch in der Nähe bleiben, hört Ihr!“

Zella stimmte sofort zu; Koscher zögerte, doch willigte er ein. Küstrow, der im Begriff sich zu verabschieden, abseits gestanden hatte, folgte Koscher in den Garten und half ihm das Boot losmachen; dabei entspann sich folgendes leise Gespräch:

„Nun, Sie fahren allein mit Fräulein Zella?“

„Ja, haben Sie etwas dagegen, Herr Baron?“

„I bewahre! Nur dürfte die junge Dame diese Partie nicht so harmlos auffassen. Das Mädchen ist au fond anständig; aber Sie sind nicht der Erste, mit dem sie — Kahnfahrten unternimmt.“

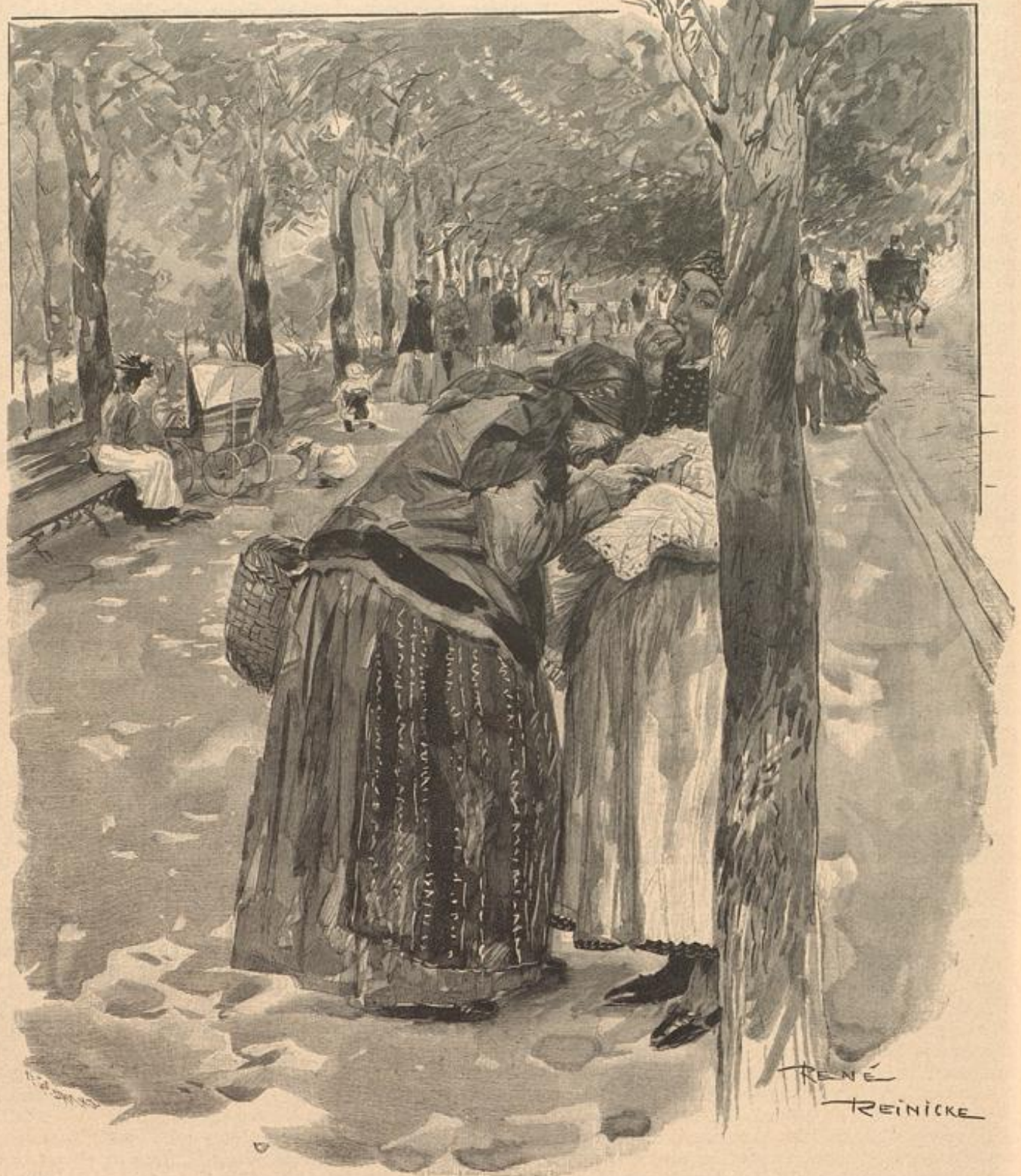
„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich Ihnen einen Freundschaftsdienst erweisen will. Seien Sie vorsichtig! Weiter sage ich nichts. — Ich habe die Ehre!“

Koscher sah dem rasch Davonschreitenden halb unwillig, halb erstaunt nach.

War das Rache? Die Warnung klang indessen zweifellos ehrlich. Sie brachte ihm plötzlich das unbehagliche Gefühl, das ihn besetzt hatte, zum Bewußtsein und damit ein Schwanken, mit dem er bis zu diesem Augenblicke gekämpft, zur Entscheidung.

Mittlerweile erschienen die Mutter und Zella am Landungsplatze. Bruno und Herr Braun bemühten sich an einem rückwärtigen Punkte des Gartens um den Rath.



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 153.

„Es hat keinen Appetit,“ entschuldigte die Amme.

Stella war drinnen geblieben, um das Abräumen des Tisches zu beaufsichtigen, und Ella leistete ihr Gesellschaft.

Die Näthin fand es nun plötzlich etwas kühl und ging in's Haus; Küstrow aber war verschwunden. So befand sich Koscher mit Zella allein.

Zella's Herz klopfte, als sie beide im Boote Platz genommen hatten; der heiß ersehnte Augenblick war gekommen. Und schon durchslog ihre erregte Phantasie der Gedanke an das 'ja', das sie leise stammeln würde. Ach — endlich — endlich! — Doch er schwieg so lange! — Draußen flimmerte und blinkerte der See im Mondlicht und drüben funkelten die erleuchteten Fensterscheiben der Villa Kronheim.

Jetzt räusperte Koscher sich und begann dann in festem Tone: „Ich wollte gern mit Ihnen sprechen, Fräulein Zella,“ — Zella's Brust hob sich, wie von einer gewaltigen Last befreit — „vielleicht werden Sie ein gutes Wort für mich einlegen — bei — bei Ihrer Schwester Stella. — Ich habe mich von deren Vorzügen überzeugt, sie ist geworden, was ich erwartete. Aber meine Werbung wird ihr ganz überraschend kommen; ich hatte nicht Zeit, die Sache vorzubereiten . . .“

Zella war zusammengefahren, daß das Boot schwankte. Dann lachte sie, die eingetretene Pause unterbrechend, seltsam auf und entgegnete mit heiserer Stimme: „Ach, deshalb haben Sie Mama veranlaßt, mich rudern zu dürfen! — Gewiß! Gewiß! Wir werden uns alle sehr geehrt fühlen. Aber meiner Fürsprache bedarf es kaum bei Stella, die sicher am letzten daran denkt, daß jemals ihre Hand verlangt werden könnte. — Bitte, wollen wir nicht gleich zum Ufer fahren, damit Sie von Ihrer ungeduldigen Erwartung erlöst werden?“

Wenn es noch eines Umstandes bedürft hätte, Koscher über seine plötzliche Entscheidung zu beruhigen, so war es die kaum verhaltene Wuth, die aus Zella's Worten sprach.

„Es scheint auch mir das Beste,“ versetzte er kurz und ruderte unverzüglich zurück.

„Nun?“

Er war am Ufer aus dem Boot gestiegen und wollte ihr heraus helfen.

„Danke! Ich fahre noch!“

„Ganz allein?“



Sie lachte höhnisch.  
"So besorgt um mich, mein Herr? Wie Sie sehen, verstehe ich die Ruder mindestens so gut zu handhaben wie Sie. Eilen Sie nur zu Ihrer künftigen Braut!"

Hestig stieß das kleine Fahrzeug vom Ufer ab.

Roscher zögerte. Aber was konnte dem Mädchen passiren? Es war mondhell und sie wußte wirklich die Ruder gut zu führen.

Sicherlich war es auch für sie und ihn das Beste, daß sie sich erst in der Stille beruhigte, ehe sie wieder in's Haus träte.

Empört war er obendrein über sie, und so überließ er sie dann kurzweg ihrem Schicksale.

Jella aber rang in dessen mit wahnwitzigen Gedanken. — Beide, beide waren nun verlobt und verheiratet! Sie aber, die Älteste, die Schönste, sie ist fertig! Sie bleibt ungeliebt! — Die Schmach, die Demüthigung! Und dann auch die knappe Existenz obendrein, höchstens ein Gnadenbrod von den Geschwistern!

Der Kahn fliegt vorwärts; jetzt ist sie mitten auf dem See, vor sich die strahlend erleuchtete Villa Kronheim, wo vermuthlich ebenfalls Verlobung gefeiert wird, und hinter sich die Fenster der elterlichen Wohnung. — Da ist jetzt Roscher eingetreten — die glückselige Stella am Arme — die Gläser klingen aneinander — man gratulirt! Die Mutter vergießt Freudenthränen. Und niemand vermißt sie — niemand — niemand!

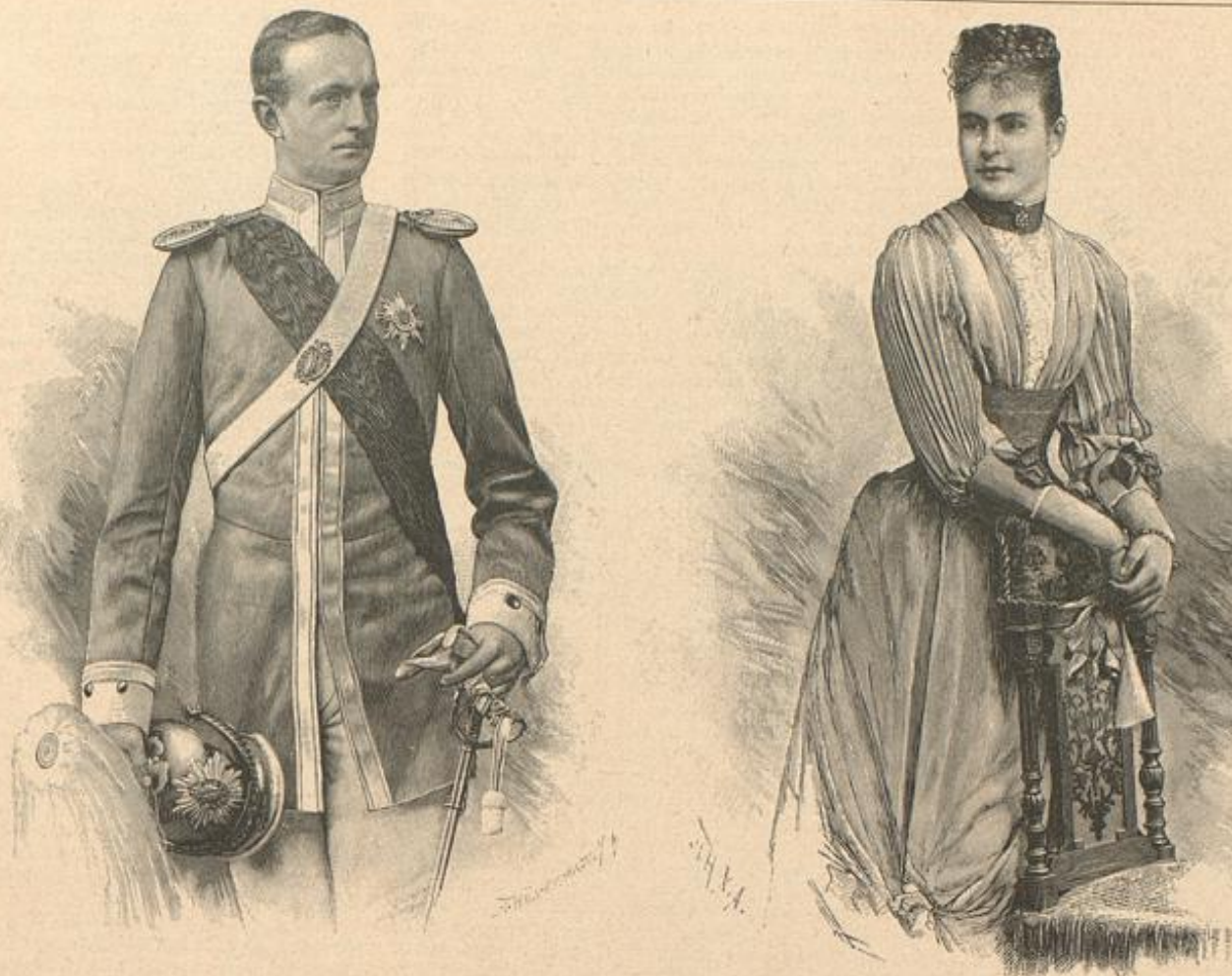
Sie weint und klagt auf dem einsamen Wasser. Sie schlägt die Hände vor's Gesicht, und das Ruder entgleitet ihr — schon schwimmt es weit dräben! Und nun springt sie wild empor. . . . Wozu auch zurück in dieses jammervolle Scheinleben?

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Prinz Johann Georg von Sachsen und seine Braut, Prinzessin Maria Isabella, Herzogin von Württemberg.

Wieder ist über einen Herzensbund zu berichten, der das österreichische Kaiserhaus nahe berührt. In dem entzückenden Gmunden am



Prinz Johann Georg von Sachsen und Maria Isabella von Württemberg. Nach Photographien von den Hof-Photographen C. Wauer in Dresden und C. Jägerpacher in Gmunden.



Rosen und Trauben. Nach dem Bilde von Catharina Klein. — Siehe Seite 100.

Traunsee, das so recht geschaffenen scheint zu einer Umgebung für zwei Menschenkinder, die sich in des Lebens Mai in Liebe zu einander fanden, wurde am 12. August d. J. die Verlobung des Prinzen Johann Georg, Herzogs zu Sachsen, mit der Prinzessin Maria Isabella, Herzogin von Württemberg, gefeiert. Am folgenden Tage zeigte sich das Brautpaar zum ersten Male öffentlich bei dem auf dem Traunsee stattfindenden Blumen-Corso. Zwischen zweihundert phantasiereich geschmückten Gondeln glitt es, überall jubelnd begrüßt, auf einem Rosenkranze über die klare Fluth. Ein entzückendes Bild!

Die hohe Braut erblickte das Licht der Welt am 30. August

1871 als Tochter des württembergischen General-Lieutenants und österreichischen Obersten a. D. Herzog Philipp von Württemberg und dessen Gemahlin Maria Theresia, geb. Erzherzogin von Oesterreich. Von jeher zeichnete sie sich durch ein gütiges und verständiges Wesen aus und besitzt alle Eigenschaften, die eben sowohl das Glück einer fürsüchtlichen, wie einer bürgerlichen Ehe bedingen. Da sie sich, wie ihr Verlobter, dessen Vater Pius IX. war, zum katholischen Glauben bekennt — die anderen herzoglich württembergischen Linien sind evangelisch, gleich der königlichen — so ist damit auch eine gewisse Gleichartigkeit gesichert, die der künftigen Ehe günstige Auspicien stellt. — Die Brüder der Prinzessin sind Herzog Albrecht, geb. 1865, Herzog Robert, geb. 1873, und Herzog Ulrich, geb. 1877, deren einer voraussichtlich demal ein die Krone Württembergs tragen wird, da der jetzige König ohne männliche Nachkommen geblieben ist, die Nächststehenden jedoch älter sind und ebenfalls keine männlichen Leibeserben hinterlassen.

Prinz Johann Georg wurde zu Dresden am 10. Juli 1869 geboren. Seine Eltern sind König Alberts Bruder Prinz Georg und die 1884 verstorbenen Prinzessin Maria, geb. Infantin von Portugal. Die Gesichtszüge des Prinzen besitzen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen seines Großvaters, des hochseligen Königs Johann von Sachsen; dies wird namentlich durch ein in der Dresdner Gallerie hängendes Jugendbildniß des Königs in förmlich frappirender Weise bestätigt. Von großer Lernbegierde besetzt, mußte Johann Georg die akademische Bildung, die ihm zu theil wurde, auf's beste aus, um sich dann aber vorzugsweise dem Soldatenstande zu widmen. Die Cavallerie scheint dabei seinen Neigungen besonders entsprochen zu haben, denn vom Schützen-Regiment Nr. 108 trat er zum Gardereiter-Regiment über, in dem er seit über einem Jahr als Rittmeister die 5. Escadron, und zwar, wie gesagt wird, mit aller Schneid führt.

Daß dem jungen Paare eine frohe Zukunft erblihen möge, ist sicherlich nicht nur der Wunsch der hohen Familien, nicht nur der der Landeslinder unter der Krone und den drei schwarzen Löwen, sondern auch vieler, vieler Antheil nehmenden Herzen sonst im Bereiche der schwarz-weiß-rothen und schwarz-gelben Grenzzeichen. v. B.



Kachdruck verboten.

### Das Rosenjchlößl.

Von Antonie Grosse.



Das Rosenjchlößl nannten es die Leute, und im Sommer standen von früh an die barfüßigen Dorfkinde dicht an die eisernen Stäbe des Gitters gedrängt und bettelten in die duftende, blühende Pracht hinein: „I bitt' schön, a Ros'n, geh' schenken's mer a paar Ros'n — für'n Herrn Lehrer, — für'n Herrn Pfarrer, — für d' kranke Mutter“ — und auch die Großen konnten es nicht lassen, im Vorübergehen stehen zu bleiben und, wenn die Gelegenheit günstig war, von der „gnä Frau“ etliche Blumen zu erbitten.

Am Sonntag kamen die kleinen Leute aus der Stadt in das Dörfchen, dann war's gar arg — so arg, daß die Bewohner des Rosenjchlößls vorzogen, sich in dem hinter dem Hause gelegenen Theile des Gartens aufzuhalten, und es einem struppigen Mattensänger überlassen, vorn die Honneurs zu machen, d. h. durch sein Knurren, Bellen, Belfern, Zähnefleischen und, wenn's Noth that, Schnappen, jede kühne Annäherung allzu begeisterter Blumenfreunde abzuwehren.

Es war aber auch zu schön. Vom Dorfe führte der Weg einen kleinen Hügel hinab auf das von hohen Bäumen überragte Haus zu, und beim Hinabschreiten konnte der Blick die ganze Herrlichkeit überblicken. Blumen an den Fenstern, am Hause empor lippige Weinreben, die hölzerne Altane ganz übersponnen von Zeltänger-Felleber, vor den schlanken Holzsäulen der Veranda feierliche Juccas und dann — der Garten! Es war gar kein Garten, es war eine Wildnis. Rosen, nichts als Rosen: in der Mitte der zwei großen Beete je ein kleiner Wald hochstämmiger, edler Sorten, darum herum aber dichte Büsche weißer und rosa Platterrosen, ganz von Blüten überfüllt, und am Rande endlich niedere Rabatten zarter Monatsröschen. Die reine Märchenpracht, und eine herzerfreuende Lust sie zu schauen, wenn man von der staubigen Dorfstraße oder gar aus den öden Straßen der Stadt kam. Um den Eindruck des Erquickenden noch zu erhöhen, glitt an einer Seite des Gartens ein stiller Bach mit freundlichem Plätschern dahin, an seinem anderen Ufer vom Walde begrenzt.

„Da muß gut d'rinn haue'n sein,“ dachte wohl mancher, dem die Rosen längst ausgeblüht hatten und den nun des Lebens Last und Sorge drückte, und verfolgte mit Neugier und selten ganz neidlos die Gestalten, die sich in dem kleinen Paradies bewegten, im Schatten der Veranda auf bequemen Stühlen saßen — arbeitend, lesend, oder auch am zierlich gedeckten Tische zweifellos jeder Dinge sich erfreuend. Die wußten am besten, wie gut's im Rosenjchlößl war, und wenn die anderen ein Verlangen zu ihnen hinein trugen, sie hegten keines heraus zu kommen. Sie wußten, wie's draußen war über'm Jaun — wie staubig, wie dunstig — sie hatten's erfahren, als sie noch drauß'n lebten und Staub hatten schluden müssen und dunstige Lüfte athmen; sie wußten, daß sich die Menschen, die in ihren Sonntagskleidern freundlich lächelnd vorüber wandelten, durchaus nicht als so harmlose Geschöpfe bewiesen, als sie in gewisser Entfernung schienen, und daß sich's besser, am allerbesten lebte ohne sie.

Zu dieser Erkenntniß hatte Erfahrung sie geführt, die nun wohl nicht mehr störend lebendig war, aber in der Stille fortwirkend ihr Thun und Lassen bestimmte. Dazu gehörte, zu helfen, wo die Gelegenheit an sie herantrat, zu rathen, wo sie gefragt wurden, mit freundlichem Worte zu empfangen, wer immer sich ihnen nahte, aber dies alles, ohne selbst aus der vornehmen Abgeschlossenheit ihrer Welt herauszutreten. So hielt es die Mutter im weißen Haar, so die Tochter im leicht ergrauten, und so — weil sie's nicht anders kannte — das Enkelkind in seinen blonden Büpfen. Mit der Sonne aufstehen, im Haus sich tummeln, im Garten jäten, pflanzen, gießen, verblühte Rosen sorglich abschneiden, damit die jungen Knospen Raum bekamen, die seinen Kieswege glätten, Großmamas Spitzenhäubchen waschen, dann — im Winter — all' die Pflanzen pflegen, die in einer Art Wintergarten vom Sommer träumten, stücken, vorlesen und Bezique spielen, im Dorfe hin und wieder eine Kranke besuchen — das füllte ihr Leben aus, seit Annemarie vor zwei Jahren aus dem Erziehungsstift in das Rosenjchlößl übergesiedelt war. Und die frommen Schwwestern beglückwünschten den einstigen Zögling in ihren Briefen, daß die allgütige Vorsehung es ihm so leicht machte, ein gutes Kind zu bleiben, das die im Kloster gefahnen heilsamen Entschlüsse und Vorsätze treulich hielt und nicht, wie viele seiner einstigen Gesährtinnen, über Eitelkeit und Vergnügen oder gar über den Versuchungen der schlimmen Welt alles vergaß, was die freundlichen Schwwestern mit so viel Eifer den jungen Herzen eingepflanzt. Sie machten Annemariens Stolz und Glück aus, diese Briefe, sie las sie ganz verstohlen in ihrem Stübchen oder im hintersten Winkel des Gartens, an ihrem Lieblingsplatz unter einer Trauer-Eiche dicht am Wasser; sie trug sie in der Tasche, wie andere Mädchen die Briefe des heimlich Geliebten.

Sie war also glücklich, das blondhaarige, achtzehnjährige Kind im Rosenjchlößl. Wie war's auch anders möglich gewesen! Keine Sorge, kein Leid, nichts Häßliches — nicht einmal der Schatten davon fiel in ihr Leben. Sie war Großmamas Liebling, Tante Christels guter Kamerad, Tante Christels, die einst im selben Kloster erzogen worden war und die Erinnerung daran eben so sehr liebte, wie sie die Erinnerung an ihr späteres Leben draußen auf der staubigen Dorfstraße mißte. Die drei, die verschiedenen Lebensalter vertretenden Frauen, lebten zusammen in jener friedvollen Harmonie, die bei dem Alter das Abgeschlossenhaben, bei der Jugend das noch nicht Aufgeschlossene des Lebens bedeutet.

Und doch, mit der Zeit — sie hätte nicht sagen können, seit wann, sie hätte es überhaupt nicht in Worte fassen können — kam hin und wieder eine unbestimmte, ganz räthselhafte Empfindung über die blonde Jüngste. Nicht Unzufriedenheit, nicht Sehnsucht, vielleicht aber etwas von beiden. Ein Hang zum Träumen, wenn sie unter der Trauer-Eiche saß und in's fließende Wasser sah, wenn über'm Wald die Sonne unterging und der Himmel in Gluth stand, bis mit der Dämmerung das weiße Mondwölchen an silbernem Glanz gewann und sich vom nachtblauen Himmel herab im vernnehmlich rauschenden Wasser spiegelte. Dann wieder kam's manchmal ganz plötzlich, besonders wenn fröhliche Menschen vorüber gingen oder von der Dorfstraße die Klänge einer

durchziehenden Militärmusik zu ihr herabdrangen. Wie eine unklare Ahnung dämmerte es in ihr auf, daß es für das Leben noch einen anderen Inhalt geben müsse, als Blumen und Bügel — Großmama und Tante, daß man ihr etwas vorenthalte, verheimliche, etwas, worauf ihr ein deutlich vorhandenes Gefühl in ihrem Innersten Anspruch gab. Dann konnte es ihr wohl einfallen, die barfüßige, ungewaschene Dorfjugend von der Gasse herein in den Garten zu holen und mit den Kindern hinten auf der großen Wieße herumzujagen und zu tollen, bis ihr der Athem verging und die Großmama die unliebhamen Gäste vertrieb.

So ging die Zeit hin. Die Rosen wurden wieder spärlicher, Kirschen wucherten auf zwischen den Büschen, und mit ihnen kam der Herbst, kamen die stillen, klaren Tage mit ihrer ersten Feierlichkeit, in der schon das Weh des Scheidens und Bergehens zittert, jene sanfte, blumengeschmückte Melancholie, die das Menschenherz still und friedlich macht.

Noch gab es herrliche Morgen, da die Sonne den Thau vom Angesicht der Erde küßte, wie der Bräutigam die Thränen vom Angesicht der Braut, wo die Luft so kühl und rein und erquickend war, als hätte noch keines Menschen Odem sich mit ihr vermischt. Annemarie in ihrem hellen Morgengewand stand tief zwischen den Büschen, nicht weit vom Gartenzaun, und hielt Umschau nach den letzten Rosen. Da — oben vom Dorfe her — ein Trompeten-Signal, und dann kam's laufend den Hügel herunter — eine Patrouille blinkender Kürassiere. Doch nicht, wie sonst, die große Straße drüben zog der Trupp weiter, sondern die schmale Gasse am Rosenjchlößl vorüber, den Gartenzaun entlang. Erstaunt und fast erschrocken steht Annemarie und sieht die schaukelnden Thiere wild bewegt durch die enge Gasse drängen, unruhig, die Luft des kraftvollen Dahinstürmens plötzlich zügeln zu müssen. Auf einem solchen feurigen, stolzen Thier zu sitzen, es dem eigenen Willen zu zwingen und dann fort, hinaus in die unbekannte, sonnenbeschiene Welt — blickartig flammte das Verlangen in ihr auf. Und wie ihr Auge den Reitern folgt, da wendet sich der letzte des Juges zurück, fängt den Blick auf und hält ihn fest mit zwingender Gewalt, bis mit dem Bewußtsein des Unzweifellichen ihres Thuns flammende Röthe in Annemariens Gesicht aufsteigt. Zwischen den Rosenbüschen liegt sie auf den Knien, den Kopf in die Hände verborgen, zitternd vor Scham. Dann langsam, wie im Traume, geht sie in's Haus, und als sie nach einer Weile zwischen Großmama und Tante sitzt, in der alten lieben Gemeinlichkeit, da hätte sie weinen mögen, so gewaltig überkommt sie das Gefühl der Einsamkeit. Sie war allein — ganz allein — das war's gewesen all' die Zeit! —

Zu der nahen Stadt wohnten Verwandte. Nach dem Weihnachtsfest, als das Rosenjchlößl tief verschneit lag und mittsammt seinen bereiften Bäumen und Sträuchern aussah wie ganz und gar verjüdet, da kam eines Tages die schöne, vornehme Tante Grete und hatte eine lange Unterredung mit der Großmama. Die sah im Winter im Lehnstuhl am Fenster und mußte furchtbar fleißig sein, um jedes vorwichtige, kleine Menschenkind, das bei armen Leuten im Dorfe eintrat, mit so herrlichen weichen, warmen Süßchen, Leibchen und Röschchen zu versehen, daß es, damit angethan, den Anfang seiner irdischen Pilgerfahrt entschieden als einen sehr vielversprechenden betrachtete.

Ganz ihrer Gewohnheit entgegen hatte die alte Frau aber, die Arbeit sehr bald ruhen lassen, als Frau Grete den Plan entwickelte, Annemarie für die nächsten Monate zu sich in die Stadt nehmen zu wollen. Denn man sei es dem Kinde schuldig, es endlich in die Welt einzuführen, ihm die harmlosen Vergnügungen zu gewähren, die seinem Alter zukamen, ihm Gelegenheit zu geben, Menschen kennen zu lernen, damit — weil — es könnte doch sein — man dürfe die schönen Jahre nicht ungenüßt vorüber gehen lassen —

Die Großmama schüttelte erst den Kopf, desgleichen that Tante Christel. Das Kind sei bei ihnen am besten aufgehoben, sei glücklich und zufrieden.

„Ja, jetzt, weil sie's nicht anders weiß. Aber wenn sie einmal zum Bewußtsein erwacht, und davor könnt Ihr sie nicht hüten, dann wird sie ihre veräumte Jugend von Euch fordern und das Glück, und je weniger sie die Wirklichkeit kennt, desto herrlicher wird die Phantasie das Entbehrte ihr ausmalen, desto bitterer wird sie Euch anlagern. Verzichtet läßt sich nur auf etwas, das man kennt, und wer sagt Euch, daß sie verzichten will und muß. Ich hab' ja auch ein Glück gefunden draußen —“

„Was man so nennt,“ murzte Tante Christel.  
 „Ja, was man so nennt. — Ein anderes giebt's überhaupt nicht. Und dauern thut's vielleicht auch nicht — aber es war doch! Man kennt's nun — man hat doch gelebt. Ob das Stück, das aufgeführt wird, gut ist oder schlecht, lustig oder traurig, das ist das wenigste, — es muß nur gespielt werden. Wollt Ihr einen Menschen sein Lebtag vor dem geschlossenen Vorhang sitzen und sich in Neugier verzehren lassen?“

Und so mit viel eifriger Reden wußte die schöne Frau ihren Willen durchzusetzen.

„Sie wird nicht mitgehen,“ dachten die beiden Frauen im Stillen.

Ah, da irrten sie sich! Verstellung kannte das Kind nicht — es freute sich ganz öffentlich, fiel der Reihe nach den drei an der Sache Theilhaftigen um den Hals und dann der Großmama nochmals, — denn die hatte sie so merkwürdig angesehen. Aber gesagt hatte sie nichts, auch Tante Christel nicht. Der große, geheimnißvolle Zauber, den das unbekannte Leben auf jede junge Menschenseele ausübt, hatte seine Macht wieder einmal beherrscht, und alle Weisheit, alle Erfahrung, alle Warnungen würden nichts ausrichten gegen den gebieterischen Drang, mit eigenen Augen zu schauen, am eigenen Leibe zu erfahren! — Die Stadt und Annemarie gefielen sich zunächst außerordentlich gut. Dem achtzehnjährigen Kinde war zu Muthe, als sei es aus der Dämmerung plötzlich in ein helles Licht getreten, es fühlte sich mit einem Male als ein sehr wichtiges Glied der menschlichen Gesellschaft, und das war eine durchaus angenehme Empfindung. Dabei, auf dem tiefsten Grund der Seele, die dumpfe Erwartung von etwas Wunderbarem — auch das war angenehm.

Es kam auch etwas. Auf dem ersten großen Ball begegnete sie den Augen wieder, die sie an jenem Herbstmorgen in ihrem Rosenversteck aufgespiert. Sie erkannte sie sofort; der schlanke Kürassier-Officier jedoch sah gleichgültig über die fremde Erscheinung hin, und es erwachte ihm keine Erinnerung, als er ihr vorgestellt wurde. Das wäre

nicht das Schlimmste gewesen, aber auch was sich weiter zwischen ihr und dem sehr vornehmen, sehr tadellosen jungen Kriegsmann begab, war so gar nicht wunderbar. Annemariens kluge, gesunde Ehrlichkeit brauchte gar nicht lange, um die Erkenntniß zu gewinnen, daß man wunderschöne Augen haben und ein sehr gewöhnlicher Lieutenant sein könne.

Das war die erste Enttäuschung. Die ließ sich vertanzen, verplaudern, — vergessen.

Dann kam's aber. Nicht plötzlich, blickartig in's Bewußtsein sich drängend mit offenem Blicke, — nein, heimlich schleichend, mit Fäden, so fein und unsichtbar wie Spinnweben und so stark wie diamantene Ketten, das vorwichtige Seelchen umspannend.

Ein paar Mal in jeder Woche war der nicht mehr junge, ernst blickende Mann im Hause ihrer Tante erschienen. Die Tante und er sprachen meist von Büchern, von Bildern, vom Theater, und sie sah stumm und dumm dabei und fühlte sich unbehaglich. Etwas im Innern trieb sie zu gehen, sobald er kam, etwas anderes zwang sie zu bleiben, — auch die Tante wünschte ihre Anwesenheit. Es war meist gegen Abend, wenn sie vom Spaziergang heimkehrten. Annemarie machte den Thee, die Lampen brannten unter den seidenen, spitzenverkleideten Schirmen, und die schöne Tante saß in ihrem leuchtend rothen, schleppenden Hausgewand am Ramin dem Gaste gegenüber. Der schien Annemarie kaum zu bemerken, bis einmal sein Blick sie plötzlich mit anderem Ausdruck als dem gewohnten gleichgültiger Freundlichkeit traf. Es war, als das Gespräch zwischen der schönen Frau und ihm von Wahrheit und Lüge, von Mann und Weib, von Glück und Schuld gehandelt hatte und darauf ein langes Schweigen herrschte, die schöne Frau wie müde den Kopf in die Hand stützte und Annemarie, noch ganz im Banne des neu und fremd über sie herein gebrochenen, aber mächtig erregt von dem Wunsche, das Schwankende zu erfassen, von dämmerndem Verständniß zu klarem Begreifen zu gelangen, von Ahnen zum Wissen, mit suchenden, fragenden Augen über alles Körperliche hinweg an den Geist des Mannes sich drängen zu wollen schien. Von der Stunde an sprach der Mann nicht mehr allein zu der schönen Frau, Annemarie wußte, er sprach auch zu ihr. Sie sah, daß es wie ein Leuchten in seine Augen kam, sobald sie in's Zimmer trat, und sie fühlte oft, wie sein Blick auf ihren gesenkten Aedern ruhte, bis sie diese aufschlug.

Manchmal nahm sie jetzt auch theil am Gespräch, wenn von Menschen oder Dingen die Rede war, die sie kannte. Sie sagte aber meist wohl etwas Dummes, denn er lachte oft ganz laut und sah die Frau im rothen Kleide an, und die lachte noch lauter, aber nicht fröhlich, sondern so schrill, daß es Annemarie weh that. Am liebsten war's ihr, wenn der Unsel kam. Dann sprachen die beiden Männer, und die Tante und sie hörten zu.

Gegen Ende Februar, als der Frühling schon in der Luft lag, stand Annemarie eines Abends träumend vor dem großen Spiegel des Salons. Sie sollte den Abend bei nahen Freunden des Hauses tanzen, der Wagen mußte jeden Augenblick kommen. In ihrem weißen Kleid, mit den frischen Beilichen im Gürtel stand sie und erwog, ob sie wohl einem Menschen so recht gefallen könne. Den jungen Herren, das wußte sie längst, von denen gefiel sie manchem; aber ein ernster, kluger, bedeutender Mann, konnte der an ihrer unscheinbaren Person wohl je Gefallen finden? Ja, wenn sie so schön wäre wie die Tante Grete! So schön und elegant, und wenn sie so geschickt, so lustig zu reden verstände wie die! Da trat der Hausfreund ein.

„Tante Grete ist noch drüben — ich will —“

„Man hat mich schon gemeldet. Fürchten Sie sich vor mir, Fräulein Annemarie?“

Sie sah ihn betroffen an, als ob sie ihn nicht verstände, trat an den Tisch und fing an, sich die Handschuhe anzuziehen.

Er ging im Zimmer auf und ab.

„Sie werden sich hoffentlich amüsiren heut' Abend?“

„Wie immer —“

„Sie sagen das so geringschätzig.“

„Es ist immer dasselbe —“

„Das dürfen Sie doch nicht finden, Fräulein Annemarie. Das wäre zu früh!“ Er blieb vor ihr stehen. „Sie müssen tanzen, sich den Hof machen lassen — mein Gott — in Ihrem Alter. Siebzehn Jahre — nicht wahr?“

Sie lächelte. „Schon neunzehn!“

„Wirklich? Und ein solches Kind —“

Er stand dicht vor ihr und sah sie an. Es war etwas Furchendes und zugleich Mitleidiges in seinen Augen, das ihr die Seele answühlte wie nie zuvor.

„Bleiben Sie noch lange hier?“

„Ich weiß nicht — bis zum Frühling —“

„Dann gehen Sie wieder hinaus zu Ihrer Großmama? Ja, das wird Ihnen auch gut thun. Sie sind doch ein wenig blaß, — das macht die Stadtluft und das Tanzen —“

Er ging wieder auf und ab und in rauhem Tone, wie zu sich selber, sagte er:

„Wir müßten alle hinaus, — in's Freie, Keine — damit einmal alles von uns wiche, das Ungeheure, Verlogene, Feige —“

Wie ein Stöhnen kam's aus der Brust des Mannes. Er schien des Kindes im weißen Kleid nicht mehr zu achten. Das stand mit stotterndem Athem und weit aufgethauer Seele, — es hatte in dieser einen Minute vom Leben mehr erfahren, als in all den Monaten. Und doch noch nicht genug!

Ein kurzes Schweigen. Dann wandte er sich ihr wieder zu.

„Hab' ich Sie erschreckt? Verzeihung! Ach, das können Sie ja alles nicht verstehen und sollen es auch nicht. Warum sind Sie nur hierher gekommen in diese vergiftete Luft? Wer sie einmal geathmet, ist ihr verfallen. Es giebt keine Rettung —“

Das Öffnen einer Thüre ward hörbar: man sprach auf dem Corridor.

Er ergriff ihre Hand und blickte sich tief darauf nieder, — aber nicht die Lippen, nur die heiße Stirn preßte er darauf.

„Annemarie, Sie liebes kleines Mädchen, — vergessen Sie das alles! Sehen Sie, das sind die dummen Nerven, davon wissen Sie auch noch nichts — Sie glückliches, gutes Kind —“

Nun lachte er — lachte noch, als die schöne Frau des Hauses eintrat, schritt ihr entgegen und küßte ihr wie immer die Hand.

Der Wagen wurde gemeldet, Annemarie ging, aber sie war wie betäubt. Die Stimmen der Menschen drangen wie aus weiter Ferne zu ihr — sie vernahm die Worte, ohne ihren Sinn zu erfassen. Man fragte, ob sie krank sei, und hielt sie nicht, als sie nach Hause verlangte.

So kam sie nach kaum einer Stunde zurück. Sie hatte



den Schlüssel der Corridor-Thüre, — niemand hörte ihr Kommen. Das Erste, was ihr in die Augen fiel, war sein Hut, — er war noch hier. Sie klopfte an die Thüre zu des Antons Zimmer, — keine Antwort. Sie trat ein, das Zimmer war leer. Durch die Portiere über sah sie den anstößenden Salon, — auch hier niemand! Aber aus dem letzten Zimmer, Tante Gretes kleinem Boudoir, drangen gedämpfte Stimmen. Sie erkannte seine Stimme, so fremd sie ihr klang. Ein leiser Schwindel kam über sie; eine unerklärliche Sehens hielt sie zurück, ein dämonischer Reiz lockte sie weiter, — die athemraubende Angst vor etwas Ungeheuerlichem hemmte ihr die Schritte, ein übermenschlicher Muth, diesem in's Auge zu schauen, trieb sie vorwärts.

Als sie in der Mitte des großen Raumes angekommen war, wollte sie rufen: „Guten Abend, Tante Grete!“ aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie hatte keine Gewalt mehr über sich, sondern gehobte einer fremden Macht, als sie unhörbar näher trat. Jetzt wollte sie rufen, indem sie die Portiere auseinanderhob —

„Guten Abend —“

Zwei, drei Sekunden — inzwischen hatte sich alles vollzogen. Wie in der zuckenden Beleuchtung eines Blizes hatte Annemarie die Hand der schönen Frau aus der Hand des Mannes sich lösen sehen. — Der Boden schien unter ihren Füßen zu weichen, und trotzdem stand sie in derselben Minute ruhig vor den beiden, sah mit den plötzlich sehend gewordenen Augen die Erregung in den Zügen der Frau, das haltlose Erschrecken des Mannes und — sah beides nicht. Freundlich gab sie Antwort auf die Frage, warum sie so früh zurück gekommen, beruhigte die ängstliche Besorgnis ob ihres blaffen Aussehens und ließ sich endlich mit mattem Lächeln zu Bett schiden wie ein müdes Kind.

Blas und still blieb sie auch die nächsten Tage, aber es fehlte ihr nichts, — sie war nur so müde. Gelegentlich erfuhr sie, daß der Freund des Hauses verrestet sei und gelegentlich, als einmal die Märzsonne sommerlich warm schien, meinte sie, es müßte jetzt draußen in Großmamas Garten schon viel zu thun geben, und die würde sie wohl brauchen können.

Ja, das wäre für ihre blaffen Wangen gewiß das Beste, stimmten Onkel und Tante bei.

So kehrte Annemarie heim in's Rosenlöchl. Tante Grete konnte sie nicht begleiten, die war auch gar nicht wohl.

Die Großmama trug ein frischgewaschenes Spitzenhäubchen und blickte von ihrem Fensterplatz ungeduldig nach der Erwarteten aus; Tante Christel hatte ihren ganzen Flor blühender Topfgewächse im Wohnzimmer aufgestellt; die alte Brigitte hatte eine Sanddortel gebadet, und die Struppigkeit des kleinen Mattenfängers erschien durch eine himmelblaue Schleife vortheilhaft gemildert. Es gab ein Umarmen und Küßen, mit glänzenden Augen und glühenden Wangen, ein lebhaftes Fragen, sich übersüßendes Antworten, lautes Lachen und dann — dann endlich ein hilfloses, herzbrechendes Ausweinen am Herzen der alten Frau. Aber kein Aussprechen, nicht heute und nicht später, — niemand hat erfahren, was Annemarie auf der staubigen Straße draußen in der Welt begegnet war.

Tante Grete wurde von den beiden Frauen im Rosenlöchl arg in's Verhör genommen. Sie wußte nichts, als daß das Kind gefiebert und umwooben, fröhlich und guter Dinge gewesen war. Aber das Tanzen schien ihr zuletzt nicht gut bekommen zu sein.

„Sie wird sich schon bald erholen bei Euch, und im nächsten Jahr kommt sie wieder —“

„Die kommt nicht wieder!“ sagte die Großmama und Tante Christel schüttelte energisch den Kopf dazu.

Und diesmal behielten die beiden Frauen Recht.

Nachdruck verboten.

### Die Killarney-Seen und ihre Sagen.

Von Marie Drm.

I.

**N**och erhebt Mangerton, der Riese, sein mächtiges Haupt und blickt, bald heiteren Antlitzes, bald mit unwohler Stirne, auf die zahlreichen Brüder herab, die sich wie unter seinem Schutze um die drei Seen gruppieren und, mit Wasser, Luft und Waldesgrün vereint, die herrliche Scenerie bilden, die Killarney, die Perle der Landschaften Irlands, berühmt gemacht hat.

Die irische Natur hat ihren eigenen Charakter, einen undefinierbaren Reiz, der Dich gefangen nimmt im ersten Augenblicke des Sehens. Du giebst Dich willenlos dem lieblichen Zauber hin, ohne Dir Redenshaft über den Grund dieser unwiderstehlichen Wirkung abzulegen. — Fast ist es, als wehe der Odem der Feenwelt, die, alten — freilich sehr alten — Nachrichten zufolge, hier mit Vorliebe ihr Wesen getrieben, noch durch Berg und Thal. All' die Reize, an denen wir uns heute erfreuen, seien, so heißt es, zurückgelassene Geschenke ihrer, ach, viel zu früh entschwindenen Mächte.

Als nämlich die Feen, die eine Zeitlang ziemlich unumschränkt über die Erde geherrscht zu haben scheinen, aus ihnen allein bekannten Gründen von ihr sich zurückzogen, hinterließ eine der guten Damen ihrem Liebingsihale als Abschiedsgeschenk eine herrliche, wasserreiche Quelle. Wohlgerückt, die Killarney-Seen waren damals noch gar nicht da, an ihrer Stelle lagte ein fruchtbares Thal dem Himmel entgegen, bewohnt von einem barnlosen, glücklichen Völkchen, über das ein gerechter Fürst — O'Donoghue, der vorgezeichnete Vorfahre der später geschichtlichen Fürstendynastie dieses Namens, deren Häupter sich stets im Guten oder Bösen hervorzutun pflegten, — in Milde und Weisheit herrschte.

Das Einzige, was diesem Eden fehlte, war Wasser, und so dem Mangel half das Geschenk der gütigen Fee ab. Ein Quell, der so mächtig sprudelte, daß er auf einem sehr hohen Berge, in einem sehr tiefen Brunnen gefangen gehalten und von einem sehr schweren Stein am Überfluthen verhindert werden mußte. „Wehe,“ rief die Abschied nehmende Fee ihrem geliebten Völkchen zu, „wehe, wenn je ein Morgen-Sonnenstrahl das schlummernde Wasser küßt — es wird, überquellend, Euch und Euere Heimstätten verflüchten!“

Jahrelang erfreuten sich die dankbaren Thalbewohner des

Geschenkens. Der Warnung eingedenk, verschlossen sie nach jedemmaligen abendlichen Wassertöpfen sorgfältig die Oeffnung des Brunnens mit dem großen, großen Stein, auf daß ja nicht die Sonne die gefährlichen Fluthen wecke!

Eines Abends jedoch — wehe, wehe! — vergaß ein von einem der Gegend fremden Liebeswerber begehrt Mädchen dieser Pflicht, und ehe des Morgens das Völkchen im Thal vom nächtlichen Schlummer erwachte, ereilte es sein Schicksal in den mächtig wallenden, wirbelnden Wogen des von der Sonne aus seiner Haft befreiten Wassers!

Alles, was im Thale lebte, ward von den Fluthen verschlungen; an Stelle der Felder und Dörfer, des fürstlichen Palastes mit seinen Gärten, breitete sich ein einziger, großer Wasserpiegel aus, der, als das Wasser nach einigen Tagen sank, drei Thalbeden füllend, die Gestalt von drei mit einander verbundenen Seen annahm — der Seen von Killarney, wie wir sie heutigen Tages erblicken. Wer die Geschichte nicht glauben will, der überzeuge sich durch den Augenschein von dem Vorhandensein der drei Wasserpiegel und gestebe, ob er je etwas — Feenbästerees gesehen!

Aber das Beste kommt noch in dem Nachwort. Die gütige Fee konnte das Verderben eines so gerechten Völkchens nicht wollen; es lebt fort, und O'Donoghue, der Weise, herrscht auch unter dem Wasser noch wie vor weiter. Man möchte beinahe glauben, die kluge Frau hätte den Quellsprung in Scene gesetzt, um ihr Lieblingsvölk von der übrigen, immer schlechter werdenden Welt zu trennen und in seinem Stande der Unschuld für künftige, bessere Zeiten aufzubewahren. Wird doch, so schließt die Sage ihren Bericht mit einer Prophezeiung, an einem fernem, künftigen Tage die Sonne die ungebärdigen Fluthen in ihre ehemaligen Schranken zurückdrängen und O'Donoghue mit den Seinen für immer zu Tage kommen und dann? Nun, dann wird — wenigstens für die Grafschaft Kerry, es wäre gewagt, es der ganzen Welt versprechen zu wollen — ein goldenes Zeitalter anbrechen.

Wir aber freuen uns, daß dieser Tag noch nicht gekommen, und miethen ein Boot, um in einer Rundfahrt die vielfach wechselnde Schönheit der Seen und ihrer Umgebung zum so und sovielen Male auf unser Gemüth einwirken zu lassen.

Schade, daß wir noch um eine ganze Winterslänge vom ersten Naimorgen getrennt sind, an dem es uns (wenn wir nämlich recht gut und fromm sind, was anzunehmen ist) vielleicht gestattet wäre, die persönliche Bekanntschaft O'Donoghue's zu machen. Der edle Fürst langweilt sich wohl in seiner unterirdischen Haft, und um einigermaßen in Fühlung mit der Oberwelt zu bleiben, reitet er an jedem ersten Naimorgen vor Sonnenaufgang auf einem schneeweichen Rosse, von zahlreichem, glänzendem Gefolge begleitet, über die Wasser.

„For when the last April sun grows dim — Tho naiads prepare his steed for him — Who dwells, bright lake! in thee.“

Heil dem Menschenkinde, dessen Auge dem Auge begegnet, — Glück folgt ihm fürderhin auf allen seinen Wegen!

Wenn wir von einer Rundfahrt sprechen, so meinen wir damit nicht, daß wir in der That die etlichen dreißig englischen Meilen des ganzen Umfangs der drei Seen befahren wollen; wir hätten unser Vorhaben daher richtiger als eine Kreuz- und Querfahrt bezeichnen sollen, unternommen zum Zwecke des Besuchs einzelner interessanter Punkte. Alles in diesen engen Grenzen ausgesprochene Schöne auch nur flüchtig in Augenschein zu nehmen, überschritte weit die Grenzen eines Tages. Man wird bei einem selbst wochenlangen Aufenthalt in dieser Gegend die Fülle des Sehenswerthen nicht erschöpfen.

Immer und immer wieder wird der Naturliebhaber den Seen von Killarney und ihrer Umgebung neue interessante Seiten abgewinnen. Täglich dringt er tiefer in die Geheimnisse dieser eigenartigen Natur ein, und was sich seinem Verstande entzogen, das offenbart sich seinem Herzen. Die Poesie des Landes, die dem Schoße, dem sie entsprossen, ihre Eigenart entlehnt, kommt ihm zu Hilfe. Den nationalen Weisen lauschend, lernt er die Sprache des tosenden Wasserfalls verstehen; das vieltönige Echo verräth ihm das Geheimniß der Felsenklüfte, während der träumerisch plätschernde See Sage um Sage, Legende um Legende, Bild um Bild vor seinem inneren Bilde entrollt, und das gedämpfte Brausen des unfernen Meeres, von kräftigen Salzkräften über die Berge getragen, ihm, unter Zustimmung des rauschenden Waldes, seine ewige Botschaft verkündet.

Die drei Killarney-Seen sind eigentlich ein einziger, von denselben Wassermaßen gebildeter See, dessen bergige Ufer sich an zwei Stellen derart gegen einander drängen, daß nur ein schmaler Wasserstreifen sich zwischen ihnen hindurch wendet und drei gesonderte Wasserbeden zu Tage treten. Der Umstand, daß jeder der Seen in Gestalt und Umgebung seinen eigenen, bestimmt ausgeprägten Charakter trägt, erhöht noch die Illusion.

Der nördlichste der Spiegel, Lower Lake — unterer See — oder Loch Leane — bietet dem Auge, das einen weiten Gesichtskreis liebt, den Anblick einer ausgedehnten Wasserfläche, der von den vielen, meistens in reichliches Immergrün gekleideten, wie Venen hingestrenten Inseln nicht beeinträchtigt wird; die zwei anderen sind weit kleiner.

\*) „Denn wenn die letzte Aprilsonne dunkelt, säumen die Seejungfrauen sein Rosh für ihn, der in dir, leuchtender See, wohnt.“

Nachdruck verboten.

### Marie Antoinette.

Zum hundertjährigen Gedentage ihres Todes.

Von Georg Mallowksky.

Mit fünf Portraits. — Siehe Seite 160.

**E**s giebt Lichtgestalten in der Geschichte der Völker, mit denen der Historiker nichts anzufangen weiß, weil sie, bei Lebzeiten von Haß und Liebe gleich heiß unwoigt, für die Nachwelt von dem Glorien-Schein des Märtyrertums umwoben bleiben. Es sind das leidende Figuren, an denen der Forscher ohne besonderes Interesse vorübergeht, die Thatfachen und ihre kräftigeren Triebfedern überschägend. Der Poet verweilt gerne bei ihnen, weil sich das Gewirr der Geschehnisse in ihrem Gesichte ruhiger und klarer spiegelt. Sie sind des Künstlers

Lieblinge, denn leidverklärt ersparen sie ihm die Mühe des Idealfiktions.

Eine Ergänzung der Geschichte Marie Antoinettes aus den gleichzeitigen Memoiren-Werken ist ein vergebliches Unterfangen, maßloser Haß oder grenzenlose Liebe für die Feder ihrer Zeitgenossen. Aufrichtiger sind der Zeichenstift und der Pinsel des Künstlers, und wenn wir uns heute, am Todestage der unglücklichen Königin, seiner Führung anvertrauen, gelingt es vielleicht, den Schatten Marie Antoinettes statt mit der traditionellen Glorie mit einem Schein wirklichen Lebens zu umkleiden.

Der Kupferstich des Engländers Popwood (1) kennzeichnet sich selbst als eine nachträgliche Reconstruction der äußeren Erscheinung einer Fürstin, die zur Zeit der bourbonischen Restauration neues Interesse gewonnen hatte und wohl geeignet erschien, einem Kalender als Titelbild zu dienen. Es handelt sich hier um ein Ideal-Portrait, das sich an die überlieferten Gesichtszüge anlehnt, im übrigen aber selbst der Kostüm-Treue entbehrt.

Glaubwürdigeren Aufschluß über Erscheinung und Wesen Marie Antoinettes geben die beiden Portraits des Italicners Siccardi (2 u. 3). Sie sind Marfsteine in der Entwicklung der Frau und der Fürstin. Der Einzug der Tochter Maria Theresias in das Land, dessen Königin sie einst werden sollte, stand unter keinem Glück verheißenden Stern. Bei der Einsegnung ihrer Ehe mit dem Dauphin ging ein heftiges Gewitter nieder, und bei dem Feuerwerk, das den Schluß der Vermählungs-Feierlichkeiten bildete, wurden über hundert Menschen im Gedränge erdrückt und mehr als tausend verwundet. „Ich kann nicht mehr schlafen,“ schrieb die junge Frau an ihre Mutter, „immer habe ich diese Menge von Opfern vor Augen, wozu wir der Anlaß gewesen sind. Der König und die ganze königliche Familie verdoppeln ihre Güte gegen mich, aber ich bin untröstlich.“ Es schien übrigens, als wären die übeln Vorzeichen bedeutungslos gewesen. Die Pariser berauschten sich förmlich an der blonden Schönheit ihrer zukünftigen Fürstin, und der alte Herzog von Brissac konnte, auf die schaulustige Menge hinweisend, die sich im Tuilerien-Garten drängte, ausrufen: „Madame, Sie sehen hier zweihunderttausend Verliebte.“ Nur der Gatte schien den Geschmack seines Volkes nicht zu theilen, aber was sich als kalte Unempfindlichkeit gab, war nichts als angeborene und anerzogene Schüchternheit.

Inzwischen kam man der anmuthigen Habsburgerin am Hofe Ludwigs XV. mit großer Liebendwürdigkeit entgegen, und Marie Antoinette war über die dort herrschenden Zustände genügend durch ihren Lehrer, den Abbe von Vermon, unterrichtet, um jeden Anstoß zu vermeiden. „Der König erweist mir tausend Freundlichkeiten,“ schrieb sie, „und ich liebe ihn zärtlich, aber die Schwäche, die er für Madame Dubarry hat, ist zum Mitleid haben; sie ist das einfüßigste und frechste Geschöpf, das sich denken läßt. Sie hat jeden Abend mit uns in Marly gespielt, sie kam zwei Mal mir zur Seite, aber sie hat nicht mit mir gesprochen, und ich habe mich nicht gerade bemüht, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen; doch wenn es nicht anders möglich war, habe ich gleichwohl mit ihr gesprochen.“ Die endlich errungene Liebe des Gatten half dann der jungen Fürstin über manche Unzuträglichkeit des Hoflebens fort, und ihr mädchenschaftlicher Frohsinn fand in Versailles so viele Bewunderer, daß Maria Theresia ihr am 1. November 1770 eine kleine Warnung zukommen ließ: „Ich bitte Sie als Freundin und zärtliche Mutter, die aus Erfahrung spricht, lassen Sie sich keine Komalance zu Schulden kommen, sei es hinsichtlich Ihres Äußeren, sei es hinsichtlich der Repräsentation. Sie werden es bereuen, aber zu spät, meine Rathschläge vernachlässigt zu haben.“

Am 10. Mai 1774 starb Ludwig XV., und Ludwig und Marie Antoinette sanken in die Kniee und beteten: „Leite und beschütze uns, Gott! Wir sind zu jung, um zu regieren!“ Eine der ersten Regierungs-Handlungen Ludwigs XVI. war die Schenkung von Klein-Trianon an seine Gemahlin. Marie Antoinette war mit ihren 18½ Jahren ein Kind und betrachtete das reizende Geschenk als ein Spielzeug. Sie ließ sich den Garten à l'anglaise einrichten, den Fußboden des Schloßparks mit Strohmatten belegen, den Rasen mit Waldblumen bespflanzen und lebte sich, vom leidigen Etikette-Zwang befreit, in eine Art Schäfer-Idyll hinein, für das die Zeit zu ernst war. Was man der Dauphine zu gute gehalten hatte, verdachte man der Königin. Man fing an, die für ihr Lieblingsplätzchen aufgewendeten Summen als Verschwendung zu bezeichnen und hinter harmlosem Getändel frivole Gefallsucht zu argwöhnen. Maria Theresia hatte nur zu Recht gehobt mit ihrer Warnung.

Am Schlusse dieses Abschnittes im Leben der Königin steht das der Zeit nach frühere Portrait Siccardi's (2). Es stellt Marie Antoinette in dem Kostüm dar, das sie in Klein-Trianon zu tragen liebte. Im leichten Strohhut, die zarte Gestalt von duftigem Musselin umflossen, schritt sie lachend und plaudernd, von wenigen Hofdamen begleitet, über die Kieswege ihres Tuscolums und vergaß die Königin über der lebenslustigen, unterhaltungsbedürftigen Frau. In den schönen, ausdrucksvollen blauen Augen leuchtete jene leicht erregte Empfindung, die sie einst zu Herrn von Ségur sagen ließ: „Ich mag nicht, daß jemand unzufrieden von mir geht.“ Hinter der breiten, freien Stirn liegt mehr Offenheit, als kluge Berechnung, und um den feint geschnittenen Mund spielt anmuthige Laune, die reizt, ohne zu verletzen. Die ganze zerklüftete Gestalt umweht mädchenhafte Grazie. Die Hände und Füße der Königin, besonders aber ihr leicht schwebender Gang erregten selbst die Bewunderung der verwöhnten Franzosen.

Das zweite Portrait Siccardi's (3) verkörpert die Heldin der bekannten Halsband-Geschichte. — Die Stimmung des Volkes war umgeschlagen, und Marie Antoinette ist hierbei nicht von Schuld freizusprechen. Ihr lebhaftes Naturell hatte Geschmach gefunden an den Vergnügungen des Hofes, sie trat bei Liebhaber-Vorstellungen als Kammermädchen auf und besuchte, schlecht verkleidet, die öffentlichen Maskenbälle in Paris. Am 1. October 1776 schrieb ihr Maria Theresia: „Sie gehen sehr leicht über die Armpfängen hinweg und wollen nicht daran erinnert sein. Eine Souveränin erniedrigt sich, wenn sie sich so schmückt, und noch mehr, wenn sie dies bis zu so beträchtlichen Summen treibt und zu welcher Zeit! Ich sehe nur zu sehr diesen Geist der Perfruchtung; ich kann nicht schweigen, denn ich liebe Sie zu Ihrem Besten, nicht, um Ihnen zu schmeicheln. Verlieren Sie nicht durch Leichtfertigkeiten den Credit, welchen Sie sich anfangs erworben haben! Man weiß, daß der König sehr mächtig und besonnen ist; also wird der Fehler an Ihnen hängen bleiben. Ich wünsche nicht, einen solchen Wechsel zu überleben.“





1. Nach einem Kupferstich von Hopwood.

zeitlich, auf's neue sich preiszugeben und nachts nach Paris zu gehen, den König allein lassend." 1780 starb Maria Theresia, und die junge Königin hatte ihre treueste und klügste Beraterin verloren. Die Unschuld Marie Antoinettes in der unseligen Halsband-Geschichte wurde auf das Glänzendste erwiesen, aber das Volk hatte schon kein Interesse mehr an der Rechtfertigung der Königin und begleitete den wider den Willen des Hofes freigesprochenen Cardinal Roban im Triumphe nach seinem Palaste. Der betrogene Gek wurde zum Märtyrer, und als man erfuhr, daß der Hof ein Pamphlet der nach England entkommenen Gräfin Lamotte für eine große Summe gekauft hatte, hielt man es für gut, trotz der sorgsam geführten Untersuchung an die Schuld der Königin zu glauben. In dem um diese Zeit gemalten Portrait Siccardi's ist das mädchenhaft Frische aus den Zügen der Königin verschwunden. Das längliche Oval des Gesichtsumrisses hat sich gerundet, das unbestimmt Seelenvolle des Auges hat einem feinen selbstbewußten Blicke Platz gemacht, und in den leicht aufwärts gezogenen Mundwinkeln macht sich statt der anmuthigen Schalkhaftigkeit Neigung zu spöttelnder Koketterie bemerkbar.



3. Nach einer Miniatur von Siccardi.



2. Nach einem Portrait von Siccardi.



5. Nach einer Zeichnung von Favre Duffre. Fünf Portraits von Marie Antoinette. Siehe Seite 159.



4. Nach einer Zeichnung von Bernard.

Zwei Jahre später wiederholen sich diese mitterlichen Vermahnungen: „Die Bälle in Versailles sind schidlich, und man darf sich da wohl zerstreuen, aber die in der Oper sind es durchaus nicht. Sie haben schon im vergangenen Jahre die Unschidlichkeit begangen, diese zu besuchen, was mir den größten Kummer verursacht hat; aber in diesem Jahre, wo wir so große Hoffnungen für Frankreich hegen, wäre es unver-

Die im Anfang der achtziger Jahre von Bernard, dem Schreiber Marie Antoinettes, angefertigte Federzeichnung (4) giebt das Bild des voll aufgeblühten Weibes, der Königin im stolzen Bewußtsein ihrer Schönheit. So mag sie, beinahe ein volles Jahrzehnt später, noch Mirabeau bezaubert haben, als er ihr mit dem Ausruf: „Madame, die Monarchie ist gerettet!“ die Hand küßte und an einen Freund schrieb: „Die Königin ist der einzige Mann, den der König um sich hat.“ So mag sie, den Dauphin auf dem Arm, auf dem unglücklichen Bankett erschienen sein, das die Leibgarden dem Regiment von Vlandern in Versailles gaben. Die Damen des Hofes vertheilten weiße Kolarben, und die betrunkenen Helden sangen mit heiserer Stimme: „O Richard, o mon roi, l'univers l'abandonne.“ — Die Königin liebte die thurm hohen Frisuren, und während die Frauen von Paris ihr zum Hohn eine Haartour collier de la reine und à la Cagliostro trugen und einen chapeau couleur du cardinal sur la paille erfanden, ließ sie sich von dem Coiffeur Varenneur das Haar in gewaltigen Puffstoden arrangiren, aus deren Höhlungen die Portraits ihrer fünf Kinder hervorlugten.

Die Zeichnung von Favre Duffre (5) zeigt die Königin im Kostüm der Flucht nach Varennes. So wurde sie von dem wüthenden Pöbel mit ihrer Familie nach Paris zurückgeführt, mit der Parole: „Wer die Königin verhöhnt, wird geprügelt,

wer sie grüßt, wird gehängt.“ Der einfache Knecht à la Chinois beschattete das glanzlos gewordene, von thürnen-schweren Lidern bedeckte Auge, und das streng umrissene Profil zeugt von jenem Duldermuth, der noch so viel Gelegenheit zur Bethätigung finden sollte.

Marie Antoinettes Lebens- und Leidensgeschichte, der am 16. October 1793 auf dem Schafott das blutige Schluskapitel geschrieben ward, ist ein Drama, das nur in seiner allmältigen Entwicklung verstanden wird. Die äußeren Ereignisse sind leicht zu überblicken und allgemein bekannt, aus unseren fünf Portraits aber mag sich mosaikartig das Bild einer Fürstin zusammensetzen, die zu sehr Weib war, um ganz Königin sein zu können.

Nachdruck verboten.

### Rosen und Trauben.

Zu dem Bilde von Catharina Klein, Seite 157.

Vor etwas mehr als drei Jahren fielen auf der Ausstellung des Vereins der Berliner Künstlerinnen drei neben einander hängende Aquarelle sofort auf, die sämmtlich den erfreulichen Vermerk „Verkauft“ trugen.

Eines davon war in den Besitz des Kaisers, das andere in den eines unserer berühmtesten Portrait-Maler übergegangen, das letzte Eigenthum einer kunstsinigen Dame geworden. Der Name der noch jugendlichen Malerin der drei Bilder, Catharina Klein, die hiermit zum ersten Male ausstellte, war im größeren Publicum fast unbekannt.

Fräulein Klein hatte es bisher verschmäht, an die Oeffentlichkeit zu treten, aber der große Erfolg, der diesen ersten Leistungen zu theil wurde, belohnte ihre bisherige Zurückhaltung. Von nun an nahmen ihre Blumenstücke auf den bedeutenderen deutschen Ausstellungen, wie theilweise auf denen des Auslandes — auch in der Frauen-Abtheilung in Chicago befand sich ein Bild — einen berechtigten Platz ein. Allen ihren Schöpfungen ist ein feiner Reiz eigen; dieser beruht zum Theil in der besonderen Technik, einer Zusammenziehung von Aquarell und Gouache-Malerei, welche die Malerin, ohne an irgend ein Vorbild sich anzulehnen, als ihre eigene Erfindung für sich in Anspruch nehmen darf, zum Theil in dem graziosen Arrangement, der wirkungsvollen Vertheilung von Licht und Schatten, der überaus feinen Zusammenstimmung der verschiedensten Farbentöne. Die Künstlerin geht nicht auf eine möglichst getreue Wiedergabe der Natur, sondern auf eine idealisirte Naturwahrheit aus. Sie erlaubt es sich deshalb auch, zu Gunsten der malerischen Wirkung die natürlichen Farben etwas zu modificiren, z. B. ein allzu grelles Grün abzudämpfen oder in's Grüngrau zu lösen, andere Effecte wiederum zu steigern, und bei scheinbar flüchtiger Behandlung von Einzelheiten arbeitet sie dennoch die charakteristischen Merkmale auf's Schärfste heraus.

Die Blumen sind in ihrer vollen Frische und Frische, ihrer anmuthigen Beweglichkeit, mit ihrem Duft könnte man fast sagen, und mit der umgebenden Luft gemalt. Durch die eigene Manier, den Hintergrund stark zu tönen, erscheinen sie von ihm losgelöst und durchaus körperlich.

Die verschiedensten Blumen hat die Künstlerin so mit ihrem Pinsel nachgebildet, vor allem ist es aber doch die Rose in den mannigfaltigen Arten, die sie sich als Studien-Object gewählt hat und immer neu zu gestalten weiß. Ihre Rosen nebst Trauben haben wir deshalb auch für die Reproduktion gewählt, da sie, soweit es der Holzschnitt erlaubt, das Besondere von Catharina Klein's Kunstschaffen erkennen lassen. Die Rosen, prächtige Exemplare, zeigen die zarte Durchsichtigkeit der Natur; durch die großherigen, tiefbunten Trauben, mit denen sie zusammengestellt sind, erhalten sie die wirksamste Jolle. Auf dem Weinlaub glaubt man das wechselnde Spiel von Licht und Schatten bemerken zu können. Originell wirkt das Arrangement, das ohne Abschluß sich über den ganzen gegebenen Raum erstreckt und ihn ungezwungen füllt.

G. C.



**Laura und Lorelei, Schlesien.** — Wodan führte, wie Dr. Wittenberg in Berlin erklärt, wegen des Geföhles, mit dem sein wildes Heer über die Länder zog, den Namen der Lorei, abgeleitet von dem alten deutschen Worte loren gleich heulen, schreien, wie seiner Gattin Bertha oder Holla aus dem gleichen Grunde der echt deutsche, erst in das Lateinische übertragene Name Laura zutritt. Da nun Wodan zum Könige der Zwerg wurde, die Klagen und Jammernd durch die Lande ziehen, gewinnt man eine Erklärung für den Namen der Lorelei als des Berges, in dem die Zwerg loren, womit die Bauern der betreffenden Rheingegend das Echo bezeichnen, während sie von einer Göttin Laura oder Lora nichts wissen.

**L. C. C., Donabrid.** — Ueber die Influxenza wird schon im Januar 1817 aus St. Helena von einem der Napoleon I. zugewiesenen Beamten berichtet: „Die Stechlichtheit ist hier leider seit einiger Zeit sehr groß. Die Entzündungen kommen sehr häufig vor und sind kritisch. In vier Tagen ist man entweder todt oder außer Gefahr. Man nennt die Krankheit ‚Influxenza‘. Sie ist durch die Trockenheit verursacht und herrscht seit einigen Monaten.“

**Frau Edle v. J. Reichenberg.** — Gewiß ist das Fußball-Spiel keineswegs gefahrlos, namentlich nicht unter rohen und beruhschwigen Spielern. Nach einer zuverlässigen Statistik der letzten drei Jahre starben in England nachweislich an den während des Spieles erlittenen Verletzungen nicht weniger als 71 stöhende Jünglinge. Es waren ferner zu verzeichnen: 121 Beinbrüche, 33 Armbrüche, 54 Schlüsselbein-Brüche, 158 andere Verletzungen, sodas die Gesamtzahl der Getödteten und Verletzten 487 betrug. Als Todesursachen werden in den meisten Fällen „Führtritte in den Unterleib, in die Magenröhre, gegen das Rückgrat oder gegen den Kopf“ angegeben. Nichtsdestoweniger finden wir das Spiel unter der Beobachtung guter Aufsicht für gesunde Knaben ganz empfehlenswert. Ist diese vorhanden, können Sie Ihren Sohn sich wohl unbesorgt an dem Club theilnehmen lassen.

**Frau Dr. A. Vins.** — Die gebildete Amerikanerin raucht ebensowenig öffentlich wie die Deutsche. Sonst kann ja eine Cigarette in Ehren niemand verwehren, allein es sind nicht nur die vorurtheilsvollen Männer, denen, wie Sie meinen, das Rauchen der Frauen stets mehr oder weniger unympathisch ist, sondern gerade die feinsinnigen, welche die Frau vor allem hoch stellen.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 21. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¼ M. Berlin, 1. November 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Von Emile Erhard.  
Mit Illustrationen von René Reinicke.  
(Fortsetzung.)

Im Jahreskleidchen.

Gretchen's erster Winter war hart und lang gewesen, ihr aber ganz gut bekommen, denn die besorgte Mama hatte das Kind in den wärmenden, langen Tragkleidchen belassen. Infolge dessen war aber von Gehversuchen abgesehen worden. Wenn einmal irgend ein Unverständiger sich wunderte, daß das große, starke Kind noch gar nicht von den eigenen Beinchen Gebrauch machte, so hieß es: das ist ein Glück, sonst bekäme es bei seiner Schwere und Fülle krumme Beine.

Am ersten Geburtstage überraschte die Großmama Kind und Eltern mit dem ersten kurzen Kleidchen, zu dem sie heimlich Maß genommen. Sie war aber doch in Sorge, ob es nicht wieder verpaßt sei wie die „füßen“ Hemdchen und „goldigen“ Jäckchen, die freilich nicht einmal nach Augenmaß, sondern aus freier Phantasie der Tanten gearbeitet worden waren. Da nun der Tag warm und die Neugier groß war, so wurde gleich Anprobe gehalten. Das Kleidchen saß „prachtvoll“, nicht wie bestellt, sondern wie ausgesucht.

Tante Magchen hatte ein Bilderbuch und Tante Lieschen eine Puppe geschenkt. Diese Puppe aber war schwarzäugig, wie Tante Lieschen selber, und extra so bestellt. Puppen haben nämlich, wie die Neugeborenen,

alle blaue Augen. Beide Tanten waren sehr gespannt auf den Effect ihrer Geschenke.

Gretchen saß im kurzen Kleide, mit rothen Schuhen an den Füßchen, auf ihrem leibeigenen Teppich und nahm Huldigungen und Geschenke in Empfang wie eine Herrscherin.

Zuerst die Puppe. Es muß vorausgeschickt werden, daß Gretchen schon sehr wortreich war, aber weder in der üblichen Kindersprache, noch von sich in der dritten Person redete.

Sie betrachtete die Puppe stumm mit großer Aufmerksamkeit. Tante Lieschen wollte der Entscheidung vorgreifen: „Aber Gretchen, was sagst Du denn dazu?“ fragte sie, sich niederbeugend.

Gretchen sah die Tante an, sah die Puppe an, berührte mit einem Fingerchen ein Auge der Tante, stieß in das der Puppe und sagte wegwerfend:

„Tante Liese kann ihre zumachen,“ und ließ die Puppe fallen.

Vergleich, Kritik und Compliment in wenig Worten. War Gretchen etwa kein Wunderkind?

Das Bilderbuch machte mehr Effect als die Puppe. Einem darin enthaltenen Neger hielt sie die Hand vor die dicken Lippen und forderte: „Auspucken“, wie man zu ihr sagte, wenn sie einen Kirschkern oder dergleichen im Munde hatte, und als sie das Bild einer Mulattin zu Gesicht bekam, rief sie animirt: „Lotte, Lotte!“

Charlotte, die Amme, nahm den Vergleich zwar sehr übel, die Nähnählichkeit konnte aber nicht geleugnet werden.

Die Tanten aber hatten einen feinen, individualisirenden Künstlerblick in Gretchen entdeckt und

stürzten ihrem aus dem Dienst heimkehrenden Schwager bis in den Flur entgegen, um ihm zu erzählen, daß in dem Wunderkind eine Künstlerin stecke.

Der Papa freute sich natürlich sehr darüber und fragte, in sein Zimmer tretend, das sich neben dem befand, worin das Geburtstagskind inmitten seiner Schätze auf dem leibeigenen Teppich saß: „Wo ist denn aber mein kluges Kind?“

„Da!“ antwortete Gretchen, erhob sich und ging dem Papa entgegen, als ob ein erster Gang kein Kunststück wäre. „Die dummen langen Röcke haben es bisher gehindert,“ sagte der Papa stolz.

Die Tanten schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und liefen diesmal in die Küche, um das neueste Wunder zu verkünden. „Es hat doch Genie für alles!“ sagte Charlotte.

### Die Ruthe.

Es half nichts, — Gretchen mußte die unangenehme Bekanntschaft machen. Die Amme war entlassen und durch ein Kindermädchen „Mimi“ ersetzt, und mit Mimi konnte Gretchen sich nicht arrangiren. Es ging ja schon mit der Mama schlecht genug, aber mit der phlegmatischen, schwerbegreifenden Mimi ging es gar nicht. „Respect muß sein,“ entschied der Papa



Aus dem Leben eines Wunderkinds.  
Gretchen nahm Huldigungen und Geschenke in Empfang wie eine Herrscherin.



und kaufte eine Ruthe. Mit dem Band der Natur und der Sympathie allein machte es sich nicht.

Nach der ersten Bekanntschaft mit der Ruthe fühlte sich Gretchen sehr unbehaglich.

Es war am Sonntag Morgen gewesen. Nachmittags ging Mimi mit einer Freundin aus, nachdem sie in der Kammer der Köchin die Pantoffeln mit einem Paar funkelnelener Stiefel vertauscht und ein Corset angelegt hatte, um das neue Kleid mit der engen Taille zuzubekommen. Sie sah sehr schön und gepeinigt aus.

Gretchen vermiste Mimi in ihrer Pracht nicht, sie hing heute ganz andern Eindrücken nach. Um 6 Uhr erschien Mimi wieder, noch im Sonntag-Nachmittag-Ausgeh-Staat, um das Nöthige für die Nacht herzurichten. Gretchen hatte auch noch ihr Sonntagskleid an; beide schienen sich indes nicht glücklich darin zu fühlen. Mit ihren klugen, schwarzen Augen verfolgte Gretchen aufmerksam und neugierig Mimis Thun, wie diese beim Bettmachen ächzte, welche kleine peinliche Schritte sie machte, sie, die sonst so bequem ausschritt, und wie vorsichtig sie sich setzte. — „Mimi,“ fragte das Kind, wissenschaftlich interessiert, „Du hast wohl auch mit der Ruthe bekommen?“

#### Kommt er?

Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß es mit Tante Lieschens Autorität trotz der Ruthe schlecht bestellt war. Gretchen wußte nämlich ganz genau, daß Tante Liese das unangenehme Instrument selber verabscheute, nie handhabte und höchstens nothgedrungen damit drohte.

Wenn es regnete oder der Ostwind ging, durfte Gretchen nicht spazieren gehen und war dann stets bei schlechter Laune. An einem solchen Morgen war Mama einmal nach Potsdam gefahren, um eine Bekannte zu besuchen. Papa befand sich alle Morgen im Dienst und Tante Liese, um Gretchen zu hüten, in Mamas kleinem Cabinet, das durch eine Portiäre mit dem Salon verbunden war und jenseits dieser den Blick in Papis Zimmer gestattete. Das Kind hatte den langen Morgen unter allerlei Unarten hingebacht, nun wußte es keine mehr, und der Vormittag war immer noch nicht zu Ende. Die Tante las; ihre Unterhaltungs- und Erfindungs-gabe war offenbar erschöpft. Seit zehn Minuten hatte sie auf Gretchens immer energischer ausgestoßene Forderung: „Was anders, Tante Lieschen,“ nichts mehr erwidert. Gretchen versuchte es nun mit Weinen und steigerte dies allgemach bis zum Brüllen. Vorstellungen seitens der Tante, Tänze einiger Gegenstände, wie Hampelmännchen, Garnknäulchen und dergleichen vor Gretchens Nase, — schließlich die Drohung mit der Ruthe, erwiesen sich als längst verbrauchte Wixe. Tante Liese gerieth in Verzweiflung, sie wußte weder ein noch aus, Ergebung schien das einzige, was hier übrig blieb.

Denn Gretchen hatte Gesichtsmaske am Brüllen gefunden und setzte es fort. Acht bis zehn Minuten, — eine Viertelstunde —. Sie war ja schon als Säugling Virtuosa darin gewesen.

Die Tante verfolgte sehnsüchtig den Zeiger der Uhr; jeden Augenblick konnte der Schwager aus dem Dienst kommen, und dann, das wußte sie, hörte das entsetzliche Geheul von selber auf. Da, — war das nicht des Schwagers sporenflirrender Schritt? Sie beugte sich vor, um an der Portiäre vorbei in das dritte Zimmer zu sehen. Gretchen, aus ihrer Ecke brüllend, beobachtete die Tante genau, sie begriff deren Bewegung, hörte mit Schreien auf und fragte verwundert: „Kommt er schon?“ Mit dem Humor der Verzweiflung antwortete Tante Lieschen: „Noch nicht, Du kannst weiter brüllen.“ Und Gretchen setzte genau da ein, wo sie unterbrochen worden war und brüllte weiter.

Nach einer Weile guckte die Tante wieder um die Portiäre. „Kommt er nun?“ fragte Gretchen, in einer brillanten Cadenz kurz abschnappend. „Noch nicht!“ war die Antwort. Gretchen fand diesmal den rechten Ton nicht und setzte mehrmals an; endlich mit einem Doppelschlag, der fast wie Gähnen klang, gelang die Fortsetzung.

Noch einmal versuchte die Tante eine Unterbrechung durch Umschauen nach dem Ausbleibenden. Die Wirkung war dieselbe; das Kind blickte die Tante aufmerksam an, diese aber sagte resignirt: „Schrei nur ruhig weiter, er kommt immer noch nicht.“

Es folgte ein stark schwankender Ton. Der Anfaß war wahrscheinlich zu hoch genommen, denn Gretchen setzte ab, räusperte sich und versuchte es mit der tiefen Quinte. Es war wieder nichts, — sie mußte husten. Noch einmal in der hohen Terz, — sie blies die Baden auf, — es kam nicht in Gang. Empört wandte sie sich an die Tante. „Nun kann ich nicht mehr, Tante Lieschen, das hast Du nun davon.“

#### Nicht ganze Masse!

Aus Furcht, ihr Kind zu ‚verfüttern‘, hielt die Mutter dieses sehr knapp. Kein Wunder, daß es immer hungrig

war und in den Ruf der Gefährlichkeit gerieth. Daß es nicht gerne abgab, hing auch damit zusammen.

Es gab nicht einmal gerne von der Obertasse in die Untertasse ab, wenn seine Milch auf diese Weise von Mimi gekühlt wurde, sondern rief immer ängstlich besorgt: „Nicht ganze Masse! Nicht ganze Masse!“

An Mamas Geburtstag war es Gretchen verheißen, mit der süßen Speise zugleich beim Diner zu erscheinen, und, wenn das Kind sehr artig sein würde, auch etwas von der Speise zu bekommen. Es gab Götterpeise, bestehend aus Schlagfahne, Pumpernickel und Erdbeeren, eine Composition, die auch Tante Lieses Herz in Wonne erbeben ließ.

Die Köchin hatte erlaubt, daß Gretchen draußen den Finger in den weißen Schaum stecken und kosten durfte. Das Gleichniß vom Tiger, der Blut geleckt, gewährt einen matten Begriff von dem Zustand, in dem Gretchen bei der Tafel erschien. Aber sie hielt Contenance, denn sie war klüger als der Tiger und wußte, daß der Genuß wirklich von ihrer ‚Artigkeit‘ abhing. Die Götterpeise erschien und ging, von dem Diener präsentirt, von Einem zum Andern, und der köstliche Schaum sank mehr und mehr zusammen. Mit funkelnden Augen, mit brennenden Wangen und pochendem Herzen verfolgte Gretchen, auf der Mutter Schoß sitzend, das Abnehmen der Speise. Hin und wieder flog das Köpfchen zu ängstlicher Frage herum, das Händchen faßte krampfhaft der Mutter Wange, aber auf das warnende „fi! fi!“ zügelte das Kind stets wieder Begierde und Besorgniß. Jetzt kam die Schüssel an Tante Liese. Diese fuhr zweimal mit dem Löffel in den Schaum; aber es blieb doch noch die Hälfte davon stehen. Und nun reichte der Diener die Platte der nächsten Person. Diese war Better Otto, der Cadett, dem es ähnlich erging wie Gretchen; nur besaß er mehr Freiheit und kam eher an die Reihe. Nach zwei Löffeln wollte der Diener die Schüssel zurückziehen, aber der Cadett hielt fest, — Gretchens Augen durchbohrten den Unerfättlichen; — er fuhr zum dritten Mal in den Schaumberg, — wie klein der geworden war, — und noch einmal! — Er nahm vielleicht alles — — —

„Nicht ganze Masse! Nicht ganze Masse!“ schrie das Kind. Alle folgten seinen Blicken, und der Cadett legte beschämt den Löffel nieder.

#### Siehst Du wohl, Milachen!

Am liebsten hielt sich Gretchen bei der Mutter auf. Besonders gern saß sie daneben auf einem Bänkchen, wenn die Mutter nähte, und that es ihr nach. Anfänglich erhielt sie eine Stopfnadel mit einem Faden ohne Knoten und einen Lappen dazu.

„Jetzt nähen wir ein Kleid, Milachen,“ sagte Gretchen befriedigt. Das Verhältniß war nämlich ein sehr kameradschaftliches; Gretchen nannte ihre Mama wie der Papa: Milachen. Sie zog den Faden eine Weile durch, betrachtete dann den Lappen, fand keine Veränderung und kam der Sache bald auf die Spur. Sie band ein Streichhölzchen an das Ende ihres Fadens. Das hielt ihn fest. Nun ging die Sache ganz anders; der Lappen krümmte und krauste sich, daß es eine Freude war.

„Siehst Du wohl, Milachen,“ sagte sie jedesmal befriedigt, „jetzt kann ich das schon viel besser als Du! Ich nehme aber auch neue Streichhölzchen dazu.“

Dann bemerkte sie einst, daß Mama Knöpfe an ihrer Arbeit befestigte. Flugs holte sie einen Knopf aus dem Arbeitskästchen und nähte ihn an die Portiäre. Er saß wie angewachsen.

„Siehst Du wohl, Milachen, das kann ich auch schon wieder viel besser als Du!“

Seitdem war niemand sicher vor Knöpfen.

Mimi fand den Scheuertappen mit Knöpfen besetzt, Papa seine Handtücher; Tante Liese entdeckte gar einen großen Hornknopf an dem Band ihres Strohhutes und bei einer Kaffeegesellschaft hatte Gretchen nicht nur die Mantillen der Damen heimlich mit Knöpfen garnirt, sondern auch je zwei Damen zusammengenäht und die Verbindung durch einen blanken Knopf von der Diener-Livree gleichsam besiegelt. Das Schlimmste aber war, daß Gretchen einmal Großmama an die Tischdecke genäht hatte, sodas diese beim Aufstehen alles herabzog, was auf dem Tische stand.

Wenn dann Mama mit großer Mühe das feste Nähwerk Gretchens austrennte, sagte diese stets sehr stolz: „Siehst Du wohl, Milachen, ich kann das weit besser als Du!“

#### Die kleine Pflegerin.

Mama lag zu Bette, und in der Familienwiege schlummerte ein zweites Töchterchen, — in ganz normalen Dimensionen. Die süßen Händchen und goldigen Füßchen kamen nun doch noch zu Ehren.

„Schau' Gretchen, wach' hübsches, lebendiges Püpp-

chen Du geschenkt bekommen hast,“ sagte ihr Tante Lieschen.

Gretchen hatte mit einem Jahr und sieben Monaten bereits Erfahrungen gesammelt und war bestrebt, sie zu verwerthen. „Ich will es durchhauen,“ erklärte sie demnach als Erstes.

„Das darfst Du nicht!“

„Dann kannst Du Deine Puppe wieder mitnehmen.“

Gretchen war nämlich der Ansicht, daß diese Sorte Geschenke alle von Tante Lieschen stammten.

Sie hatte ihre erste Puppe Tante Lieschen genannt und taufte diese zweite ‚Alexandrinestraße Nr. 14‘, nach der Wohnung der Tante. Es war eine Aufmerksamkeit ihrerseits, die aber nicht unbedenklich schien; denn die Leute nannten das Neugeborene bald alle ‚Nr. 14‘, was am Ende doch kein gutes Licht auf die Mutter warf. Gretchen ließ dann auch mit der Zeit die Nummer fort; bei der Alexandrinestraße blieb sie aber. Uebrigens machte sie sich gar nichts aus der Puppe, die sie nicht einmal durchhauen sollte. Ihr wurde dafür eine andere Genugthuung zu theil; sie durfte die Mama pflegen. Das that sie denn mit ungeheurer Zuversicht.

Die Mama war noch sanfter als sonst und wohnlich noch nachgiebiger.

Wenn Gretchen neben dem Bette der Mutter auf dem Sorgenstuhle saß, den ihr die Großmutter nachmittags auf ein Stündchen überließ, und den Gretchen nicht ohne Mühe erkletterte, dann fühlte sie sich wenigstens als soviel Autorität wie die Großmama, eigentlich mehr. Sie erlaubte und verbot der Mama nach eigenem Ermessen und war nie in Zweifel, wie die Großmama es doch mitunter war. Das machte, sie hatte ein enormes Zutrauen zur eigenen Kraft und Weisheit.

Einmal seufzte die Mama und sagte: „Wie schön muß es heute im Garten sein!“

Da klopfte Gretchen mit der kleinen runden Hand tröstend die blaffen Finger der Mutter und beruhigte sie mit den Worten: „Sei nur ruhig, Milachen; wenn Du hübsch artig bist, trage ich Dich auch in den Garten!“

#### Philosophie oder Sauf-Genie.

Daß Gretchen ein Wunder und Genie war, stand fest; selbst der Reid konnte an dieser Thatfache nichts ändern, da keines der Altersgenossen den Vergleich mit ihr aushielt. Es wurden aber Prophezeiungen daran geknüpft, wie: Wunderkinder werden nicht groß; sie sind eine Plage für jedermann; wer weiß, nach welcher Richtung sich dieses unnatürliche Genie ausbildet u. s. w. Als Gretchen 2 1/2 Jahre alt war, gerieth sie durch einen Zufall vor einen großen Spiegel, der bis zur Erde reichte. Sie betrachtete ihr Spiegelbild sehr aufmerksam und ernst, ohne etwas zu äußern.

„Wer ist das?“ fragte die Großmama.

„Das bin ich!“ erwiderte Gretchen mit großer Sicherheit und Ruhe, um nach einer kleinen Pause in derselben Weise hinzuzusetzen: „Und ich bin ich!“

„Mehr wußte Hegel auch nicht,“ sagte der Papa.

Er schien nach dieser Aeußerung kaum zu bezweifeln, daß sich das Genie in philosophischem Scharfsinn Bahn brechen würde.

Ein halbes Jahr später wurde ihm ein anderes Prognostikon gestellt.

Es hatte scharf gefroren, als Gretchen beim Spazierengehen im Thiergarten mit dem Papa und dessen Regiments-Commandeur zusammentraf. Der alte Herr ließ sich den Sproßling seines Rittmeisters vorstellen und redete Gretchen an. Dieses aber zollte dem Vorgesetzten seines Vaters keine Aufmerksamkeit, da just ein mit Eisschollen beladener Wagen an ihnen vorüber kam. „Ach Papa!“ rief Gretchen entzückt aus.

„Gefällt Dir das blanke Eis?“ fragte der Oberst freundlich.

„Nein!“ antwortete Gretchen kurz, setzte aber, zu Papa sich wendend und dem Eise sehnsüchtig nachsehend, hinzu: „Ach Papa! Die schöne Menge Eise, die wir in dem Wagen kalt stellen könnten!“

Erschreckt rief in seiner derben, drastischen Art der Oberst aus: „Hören Sie, Schönborn, da könnte mir Angst werden! In dem Rinde scheint ein Sauf-Genie zu stecken. Seien Sie froh, daß es kein Junge ist!“

#### Zu der Kirche.

Tante Lieschen war und blieb die Lieblingsstante. Und sie hatte immer noch sanfte, schwarze Augen und glänzende, blonde Köpfe und wohnte immer noch Alexandrinestraße Nr. 14 und ging immer noch Sonntags den himmelweiten Weg bis in die kleine Kirche am Köpenicker Felde und aß darauf bei Schwester Mila zu Mittag. Oft schon hatte Gretchen gebeten, die Tante in die Kirche begleiten zu dürfen, aber sie war stets mit der Redensart abgewiesen worden: „Ein andermal!“



Gretchen haßte dies „andermal“, denn es hatte für sie die Bedeutung von niemals. Einmal kam aber das „andermal“ doch. Tante Lieschen war am Sonnabend abends bei der Schwester gewesen. Als sie nach Hause gehen wollte, war ein arges Wetter losgebrochen, sodaß sie die Nacht dableiben mußte. Der nächste Morgen brachte den schönsten Sonnenschein, herrliche Frische ohne Wind, und Tante Lieschen beschloß, Gretchen mit in die kleine Kirche zu nehmen. Es war nur die halbe Strecke von hier, und ein Morgen-Spaziergang konnte für das Kind nur gut sein. So machten sie sich nun auf den Weg. Tante Lieschen war aber gar nicht so nett wie sonst bei Spaziergängen; das machte, sie legte einige Besorgnisse wegen Gretchens Kirchenbesuch und füllte den hübschen Weg mit langweiligen Ermahnungen aus. In ihrer Vorsicht begab sich Tante Lieschen auf den Chor, wo außer ihnen sich nur noch einige Soldaten befanden. Die Helme standen auf den Bänken, die Soldaten selbst lehnten an dem Geländer und sahen den Leuten unten auf die Köpfe. Tante Lieschen nahm auf einer leeren Bank Platz, Gretchen setzte sich daneben zu den Helmen. Es wurde schon gesungen, als sie eintraten, Tante Lieschen schlug ihr Buch auf und sang mit. Eine Weile hörte Gretchen zu; die Soldaten sangen auch, furchtbar laut; Gretchen war nicht sehr musikalisch, aber sie sang gern und um so lieber, je schiefes es ging. Hier kam es ihr ganz zwanglos schiefe vor; sie überlegte, welches von den drei Liedern, die sie kannte, am besten hierher passen würde, und begann dann plötzlich mit gefalteten Händen ganz laut: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wie—hie—der her, gib sie wie—hie—der her, — sonst wird dich der Jäger holen mit dem Schieß—gewehr.“

Die Soldaten drehten sich um, und Tante Lieschen verbot Gretchen das Mitsingen; sie dürfe nur zuhören. Das ging wieder für einige Augenblicke, langweilte Gretchen aber sehr, und sie liebäugelte mit dem nächststehenden Helme. Während die Tante aufstand und unten in der Kirche jemand laut sprach, zog Gretchen ihr Taschentuch, befeuchtete es auf die natürlichste Weise von der Welt und fing an die Helme zu putzen. Als Tante Lieschen sich umsah, war sie schon beim dritten.

„Tante Lieschen, werden die Soldaten sich freuen!“ rief Gretchen triumphierend. Die Tante aber zog sie erschrocken zu sich herüber, soweit wie möglich von dem Schauplatz ihrer Thaten weg.

Nun erstieg der Pastor die Kanzel und begann seine Rede. Die Kanzel befand sich gerade gegenüber, sodaß Tante Lieschen und Gretchen ihn genau sehen konnten. Es war derselbe Pastor, der vor drei Jahren Gretchen getauft hatte und dann noch einige Male bei ihren Eltern im Hause gewesen war. Gretchen kannte ihn aber nicht wieder, obwohl sie ihn bei der Taufe doch unverwandelt angesehen hatte; im Alter von 4 bis 6 Wochen sind die Eindrücke eben weder tief noch nachhaltig. Mit 18 Jahren ist das, selbst bei niedergeschlagenen Augen, schon anders. Tante Lieschen kannte den Herrn Pastor also, sie hörte ihn ja auch seit drei Jahren alle Sonntage predigen. Aber ansehen konnte sie ihn immer noch nicht recht, sie blickte noch gerade so schüchtern wie vor drei Jahren. Gretchen aber sah dem Herrn Pastor so scharf in das Gesicht wie damals, aber er blieb diesmal nicht in der Rede stehen, trotz des vis-à-vis der schwarzen Augen.

Uebrigens konnte Gretchen bei aller scheinbaren Aufmerksamkeit unmöglich ganz bei der Sache gewesen sein, denn es erscholl plötzlich in den etwas monotonen, langsamen Vortrag des Herrn Pastors die laute Frage ihrer hellen Kinderstimme:

„Tante Lieschen, ist Du lieber Hasenbraten oder lieber Vanillen-Sauce?“

Wieder sahen sich die Soldaten um; Tante Lieschen aber hätte ihre Zusammengehörigkeit mit dem Kinde gern verleugnet, wenn nur noch andere Leute außer ihr und den Soldaten auf dem Chore gewesen wären! Sie wurde vor Schreck erst blaß, dann roth und flüsterte Gretchen zu: „Ich habe Dir doch gesagt, daß man in der Kirche nicht sprechen darf.“

Das war nicht correct und bestrafte sich sogleich.

„Aber der Mann spricht doch immerfort,“ sprudelte Gretchen hinter der Hand der Tante hervor, die diese ihr auf den Mund preßte.

Als beide sich nach Hause begaben, und Tante Liese das Kind für sein unpassendes Betragen in der Kirche noch schalt, ging ein Mann an ihnen vorüber, der die Tante anredete. Es war wieder der Herr Pastor, und die Tante wurde wieder ganz roth und bat um Entschuldigung wegen der Störung in der Kirche und sagte, sie sei sehr unglücklich darüber.

Der Pastor erwiderte, er habe das bemerkt und sich erlaube, sie anzureden, um sie zu trösten; es sei aber besser, so kleine Kinder nicht mit in die Kirche zu nehmen. Die Tante preßte während seiner Rede Gretchens Hand so heftig, daß Gretchen laut „Au!“ schrie,

worauf die beiden anderen ein wenig lachten. Dann bat der Herr Pastor um Verzeihung, daß er nach so langer Zeit es gewagt, dem gnädigen Fräulein wieder entgegenzutreten, und murmelte etwas von „Entsagung und Herzeleid“, von einem „Kampf ohne Sieg“, und war verschwunden.

Tante Liese aber zog den Schleier und das Taschentuch vor und behauptete auf Gretchens Frage, der Wind treibe ihr Staub in Augen und Nase.

Es mußte dem Wind, von dem Gretchen nichts merkte, außerordentlich Mühe machen, nach dem starken Regen vom Abend zuvor noch Staub für Tante Lieschens Augen und Näschen herbeizuwehen.

#### Auf der ersten Reise.

Kurze Zeit nach ihrem Kirchenbesuche betrat Gretchen zum ersten Mal auch einen Bahnhof. Man kann sogar sagen, bei Gelegenheit ihrer ersten Reise; denn damals, vor zwei ein halb Jahren, auf dem Arme der Amme, hatte man sie nur als Paket behandelt.

Das Erste, was ihr auffiel, war das Büffet.

Mama und Mimi waren mit Ma beschäftigt, dem Schwesterchen, das Gretchen so consequent Alexandrinenstraße genannt hatte, daß man dem Kinde den Namen Alexandrine gewissermaßen schuldig wurde und es also taufte, wodurch schließlich der schöne Name Alexandrinenstraße No. 14 bis in die heidnischen Laute Ma verstümmelt wurde.

Also Mama und Mimi verschwanden mit Ma; Papa ging, um Billets zu lösen, während Gretchen beim Handgepäck saß und ihre Umgebung verständnißvoll musterte. Da war ein Tisch mit allerlei guten Dingen besetzt, wie: Teller mit Brod, Fleisch, Obst und Kuchen, Glasglocken über Choccoladen-Plätzchen und Braten, Flaschen mit verschiedenfarbigem Inhalte. Sie bemerkte, daß ein Herr sich einen Teller mit Fleisch und Brod von dem Tisch nahm; anfänglich dachte sie, es sei der Herr des Hauses. Dann kam ein zweiter und bekam ein Glas Wein; auch eine Dame trat hinzu, die neben Gretchen gesessen und Handgepäck hütete wie sie. Und diese Dame nahm etwas Wunderbares vom Tisch, eine Semmelschnitte mit röthlichen Schwänzchen, — es waren Crevetten. Alle aßen, was sie entnommen, mit gutem Gewissen; es wurde dem denkenden Gretchen klar, daß dies Eisenbahn-Brauch sei. „Ach so,“ sagte sie, rutschte von der Bank, auf der sie gesessen, nahm das Fußschemelchen von Mamas Amme mit, da sie mit richtigem Augenmaße taxirte, daß sie nicht auf die Höhe des Büffets werde reichen können, und traf in würdiger Ruhe ihre Anstalten zur Erreichung der zweiten Crevetten-Schnitte, die sie von ihrem Platz aus gesehen hatte. Sie fragte niemand um Rath oder Erlaubniß, sondern machte es wie die Andern. Die Büffet-Dame lächelte, und Gretchen speiste ihre Crevetten-Schnitte.

Als sie fertig war, kam der Papa; Mama und Mimi fanden sich mit Ma auch ein, man sammelte das Gepäck und brach auf. Da meldete sich die Büffet-Dame mit der Rechnung für Gretchens Semmel.

„Hast Du das gegessen?“

„Ja, Papa.“

„Wie kamst Du dazu?“

„Mit Linens Fußbank.“

Die Eisenbahn-Fahrt bestrebte das Kind nicht so sehr, die Sache erinnerte sie an ein Carroussel auf dem Jahrmarkte; sie fand das Geradausfahren nur hübscher, und als es sehr schnell wurde, erkundigte sie sich bei Papa: „Kann die olle Droschge auch nicht umfallen?“

Mimi, die nicht viel mehr Erfahrungen auf dem Gebiete besaß, fragte nach der Bedeutung der vielen Drähte, die sich scheinbar auf und nieder bewegten, worauf Gretchen sie alsklug belehrte: „Das sind die Zügel vom Eisenbahn-Rutscher.“

„Zügel?“ wiederholte Mimi spöttisch. „Ach geh, es sind doch keine Pferde vor!“

„Aber die Eisenbahn thut doch so, Mimi,“ beharrte Gretchen. — Spielt die Eisenbahn etwa nicht Pferdchen, lieber Vesper?

(Fortsetzung folgt.)

Kachdruck verboten.

## Verföorgung.

Roman von J. von Kapff-Essenther.

(Schluß.)

Wirklich, eine ganze lange Weile vermiffte man Jella nicht. Herr Koscher war, sie glaubhaft entschuldigend, allein zurück gekommen und hatte, ohne jede Vorbereitung, urplötzlich um Stella geworben. Die überraschten Eltern machten keinerlei Einwendung; allerdings, daß Stella, die Jüngste, zuerst daran kam, schien nicht in der Ordnung. Aber wenn schon, — endlich eine Braut!

Stella selbst war ganz sprachlos gewesen, ein bißchen einfüchtig sogar, wie immer. Schließlich aber brach die Glückseligkeit doch hervor.

Wer zuerst in dieser Stunde der Ueberraschung der älteren Schwester gedachte, war Ella. Es dünkte ihr taftlos, daß Jella fehlte, aber — menschlich! Nach einigen halbunterdrückten Fragen ging sie in den Garten, um Jella zu suchen. Bruno, der heute Abend kaum ein Auge von ihr gelassen, folgte ihr.

Und nun sahen beide im Mondlichte deutlich ein leeres Boot daher treiben. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihnen zugleich auf. Binnen wenigen Minuten hatte Bruno ein zweites Fahrzeug zur Stelle geschafft und war hastig und still hinausgerudert.

Und da, — da erblickte er deutlich, wie das heliotropfarbene Kleid zwischen den silberglänzenden Wellen auftauchte und verschwand.

Eine Viertelstunde später hielt Ella die todesstarre Schwester in den Armen, nachdem sie die Geistesgegenwart gehabt, den Eltern zu sagen, Jella sei unpäßlich, und sie bleibe bei ihr.

Nun lag Jella in der dürrigen Schlafstube. Nur Bruno und Ella waren bei ihr; es wurde kaum ein Wort gewechselt. Der junge Arzt zitterte vor Aufregung, Ella dagegen schien ruhig.

„Wir müssen sie in's Leben bringen, es wäre auch für Papa der Tod! — Wir wollen die künstliche Athmung einleiten.“

Ella riß eine Matratze aus dem Bette; sie legten Jella flach hin, den Kopf etwas tiefer. Mit energischer Hand zerschnitt Ella das schöne Heliotrop-Kleid, befreite den Oberkörper und begann mit übermenschlicher Anstrengung jene Druck-Operationen, die unter Umständen die Athmung wieder herstellen.

„Es nützt nichts mehr,“ sagte Bruno nach einer Weile dumpf.

„Es muß nützen!“ bestand Ella thranenden Auges, noch immer über dem starren Körper knieend. Erst, als ihre Kraft nachließ, duldete sie, daß Bruno sie ablöste. Und noch einmal schrie sie angstvoll:

„Wir müssen, — müssen sie retten!“

Und immer wieder lauschten sie bebend auf jenen ersten schwachen Athemzug, der Rettung bedeutet.

Aber Jella blieb stumm, bewegte die blauen Lippen nicht. Und nun die letzte Probe mit heißem Siegellack. Die weiße Haut röthete sich nicht, — Jella war eine Leiche.

Da warf sich Ella mit rasendem Schmerz über die Todte; und dann, als Bruno besorgt und erschüttert seine Hand auf ihren Scheitel legte, barg sie sich an die Brust des einzigen Menschen, der ihr jetzt Trost zu spenden vermochte.

Frau Oberst von der Waidt war mit der nunmehrigen Laufbahn ihres jungen Sohnes so weit ganz einverstanden; denn das von ihm begründete Sanatorium für Nervenranke hatte einen erfreulichen Aufschwung genommen. Auch mit seiner Verheirathung hatte sie sich schließlich abgefunden. Anfangs wäre es beinahe zu einem vollständigen Bruche zwischen Mutter und Sohn gekommen. Eine Aertzin als Schwiegertochter, — das schien der Frau Oberst geradezu ungeheuerlich. Aber da Frau Doctor Ella nur neben ihrem Gatten, in dessen Anstalt und in der Abtheilung für weibliche Patienten, wirkte, so bekam die Sache ein leidliches Ansehen, eine anständige Form. Nachträglich hatten auch der General und Edgar die neue Verwandte förmlich anerkannt, indem sie zur Taufe des erstgeborenen Sohnes erschienen. Nur eines ärgerte die Frau Oberst: Die Zeitungs-Annoncen! Den Namen, den so viele verdienstvolle Offiziere getragen, regelmäßig zwischen den Ausverkäufen von Confectionären und den Anpreisungen billiger Kohle zu lesen, das blieb ein Stachel für ihren Familienstolz. Daß man über Edgars Ehe so mancherlei munkelte, befehligte sie weniger.

Das Sanatorium lag bei Heffenroda, auf einer der Höhen des Thüringer Waldes, in herrlicher Umgebung. Die Oberstin pflegte immer im Herbst zum Besuch zu kommen, vielleicht, weil Regierungsraths gewöhnlich schon anfangs des Sommers hier einige Wochen zubrachten.

Guttenberg war zwar in den Ruhestand versetzt, aber dieser Schlag war durch das Wohlwollen des Ministers gemildert worden; noch ganz kurze Zeit zuvor hatte man den Rath zum Geheimen Rath ernannt. War er auch nicht hergestellt, so konnte er doch jetzt viel auf seine Pflege verwenden, zumal die Töchter ja versorgt waren. Verhältnißmäßig zusammengebrochener als er, zeigte sich die Räthin. Gern hätte der Rath zuweisen die jüngste Tochter, an die er sich am meisten gewöhnt hatte, um sich gehabt, allein Frau Stella Koscher konnte beim besten Willen nicht abkommen. Wenn schon ihr Mann sie freigegeben hätte, — man



speiste ja als Strohwitwer in einem der berühmten Restaurants manchmal beinahe ebenso gut, wie bei ihm selbst, — so vermochte doch Stella von ihrem hausbändigen Baby sich nicht zu trennen.

Zu den regelmäßigen Thüringer Gästen gehörte Fräulein Anna Guttenberg. Nicht etwa ihrer Nerven wegen kam sie, — sie besaß überhaupt keine Nerven —, aber ein bißchen mitregieren mußte sie doch, nachdem sie bei der ersten Einrichtung ihre reiche Erfahrung nutzbringend in den Dienst des jungen Paares gestellt hatte.

Frau Oberst von der Waidt fühlte sich bei ihrem diesjährigen Besuche der Kinder nicht so unbedingt befriedigt. Allerdings, Brunos und ELLAS kleiner Edgar war munter und allerliebste, obgleich viel zarter, als Stellas kleines Mädchen, welsch' letztere Bemerkung Ella lächelnd damit abzufertigen pflegte, daß sie behauptete: „Schadet nichts! Dide Kinder gerathen durch Kinderkrankheiten oft leichter in Gefahr als zarte.“ Was aber zunächst der Frau Oberst mißfiel, war, daß sich jener Herr Braun, der seiner Zeit Ella hatte heirathen wollen, unter den Patienten befand.

Dieser behäbige Mann mit dem freundlichen Vollmondgesicht konnte doch nicht in Wahrheit krank sein. Seine Anwesenheit war unpassend, und Bruno hätte sie ablehnen müssen.

Jedoch der junge Gatte erklärte: „Ach, auf den bin ich nicht eifersüchtig!“ —

Auf wen konnte er es sonst sein? Doctor Ella war die zärtlichste, aufmerksamste, hingebendste Frau, die man sich denken konnte. Aber eine leise Unzufriedenheit mit ihrem ärztlichen Berufe schien denn doch noch in Bruno vorhanden. Seine Miene verdüsterte sich, es entschlüpfen ihm gelegentlich sarkastische Bemerkungen, wenn seine Frau, ohne ihn zu befragen, wegen der weiblichen Patienten Anordnungen traf. Als Assistent an seiner Seite, das hätte er sich schon gefallen lassen; ihr selbstständiges Wirken neben ihm verletzten dagegen seinen Stolz als Mann und Arzt.

Ella suchte dann seine Stimmung durch verdoppelte Zärtlichkeit zu verschleichen, aber sie blieb doch, was sie war: ein ausübender Arzt.

„Vom Curiren wird sie nicht mehr zu curiren sein,“ meinte Braun, „das müssen Sie sich schon gefallen lassen!“

Auch in letzter Zeit war wieder eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Gatten entstanden, und zwar darüber, ob bei einer Patientin ein organisches oder ein nervöses Leiden vorliege. Ella hatte diesmal, bestimmter als sonst, auf ihrer Ansicht beharrt, und Bruno zeigte sich doppelt gereizt, da er seiner Frau das Recht nicht bestreiten konnte, nach ihrem Sinne zu verfahren. In unvermutheter Weise wurden beide auf ganz andere Gedanken gebracht.

Der kleine Edgar erkrankte plötzlich. Die Diagnose war einfach und zweifellos: ein diphtheritischer Anfall, der sich mit seltener Heftigkeit entwickelte. Es schien, als wolle das Schicksal die ärztliche Kunst der Eltern auf eine schwere Probe stellen.

Alle Mittel, welche die moderne Therapie gegen dieses furchtbare Uebel aufzubieten weiß, wurden mit Umsicht angewendet. Die Eltern wachten abwechselnd am Bette des Kindes. Aber ihr ganzes Können schien hier zu scheitern. In der zweiten Nacht trat Erstickungsgefahr ein.

Man hatte die Oberstin, die schon eine Nacht in Unruhe gewesen, vermocht, ein wenig zu ruhen. Der gute, dicke Braun aber verblieb auch diese zweite Nacht auf seinem Posten, zur Assistenz der Eltern.

Gegen Morgen trat äußerste Lebensgefahr ein, das fieberglühende Kind vermochte kaum noch zu röcheln. Jede Minute konnte die Katastrophe bringen.

Mit todtensbleichen Gesichtern sprachen jetzt die Eltern und Braun, alle drei fast in einem Athem, dasselbe Wort aus, das ihnen schon längst auf den Lippen schwebte.

Mit jener Entschiedenheit, die Ella eigen war,



Aus dem Leben eines Wunderkinder. — Siehe Seite 163.

Die Tante . . . bat um Entschuldigung wegen der Störung in der Kirche.



Manon Roland.

Nach einem älteren Stiche.

stürzte sie auf das ärztliche Bestek zu, entnahm diesem das Tracheotom und trat an das Bett des Kindes.

Doch dann sanken ihr die Arme schlaff am Körper herab.

„Ich kann nicht, kann nicht!“ flüsterte sie; „Bruno, — Du mußt . . .!“ Sie warf sich in die Sopha-Ecke und verhüllte weinend das Gesicht.

Bruno war herangetreten, hatte das Kind in die richtige Lage gebracht, und nun wollte er ansetzen. Aber seine Hand zitterte so heftig, daß Braun erschreckt aufschrie:

„Um Gotteswillen, Mann, so geht es nicht! Wenn Sie keine feste Hand haben, so ist's ein halber Mord!“

Bruno prallte zurück, suchte sich zu fassen, — setzte noch einmal, und noch einmal an. Allein er war kaum fähig, das Messer fest zu halten.

Da entwand es ihm Braun, setzte an, — und in einem Augenblicke war die Operation glücklich vollzogen.

Nun sank auch er erschöpft auf einen Stuhl.

„Ich bin ja ganz außer Übung,“ murmelte er, „und ich hätte mir den Hals abschneiden müssen, wenn's mißglückt wäre . . . Aber ihr — ihr beide, — ihr konntet's ja noch weniger!“ —

Winnen wenigen Stunden war das Kind, das längst wieder frei athmete, außer aller Gefahr.

„Nun hab' ich mein Examen doch bestanden, — spät, aber, wie ich hoffe, cum laude!“ sagte Braun.

Bruno und Ella lagen einander weinend in den Armen. „Wir haben uns gegenseitig nichts mehr vorzumerken,“ schluchzte Ella, „wir wissen genau, wie weit unsere Kunst reicht.“

Und den dicken Braun überkam die dunkle Ahnung, als hätte er auch noch bei einer anderen Heilung mitgeholfen.

Nachdruck verboten.

Manon Roland.

Zur hundertsten Wiederkehr ihres Todestages.

Von H. von Winterfeld.

**D**ieselbe Henkerkarren, der am 16. October 1793 die unglückliche Königin Marie Antoinette zum Blutgerüst gebracht, führte kaum drei Wochen später ihre erbitterteste Feindin, Manon Roland, zu dem gleichen Ziele.

Diese berühmte, geistvolle Frau benutzte die Zeit ihrer Gefangenschaft dazu, umfangreiche Memoiren niederzuschreiben, Selbstbekenntnisse, welche mit einer Geistesfreiheit verfaßt sind, die bei einem dem fast gewissen Tode gegenüberstehenden Menschen unsere Bewunderung erregen muß. Wenngleich diese Denkwürdigkeiten als politisch-historische Quelle nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind, so geben sie uns dafür über das Leben Frau Rolands die werthvollsten Aufschlüsse und schildern namentlich die Geschichte ihrer Jugend mit poetischer Kraft und ungelünstelter Anmuth. Psychologisch merkwürdig ist die Schilderung, die sie mit antik-linienförmigem Gefühl und Behagen von ihrer eigenen Person entwirft: „Als ich erwachsen war,“ sagt sie unter anderem, „war meine Gestalt wohlgeformt, die Haltung sicher und anmuthig, der Gang leicht und rasch. Mein Gesicht hatte nichts Besonderes, als etwa eine große Frische und einen sanften Ausdruck. Prüft man jeden Zug einzeln, so darf man billig fragen: Wo ist denn die Schönheit? Denn kein einziger ist regelrecht, aber zusammen bilden sie ein gefälliges Ganzes. Der Mund ist ein wenig groß, und es giebt tausend schönere; allein keiner weiß zärtlicher zu lächeln. Das Auge dagegen ist nicht sehr groß, und seine Iris ist kastanienbraun; es blickt offen, frei, lebhaft und sanft, überwölbt durch schön gezeichnete Brauen, und es wechselt in seinem Ausdruck, wie die liebevolle Seele, deren Regungen es verkündet. Die Nase verursachte mir stets einigen Verdruß, weil ich sie vorn ein wenig zu dick fand; als Theil des Ganzen jedoch verdirbt sie nichts. Die Stirn ist breit, glatt, offen. Mein Kinn steht ziemlich weit vor und hat entschieden die Merkmale der Gemüthsfreundlichkeit. Ein mehr blühender als weißer Teint, eine zarte Haut, ein runder Arm, eine, wenn auch nicht kleine, doch hübsche Hand mit langen, schwächtigen Fingern, schön gereichte Zähne, endlich eine Körperfülle, die auf vollkommene Gesundheit deutet, — das sind die Schätze, welche die Natur mir geschenkt hat.“

Manon Jeanne war die zweite, am 17. März 1754 geborene Tochter des Kupferstechers Phlipon. Von Natur war sie zur Frömmigkeit geneigt und zugleich von lebhaftem Wissensbrange erfüllt. Letzterer fand in dem Kloster, dem man sie mit zehn Jahren zur Erziehung übergeben, zu wenig Nahrung, und sie lehrte daher in ihre Familie zurück, um theologische und philosophische Werke, namentlich von Descartes, Malebranche, Diderot, Rousseau und Voltaire zu studiren. Die Philosophen befriedigten sie auch nicht und ließen ihr Gemüth kalt, weil sie ihr keinen Aufschluß über den Urgrund der Dinge zu geben vermochten, während Manon in der Natur überall das Wirken und Weben eines allmächtigen Geistes zu spüren vermeinte, an den sie glaubte.

Mehr zog sie die Geschichte an, und schon damals hegte sie eine leidenschaftliche Bewunderung für die antiken Freiheitshelden. Vielleicht in unbewußter Vorahnung ihres dereinstigen Schicksals liebte sie es, sich mit den tragischen Gestalten der großen Dichter zu vergleichen.

Neben solchen ernstern Studien vernachlässigte sie jedoch keineswegs die ihr obliegenden Haushaltungs-Geschäfte.







Die Liebe hat in dem Leben dieses so schönen und begabten jungen Mädchens keine Hauptrolle gespielt. Nachdem sie mehrere, ihr unsympathische Bewerber um ihre Hand abgewiesen, heirathete sie den zwanzig Jahre älteren, trockenen, unschönen, doch reichlichen und kenntnißreichen Roland, General-Inspector des Handels und der Manufacturen, hauptsächlich, um den, nach dem Tode ihrer Mutter eingetretenen, unerquicklichen häuslichen Verhältnissen zu enttrinnen.

Sie selbst giebt ein Bild ihrer Ehe, indem sie darüber sagt: „Mit zweiundzwanzig Jahren wurde ich die Frau eines wahrhaft biederen Mannes. Keinen Augenblick habe ich aufgehört, in meinem Gemahl einen der achtungswürdigsten Männer zu sehen, aber oft habe ich den Mangel an Uebereinstimmung zwischen uns empfunden und nicht selten hatte ich peinliche Stunden mit ihm zuzubringen.“ Wenn trotzdem die Ehe eine friedliche und glückliche gewesen, so ist dies der Selbstverleugnung zuzuschreiben, mit der Frau Roland sich bemühte, ganz in das Wesen ihres Mannes sich einzuleben und ihm eine treue, theilnehmende, verständnißvolle Freundin zu sein, die ihm bald überall, auch bei seinen Arbeiten, völlig unentbehrlich wurde.

Nachdem es gesagt zu werden, daß von Anbeginn an die Bestrebungen der Revolution von Frau Roland mit Freude begrüßt und mit reger Theilnahme begleitet wurden. Die Ernennung ihres Gatten, der zu der gemäßigten Partei der Girondisten gehörte, zum Minister des Innern, im Jahre 1792, erhöhte ihren politischen Einfluß, der viel erheblicher gewesen ist, als sie selbst in ihrer Bescheidenheit es zugiebt.

In dem Schweizer Dumont, der mit Roland und seinen Bestimmungsgenossen befreundet war, haben wir einen unwiderstehlichen Zeugen über Frau Roland, dessen Aeußerungen über sie allen Glauben verdienen. Seine Schilderung lautet: „Frau Roland verband mit der angenehmsten Persönlichkeit die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und des Charakters. Sie war eine Römerin, eine Cornelia, und hätte sie Söhne gehabt, so würde sie sie erzogen haben wie die Gracchen. Ich sah sie in mehreren Minister-Beratungen und Versammlungen der Girondisten. Eine Frau schien da nicht hinzugehören; allein sie mischte sich nie in die Verhandlungen, blieb meistens an ihrem Schreibtisch und schien mit etwas anderem beschäftigt, obgleich ihr kein Wort entging. Ungeachtet ihre Arbeiten die eines Mannes waren, so fehlten ihr deswegen die Reize ihres Geschlechtes nicht. Doch fand ich bei ihr viel von jenem Mißtrauen, das aus Mangel an Weltkenntniß erzeugt wird.“

Allerdings besaß Frau Roland geringe Weltkenntniß, da sie viel mehr mit Büchern, als unter Menschen, mithin in einer idealen Welt gelebt hatte, die mit der Wirklichkeit oft in scharfem Gegensatz stand. Es konnte ihr daher an häufigen und bitteren Enttäuschungen nicht fehlen, namentlich wurde sie durch die späteren blutigen Ausschreitungen der Revolution empört und erbittert. Schon nach den September-Revolutionen hatte sie an Barnabe geschrieben: „Sie kennen meine Begeisterung für die Revolution; jetzt schäme ich mich ihrer, — Bösewichter haben letztere besudelt, sie ist häßlich geworden.“

Unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs hatte Roland seine Entlassung eingereicht und Paris verlassen, um sich in der Provinz zu verbergen, während seine Gattin furchtlos in der Hauptstadt zurückgeblieben war, obwohl sie des Schlimmsten gewärtig sein mußte.

Sie wurde denn auch sofort verhaftet und nach kurzem Aufenthalt in der sogenannten Abtei in das Gefängniß St. Pelagie gebracht, wo sie ihre berühmten Denkwürdigkeiten verfaßte, die mit ihrer Ueberführung in die Conciergerie jahabbrachen.

Ihr Eintritt in die Conciergerie war ein großes Ereigniß für die dort befindlichen Gefangenen. Einer derselben, Beugnot, giebt in seinen Denkwürdigkeiten eine anziehende Schilderung von Frau Roland. Von seiner anfänglichen Vorurtheilhaftigkeit gegen sie bald zurückgekommen, sagt er: „Ihre Haltung war ebenso edel wie anmuthig, ihre Sprache von außerordentlicher Reinheit, Grazie und Eleganz, ihre Ausdrucksweise entsprach vollständig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeisterung für das Ideal und dem republicanischen Glaubensbekenntniß blieb sie treu ohne Wanken und Schwanken. Weich wurde sie nur, wenn sie von ihrem Manne und von ihrer Tochter sprach; dann glänzten Thränen in ihren schönen Augen. Die Nacht über Menschen, welche dieser außerordentlichen Frau eigen, verblieb ihr auch im Kerker. Ihre Zelle war ein Asyl des Friedens inmitten dieser Hölle. Selbst dem Auswurf des weiblichen Geschlechtes, der fast genug in der Conciergerie vertreten war, zwang Manon Roland Hochachtung ab. Wenn sie im Hofe erschien, sahen diese Glenden wie zu einer Gottheit zu ihr empor, und ein tröstendes Wort oder ein strafender Blick von ihr bewirkten wahre Wunder.“

Der 10. November war der Tag der Entscheidung für Frau Roland, eine Entscheidung, die allerdings kaum zweifelhaft sein konnte. Der muthvolle und beredte Chaveau-Lagarde, der Verteidiger der Königin und der Girondisten, hatte sich auch ihr zum Anwalt angeboten und sprach lange mit ihr am Abend des 9. Als er sich verabschiedete, gab sie ihm schweigend einen Ring, den sie von ihrem Finger gezogen. „Was soll das?“ rief er bestürzt, „wir sehen uns ja morgen wieder!“ „Nein,“ entgegnete sie, „wir sehen uns nicht wieder. Ich bitte Sie dringend, nicht nutzlos Ihr Leben für mich auf's Spiel zu setzen. Als Zeichen meiner Dankbarkeit aber nehmen Sie diesen Ring.“

Als man sie nach der Verkündung des Todesurtheils fragte, ob sie noch etwas zu sagen habe, rief sie: „Ihr haltet mich für würdig, das Schicksal der ausgezeichneten Männer zu theilen, die ihr gemordet habt! Wohlan! Ich werde ebenso gefaßt zu sterben wissen wie sie!“

Und in der That bestieg sie, mit Sorgfalt in Weiß gekleidet, mit ruhiger Fassung den Dentkerren. Ihr Leidensgefährte, ein gewisser Lamarche, Director einer Assignaten-Fabrik, zeigte sich kleinmüthig und verzagt. Sie war nicht ohne Erfolg bemüht, ihn auf dem Wege zum Blutgerüst aufzurichten und zu trösten. Doch zitterte er davor, sie sterben zu sehen, und Frau Roland bat deshalb den Henter, ihn zuerst hinzurichten. Da er Einwendungen hiergegen erheben wollte, überwand sie seinen Widerstand durch die mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln gesprochenen Worte: „Sie werden einer Frau doch ihre letzte Bitte nicht abschlagen?“

Beim Anblick der neben dem Schafott aufgerichteten Bildsäule der Freiheit rief sie: „O, Freiheit, welche Verbrechen begeht man in Deinem Namen!“ und noch auf dem Blutgerüste verlangte sie, doch vergesslich, Papier und Bleistift, um ihre letzten Gedanken niederschreiben zu können.

Um 5 Uhr abends am 10. November fiel das Haupt Manon Roland's.

Ihr Gatte aber vermochte nicht, sie zu überleben. Auf offener Landstraße, unter einem Baume, erstach er sich mit seinem Stodbege, da er, wie er auf einem bei ihm gefundenen Zettel geschrieben, „in einer von solchen Verbrechen besudelten Welt nicht länger weilen wollte.“

Rachdruck verboten.

Alte Bekannte.

Von Felix von Stenglin.

Die alte Gräfin sitzt in ihrem Zimmer. Sie ist achtundsiebzig Jahre alt, weiß ihr Haar, gebüht ihre einst hohe Gestalt. Der Mann ist lange vor ihr dahingegangen, Kinder hat sie nie bezeugt. Aber die Einsamkeit hält sie sich fern und hat mit Vorliebe, wie auch heute, Freunde oder Verwandte um sich.

Es ist nach Tisch. Sie speist gern und gut, trinkt auch ein Gläschen Wein dazu.

Jetzt darf man sie nicht stören. Nicht, daß sie schlief, aber sie will Ruhe nach der Mahlzeit, vollkommene Ruhe.

Die Hände gefaltet, blickt sie vor sich hin. Ab und zu schließt sie die Augen, nur um besser, ungestörter nachsinnen zu können.

„Was sagte doch Käthe vorhin, das mich so interessirte? . . . Ach so: Der junge Graf Heilstein ist in den Generalstab gekommen. Das wird den Ansel, den Guisbesitzer freuen. Hat doch alles für ihn gethan, der charmante Mensch . . . Spöttisch, ja spöttisch war er schon als Junge und ist es geblieben, aber ein goldenes Herz hat er! Solche Menschen sind selten. — Ruh ihm doch nachher telegraphiren, — das heißt, eine Postkarte thut's auch . . .“

Natürlich werd' ich den Kessen 'mal einladen, muß ja so wie so eine große Gesellschaft geben. Schrecklich! Würde viel lieber in meinem Kreise . . . Aber der Baumfuchsen von der Cousine Lottchen, — ein rechter Anstich, mir einen Baumfuchsen! . . . Wer ah doch Baumfuchsen so gern? . . . Eine Dame meiner Bekanntschaft, eine ältere Dame, wer war's doch nur? . . . Warte, — wenn sie Kuchen ah, jah ich ihre linke Hand mit den zwei schmalen Ringen auf dem kleinen Finger und dem Siegelring auf dem vierten, einen rothen Stein — mit einem Drachen; — einem Drachen? Ah, ich weiß! Das Wappen der Brunnemann's, — Clara von Brunnemann! Nein, diese Manie, dieser Appetit auf Baumfuchsen, ihre Augen strahlen förmlich! . . . Zum Sonntag in acht Tagen ginge es, da muß ich d'ran denken, auch zu ihr zu schiden; werde mich doch recht freuen, die Liebe wiederzusehen, habe sie lange nicht gesehen, sehr lange nicht . . .“

Warum heirathete sie eigentlich nie? Ja, warum? Wie das so manchmal kommt. Und doch, vielleicht that sie besser d'ran, hat ja viele Sorgen nicht kennen gelernt, mit dem Mann und den Kindern . . . Die liebe kleine Prinzess Ingeheim, armes, kleines Fräulein! Wieder ein Kind hingeben zu müssen, — nun ist nur noch eins übrig, drei sind todt; so jung gestorben, so jung! — Die Mutter ist ja sogar dreißig Jahre jünger als ich . . . Und dies fünfzehnjährige Mädchen war so allerliebste; so verständig konnte sie bliden mit ihren reihbraunen Augen, — die arme, arme Ingeheim! Und sie ertrug alles so schwer!

Da ging die Thür, aus dem Nebenzimmer fiel heller Schein. Die alte Gräfin hob den Kopf, und dann verzogen sich ihre Lippen zu einem wehmüthigen Lächeln.

Ihre Nichte Käthe trat herein. „Soll Licht gebracht werden, Tantschen? Es ist Kaffezeit.“

„Kaffezeit? Schon?“

„Ist Dir nicht wohl, liebes Tantschen?“

„D ja,“ erwiderte die Gräfin lächelnd, „ich dachte nur so an einige alte Bekannte —“

„An wen denn? Darf man das wissen?“

„Auch das, mein Kind! Ich dachte an viele Leute. Ich bedauerte die kleine Prinzess Ingeheim, weil das dritte Kind ihr gestorben sei . . . Ich wollte dem alten Grafen Heilstein auf Neuberg zu der Verzehung seines Neffen in den Generalstab gratuliren und dann zu meiner Freundin Clara Brunnemann schiden, damit sie mir helfen solle, am Sonntag die Baumtorte aufzusetzen —“

„Nun, liebes Tantschen, das ist ja aber nichts so Trauriges.“

„O doch, liebes Kind!“

„Warum?“

„Weil sie alle, — alle ja schon so lange todt sind!“

Rachdruck verboten.

Die Killarney-Seen und ihre Sagen.

Von Marie Orm.

II.

Das Killarney-Island, am östlichen Ufer des größten Sees gelegen, ist keine Insel im eigentlichen Sinne des Wortes; der Fithmus jedoch, der die Verbindung mit dem Festlande bildet, ist bei hohem Wasserstande überfluthet, und die Halbinsel erscheint dem Auge als Eiland.

Die Ruinen von Ross Castle stellen sich von der Seeheraus sehr malerisch dar. Die Burg, von einem O'Donoghue erbaut, hielt im Jahre 1652 lange eine Belagerung von seiten der Engländer aus und war der letzte feste Punkt dieser Gegend im Münster-Wiertel, der vor den Eroberern die Waffen streckte. Selbst dies ward durch das vermeintliche Eintreffen einer alten Prophezeiung beschleunigt, sonst hätte es noch manchen harten Strauß gekostet, ehe der hartnäckige Widerstand der Besatzung gebrochen worden wäre.

Es hieß nämlich, Ross Castle wäre bis zu dem Tage uneinnehmbar, an dem es von Königschiffen umringt würde. Da ein solches Ereigniß nicht zu erwarten stand, so hielten Lord Muskery's Soldner mit unerschütterlicher Zuversicht tapfer aus. Doch das Unmögliche geschah. General Ludlow's Boote, die unter Schwierigkeiten über Land in den See geschafft waren, jedes mit hundert und zwanzig Mann

an Bord, erschienen eines Morgens auf dem See, mit der Bestimmung, die Erstürmung der Festung von der Wasserseite zu versuchen. Bei ihrem Anblick stellte die Besatzung, ein Mann für alle, die Gegenwehr ein, dem Lord Muskery erklärend: der Mensch könne gegen Menschen, ja selbst gegen die Hölle, nicht aber gegen das Geschick kämpfen.

Heute sehen die ephemerkranten Mauern von Ross Castle friedlich genug auf ihre wohlgepflegte Umgebung herab. Die ganze Insel ist ein einziger Garten. Ueberdies schlingen Röhre und geschichtliche Ereignisse einen Kranz um sie, die Phantasie des Beschauers unterstützend, vor dessen geistigem Auge das Schloß sich in seiner früheren Gestalt aufbaut und die fürstlichen O'Donoghue's mit glänzendem Gefolge, unter schmetternden Fanfaren und Fahnenwehen hier ein- und ausziehen.

Doch aus Traum-Regionen zur Wirklichkeit zurückkehrend, interessirt uns das Bestehen eines aufgegebenen Kupferhammers auf dieser Insel. Als Colonel Hall im Jahre 1804 ihn eröffnete, fand er deutliche Spuren einer früher begonnenen Ausbeutung vor, die in eine unbekanntzeit zurückreichte. Warum das neue Bergwerk, nachdem der Werth von achtzigtausend Pfund Sterling an Kupfer daraus gezogen worden, wieder einging, darüber widersprechen sich die Nachrichten.

Irland ist reich an kostbaren Erzen, die noch der Hebung harren.

Innisfallen Island, ziemlich in die Mitte des Sees hingebettet, ist die bedeutendste der Inseln. Ihre üppige Vegetation überrascht selbst in diesem Lande des Grünen; es ist das smaragdene Eiland in seiner Vollendung! Dazu gesellt sich die Romantik, von der die Ruinen der berühmten Abtei von Innisfallen umwooben sind, und die dazu beiträgt, dies Eiland zum köstlichsten Kleinod der Seen zu machen. In ihren Mauern wurden vor etwa sechshundert Jahren die als Geschichtsquelle werthvollen Annalen von Innisfallen verfaßt. Die Abtei ward im sechsten Jahrhundert von St. Finian gegründet.

Den umliegenden drei Abteien Innisfallen, Muckroß und Aghadoe verdankt der See im Irlandschischen den Namen Loch Leane, See des Lernens oder Wissens.

Angern nur entzieht sich jeder Besucher dem Zauber des herrlichen Innisfallen Eilands, seinen fremdbildigen Auen mit den üppigen Bosquettes und den Jahrhunderte alten Niesenhäusern; und Thomas Moore's Worte entströmen unwillkürlich die Lippen:

„Sweet Innisfallen, fare thee well, — May calm and sunshine long be thine, — How fair thou art, let others tell, — Whilo but to feel how fair be mine.“

III.

Von Ross Island quer über den See öffnet sich am Fuße der Tomies-Berge eine kleine Bai, in die wir einlaufen, um zu landen. Ein Fußpfad führt bergan durch den dichten Wald zu O'Sullivan's Cascade. Auf geringer Höhe schon ladet zur Rechten ein Steinfließ in einer kleinen Grotte ein, von wo man den vollen Anblick eines reizenden Falles genießt, der in drei gefönderten Abtheilungen über das zerklüftete Gestein fließt.

Wasserfälle bilden einen charakteristischen Zug dieser Gegend; überhaupt ist Wasser das Element, das der Landschaft in Kerry ihr besonderes Gepräge verleiht. Wasser, Wasser überall! Unaufhörlich rauscht und gurgelt und plätschert es in Kerry um Dich her; Du hörst das Wasser an jedem Orte, sollte es sich auch für kurze Zeit Deinen Blicken entziehen. Hier ist es ein Fluß, der dröhnend von der Höhe in sein Thalbett stürzt, dort eine Handvoll Wästelchen, die im jugendlichen Uebermuth über Stod und Stein hüpfen. Und Fluß und Wästelchen vereinigen sich dann zu Gebirgsseen, die zahllos in reizender Lage die Gegend schmücken. Dazu hat die Umgebung eines jeden von ihnen etwas Charakteristisches an sich, das ihn von den anderen unterscheidet. Der Tourist, der sich nicht ganz von den herrlichen Killarney-Seen ablenken läßt, sondern noch die Fähigkeit besitzt, sich auf kurze Momente ihrem überwältigenden Zauber zu entziehen, thut wohl daran, auch diesen kleineren Edelsteinen in Erin's Diadem einen Blick zu schenken.

Seinem Wasserreichtume hat Irland die ewige Frische zu verdanken, welche dem Lande die Bezeichnung Emerald oder Emerald Isle gewonnen hat.

Von unserm kleinen Ausflug in's Boot zurückgekehrt, gleiten wir unter sanften Ruderstrichen südwärts, an Stag Island und Burnt Island vorüber, denen Darby's Garden folgt. Nur wenige Boote zeigen sich auf dem Wasserpiegel, und diese sind Ruderboote; ein Segel ist eine kaum je gesehene Erscheinung auf diesen Fluthen.

In Glenna Bay kreuzen wir die Ruder und ruhen eine Weile, in stillem Genuß versunken.

Vor uns liegt die ganze Ausdehnung des Sees, der im Norden vom Horizonte allzulebhaft begrenzt erscheint, mit den zahlreichen, eingestreuten Inseln und Felsenriffen. Hinter uns ziehen sich die herrlichen Berge hin.

Die Bucht erhielt ihren Namen von der etwas über zwei englische Meilen langen Kette der Glenna-Berge, die den See im Südwesten umsäumen. Sie sind dicht bewaldet und bieten dem in Schottland immer seltener werdenden, in England so gut wie ausgestorbenen Rothwild, eine der letzten gesicherten Zufluchtsstätten. Schon seit langer Zeit wird diese edle Wildgesehont, und obwohl man vor kurzem noch Hejagden darauf veranstaltete, so endeten sie stets mit der Freilassung des in die Enge getriebenen Thieres. Jetzt hat auch diese grausame Verfolgung aufgehört, und die schönen Thiere, durch das Fehlen jeglicher Gefahr vertraulich geworden, haben so weit die Scheu vor dem Menschen abgelegt, als es ihre Natur zuläßt. Am frühen Morgen oder vor Sonnenuntergang kann man häufig aus einer der Schluchten ein paar Auge Augen unter dem feiner verzweigten Geweih nach dem fremden Wanderer spähen, oder sogar knapp am Uferande die sich in den klaren Wassern des Sees spiegelnde Gestalt eines Hirsches sehen. Selten ist man vom Schicksale so begünstigt, einem Thiere näher zu kommen, obwohl dies bisweilen unerwarteter Weise gesinght. Dann durch unser plötzliches Erscheinen den Rückzug in die enge Felsklüft, aus der er gekommen, abgesehen findend, springt der Hirsch, ohne Hast, mit einem graziosen Saße in die Fluthen und schwimmt zu einem aus dem Wasser ragenden Felsenriffe, von dem aus er unser Thun mit großem Interesse verfolgt. Solange wir auf festem Boden mit Stichelmesser und Botanisir-Büchse hantiren, bleibt er, ohne

\*) Süßes Innisfallen, leb' wohl, mögen Ruhe und Sonnenschein Dir lange erhalten bleiben, laß' andere erzählen, wie schön Du bist, mich laße es nur fühlen!



sich zu regen, wie selbst zu Stein geworden, auf seinem Felsen stehen; sobald wir jedoch unser Boot besteigen, nimmt er seine Zuflucht wieder zum Wasser und erreicht schwimmend eine der entfernteren Inseln, in deren Laubwald er verschwindet. Dies alles geschieht ohne Zeichen der Furcht, eher in der Weise, wie man sich der unbequemen Vertraulichkeit von selten Unbekannter, als einer möglichen Gefahr, entzieht.

In der Bewaldung der Ufer herrscht die Eiche und die kleinblättrige irländische Eiche vor, doch sind verschiedene Arten von Laubholz vertreten. Dem Botaniker wird in den Schluchten von Glona ein lösslicher Fund, das seltene Farrenkraut *Trichomanes speciosum*. Dessen viel reichlicher vorhandene Miniatur-Ausgabe, das *Hymenophyllum Tunbridgense*, kommt auf jedem vom Sprühregen eines Wasserfalls besudelten Steine vor.

Irland übertrifft, was den Reichtum an Farrenkräutern und deren Varietäten anbelangt, sogar Schottland. Vom zolllangen Kräutchen bis zur vier Fuß hohen Federkrone ist jede Art des in Europa vorkommenden, und eine Anzahl des sonst nur in anderen Welttheilen bekannten Farrenkrautes in luxuriöser Fülle vorhanden.

Besonders zeichnen sich die Inseln der Killarney-Seen durch ihre eigenhümliche Färbung vor allen anderen Binnensee-Inseln Großbritanniens aus. Sie danken diese einzig und allein dem *Arbutus-Strandee*, der mit Ausnahme von Junisfallen auf sämtlichen Inseln und an vielen Uferstellen um die Seen herum heimisch ist. Die *Myrtle of Killarney*, der *Arbutus* (Erdbeerbaum), kommt erst im Verein mit anderem Strauchwerke zur Geltung, da ihre langen, nackten Äste der Bekleidung durch dichter belaubte Gefährten bedürfen. Die *Stechpalme* ist eine beinahe unzertrennliche Gefährtin dieser Myrte, ihr dunkles Laub dient dazu, deren lichte Blätterbüschel, die sich an den Enden der sonst unbelaubten Äste befinden, hervorzuheben. Die wächserne, fleischfarbene Blüte des *Arbutus*, sowie die rotke, erdbeerartige Frucht befinden sich stets in der Mitte dieser Blätterbüschel, was ihnen das Ansehen von hier und dort hingestreuten Bouquets verleiht.

Wohin wir uns auch in dieser Gegend wenden mögen, überall finden wir Reminiszenzen an die einst lebende fürstliche Familie O'Donoghue, die hier eine so große Rolle gespielt hat und so früh vom Schauplatz verschwunden ist. Aber auch nach dem O'Donoghue der Sage, dem schon erwähnten mythischen unterirdischen Fürsten, sind viele Inseln und Felsenriffe im Lough Keane benannt.

Vergleichen sind verschiedene Uferstellen seiner Erinnerung gewidmet. So trägt einer der mächtigen Felsenvorsprünge in der Bai von Glona die Bezeichnung „*The lady's leap*“, der Damen- oder Mädchenprung, dessen anmuthige Geschichte hier noch erzählt sei.

IV.

Vor langer, langer Zeit lebte in Kerry ein König, — wir können leider nicht hinzufügen: und eine Königin, da der in vorgerückten Jahren stehende Fürst zur Zeit, in die unsere Erzählung fällt, bereits verewitwet war.

Sein Name ist vergessen und jede Spur seines Palastes verschwunden. Von letzterem weiß man nur, daß er einer der prächtigsten dieser Erde gewesen und in einem der Bergthäler von Glona gestanden. Er barg einen hohen Schatz, des Königs einziges Kind, ein Töchterlein.

Auch ihren Namen hat die Geschichte nicht aufbewahrt; es ist eben schon lange, lange her! Aber ihre Schönheit, die Lilien-Keine ihres Herzens, sowie ihr Schicksal haben sich in der Erinnerung des Volkes erhalten, das für solche Dinge ein besonders nachhaltiges Gedächtniß besitzt.

Sämmtliche noch unbewehete Prinzen Erin's lagen in den Banden ihrer Netze. Die einen hatten sich beim ersten Anblick in das holde Jungfräulein selbst, und die, welchen das Glück, sie zu sehen, nicht zu theil geworden, in den Ruf ihrer Schönheit und Jugend verliebt.

Der Bewerber um die Hand der Königstochter waren so viele, daß der gute Papa vor embarras de richesso nicht ein noch aus wußte und gegen allen königlichen Brauch die Entscheidung in seiner Tochter eigene Hand legte. — Hierauf zog er in den Krieg gegen seinen Nachbarn zur Linken und, nachdem er diesen überwunden, mit ihm verbündet, gegen seinen Nachbarn zur Rechten.

Die Fehden der Könige von Kerry und ihrer Nachbarn sind in den erwähnten Annalen von Annisfallen, der sichersten Quelle für das Studium der frühesten Geschichte Irlands, getreulich verzeichnet. Wir gehen daher nicht näher darauf ein. Der alte Heldenkönig, nachdem er auch den Nachbar zur Rechten auf's Haupt geschlagen, hoffte, während der kurzen Erholungsfrist vor dem nächsten großen Fehdezug in Glona Castle lustige Hochzeit zu feiern.

Wie erstaunt war er, als er bei seiner Heimkehr noch keine Vorbereitungen zur Vermählung antraf! Sein Töchterchen schlug noch unberührten Herzens ihre Harfe und ergöste sich mit ihren Gespielinnen an Gesang und Tanz, als gäbe es für eine königliche Prinzessin auf der Welt nichts anderes zu thun, und als warteten nicht ein halbes Duzend Freier mit ängstlichem Bangen auf ein Lebens- oder Todesurtheil aus ihrem Munde.

„Väterchen,“ sagte sie, auf die verwundernden Fragen des Heimgekehrten, „keiner von allen, die ich gesehen, oder von deren Leben und Thaten ich viel Nühmliches gehört, ist der Rechte.“

Indem er sah, daß mit diesem Kinde nichts anzufangen sei, wandte sich der König an die alte Amme und Erzieherin der Prinzessin mit der Frage, warum sie das ihr anvertraute Mägdlein nicht besser auf ihren künftigen Beruf als Gattin und Landesmutter vorbereitet habe.

„Herr,“ sagte die treue Seele, „habt Ihr nicht selbst bestimmt, daß Eurer Tochter Herz allein sprechen solle? — Und dieses ist nicht zu rühren. Umsonst preise ich ihr die Tugenden und Heldenthaten eines der fürstlichen Jünglinge, rühme ich ihr seine Macht und seinen prächtigen Hofhalt und die ihr winkende beneidenswerthe Stellung an seiner Seite; ich bin noch lange nicht zu Ende, so unterbricht sie mich schon mit den Worten: „Erzähle mir von einem Andern!“ — Gerade so, wie sie es als Kind gethan, wenn ich ihr Märchen erzählte, und da ich noch mit dem Einen nicht fertig war, sie schon nach dem Nächsten begehrte. — Und wenn ich direct die Frage an sie stelle, welcher von den vielen Bewerbern ihr wohl der Trefflichste scheine, da sagt sie: „Sie sind alle herrlich und begehrenwerth, aber für mich, siehst Du, ist halt nicht der Rechte darunter.“

„Da weiß ich denn in der That nicht, woher ihr der Rechte

kommen soll, — es sei denn, daß sie auf O'Donoghue, den Seelkönig, wartet!“ rief der König ärgerlich. Er hatte aber nicht Zeit, noch etwas hinzuzufügen, da er schon am selben Nachmittag dem Rufe seiner Nachbarn zur Rechten und zur Linken und einem halben Duzend anderer Fürsten Folge leisten und mit ihnen gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu Felde ziehen mußte.

„Amm, liebe Amme,“ sagte am Abend vor dem Schlafengehen das Königskind zu seiner getreuen Pfliegerin, „wer ist jener Seelkönig, von dem der Vater heute Morgen sprach, ehe er in den Krieg zog?“

„O Kind, Du hast gelauscht!“ rief, mit dem Finger drohend, die Alte.

„Nicht doch! Ich habe mir nur nicht die Ohren zugehalten, und meines Vaters Schlachtenstimme reicht ja von einem Ende seines Landes zum anderen, was, wie Du weißt, das Regieren des Königreichs sehr erleichtert. — Aber wie kommt es nur, daß Du mir von diesem Könige nie gesprochen?“

„Ei, mein Kind, das ist ja kein irdischer König, das ist ja nur — nur — ein Fürst aus einem alten Märchen.“

„Ein Märchen?“ rief das Mädchen und sah mit einem Sprünge auf der Amme Schoß, wie sie es sonst wohl als Kind gepflegt, wenn ein Märchen in Ausflucht stand. „Ein Märchen, das Du mir noch nicht erzählt? O, böse Amme, schnell, schnell hole das Veräumte nach und laß es mich hören!“

„Laß ab, Kind!“ rief die Amme, sich wehrend, „es ist doch eigentlich kein rechtes Märchen und — man spricht nicht gern davon.“

Eine eigenhümliche, ihr selbst unerklärliche Scheu hatte sie bis jetzt davon abgehalten, ihrem Pflegling die Geschichte von O'Donoghue zu erzählen, die doch sonst jedes Kind im Lande wußte. Auch nun widerstrebte ihr die Aufgabe; aber da half eben kein Sträuben mehr, die Kleine schmeichelte und bat, und gegen solche Waffen hielt der guten Amme Herz nicht Stand. Sie erzählte und, jeht im Zuge, begeisterte sie sich für ihr Thema, und die Geschichte verlor nichts von ihrem Zauber in der Alten Munde.

Mit athemloser Spannung hörte die Kleine zu, nur einmal unterbrach sie die Erzählung mit der Frage: „Ist er verheirathet?“ und senkte, nachdem dies verneint worden, ihr Köpfchen wieder auf die Schulter der Amme.

Die Erzählerin vergaß alle Vorsicht; von ihrem Eifer hingerissen, erläuterte sie, wie der edle Fürst nicht nur nicht verheirathet wäre, sondern seit Jahren an jedem ersten Maimorgen auf Brautschau auszöge, ohne jedoch noch jene vollkommene Schönheit und Unschuld gefunden zu haben, die eine irdische Braut würdig machen würde, seinen unterirdischen Thron zu theilen.

„Kind, was ist Dir?“ sagte die Erzählerin plötzlich, als sie die Blässe bemerkte, welche die sonst so rosigen Wangen des Mädchens überzog.

„Ich bin schläfrig, bring' mich zu Bette.“

Aber sie schlief nicht in dieser Nacht. So oft auch die Amme sich auf den Behen zu ihrem Lager schlich, fand sie die Augen des Mädchens weit offen und mit starrem Blick anscheinend auf einen Punkt in weiter Ferne gerichtet. Sie sprach kein Wort, trotz aller besorgten Fragen der mütterlichen Freundin. So sehr diese sie auch beschwor, doch einzuschlafen, und darauf hinwies, daß mit dem Aufgang der nächsten Sonne der erste Maimorgen tagen würde, an dem es der Prinzessin oblag, zeitig früh mit ihren Gespielinnen in's Freie zu ziehen, um den festlichen Reigen zu schlingen und den holden Mai mit Gesang zu begrüßen.

Als endlich die Amme am frühen Morgen nach kurzer Raß zurückkehrte, um das Kind zu wecken und es mit dem in der Kammer bereit liegenden weißen Festgewande zu bekleiden, — da fand sie das Gewand verschwunden und die Lagerstatt des Mädchens leer!

Bald jedoch kehrte letzteres zurück, das weiße Gewand, das aufgelöste Haar vom Morgenthau durchnäßt, bleich wie der frisch gefallene Schnee, aber mit einem strahlenden Lächeln auf den Lippen und einem eigenhümlichen Leuchten ihrer Stern-Augen.

„Ich bin euch allen zuvorgekommen,“ sagte sie mit dem Versuch, einen scherzhaften Ton anzuschlagen, „und habe den — Mai bereits begrüßt.“ Dabei prehte sie die Hand auf's Herz, denn die erste Lüge, die sie in ihrem jungen Leben ausgesprochen, that ihr weh.

Von diesem Tage an trat mit der Maid eine merkwürdige Veränderung ein. Sie ging bleich und in sich gekehrt herum und verschmähte ihre sonstigen Vergnügungen, und doch schien sie nicht unglücklich zu sein, denn die Amme bemerkte oft, daß ein verklärendes Lächeln ihre Züge erhellte, und erlauchte oft Worte des Glückes und innerer Herzenswonne, die, ohne daß sie es wußte, von ihren Lippen fielen. — Am liebsten brachte sie ihre Zeit am Uferande zu, da sang sie heitere Reisen, die von dem Echo der Berge aufgenommen wurden und wie Sphären-Gesang weiter klangen. Zuweilen sah man sie ihre Arme plötzlich gegen den See ausbreiten, ihm Aufhändchen zuwerfen und Liebesworte zuflüstern; zu anderen Zeiten wieder sah sie stundenlang stumm und regungslos da, mit einem Ausdruck in den Zügen, als lausche sie auf die Sprache des rauschenden Wasser, die ihr Wunderbares zu erzählen schienen. — Bald verbreitete sich im ganzen Lande die traurige Mär, die schöne Königstochter sei entweder wahnsinnig geworden oder — sie stehe mit den unterirdischen Mächten in Verbindung; aber dies letztere wagte niemand laut auszusprechen.

Bei der Rückkehr des Königs stellten dieser, die Amme, der Leibarzt und der erste Rath am Hofe die Köpfe zusammen, aber keines von ihnen wußte Rath. Ihre Verlegenheit stieg noch, als die Prinzessin auf ihr Drängen erklärte, sie hätte sich verlobt, doch wäre ihr Verlobter, dessen Namen sie sieben Jahre lang nicht nennen dürfte, nicht unter ihren Freiern zu finden; sie bäte daher, der Vater möchte diese heimlichdigen, damit sie nicht noch längere Zeit in nutzlosem Werben verlore.

Mit schwerem Herzen gab hierauf der König den fürstlichen Bewerbern bekannt, seine Tochter wäre krank, sie bedürfte nach dem Ausspruch der Aerzte der vollkommensten Ruhe und müßte jahrelang mit Liebes- und Heirathsanträgen verschont bleiben. Und so verließen die Freier einer nach dem anderen den königlichen Hof. Man sah schöner Jüngling ritt geknickten Hauptes die Straße dahin, auf der er voll der schönsten Hoffnungen dahergekommen war.

Die Nachricht von der Krankheit der schönen Königstochter verbreitete sich in allen Nachbarlanden; man sprach von nichts

anderem, und so groß war die Theilnahme und Trauer, daß ganze acht Tage lang niemand Lust verspürte, seinen Nachbar zum Kampfe herauszufordern, und die Waffen ruhten.

Im königlichen Schloße zu Glona ward es mit jedem Jahre stiller und einsamer. Der alte König, in seinen Hoffnungen gelauscht, hielt sich mehr denn je (an Kampf und Streit fehlte es damals nie) im Felde auf; seine Tochter ging stumm in den weitläufigen Räumen herum und hegte das von den Anderen ungeahnte Glück in der stillen Brust. Die alte Amme hatte es längst verlernt, ihren Gefühlen anders als durch ein trauriges Kopfschütteln Luft zu machen. Der Gesang der Gespielinnen war auch verstummt; diese hatten sich zerstreut, schien doch die Gebieterin keiner Ansprache und Gesellschaft zu bedürfen. Der Hofnarr selbst hatte die Klappe an die Wand gehängt und war in die weite Welt gegangen.

An jedem ersten Maimorgen vor Sonnenaufgang verschwand die Prinzessin auf kurze Zeit aus dem Schloße. Die Amme wußte dann, daß sie sich an's Seeufer begeben, wohin sie ihr nicht folgen durfte. Ein oder das andere Mal hatte sie es zwar versucht, doch ehe sie noch den See erreicht hatte, war ihm ein weißer Nebel entstieg und hatte sich zwischen sie und ihren Liebbling gelegt, sodaß ihre alten Augen dessen Glück nicht schauen konnten.

Wieder eines ersten Maimorgens aber sah ein kleiner Bauernjunge am Seeufer und unterhielt sich unschuldigen Herzens damit, den Fischlein, die am ersten Mai ebenfalls früh erwachten, Brodtrumen zuzuwerfen, anstatt sie nach sonstiger Anabenart durch Steinwerfen zu schrecken, als er auf der scharfen Kante eines über das Wasser hängenden Felsens die Gestalt der Prinzessin gewahrte. Schon wollte er die Stimme erheben, um die arme Wahnsinnige — denn dafür galt sie im Lande — vor der Gefahr, in der sie schwebte, zu warnen, da entzog eine sich plötzlich verbreitende, ihn für einen Augenblick des Gesichtes beraubende Helle sie seinen Blicken. Als ginge die Sonne in dem Grunde des Sees auf, so schien das überwältigende Licht aus der Tiefe des bewegten Gewässers zu strahlen.

Mit Staunen blickte der Knabe, dessen Auge sich nach und nach an den Glanz gewöhnte, in das steigende Bewege von Licht- und Wasserfluthen, dessen wallendem, wirbelndem Schaume ein schmeichliches Roth entstieg, das einen gekrönten Reiter von so herrlicher Manneschönheit, wie sie auf Erden nicht zu schauen, auf seinem Rücken trug. Roth und Reiter waren von einem glänzenden Gefolge von Seejungfrauen und — Jünglingen umgeben, die leuchtende Blumen in den Wasserweg streuten und eine liebliche Musik ertönen ließen; zu gleicher Zeit verbreitete sich ringsum süßer Rosenduft. So glitt der Zug langsam über den sich vor ihm ebendenden See dahin, dem Felsen zu, auf dem die Prinzessin nun wieder sichtbar wurde. Dort angekommen, schwang sich der königliche Reiter hinauf, die goldenen Zügel seines Rosses dem zurückbleibenden Gefolge zuwendend.

Der Knabe sah, wie der Seelkönig vor der glückstrahlenden Prinzessin das Knie beugte, und wie die beiden einige Minuten lang in vertrautem Gespräch verharren; aber was sie sprachen, das konnte er nicht hören, da die Wasser-Nymphen ihre Harfen ertönen ließen, indem sie dazu gar lieblichen Gesang anstimmten.

Nach kurzem Verweilen verabschiedete sich der fürstliche Besuch und der Zug setzte sich nach der entgegengesetzten Richtung in Bewegung. Wiederholt wandte sich der Davonziehende um und erwiderte den Gruß der ihm Aufhändchen nachsendenden Geliebten. In der Mitte des Sees angekommen, versanken Roth und Reiter mit dem ganzen Zug in den Wellen, worauf der unterirdische Lichtglanz erlosch. Im Osten aber färbten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Bergespitzen mit ihrem röthlichen Scheine.

Voll Glück und Freude eilte der Knabe zum König und berichtete in seiner Einfalt das Geschehene. Dieser aber ward böse, und um's Jahr setzte er am ersten Maimorgen seine Tochter hinter Schloß und Riegel.

Doch was geschah? Der See schwoh an, seine Wasser hoben und hoben sich und entstiegen unter brausendem Schall ihren Ufern, das ganze Land überfluthend. Schon unraufschien die Wassermoggen das königliche Schloß, — da warf sich der ganze Hof dem Könige zu Füßen und suchte um Rettung des eigenen Lebens und des ganzen Landes durch Freigebung der Prinzessin. Der König, seine That bereuend, entließ seine Tochter mit eigener Hand der Gast, und siehe, die Wasser begannen im selben Augenblicke zu sinken und kehrten in ihre Schranken zurück, ohne das Opfer eines Menschenlebens gefordert zu haben!

So lernte der alte König erkennen, daß, obwohl sämtliche Fürsten Erin's vor seinem Namen zitterten, es doch in seiner nächsten Nähe einen gab, mit dem er sich an Kräften nicht messen konnte, und er beschloß, nicht sobald wieder seine eigene Ohnmacht bloßzustellen, indem er sich dem Willen des Seekönigs widersetzte.

Seine Tochter lebte von nun an ungehindert ihrem inneren Glück, von dessen Abglang ihre äußere Erscheinung mit jedem Jahr in vollkommenerer Schönheit leuchtete. Sie sprach kein Wort, wenn sie auch für jeden im Hause ein freundliches Lächeln und liebevolle Mienen und Gebärden hatte.

Sieben Jahre waren verlossen seit jenem Morgen, an dem das jugendliche Königskind O'Donoghue zum ersten Male begegnete, als die Stumme am Vorabend des Maimorgens plötzlich die Sprache wiederfand und ihrer treuen Erzieherin bekannt gab, ihre Probezeit wäre vorüber, und das nächste Morgengrauen würde sie mit dem Manne ihrer Wahl vereinen. Sieben Jahre hätte dieser zur Prüfung ihrer Treue und Beständigkeit ausgehrt; wenn in dieser Zeit es keinem irdischen Freier gelang, ihr Herz zu fesseln und das Bild O'Donoghue's daraus zu verdrängen, dann wollte er sie als Fürstin in sein unterirdisches Reich einführen. Nur einmal jährlich, am ersten Maimorgen, hätte während der langen Probezeit ein kurzes Begegnen mit dem Geliebten sie beglückt.

„Amm, theure Amme!“ rief sie mit all' der stürmischen Zärtlichkeit früherer Tage, ihre Arme um den Hals der treuen Alten schlingend, „für Deine Liebe und Treue soll es Dir vergönnt sein, das Glück Deines Pfleglings mit eigenen Augen zu schauen, — das heißt, wenn Du mich ruhig ziehen läßt und verspricht, das Schloß nicht zu verlassen, sondern von dem hohen Söller aus dem Zuge mit dem Bild allein zu folgen.“

Vor dem nächsten Sonnenaufgang ließ sie sich in die Hochzeitsgewänder kleiden, die noch von jener Zeit her, wo man hoffte, sie würde sich einem irdischen Prinzen vermählen, für sie bereit lagen, und verließ nach kurzem Abschied allein und ungesolgt das königliche Schloß.

Von allen Zurückgebliebenen war es nur die Amme, deren



treue Augen das sahen, was nun geschah. Von dem hohen Zeller, wie ihr anempfohlen, gewährte sie zuerst die übernatürliche Helle, die den See bis auf den Grund erleuchtete und die Städte und Paläste in O'Donoghue's Reichthümern blühen ließ. Ein glänzender Zug bildete sich in der Tiefe, in dessen Mitte der Seefönig auf weißem Pferde zur Höhe stieg. Unter schmetternden Hochzeits-Fanfarem näherte sich der Festzug dem Felsen, auf dem die Prinzessin, im flatternden Gewande, den Brautkranz im wehenden Haar, des Bräutigams harpte. Bei seiner Annäherung verließ O'Donoghue nicht wie sonst sein Ross, um sich an der Geliebten Seite zu begeben, sondern er hielt unweit des Felsens an und breitete seine Arme aus.

Mit einem weithin klingenden Freudenschrei stürzte sich die Braut von dem Felsenhöhe hinab an seine Brust. Ein Trompeten-Tusch erscholl, Harfen und Singstimmen fielen ein, und aus der Tiefe des Sees ertönte Glodenklang.

Der Amme entzückte Augen folgten dem herrlichen Hochzeitszuge, bis die letzte Spur davon ihren Blicken entschwunden, der letzte Lichtstrahl erloschen war; dann wollten sie, die das Glück des Liebings geschaut, nichts mehr auf dieser Welt sehen und schlossen sich befriedigt für immer.

Von den Gefühlen des alten Königs, als er, aus einem längeren Kriege heimkehrend, das Geschehene erfuhr, erzählt uns die Geschichte nichts. Das Kränkliche muß für ihn in der Unmöglichkeit gelegen haben, das Land des tochterräuberischen Seefürsten mit Krieg zu überziehen. Er mag sich wohl einigermaßen dafür entschuldigend haben, indem er die Köpfe aller seiner Nachbarn ringsum der Reihe nach blutig schlug.

Von den vielen Bewohnern der Gegend, die an jenem verhängnisvollen Morgen früh aufgestanden waren, um den Mai zu begrüßen, wurde nur wenigen die Begünstigung zu theil, O'Donoghue und seinen Hochzeitszug zu schauen. — Die Prinzessin jedoch, sowie deren Sprung von der Höhe, haben die Meisten. Die Nachricht davon verbreitete sich im ganzen Lande, und bis zum heutigen Tage nennt das Volk den betreffenden Felsen The lady's leap.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

### Ein Wort über Frauenberuf.

Von A. von Klindowstroem.

Es dürfte wohl nicht unangebracht sein, an dieser Stelle ein Thema zu berühren, das mit der Frauenfrage in engstem Zusammenhange steht und in gewissem Sinne eine Ergänzung zu dem im diesjährigen Heft 17 der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ gebrachten Artikel über das Ludwig-Wilhelm-Krankenhaus zu Karlsruhe bildet.

Wieviel Federn haben sich während des letzten Jahrzehnts in Bewegung gesetzt, um Vorschläge zu machen, auf welche Weise man den Frauen der gebildeten Kreise neue Berufsarten erschließen könne! Jetzt endlich ist man zwar bemüht, die Art an die Wurzel des Übels zu legen, zu bessern an dem für das praktische Leben viel zu wenig bietenden Unterricht in den höheren Mädchenschulen, um den Töchtern guter Familien durch eine umfassendere und gründlichere Bildung die Möglichkeit zu geben, sich selbstständig durch's Leben zu helfen, ja sogar das deutsche Mädchen-Gymnasium ist bereits zur Thatfache geworden. Doch bis die Resultate aller dieser Bemühungen zur Geltung gelangen, dürfte abermals ein Jahrzehnt vergehen; auf jeden Fall kommen sie nicht mehr den Hunderten von allein-siehenden, beschäftigungslosen und unbefriedigten Damen zu gute, die in diesem Augenblicke eines Lebenszweckes entbehren.

Da es bekanntermaßen weit mehr weibliche Individuen als männliche auf der Welt giebt, so verzieht es sich von selbst, daß nicht alle Mädchen heirathen können; trotzdem überfällt die Lebigen nur zu leicht ein Gefühl der Unbefriedigung und Bitterkeit. Manche finden ja im eigenen Familienkreise oder sonstwie eine befriedigende Beschäftigung, die ihnen über jenes Gefühl hinweghilft, und manche sehnen sich überhaupt nicht nach einem bestimmten Lebenszweck; aber viele, besonders Mitglieder tüchtiger Familien, die für ihre thätigsten Naturen nicht das geeignete Feld finden, oder ganz Allein-siehende, die gezwungen sind, einen Beruf zu wählen, und zur Erzieherin nicht die nöthigen Kenntnisse, zur Künstlerin oder Kunsthandwerkerin nicht das nöthige Talent und zu dem Salon-Leben einer Gesellschaftlerin in vornehmen Häusern nicht die nöthigen Eigenschaften besitzen, klagen, daß es ihnen unmöglich ist, sich auf eine den Anforderungen ihres Standes entsprechende Weise nützlich zu machen. Und doch giebt es ein Feld der Thätigkeit, das gerade der besten Kräfte bedarf und jeder Individualität gerecht werden kann, — ich meine die Diakonie.

Gewöhnlich verbindet sich für den Laien mit dem Begriffe „Diakonissin“ der Gedanke an unablässig schwere Krankenpflege, strenge Andachtsübungen und ein klösterlich abgeschlossenes Dasein, und davor scheuen viele zurück. Dem ist nun aber keineswegs so, vielmehr werden die Schwestern je nach ihren Fähigkeiten und Individualitäten, und möglichst ihren Wünschen entsprechend, verwendet, sei es zur Gemeindepflege und in Kinder-Asylen, in Siedchen-Anstalten und Rettungshäusern, sei es in der Apotheke und Oekonomie. Freilich müssen alle einen Cursus in der Krankenpflege durchmachen, um ihren Oberen für alle Eventualitäten zur Verfügung zu stehen. Auch geben sich die meisten Menschen der Täuschung hin, daß man von dem Leben und der Welt Abschied nehmen müsse mit dem Augenblicke, wo man die Diakonissen-Tracht anlege, und dieser Entschluß erscheint ihnen unmöglich. Wir sagten dagegen eine dem Hause Krajsnitz in Schlefien (Krankenhaus und Anstalt für Epileptische und Schwachsinnige) angehörige Schwester, die Tochter eines hohen Offiziers, welche viel in der Welt herumgekommen ist und die Geselligkeit genügend genossen hat, daß sie eigentlich erst in Wahrheit in die Welt getreten sei und angefangen habe, das Leben kennen zu lernen, als sie barmherzige Schwester geworden. Sie habe die verschiedensten Gegenden, Menschen und Häuslichkeiten von ganz neuen Gesichtspunkten aus gesehen; in ihrer Eigenschaft als Pflegerin sei sie mit den Familien-Verhältnissen aller Stände so eingehend bekannt geworden, wie es sonst niemand zu theil werde, und habe Studien gemacht, die ihre Erfahrungen und ihren Gesichtskreis bedeutend erweitert hätten. Mit großer Frische und

Freudigkeit schilderte sie das Leben im Mutterhause, wo unter den 220 Hausgenossinnen viel Heiterkeit und Scherz in munterem Gedankenaustausche sich entwicke, kleine Zwistigkeiten mündlich ausgefochten und ausgeglichen würden, und wo die Oberin, Gräfin von der Rede, abends die gerade dienstfreien Schwestern um sich versammle, um wirklich schöne Musik mit ihnen zu treiben und die musikalische Begabung der Einzelnen zu fördern. Auch erwähnte sie, daß ihre Gesundheit sich bedeutend bessert und gekräftigt habe, seitdem ihrem Körper Arbeit und regelmäßiges Leben zur Gewohnheit geworden sei, und fügte hinzu, daß sie dieselbe Beobachtung an vielen ihrer Mitschwester gemacht, die bei ihrem Eintritt an Migräne, Bleichsucht und Nervosität gelitten.

Keineswegs scheidet die Diakonissin aus ihrem Familien-Verbande, sobald sie in den Schwestern-Verband tritt; sie vergrößert jenen nur, denn die Mitglieder des Mutterhauses, deren eines sie wird, die Pflegerin, die sie übernimmt, diese alle zählen von dem Augenblicke an mit zu ihrer Familie. Aber während des in bestimmten Zeitabschnitten sich wiederholenden mehrtägigen Urlaubs gehört sie den Ihren daheim wiederum allein an.

Es fehlt den Diakonissen-Häusern nicht an jungen, tüchtigen Arbeitskräften, jedoch gerade in neuerer Zeit hat sich ein großer Mangel an gebildeten Elementen fühlbar gemacht, der empfindlich hemmend in den großen, bewundernswürdigen Organismus eingreift. Es fehlt an Schwestern, die vermöge ihrer gesellschaftlichen Bildung und der socialen Stellung, in der sie aufwachsen, sich dazu eignen, die selbständige Leitung von Stationen, oder die Neu-Organisation solcher zu übernehmen, die den oft schwierigen Verkehr mit den Behörden und Local-Vorständen in taktvoller und geschickter Weise vermitteln, Autorität auszuüben vermögen und fähig sind, in den Mutterhäusern besondere Vertrauensposten zu besetzen, wie z. B. bei Führung einer Apotheke, was immerhin Vorkenntnisse und eingehendes Studium erfordert. Der Mangel an derartigen Elementen kommt so störend zur Geltung, daß Ihre Majestät die Kaiserin, welche wie ihre unvergeßliche Großmutter, die hochselige Kaiserin Augusta, sich mit ganzem Herzen den Interessen der Wohlthätigkeit und Krankenpflege widmet, Geisliche der verschiedenen Anstalten berief, um mit ihnen zu berath-schlagen, wie dem abzuhelfen sei. Die hohe Frau hegt den lebhaften Wunsch, daß die Töchter guter Gesellschaftskreise, die sich von dem Leben in der großen Welt nicht befriedigt fühlen und daheim entbehrlich sind, dem Liebeswerke des Samariter-Dienstes sich widmen möchten, und jede neue Anregung hierzu trägt vielleicht mit dazu bei, die Wünsche Ihrer Majestät zu fördern.

Der Johanniter-Orden hat es sich bereits seit geraumer Zeit zur Aufgabe gemacht, allen denen die Wege zu ebnen, die etwa Neigung und Interesse für diesen Beruf zeigen, und läßt auf seine Kosten die sich bei ihm meldenden Damen in der Krankenpflege ausbilden, d. h. er bewirkt die Aufnahme, die unentgeltliche Hin- und Rückreise und freie Station in den betreffenden, von ihm zu bestimmenden Krankenhäusern, welche die Ausbildung ebenfalls unentgeltlich übernehmen. Eine solche Lehrzeit dauert nie über sechs Monate, und die Ausgebildeten lehren nach Ablauf dieser Zeit in den Schwestern-Familien und in ihre weltlichen Beziehungen zurück, freilich in der still-schweigenden Voraussetzung, daß sie sich fortbilden, das Gelernte, soweit ihre sonstigen Geschäfte es erlauben, in ihrer Gemeinde verwertend, und unter der Bedingung, sich in schweren Zeiten dem Orden zur Verfügung zu stellen, sei es zur Anstellung in den Mutterhäusern, wenn diese dem Orden Diakonissinnen zur Pflege im Felde oder für Epidemien im Lande abgetreten haben, sei es in besonderen Fällen zur Anstellung in den eigenen Anstalten des Ordens. Doch wer thäte das denn nicht gern und freiwillig, dafern er überhaupt Interesse für die Sache hegt? Verläßt die Lehrpflegerin jedoch das Mutterhaus aus freiem Willen vor beendeter Lehrzeit, so hat sie dem Orden die durch sie entstandenen Kosten zurückzuerstatten. — Wer sich übrigens eingehender hierüber unterrichten will, lese das Buch über Diakonie von Pastor Schäfer aus dem Altonaer Krankenhaus.

Auch denen, die noch nicht die Absicht haben, den Beruf einer Diakonissin zu ergreifen, ist ein Cursus in der Krankenpflege nicht abzurathen, der dann allerdings ohne Beihilfe des Johanniter-Ordens durchgemacht werden müßte. Mag man auch noch so lebensfähig und weltlich sein, so tritt doch oft in der eigenen Familie und nächsten Umgebung die Nothwendigkeit an uns heran, am Krankenbett helfende Hand anzulegen, und der Patient wird es wohlthätig empfinden, wenn diese Hand geschult ist. Fühlt ferner eine oder die andere der Damen, die einst einen solchen Cursus durchgemacht haben, sich aus irgend einem Grunde unbefriedigt in ihrem Kreise, oder haben traurige Verhältnisse sie vereinsamen lassen, so lenkt sie auf eigener Anschauung die Anforderungen, die ihrer warten, falls sie sich entschließt, sich ganz in den Dienst der werththätigen Liebe zu stellen. Sie weiß, was sie verläßt, und weiß, was sie gewinnt, und vermag selbst zu beurtheilen, was ihr von höherem Werth ist; auf jeden Fall hat sie keine Enttäuschung zu befürchten und geht einem hochgeachteten, befriedigenden, wenn auch schweren Berufe mit offenen Augen entgegen.

Nachdruck verboten.

### Natagan-Tanz.

Zu dem Bilde von Paul Ivanowitsch. Siehe Seite 165.

Nur selten dringt zu uns eine Kunde von den kriegerischen Nachkommen der alten Nyrer, die in den wilden Felsenthälern des Pindos, des Persikeri- und des Proklesja-Gebirges haufen und die alten, barbarischen Sitten ihrer Väter noch fast ungemildert erhalten haben. „Jausrecht, Fehde, Blutrache“, mit diesen drei Worten charakterisirt diese G. v. Hahn in seinen „Albanesischen Studien“, und in der That beziehen sich alle Nachrichten, die im civilisirten Europa dann und wann über die Albanesen oder, wie die Türken sie nennen, Arnauten anstehen, fast ausschließlich auf die Grausamkeiten, die sie bei Ausübung der bei ihnen durch das Herkommen gebotenen und alljährlich zahlreiche Opfer fordernden Blutrache vollführen. Man hört also eigentlich nur immer von den Unthaten der Albanesen, während ihre Sitten bei uns so gut wie unbekannt sind. Um so mehr wird man es daher mit Freude begrüßen, daß in letzter Zeit ein begabter Künstler es unternommen hat, uns durch lebendige Darstellungen näher mit den Gebräuchen dieses interessanten Volksstammes bekannt zu machen, dem es trotz aller Wildheit doch auch

an edeln Charakterzügen keineswegs fehlen soll. Allerdings ist und bleibt der Albanese vor allen Dingen krieger; das kommt auch überzeugend zum Ausdruck auf dem vorliegenden Bilde, dem Gegenstücke zu dem wegen seines sonderlichen Colorits und seiner trefflichen Charakteristik vielbewunderten Gemälde „Zweikampf in Albanien“ von demselben Meister, welches die diesjährige Berliner Kunst-Ausstellung zierte.

Zumitteln eines alten Gemäuers, das vielleicht noch der Zeit entstammt, da unter Pyrrhos griechische Cultur in Albanien Wurzel fassen zu wollen schien, haben sich die Männer des Dörchens versammelt, um sich an dem feurigen Kriegstanz zu begeistern, den einer der Jhrigen, ein Hüne von Gestalt, zum Klange der Mandoline und des Tambourins vor ihnen aufführt. Aus ihren Augen blüht die Freude über die Stärke und Gewandtheit, mit denen der Gefährte die scharfgeschliffenen Schwerter durch die Luft sausen läßt, immer dicht an dem eigenen Haupte vorüber. Selbst der weißbärtige Alte fühlt sich noch einmal jung und kaskth dem süßen Tänger mit ansehnenden Zurufen Beifall. Ein Bild ist es voller Kraft und Bewegung, das auch die malerische Tracht der Albanesen in wirksamer Weise zur Geltung kommen läßt!

R. S.



**Alte Abonnentin in Schlefien.** — Bezüglich der Webe's theilen wir Ihnen folgendes mit: Die Familie stammt aus Westfalen und theilt 1790 zu Königsberg den Reichsdiocesan-Adel von Webe, 1791 den kurbrandenburgischen Freiherren-Titel. Karl Philipp Freiherr von Webe, 1767 zu Heidelberg geboren (bayerischer Feldmarschall seit 1814), ward 1809 — durch Bayern im folgenden Jahre bestiftigt — französischer Graf, 1814 bayerischer Fürst mit dem Prädicat „Fürst. Gnaden“. Der Sohn Karl Philipp war der 1797 geborene Carl Theodor Fürst von Webe, dessen Sohn Carl Friedrich Fürst von Webe ist, geboren 1828. — 1882 erfolgte die bayerische Vereidung des Prädicats „Durchlaucht“, geknüpft an den Besitz des Thronlebens Erlangen. Erbprinzeß ist Philipp Carl Maria Gabriel, geboren 1862. — Näheres finden Sie vielleicht in Heilmann: „Feldmarschall Fürst Webe“, Leipzig 1881.

**Gerechtigkeits-Freundin, Kreuznach.** — Die Grundsätze, die von Frau Hubertine Kuelert, der französischen Vorkämpferin für Frauenrechte aufgestellt wurden, lauten: 1) Alle Franzosen, Männer wie Frauen, sind gleich vor dem Gesetz und genießen dieselben Rechte. 2) Das wahre allgemeine Stimmrecht für Männer und Frauen tritt an Stelle des jetzigen bloßen Männer-Stimmrechtes. 3) Stichtung der Verfassung durch eine aus Männern und Frauen bestehende Versammlung; Stichtung der Gesetze durch Referendum der Männer und Frauen Frankreichs. 4) Krieg und Frieden, sowie der Staatshaushalt sind der Weibenschaft aller Franzosen, Männer und Frauen, vorbehalten. 5) Mißschulen, in denen Knaben und Mädchen nebeneinander unterrichtet und für alle Staatsämter vorbereitet werden, um später gleichen Lohn und Gehalt zu empfangen. 6) Erleichterung der der Frau zugehörigen Lasten; Entschädigung für die Mutterchaft. 7) Weisheit für die Männer, Wohlthätigkeit und Pflegepflicht für die Frauen. 8) Persönliche Freiheit gleichmäßig für Männer und Frauen; ebenso unbedingte Denk- (?) und Pressefreiheit. 9) Schwurgerichte aus Männern und Frauen bestehend.

**Magda, Breslau.** — Sie tragen uns nachstehenden Fall vor: „Ich esse in einem Restaurant, das hauptsächlich von Damen besucht wird; es essen aber auch ein paar Herren dort. Ich sehe nun fast täglich neben dem einen, der sich immer verbeugt, wenn ich kam, obgleich wir uns nicht vorgestellt sind. Kürzlich begegnete mir dieser Herr auf der Straße, sah mich groß an, ließ aber, bei zweifellosiger Erkenntung, seinen Hut ruhig auf dem Kopfe. Ich fand dies so unhöflich, daß ich von nun an im Restaurant kein „gelegnete Mahlzeit“ ignorierte. Jetzt überlegt er mich ebenfalls. Ich möchte die geehrte Redaction fragen, ob dieser ungemüthliche Zustand durch meine Schuld herbeigeführt ist, und wie ich ihn ändern könnte, ohne mir etwas zu vergeben?“

Antwort: Natürlich liegt die Schuld an Ihrer Seite, denn wenn der Herr Ihnen nicht vorgestellt ist, bezieht er gar nicht das Recht, Sie, die ihm fremde Dame, auf der Straße greifen zu dürfen, während er der Tischgenossin correcter Weise die übliche Höflichkeit erweisen muß. Unserer Ansicht nach machen Sie nur ein Unrecht gut und vergeben sich nicht das Geringste, wenn Sie dem Herrn, im Falle er schon vor Ihnen bei Tische sitzt oder Sie sich vor ihm erheben, bei Ihrem nächsten Erscheinen im Restaurant freundlich „gelegnete Mahlzeit“ wünschen. Wir sind überzeugt, daß der Ihnen unbehagliche Damm dann gebrochen sein wird.

**J. A., Oberhof.** — Ja, außer der bekannten Dame, über deren Trauung mit einem Officier die Zeitungen berichteten, giebt es noch eine zweite russische Regiments-tochter, Rada Eduardowna Brjanstaja. Beim Uebergang des 35. Brjanstischen Regiments über den Schiltpap im Flußhale der Tundba, am 7. Januar 1878, hatte der Unteroffizier Schtscherba ein halberborenes siebenjähriges Mädchen gefunden, welches er dem Regiments-Commandeur Oberst Eller zuführte. Das zum Bewußtsein gebrachte unglückliche Kind nannte seinen Vornamen und erklärte, daß seine Mutter Valentine geheißt habe und beide Eltern von den Türken erschlagen worden seien. Weitere Angaben konnte die Waise nicht machen. Das Regiment nahm sich der kleinen Wulgarin väterlich an. Nachdem sie einige Jahre in der Familie des Regiments-Commandeurs verbleibt hatte, wurde Rada im Institute für adlige Fräulein in Warschau untergebracht, das sie im vorigen Jahre absolvirte, worauf sie bei ihrem Regimente, in dessen Garnison Krementschug in Gegenwart des Regiments-Commandeurs, den russischen Unterthanen-Eid ablegte. Was den allmonatlich, seit dem Jahre 1878 von den Offizieren des Regiments gemachten Einzahlungen, im Betrage von je 35 Kopeken, hat sich bereits ein Kapital von über 7000 Rubeln gebildet, das zur Mitgift für die Regiments-tochter bestimmt ist.

**Muthige, Agram.** — Allerdings wird behauptet, daß Frauen viel mehr Muth und Geduld besitzen, als Männer, wenn es sich darum handelt, Fahnd-Operationen zu erdulden. „Ich würde lieber“, sagte ein bekannter Londoner Zahnarzt, „drei Frauen als einen Mann zu Patienten haben. Duzende von Frauen könnte ich nennen, die, ohne zu zucken, die größten Schmerzen ertragen. Die Majorität der Männer dagegen ist im Operations-Stuhle feige. Sie brauchen nur die Instrumente zu sehen, und bleibe Furcht ergreift sie. Es sind auch meist Männer, die ihre erkrankten Zähne mit Hilfe des Gales ausgezogen zu haben wünschen, dabei voll Angst, daß sie nicht wieder zum Bewußtsein kommen könnten; während andererseits es ganz gewöhnlich ist, daß eine gebrechlich aussehende Dame den Gebrauch des Gales ablehnt und ruhig, ohne zu murren, dem unvermeidlichen, schmerzhaften Proceß sich unterwirft.“



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 22. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

Berlin, 12. November 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$  M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aus dem Leben eines Wunderfindes.

Von Emilie Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinicke.

(Fortsetzung.)

Onkel Brummbär.

**E**igentlich hatte er auf einen ganz andern, sanfteren und lieblicheren Namen Anspruch. Er war nämlich Johannes getauft worden; und Schönborn hieß er nach seinen Vorfahren. Hinter seinem Rücken aber wurde er Onkel Brummbär genannt.

Schönborn hieß auch das reiche alte Rittergut, auf dem Onkel Brummbär lebte; das Rittergut, das Gretchens Vater nach den alten Traditionen der Familie von dem Onkel einst erben sollte, und welches das Reiseziel der Familie war.

Onkel Brummbär kannte weder die Kinder, noch deren

Man war spät abends angekommen; Mimi hatte die schlafenden Kleinen zu Bette gebracht.

Am Morgen war Gretchen früh auf; die neue Umgebung, der helle Sonnenschein, die kuhwarne Milch, die neue Morgen-Toilette, — das waren höchst aufregende Momente für beide Kinder. Sie zwitscherten schon im Bett auf das lebhafteste und zwangen die schläfrige Mimi zu unerhört früher Thätigkeit. Um 7 Uhr stand Gretchen bereits „aufgeschirrt“, wie Wilhelm, Pappas Bursche, es nannte, vor der Thüre des Landhauses. Da kam ein Mann in rauhem Rocke, mit rauhem Bart, einen Knotenstock in der Hand, den Hof entlang und hielt vor der Thüre.

„Bist Du der Rohrspaß von heute früh?“ fragte er Gretchen und sah das Kind grimmig lächelnd an.

„Gretchen heiße ich, nicht Rohrspaß!“ gab sie unerschrocken zur Antwort.

„Sehr interessant!“ knurrte der Mann, indem er das Kinn vorstob, was ihm ein noch grimmigeres Aussehen gab.

Gretchen ließ sich nicht einschüchtern; sie betrachtete

Der Kuhstall war so zu sagen Onkel Brummbärs Steckenpferd; Gretchen wußte das natürlich nicht, ging aber wohlgemuth mit, das heißt, sie trabte hinter Onkel Brummbär her, der keine Rücksicht auf die Begleitung nahm und lange Schritte machte.

Gretchen staunte über alles, was sie in dem Kuhstalle sah; sie kannte Kühe nur aus dem Silberbuch. Ihre unbefangenen Fragen und ihr Entzücken über die schönen Thiere, viel, viel schöner als im Buche, zwangen ihrem Begleiter ein beinahe freundliches Lächeln ab. Es kamen Mägde mit Eimern in den Stall. „Vetommen Deine schönen Kühe jetzt zu essen, Onkel Brummbär?“ fragte Gretchen.

„Hier wird gefressen!“ lautete die barsche Antwort. Dann ging er mit dem Kinde in den Garten zu den Erdbeerbeeten.

„Oh die Andern kommen,“ sagte er, wieder grimmig lächelnd.

Sie aßen um die Bette, stumm und eifrig; dann erklärte er kurz: „Jetzt ist's genug!“ und wandte sich dem Hauje zu. Gretchen folgte gehorjam. Im Hausflure trafen beide auf Mama und die Tante.



Aus dem Leben eines Wunderfindes. — Siehe Seite 170.

„Sag's nur!“ knirschte der Onkel.

Mutter, und trug auch kein Verlangen nach ihnen; er lebte verdrossen, still und ohne Verkehr auf seinem großen Besitze. Die Einladung war von der Tante ergangen. Gretchen hatte gehört, wie der Papa zur Mama gesagt hatte: „Einmal muß es doch sein, also Courage! Machen wir es wie die Tante und kümmern uns so wenig als möglich um Onkel Brummbärs Launen.“

Gretchen fürchtete sich gar nicht; der schlimme Name machte ihr den Onkel nur interessant. Ihr hatte noch niemand Böses gethan oder Schreden eingejagt.

den Mann ganz genau und fragte dann: „Bist Du der Onkel Brummbär?“

Der Mann lachte rauh.

„Wirst ja sehen,“ erwiderte er und wollte vorübergehen, besann sich aber und fragte barsch:

„Kuhstall gesehen?“

„Nein,“ antwortete Gretchen, „aber kuhwarne Milch getrunken. Die ist viel schöner als Mimis heiße Milch und schmeckt wie — Kaiser-Schaum!“

„Glaube ich; — komm mit Rohrspaß!“

„Wo kommt Ihr denn schon her?“ erkundigte sich die Tante, während Mama dem Onkel einen schüchternen Gruß bot, der knurrend erwidert wurde.

„Wir haben Erdbeeren gefressen!“ antwortete Gretchen, nach dem Onkel blickend. Dieser lachte kurz auf und ging in sein Arbeitszimmer gegenüber der Kinderstube, von wo morgens das Zwitschern des Rohrspaßes erklungen war.

Die Tante war das schnurgerade Gegentheil vom Onkel. Bei Gretchens Antwort hatte sie geseufzt und gesagt:



„Als ob ich Johannes höre! Er hat natürlich vom Fressen gesprochen. Es ist leider seine Manier.“

Und sie belehrte Gretchen: „Fressen heißt mit Maul oder Schnauze in das Essen fahren; wer es mit der Hand zum Munde führt, der darf von sich behaupten, daß er isst.“

„Aber der Onkel sagt, hier wird gefressen!“ behauptete Gretchen, die es mit dem Onkel hielt und in seiner Behauptung eine Art ländlicher Freiheit erblickt hatte.

„Gott sei Dank, so weit sind wir hier noch nicht!“ seufzte die Tante mit feuchtem Blicke.

Der Onkel hatte befohlen, daß der Rohrspatz mit am Familientisch essen solle, damit er sich überzeugen könne, daß der ‚Frag‘ ordentlich satt würde. Gretchen saß also am Tische dem Onkel gegenüber. Sie war eben in der Mühle gewesen und des Wunderns so voll, daß sie, mit dem Löffel in der Hand vor ihrer Suppe sitzend, das Essen vergaß; sie mußte erst der ganzen Tischgesellschaft mittheilen, was sie erlebt gehabt. Eine Weile lächelte der Onkel wieder grimmig dazu, dann aber rief er plötzlich: „Halt's Maul und friß Deine Suppe!“

Ohne Zögern und Besinnen legte Gretchen den Löffel hin und tauchte das Schnäuzchen in den Teller.

„Was thut der ‚Frag‘?“ rief der Onkel verblüfft.

„Lieber Onkel Brummbar, ich kann meine Suppe nicht fressen, sie ist zu heiß!“ sagte Gretchen, das nasse Näschchen erhebend.

„Haß Dir wohl die Schnauze verbrannt?“

„Ja, ich habe mir die Schnauze verbrannt!“

„Das nennt man Kinder-Erziehung!“ seufzte die Tante, die leider keine Kinder zu erziehen hatte.

Am Abend, als die Großen beim Thee in der Laube saßen, ging Gretchen von einem zum andern, um gute Nacht zu sagen. Der Onkel fehlte; er saß beschäftigt in seinem Arbeitszimmer bei offener Thür und ärgerte sich laut über irgend welche ‚verrückte Zucht‘. Es gab immer ‚verrückte Zucht‘ in Schönborn, nach Onkel Brummbars Fluchen zu urtheilen. Da kam Gretchen über die Schwelle und faßte ihn an den Armel.

„Was willst Du?“ fuhr er das Kind barsch und laut an.

„Gute Nacht sagen!“ erwiderte sie, ihre Stimme der feinen möglichst anpassend; denn sie fing schon früh an sich zu ‚vergemeinleuten‘, wie Tante Lieschen es nannte, nämlich sich in Manier den Leuten anzupassen.

Der Onkel machte ein ganz komisches Gesicht; dann sah er sich beinahe scheu um, ob niemand sonst zugegen wäre, hob das Kind auf seinen Schoß, blickte ihm recht sonderbar in das Gesicht und sagte freundlich: „Gute Nacht, mein Herzchen!“

Es war nur gut, daß kein anderer diesen Ton hörte und den Ausdruck in Onkel Brummbars Gesicht sah, denn man würde irre an ihm geworden sein.

Gretchen nahm diese Freundlichkeit als selbstverständlich hin; sie wurde nicht einen Augenblick irre. War sie doch schon von vornherein überzeugt gewesen, daß Onkel Brummbar sie lieb habe.

Es thut mir sehr leid, liebe Mila, daß Du das zu mir gesagt hast.

Eines Nachmittags hatte Gretchen im Garten in Mamas Nähe Gärtner gespielt, hatte allerlei Anpflanzungen gemacht und Mamas Sonnenschirm als Zelt darüber gespannt. Natürlich mußten die Anpflanzungen auch begossen werden, und da der Inhalt der kleinen Gießkanne bald verbraucht war, griff Gretchen zur Theekanne, die auf dem Tische stand und eine der Kanne ähnliche Construction besaß. Das im Ausgusse hängende Theesieb erstreckte zur Noth die Brause der Gießkanne. Mama hatte ihren Thee getrunken, sich in die Postfächer vertieft und Gretchens Treiben eine Weile unbeachtet gelassen. Nachdem der Inhalt der Theekanne verbraucht war, griff Gretchen zum Sahnetöpfchen, und goß schließlich auch den Inhalt der Rumflasche auf ihre Anpflanzung. Mamas heller Sonnenschirm bekam, wie sich's gehört, seinen Theil von allem.

Der in ihrer Nähe sich bemerklich machende starke Duft des Jamaica-Rums prima Dualität machte endlich die Mutter aufmerksam, und sie entdeckte mit Schrecken, was geschehen sei.

Es gab Dinge, bei denen die sanfte Mama keinen Spaß verstand; dazu gehörte die Rücksicht auf andere. Der Jamaica-Rum war ihr von der Tante auf die Seele gebunden, und nun düngte er den Boden.

Gretchen wurde diesmal sehr ausgiebig gescholten. „Ungezogenes Kind, Thunichtgut und Kleines Schaf!“ hatte die Mutter sie geheißt und sie fortgeschickt zu Mimi.

Gretchen ging, tief gekränkt, besonders über den Ausdruck: Schaf. Noch hatte die arme Mutter ihren Schreck und ihren Aerger nicht überwunden, sie betrachtete eben seufzend den besteckten Schirm, da sah sie Gretchen wieder um die Ecke der Tagus-Hede kommen.

„Sie will um Verzeihung bitten,“ dachte die gute Mama, bereits halb versöhnt.

Aber nein! Mit großen Schritten und großer Miene, mit hochgetragenen Kopf und hochgezogenen Augenbrauen, kam Gretchen sehr würdig einhergeschritten. Verwundert erwartete die Mama, was folgen würde; da hielt Gretchen in gemessener Entfernung, streckte pathetisch die Hand aus und sprach mit würdevoll geschürzter Lippe: „Es thut mir sehr leid, liebe Mila, daß Du das zu mir gesagt hast.“

Eine imponirende Verbeugung, und sie wandte sich zu einem ebenso würdevollen Abgange. Darin wurde sie aber durch ein rauhes Spottlachen gestört.

„Das nennt man Kinder-Erziehung!“ schallte es von der andern Seite der offenen Laube, in der die Familie sich zum Nachmittagsthee zu versammeln pflegte. Onkel Brummbar stand da und schüttelte sich in schadenfrohem Lachen. Der Onkel kam sonst niemals zu den Familientees; mußte er nun gerade heute kommen? Seine rauhe, barsche Art verschüchterte übrigens die Mutter mehr als das Kind, sodas sie im Augenblicke nichts zu sagen wußte. Das Lachen schnappte plötzlich ab.

„Nenn' Deine Mutter wie sich's gehört, dummer ‚Frag‘, verstehst Du?“ rief er noch dem Kinde zu und ging, die Hände in den Taschen, ohne die Mutter eines Blickes zu würdigen, an der Laube vorbei, nach dem Hause. Gretchen sank in ihr kleines Nichts zusammen. Von dieser Stunde an nannte sie ihre Mama nie mehr ‚liebe Mila‘. Bisher hatte man ihre kindliche Anmaßung belacht; des Onkels rauher Tadel hatte sie auf die Ungehörigkeit aufmerksam gemacht. Sie vergaß sich nie wieder.

#### Die Ananas.

Gretchen hatte einen eigenthümlichen Verkehr mit dem Onkel. Vor den Andern that er barsch und grimmig, mit ihr allein war er freundlich, und das kluge Kind fand sich sehr gut in diese wechselnden Launen. Auch prahlte sie niemals mit der Gunst Onkel Brummbars, höchstens sagte sie einmal zum Papa, wenn dieser ihr Verhaltensregeln vorschrieb: „Onkel Brummbar hat mich doch lieb!“ — Uebrigens gab Gretchen die Benennung Onkel Brummbar auf. Er hatte nämlich, als sie ihn eines Tages wieder so nannte, mit einem Seufzer geäußert: „Es ist wahrlich kein Vergnügen, Brummbar zu sein, kleiner ‚Frag‘! Kannst mir's glauben!“

Eines Morgens holte der Onkel Gretchen aus der Kinderstube ab; Mimi wollte Ma auch mitgeben, aber er sagte: „Maulquabbe nicht; bloß Rohrspatz!“

Mit der Kleinen befaßte er sich nie, denn Ma fürchtete sich vor ihm.

„Was wollen wir heute machen, Onkel Hans?“ fragte Gretchen, wie immer in froher Erwartung, wenn sie mit dem Onkel allein ausging.

„Wirst schon sehen, — aber reinen Mund halten!“ Sie traten in den Speisesaal. Dort stand eine zugedeckte, tiefe Schüssel.

„Himm, himm!“ machte der Onkel und zog die Augenbrauen und die Unterlippe empor, wie er that, wenn ihm etwas schmeckte. Gretchen schnalzte im voraus; der Onkel setzte die Schüssel auf einen Stuhl, damit sie hineinsehen könnte, und hob den Deckel.

In der Schüssel lag eine frische Ananas, in Scheiben geschnitten und dick mit Zucker bestreut. Beide guckten hinein.

„Himm, himm!“ machte der Onkel wieder. Dann nahm er eine Gabel vom Büffet, hob eine Scheibe aus dem goldgelben Saft und steckte sie in den Mund.

„Himm, himm!“ machte nun auch Gretchen, als ob es ihr schmecke, und trippelte von einem Fuß auf den andern. Es gefiel dem Onkel, daß sie sich für ihn freute, und nun gab er ihr eine Scheibe und machte „himm, himm!“ für sie.

Das ging abwechselnd, bis die Schüssel leer war. Hierauf deckte der Onkel sie wieder zu und stellte sie an ihren Platz. — Beim Diner kündete die Tante mit feierlicher Miene eine Ananas-Bowle an. Gretchen blickte nach dem Onkel, der grimmig vor sich hin knurrte.

„Aber erst zum Braten!“ sagte die Tante.

„Thu' Dir man keinen Schaden!“ hohnlachte der Onkel.

Der Braten erschien und mit ihm die verdeckte Schüssel.

Die Tante ließ sich vom Diener ein paar Flaschen Wein öffnen, während dessen sie die Hand auf den Deckel des interessanten Gefäßes hielt.

„Damit das Aroma nicht versiegt!“ erklärte sie.

„Himm, himm, das Aroma,“ spottete der Onkel und sah hinüber zu Gretchen, deren Augen immer größer wurden. — Da kam der Diener mit der Flasche, — die Tante zog den Deckel fort —

„A — a — ah,“ — ein Moment der Stille, — dann erscholl der Tante Ruf: „Wo ist die Ananas geblieben?“ Sie sah sich im Kreise um; der Onkel

biß mit mächtigem Appetit einen Krametsvogel an, — die Andern sahen auf die Schüssel; Gretchen allein sah auf den Onkel.

„Wer hat die Ananas aufgeessen?“ fragte die Tante wieder. Tiefes Schweigen.

Gretchens Augen konnten nicht größer werden, aber sie funkelten den Onkel an, als gälte es, ein Loch in sein Gewissen zu brennen. Der Vater wurde aufmerksam.

„Weißt du etwas davon, Gretchen?“ fragte er das Kind.

Dieses schwieg, ohne den Blick zu wenden.

„Sag's nur!“ knirschte der Onkel unter den Knochen des Krametsvogels hervor.

„Der Onkel und ich!“ erklärte Gretchen.

„Wir haben die Ananas zum Frühstück verpeißt,“ setzte der Onkel mit seinem rauhem Lachen hinzu; „ich werde doch noch meine eigene Ananas essen können, wie und wann ich will?“

„Aber Johannes!“ rief die Tante empört aus.

„Der gnädige Herr sind zu naschig,“ murmelte hinter der Tante Stuhl der alte Diener kopfschüttelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Wachdruck verboten.

## Ohne Fächer.

Von Heinrich Kana.\*)

Um neun Uhr wird der Fächer hier sein?“ hatte sie ihn noch heute Mittag beim Fortgehen gefragt.

„Ganz bestimmt, um neun Uhr!“ hatte Otto versichert.

„Ich rechne also darauf! Ich habe ja keinen, wie Du weißt!“

„Ich weiß, ich weiß! Einen hast Du zerbrochen, einen zweiten verliehen, einen dritten verloren. Nicht wahr?“

„Allerdings! Aber ohne Fächer kann ich doch unmöglich auf den Ball zu Commerciens-Raths gehen!“

„Unmöglich! Eine Dame ohne Fächer, und gar bei Bode's? Gott bewahre!“

„Siehst Du! Und nicht wahr —“

„Na, was thut man nicht Dir zur Liebe, Täubchen! Verlaß Dich darauf, um neun Uhr schick' ich Dir Deinen Fächer!“ Und damit war er verschwunden. —

Die Weltanschauung beider Gatten wies beträchtliche Gegensätze auf.

Sie schwärmte außer für elfenbeinerne Fächer auch noch für schwedische Handschuhe, Veilchen-Parfum, Bälle, die Gelegenheit boten, durch ein weißes Atlas-Kleid, mit Straußfedern gepußt, alle anwesenden Damen grün-gelb zu ärgern, für japanische Lackwaren und für Auster-Pasteten. Für Auster-Pasteten schwärmte zufällig auch er. Sonst aber war er Idealist, dabei Rechtsanwält mit Leib und Seele, nach seiner Ansicht der Beruf, der einem wie kein anderer Gelegenheit bot, den Jammer dieses Erdbaseins und nicht minder die erbarmungswürdige Schwäche der Menschennatur kennen zu lernen, aber auch erfolgreich für Bedrängte und Unschuldige einzutreten.

Dennoch hatten sich die so verschieden Gearteten aus wirklicher Liebe geheiratet. Im Hause einer gemeinsamen Freundin hatten sie einander tiefer in die Augen geblickt, als Tischgenossen gemeinlich zu thun pflegen. Das pikante kleine Ding mit den glänzend braunen Haaren, meergrünen Augen und kirchrothen Lippen that es ihm an, und sie verliebte sich in seinen ehrlichen Blick, seine eleganten Manieren, eine angenehme Bass-Stimme und in den feinen ironischen Zug um seinen Mund. Drei Jahre hatten sie dann in glücklichster Ehe gelebt.

Das heißt, alle vierzehn Tage einmal pflanzte sich Eugenie vor Otto auf und belehrte ihn, daß ein junger Rechtsanwält, der eine so unwiderstehliche kleine Frau sein Eigen nannte, vor Gott und der Welt verpflichtet wäre, sie dreimal wöchentlich in's Theater, in's Concert oder zu einer Soirée zu begleiten, und für die Frage, ob ihr Blumen besser zu Gesicht ständen als Spizen, das tiefste Interesse zu bekunden. Diese vertraulichen Standreden, die zwar nicht ganz logisch aufgebaut waren, aber mit viel Gefühl vorgetragen wurden, hatten nur den Erfolg, daß Otto beim Zuhören mit tiefsinnigem Gebummel seinen blonden Vollbart zu streichen pflegte. Hatten aber die Redeübungen seiner Frau länger als fünf Minuten gedauert, dann entzog er ihr einfach das Wort, indem er sich zu ihr hinabbeugte und sie trotz ihres Widerstrebens küßte. Andererseits fand Otto es alle drei Wochen einmal für angemessen, am Ramin

\*) Der begabte junge Autor, der schwer mit den Widerwärtigkeiten des Lebens gekämpft zu haben scheint, ist inzwischen gestorben. Die Red.



im Boudoir seiner Gattin Posto zu fassen und eine donnernde Philippika loszulassen gegen eine gewisse junge Dame, die als Gattin eines Rechtsanwalts für alle die Gedanken und Gefühle, die sich ihm bei Ausübung seines Berufes aufdrängten, gar kein Verständnis besaß. Auch solche Plaidoyers dauerten nie länger als fünf Minuten. Denn nach Ablauf dieser Zeit warf sich Eugenie regelmäßig ganz zerknirsch in die Arme ihres Gatten und schwor ihm, indem sie seinen pathetischen Tonfall nachahmte, hoch und theuer, daß sie sich in Zukunft nur noch für seine bedrängten Gistmischerinnen und Raubmörder interessieren würde. Und Otto gab sich mit diesem Abschlusse der Debatte zufrieden.

Als Eugenie nun heute Abend, in ihrem behaglich durchwärmten Toilette-Zimmer vor dem Spiegel sitzend, die Bemühungen der Kammerzofe, das überreiche Haar der Herrin zu einer kunstvollen Frisur zu formen, verfolgte, fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, daß sie sich jetzt auf dieser großen weiten Welt eigentlich nichts anderes zu wünschen wüßte, als den erwarteten schönen, elfenbeinernen Fächer, — ein Gedanke, der sie sofort zu einem strahlenden Lächeln veranlaßte. Nachdem die Toilette beendet war, und der Spiegel ihr das Bild einer prächtigen jungen Dame in weißer Atlas-Robe zurückschickte, kam sie nach unbefangener Betrachtung ihrer Person zur Erkenntnis, daß man ihrer Schönheit durch ein tiefes, tiefes Compliment die schuldige Huldigung darbringen müsse, und so machte sie sich einen ceremoniösen Anix. Dann schritt sie trällernd durch den langen, dunkeln Corridor ihrem Boudoir zu.

Auf der Schwelle angelangt, hielt sie einen Moment lang inne und sog gleichsam den Hauch des Luxus, der den kleinen Raum durchwehte, mit befriedigten Blicken ein. Diese rothbraune Tapete aus gepreßtem Leder, diese behagliche Chaiselongue mit dem braunen Sammet-Überzug, darauf das Kissen mit der golddurchwirkten Stiderei, dieser schwarze Schreibtisch mit den feingeschwungenen Füßen, die Etagère mit den hundert zierlichen Nippes, und vor allem das weißliche Licht, das aus den matt geschliffenen Glaslugeln des Lüsters so reich und wohlthätig herabfloß, — wie entzückend das alles war! Als sie mitten im Zimmerchen stand, amüsierte sie sich lindlich, daß sie darin keinen Schritt thun konnte, ohne mit ihrer Schleppe irgendwo hängen zu bleiben. Einmal klirrte es auf dem Schreibtische, jetzt wackelte ein Stühlchen, jetzt klapperte es auf der Etagère. — Und dann ließ sie sich auf die Chaiselongue fallen; den Kopf auf die Hand gestützt, damit ja nicht ihre Frisur Schaden leide, versank sie in eine aufmerksame Betrachtung ihrer glänzenden weißen Atlas-schuhe. Mitten in dieser Betrachtung gedachte sie ihres Mannes, und sie sah seinen blonden Kopf mit den stolz geschneiderten Bügen vor sich. „Es ist doch schön von ihm, daß er so ganz in seinem Beruf aufgeht,“ dachte sie und begann ihre kleinen Füße in taktmäßige Bewegung zu setzen. „Und wenn er auch in seinem Arbeits-Enthusiasmus manchmal die Gebote der Galanterie vergißt, so hat das ja nichts zu bedeuten, denn er arbeitet ja nur für mich, und heute, — heute bekomme ich meinen Fächer!“ Hier wurde die taktmäßige Bewegung der Fußspitzen eine auffallend rasche; sie führten einen förmlichen Triumph-Marsch aus.

Da zuckte sie plötzlich zusammen. Drüben im Speisezimmer war in der Pendeluhr ein schnarrendes Geräusch hörbar geworden. Nun würde die Uhr gleich zu schlagen beginnen. Mit ihrer Toilette beschäftigt, hatte sie gar nicht auf die Zeit geachtet. „Es wird doch nicht schon neun Uhr sein?“ fragte sie sich. „Ach nein! Höchstens acht!“ In ihrer Ungeduld war sie auch diesmal sicher, wie bisher immer, um eine Stunde zu früh fix und fertig geworden. Ja! Nun konnte sie zusehen, wie sie sich eine volle Stunde die Zeit vertreiben würde.

Aber da fing es schon an zu schlagen . . . „Eins . . . zwei . . . drei . . .“ zählte sie mit. Wenn es schon neun Uhr wäre, dachte sie inzwischen, müßte doch auch schon der Fächer kommen . . . „Vier . . . fünf . . .“ Jetzt trat eine kleine Pause ein, das Uhrwerk gerieth in's Stocken, — es mußte etwas darin verdorben sein. „Sechs . . . sieben . . . acht! . . . Erst acht! . . . Nun also!“ — Eugenie athmete auf. — Aber wie? Was war das? Wahrhaftig, der neunte Schlag! Neun Uhr! Und der Fächer? Wo blieb der Fächer?

„Otto wird's doch nicht vergessen haben?“ stieß sie unmutig hervor. Denn jetzt, nach neun Uhr, wo alle eleganteren Läden bereits geschlossen waren, wie sollte sie da zu einem Fächer kommen? . . . Aber nein, er kann es nicht vergessen haben! Er hat es ihr so feierlich versprochen, ihre Bitte zu erfüllen! — Immerhin, es war schon neun Uhr . . .

Sie horchte, ob sich nicht auf der Treppe das Geräusch von Schritten vernehmen ließ. Ja jetzt! Ein schwerer, plumper Schritt, der eines Dienstmannes oder

Geschäftsdieners. Gewiß, der brachte ihn! So hatte sie Otto also Unrecht gethan. Ein Mann, ein Wort! Kaum hatte es neun Uhr geschlagen, und schon . . . Und sie eilte selbst zur Thüre, die nach dem Flur führte, um ja keinen Augenblick länger warten zu müssen!

Der Herr Dienstmann oder Geschäftsdieners, der schien allerdings der Sache nicht die gleiche Wichtigkeit beizulegen. Langsam, schwerfällig erstieg er Stufe um Stufe. Jetzt war er im ersten Stockwerk angelangt. Nun gönnte er sich ein wenig Ruhe und begann sich zu räuspern und mächtig zu pusten. Unwillkürlich mußte sie ihm nachahmen „Puh . . . Puh . . . Puh!“ — So, nun war er offenbar wieder so weit gekräftigt, um die zweite Treppe ersteigen zu können. Wieder stapfte dieser langsame, schwerfällige Schritt die Stufen herauf. Durch das Guckloch spähend, sah sie eine rothe Mütze austauschen, und einen Augenblick später folgte die ganze vierstörige Gestalt. Aber wie? Der Mann zeigte gar keine Miene, vor ihrer Thüre Halt zu machen? „Thür links, Thür rechts!“ hörte sie ihn murmeln. Gleich darauf zog er die Klingel bei der Thüre gegenüber und gab dort sein großes, unförmliches Paket ab. Dann stapfte er langsam und schwerfällig die Treppe hinab. Und wieder blieb es eine Weile ganz still im Treppenhaus.

Es begann sie zu frösteln in dem kalten Flur. Sollte sie nicht lieber in's Boudoir zurück und dort ruhig abwarten, bis Otto käme? Er würde den Fächer wahrscheinlich selbst mitbringen! Jetzt mußte er unbedingt auch gleich da sein. Die Einladung lautete ja für neun Uhr, und er hatte noch Toilette zu machen. O, er mußte da sein in fünf, in zehn Minuten! . . . So lange würde sie es noch aushalten, besonders wenn sie sich in den Shawl einhüllte, der da an dem Kleiderhaken hing . . . Ja, in diesen Shawl; der war so warm, daß sie Otto auch draußen erwarten konnte auf dem Flur. Und sie warf ihn um die Schultern und trat hinaus. Hell erleuchtet lag das Treppenhaus da.

Es war doch eigentlich etwas Unheimliches, so ein hell erleuchtetes, menschenleeres Treppenhaus . . . Wie die Stufen sich streckten in langer Flucht, hinauf und hinab; und wie das Gaslicht flackerte, als würde es von einem Luftzuge bewegt, trotzdem man nichts davon merkte; und wie unruhige Reflexe über die marmornen Treppentwangen dahinglitten, und wie die blauen und rothen Figuren dort in den buntbemalten Fenstern sich zu regen schienen . . . Und jetzt, war es wirklich so oder schien es ihr nur? Nein, sie täuschte sich nicht, ein Summen und Surren wurde plötzlich laut, ein verworrenes Geräusch, ein Stöhnen manchmal, ein unterdrücktes Seufzen, als sei hier irgendwo erstarrtes Leben, das sich zu befreien suchte aus seiner Erstarrung . . . Brrr! Ein Schauer überlief sie . . . Erstarrtes Leben! Was für ein alberner Gedanke das war! Sie mußte über sich selbst lachen . . . Und doch im nächsten Augenblicke packte sie wieder der Schauer, und sie kam sich wie eine Andere vor in diesem weißen Kleide, . . . allein in dem menschenleeren, hellerleuchteten Treppenhaus.

Fast wie eine Erlösung begrüßte sie es, als plötzlich die grobe Stimme der Portiers-Frau zu ihr heraufscholl; diese schien wieder einmal mit ihrem Manne in Streit gerathen zu sein und überschüttete ihn mit einer Fluth von scheltenden Worten. Er blieb allerdings die Antwort nicht schuldig, er zahlte in gleicher Münze zurück. Und dennoch ertappte Eugenie sich dabei, wie sie beinahe mit einer Art von Behagen den unschönen Ausdrücken lauschte. Es war doch immer besser, als diese unheimliche Stille vorher. Jetzt hörte sie auch, um was es sich handelte. Der Mann hatte das Geld, das die Frau ihm mitgegeben, vertrunken. Freilich, ihr wurde es nicht leicht, sich ihre paar Groschen als Waschfrau zu verdienen, und er war nicht gerade das Muster eines Mannes und Familienvaters! Er lungerte lieber halbe Tage lang in der Kneipe herum, als daß er seinem Erwerb als Maurer nachging . . . Aber deshalb eine so öffentliche Scene! War das ein Eheleben? Wie war es möglich, daß Gatten einander so entfremdet wurden, daß sie sich mit so häßlichen Worten belegten?!

Nun war es unten still geworden . . . Abermals lag das Treppenhaus vor ihr in seiner unheimlichen Dede, und sie begann zu frieren, trotz des Shawls. . . Es war doch besser, sie ging hinein und wartete im Boudoir.

Wie das ihr verändert vorkam, da sie es wieder betrat! Sie begriff gar nicht, daß sie es hier vor einer halben Stunde so anheimelnd gefunden. So farblos erschien ihr jetzt alles darin, so grau. Auch sie selbst gefiel sich nicht mehr, da sie sich im Spiegel über der Console betrachtete. Ihr Teint hatte entschieden einen Stich in's Bläuliche bekommen.

Wüthlich ließ sie sich auf die Chaiselongue nieder. Wie ganz anders war ihre Stimmung vor einer Stunde gewesen!

Warum nur Otto nicht kam? Er wird wohl beschäftigt sein! Aber schließlich, ein Mann kann doch, wenn er will, seine Arbeit so eintheilen, daß er nicht seine Frau warten zu lassen braucht, wenn sie auf seine Begleitung angewiesen ist . . . Otto freilich hatte für solche Gebote der Galanterie kein Verständnis; immer und immer ließ er sie im Stich! Jedes Vergnügen wurde ihr verleidet durch das ewige Warten . . . Sie war doch schließlich eine junge Frau und hatte ein Recht darauf, ihr Leben zu genießen! Das sollte er doch bedenken! Und wenn er's nicht bedachte, so war das nicht bloß ungalant, nein, es war rücksichtslos! — Rücksichtslos? O nein, mehr! Ein Zeichen von Lieblosigkeit.

Lieblosigkeit, — ja, das war das rechte Wort! Er war lieblos gegen sie! Das war er immer gewesen. Daraus erklärte es sich ja auch, daß er über seine Arbeit alles, was sie betraf, so ohne weiteres vergaß! Daraus erklärte sich überhaupt, daß er in seinem Beruf so völlig aufging. Ein Mann, der seine Frau liebt, vergißt alles andere, wenn er mit ihr beisammen ist. Er aber dachte in ihrer Gesellschaft unausgesetzt an alle Vorkommnisse in seinem Bureau; er konnte es ihr ja nicht verzeihen, daß sie dafür nicht das gleiche Interesse besaß! Das erschien ihr jetzt so klar, so einleuchtend! Wie sie das bisher hatte übersehen können? Wie sie bisher nur immer glauben konnte, daß er sie liebe, daß er nur für sie arbeite . . . Haha! Er für sie arbeiten! Er arbeitete, weil er emporkommen, seinen maßlosen Ehrgeiz befriedigen wollte. Es war zu drollig, daß sie dagegen immer so blind gewesen war! Noch vor einer Stunde!

Ein häßliches Gefühl stieg in ihr auf, das sie bisher nicht gekannt. War es Haß gegen ihn oder gegen sich selbst? Sie wußte es nicht; aber mit einem Male war ihr alles gleichgültig geworden. Alles auf der Welt! Und in dieser Stimmung sollte sie den Ball besuchen? Nein, nein, das wollte sie nicht, nur nicht das! O, schon der bloße Gedanke that ihr weh! Sie würde rasch abjagen, ein plötzliches Unwohlsein vor-schieben . . . Sie konnte ja gar nicht anders . . . Wer mochte wissen, wann Otto nach Hause kommen würde, um sie abzuholen; er, der wahrscheinlich im Drange der Geschäfte überhaupt vergessen hatte, daß er eine Frau besaß!

Eugenie hatte sich schon erhoben, um wieder ihr Toilette-Zimmer aufzusuchen und dort ihre Ballrobe mit einem Hauskleide zu vertauschen, als plötzlich der Schlüssel im Schlosse gedreht wurde. Gleich darauf trat Otto in's Zimmer.

Er schien mit seinen Gedanken sehr beschäftigt zu sein, denn ein Ausdruck des Erstaunens flog über sein Gesicht, als er seine Frau in Ball-Toilette erblickte.

„Schon so spät?“ fragte er.

„Spät? Erst zehn Uhr!“ erwiderte sie ironisch.

„Eine Stunde Verspätung ist ja bei Dir das Mindeste.“

„Du hast Recht! Ich habe Dich warten lassen . . . Verzeihe . . .!“ Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen.

„O, bitte, das hat nichts zu sagen!“ unterbrach sie ihn pikirt. „Ich bin es ja schon gewohnt!“

„Aber diesmal hat meine Unpünktlichkeit einen Grund, den Du sogar wirft gelten lassen müssen!“ erwiderte er mit einer gewissen Schärfe.

„Sogar ich?“ fuhr sie auf. „Das heißt in Deiner Sprache: Du, eine Frau, die sonst ohne alle Einsicht ist!“

„Aber Kind, Kind!“ unterbrach er sie überrascht, „wir sind doch darin einig, daß wir uns in gewissen Dingen nicht verstehen, und lachen darüber! Weshalb auf einmal diese Gereiztheit?“ — „Du bleibst ja trotzdem meine liebe kleine Eugenie!“ fuhr er gutmüthig fort, indem er ihre Hand zu ergreifen suchte.

Sie entzog sie ihm heftig. Daß er so gar nicht ahnte, wie sehr er ihr den Abend verdorben hatte, das brachte sie um den Rest ihrer Selbstbeherrschung.

„Schon gut!“ stieß sie hervor. „Es giebt gewisse Grenzen. In allen Dingen rücksichtslos zu sein, dazu hast Du kein Recht . . .“ Und im zornigen Drange den ganzen Umfang seiner Rücksichtslosigkeit kennen zu lernen, fügte sie hinzu: „Mir einen Fächer zu kaufen, das hast Du natürlich vergessen?“

„O nein!“ erwiderte er ruhig.

„Nicht?“ rief sie, hierüber fast unangenehm enttäuscht.

„Nein!“ wiederholte er.

Ein Gefühl der Beschämung beschlich sie. Er hatte doch daran gedacht!

„Wo ist er also?“ fragte sie, unwillkürlich einen freundlicheren Ton anschlagend.

Er fixirte sie einen Augenblick.

„Ich habe Dir keinen gekauft!“ sagte er dann.

„Wie? Du scherzest!“ meinte sie ungläubig. „Du sagtest doch . . .“



Nachdruck verboten.

### Sorge.

Von P. W. Heims.



ie Sorge wird gemalt mit verbülltem Haupte, von schwarzen Schleiern umwallt. Aber noch ist kein Maler darauf gekommen, sie als eine geflügelte Gestalt darzustellen. In der Dichtung fehlen ihr die Flügel nicht. In einer Ode des Horaz schon heißt es, daß sie mit dem Reiter auf's Pferd und mit dem Seemann zu Schiffe steige. Sie ist eben überall, — wie das Glück, ihre leuchtende, sonnige Schwester. Ja, sonnig! Wie oft hört man das Wort über ein junges Mädchen gesprochen: ein sonniges Wesen, — ein sonniges Gesicht. Und es mag einen dabei etwas wie leise Wehmuth beschleichen. Wie bald mögen die ersten Wollenschatten über dies junge Angesicht ziehen! Wie bald mögen diese strahlenden Augen sich mit Thränen füllen! Wie bald mögen die ersten Sorgen im Herzen, dem so hochschlagenden, sich einnisten! Welche junge Mutter, die stolz und freudig gehobenen Hauptes in's Leben trat, hat später an der Wiege ihres Kindleins gefungen:

„Stellen erst Sorgen um's Lager sich her,  
Kindlein, dann schläfst Du so ruhig nicht mehr!“

Die Erzählung von dem Könige, den nur das Hemd eines Glücklichen heilen konnte, ist bekannt. Er sandte Boten durch sein ganzes Reich, einen Glücklichen aufzufinden, — und sie kamen zurück mit der Trauerbotschaft, sie hätten keinen getroffen, der glücklich, ganz glücklich gewesen wäre. Die Menschen hätten alle ihre Sorgen. Endlich kam noch einer nach, der hatte einen Hirtenjungen gefunden, dem schelte nichts, gar nichts; aber der besaß leider kein Hemd! Und so konnte dem armen Könige nicht geholfen werden.

Der Sinn ist der, daß ein frohes und sorgensfreies Herz das höchste irdische Glück ist. Allein wie kommt man zu dieser Sorglosigkeit? Das ist eben die Frage.

„Durch Vermögen, Geld, Gut!“ würde bei einer Volksabstimmung, der Fabel zum Trost, weitans von den meisten die Antwort lauten. Freilich: Reichthum schändet nicht, und Armuth macht nicht glücklich; heißt ein Leutewort; aber glücklich machterstere auch nicht! Ich will damit keine allgemeine Redensart nachbeten; ich möchte es nur als Lebenserfahrung aufstellen. Ich habe unter allen, die ich in reichbewegtem Leben kennen gelernt habe, auf den verschiedensten Stufen des Lebens, nie einen reichen Mann gefunden, dessen Augen darum stets heller geleuchtet, dessen Herz in höherer Wonne geschlagen hätte, als das des anderen, der, mühsam seinen Unterhalt verdienend, gesund und zufrieden unter den Seinen am Abend sein Brod in die Milch tauchte; und ich wäre nicht abgeneigt, jenem Studenten vor manchem Millonär den Preis zuzusprechen, der in ein Fremdenbuch lachenden Mundes einschreiben konnte:

Kem wie ein Besenbinder,  
Der Ventel leer wie nie,  
Und doch vergnügt sein, — Kinder,  
Das heißt Philosophie!

„Ja, ich wollte Dir einen Fächer kaufen, aber ich habe es unterlassen.“  
„Absichtlich?“  
„Ja!“  
Sie starrte ihn eine Weile fassungslos an. Was sollte das bedeuten?  
„Du willst also,“ begann sie dann wieder, „daß wir zu

Hause bleiben?“  
„Durchaus nicht!“  
„Nein? Ich soll am Ende gar ohne Fächer auf den Ball?“  
„Das wünsche ich allerdings!“  
Eugenie blickte ihrem Mann in's Gesicht. Es war ihm offenbar ernst mit dem, was er sagte. Sie sollte ohne Fächer auf den Ball! Das war zu viel!  
„Ohne Fächer?“ rief sie und begann in gereizter Art zu lachen. „Ohne Fächer! Das ist ja entzückend!“  
Sie fühlte, daß der Zorn in ihr übermächtig würde. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte alles zerschlagen, was ihr in die Hände käme. Aber mit einer Anstrengung, die ihr fast übermenschlich erschien, zwang sie sich wieder zur Ruhe und sagte:  
„Ich darf Dich wohl ersuchen, mir Dein etwas sonderbares Benehmen zu erklären?“  
„Gewiß!“ antwortete Otto. „Ich wollte es ja gleich beim Eintritt thun, und wenn Du nicht so erregt geworden wärest . . .“  
„Also bitte . . .!“  
(Schluß folgt.)



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 169.  
„Bist Du der Rohrspatz von heute früh?“



Wäsee-Strand. Nach dem Bilde von A. Müller-Kurzweky. — Siehe Seite 176.



Es giebt eben zu viel Sorgen, die man sich nicht wegkaufen kann, und denen ein Krösus machtlos gegenüber steht. Für den Tod ist kein Kraut gewachsen, und der Reiche muß mit dem Armen d'ran. Und der Tod ist wohl die größte Sorge. Ich kenne wenigstens Leute, reiche und kluge Leute, die vor einem Leichenwagen arge Angst, und vor einem Gang über den Kirchhof Grauen haben.

dem der Hölische nicht, wenn der Wagen davonrollt, vielleicht ganz leise ein Wort hinterherflüstert, das anders wie „Chrenmann' klingt? — Und die Sorge um ein Kind, das auf bösen Wegen geht? Mancher hätte sie gern mit Säcken voll Gold abgelöst, — und hat sie tragen müssen als furchtbar schwere Last, ein armer, sorgengequälter reicher Mann. Und solcher unwägbarer Güter giebt's unzählige.

mehr Menschen aus Mangel an einer Equipage als aus Mangel an Brod das Leben.“ Aber sonst soll's gelten:

„Von allen guten Schwirgen  
zu brechen durch die Zeit,  
Die kräftigste im Ringen:  
Das ist ein rechtes Leid!“



Spätherbst. Nach dem Bilde von L. von Zumbusch. — Siehe Seite 176.

Photographie-Verlag von J. Löwy, R. u. R. Hof-Photograph, Wien.

War jener Börsenfürst etwa glücklich und ohne Sorge, der mit all' seinem Golde sein Augenlicht nicht zurückkaufen konnte? War jener junge Vanderbilt glücklich, der, eben weil er alles, alles kaufen konnte und gekauft hatte, was die Welt ihm zu bieten vermochte, aus Eitel am Leben sich erschöpfte?

Aber es giebt doch noch viele unwägbar Dinge mehr, die nicht zu kaufen sind. Ehre, jenes unverlierbare, unersehbare Gut des Mannes wie der Frau, — die Ehre im Herzen. Kaufen thut sie keiner, wie sehr er darum sorgt. Ansehen? Ja, jenes wohl, bei dem der Lakai, den Hut in der Hand, am Wagen steht, und der Kaufmann den Kunden dienernd bis auf die Straße geleitet; aber das Ansehen ist nicht um Geld feil, bei

Der Reichtum ist an sich kein Sorgenbrecher. Nur einer Sorge kann er die Spitze bieten: der Sorge um's tägliche Brod, der Nahrungssorge! Dieser fehlt freilich alles aufwärts Tragende. Bei der Sorge um ein sterbenskrankes Kind, in der die Mutter die Hände ringt in einsamer Nacht, — während des tobenden Schmerzes um einen, der heimgegangen ist, — ja, da stehen um die Wiege und um's Grab her leuchtende Gestalten, die aufwärts zeigen, und durch die Nacht des Todes und der Thränen klingen tröstliche Ewigkeitsworte: „Selig sind, die da Leid tragen.“ Aber das tägliche Brod, das wächst so ganz aus der Erde, es ist so ganz Materie! — Dennoch mag jener Mund Recht haben, der behauptete: „Es nehmen sich

Ihre furchtbarste Gestalt aber nimmt die Sorge da an, wo Herzensnoth und Erdennoth zusammentreten. Eine Wittwe, die um ihr Lebensglück, das begrabene, sich die Augen ausweint und die Arme um ihre Kinder schlingt: „Wo nehmen wir Brod her für so viele?“ — das ist das Herzbrechendste, was es giebt. Und es kommt so oft vor! Man mag sagen, was man will, wo der Ernährer und Versorger einer Familie dahingerafft wird, da ist der Sorge das größte Thor geöffnet, durch das der furchtbare Gast einziehen kann mit triumphirend auswehenden Trauerschleiern. Stirbt eine Mutter: des Leides und der Sorge genug! Aber es ist nicht die nackte, brutale Sorge der Noth!



Es steht an seinem Orte ein wunderschönes Wort: „Ich will ihm eine Gefährtin machen“. Keine Sklavin, keine Herrin, nein, eine Genossin, Freundin, die um ihn sei, die ihm Liebes thut ihr Leben lang und kein Leides, und ihres Mannes Herz kann sich auf sie verlassen. Dies ist die idealste Auffassung vom Berufe der Frau, die je ausgesprochen wurde. Und wo wird die Frau am hellsten eben in diesem edeln Licht sich zeigen können? Nicht etwa auf der Rheinfahrt, nicht auf der Badereise, nicht im Salon oder bei der Zurüstung zum Diner, — nein, am Tage der Sorge, zu Zeiten des Unglücks! Darnach wird ihr Werth zu messen sein, was sie dem Manne, ihrem Hause zu den Zeiten der Noth sein kann. Es ist ein köstlicher Gewinn, wenn gerade dann, wenn alle Stützen wanken, dem aus dem heißen Streite des Tages Heimkehrenden das schöne Wort mit hellem Klange durch die Seele tönt: „Eines Mannes Herz soll sich freuen, wenn er seines Hauses Giebel von ferne sieht“, und falls ein sturmumbrautes Haupt Ruhe finden kann am Herzen einer klugen, seelenstarken Frau, die mit weicher Hand ihm die Falten von der kampfesheissen Stirn glättet. Es ist ein Bekennniß, schön wie kein anderes Geständniß der Liebe, wenn es aus dem Munde eines Mannes heisst, während er die lieben Hände seiner Gefährtin hält: „Ich habe ja Dich; nun komme, was kommen mag!“ — Ein großes, mächtiges Glück!

Es giebt aber Abwege, auf denen eine Frau am Tage der Sorge gehen kann, ihren Beruf verfehlend. Der eine ist der, daß sie sich um nichts kümmert und ihren Mann allein tragen läßt, oder ihm hier und da noch einen Stein dazu auf die Bürde legt. Es muß alles vorhanden sein; das ist seine Pflicht, dazu ist er da, dazu hat sie ihn geheirathet; und kann er's nicht schaffen, — ei, dann giebt's ein erstauntes Gesicht: „Aber ich bitte Dich, es geht ja doch nicht anders!“ — Selig der Mann, dem die Frau die Hände auf die Schultern legt: „Vorwärts zusammen! Es geht alles! Und Liebe überwindet alles!“ Das kann auch Sonne im Leid sein.

Und der andere Abweg, das ist der des Jammerns und Klagens ohne Ende; wo der Mann bei der Frau wohl Verständnis findet für seine Sorge, aber keinen Trost, keine Kräftigung. Dettlef von Lillienkron rühmt in einem Gedicht einer Heimgegangenen nach:

„Lanzend schwarze Krähen,  
Die mich umflatterten auf allen Wegen,  
Entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,  
Die weissen Tauben deiner Fröhlichkeit.“

Es mag einer Frau oft schwer werden, eine heitere Stirn zu zeigen in den Tagen der Sorge; aber sie soll ihren Mann wenigstens vor dem Schicksale bewahren, daß nur schwarze Krähen um den Giebel seines Hauses flattern. Es giebt ein ewiges Seufzen, ein verdrossenes Schweigen, ein muthloses Sichbareingeben: „Ach, es hilft ja doch nichts!“ „Es geht uns ja doch schlecht!“ — „Wie können wir wohl anderes als Unglück haben!“ Dann geht der Mann, der sich nach Kräftigung und Freude sehnte, finsternen Blickes, gefenkten Hauptes wieder hinaus an sein Werk; muthlos, kraftlos, statt frischen Muthes die Schulter wieder unter sein Kreuz zu stemmen im Gedanken an den letzten Blick seines Weibes, der ihm gefolgt, statt in solchem frischen Liebesmuth mit Freuden und auf Hoffnung frohen Gelingens die Arbeit anzugreifen mit einem: „Ich wog's, Gott walt's!“ — Eine Frau muß in eigener Person im Leid das Glück des Mannes sein.

Es giebt aber schwere Naturen, die bedürfen gar nicht einmal einer wirklichen Sorge, um immerfort trauernd und klagend einherzugehen; wenn sie keine haben, dann machen sie sich eben welche. „Ich möchte sie die ‚Wenn- und Aber-Frauen‘ nennen. „Wenn nun dies und das vorkäme!“ — „Wenn gar jenes sich ereignete!“ Frauen, die mit strömenden Thränen dem Manne entgegenströmen: „Am Gottes Willen, das Kind hat solch heißen Kopf, wenn es nur nicht Gehirnentzündung bekommt!“ oder die in Weintränke verfallen, falls der Mann einmal vom Abendessen um 10 Uhr nicht nach Hause gekommen ist, weshalb sie ihn schon erschlagen auf der Straße, oder ertränkt im Kanal, oder arretirt auf der Hauptwache sehen. Die Einnahmen sind einmal in einem Jahre geringer gewesen, und die Frau sieht in der Ferne sofort das Gespenst des Hungers und des Bankrotts aufstehen: „Mann, wir gehen zu Grunde!“ Die Frauen endlich, die, wenn der Junge einmal einen heruntergekommen ist in der Schule, ihn im Geiste als Vagabunden künftiger Tage schon vor dem Strafrichter erblicken; die, bei denen die Dienstboten immer betrügen und stehlen, und die auf Reisen das Haus dabei befindlich in Flammen aufgehen sehen: „Ich habe keine Ruhe, ehe ich wieder zu Hause bin!“ — Was soll aus denen erst werden, wenn Noth und Sorge einmal wirklich mit hartem Finger anklopfen?

Man sprach früher viel von Mesallianzen, und thut es gelegentlich noch. — Und mit Recht. Ehegatten sollen einander ebenbürtig sein, sonst giebt's immer ein Unglück. Nur daß dazu nicht immer zwei gleich viel Schilde zählende Ahnentafeln gehören. Es geht auch ohne sie. Aber weil diese Ebenbürtigkeit sich im ganzen so selten findet, darum geht's auch oft so verkehrt zu in der Welt und in den Häusern. Der Einfluß einer lebenswerthen, klugen Frau, die immer das Rechte trifft, immer auf der Höhe der Situation steht, ist ja doch ein unbegrenzter. Für eine geliebte Frau, eine ‚Gefährtin‘ in Freud und Leid, thut ein Mann alles. Die Frau wird immer das Schicksal des Mannes sein; entweder sie macht ihn glücklich, — oder nicht. Und glücklich machen kann sie ihn auch am Tage der Angst und der Sorge; dann gerade erst recht, als die milde, freundliche, theilnehmende, aufrichtige Frau, die zu jedem Thun bereit, zu jedem Opfer willig:

„Und wenn nach heissem, erstem Tag  
Du mir verschondest schwere Sorgen  
Und ich an Deinem Herzen lag,  
Und nicht mehr dachte an ein Morgen, —  
Glückes genug!“

Und woher, um auf die einmal aufgestellte Frage zurückzukommen, soll denn eine Frau die edle Ruhe nehmen, in der sie alle Sorge, wenn nicht überwindet, doch innerlich meistert? Daß sie Sorge zu tragen vermag um alles in einem feinen und guten Herzen, und doch der Sorge die Thüre verschließen kann? Daß, nachdem sie feuchten Auges gen Himmel blickend flehte: „Unser täglich Brod gib uns heute“, doch mit fröhlichem Angesicht ihren Kindern das Maß austheilt? — Es giebt ein gutes Recept dafür, und Eichendorff hat's den lieben und

edeln Frauen sammt ihren Männern zu Nutz und Frommen aufgeschrieben:

„Den lieben Gott laß ich nur walten;  
Der Bächlein, Berchen, Wald und Feld  
Und Erd' und Himmel will erhalten,  
Hat auch mein Sach' auf's best' bestellt!“

Rachdruck verboten.

Solanum Dulcamara.

Novellette von D. von Oberkamp.

**S**olanum Dulcamara wird einer der giftigsten Nachtschatten in der Botanik genannt. Niedrig und lahl ist der Stengel, der beim Zerbrechen einen widerigen Geruch von sich giebt; ebenso riechen die eilanzettförmigen, am Grunde gedrehten Blätter unangenehm, und roth wie Blutstropfen schimmern im Hochsommer die Beeren, die an schwanfenden Stielen über ihnen erzittern. Dem Volksglauben nach entspringt die giftige Pflanze dem Boden dort, wo eine Unthat geschehen ist. — — —

Wenn man die Schenke am Bälchensee im bayrischen Gebirge, die auf weißgetüncheter Mauer die Inschrift zeigt „Zum Jäger am See“, hinter sich läßt, so gelangt man auf einen Weg, der zwischen klüsternden Eiben eine Strecke weit an den grünlichen, kristallklaren Wassern entlang führt, in die Zachenau.

Hier, inmitten dieser blühenden, von einem markigen Menschenhage bewohnten Au, lehnt an einem Berghang, unter Tannen und Fichten, ein einsames Bauerngehöft.

Die Bank vor dem einsidigen Hause ist moosüberwachsen, als ob Jahre lang keiner darauf gerasst hätte; umweit davon aber wuchert am Boden ringsum der schwarze Nachtschatten.

Und auch Nachtschatten, die kein Sonnenlicht zu verdrängen vermag, ziehen unsichtbar über diese Stelle; denn hier hat der Wellhofer-Bauer, der vorlezte Besitzer des Gehöftes, im Jähzorn den Hans Lebrechter erschlagen.

Der Josef Wellhofer, der die schwere That begangen, hat in der Stadt auf der Armenjünderbank geessen, allwo auch sein Vater, der Hans Wellhofer, angeklagt wegen veruchten Mordes, einmal saß. Vater und Sohn haben ihre Schuld längst im Zuchthaus verbüßt; sie sind gerichtet worden und sind gestorben. Aber — es stirbt der Mensch, doch die Schuld, die er begangen, lebt fort, und dunkel wie Nachtschatten fällt sie auf die Wege der Eitel.

Und der hübsche, aber finstere Jochem Wellhofer, der Sohn des Todtschlägers und letzte Sproß des reichen, gewalthätigen Bauerngeschlechtes, das dormalseinst den Rachen so hoch trug, wie ihn nur Könige tragen, ging jetzt gebeugt einher unter der Schuld seiner Väter.

Armer Jochem Wellhofer! Er war ein scheues, verdslohenes Kind gewesen, und da jeder in der Zachenau dies für das Zeichen des Fludses hielt, der auf dem Kleinen laite, und ihn demgemäß behandelte, so erwuchs ihm aus diesem Aberglauben wirklich ein Fluch. Er lernte die ungerechten Menschen hassen, und Haß ward wieder mit Haß vergolten. Nur seine riesige Körperkraft schügte ihn allmählich vor Mißhandlungen.

Die Menschen mieden ihn, und er mied die Menschen; aber wenn er in schweigender Waldeinsamkeit manchmal ein noch über ihn unbelehrtes Kindlein traf, das Beeren pflückte, dann rief er es herbei und zog es auf seine Kniee, als zwänge ihn eine innere Nothwendigkeit, sich an dem Lächeln der Unschuldbigen zu erwärmen, die ihn nicht verdammten um anderer Missethaten willen. Das war aber auch das einzige lose Band, das den Einsamen noch mit der Welt verknüpfte; er besaß keinen Freund, keine Liebste.

Achtzehn Jahre waren seit der Unthat vergangen. Die junge Witwe des erschlagenen Hans Lebrechter war verschollen, die Schuld geblüht, aber der Nachtschatten an der einsamen Moosbank wucherte fort.

Manchmal blieb der Jochem Wellhofer, der ganz allein mit einer alten Wogd und zwei auswärtigen Knechten auf dem Gehöfte hauste, in tiefen Gedanken vor dem Nachtschatten stehen, den er nicht ansrotten wollte, weil sie im Dorfe vor dem Giftgewächs sich fürchteten, und weil die Ausrottung ihm doch nichts helfen könne, wenn sie nicht auf eine ganz besondere Art geschehe.

Falls nämlich eine herzensreine Jungfrau über das grüne Giftkraut schreitet und die Kniee beugt zum stillen Gebet an der Stelle, wo der Mord geschehen, dann verdorren die Nachtschatten, und das Glück wird wieder einziehen in den verfehmten Hof. Das hatte dem Knaben einst eine Zigeunerin im Walde prophezeit, und der Glaube an die Wahrheit dieses Wortes haftete noch im tiefsten Innern des Mannes, wenn er auch jetzt bitter darüber lachte.

Denn die Maid war nicht gekommen, und der Nachtschatten grünte fort, und die Leute im Dorfe sagten: „Das Giftkraut verwehlt nicht und immer wieder tragen wird's neue Blutstropfen; denn der Jochem Wellhofer wird thun, was sein Vater und Großvater gethan. Er wird einmal die Hand heben gegen einen; die Gewaltthat liegt bei den Wellhofer's im Blute.“

Der Volksmund sprach wahr. Die Gewaltthat lag den Wellhofer's im Blute, und der Jochem Wellhofer wußte darum. Und weil er darum wußte, bangte es ihn, aus seinem Haus und aus seiner Seele herauszutreten. Ihn hielt die Furcht in Schranken vor der Wildheit seiner Natur, vor dem Feuer, das in seinen Adern rollte und grollte, und niemals berührte seine Hand deshalb eine Karte. Niemals leerte er einen Becher über den Durst, niemals wechselte er mit seinen Arbeitern ein übersüßiges Wort.

Manchmal, wenn das Blut in ihm aufschlammte, wenn die Wuth ihn ergriff, — eine Wuth, so wild, daß, wenn die Menschheit in einem Menschen verkörpert vor ihn hingetreten wäre, er diesen einen hätte niederschlagen können ohne Reue, — vermochte er, stumm und brütend, ohne einen Wiffen zu essen, Tage lang zu sitzen, gerade als wolle er seine physische Kraft vernichten.

Aber umsonst! Ihm blieb die ungezähmte Wuth des Blutes, und immer wieder schrie es in ihm auf: „Es kommt doch einmal! Es kommt doch einmal! Ja, Recht haben sie, die Leute, auch ich werd' ihun, was die vor mir gethan, was ich ihun muß!“

Es war an einem Nachmittage im Mai, als der Wellhofer-Bauer vom Felde heimkehrte. Er hatte geschafft im Schwelge seines Angeichts und begrüßte die Feiertunde wie etwas Wohlverdientes.

Als er seinen Hof betrat, erblickte er am Zaun, der die Wirtschaftsbäude vom Garten abgrenzte, eine schmutze, aber blaß und ärmlich aussehende Dirne. Sie stand da, wie in tiefer Trauer, die Arme herabhängend, die Hände in einander geschlungen, während die späte Abendsonne mit ihren letzten Strahlen das von schwarzem, krausem Haar umrahmte junge Antlitz beschien.

Der Wellhofer-Bauer mußte dicht an dem Mädchen vorüber, um in's Haus zu gelangen; aber nach seiner finstern Art gönnte er ihm weder Wort noch Blick. Erst als er nach einer Viertelstunde von neuem vor die Hausthüre trat, blieb er stehend, als er die Fremde noch immer regungslos an derselben Stelle gewahrte.

„Wie heißt'?" fragte er rauh.

„Was kann Dir's nützen zu wissen, wie ich heiß'?" entgegnete sie leise, in fetsam traurigem Tonfall.

„Wunderlich bist', wie Dein Aussehen,“ erwiderte er spöttisch. Sie hob die verschlungenen Hände langsam bis zur Stirn empor.

„Wunderlich? Ja das Leid lehrt halt nimmer bliden wie die Freud.“

Neugierig schaute der Bauer in die traurigen dunkeln Augen, die sich wieder senkten.

„Wo kommst' denn her?“ erkundigte er sich sanfter.

„Weit aus der Fremde.“

Jochem griff in die Tasche. — „Willst'n Zehrpennig?“

„Nein, i dank' halt! Zehrpennig' sind für Bettler, — und ich will auch da bleiben.“

Jöhnisch lachte er auf.

„Da auf dem Wellhof gar? Ich bin der Bauer und duld' hier kein' fremd's Dirndl.“

Von sichtlichem Schauer ergriffen, war das Mädchen vom Zaun zurückgetreten.

„Du, — Du der Wellhofer-Bauer?“ rief sie mit starr aufgerissenen Augen. „Ja, freilich, siehst auch so aus! — Hier, wo die Moosbank steht, haben mir die Leute' g'sagt, hat Dein Vater den meinigen erschlagen, und hier hab' ich beten wollen. Nacht ein Gesicht, als ob Du mich gleich an selbiger Stell' auch todt schlagen möchtest, Bauer! Geh' ihu's nur! Mir wär' dann am wohlsten, und ich hätt' nicht zurüd brauchen in die Gemeind'!“

Alles Blut war aus dem Gesichte Jochem Wellhofer's gewichen. Ohne ein Wort zu erwidern, drehte er sich um, indem er nur noch sah, daß die Fremde, ein paar Schritte vordrud, sich bei der Moosbank in Nachtschatten auf die Kniee warf, und schritt, von seinem kurrenden Hunde gefolgt, in's Haus.

Nach einer Weile erschien er wieder, mit einer Geldrolle in der Hand. Aber das Mädchen war schon fort.

Von Mund zu Munde ging die Kunde in der Zachenau, daß die Gertrud Lebrechter, deren Mutter in der Fremde und im Elend gestorben wäre, wieder in die Gemeinde, die für sie sorgen müßte, aufgenommen sei.

Der Wirth in der Zachenau hatte die Verwaiste in seine Dienste genommen, vielleicht nicht minder aus schlauer Berechnung, als aus Herzensgüte. Die schmutze Gertrud machte das Wirthshaus voll, obgleich sie die Wäßer mit einem selten von einem Lächeln erhellten Antlitz vor die Gäste setzte und kaum einem ein Wort gönnte.

Da geschah es aber, daß an einem Werttag in der Mittagsstunde, wo sonst keiner einzutreten pflegte, ein einzelner Gast vorpoch. Der hatte das Wirthshaus in weitem Bogen umschritten gehabt und sich nun still auf einer Eckbank niederlassen.

Wie aber die Gertrud jetzt an den Gast herantrat mit dem gefüllten Krug, und wie sich Gast und Schenkin in die Augen sahen, da glitt dieser das Glas Bier aus den Händen und zerbrach. Jochem Wellhofer hatte wohl nicht gewußt, daß die Gertrud Lebrechter in diesem Hause sei; wäre er sonst gekommen? — Nun forderte er keinen anderen Trunk mehr, legte stumm das Geld für Glas und Bier auf den Tisch und ging. Inbes ließ auch die Gertrud Lebrechter merkwürdigerweise dem Wirth gegenüber keine Silbe verlauten von dem, was vorgefallen war; nur ein Bittern überließ sie, als sie nach der Begegnung gedankenverloren mit den schwarzen Augen in's Herdfeuer starrte.

Daß jedoch der junge Wellhofer-Bauer, der sich in Jahren nirgends hatte bliden lassen, der Gast des Zachenauer Wirths gewesen sei, konnte den Leuten nicht lange verborgen bleiben.

„Den Jochem treibt etwas, daß er im Wellhof nicht mehr zu rasten vermag,“ raunten sich die Bauern zu.

Und die Bauern hatten wieder Recht. Den Jochem trieb wirklich etwas; — was, — wußte er selber nicht.

Zu Hause sah er jetzt jeden Tag, den Gott gab, auf der Moosbank, auf der er seit achtzehn Jahren nicht mehr geessen, um mit heißen Augen auf die Stelle zu bliden, allwo die Gertrud gekniet im stillen Gebet.

Denn, o Wunder, da, wo sie die Kniee gebeugt hatte, stand das Giftkraut verdorrt, und der Jochem mußte, trotzdem er sich sagte, daß hier irgend eine von ihm nicht beachtete natürliche Ursache das Welken des Krautes hervorgebracht hätte, Tag und Nacht an die Prophezeiung der Wahrsagerin denken.

Glück! Vergebens erharretes Glück, sollte es wirklich in sein freudenloses Dasein hineinlädeln wollen?

Er zweifelte daran, und doch, als er eines Abends wieder einmal auf der Moosbank saß, und in das Nachtgeläut die Geigen vom Wirthshause herüber klangen, die die Jugend zum ersten Tanz unter freiem Himmel, zum Maientanz, aufforderten, da war's ihm, als sollte es auch in ihm Mai werden. Eine Sehnsucht erfaßte ihn, so groß und gewaltig, daß es ihn wie mit Händen von seiner Bank hinaus in das Zwielicht des Abends zog. Die Leute gafften ihn an; aber was scherte ihn ihre Neugier!? Nichts! Er schritt dem Wirthshause zu; den Kopf zur Erde gesenkt, betrat er dessen Garten.

„Jesses, da schaut's den Jochem Wellhofer,“ sagten die Gäste unter sich; „geht er nicht einher, als hätt' er z'viel getrunken?“ Und sie sicherten und deuteten mit Fingern auf ihn.

Er aber ging weiter, durch den Garten über den offenen



Tanzboden hinweg, auf dem sich die Paare im Reigen drehen, um endlich, wie angewurzelt, unter dem auf ziemlich hohen Trägern ruhenden Holzgerüste, das für die Musikanten errichtet war, stehen zu bleiben; denn daneben, auf der untersten Treppenstufe, sah er die Gertrud Lebrechter sitzen, die, die Ellenbogen auf die Kniee gestemmt, das Antlitz von den Flächen der Hände gestützt, dem Treiben der Tanzenden zusah. Einer der Musikanten aber, mit einer Geierfeder am Hut, ein junger, etwas frisch d'reinschauender Burche, schien sie nicht aus den Augen zu lassen.

„Schlägt Dir's Wissen denn nicht, Wellhofer-Bauer, so in der Nähe von Lebrechter's Kind?“ Klang da mit einem Mal, als die Musik schwieg, eine gereizt klingende Stimme zu dem in Gedanken verlorenen „Einsam“ herunter. Es war der mit der Geierfeder, der dies rief, der Geiger-Sepp, ein halber Bagabund und ganzer Raufbold.

Der Wellhofer fuhr bei den Worten zusammen, als hätte ihn ein Steinwurf getroffen. Er sah empor und begegnete Sepps höhnischen Mienen und grinsendem Gesichte, und ringsum den gleich feindlichen Mienen, in denen er lag, was er einen Augenblick vergessen, daß er ein Ausgestoßener, ein Gebraunmarker sei, dessen Anwesenheit hier als unangenehme Störung empfunden ward.

So ein Lump wie der Sepp galt hier noch immer viel mehr als er.

Aber sollte er sich diese elende Zurechtweisung gefallen lassen, sollte er diesem Pack weichen, wie ein geschlagener Hund? Jetzt nimmer! Grab' jetzt nicht, denn Eine sah und hörte alles mit an, und gerade dieser wollte er zeigen, daß er es nicht nötig habe.

Mit einem trotigen Juchzer trat er auf eine der nächststehenden Dirnen zu und forderte sie zum Tanz auf.

Diese warf den Kopf zurück, sah auf die Hände des jungen Mannes nieder, als sei etwas Unreines daran, und mit hochmüthig-abweisendem, durch die jetzt eingetretene lautlose Stille allen vernehmbarer Ton entgegnete sie: „Schönen Dank, Wellhofer, allein ich überschlag' halt den nächsten Tanz!“

Diese Abweisung gab das Zeichen zur Eröffnung allgemeiner Feindseligkeiten. Geschäffige Bemerkungen wurden laut, Gelächter und Spöttereien klangen dazwischen, namentlich vom Gerüste herunter.

Aber Wellhofer blieb. Er that, als sehte ihn alles nichts an und trat mit über einander gebissenen Zähnen an eine zweite Dirne heran.

Wieder dieselbe Aufforderung, dieselbe Abweisung und das gleiche Gejohle, in das der Geiger-Sepp tragende Saitentöne, die das Gelächter unabhängig verstärkten, sich mischen ließ.

Da aber schwoh dem Beleidigten die Ader auf der Stirn. Einen Augenblick stand er brütend still, um dann heftig aufzujuden, als der Sepp rief:

„Was sehest denn da und gist'it Di', Wellhofer? Lieber gar! Verjud's doch mit der Gertrud Lebrechter selber, wann'it nit sigen bleiben willst! Red' g'nug bist' dazu, und Dein Vater selig wird sein' Freund' d'ran hab'n!“

Das war zu viel! Jäh von seinem Sitz empor sprang der Wellhofer; ein gewaltiger Fußtritt gegen eine der Stützen des Gerüsts folgte, und krachend brach dieses mit den darauf befindlichen Menschen zusammen. Eine kurze Stille folgte, dann drangen die Burchen auf den kampfbereit dastehenden Mann ein.

„Schlagt ihn nieder, den Hund, den Mörder!“

Wild klangen die Rufe durch einander, aber blitzschnell hatte Jochem sein Messer heraus gerissen, und wer weiß, welche neuer Schreden in der nächsten Secunde sich ereignet hätte, wenn nicht plötzlich eine Gestalt zwischen die Kämpfenden sich gestürzt und den Stoß gewehrt hätte, den der Wellhofer zu führen gedachte.

Den Arm sinken lassend, starrte der Gedächte, von Staunen übermann, auf Gertrud Lebrechter, die sich zum Schilde seines Leibes gemacht hatte und nun, hochaufgerichtet, mit blühenden Augen, in das plötzlich eingetretene Schweigen hineinrief: „Zurück ihr Feigen, ihr sieben gegen einen! Ich werd's zeugen vor Gericht, daß ihr ihn g'hezt habt bis auf's Blut. Was hat er euch 'than, daß ihr ihm so feind seid? Nichts! Wann ich ihn nit anlag', wer darf's von euch? Und ich sag' hier vor aller Welt, daß ich's nit mehr thu', und daß es mich reut, daß ich nit christlich 'dacht hab', und daß Gott mir und euch mehr zu verzeihen hat, als dem Jochem Wellhofer!“

Sie stand da, anzuschauen wie eine Heilige; und die wilden Augen ringsum senkten sich, die blinkenden Messer fuhren verstohlen in die Taschen zurück, und nur der Geiger-Sepp hätte wohl die Frechheit gehabt, trotzdem den Streit wieder anzufachen.

Der aber war mit gequetschtem Fuße ohnmächtig fortgetragen worden. Es häit' aber nichts zu sagen mit ihm, meinte der alte Dorfbruder, und verdient häit' er's am End' auch, denn der Wellhofer sei gar sehr g'reizt worden, und sein' Natur häit' man doch 'kennt.

Die übrigen Musikanten waren mit dem Schred und ein paar Schrammen davongekommen; sie hatten sich auch bereits beruhigen lassen.

Und der Wellhofer hob das Haupt. Er hob es zu einer Ruhe und sah demüthig, aber nicht zerknirsch aus.

„Ich bitt' um Verzeihung, Leut'!“ rief er. „Ich weiß, ich hab' Unrecht 'than, es war halt mein Blut, das mir den Kopf schwindlig g'macht hat. Aber — der da, — der Heiligen da —, ist's zu danken, daß's nit schlimmer aus'gangen ist. Um ihret-halb' laßt mir nun mein' Ruh', Leut'!“

Dieses freimüthige Bekenntniß, dieser ehrliche, demüthige Appell verschlehte nicht die tiefste Wirkung auf die im Grunde doch nicht bödsartigen Zuhörer.

Sie begannen sich zu schämen. Der Birth war der erste, der, auf Jochem zutretend, ihm die Hand reichete.

„Ja, Wellhofer, wenn Ihr so seid, da sieht freilich die Sach' anders. Und wahr ist's, in der heiligen Schrift steht: Mächtig nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Wir hab'n Dir halt 'erst ab'g'bitten, Wellhofer.“

Dem Jochem begannen die hellen Thränen lose zu werden; das aber wollte er sich nicht merken lassen, und so drückte er die Hand vor die Augen und stürzte seitwärts in den Wald.

Und als er so zwischen den jetzt mondbeleglänzten Bäumen dahinschritt, mit einer nie gekannten Dankbarkeit gegen den Himmel im Herzen, und immer die Gertrud vor sich schaute, wie sie ihn in Schutz nahm gleich der Mutter Gottes, da sah er ein Gewand im Mondlicht schimmern, und als er darauf zu-

eilte, fand er sie, deren er gedacht, fand er Gertrud, — die sich ebenfalls nach vollzogener That vor den Leuten geschämt und den Trieb in sich gespürt hatte, ihr volles Herz in die Einsamkeit zu tragen.

Ja, nun würde sie sich wohl erst recht geschämt haben, wenn man sie gesehen hätte; denn der Wellhofer stürzte ihr zu Füßen und schlang schluchzend die Arme um ihre Kniee.

„Wein' nit, mein' nit!“ vermochte sie nur zu stammeln und strich über das Haupt des starken Mannes wie über das eines Kindes.

Und dabei fühlte sie sich selbst hilflos wie ein Kind, als der Wellhofer nun aufstand und sie an seine Brust zog.

Weihrauchdüfte und Orgelklang! Und, mit dem Orgelklang sich vereinend, weiche Kinderstimmen, die vom Chor der Kirche herab das Miserere sangen.

Miserere! — Noch einmal, wie eine mächtig klingende Welle, durchwogte es das Gotteshaus.

Miserere! Leise gab es das Echo zurück, und dann verhallte es in tiefem Schweigen, und die Seelenmesse hatte ihr Ende erreicht.

Es war Beichttag heute. An den beiden Beichtstühlen, im Längsschiff der Kirche, standen gesondert die Geschlechter.

Linker Hand zumeist gebeugte Männer, rechter Hand zumeist alte Mütterlein, die den Rosenkranz durch die weissen Finger gleiten ließen.

Aber auch die Jugend hatte sich vereinzelt eingefunden.

Unter den Greisen stand der Jochem Wellhofer, und unter den alten Weiblein, als letzte in der langen Reihe, auf ihren Knien, lag die Gertrud Lebrechter, so tief gebeugt, daß ihre Stirne fast die Stein-Quadern berührte.

Und der Jochem Wellhofer drüben am anderen Beichtstuhl wußte wohl, warum sie dort noch immer in Gewissenspein lag, während ihm bereits die Absolution ertheilt ward.

Daß sie für ihn eingetreten ist vor aller Welt, daran hat sie Recht gethan, daran zweifelt sie nicht, wohl aber sind ihr hinterher doch schwere Bedenken erwacht, ob sie denn den auch lieben dürfe, dessen Vater den ihrigen erschlug? Ob dazu ihr Vater droben im Himmel auch seinen Segen spenden würde?

Absolvo te in nomine patris et filii et spiritus sancti, amen! — Deutlich vernehmbar über dem Gauspe der vorliegenden Beichtigerin waren die Worte längst hingeklungen. So konnte sie nicht länger zögern und wankte zum Beichtstuhl, in der furchtbaren Erwartung, daß der Priester ihr die Lossprechung verweigern möchte.

Stodend bekannte sie, was ihr die Seele beschwerte. Doch dann ward es ihr, wie wenn der Himmel sich aufthäte, als aus der Tiefe des Stuhles leise und mild an ihr Ohr die Worte drangen:

„Kein Fluch trennt euch, meine Tochter, denn die Liebe tilgt jegliche Schuld, und die Liebe löst jeglichen Haß; sie ist liegendes Sonnenlicht, vor dem weichen müssen alle Schatten der Nacht!“

Rachdruck verboten.

### Die Visiten-Stunde.

Plauderei von C. Freiherr von Treusch.



„Gnädigste Frau...“  
„Guten Tag, mein lieber Baron, seien Sie nicht böse, daß ich Sie warten ließ; ich habe gestern eine neue Bonne für meine Kinder bekommen, und die bedarf noch ein wenig der Oberaufsicht...“

„O, gnädige Frau, da bin ich also zu unrechter Zeit erschienen —?“  
„Zu unrechter keineswegs! — Nehmen Sie doch Platz, Baron!“

„Aber auch nicht zu rechter; seien Sie ehrlich, gnädige Frau!“

„Was ist die Uhr? Zehn Minuten nach Zwölf! Nun ja, wenn ich ehrlich sein soll, muß ich Ihnen schon zugestehen, daß fast noch eine volle Stunde bis zu der bei uns üblichen Visiten-Zeit fehlt. Man merkt, daß Sie lange im Auslande gelebt haben.“

„Wissen Sie, gnädige Frau, daß ich zeitlebens noch nicht so recht daraus klug geworden bin, wann eigentlich in den verschiedenen Ländern die Besuchszeit gang und gäbe ist? Sonst begann die Visiten-Stunde Schlag zwölf Uhr und endete um sechs Uhr nachmittags. Kam man aber um zwölf, dann fand man die Damen des Hauses noch nicht in Toilette; kam man um zwei, so störte man beim Gabel-Frühstück; um drei zertrümmerte man das erste schöne Traumbild der Nachmittags-Siesta; um vier fand man die Herrschaften nicht zu Hause vor, weil sie selbst auf der Visiten-Tournee waren; um fünf fiel man so zu sagen in die Suppe hinein, und um sechs überraschte man die Damen bei den Vorbereitungen für die Theater-Toilette... Man störte also immer, auch wenn man überall mit lebenswürdigem Lächeln empfangen wurde...“

„Ihre Schilderung klingt ein klein wenig parodistisch, lieber Freund, aber sie enthält zweifellos eine gute Portion Wahrheit, wie das ja bei jeder erlaubten Parodie der Fall sein soll. Ich bin auch nicht zufrieden mit der bei uns üblichen Visiten-Zeit. Notabene, man ist vernünftig genug geworden, die allzu frühe Stunde fallen zu lassen, und beschränkt sich gegenwärtig auf die Zeit von zwei bis sechs Uhr. Aber das sind immerhin vier volle Stunden, während welcher man auf dem qui vivo sein muß, und für eine Hausfrau hat eine vierstündige Erwartung ihrer großen Schattenseiten. Man sollte die Besuchszeit officiell auf die eine Stunde von fünf bis sechs Uhr des Nachmittags einschränken.“

„Ich glaube, auch das würde nicht aller Welt passen. Es giebt viele, die gerade um diese Zeit ihre Mittags-Mahlzeit einnehmen, und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß für den Besucher nichts Fürchterlicheres existirt, als ein Diner hindurch im Salon warten zu müssen. Man sitzt wie auf Kohlen, man möchte gern weiter, man hat noch so viel zu thun, man berechnet im Geiste, wie viel Zeit zwischen der Suppe und

dem Braten verfließen könnte, — und man ist schwer imstande, ein leises Gefühl ästhetischen Misanthrops zu unterdrücken, wenn sich dann endlich die Thüren öffnen, und die Damen des Hauses in jenem eigenthümlich satt gegessenen Zustande vor uns erscheinen, der so etwas, wie soll ich sagen, so etwas ungemain Materielles an sich hat. Man glaubt, das Mündchen, das so liebenswürdig plaudern kann, noch mit dem letzten Bissen Hammel-Cotelette beschäftigt zu sehen, und man vermeint, statt des Duftes von türkischem Flieder einen Hauch von Schoten und Carotten oder — o Himmel! — von Kohlrabi spüren zu müssen... Das liegt natürlich nur in der Einbildung, aber was thut nicht die Einbildung alles bei uns nervösen Menschen!“

„Es ist schrecklich, Baron; ich möchte Ihre Skizze in Callot's Manier aber doch noch vervollständigen! Ist schon der Besucher übel daran, fällt er um die Mittagstunde in's Haus, — um wie viel mehr der Besuchte! Der sitzt im Kreise seiner Familie ahnungslos an der Tafel und läßt es sich schmecken. Da klingelt's. Herr von K., meldet der Diener oder die Jose. In den Salon! Man ist eben bei der Suppe, und verbrennt sich den Mund, um sich möglichst zu beeilen. In größter Hast wird noch ein Stück Roastbeef genossen, — das Uebrige bleibt stehen. Man stürzt in den Salon, halb satt, halb hungrig; man ist wüthend, gerade beim Essen gestört worden zu sein, und muß wie ein Komödiant lächeln und scherzen. Der Besucher bleibt länger, als man gehofft hat; — innerlich flucht man ihm und äußerlich strahlt man vor Liebenswürdigkeit, und kehrt man dann endlich in das Speisezimmer zurück, so ist der Braten eiskalt geworden, und das Omelette zusammengelassen. Darüber sollen sich auch große Geister ärgern können!“

„Das begreife ich, — mir würde es genau so ergehen; ich würde während der Tafel jedenfalls nie einen Besuch annehmen!“  
„Das ist bei mir längst eingeführt, und zwar lasse ich stets der Wahrheit gemäß melden, ich sei bei Tische. Wer warten will, mag warten, — ich laß' mich nicht stören; aber die Meisten sind vernünftig genug, sich unter diesen Umständen mit einer schönen Empfehlung zu begnügen...“

„Wir ist es unbegreiflich, daß wir noch immer nicht, wie es in England, Frankreich, Italien längst Sitte ist, eine einheitliche Tagesordnung eingeführt haben! Dort frühstückt man um zwölf und dinirt zwischen sechs und sieben, und da dies alle Welt weiß, so fällt es natürlich keinem Menschen ein, um diese Zeit einen Besuch zu machen. Bei uns speist der um zwei, der um drei, der um vier oder fünf, — ja, du lieber Himmel, da muß man sich eben ein ganz genaues Verzeichniß der Mittagstunde seiner Freunde und Bekannten anlegen, um keinen faux pas zu begehen; und Sie werden mir recht geben, gnädige Frau, daß dies etwas unbequem ist...“

„Nicht nur das; es dürfte auch nicht immer zweckmäßig sein, denn in einzelnen Familien werden die Mahlzeitenstunden öfters je nach dem Tages-Bedürfnisse verschoben. Man speist wochentags beispielsweise um zwei, Sonntags um drei und, wenn sich Gäste angefangt haben, um vier oder fünf. Da dürften also trotz der ausführlichsten Liste immer noch Confusionen vorkommen!“

„Nun sagen Sie aber selbst, gnädige Frau: ist das nicht ein schrecklicher Zustand? Meiner Ansicht nach sollten die Convenienz-Visiten überhaupt gänzlich abgeschafft werden, oder vielmehr, — ich beziele mich, diesen barbarischen Vorschlag schleunigst zu begründen, — man sollte sich darauf beschränken, lediglich eine Visiten-Karte abzuliefern, ohne Rücksicht darauf, ob die Herrschaften, denen der Besuch gilt, anwesend sind oder nicht. Damit ist der Form Genüge gesehen, und der Besucher wie der Besuchte sind von vornherein jeder unangenehmen Störung überhoben. Hab' ich nicht Recht?“

„Nur halb. Es giebt Besuche, deren Persönlichkeiten mir doch lieber sind als ihre Visiten-Karten. Sie zum Beispiel, — bitte, bleiben Sie sitzen, ich wähle nur ein Beispiel und wollte nicht schmeicheln. Aber ich habe einen besseren Vorschlag, dessen Erfindungsrecht ich übrigens nicht für mich in Anspruch nehme. Man richte sich, ganz und völlig nach der eigenen Bequemlichkeit, eine feste Visiten-Stunde ein, so wie es in der guten Gesellschaft Frankreichs längst Mode ist. Wir haben ja allerdings auch unseren Jourfix, aber dieser Jourfix ist immer eine Abendgesellschaft, — dann und wann vielleicht auch einmal ein vivo o'clock tea. Die elegante Pariserin dagegen hat ihren Jour, das heißt einen bestimmten Tag, an dem sie zu bestimmter Stunde Besuche entgegennimmt. Näher und ferner Stehende wissen das; man wird sie daher nie zu einer anderen Zeit durch eine Visite in ihren Dispositionen stören, ihr Jour schützt sie vor gut gemeinten Ueberfällen. Sollte sich diese so praktische Sitte nicht auch bei uns einführen lassen?“

„Wagen Sie den Versuch, gnädigste Frau.“

„Ich habe ihn bereits gewagt, lieber Freund. Auf meinen Visiten-Karten steht in zierlicher Perlschrift: Ist für Besuche zu Haus Mittwoch von vier bis sechs Uhr. Anfangs respectirte man diese höfliche Besingung, — aber auch nur anfangs. Dann kam sie in Vergessenheit, — und heute bin ich wieder vogelfrei für jede Visite an jedem Tage und zu jeder Stunde...“

„Gnädige Frau, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte...“

„Sie sind entschuldigt, Baron: wer direct aus dem Orient kommt und drei Jahre unter Türken, Arabern und Persern gelebt hat...“

„Gibt selbst als Halb-Barbar, wollen Sie sagen. Im übrigen würde ich an Ihrer Stelle gleichfalls barbarisch sein, so weit Sie dies bei Ihrer Herzengüte und Ihrem milden Sinn möglich machen können. Ich würde die Jose derart instruiren, daß sie jedem zu ungelegener Stunde eintreffenden Besucher schlicht und offen mittheilt: „Die gnädige Frau ist nicht zu sprechen, die gnädige Frau ist immer (immer mit Betonung) Mittwoch nachmittags von vier bis sechs Uhr zu Hause.“ Sollte das nicht wirken?“

„Man sollte es meinen. Aber ich möchte mit dieser Neuerung, Neuerung freilich nur in beschränktem Sinne, nicht gern allein dastehen. Wie wär's, wenn wir zu Ruh und Frommen der unter gleicher Besuchsnoth leidenden Mitmenschen einen Bund schloßen, dem zunächst nur unsere genaueren Bekannten anzugehören bräuchten, und der sich nur allmählig, aber stetig und unaufhaltsam erweitern würde, einen Bund wider die Tyrannei der modernen deutschen Visiten-Stunde?“

„Vortrefflich, gnädige Frau! Jedes Mitglied verpflichtet sich zu einem bestimmten Jour und darf zu anderer Zeit keine Convenienz-Besuche annehmen!“



„Und wer es dennoch thut?“  
 „Dem werden zur Strafe acht Tage hinter einander zu den unbequemsten Stunden die unlieblichsten Visiten auf den Hals geschickt!“  
 „Das ist grausam, aber gerecht! Also es bleibt dabei: ich gründe den Bund, und Sie machen Propaganda dafür. Es lebe der Jour! Vereat die Gelegenheits-Visite! — Adieu, Baron!“  
 „Gnädige Frau . . .“

Nachdruck verboten.

### Das Krystall-Glas.

Von J. von Falke.

Was der Diamant unter den Edelsteinen, das ist das Krystall-Glas unter den verschiedenen Arten künstlichen Glases. Beider Material ist einfach, durchaus rein, beide entbehren jeden fremden Schmuckes, fenden aber aus sich selber heraus, aus dem wasserhellen, farblosen Gebilde, Lichter und Farben. Das Krystall-Glas sollte demnach, was die Einfachheit des Stoffes betrifft, an der Spitze der Jahrtausende alten Geschichte der Glas-Industrie stehen; es ist aber gerade ihr letztes Product. Eine höchst merkwürdige, höchst vielseitige Kunstentwicklung mußte vorausgehen, bis man dahin kam, den Werth und die Schönheit des Glases in seiner Reinheit, nicht in bunten Zusätzen zu suchen.

Wir müssen die Geschichte des Krystall-Glases etwa mit dem Ende des sechzehnten oder dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beginnen. Zu dieser Zeit waren die Kunstarbeiten in Berg-Krystall Mode geworden. Man schnitt, schliif und bohrte aus diesem Material die zierlichsten Dinge: Schalen und Trinfbeder, flaschen- und eimerförmige Gefäße, je nach Größe und Gestalt des Krystalls, den man zur Verfügung hatte. Zu der edeln Form auch edeln Schmuck gesellend, schliif und gravirte man dann schöne Ornamente und figurliche Darstellungen hinein. Diese Kunst kam aus Italien, wo sie ihren Hauptstich in Venedig besaß. Kaiser Rudolf II., der große Kunstfreund, verpflanzte sie von dort nach Prag. Eine ganze Anzahl von Krystall-Schleifern ließ sich hier nieder, von deren Kunst vor allem die kaiserliche Schatzkammer in Wien einen Begriff giebt.

Sei es nun, daß der Berg-Krystall seltener zu haben war, sei es, daß alsbald die Noth des dreißigjährigen Krieges solche kostbare Arbeiten verbot, es geschah zu dieser Zeit, daß man den Krystall durch das billige Glas zu ersetzen suchte. Um dies zu ermöglichen, mußte man das Glas, das bis dahin niemals von einem grünlichen, grauen oder bräunlichen Stiche frei gewesen war, nunmehr so rein und wasserhell, so absolut farblos wie den Krystall zu machen suchen. Das gelang. Die Arbeiter waren in den Krystall-Schleifern vorhanden und versuchten sich nun mit Eisen an dem billigeren Material. So ward Böhmen, wo die Glas-Industrie längst in Blüthe gestanden, die Wiege des Krystall-Glases und der ganzen edeln Kunst, die sich hieran knüpft.

Von seinen Vorbildern, den echten Krystall-Gefäßen, entnahm das Krystall-Glas zweierlei: einmal die zierlichen, wohl proportionirten, reich gegliederten Formen, und zweitens das mit dem Mädchen eingravirte oder eingeschliffene Ornament. Dieses Ornament war in der Tiefe auspolirt und gewährte dadurch ein äußerst reizendes, lebendiges Spiel von Lichtern. In Bezug auf die Form zeigt das Glas einen Vorzug vor dem Krystall. Bei diesem war man nicht selten gezwungen, die einzelnen Glieder des Gefäßes durch Metallreifen zu verbinden, was allerdings von der Goldschmiede-Kunst jener Zeit in überaus schöner und glücklicher Weise ausgeführt wurde; beim Glase aber konnte man die Glieder auf einander und an einander schmelzen, und brauchte somit nicht die Hilfe des Metalls. Sie fiel dann auch ganz hinweg. Aber es geschah etwas anderes, das dennoch die Glasgefäße der gleichen zierlichen und reichen Gliederung beraubte: das war das Sinken des Geschmacks, des feinen Formengefühls im sechzehnten Jahrhundert. Die großen Glas-Pocale dieser und der nachfolgenden Epoche sind immer noch vortreffliche Gebilde der Kunst-Industrie, allein sie sind plumper und einfacher als ihre krystallinen Vorgänger. Dafür nahmen sie eine andere Eigenthümlichkeit an, die ihr Lichterspiel, worin ihr eigentlicher künstlerischer Werth ja besteht, bedeutend erhöhte, nämlich die Facettirung, die Verwandlung der kreisrunden Formen in kantige Flächen.

Als die im Kunstgewerbe so viele Veränderungen hervorruhenden Stilarten des achtzehnten Jahrhunderts auftauchten, erst das Rococo, dann die Ornamentik Louis' XV. und Louis' XVI., ließen sie doch die Form der Glasgefäße ziemlich unberührt; diese war in der Hauptsache ein für allemal festgestellt. Der Einfluß jener erstreckte sich daher nur auf die gravirten Verzierungen, die sich in den Schnörkeln des Rococo, und auch das sehr maßvoll, bewegten, sowie auf einige bizarre, unregelmäßig gebildete Nebenformen. Ein neues Element der Kunst brachte hingegen das englische Krystall-Glas hinzu, das, ursprünglich dem böhmischen nachgebildet, diesem für eine Weile den Rang abließ. Das englische, bleihaltige und darum im Gewichte viel schwerere Glas (Flintglas) hat die Eigenschaft, bei geschliffenen Formen nicht bloß weiße Lichter auszustrahlen, sondern auch farbige, gleich dem Diamanten. Es geht damit über den echten Krystall hinaus, der nur weißes Licht ausstrahlt. Die farbige Wirkung des englischen Glases ist offenbar ein Vorzug, wenn es sich darum handelt, eine gut besetzte Tafel recht reich und glänzend erscheinen zu lassen; die Engländer besaßen daher ein Recht, den Brillant-Schliff zum künstlerischen Princip zu machen und in der mannigfaltigsten Weise mit allen Krystall-Formen durchzubilden. Aber diese Durchbildung, je reicher und kunstvoller sie geschah, zeigte auch ihren Nachtheil. Man mußte nun ihretwillen auf ein anderes Princip der Kunst, auf die reine und schöne Form, auf den eleganten Umriss der Gefäße Verzicht leisten. Nicht bloß, daß man vor dem vielen Lichterglänze die schöne fließende Linie nicht verfolgen konnte, diese Linie selbst war durch den kantigen Schliff, durch die wie mit Brillanten besetzte Oberfläche zerhackt und zerschnitten. Dennoch haben die Engländer es in neuerer Zeit versucht, beide Principien mit einander zu vereinen, die Gefäße in schöner Bildung zu zeichnen und deren Oberfläche mit ihren Brillanten zu überdecken. Der Erfolg dieses Bestrebens kann immer nur ein relativ gelungener sein.

Auf diesem Wege durfte das böhmische Krystall-Glas, um seiner materiellen Beschaffenheit willen, nicht nachfolgen. Es scheint auch, bis in die jüngste Zeit, kaum der Versuch hierzu gemacht worden zu sein. Erst in den letzten Jahren hat man damit begonnen, zuerst indem man das gepreßte Glas nachahmte, das in seinen brillantirten Formen sich leicht und billig herstellen ließ und doch eine gewisse Wirkung erreichte, sodann indem man nach englischer Art das beste, hellste Material nahm und gleicherweise formte und schliif. Ohne Zweifel erzielte man damit schöne und reiche Lichtwirkungen, immer aber stehen sie hinter den englischen Vorbildern zurück, weil sie des Feuers, des funkelnden, wechselnden Farbenspiels entbehren.

Es geschah daher mit vollem Rechte, daß der Regenerator der böhmischen Glas-Industrie in künstlerischer Beziehung, Ludwig Lobmeyr, sich nicht auf das englische Kunst-Princip einließ, sondern wieder der Kunst der alten und echten Krystall-Gefäße des sechzehnten Jahrhunderts folgte. Das von ihm verwendete Material entsprach in der Wirkung mehr dem Berg-Krystall als dem englischen Glase, und das ist ja das große Grund-Princip, das die moderne Geschmacks-Reform gewonnen und zur Geltung gebracht hat, die künstlerischen Effecte aus den Eigenschaften eines jeden Materials hervorgehen zu lassen.

Das böhmische Krystall-Glas, das nach wie vor unsere Tafel besetzt und dieser Schmuck verlieh, hatte sich bis dahin von den Vorzügen seiner Vergangenheit nur das klare, reine Material und die glänzende Politur gerettet; die Formen waren werthlos geworden, die gravirten Ornamente verschwunden. Alles, was diesen glänzenden Zweig des Kunstgewerbes sonst veredelt gehabt, existirte nicht mehr.

Lobmeyr nahm also nun das Princip wieder auf, die Gefäßformen sein zu gliedern, ihnen schöne Verhältnisse, Abwechslung im Umriss, Schwung in den Linien zu geben und so schon das Gefäß an sich, vom kleinsten Beinglas an, zu einem Kunstwerke zu machen. Dann kam als zweites das gravirte oder eingeschliffene Ornament hinzu. Bis zu einem gewissen Grade waren auch hierin die Engländer bereits vorangegangen. Sie hatten zierliche Gefäßformen von den griechischen Terracotten entlehnt, sie in dünnem Glase ausgeführt und mit allerlei stilisirtem oder auch naturalistischem Ornamente, sei es geätzt, sei es gravirt, umzogen. Aber ihre Gefäßformen waren meist überzierlich, zu zerbrechlich gehalten, und die Ornamente standen nicht immer in Harmonie damit. In voller Folgerichtigkeit führte Lobmeyr erst dieses Kunst-Princip durch, indem er es zunächst in den mannigfaltigsten Formen auf jegliches Tafelgeräth anwendete, das wir in Glas zu sehen gewohnt sind. Dann ging er weiter und schuf mit jahrelangem Bemühen, — denn es mußten erst die Hände für so kunstvolle Arbeiten geübt werden, — eine Menge des schönsten Luxus-Geräthes: Brunnschalen, Pocale, Kannen und Krüge, die in kostbarster und reichster Weise mit tief eingravirten Ornamenten und Figuren verziert sind. Diese Gegenstände können sich fügen neben den schönsten Krystall-Gefäßen der Renaissance sehen lassen, nur müssen sie freilich im Material gegenüber dem kostbaren Berg-Krystall zurückstehen.

Durch diese zielbewußte, fünfundzwanzig Jahre lang fortgesetzte rastlose Arbeit, der die ganze Glas-Industrie hat folgen müssen, ist Lobmeyr der Begründer eines neuen oder, wenn man will, eines erneuerten und vervollkommenen Zweiges der Kunst-Industrie geworden, und seinem Streben verdanken wir es, wenn unser Tisch sich heute wieder mit edelgeformtem Glasgeräth schmücken kann.

Nachdruck verboten.

### Spätherbst.

Zu dem Bilde von L. von Humbusch. Siehe Seite 175.

Der Herbstwind streift durch Fluß und Hain,  
 Er kreist um Burg und Thor,  
 Und unten an der Friedhofswand  
 Jagt er den Staub empor.

Den Gräberstaub! Der wirbelt auf  
 Und wieder erdenwärts;  
 Mich denkt, es sei der Moderstaub  
 Von einem Menschenherz.

Von einem Herz, das liebte, litt,  
 Dann weck ward wie das Laub,  
 Und mit den dürren Blättern nun  
 Vergessen treibt als Staub.

O Herz, mein Herz, auch du vergehst,  
 Scheint noch so fern dein Ziel,  
 Auch du verwehst am Wege einst,  
 Als Staub des Windes Spiel!

Dorothea Goebeler.

Nachdruck verboten.

### Ostsee-Strand.

Zu dem Bilde von R. Müller-Kurzweilly. — Siehe Seite 172.

Unlängst brachte der Redaktions-Briefkasten dieser Zeitschrift eine vergleichende kurze Notiz über die Vorzüge des Aufenthaltes an der Nord- und Ostsee, die beiden Meeren Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem sie das Interessante, Kräftige der Nordsee, die abwechslungsreiche Schönheit der Ostsee hervorhob.

Wir neigen der Ansicht zu, daß auf die Dauer die Ostsee stärker fesselt; doch mag dies Geschmacksfrage sein. Da wir aber hier mit einem Ostsee-Bilde zu thun haben, so sei es gestattet, heute lediglich dieses Meer zu preisen.

Wem es in einem der bekannten Rode-Bäder, Heringsdorf, Misdroh, Sahnitz u. s. w., nicht gefallen hat, wer die Ostsee nur als wolkenbeschattete, bleifarbene und langweilige Fläche kennen lernte, und es ist nicht zu leugnen, daß sie gleich allen Gewässern solche Stimmungen besitzt, der ist rasch bei der Hand mit einem gering-

jähigen Urtheil und meint, die Kenntniß der ganzen Ostsee damit erschöpft zu haben. Wer aber Jahre lang an ihr lebte, wer ihre Küsten im Süden und Norden, im Ost und West schaute und dann andere Meere besah, der weiß, daß sie eines der prächtigsten Salzwasser-Bäder der Erde ist.

Vor allem sind es die poesievollen Waldbuchten, die ihren Vorzug bilden, und die theils an den deutschen, theils an den dänischen Küsten zu finden sind. Eine Kreuzfahrt durch den kleinen Belt bis hinauf zum Seile-Fjord, dessen mit herrlichen Buchen umkränzte Hügel unvergleichliche Landschaftsbilder bieten, wird dies bestätigen. Die Reize Mogens sind ja bekannt. Hier gesellt sich der Fels zu Wald und Meer; ebenso auf dem vielleicht noch eigenartigeren Bornholm. Oben im Norden, an der schwedischen und finnischen Küste, wird dann der Fels-Charakter herrschend, während die Buchenwälder durch in ihrer Art nicht minder schöne Coniferen-Waldungen abgelöst werden.

Es ist ein einziger Genuß, in den klaren Ostsee-Buchten auf dem Segelboot dahinguleiten, während in dem bei durchfallendem Lichte smaragdgrünen Wasser vielfach die Meeress-Floren bis auf den Grund sich offenbart, und man die Fische durch das verästelte Gestränge des unterseefischen Waldes hindurchschlüpfen sieht. — Das anfallende Licht aber verleihet der Ostsee ein in allen Klängen wechselndes Blau; man erlebt an hellen Tagen, zur Zeit der niedrig über dem Horizonte stehenden Sonne, oft Farbenwirkungen von einer Pracht, die an die des mittelländischen Meeres gemahnt und kaum hinter dieser zurücksteht.

Und wer die Ostsee zahm nennt, der kennt sie ebensowenig; sie kann wild, ja zuweilen von einer erschreckenden Furchtbarkeit werden. Selbst wer sie auf den größten, schwersten Schiffen kreuzte, hat es zuweilen erleben müssen, daß ihre kurzen, aber zu gewaltigen Brechern (Sturzwellen) sich aufstürmenden Wogen das Gebilde aus Menschenhand wie einen ohnmächtigen Spielball zu behandeln verfehen.

Müller-Kurzweilly hat sich nun keine ihrer landschaftlich schönen Börde zum Vorwurf gewählt, sondern einen sandigen Vorstrand, an dem bei geringem Wasserstande, ebenso wie an der Nordsee, die Wagen hinaus zu den Fischerfahrzeugen fahren, um deren Ladung weiterzuschaffen. — Bei mäßig bewegtem Winde rollt die Brandung auf den Sand, in dessen tiefer liegenden, mit Wasser gefüllten Senkungen sich die Segel der Schiffe spiegeln. Die Stimmung des Bildes, sowohl des Wassers, wie des mit Cumuli- und Strati-Gewölkt bezogenen Himmels, ist trefflich gelungen. Das led beim Winde dahinjagende Fischerboot im Vordergrund verleihet der Scenerie außer der Stimmung noch die lebendige Frische, die man bei einem Marine-Bilde ungern entbehrt.

Auch solche Ostsee-Stranden vor sandiger Düne besitzen ihren eigenen Reiz und erhöhen obendrein den Genuß, den man später wieder an den grünen Waldseen findet. Z. B.



**Vernestfrige, Upland.** — Wir nennen Ihnen die auf Kenntniß des Französischen sich aufbauende und von aller Schablone sich freihaltende lateinische Grammatik des Professors Dr. Haag. Diese ist in der der Unter-Tertia von Knaben-Gymnasien entsprechenden Klasse des Carlshofes Mädchen-Gymnasiums eingeführt worden.

**Theater-Freundin, Adnigsberg.** — Leonore Duse wird in der ersten December-Hälfte an zehn Abenden im Berliner Lessing-Theater auftreten.

**D. in T.** — Wegen des gewünschten Buches über den guten Ton (Franz Ehrhard) und bezüglich der Feuerbach'schen Schriften wird Ihnen jede größere Sortiments-Buchhandlung genügend Auskunft erteilen. Von Feuerbach nennen wir Ihnen: „Das Wesen des Christenthums“, „Das Wesen der Religion“, „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie“. Ob und wie weit sich das Studium dieser Schriften für Sie empfiehlt, vermögen wir nicht zu beurtheilen. — Wegen der anderen Anliegen wollen Sie, bitte, unter den Fragen und Antworten der Rubrik „Für's Haus“ Umschau halten.

**Gräfin A., Dänisch-Wald.** — Wilhelm Jensen's Novelle: „Die Wunder von Schloß Gottorp“ erschien zuerst im Jahrgang 1892 der Illustrirten Frauen-Zeitung. Wenn der Autor erzählt, daß der Graf Joseph Maria von Saint-Germain auf dem Friedrichsberger Kirchhofe in Schleswig begraben sein soll, so ist er damit der am Orte selbst verbreiteten Ueberlieferung gefolgt. Diese Tradition ward erst ganz neuerdings berichtigt. Das Ueberförder Kirchenbuch kommt also zu seinem Rechte. In diesem Kirchenbuche findet sich folgende Notiz: „1784, 2. März, der sich so nennende Graf von St.-Germain und Weldon, weitere Nachrichten sind nicht bekannt geworden, in hiesiger Kirche still bezeugt.“ — Aus einer Kirchenrechnung ergibt sich eine von nicht genanneter Stelle geleistete Zahlung von 12 Mark für das Glockenläuten beim Begräbniß des Grafen; und die Kasse zum Kirchenbuche meldet noch: „Der allhie (zu Ueberförde) verlebene Graf Salmt Schermain, ein Begräbniß-Stelle auf 30 Jahr Verweisungzeit 10 Rthlr., für Eröffnung 2 Rthlr.“

Durch vorstehende Niederzeichnungen ist allerdings nunmehr festgestellt, wo dieser räthselhafte Mann, der auf seine im Nihilismus befangenen Zeitgenossen den erschaulichsten Einfluß geübt hat, das Ziel seiner Irrfahrten fand.

**E. v. Z., Riga.** — Die Stellung der preussischen Unterrichts-Verwaltung zur Frage der Mädchen-Erziehung wird Ihnen die nachstehende, unlängst in officieller Form veröffentlichte Auslassung erläutern: „Es besteht ein unabweisbares Bedürfnis nach höheren Mädchenschulen, die der weiblichen Bevölkerung dasjenige Maß der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gewähren, für das sie nach Alter und Anlage überhaupt empfänglich ist. Die Unterrichts-Verwaltung ist durchaus geneigt, hier das denkbare Mögliche zur Förderung berechtigter Bestrebungen und Forderungen der Zeit zu bieten, bleibt aber andererseits gesonnen, den Bemühungen derjenigen entgegenzutreten, die, unter Verkenennung des großen Unterschiedes der natürlichen Veranlagung und gesellschaftlichen Stellung beider Geschlechter, der heranwachsenden weiblichen Jugend überhaupt dieselbe Schulbildung geben wollen, welche die männliche in den für sie bestimmten höheren Lehranstalten empfängt.“

**Fräulein von R., Prag.** — Allerdings ist die Sitte, während der Trauerzeit Briefe mit schwarzem Bande zu versenden, ansehnlich. Schon mancher ist hierdurch ohne Noth erschreckt worden. So verfiel in Berlin unlängst eine Dame in schwere Krämpfe und später in Krankheit wegen eines gleichgültigen Geschäftsbriefes mit Trauerband, den sie erhielt, nachdem ihr zuvor ein Telegramm die bedenkliche Erkrankung ihres Bruders gemeldet hatte. In der ersten Aufregung hatte sie gemeint, es wäre nun die Todesanzeige.



# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 23. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M. — Berlin, 1. December 1893. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$  M. XX. Jahrg.



Aus dem Leben eines Wunderfindes.  
„Ich graul mir, Mudder!“ winselte Karlchen.

## Aus dem Leben eines Wunderfindes.

Von Emile Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinicke.

(Fortsetzung.)

Der Milchbruder.

Charlotte hatte geheirathet und war Köchin in der Kaserne geworden. Die Kaserne lag zu weit entfernt, und Lottens Arbeit war zu groß, als daß sie ihren Pflegling Gretchen hätte eher besuchen können. Wenigstens entschuldigte sie sich so, als sie, mit ihrem vierjährigen Karlchen an der Hand, zu dem Geburtstage

Gretchens als Gratulantin erschien. Karlchen, der Milchbruder, war, wie seine Mutter klagte, noch immer vierzehn Tage älter, um einen halben Kopf kleiner und ein ganz Theil dünner als die Milchschwester. Als er dieser vorgestellt werden sollte, versteckte er sich in der Mutter Rock. Kuchen und Wein nahm er an, aber mit geschlossenen Augen. „Ei, was ist mit dem Jungen, so war er ja noch nie,“ sagte Charlotte, „mach’ doch die Augen auf, Karlchen.“ „Ich graul mir, Mudder!“ winselte Karlchen aus den mütterlichen Rockfalten. „Er schenirt sich, — das ist’s,“ erklärte Charlotte, „er kann nichts davor, der arme Wurm, er hatte das Schenirliche von seinem Vater geerbt. Sie mögen mir’s glauben oder nich, aber mein Karl, was der große is, traut sich noch heute kein Frauenzimmer richtig anzusehen.“

„Sie hat sone große, schwarze Augen, Mudder!“ klagte Karlchen, was der Kleine war.

„Sehen Sie wohl, was ich gesagt habe,“ triumphirte Charlotte, „es ist schrecklich, wenn die Mannskent’ schenirlich sind; sie sind so schon nicht viel nütze, aber wenn sie nun noch dazu schenirlich sind, da läuft einem Haut und Leben zusammen, wenn man mit ihnen umgehen soll.“

Das mußte wohl ungefähr so sein, als ob Milch oder Ei zusammenliefe. Charlotte illustrierte den fürchterlichen Zustand noch mit einem Verzeiwungsblid.

Gretchen trug dem Milchbruder alle ihre Spielsachen zusammen, und er fing an, mit den Augen zu blinzeln.

„Lassen wir die Kinder allein, da werden sie schneller befannt mit einander,“ schlug Gretchens Mama vor, und die beiden Mütter verfügten sich in die Nebenstube. Es



ging wirklich besser, auch war Ma ein guter Vermittler zwischen den Milchgeschwistern.

Karlchen vermied zwar noch immer, Gretchen anzusehen, aber er wurde doch redselig mit der Zeit und erzählte, sein Vater sei Schuster und seine Mutter Köchin. „Wat is denn euer Vater?“ fragte er die kleinen Mädchen.

„Unser Vater ist Tapezier und unsere Mutter ist Waschfrau,“ antwortete Gretchen schnell besonnen. — Sie vergemeinleutete sich wieder einmal. Ma sah verdutzt dazwischen, aber sie wagte keinen Widerspruch.

„Wat is dat?“ erkundigte sich Karlchen, auf die Ruthe hinter dem Spiegel deutend. Gretchen antwortete: „Eine Ruthe; — habt ihr keine zu Haus?“ „Nein, zu wat is sie jut?“ Mit gleichgültiger Miene sagte Gretchen: „Papa brauchte sie früher; sie soll sehr gesund sein.“ „Wat macht er mit?“ „Er — exercirt damit! — Jetzt nur noch selten.“

Ma riß Augen und Mund verwundert auf, sie kannte die Bestimmung der Ruthe doch besser. — Als Charlotte ihren Zungen zum Nachhausegehen fertig machen wollte, stieß er nach der Mutter mit Händen und Füßen und biß um sich wie ein Hund. Er wollte da bleiben.

Die beiden Mädchen waren sehr verwundert über das Gebahren des Milchbruders.

Charlotte schien aber daran gewöhnt, sie sagte nur: „Ihm ist das Herzchen mehr schwer wie mir, da kann er nichts davor, der arme Wurm, das Anhängliche hat er von mir.“

Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn Karl, was der große war, sich auch eine Ruthe zum Exerciren aus Gesundheits-Rücksichten beigelegt hätte.

#### In der Kriegszeit.

Bald nachdem ein drittes Schwesterchen geboren wurde, hatte Papa in den Krieg ziehen müssen. Es war eine traurige Zeit; Mama weinte viel und betete mit den Kindern, daß der liebe Gott ihnen den Papa erhalten und gesund zurückführen möge. Und der Bursche und die Pferde waren auch mit in den Krieg gezogen, — und der Schneid mußte wohl hinterdrein gelaufen sein. Zwei Tage stand sein Futter unberührt, der Hund kam nicht wieder. Im Hofe war es ganz still, und im Hause erschien es den Kindern sehr einsam. Kurz bevor der Papa Abschied nahm, war auch ein klägliches Brief von Charlotte an die Mama gekommen; — Karl, was der große war, mußte auch fort in den Krieg, und Karl, was der kleine war, war von einer Mauer gefallen und hatte das Bein gebrochen, und Charlotte bat in dieser Noth die gute gnädige Frau, doch bei dem kleinen Mädchen, was zu allem Unglück auch noch geboren wurde, Pathe zu sein. Das Kind war zwar erst acht Tage alt, sollte aber noch schnell ‚abgetauft‘ werden, ehe der Vater todgeschossen würde; denn darauf hatte es Napoleon ja bloß abgesehen, das wußte sie, Charlotte, recht gut.

Mama konnte nicht zur Taufe gehen, sie hatte alle Hände voll zu thun und war auch gar nicht wohl; da erbot sich Tante Liese, die Schwester zu vertreten. Sie packte einen großen Korb mit Kinder Sachen und Nahrungsmitteln voll, und erbat von Mama die Erlaubniß, Gretchen, die fleißig packen half, mitnehmen zu dürfen, da sie den weiten Weg doch per Droschke machen müsse. Bei Charlotte fanden die beiden ein rechttes Glend. Die arme Frau hatte zwei Kinder zu pflegen und den Mann auszukurieren, der nie zu nichts nütze gewesen und nun noch tod geschossen werden sollte. Ihr, Charlotte, lief fortwährend Haut und Leben zusammen, denn zur Taufe mußte sie doch wenigstens einen Kuchen gebacken haben, um dem Pfarrer und den hohen Herrschaften aufzuwarten. Und dabei sah die arme Frau so vergrämt aus, und das kleine Kind schrie erbärmlich, und Karlchen, der in der großen Bettstelle unter einem buntcarrierten, dicken Federbette lag, hielt sich wieder die Augen zu, als Gretchen zu ihm trat. Diesmal bekam er aber von der Mutter einen Kapfenkopf für das Schenirliche, was er vom Vater hatte. „Geduld ist am Ende doch auch nur ein schwacher Jaden,“ sagte sie dabei und setzte noch eine Tasse auf den bereits gedeckten Tisch, für Gretchen; sie rechnete zusammen: die Frau und der Herr Pfarrer und das gnädige Fräulein Lieschen und das kleine Fräulein, — machen vier.

„Nun, und der Vater und die Mutter?“ fragte Tante Lieschen.

„Ach, wo denken Sie hin, gnädiges Fräulein! Der Karl, was der große is, kann die Kinder ufwarten, derweil ich die Gäste ufwarten thu.“

Der Pastor kam. — Tante Lieschen ließ ein Stück Braten, das sie eben aus dem Korbe genommen, vor Schreck auf den Boden fallen; es war ja der Pastor, der ihr nie wieder in den Weg treten wollte, und nun mußte sie ihm abermals mit einem Täufeling in den Weg treten. Sie war erglüht wie eine Roße und stand während der

kurzen Taufhandlung tiefgeknickten Hauptes, wie schuld- bewusst, vor ihm, nicht ein einziges Mal aufblickend. Dann mußten sie aber zusammen von Charlottens gutem Kaffee trinken und ein Stückchen von dem selbstgebackenen Kuchen essen. Gretchen half mit lebhaftem Plaudern über die Verlegenheit fort, und zum Schluß gab der Herr Pastor allen die Hand, Tante Lieschen auch, zu der er sagte: „Ich gehe ebenfalls mit, gnädiges Fräulein, um mein Theil Arbeit auf dem Schlachtfelde zu suchen, — wollen Sie mir nicht einen freundlichen Abschiedsblick mit auf den Weg geben?“

Gretchen konnte es nicht sehen, ob Tante Lieschen ihm willfahrt hatte; als die Tante sich umwandte, war sie sehr blaß und sah gar nicht freundlich, sondern sehr ernst aus. Der Herr Pastor wurde vom Taufvater, der später als der Herr Pastor erschienen war und kein Wort gesprochen hatte, hinausbegleitet. Der Vater sollte zugleich eine Droschke für die Rückfahrt holen.

Nach der Heimkehr erzählte Tante Liese fast gar nichts von der Taufe und ging früh nach Hause, in die Alexandrinenstraße Nr. 14.

Gretchen holte dies Verfaßniß beim Abendessen nach; sie beschrieb das Erlebnis in allen Details. Mama sah den Papa an, als Gretchen von dem erbetenen Abschiedsblick des Herrn Pastors sprach, und sagte: „Sie ist noch so jung und frohsinnig, sie wird's schon überwinden.“ Worauf der Papa erwiderte: „Er hat sein Wort gehalten, und sie weiß, was sie der Familie Frenz zu Schlenz schuldig ist.“

„Ach, mein Liebling, es ist ja nicht allein der Name, es fehlt ja aber auch sonst an allem,“ sagte die Mama traurig.

#### Ostereier.

Der böse Krieg war vorüber, der Jubel über den Sieg verraucht; ein stiller Winter war den Aufregungen gefolgt. Er hatte viele Immortellen-Kränze und viele Thränen gesehen. Unter den Weihnachtsbäumen hatte manch' lebensvolles Bild gestanden von Helden, die nimmer heimgekehrt; und, mit oder ohne Bild, die Lücke war da, und der Schmerz ließ die Weihnachtsfreude in so vielen, vielen Familien nicht laut werden.

Im Vaterhause Gretchens gab es Dankgebete und Dankesthränen; Gott hatte den Theuren gesund in die Arme von Frau und Kindern zurückgeführt. Es war ein schönes, wenn auch ernstes Weihnachtsfest gewesen, denn in dem weiteren Familienkreise fehlte es an schmerzlichen Verlusten nicht.

Und die arme Charlotte hatte recht behalten, ihr Karl war vom Kaiser Napoleon richtig tod geschossen worden; sie blieb dabei, und sie hatte nicht einmal ein Grab zu pflegen! — Ihr Karl lag draußen in Feindesland in einem Massengrab, und ein Bild hatte sie auch nicht, wie andere Witwen; er war rein zu nichts jemals zu brauchen gewesen, ihr Karl, was der große war, nicht einmal zum Photographiren! Nun ging Charlotte mit ihrem kleinen Karl hin und weinte auf das Grab, worin das Unglückskind, die kleine Tochter, wie geborgen lag, doppelte Thränen in den Schnee, wie sie sagte.

Es wurde gut für Mutter und Sohn gesorgt, und Charlotte hatte sich's fest vorgenommen, aus ihrem kleinen Karl keinen so schenirlichen Menschen zu erziehen, wie der große gewesen; denn darauf führte sie all' ihr Unglück zurück. Tante Magda hatte geheirathet, und Tante Lieschen kam nicht mehr so oft wie früher zu Schwester Mila; sie war nun der Mutter einzige Stütze und lernte den Ernst des Lebens kennen. Vielleicht rührte dies daher, daß sie nicht mehr so lustig war wie früher.

Nun war es Ostern geworden, Eis und Schnee waren geschmolzen, Schneeglöckchen und Anemonen läuteten den Frühling ein, und auf den Wiesen lag es wie hellgrüner Flaum.

Bei der Großmama wurden stets am zweiten Feiertag Ostereier gesucht, ein Hauptfest der Kinder, bei dem sich die jungen Tanten stets lebhaft betheiligten hatten. Diesmal befand sich nur die jüngste Tante da, und die war auffallend still beim Eiersuchen gewesen, obgleich auf ihr Theil ein wundervolles Straußenei, ein Geschenk von Gretchens Papa, gefallen war.

Im Dämmerstündchen pflegten die Kinder sich in der Tante Stübchen bei glimmendem Kaminfeuer zu gruppieren, um Tante Lieschens Märchen zu lauschen, und die Tante pflegte ebenso unerschöpflich im Erzählen zu sein, wie die kleine Zuhörererschaft unerschöpflich im Hören.

Heute stürmten sie das Stübchen wie gewöhnlich. Das Kaminfeuer brannte zwar, aber Tante Magdas hübscher Schaukelstuhl stand verlassen davor. Tante Lieschen pflegte sich's sonst in dem dicken Teppich von Eisbär-Fell bequem zu machen, und die Kinderchar daneben, resp. auf dem Schoße der Tante. Das einladende Fell lag wohl da, doch Tante Lieschen stand am Fenster und sah gar nicht nach Erzählen aus.

„Tomme, Tante Lieschen, azel,“ sagte Ma, die kein Wunderkind war und Kinder Sprache redete, und zog die Tante zum Kamin.

„Ich weiß wirklich nichts, Kinder,“ versicherte die Tante, die sich nicht auf das Bärenfell, sondern in Tante Magchens verlassenen Schaukelstuhl setzte.

„Es wa — einmal, Tante Lieschen,“ begann Ma einleitend und legte eines ihrer gefärbten Eier in Tantens Schoß. Es war dies so eine Art symbolischer Handlung. „Nein Alexy, — es war leider — nicht,“ sagte die Tante und betrachtete träumerisch das Ei. Es konnte ja kein Märchen aus dem Ei mehr gebrütet werden, aus dem harten, toten Ei. Die Kleine wußte indessen nichts davon und bat wiederholt: „Azel, Tante Lieschen!“

Gretchen aber betrachtete die Tante nachdenkend und fragte leise: „Was fehlt Dir, Tante Liese?“

„Ach Kind, ich wollte,“ — ein Seufzer und dann Stille.

„Nun, was möchtest Du denn?“ schmeichelte Gretchen zärtlich.

Die Tante lächelte ein wenig und sagte: „Gar nicht so viel! Ich möchte nur, — z. B. daß dies Ei — kein gekochtes, sondern ein ganz frisches wäre.“

„Und dann?“ Gretchen konnte sich doch denken daß dies nur der Anfang eines Wunsches sei. „Und weiter?“

„Und daß es mit vielen anderen in einem hübschen hölzernen Schälchen in einer sauberen kleinen Speisekammer läge.“

„Azel weiter, Tante Lieschen,“ bat Ma, die über den falschen Anfang hinweg sah.

„Die saubere kleine Speisekammer müßte natürlich neben einer hübschen kleinen Küche liegen.“

„Ist das eine wahre Geschichte?“ fragte Gretchen mißtrauisch.

„Das mußt Du abwarten.“

„Azel weiter, Tante Lieschen!“

„Und die hübsche kleine Küche müßte zu einem bescheidenen, freundlichen Häuschen gehören.“

„Mit einem Garten,“ ergänzte Gretchen.

„Mit einem Gärtchen rings herum.“

„Wachsen Erdbeeren und Stachelbeeren darin?“

„Ja, es sind auch Erdbeeren und Stachelbeeren darin und eine hübsche Laube von — von — warte —“

„Jasmin oder Flieder, Tante Lieschen,“ half Gretchen ein, um unnötigen Aufenthalt zu vermeiden.

„Richtig, und ein kleiner Hühnerstall ist auch dabei.“

„Damit immer Eier in dem hübschen hölzernen Schälchen sind, Tantchen Lieschen.“

„Ganz recht, — ganz recht!“ — Die Tante schwieg, wie in Gedanken verloren.

„Wer wohnt denn aber in dem Häuschen, Tante Lieschen?“

„Das mußt Du abwarten.“

„Azel weiter, Tante Lieschen!“

„Das hübsche kleine Häuschen gehört nämlich zu einem Dorfe, das sich fern von der großen Stadt befindet.“

„Nicht weit vom Walde, nicht wahr?“

„Ja, es ist ein Wald in der Nähe, wo die Vögel ihre Nester bauen, und Hirsch und Reh ihr Lager im Moose haben, und wo es so still und feierlich ist, daß man Gottes Nähe überall spüren kann.“

„Und mit einem Mal kommt der Wolf zu Hothtäppchen,“ rief Ma in die Geschichte hinein, um ihr mit einer Thatfache aufzuhelfen.

„Geh, sei still,“ wehrte Gretchen, „das hier wird ja was ganz anderes. — Laß Dich nicht stören, Tante Lieschen!“

Die Tante fuhr mit einem seltsam weitsehenden Blick fort: „Mitten im Dorfe, über alle Häuser und Hütten hinweg, ragt ein Kirchturm und zeigt mit seiner schlanken Spitze gegen den Himmel, und eine Glocke hängt im Thurme, die hat einen lieblichen Klang, dem niemand widerstehen kann. Wenn die Glocke ruft, da öffnen sich alle Thüren der Häuschen und Hütten.“

„Paß auf, jetzt kommt's,“ flüsterte Gretchen der ungeduldigen Ma zu.

„Und die Leute strömen herbei und bringen mit, was sie auf dem Herzen haben: Gutes und Schlechtes, Recht und Unrecht, Schmerzen und Freuden, Glück und Leid und Sorgen. Und es ist ein Mann da, der nimmt das alles in Empfang in seines Herrn Namen; er tröstet die Leidtragenden, er warnt die Leichtfertigen, und giebt Antwort den Fragenden. Er lehrt sie, sich gedulden und der Gnade seines Herrn sich zu getrösten; er waltet seines Amtes in Liebe und Geduld, mit heiligem Eifer.“

„Aber, Tante Lieschen, — die Eier!“ klagte Gretchen.

„Warte nur ab.“

„Wenn der Mann sein Tagwerk beendet, und die Leute getröstet und belehrt, die Schwachen gestärkt und die Leiden der Elenden erleichtert hat, dann schreitet er dem kleinen, freundlichen Häuschen am Ende des Dorfes zu.“



„Das Häuschen mit der hübschen kleinen Speisekammer.“

Die Tante nickte.

„Wo die Eier in dem hölzernen Schälchen liegen?“

Die Tante nickte wieder.

„Nun Tante Lieschen?“

Jetzt seufzte die Tante. „Ich dachte es mir so schön, wenn ich die Eier in die kleine saubere Küche tragen und in einem Pfännchen auf das Feuer stellen und — zum Beispiel ein gutes Rührei davon machen könnte.“

„Unjere Köchin nimmt Schnittlauch dazu, Tante Lieschen,“ unterbrach Gretchen die Erzählerin belehrend. „Den könnte ich mir ja aus dem Gärtchen holen; dort steht ganz frischer.“

„Papa ißt auch Butterbrod dazu.“

„Vielleicht bekäme ich Butter und Brod von den guten Leuten im Dorfe.“ Die Tante schwieg, und es kam Gretchen vor, als vertiefe sie sich allzusehr in den Genuß des guten Rühreis.

„Willst Du die ganze Masse allein essen, Tante Lieschen?“ fragte sie vorwurfsvoll.

Mit einem Seufzer, der fast wie ein Schluchzen klang, sagte die Tante: „Ach nein, ich wollte ja alles, alles dem guten Manne geben, der müde und erschöpft von seinem Tagewerke heimkehrte; ich möchte es ihm recht traulich und lieb in dem kleinen Häuschen machen, damit er darin ausruhen und sich stärken könne, um am nächsten Tage froh und wohlgenuth wieder seines Amtes zu walten.“

„Ist die Geschichte schon zu Ende?“ fragte Gretchen, als die Tante schwieg. „Ma hatte das Märchen so uninteressant gefunden, daß sie gar nicht mehr zuhörte.“

„Ich weiß das nicht,“ antwortete Tante Lieschen leise.

„Weißt Du, Tante Lieschen, nun muß erst die Fee kommen, oder der Mann muß einen Schatz finden.“

Die Tante sprang auf, wie erschrocken, und schloß den Mund des klugen Gretchens schnell mit einem Kuß.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Ohne Fächer.

Von Heinrich Mana.

(Schluß.)



„Ich hatte hundert Mark zu mir gesteckt,“ begann Otto, indem er seiner Frau gegenüber Platz nahm, „seht entschlossen, sie bis zum letzten Pfennig auszugeben, um Dich nur ja zufrieden zu stellen, und eben wollte ich das Bureau verlassen, da, — es mochte acht Uhr geworden sein, — wurde mir gemeldet, daß mich eine Frau Gerchow dringend zu sprechen wünsche. Ich kannte die, in einem mir befreundeten Hause jahrelang bedientet gewesene Frau als eine brave und anständige Person, und da mein Bureau-Diener mir sagte, sie befände sich augenscheinlich in großer Aufregung, so ließ ich sie eintreten.“

„Natürlich!“ konnte Eugenie sich nicht enthalten dazwischenzurufen. „Der Wunsch dieser Köchin a. D. ging dem der eigenen Frau vor!“

„Was die Frau mir erzählte,“ berichtete Otto weiter, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „ist in Kürze folgendes: Ihr Mann, der bis vor ungefähr vierzehn Tagen als Tagelöhner in einer Fabrik arbeitete, hatte mit dem Director, der ein sehr hartherziger Mensch sein soll, Streit bekommen und war entlassen worden. Er bemühte sich vergeblich, eine andere Arbeit zu finden. Ein paar Tage lang lebte die Familie — sechs Kinder! — von den geringen Ersparnissen. Dann wurden Kleider und Wäsche verkauft. Eine Weile borgten die Nachbarn. Schließlich versiegte auch diese Quelle. Und seit drei Tagen haben die armen Leute kaum einen Bissen Brod gegessen. Heute Nachmittag nun entschloß sich Gerchow, der den erschütternden Anblick der Seinen nicht mehr ertragen konnte, zu dem Director zu gehen und ihn zu bitten, er möchte ihn wieder aufnehmen. Den aber rührt die Nothlage des armen Teufels nicht im geringsten. Im Gegentheil. Er hält es nicht unter seiner Würde, ihn zu verhöhnern, und versteigt sich sogar so weit, zu sagen, es wäre das Beste, wenn solches Lumpenpack verhungerte. Schließlich kehrt er dem Arbeiter den Rücken und verläßt das Zimmer. Gerchow bleibt allein zurück. Da sieht er auf dem Tische des Directors einige Goldstücke blitzen, und da ihn die Demüthigung, die ihm widerfahren, der Hunger, der Gedanke an das Elend zu Hause ohnehin halb unzurechnungsfähig gemacht haben, besinnt er sich nicht lange, stürzt auf den Tisch zu, steckt das Geld zu sich und entflieht damit nach Hause. Seine Frau jedoch, der er unter allerlei Vorwänden einen Theil des Geldes zur Beforgung der nothwendigsten Einkäufe geben will, schöpft

Verdacht, entreißt ihm das Geständniß seiner That, bestimmt ihn, ihr das ganze Geld auszuliefern, und findet angefißt ihrer hungernden Kinder den Muth, mit diesem Gelde zu mir zu eilen und mich um meinen Beistand zu bitten, damit wenigstens das Argste vermieden werde, die Einsperrung des Mannes in's Gefängniß.“

Otto hielt einen Augenblick inne.

„Nun, und Du?“ fragte Eugenie.

„Ich erkannte, daß hier Gefahr im Verzuge sei, nahm eine Droschke, fuhr nach der Fabrik, suchte den Director auf, erstattete ihm sein Geld wieder, und es gelang mir, ihn zu bestimmen, die Anzeige an die Behörde, die er durchaus absenden wollte, in den Papierkorb zu werfen. . . Allerdings, leicht war das gerade nicht. Aber ich habe keine Mühe gekostet, und schließlich ist's mir gelungen. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich das freut!“

Otto athmete erleichtert auf. — „Nun, was sagst Du zu der Geschichte?“ fuhr er fort.

„Ich muß aufrichtig gestehen,“ erwiderte Eugenie im kühlsten Tone, „gar so interessant finde ich die Geschichte nicht. Ich wundere mich, daß sie Dich so aufgeregt hat. Vergleichen kommt gewiß im Bureau eines Rechtsanwalts fast täglich vor.“

„Eben das ist das Erschütternde!“

„Wieso?“

„Daß es täglich vorkommen kann, daß ein braver Arbeiter und Mensch zum Verbrecher wird!“

„Nun, der Mann verdient kein besonderes Mitleid. Wenn hundert andere Arbeiter mit dem Director auskommen können, so wär's ihm wohl auch möglich gewesen!“

Otto warf seiner Frau einen erstaunten Blick zu, indem er unwillig den Kopf schüttelte.

„Und das arme Weib? Ich finde ihre Handlungsweise bewundernswürth. Bedenke, sie hat die Selbstüberwindung besessen, mir das gestohlene Geld zu überbringen, ohne auch nur einen Groschen davon zu behalten, um für ihre Kinder Brod zu kaufen. . . Sechs hungernde Kinder, und die Mutter. . .!“

„Ach,“ unterbrach Eugenie, geringschätzig die Achseln zuckend, ihren Mann, „das rührt mich gar nicht! Der Kinder hätte sich schon irgend ein Wohlthätigkeits-Berein angenommen. . . Es giebt deren genug!“

„So faßt Du also die Sache auf!“ bemerkte Otto äußerst verstimmt.

„Ja! Es thut mir aufrichtig leid, daß ich nicht einmal das bißchen Einsicht besitze, das Du heute bei mir vorausgesetzt!“ meinte Eugenie, ihren gelassenen Ton beibehaltend. Dann aber fügte sie lebhafter hinzu: „Nun möchte ich aber endlich wissen, in welchem Zusammenhange dieser Vorfall mit dem Fächer steht. . .?“

„Ein Zufall wollte es, daß die Summe, die Gerchow stahl, hundert Mark betrug; genau so viel, als ich für den Fächer hatte ausgeben wollen. . .!“ bemerkte der Rechtsanwalt.

„Nun? Ich verstehe noch immer nicht!“

„Ein zufälliges Zusammentreffen, wie gesagt! Und dennoch, als das arme, abgehärmte Weib, das halbverhungerte Bübchen in den Armen haltend, vor mir auf den Knien lag, schluchzend, verzweifelt, sagte ich mir unwillkürlich: Wenn diese arme Frau hundert Mark besessen hätte, hätten ihre armen Kinder nicht tagelang hungern müssen, wäre ihr Mann jetzt nicht von der Gefahr bedroht, in den Kerker zu wandern. Hundert Mark hätten acht Menschen vor Noth, Elend, Schande bewahrt! Und mit einem Mal erschien es mir wie eine Frivolität, die gleiche Summe an ein Nichts, an einen Luxus-Gegenstand zu wenden! — Nicht wahr, das kannst Du mir doch nachfühlen?“ schloß Otto mit einer seltsamen Ergriffenheit des Tones.

„Ich wünschte, ich könnte es!“ erwiderte Eugenie gezwungen lächelnd. „Aber ich vermag es mit meinem hausbackenen Verstande nicht zu begreifen, warum Du Anstand nehmen solltest, hundert Mark, die Dein rechtmäßiges Eigenthum sind, für einen Fächer auszugeben, — ohne den Deine Frau nur einmal keinen Ball besuchen kann, — weil zufälligerweise irgend ein Mensch gerade hundert Mark gestohlen hat!“

„Es ist vielleicht etwas sonderbar!“

„Ich glaube,“ fuhr Eugenie, durch das scheinbare Zugeständniß ermuntert, fort, „es ist sehr sonderbar! Wenn es nächstens einem Deiner Herrn Klienten beliebt, irgendwo fünfhundert Mark zu stehlen, werde ich wohl auch auf eine Ballrobe verzichten müssen, und wenn ein anderer zweitausend Mark stiehlt, werde ich nicht daran denken dürfen, eine Badereise zu machen. . . Du wirst zugeben, daß dieses Nachleben Deiner Empfindungen für mich zu etwas eigenthümlichen Consequenzen führen müßte!“ schloß sie, in dem behaglichen Gefühle sich wiegend, ihren Mann ad absurdum geführt zu haben.

„Dein Spott ist nicht ohne Logik!“ erwiderte Otto, der nicht einen Augenblick lang seine Ruhe verloren hatte.

„Zu gütig!“ Eugenie verbeugte sich mit ironischer Höflichkeit.

„Dennoch rechne ich mit Bestimmtheit darauf,“ fuhr Otto mit ungewohntem Nachdruck fort, „daß wir einander heute in demselben Gefühle begegnen; ich würde sonst an Dir irre werden. — Und jetzt komm', wir gehen auch ohne den Fächer!“

Diesmal fand Eugenie kein Wort der Erwiderung. Es lag etwas in dem Tone, mit dem Otto gesprochen, was ihr eine unerklärliche Scheu einflößte.

Zehn Minuten später fuhrn beide dem Hause des Commerzien-Raths Bode zu. Otto lehnte schweigend in seiner Ecke. Eugenie saß kerkzengerade.

Der Eindruck, den die letzten Worte ihres Mannes auf sie gemacht, war noch immer nachhaltig genug, um sie von jeder weiteren Erörterung abzuhalten. Aber gerade daß sie nicht mehr den Muth fand, ihrem Manne offen entgegenzutreten, gerade das verstimmt sie um so tiefer gegen ihn. Rücksichtslos, lieblos, — das war alles noch viel zu wenig! Er war einfach ein brutaler Mensch! Ja, es war brutal von ihm, daß er sie nun noch förmlich gezwungen hatte, den Ball zu besuchen, trotzdem er ihr den Fächer nicht gekauft hatte! Was sie nur sagen sollte, wenn sie jemand darnach fragte? Daß sie ihn daheim gelassen. . . Selbstverständlich! Aber es war ihr, als würde ihr jedermann die Lüge vom Gesicht ablesen können. Jedenfalls, sich selbst konnte sie nicht belügen. Und das Bewußtsein, daß ihre Toilette eines so wesentlichen Bestandtheils entbehrte, wurde ihr so peinlich, daß sie wirklich am liebsten umgekehrt wäre. Ohne Fächer! Ohne Fächer! Es war ihr, als ob diese beiden Worte ihr ganzes Gehirn ausfüllten, sodaß sie an nichts anderes denken konnte. Ohne Fächer! Ohne Fächer! wiederholte sie in einem fort in ihrem Innern. Und nur manchmal huschte ein anderes Bild durch ihre Phantasie, flüchtig, eine Secunde lang. . . Und dann sah sie ein junges, abgehärmtes Weib, ein Bübchen auf dem Arme, verzweiflungsvoll vor ihrem Mann auf den Knien, und hörte sie schluchzen: „Ohne Brod! Ohne Brod!“

Zwei Stunden waren vergangen, und Eugenie hatte einen ihrer größten gesellschaftlichen Erfolge errungen. Man hatte der eleganten jungen Frau die feurigsten Huldigungen dargebracht. Der schöne Herr von Greewitz hatte auf Ehre erklärt, daß die Gnädige ihn, den Bielgewandten, durch ihren raschen Geist förmlich in Verlegenheit brachte. Er müsse immer erst seine Gedanken sammeln, bevor er sich getraue, der Gnädigen eine Antwort zu geben. Der, ob seiner Grobheit und Schweigsamkeit gleich bekannte Kritiker Dr. Sachse hatte es über sich gebracht, in Zwischenräumen von nur je einer halben Stunde, immer zwei, drei Minuten lang mit Eugenie zu plaudern, und in dieser unerhört langen Zeit war ihm nicht ein einziges ungezogenes Wort über die Lippen gekommen. Der Bankier Jeyerseil war sogar im Gespräche mit ihr ganz lyrisch gestimmt worden; er hatte es aufrichtig bedauert, daß die zeitraubende Beschäftigung mit Staatsrenten und Obligationen ihm jene systematische Pflege seines Gemüthslebens unmöglich mache, die erforderlich sei, um auf eine so zartbesaitete Frauenseele einen tieferen Eindruck auszuüben. Für jede Tour, die Eugenie zu vergeben gehabt, hatten sich zehn Bewerber gemeldet. Und ein Schwarm von Herren umgab sie, wenn sie einen Augenblick Platz nahm, um auszuruhen.

Anfänglich hatten ihr diese Erfolge ein Gefühl unglücklicher Genugthuung bereitet, und immer, wenn sie am Arm eines ihrer Tänzer an Otto vorüber kam, hatte sie ihm einen stolzen Blick zugeworfen. Er sollte nun beschämt zur Erkenntniß kommen, dieser brutale Mann, der sie heute so tief verletzt, daß andere seine Frau besser zu schätzen wüßten. . . Er würde dann sein Benehmen bereuen. . . Und wenn sie die Gewißheit gewonnen, daß diese Neue wirklich eine aufrichtige wäre, dann würde sie ihm vielleicht verzeihen! Vielleicht! Sie war sich noch nicht darüber klar, ob die Beleidigung, die er ihr heute angethan, als er ihr damit drohte, er könnte an ihr irre werden, nicht eine solche sei, die überhaupt eine Verzeihung ausschloß. . . Jedenfalls würde sie sich nicht sehr beeilen. . . Bisher war sie immer viel zu gut gegen ihn gewesen, viel zu gut! Das war ein Fehler, in den sie nicht wieder verfallen wollte. . . Die Güte einer Frau wissen ja die Männer nie zu schätzen; im Gegentheil, sie reizt sie nur dazu, sich zu überheben. . . Aber wenn sie einer kalten, selbstbewußten Frau begegnen, dann kriechen sie geschwind zu Kreuze. — Und so bemühte sich Eugenie, eine kalte, selbstbewußte Miene zur Schau zu tragen, so oft sie an Otto vorbeikam.

Aber Otto schien gar keine Anwendung von Neue zu verspüren.

Er lehnte in nachlässiger Haltung an einem Thürpfosten und blickte zerstreut in den Saal. Manchmal



wechelte er wohl ein paar Worte mit einem Herrn oder mit einer Dame, aber offenbar ohne an dem Gespräch innerlich Antheil zu nehmen. Er vermied es sichtlich, daß seine und Eugeniens Augen einander begegneten. Traf sie aber einmal ein Blick, so lag ein seltsam fremder Ausdruck darin.

Wachte er dareinsehen, wie es ihm beliebte, dachte Eugenie, was ging das sie jetzt an! Und mit scheinbar verdoppeltem Interesse lauschte sie den schmeichelhaften Worten, die den Lippen ihrer Tänzer entströmten.

Und dennoch, als ein zweites und ein drittes Mal sie wieder dieser kalte, fremde Blick ihres Mannes traf, senkte sich etwas wie ein Schatten auf ihre Stimmung. Sonderbar dünkte es ihr doch, daß Otto sie so ansehen konnte. Sie hatte ihn in den drei Jahren ihrer Ehe erregt, mißmuthig, betrübt gesehen, aber kalt, gleichgültig... nein, das war er ihr gegenüber nie gewesen! Und plötzlich durchblitzte sie die Frage: wäre es möglich, daß sie jemals sein Herz sich abwendig machen könnte?

Unwillkürlich drängte sich ihr die Erinnerung an den Wortwechsel zwischen dem Portier und seiner Frau auf, den sie heute Abend mit angehört hatte. Wie schrecklich war es ihr da erschienen, daß das Gefühl, das Ehegatten mit einander verband, so ganz hatte erlöschen können, daß sie einander beschimpften. Und eine Stunde später? Jener Vorfall hatte zwar nichts gemeinsam

der sie seine Gefühle behandelt hatte! Das einem Manne, der so treu und so gut war und ihr alles bot, was ihr Herz begehrte! Da stand sie ja noch weit unter der Portiers-Frau. Ja, die war noch ein Engel an Güte, mit ihr verglichen! Denn was hatte sie Otto vorzuwerfen? Daß er ihr Geld verthan? O nein! Im Gegentheil, daß er in einer Umwandlung von... von Sentimentalität vielleicht, geögert hatte, sein Geld auszugeben, um einen ihrer Wünsche zu erfüllen. Sein Geld, sein sauer erworbenes Geld! Durfte er nicht damit schalten und walten, wie er wollte? Allerdings, es war eine Marotte von ihm, daß er ihr keinen Fächer gekauft hatte. Denn ein Fächer gehört nun einmal zu einer vollständigen Ball-Toilette. Aber andererseits, wie schön hätte es ihr gestanden, wenn sie sofort launig auf seine Marotte eingegangen wäre! Wie sehr hätte ihn ihre Großmuth beschämt. Einem solchen Manne muß man ja auch einmal eine Schwäche zu gute halten. Statt dessen, — wie hatte sie sich ihm gegenüber benommen? Mußte er sie nicht für kalt und herzlos halten? Was mußte er von ihr denken? Wer mochte wissen, was jetzt in ihm vorging? Ob nicht in seiner Seele ein Zweifel Wurzel zu fassen begann an ihrer Liebe zu ihm? Und hat sich dieser einmal bei einem Mann eingemistet, dann...

Eugenie vermochte den Gedanken gar nicht aus-

natur zu sein scheine... Und so saß sie verstimmt und theilnahmslos an seiner Seite, als das Souper begonnen hatte, und fand für alle die schneidigen Bemerkungen, durch die der elegante Cavalier seine Conversation so anregend zu gestalten verstand, keines jener anerkennenden Worte, die Greewitz zu hören gewohnt war. Er gab es schließlich auch auf, an ihr seine Unwiderstehlichkeit zu erproben, und wandte seine Aufmerksamkeit mehr und mehr seiner Nachbarin zur Linken zu. Eugenie war ihm dafür dankbar. So konnte sie wenigstens mit ihren Gedanken allein sein. Sie sann und sann, und ihre Blicke schweiften hinüber zu ihrem Manne, der dort, an der anderen Seite der Tafel, nicht fern von ihr saß... Wovon er nur sprechen mochte? Der zerstreute Ausdruck, der den ganzen Abend über auf seinem Gesichte gelegen hatte, war nun verschwunden. Der Gegenstand der Unterhaltung schien ihn sehr zu fesseln... Sonderbar, seine Tischnachbarin war doch eine geistig so unbedeutende Frau...!

Das Stimmengewirr, das den Saal erfüllte, war einen Augenblick lang verstummt, und sie hatte ein paar Worte ihres Mannes auffangen können... Gerchow... Director... sechs Kinder... Das also war es: er erzählte seiner Nachbarin die Affaire von heute Abend.

Welch' tiefes Mitleid sich in seinem Gesichte wieder-

spiegelte! Wie gut mußte der Mann sein, sagte sie sich unwillkürlich, dem fremdes Unglück so nahe ging! Aber seine Tischnachbarin, würde die ihm Verständniß entgegenbringen? — Mit welchem Interesse sie seinen Worten folgte! Schimmerten nicht Thränen in ihren Augen? Und jetzt war Otto offenbar mit seiner Erzählung zu Ende. Seine Tischnachbarin reichte ihm die Hand, und Eugenie hörte ganz deutlich, wie sie zu ihm sagte: „Zählen Sie auf meine thätige Mithilfe, Herr Rechtsanwalt!“ Merkwürdig, der Ausdruck der Mithilfe verlieh ihrem sonst ganz uninteressanten Gesicht einen eigenartigen Zauber!

Diese Frau hätte es wahrlich sofort begriffen, daß Otto heute Abend nicht in der Stimmung gewesen war, hundert Mark für einen Luxus-Gegenstand auszugeben! Der fiel es sichtlich nicht schwer, einem Anderen seine Stimmung nachzufühlen! Die war eine Frau von Gefühl! Die war es... Und sie...? Sie...? Hatte sie Gefühl...?

Eugenie erschrak, als sie sich diese Frage vorlegte... Sie hatte es bisher nie gethan.

Hatte sie Gefühl? Hatte sie die Fähigkeit, in Anderen zu leben? Hatte sie ein Bedürfniß darnach? Ein Bedürfniß...? Nein! Das hatte sie bisher nie bei sich beobachtet! Sie hatte sich immer gefreut, wenn Andere an ihr Antheil nahmen, aber daß sie selbst den inneren Drang verspürt hätte, an deren Freuden und Leiden theilzunehmen, daran konnte sie sich nicht erinnern... Das war nie vorgekommen, nie, nie! Vielleicht, weil sie eben nicht die Fähigkeit dazu besaß?... Ja, das mußte es sein... Ottos Tischnachbarin war zu Thränen gerührt worden, als er ihr die Noth und das Elend der Familie Gerchow schilderte, sie selbst aber, sie erinnerte sich ganz genau, nicht die Spur einer Empfindung war in ihr rege geworden, sie war ganz gleichgültig geblieben, sie hatte nur an das Eine denken können, daß er ihr keinen Fächer gebracht hatte, keinen Fächer...! Eigentlich erschien ihr das jetzt selbst räthselhaft! Denn nun sah sie das arme Weib vor sich und die sechs Kinder, hungernd, frierend in der kalten, düsteren Stube; und in einer Ecke kauerte der Mann, der arme Teufel, der aus Noth zum Diebe geworden war... Aber so groß das Elend auch sich zeigte, immer

blitzte etwas wie Freude auf den abgehärmten Gesichtern dieser Unglücklichen, wenn die Erinnerung in ihnen aufstieg, daß ihnen doch noch das Aergste erspart geblieben, daß ihr Vater nicht in's Gefängniß wandern mußte... Und dann drängte sich ein Name auf ihre Lippen, und ihre Augen leuchteten auf, da sie ihn aussprachen! Das war der Name ihres Otto...! Und diesem Manne, der durch seine Klugheit und Entschlossenheit und sein thätiges Mitgefühl fremden Menschen, ganz fremden Menschen, so viel Leid erspart hatte, dem hatte sie seine That mit Hohn und Spott gelohnt... Sie konnte es nicht fassen...! Mit Hohn und Spott! Statt sich ihm an die Brust zu werfen, und ihn zu küssen, und ihm vielleicht zu sagen... ja, das hätte sie ihm sagen sollen: Das war brav und edel von Dir, aber nun komme ich an die Reihe... Und bevor wir auf den Ball fahren, machen wir rasch einen Abstecher zu Gerchow's und schenken ihnen diese hundert Mark, und reden mit den armen Leuten; vielleicht können wir sie ein für allemal aus ihrer traurigen Lage befreien. — Ja, so hätte sie zu ihm sprechen müssen! Das war so klar, so naheliegend! Wie tief hätte sie ihn damit erfreut... Was hätte sie damit für einen Erfolg errungen, einen echten, einen



Aus dem Leben eines Wunderkinde.  
Siehe Seite 178.

Als die Tante sich umwandte,  
war sie sehr blaß...

zudenken. Sie mußte ihre ganze Willenskraft aufbieten, um das gesellschaftsübliche Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten. Aber wenn sie jetzt an ihrem Manne vorbeikam, dann war der Blick, den sie ihm zuwarf, nicht mehr herausfordernd und siegesicher, sondern unruhig und besorgt. Ach, wenn er ihr nur einmal ein freundliches Gesicht zeigen wollte, wie würde sie diesen Herrn von Greewitz und diesen Bankier Fejerseil und alle diese saden Cour-

macher, die ihr so grenzenlos gleichgültig waren, stehen lassen und zu ihm hinfliegen, um den ganzen Abend nicht mehr von seiner Seite zu weichen... Aber sein Blick blieb fremd und kalt, wenn er auf ihr ruhte. Und Eugenie wurde immer verstimmter.

Herr von Greewitz konnte sich nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, mit der er sich gegenüber entwickelten psychologischen Räthseln abzustunden pflegte: daß nämlich die gnädige Frau eine ganz „eigenartige“ Frauen-





die Musik wieder zu spielen begonnen, da hatte es sie zu ihm hingetrieben, zu dem Manne dort, der wieder an dem Thürpfosten lehnte und mit einem zerstreuten Gesichte die tanzenden Paare musterte. Sie hatte zu ihm aufgesehen mit bittenden Augen, und da hatte es auch in seinem Gesichte merkwürdig zu zucken begonnen. Dann war er von ihr in den kleinen Nebenraum hineingezogen wor-

Victoria möchte gern die unzähligen Wunden heilen, die durch geistiges und körperliches Elend rings umher geschlagen werden. Vor allem aber spricht auch sie aus wärmstem Herzen das schöne Wort des Erlösers nach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Diesen besonders möchte sie, als fühlende Mutter, des Lebens Jammer fern halten. Wir sehen, wie sie sich deshalb mit besonderem Eifer der, hierher zielenden Veranstaltungen annimmt und jede angemessene Gelegenheit sucht, sich Kindern persönlich zu nähern. Eine solche Scene schildert auch unser heutiges, von Adolf Wagner treu nach dem Leben gezeichnetes Bild: ein Besuch der Kaiserin in der Kinderschule des Diakonissen-Hauses zu Staffel. Mitten unter der Schar hat die hohe Frau Platz genommen und erfreut sich an den Liebchen und Spielen. Und zur Belohnung für die schönen Leistungen vertheilt sie nun den Inhalt einer Zuckerbüchse. Köstlich ist dabei das unbefangene Benehmen der Kleinen. Große Augen machen sie alle. Die einen bitten ganz zierlich, die anderen heften ohne Scrupel verlangend ihre Händchen aus; hier ertheilt eine Fünfjährige, mit der Miene einer Großmama, einem etwas ungestümen dreijährigen Blondkopf eine verstoßene Zurechtweisung, dort zeigen sich zwei Huben triumphierend die erhaltenen Süßigkeiten, die bereits harte Spuren der erfrischenden Prüfung ihrer Schamhaftigkeit aufweisen. Kurz, es herrscht in der Schule heute eitel Wonne, und da ist es kein Wunder, daß, als die Kaiserin, die merkwürdiger Weise weder eine goldene Krone noch einen rothen Purpur-Mantel mit weißem Pelz trägt, sich von dem kleinen Volke verabschiedet, ihr nachgerufen wird: „Adieu, liebe Tante Kaiserin, komm' bald wieder!“

Ob der hohen Frau wohl je irgend eine Kundgebung anmuthiger und belohnender gelungen hat, als dieser ehrliche Wunsch beglückter Kinder?  
M. M.

Nachdruck verboten.

Nach Chicago delegirt.

Von  
Elisabeth Kaselowky.

in erstes Mal war an die deutschen Frauen der Ruf ergangen, sich bei einer Weltausstellung selbständig zu betheiligen, ein erstes Mal war von dem Reiche eine, wenn auch kleine Summe bewilligt worden, die die Ausführung dieses Unternehmens ermöglichen sollte. Die Central-Commission war constituirt, ich wurde deren Schriftführerin, und im October des vergangenen Jahres zur Delegirten für Chicago ernannt. Am 26. März 1893 trat ich in Begleitung des mir zugetheilten Fräulein Eugenie Hoffmann, Vorsteherin des Kunst-Handarbeits-Ateliers des Vette-Vereins, meine Reise an. Diese gleich in mancher Beziehung einem Feldzuge, wenn es auch keine Schlachten mit feindlichen Mächten zu schlagen gab.

Nach einer stürmischen, sogar mit einiger Schiffs-Havarie verbundenen Ueberfahrt langten wir glücklich in New-York und dann, ohne längeren Aufenthalt, in Chicago an, wo ich in dem bekannten Palmer House, das die Privaträume und das Hotel der Familie Palmer entbält, Wohnung nahm. — Man nennt Chicago ein Riesenkind und bezeichnet damit sein schnelles, aber auch abnormes Wachsthum. Jedemfalls war der erste Eindruck überwältigend; der Lärm der, sich unablässig kreuzenden, klingelnden cable-cars, die, fast Kopf an Kopf gedrängt wogende Menschenmenge, die auffälligen bunten Toiletten der Damen, die Höhe der Häuser, der Glanz der Läden, die Pracht der zum Verkauf angebotenen, herrlichen Blumen und der kolossale Schmutz der Straßen, — alles zusammen wirkt athemberaubend.

Mit welcher Erwartung ich das Frauengebäude betrat und meine Schritte zu Mrs. Potter-Palmer lenkte, vermag ich kaum zu sagen; war ich doch bereit, bewundernd zu den Frauen aufzusehen, die selbständig einen Palast geschaffen und eine erste Frauen-Ausstellung organisiert hatten. Ich fand die Dame, — eine elegante, graziose Frau von verbindlichem Wesen, — in einem Räume, der meinen Begriffen von Comfort allerdings wenig entsprach, und dessen großer eiserner Ofen eine Gluth ausströmte, die mir unerträglich schien. Sie empfing mich mit einem Händedruck und jenem „I'm delighted to see you“, das ich später bei ähnlichen Gelegenheiten — mit kleinen Variationen beständig wiederholen hörte, und theilte mir mit, daß unser Ausstellungsraum bereit wäre, unsere Kisten angekommen seien, daß ich mich durch Augenschein überzeugen und sofort mit der Aufstellung beginnen könne. Eine der Beamtinnen, die wie die Bienen eines großen Schwarmes beständig ein- und ausflogen, sollte mich führen. — Da stand ich denn vor dem Plage, auf dem ich mir im Laufe der leptverloffenen Monate so oft im Geiste das Werk aufgebaut gedacht hatte, das Zeugniß von dem Können und Streben meiner deutschen Landsmänninnen geben sollte. Aber es war noch öde und leer um mich. Ein gelblicher Leimfarben-Anstrich zierte die Wände; rohe, kaum an den Eden abgekannte Holzpfeller, wie ich sie eleganter in manchem herrschaftlichen Stallgebäude gesehen habe, trugen in je vier Meter Entfernung die Decke; die Fenster waren schmal, hatten oben, in starken Holzrahmen gefaßt, kleine Scheiben; die Höhe des Raumes betrug achtzehn Fuß; — Verhältnisse, die in keiner Weise einem Ausstellungslokal entsprachen. Vor allem aber mangelte jegliche nennenswerthe Wandfläche, deren ich unbedingt bedurfte. Als ich im November vorigen Jahres, in Gemeinschaft mit Herrn Architekten Hoffacker, bemüht gewesen war, unsere Ausstellungs-Objecte nach dem angegebenen Maße in den angewiesenen Platz einzuzichnen, hatte sich letzterer als viel zu klein erwiesen; denn man hatte uns auf eine Forderung von achttausend Quadrat-Fuß nur zweitausend bewilligt. Diesem Uebelstande sollte nach dem, mir sodann seit gegebenen Versprechen abgeholfen werden; es war indessen nichts geschehen, oder das, was man für uns erreicht hatte, war so ungenügend, daß es fast eine Verschlechterung genannt werden konnte.

Ich sagte, ich sei bei meiner Ankunft bereit gewesen, bewundernd zu dem Organisations-Talente der Amerikanerinnen aufzusehen; leider fühlte ich mich bald ernüchert. Es fehlte dem Unternehmen vollständig das, was die Hauptsache bleibt: der künstlerisch einheitliche Gedanke, der, das Detail dem Ganzen nach bestimmten Gesetzen unterordnend, allein Großes schafft. Dieser Fehler, der sich in der unsymmetrischen, ziemlich planlosen Vertheilung der Plätze, dem Fehlen bestimmter Regeln beim Aufbau der einzelnen Ausstellungen, dem Mangel an genügenden Licht- und Wandflächen, sowie in manchem Anderem fühlbar machte, rückte sich schwer; denn obgleich in dem Frauen-

Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 178.

In der Dämmerstunde pflegten die Kinder . . .  
Tante Lieschens Märchen zu lauschen.

heiligen, auf den sie in Wahrheit hätte stolz sein dürfen, nicht diesen öden gesellschaftlichen Erfolg, den sie vielleicht nur ihrer eleganten Toilette und einigen launigen Aeußerungen verdankte . . . Und wie hatte sie nun in Wirklichkeit zu ihm gesprochen? Sie erröthete, wenn sie daran dachte . . . Namentlich jenes Wort, daß sie nicht einmal das Schicksal der armen Kinder zu rühren vermöge, weil sich schon irgend ein Wohltätigkeits-Verein ihrer angenommen hätte, — sie konnte es nicht begreifen, daß sie das über die Lippen hatte bringen können, sie eine Frau! Was mußte er von ihr denken? Mußte er nicht wirklich an ihr irre werden? Ja! Und er war auch bereits an ihr irre geworden, es wurde ihr klarer und klarer. Nun begriff sie alles: seine seltsame Ergriffenheit, den ungewöhnlichen Nachdruck, mit dem er gesprochen, als er heute Abend der Hoffnung Worte gegeben, daß sie einander in demselben Gefühle begegnen möchten . . . Nein, das war keine Marotte gewesen, das besaß eine ganz andere Bedeutung: ein Versuch, um zu einem endgültigen Urtheil über sie zu gelangen, — wer wußte es, vielleicht der letzte Versuch . . .

Der Zweifel war in seine Seele eingezogen, der Zweifel an ihrer besseren Natur, der Zweifel an ihrer Liebe zu ihm. Ja, auch an ihrer Liebe! Hatte sie sich denn nicht ihm gegenüber genau so benommen, wie gegenüber allen Anderen? Hatte sie nicht seine Theilnahme für alles verlangt, was sie betraf, und hatte sie nicht andererseits größte Gleichgültigkeit zur Schau getragen gegen sein ganzes Wirken und Streben? War diese Gleichgültigkeit etwa deshalb weniger tränkend, weil sie sie in scherzhafter Form zu kleiden pflegte? Wann hatte sie in diesen drei Jahren irgend einmal ein herzliches Interesse bewiesen für seine Arbeiten, seine Sorgen, seine Erfolge? Und sie konnte glauben, daß er sich glücklich fühle an ihrer Seite? — Es wurde ihr dunkel vor den Augen; sie glaubte zu vergehen vor Scham, Schmerz und Reue . . .

Träumte sie? Wachte sie? Sie befand sich wieder daheim in ihrem kleinen Boudoir, mit ihm, dem geliebten Manne!

Sie erinnerte sich kaum, wie es gekommen . . . Sie wußte nur das Eine, daß unter den fremden Menschen plötzlich ein schmerzlich süßes Gefühl in ihr erwacht war, wie sie es noch nie gekannt. Und als

den, wo sie, die Arme um seinen Hals schlingend, gestammelt hatte: „Du . . . Otto . . . diese hundert Mark . . .“

„Run?“  
„Die müssen wir den Gerchow's schenken, . . . ja . . . schenken! . . . Wir müssen für die Leute sorgen, hörst Du! Und — Du verzeihst mir, nicht wahr? — Du hältst mich nicht für gefühllos . . . nicht, Otto?“

Und da hatte er sie an sich gepreßt; sie aber hatte seine Hand ergriffen und, indem sie diese mit Klüssen bedeckte, hervorgestoßen: „Seht bin ich erst wirklich glücklich . . . namenlos glücklich . . . ohne Fächer . . .!“

Nachdruck verboten.

Kaiserin Auguste Victoria als Kinderfreundin.

Zu der Zeichnung von Adolf Wagner. — Siehe Seite 184.

Wer hoch steht, hat's leicht, Herzen zu gewinnen, und doch bringt es nicht jeder fertig, sondern führt dem nach oben jüngelnden Reide stets neue Nahrung zu. Und leider sind es nicht nur die Männer, die den, tiefer auf den Sprossen der Gesellschaftsleiter stehenden verlegen, o nein, kleinlicher Hochmuth findet sich noch verbreiteter auf Seite der Frauen. Andererseits ist freilich auch das Maß der Herzengüte bei ihnen das größere. Man könnte vielleicht so sagen: Es giebt mehr hochmüthige Frauen als hochmüthige Männer, aber trotzdem mehr herzengute als hochmüthige Frauen. Eine herzengute Frau aber ist ein Segen für ihre Umgebung, und je mehr sie ihren Wirkungskreis erweitern kann, desto werthvoller wird sie für ihre Mitmenschen.

Schon aus dieser Erwägung heraus müßte jegliche Mißgunst auf gute Menschen in bevorzugter Lebensstellung schweigen. Man sollte dankbar anerkennen, daß das große Pfund, mit dem gewuchert werden soll, in die richtigen Hände gelangt ist, und so besitzen die Deutschen auch alle Ursache, sich zu freuen, daß die hohe Frau, die heute die erste des Reiches ist, zu denen gehört, die ihrer Verantwortung eingedenk sind, und deren Herzengüte sich überall die Liebe des Volkes erringt.

Die Kaiserin inmitten der Schar ihrer Kinder, das ist uns ein trauliches Bild! Das Einfache, Bürgerliche, das sich darin ausdrückt, befißt uns mehr, als alle Pracht. Jede Frau aus dem Volke denkt: „Das ist auch eine Mutter wie ich; sie empfindet wie ich, sie leidet mit ihren Kindern, oder freut sich mit ihnen, wie ich mit den meinen. Sie steht mir nahe, zu ihr kann ich ohne weiteres Vertrauen hegen; eine gute Mutter ihrer Kinder wird auch eine gute Mutter ihres Volkes sein.“ Und so ist es. Die Kaiserin Auguste



gebäude eine Menge reicher Schätze zusammengetragen wurde, wird keiner der Besucher einen wohlthuenden Gesamteindruck erlangt, und jeder gebildete Beschauer wird die Harmonie vermisse haben, die eine Grundbedingung des Schönen bleibt. Die Weisheit des Wortes: „Eines schickt sich nicht für alle!“ bewahrheitete sich auch hier; was in den riesigen Dimensionen der manufactory hall erlaubt war und zu voller Geltung kam, wurde in dem beschränkten Raume des Frauenhauses zu einem bunten Durcheinander, eines schädigte das andere. — Wir hatten viel von der Ehren-Gallerie gehört, die bestimmt sein sollte, einzelne der hervorragenden Objecte aufzunehmen; wenn uns aber die schriftlichen Mittheilungen oft unverständlich erschienen waren, so brachten wir leider auch die mündlichen keine Aufklärung. Die Ehren-Gallerie, dem Lichthofe des Berliner Kunstgewerbe-Museums in sehr verkleinertem Maßstabe gleichend, war, meiner Ansicht nach, überhaupt der einzig geeignete Ausstellungsraum des Hauses, da er, hell und hoch, die zwei Grundbedingungen eines solchen erfüllte. Nachdem mir der achte Theil der einen Längswand für unsere Bilder angewiesen worden war, vergingen Wochen, ehe ich annähernd irgend etwas über seine weitere Bestimmung erfahren konnte; an welche der leitenden Damen ich mich auch wandte, stets wurde mir dieselbe Antwort: „I'm sorry; I don't know; please, ask Mrs. x.“ Auf meine Bitte, dem Denkmale des Pestalozzi-Fröbel-Stiftes, als künstlerisch monumentalem Aufbau, in der Mitte des Saales einen Platz zu gewähren, wurde ich nach längerem Hinhalten abschlägig beschieden; die Ehren-Gallerie sei ausschließlich für hohe Kunst, für Bilder und Sculpturen, bestimmt. Doch erlangte ich für das genannte Werk, freilich getrennt von der Frauen-Ausstellung, in der Abtheilung der freien Künste, in der manufactory hall, einen guten Standpunkt. Abermals nach Wochen theilte man mir mit, die Ehren-Gallerie solle auch geliebene Ausstellungs-Gegenstände aufnehmen, eine Erlaubniß, die für uns, — eine Ausnahme machten die Spitzen der Kaiserin Friedrich, — werthlos blieb, da alle unsere Arbeiten veräußert waren. Schließlich änderten die Damen abermals ihren Plan, und wir wurden gebeten, in gelieferten, längs der Wände unter den Bildern stehenden Schaukästen auszusuchen, was uns beliebe. So blieb von der ursprünglichen Idee nichts übrig, als die Eintragung einer Reihe berühmter Frauen-namen, die in der Höhe ringsum an die Wand geschrieben waren; unter den ersten der der biblischen Ruth, der letzte: Mrs. Verta Palmer.

Es würde zu weit führen, wollte ich von den unersäglichen Schwierigkeiten erzählen, die jeder neue Tag mit sich brachte; alles war unfertig, es fehlte an Arbeitskraft, und selbst die Natur schien sich gegen uns verschworen zu haben. Von allen projectirten Verbindungen war nur die Illinois-Bahn zwischen Stadt und Ausstellung benutzbar. Um hinaus zu fahren, erwarteten wir täglich, auf freiem Plage stehend, dauernd einem eifigen Nordwinde, strömendem Regen oder Schneesturm ausgesetzt, ohne während des ganzen April-Monats nur einmal die Sonne gesehen zu haben, den heranbrausenden Zug; dessen hohe Trittschritte erklimmen, wir meist mit Hilfe eines gütigen Conducteurs um, in den Wagen geschoben, die Sitzplätze sämmtlich besetzt, die Gänge von, Kopf an Kopf gedrängt stehenden Arbeitern gefüllt zu sehen. Ein großer eiserner Ofen durchluchte den Raum, dessen Hitze nach der vorherigen Kälte wohlthuend zu nennen war. Jetzt wurden wir nach halbständiger Fahrt abermals auf freiem Felde abgesetzt und mußten, oft bis zum Knöchel in grundlosem Wege wattend, den Eingang des Ausstellungs-Parkes zu erreichen suchen. Unmittelbar hinter der Thüre stand aber wochenlang ein Witterzug, der die, für die Herstellung der Wege notwendigen Steine herbeischleppte. Da galt es, über einen der Wagen zu klettern, um dann über das, auf der anderen Seite aufgeschichtete Steingebirge, fast unter Preisgebung des Schwertes, zu gelangen. War auch dies geglückt, so feuerte man, endlich unbehindert, in dem weichen Moraste dem Frauengebäude zu.

Nur schrittweise vorgehend, ohne irgendwelche Unterstützung, gehemmt durch mangelnde Arbeitskraft und sehr beschränkte Geldmittel, die ich auf jede Weise zu schonen suchte, gelang es mir erst ganz allmählich, das zu erringen, was unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen möglich war. Ich erlangte für die Bilder unserer Künstlerinnen in der Ehren-Gallerie das Vierfache des ursprünglich angewiesenen Platzes, jedoch die Kunstwerke vereint einen schönen und würdigen Gesamteindruck machten. Abdann zog ich eine Wand, die, unsere Abtheilung abschließend, mir gleichzeitig die notwendige Fläche zum Aufhängen unserer verschiedenen Tafeln, Karten u. bot. Schließlich fanden sich auch die, in ein falsches Gebäude transportirten Scheiben unserer Schränke; allerdings theilweise zerbrochen. Sie mußten durch neue ersetzt werden. Nachdem ich unter Berechnung eines jeden Zolles Raum endlich die Unterbringung der gesamten Ausstellung ermöglicht hatte, war es mein dringender Wunsch, sie auch zu eröffnen. Ich wartete nur noch auf eine Decoration, die einzige Hülfsleistung, die uns von der Regierung in Aussicht gestellt worden war. Vergänglich, es verging ein Tag nach dem anderen, beständig vertröstete man uns von heute auf morgen. Der erwartete Tapezier, der eine leichte Stoff-Draperie und ein Schild mit dem Namen unseres Vaterlandes anbringen sollte, erschien nicht. Meine Geduld war erschöpft; am 27. Mai theilte ich dem Herrn Reichs-Commissar mit, daß ich die Ausstellung der deutschen Frauen eröffnen würde, selbst für den Fall, daß es ohne Decoration geschehen müsse. Er billigte mein Vorhaben.

Eine kleine Karte, die ich drucken ließ, enthielt eine Einladung zu der am 30. Mai, nachmittags drei Uhr stattfindenden Eröffnung der deutschen Frauen-Ausstellung; ich schickte sie an Mrs. Potter-Palmer und deren assistirende Damen, sowie an sämmtliche, mir dort bekannte deutsche Damen und an die Herren unserer Commission. Der lang erwartete Tag brach an, und als ich am Morgen das Gebäude betrat, war wirklich noch nichts von irgend welcher Decoration zu sehen; um elf Uhr erschienen indes zwei Tapeziere, die eine beschwebende Draperie aus Plüsch arrangirten. Um ein Uhr kam Herr Hoffacker mit einigen vergoldeten Palmenblättern und zwei Kränzen; gegen halb zwei Uhr kamen Arbeiter, mit einem gelben Stoffe, auf dem in noch neuen Buchstaben das Wort Germany prangte. Um zweieinhalb Uhr war das Werk beendet. Wir halfen die Leitern forttragen, setzten schnell den Fußboden, stäubten nach, und um drei Uhr stand ich bereit, unsere Besucher zu empfangen. Sie kamen alle; zuerst Mrs. Palmer mit ihren Damen, dann die deutschen Frauen, sowie der Herr Reichs-Commissar. Ich glaube nicht, durch Parteilichkeit verblendet zu sein, wenn ich

sage, daß unsere Ausstellung sich einer allgemeinen, aufrichtigen Anerkennung erfreute; weniger durch Neuheitlichkeit bestechend als die französische, war sie vielseitig, ernst gemeint und wahr. Unsere Schulen standen einzig da, von keiner anderen Abtheilung erwidert, oder gar übertroffen; die Ausruhe der Bewunderung über die Schülerinnen-Arbeiten, die Ausstellung des Sophieninstitutes in Weimar, die Modelle der Koch- und Volksschulen, des Breslauer Kindergartens, u. s. w., wollten gar kein Ende nehmen. Auch Herr Geh. Rath Bernuth fand das Ganze sehr gut geordnet.

Aber der Raum war zu beschränkt, weshalb ich glücklich war, als es mir später gelang, von unseren Nachbarn, den Oesterreichern, ein Stück hinzuzubekommen.

Das Wenige, was ich nun weiter zu thun vermochte, war, das Interesse der Amerikanerinnen für die Werke und Ziele meiner Landsmänninnen zu erwecken, sie zu überzeugen, daß wir ihnen freundschaftlich näher zu treten wünschten, daß unsere Bestrebungen nach einer Entwicklung und Selbständigmachung des weiblichen Geschlechtes, wenn auch in bescheidenen Grenzen, den ihrigen gleichen.

Meine erste Unterredung mit Mrs. Potter-Palmer hatte mir gezeigt, daß ich bei dieser Dame, die, hingenommen von den Pflichten der Präsidentschaft und Repräsentation, einer Königin gleich gefeiert wurde, kaum auf eine persönlich nähere Bekanntschaft und wärmere Theilnahme zu hoffen habe. Ihre höflichen Worte verpflichteten zu nichts, aber ihre Freundlichkeit war stets dieselbe. Ich hörte, daß sie schmerzlich enttäuscht wäre, aus Frankreich keine Repräsentantin begrüßen zu können, daß die Entsendung einer solchen seitens Deutschlands dafür um so dankbarer empfunden würde. Zudem erwies sie mir die größten Aufmerksamkeiten, und beständig erhielt ich Einladungen zu ihren Empfängen, Dinners und Ballen.

Inzwischen waren im Palmer Hotel zur officiellen Eröffnung der Ausstellung am ersten Mai, und zu dem, Mitte des Monats stattfindenden ersten Congresse, eine große Anzahl von Frauen aus allen Theilen der vereinigten Staaten herzugeströmt. Ich empfing eine Anzahl von Karten und Besuchen; man schenkte mir Blumen, und da wir abends in den Foyers des Hotels zusammentrafen, trat ich zu einer großen Menge der Damen in freundschaftliche Beziehungen. Ich fand bei allen ein liebenswürdiges, herzliches Entgegenkommen, eine oft naive Freude, ein deutsches Wort sagen zu können, das mir einen Beweis von ihrer Kenntniß unserer Sprache geben sollte, und lebhaftes Interesse für das, was ich von Deutschland und Berlin zu erzählen mußte. Ich führte viele der Damen durch unsere Ausstellung, wobei ich mich bemühte, ihnen die Tendenzen unserer Schulen und Vereine zu erklären. Ganz besonders entzückten sie die Strick- und Stopparbeiten unserer Schülerinnen, die Küchen und die Anschauungsbilder der Kinderschule von Frau Hedwig Deyl in Charlottenburg, wobei ich übrigens als Curiosum erwähnen will, daß die Gewürzkräutchen der letzten genannten Schule durch das Publicum später in kürzester Zeit leer gemacht wurden.

Als Präsidentin der Frauen-Congresse kam die liebenswürdige Mrs. Sewall ebenfalls im Mai nach Chicago. Durch meine Arbeit voll in Anspruch genommen, konnte ich den Congresse nur in einzelnen Fällen, z. B. bei der Eröffnung, beizubehalten, doch hielt ich es, dazu aufgefordert, für meine Pflicht, einen kleinen Vortrag über den Lotte-Verein zu halten. Was ich an den Amerikanerinnen, nebst vielem sonst, aufrichtig bewundere, ist ihre außerordentliche Redebegabung; allen zuvor that es in dieser Beziehung Mrs. Sewall. Es fand am Ende der ersten Congress-Woche ein, von den Damen im Michellien-Hotel gegebenes Lunch statt, zu dem sämmtliche, an den Versammlungen Theilnehmenden eine Einladung erhalten hatten; die Zahl belief sich etwa auf 120 Frauen, die aus allen Weltgegenden zusammengeströmt waren. Eine wunderbare Blumenfülle bildete den einzigen Tafelschmuck; namentlich war es neben den herrlichsten Marschal Niel und einem reizenden Eslingkraute, das quirlandenartig die Tischflächen durchschnitt, the american beauty, die amerikanische Rose, die in verschwenderischer Pracht leuchtete. Man sagt von ihr, daß sie das Bild der amerikanischen Frau sei; groß, nicht schön in der Farbe, aber mit dem Dufte der Centifolie, wächst sie auf geradem, schlankem Stiel empor, keiner Stütze bedürftig. Es war mir der Ehrenplatz zur Rechten Mrs. Sewall's zu theil geworden, und zu meinem geheimen Erstaunen sah ich das Mahl ohne jede Rede verlaufen. Schon war das Dessert fortgenommen, da erhob sich die Präsidentin und sagte, sie habe den Wunsch, ihre officers and friends mit einander bekannt zu machen; und nun begann ein wahres Sprühfeuer von Verebfamkeit. Zudem sie eine große Zahl der anwesenden Damen mit eigens auf sie gemünzten Worten aufrief, erzwang sie von diesen, die sich von ihren Seiten erhoben, eine Gegenrede. Es währte dies Spiel fast drei Stunden, doch kann ich kaum sagen, daß es ermüdend geworden sei; die außerordentliche Geschicklichkeit, in welcher so vielleicht fünfzig Damen, und mehr, zum Worte genöthigt wurden, die Liebenswürdigkeit, mit der es geschah, waren durchaus bewundernswürth. Den Schluß des Festes machte eine halb humoristische Rede Mr. Sewall's, der, nebst wenigen anderen männlichen Gästen, die Herrenwelt vertrat. Seine Worte galten den ominösen wömen. Man sage, meinte er, der Mann, der eine eminente Frau besäße, sei bellagendwerth, denn sicher würde er unter schlechtem Essen, schmutzigen Zimmern oder zerrissener Wäsche zu leiden haben. Dieser Ansicht wäre er nicht, er habe ein eminent woman und befände sich in ihrem Besitze vollkommen glücklich; er hoffe, so würde es noch vielen gehen; seine Bewunderung gelte den hervorragenden Frauen. — Da man, wie bei allen Gesellschaften und in allen Hotels Chicagos, nur Eiswasser trank, so unterblieb das bei uns übliche Anklingen der Gläser; selbstverständlich aber erfolgte ein begeisterter Juruf. Das Frühstück, das um zwei Uhr begonnen hatte, endete um acht Uhr, und sofort begab sich die Mehrzahl der Damen nach dem Abend-Congress, wo Mrs. Sewall ihres Amtes unermüdet waltete. Es war an jenem Abend, an dem eine Tribüne zusammenbrach und mehrere Verletzungen vorfamen, ein Unglücksfall, der unbedeutend genannt werden muß, wenn man sich bewußt ist, welcher ungleich größeren Gefahr die Gesellschaft täglich ausgesetzt war. Unfertig wie alles, hatte die große Washington Hall roh gezimmerte Estraden und Pänke; der Fußboden starrte noch von den Kalflecken der eben fortgezogenen Maurer; ein einziger Corridor diente als Zugang, und als eines Abends, wie es oft geschah, das elektrische Licht ausging, und im Publicum eine Unruhe entstand, hatte man die fürchtbare Gewisheit, bei einer ausbrechenden Panik wie in einer Kaufhalle gefangen und unrettbar verloren zu sein.

Als Mrs. Sewall nach Beendigung des Congresses Chicago verließ, nahm sie mir das feste Versprechen ab, sie für einige Tage in Indianapolis besuchen zu wollen, damit ich mir ihre Schule ansähe.

In einem Juni-Tage fuhr ich dorthin. Indianapolis bietet das Bild einer echt amerikanischen Stadt, wie man mir versicherte. Die Sauberkeit der, vielfach von Gärten umgebenen Häuser machte den freundlichsten Eindruck; das Grün der Bäume und des Rasens, das Blau des Himmels, den ich seit Monaten ein erstes Mal in seiner wahren Farbe sah, — denn selbst bei Sonnenschein schien er mir in der Kohlendunst-Atmosphäre Chicagos wie durch einen schwarzen Cröpe-Schleier verdunkelt, — berührten mich auf das wohlthuendste. Das Haus Mr. Sewall's, in einer Vorstadt an der Promenade gelegen, zeigte einen bestechenden Comfort, den ich lange vermist hatte; gute Bilder, Bücher, Sculpturen sprachen von dem gebildeten Geschmack seiner Bewohner. Nach einem höchst freundlichen Empfang wurde mir die Eröffnung gemacht, daß ich eben noch recht zum Schulschlusse komme; heute Abend finde eine große reception, ein Ball, statt, morgen früh die feierliche Entlassung der, für die Universität reisen Schülerinnen. Die Schule, die Mr. und Mrs. Sewall leiten, ist nämlich a classical school. Auf einen Ball war ich allerdings mit meiner Toilette nicht eingerichtet, denn ich besaß lediglich das Reifelleid, das ich trug. Dies thate nichts, verführte Mrs. Sewall, ich müsse nur den Charakter der Reisenden beibehalten, d. h. in Hut und Paletot erscheinen, vor allen Dingen aber mitkommen. Natürlich folgte ich mich und folgte meiner Wirthin, die in fall dress, rosa gefärbtem Cröpe-Kleid, war, nach dem Club-Haus, in dem das Fest stattfinden sollte. Das Empfangszimmer wurde durch einen Band-Gordon in den columbischen Farben, der unmittelbar neben der Eingangsthere befestigt war, in zwei Hälften getheilt. Nicht hinter dieser Schranke standen die Gastgeber; ein freundlicher Wink rief mich in ihre Mitte, während sie die Geladenen, die einzeln herantraten, bewillkommneten.

Ich machte so die Bekanntschaft von mehr als zweihundert Gästen. Als der Empfang vorüber war, begann in der oberen Etage die Musik, und als wir hinaufkamen, befand sich das Vergnügen in vollem Gange. Man tanzte viel, aber in langsamem Tempo und, ich muß es gestehen, mit mehr Grazie als bei uns. Eine Menge der neuen Freunde nahm mich durch Conversation in Beschlag, jedoch ich genöthigt war, fast ununterbrochen zu sprechen, — keine ganz leichte Aufgabe, um so weniger, als ich in meinem Hut und Paletot schwer unter der herrschenden Temperatur zu leiden hatte. Eine herrliche Erquickung gewährte Citronen-Limonade, die einzige Bewirthung, der aus einer, etwa vier Eimer haltenden, versilberten Bowle lebhaft zugesprochen wurde, und die beständig durch eimerweisen Aufguss ersetzt wurde. Um ein Uhr war das Fest beendet. Es hatte einen außerordentlich fröhlichen Verlauf genommen, bei dem sich namentlich die Herren mit sehr viel größerem Enthusiasmus als bei uns unter ähnlicher Veranlassung betheiligten. Wir gingen hochbefriedigt nach Haus; die herrliche Nacht, der wunderbare Sternenhimmel waren von zauberhafter Pracht.

Am nächsten Morgen acht Uhr fände die Entlassung der Schülerinnen statt, sagte Mrs. Sewall, als sie mich nach meinem Zimmer geleitete; sie dürfe doch hoffen, mich bereit zu finden? Ich sagte natürlich zu, und wir brachen zu rechter Zeit nach dem nahegelegenen Schulhause auf, wo ich durch die Klassen geführt und den Lehrerinnen vorgestellt wurde. Zu meinem großen Bedauern war das Examen vorüber, jedoch ich nur von äußeren Eindrücken berichten kann. Der eigentliche Fest-Act bezog sich auf die Prima, aus der elf Schülerinnen schieden. Mrs. Sewall bestieg das Katheder; wir wurden seitwärts ein Stuhl angeboten, und vor uns saßen die jungen Mädchen, von denen ich die meisten am Abend zuvor kennen gelernt hatte. Ein Choral, eine Vorlesung aus der Bibel eröffnete die Feier; daran schloß sich die National-Hymne the star spangled banner, die gesungen wurde, und nun sprach Mrs. Sewall einleitende Worte. Plötzlich winkte sie mir, näher zu treten, und den Schülerinnen meinen Namen und meine Heimat nennend, überraschte sie mich durch das Ansuchen: I hope, my dear friend will tell you something about Berlin and the Lotte-Verein. Nachdem ich diesen Wunsch erfüllt hatte, ergriff Mrs. Sewall in herzlicher Weise wieder das Wort und rief die jungen Mädchen einzeln auf. Der ersten hielt sie einen Ring mit einer Perle vor. Die Perle sei das Symbol der Reinheit und Klugheit; daß das Herz jener siedenlos sei, wisse sie, doch solle sie sich vor Unbedacht hüten, stets eine rasche Antwort zurückhalten, diese klug erwägen lernen. Dann küßte sie die junge Dame auf die Stirn und steckte den Ring an deren Finger. Ähnlich machte sie es mit den übrigen und, selbst geführt, rührte sie die anderen. Auch ich war wirklich ergriffen und konnte nicht umhin, es auszusprechen, wie freudig mich dieser Geist der Liebe, den ich hier zwischen Lehrerin und Schülerinnen walten sähe, erhoben hätte, wie ich überzeugt sei, daß die Scheidenden stets in Treue der Frau gedenken würden, die ihnen ihr Herz so warm erschlossen, sie in das Reich des Ideals eingeführt habe; ich müsse herzlich danken, daß es mir vergönnt gewesen wäre, einer so schönen Feier beizuwohnen. Ein allgemeines Handschütteln folgte. Ich küßte mich unter den freundlichen, zutraulichen Mädchen heimisch, und als eine Deputation zu mir kam, mich zu bitten, bei einem Lunch, das sie ihrer Mrs. Sewall gaben, ihr Gast zu sein, sagte ich gern zu. Doch war hiermit der Tag noch nicht zu Ende, denn nach dem Essen erfolgte im Opernhause von Indianapolis die eigentliche, officiële Verabschiedung. Eine Prosceniums-Loge war für uns reservirt; die übrigen Logen und das Parkett füllten die Eltern und Verwandten der Schülerinnen, die selbst in weißen Kleidern auf der Bühne standen. Der Rector der Universität hielt die Eröffnungsrede; ihm folgte Mrs. Sewall, dann fand die Vertheilung der Diplome statt. Um zehn einhalb Uhr war das Ganze beendet. Ich verabschiedete mich von meinen lebenswürdigen Wirthin, fuhr nach der Eisenbahn und erreichte am anderen Morgen Chicago. Eine Erholungsreise war die Fahrt wohl nicht zu nennen, doch bewahre ich eine außerordentlich freundliche Erinnerung an sie und an den Einblick in ganz amerikanische Verhältnisse. Am Nachmittage desselben Tages, an dem ich zurückkehrte, fand in einem der zahlreichen Club-Häuser eine große reception zu Ehren der fremden Gäste statt; über 500 Einladungen, ausschließlich an Damen, waren ergangen, und obwohl die Säle große Dimensionen besaßen, drängte sich in ihnen eine Ueberfülle von Personen, die mit den glänzendsten Toiletten geschmückt, mit Blumen und Juwelen bedeckt waren. Das Ver-



gnügen einer derartigen Geselligkeit besteht eigentlich ausschließlich in gegenseitiger Vorliebe, einem Händedruck und einigen verbindlichen Worten. Einer der Salons strahlte, durch vertheilte Lampen mystisch erhellte, ein sanftes, gedämpftes Licht aus; an dem, in der Mitte des Raumes stehenden, runden Tische, der in verschwenderischer Pracht mit Blumen und reichem Silbergeschirr geziert, mit Schalen voll Kauden und feinem Confect bestückt ist, thront hinter Thee und Kaffee-Maschine die reizendste der jungen Frauen, stets bereit, ihre Gaben auszuthellen. Diener serviren Eis und Limonade, und wenn man irgend eine Erfrischung genommen, so viel Damen als möglich begrüßt hat, verläßt man die Gesellschaft, die kaum länger als zwei Stunden, meist von vier bis sechs Uhr, währt, ohne Abschied zu nehmen oder aufschalten zu werden. In gleicher Weise verließen fast alle receptions, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte. Bei einer der ersten, die Mrs. Palmer zu Ehren der Herzogin von Veragua gab, war man allerdings genöthigt, an den beiden Damen vorbeizudefiliren; es erfolgte durch Nennung des Namens seitens der Wirthin eine Vorstellung, man machte eine Verbeugung und schritt weiter. Noch feierlicher, als diese cour, war eine zweite, bei Gelegenheit eines Balles in demselben fürstlich ausgestatteten Hause. Hier thronte die Infantin Eulasia von Spanien auf einem haut-pas, während ihr zur Seite Mrs. Palmer stand, die in der Kostbarkeit der Toilette den königlichen Gast weit überstrahlte. Sie trug ein weißes Seiden-Gaze-Kleid, das, mit Silberfäden gefärbt, wie mit Brillanten übersät strahlte, und auf dem Haupte eine zehn bis zwölf Centimeter hohe, runde Krone von Diamanten, deren Spitzen in große birnenförmige Perlen ausliefen. Sechs reiche Schnüre von mehr als erbsengroßen Perlen schlangen sich um den Hals, riesige Steine glänzten in den Ohren und der Ausschnitt des niedrigen Leibchens war von Brillanten eingefast. Donna Eulasia verließ, wie man mir erzählte, das Fest etwas verstimmt noch vor dem Souper, das in der neu eröffneten Bilder-Gallerie stattfand.

Das Palmer-Haus gilt mit Recht für eine der Sebenswürdigkeiten Chicagos; es ist mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Mich entzückten fast am meisten die wunderbar feinen, von Indianern ausgeführten Schnitzereien des Romins und der Möbel eines im maurischen Stil gehaltenen Saales. Es ist in diesem Schloße zusammenggetragen, was nur der Reichtum gewahren kann, und was für begehrenswürth gilt: kostbare Stoffe, Gold, Perlmutter, Elfenbein, Marmor, Sculpturen und Bilder; letztere gehören meist der ganz modernen französischen Schule an. Alles in allem zu viel des Guten.

Wenn sich das bisher Gesagte auch vornehmlich auf meinen Verkehr mit Amerikanerinnen und auf amerikanische Verhältnisse bezog, war doch von ungleich größerer Tragweite für mich das Bekanntwerden mit deutschen Frauen. So fand ich, wie ich zum Schluß noch erwähnen will, in dem neu gegründeten deutschen Columbia-Frauen-Club, dessen Präsidentin eine Frau Dr. Bluthardt war, eine äußerst warme Aufnahme. Ich verlebte in ihm, bei den großen, mir als Vertreterin der deutschen Frauen jenseits des Oceans, bewiesenen Sympathien, einen der glücklichsten Tage meines amerikanischen Aufenthalts. Und so schied ich denn befriedigt und dankbar von allen Frauen, zu denen ich in Chicago in Beziehung getreten war.

Nachdruck verboten.

### Charles François Gounod.

Von Karl Homann.

Hierzu das Portrait Gounod's nach einer Photographie von Nadar in Paris. — Siehe Seite 184.



Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Frankreich in denselben October-Tagen, während derer es voll überschwänglicher Begeisterung die Waffenbrüderschaft mit Rußland beging, zwei seiner hervorragendsten Söhne und Helden begraben mußte: Mac Mahon und Gounod.

Was hat der rauhe Kriegsmann mit dem, zu frauenhafter Sinnigkeit angelegten Meister der Töne gemein? — Beide standen auf dem Gipfel ihres persönlichen Ansehens, als ihr Vaterland noch die führende Stelle im europäischen Concert einnahm, und beider Stirn schmückte der Lorbeer des Siegers. Beide haben erleben müssen, daß ihre Nation von einer gewaltigeren geschlagen wurde, und dabei selbst einen Theil ihres persönlichen Lorbeers eingebüßt: Mac Mahon ward durch „unsern Fritz“ besiegt, und Gounod durch unseren Richard Wagner; der Ruhm dieser deutschen Helden hat den der französischen erblasen gemacht. Nichtsdestoweniger haben gerade wir Deutschen den beiden großen Franzosen, — denn auch im Gegner schäpen wir den tapfern und tüchtigen Mann, schäpen wir Genie und Gemüth, — Hochachtung gewahrt und Gerechtigkeit widerfahren lassen; vielleicht mehr als die leichtblütigen Franzosen selbst, die jeden Tag durch neue Erfolge geblendet sein wollen und leicht ein Verdienst vergessen, das sich nicht fort und fort selber wieder in Erinnerung bringt. Freilich, als die berühmten Männer auf der Bahre lagen, deren Tod inmitten rauschender Feste Frankreich jäh überraschte, da rührte sich, auf einige Tage wenigstens, die Pietät. Man trug sie prunkvoll zu Grabe, damit in ihrem schiedenden Glanze die Nation sich noch einmal sonnen könne. Auch eine Republik hat das Recht, königliche Ehren zu erweisen; und sie besitz dazu das Vorrecht, solche auch Mittern vom Geiste zu gewähren. Daß sie es bei Gounod that, der in den schönsten Blüthen seines musikalischen Schaffens sich an die deutsche Kunst anlehnte und die Wurzeln seines Genies vom Borne deutscher Dichtung trankte, das hat die gebildete Welt in Deutschland mit besonderer Genugthuung erfahren.

Gounod, nach Meyerbeer vorderhand der letzte große französische Componist, der die internationale Opernbühne beherrschte, ward als Groß-Offizier der Ehren-Legion mit hohen militärischen Ehren bestattet, — ganze Regimenter, auch Cavallerie und Artillerie, waren zum Leichengefolge aufgeboten; für das Mitglied der Akademie gestellten sich dazu auch die höchsten künstlerischen Auszeichnungen. Der Palmenzweig, Hut und Degen des Akademikers schmückten den Sarg; die Schnüre des Bahrtuches hielten der Minister des Schulwesens, Poincaré, der greise Director des Conservatoriums, Ambroise Thomas, Gérome, als Vorsteher der Akademie der schönen Künste, die Directoren der Großen und der Komischen Oper, Bertrand und Carvalho, endlich die Componisten Ernest Meyer und Jules

Barbier und der Dichter Victorien Sardou. Bei der Trauerfeier in der Sainte Mabelaine spielten Saint Saëns und Theodor Dubois die Orgel, und die ersten Künstler Frankreichs führten die liturgischen Gesänge aus. Die sterblichen Ueberreste des Meisters haben auf dem idyllischen Friedhofe des Gartenstädtchens Auteuil in der Familiengruft der Gounod's ihre Ruhe statt gefunden, während sein Unsterbliches den Weg in lichte Höhen suchte, — jenen Weg, den er in der Schluß-Scene seines Faust, bei Gretchens Verklärung, so ergreifend nach der frühmittelalterlichen Saptunst eines Hugobald in Quinten- und Octaven-Harmonien geschildert hat.

Gounod, den 17. Juni 1818 geboren, war Vollblut-Pariser. Seine künstlerische Anlage und seine erste musikalische Erziehung verdankt er, wie sich's so oft bei hervorragenden Künstlern findet, der Mutter. Der, mit den Gaben des Gesanges, wie der regen Phantasie, gleichermassen reich bedachte Knabe kam 1836, also mit 18 Jahren, auf's Conservatorium. Wenn es ein Zufall war, daß sein Hauptlehrer, der phantastisch-barocke Lesueur, auch derjenige von Berlioz gewesen, so ist es sicherlich kein Zufall, daß diese beiden, Gounod wie Berlioz, eine Richtung nahmen, die fast mehr Verständnis in Deutschland fand, als in Frankreich, sodaß sie sich durch ihre Hauptwerke gewissermaßen bei uns die zweite Heimat erworben haben.

Gounod verließ das Conservatorium 1839, mit dem großen Rompreise ausgezeichnet. War es auch Mozart's Don Juan, der auf sein weiches, empfängliches Gemüth den ersten tiefen Eindruck ausgeübt hat, — ein Eindruck, dem er auch noch als 70-jähriger Greis mit Vorliebe den berebtesten Ausdruck zu geben pflegte, — so hielt er sich doch anfänglich nicht bloß zum Kirchen-Componisten, sondern geradezu zum Dienste der Kirche überhaupt bestimmt. In Rom brachte er eine dreistimmige Messe zu Gehör, deren Partitur er, mit jugendlicher Hast den erwünschten Priesterstand vorwegnehmend, als Abbé Gounod unterzeichnete. Er lehrte, 28 Jahre alt, nach Paris zurück, um zunächst Kirchen-Kapellmeister zu werden, und hier beförderte die Freundschaft mit dem ihm gleichgesinnten späteren Canonicus Gay den Gang zur Asele. Der Dominicaner-Pater Lacordaire, den die Freunde predigen gehört, bestärkte sie in dem Entschlusse, in das Kloster von Flavigny einzutreten. „Unser Orden,“ sagte der Pater, „hat schon große Künstler zu Mitgliedern gehabt, einen Savonarola, einen Angeli co da Fiesole. Ihr habt Freiheit, zu musizieren, aber vergeht nicht die Strenge unserer Ordensregeln; der geringste Fehl zieht die härteste Strafe nach sich.“ So nahmen die Freunde das weiße Ordenskleid, und das musikalische Brevier der beiden jungen französischen Mönche waren — die Augen des deutschen, protestantischen Altmeisters Johann Sebastian Bach.

Bach ist neben Mozart denn auch Gounod's Haupt-Ideal geblieben, und Gounod hat seiner Verehrung ein kleines musikalisches Denkmal gesetzt, das seinen Namen früher in aller Welt bekannt machte, ehe er als Opern-Componist berühmt geworden ist. Man erzählt, Gounod habe eines Tages den Besuch eines befreundeten Geigenpielers bekommen; dieser sah das „wohltemperirte Clavier“ aufgeschlagen liegen und klappte das Heft verächtlich zu: „Das sind bloß Fingerübungen!“ „Was?“ erwiderte Gounod erregt, „komm' in acht Tagen wieder, und ich werde Dir zeigen, was für Musik darinnen steckt.“ Und er setzt zu den einfachen Cdur-Arpeggien des ersten Präludiums jene süße Melodie, die nicht bloß den Gelger von seinem vorwichtigen Irrthum überzeugte, sondern bald auf allen möglichen Instrumenten in aller Welt erklang und als „Ave Maria“ auf die Lippen der Sänger und Sängerrinnen kam.

Länger als sechs Jahre hielt es übrigens Gounod bei den Dominicanern nicht aus; das Heimweh nach der irdischen Welt konnte er nicht erdiden, seine Nerven zerrütteten sich. Lacordaire, der den seelischen Entwicklungsgang des jungen Mannes mit freundschaftlichem Antheile verfolgte, suchte ihm vergebens das Geständniß abzuloden, daß er sich nicht glücklich fühle. Erst als der Pater den armen Gounod mit Bußkleid und Geißel strafte, löste sich dessen Junge. Er fühlte gar keinen Beruf zum Priester in sich; er wolle in die Welt zurück und ein Musiker werden. Lacordaire, der kein Eiferer, sondern ein milder, gerechter Seelenkenner war, ließ Gounod ohne Anstand ziehen, und so lehrte denn der junge Künstler dem Kloster den Rücken, um sich in das lockende, bunte Scheinwesen der Bühne zu stürzen.

Es gelang ihm nicht auf den ersten Streich, sich dort einen Platz zu erobern. Seine Sappho kam 1851 heraus, aber trotzdem die Viardot die Titelrolle sang, gefiel das Werk nicht. Lediglich in dem Aufbau der Schluß-Scene fanden die Kenner, daß in Gounod ein echtes und ursprüngliches Talent für die Oper sich regte. Weiter fielen durch: 1854 Die blutende Nonne, 1858 Der Arzt wider Willen, und das einzige, was Gounod inzwischen erreicht hatte, war die Director-Stelle beim Orphéon, dem Bunde der Pariser Männer-Chöre. Da brachte er 1859 nach unendlichen Schwierigkeiten Faust et Margherita heraus. Die Pariser Große Oper hatte das Werk abgelehnt, und erst Carvalho, der damalige Director des Théâtre Lyrique, hatte es angenommen. Der erste Erfolg war gering; man fand die Musik nicht — melodisch genug! Und nur einige Chöre gefielen, darunter der berühmte Soldaten-Chor, den übrigens Gounod einer früher angefangenen Oper entnommen hat, die er unvollendet ließ: Zwan der Schreckliche. Auch die Ballet-Musik, die wir heute als einen der sinnigsten, echt deutsch empfundenen Walzer ansehen, mißfiel zuerst. Bezeichnend ist es, daß die wohlweise zeitgenössische Kritik die ungewollte Ironie beging, in diesem Walzer ein Plagiat an dem Wiener Walzerkönige zu wittern. Johann Strauß Vater hätte sich allerdings nicht zu schämen, wenn ihm die Urheberschaft des Margarethen-Walzers zugesprochen werden könnte.

In Deutschland hatte das Werk unter einem anderen Vorurtheil zu kämpfen, als es zunächst in Darmstadt, dann in Berlin und Wien gegeben wurde. Man zog zu dem Textbuche, das von Barbier und Carré, — übrigens mit unseugbarem Blick und Geschick für das dramatische und opernmäßige Wirksame, — aus dem Goethe'schen Faust zurechtgeschneidert war, das Original in Vergleich und fand nun in der Oper selbst eine Blasphemie auf Goethe's unsterbliche Dichtung. Das alles waren und blieben aber nur Streitigkeiten der gelehrten Herren; das Publicum ließ sich weder in Frankreich noch in Deutschland in seiner naiveren und gesünderen Auffassung irre machen, und so ist die Oper nach und nach so volkstümlich geworden, wie außer ihr vielleicht nur noch Weber's Freischütz. Heute wird niemand mehr die Ursprünglichkeit, Frische und echte Volkstümlichkeit des darin enthaltenen Melodien-Schatzes

anzweifeln, der den lyrischen Momenten in Faust so reizvollen musikalischen Ausdruck giebt. Nach dem Ausbau, den die Dramaturgie der Oper durch Wagner inzwischen erfahren hat, will uns freilich in der technischen Gestalt des Gounod'schen Werkes manches schon etwas altfränzlich erscheinen. Daß es trotzdem immer noch gefällt, spricht dafür, daß es doch von wahrhaftigem musikalischen Leben erfüllt ist, gerade so gut wie der Freischütz, der uns kluge Leute von heute auch in manchem schon altmodisch anmüthet.

Man hört wohl die Behauptung, daß selbst Richard Wagner den Gounod'schen Faust für gut gehalten haben müsse, denn sonst hätte er, der sich ja den deutschen Sagenkreis mit Vorliebe zu eigen gemacht, einen solchen prachtvollen Stoff von neuem behandelt. Wir glauben allerdings, daß dieser Schluß vor-eilig ist. Wagner erkannte vielmehr, wie es seine symphonischen Versuche nach dieser Richtung beweisen, daß der Goethe'sche Faust ein Gedankenwerk sei, dem musikalisch schwer beizukommen ist, und er stellte als Gegenstück ein Empfindungsstück hin: Wagner hat den musikalischen Faust in seinem Tannhäuser geschrieben.

Gounod gab in seinem Faust sein Bestes, vielleicht sein Einziges aus, was er an Großem zu schaffen vermochte, und in einem langen Leben ward ihm die Benugthuung zu theil, die Früchte davon auch in Form von Gold und von Ruhm zu genießen. Er wurde in behagliche Verhältnisse versetzt und, mit aller Genügsamkeit des hochgebildeten Pariser ausgerüstet, zum Kunst- und Lebens-Epikuräer im wahren Sinne des Wortes. Seine späteren Werke, so liebenswürdig sie in Einzelheiten auch sind, haben nicht wieder in ähnlicher Weise so durchzuschlagen vermocht wie der Faust. Wir nennen: Die Königin von Saba, Philemon und Baucis, Mirella, La colombe, Romeo und Julia, — welsch' letztere Oper man lediglich in Frankreich, aus einem verzeihlichen Kunst-Patriotismus heraus, gern neben den Faust stellen will; weiter: Cinq-Mars, Polyxenes und den Tribut von Zamorra.

Seit der Mitte der siebziger Jahre hat Gounod sich wieder mehr der Kirchenmusik zugewendet, sich auch an größeren Dramen versucht, von denen indessen nur dem Werke Mors et vita ein Achtungserfolg beschieden war. Bei den Idealen seiner Jugend hat er auch als Greis treu beharrt; er blieb noch im Silberhaar ein Schwärmer für Mozart und Bach, dem die Augen jugendlich aufleuchteten, wenn er von ihnen sprach oder sie spielte. Auf dem Deckel des alten Claviers, woran er alle seine Werke componirt hat, fand man nach seinem Tode, mit dem Federmesser eingegraben, folgende Inschrift: „Hic laboravi non quantum volui, sed quantum potui“; zu Deutsch etwa: „Nicht alles, was und wie ich's wollte, sondern nur, wie ich's konnte, habe ich an diesem Pulse geschaffen.“ Und eines seiner letzten Worte an seine Kinder lautete: „Das Gebot des Lebens wie der Kunst steckt in dem augustini'schen Spruche: Die Liebe, das ist beinahe alles.“

Infolge eines Schlagflusses ist Gounod am 17. October 1893, nach mehrtägiger Bewußtlosigkeit, schmerzlos, fast unmerklich zu einem anderen Erwachen hinübergeschlummert. Möge sich ihm auch im Jenenseits erfüllen, was er vor Jahren einmal aussprach: „Die Künstler sind Menschen, denen Gott eine größere Sechraft geschenkt hat. Sie sehen das Himmlische mehr als die anderen.“

Nachdruck verboten.

### Selige Jugend.

Selige Jugend, — mag sie glühn und flammen!  
Wo sie geht, da ist ihr Weg voll Licht.  
Alles, alles hat sie noch beisammen,  
Was die Zeit zerbröckelt und zerbricht.

Mag sie stolz auf ihren Reichthum pochen!  
Muth und Hoffnung, alles hat sie hent.  
Ist der reiche Schatz erst angebrochen,  
Ist er bald zerstückelt und zerstreut.

Jugend, — mag sie auch der Noth entstammen,  
Mag sie gehn im dürftigsten Gewand, —  
Alles, alles hat sie doch beisammen,  
Alles hat sie doch in ihrer Hand!

Frida Schanz.



Frau von S., Tübingen. — Das Ayl für Wöchnerinnen des Ludwig-Wilhelm-Krankenheims zu Karlsruhe ist nicht von der Kaiserin, sondern von Ihrer Kais. Hoheit der Prinzess Wilhelm von Baden gestiftet worden.

Deutscher im Caplande. — Karl Brüll's „Kalender aller Deutschen“ wird zum Besten des „Allgemeinen deutschen Verbandes“ herausgegeben; er kostet 1 Mark. Sein Inhalt vertritt die bekannten Bestrebungen dieses Vereins. Die Ausgabe für 1894 zeichnet sich aus durch Abwechslung und theilweise auch durch literarischen Werth der, in gebundener Form und in Prosa verfaßten Beiträge.

M. G., Moskau. — Sie fragen nach dem Ursprunge der Bezeichnung „bischöflicher Tisch“. (Siehe Heft 19 d. Z.) Es ist die Uebersetzung von Monsa episcopalis, unter welcher Bezeichnung man die Güter eines Bischofs versteht, die zur Bestreitung der bischöflichen Tafel verwendet werden. Gebührend ist der allgemeine Ausdruck Mensal-Güter, der sich auch auf säculliche Tafelgüter bezieht. M. S., Salzburg.

Jägerin in der Wart. — D ja, weiße Rehbühner kommen vor; ihre Augen sind aber nicht roth, sondern schwarz.

Edele von St., Wien. — Der große Diamant Excelsior, der im Juni auf der Jagerfontein-Grube im Orange-Freistaat gefunden wurde, ist in England von Kennern einer Prüfung unterzogen worden. Der ungeschliffene Diamant wiegt 971 Karat, während das Gewicht des größten in Europa befindlichen (geschliffenen) Diamanten, des Orlov, im Besitze des russischen Kaisers, nur 194<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Karat beträgt. Er besitzt die Form einer sogenannten Raub-Kartoffel, ist auf einer Seite abgerundet, auf der anderen flach und hat der Länge nach eine schmale Rinne. Seine Farbe ist



die, am höchsten geschäpft, bläulich weiß, während die Kimberley-Diamanten fast alle einen gelblichen Schein besitzen. Seinen Werth schätzt man in London auf 10 Millionen Mark. Da sich indessen für solche Steine selten Käufer finden, so wird der Preis wohl wesentlich herabgesetzt. Wie immer, ist die Fundgeschichte nicht uninteressant; der farbige Bergarbeiter, der den Erzfior entdeckte, erhielt etwa 2000 Gulden.

**Graf A. Dolstein.** — Der Serb, betitelt 'Widerspruch', ist in A. Stier's Atelier-Gedanken enthalten und lautet:

„Im glänzend geschmückten Atelier,  
Da malen sie heut' des Lebens Weh,  
Die harte Noth und den bleichen Jammer, —  
Während die Väter in schmuckloser Kammer  
Und schilberten Licht und sonnige Pracht,  
Alles was freut und glücklich macht.“

**Erzieherin, Eins.** — Herr Professor Dr. Haag hatte nur für das erste Vierteljahr auf Frau Kettler's Wunsch die Leitung des Karlsruher Mädchen-Gymnasiums übernommen, in welcher Zeit er einen Philologen mit seiner Methode bekannt machte. Jetzt nimmt er seinen Lehrstuhl an der Berner Universität wieder ein.

**Gebirge Bergsteigerin, Prag.** — Lediglich um Ihren lebhaft gelohnten Wunsch zu erfüllen, beantworten wir schon jetzt Ihre, für die nächste Saison geltende Anfrage. Also wenn Sie eine hervorragende Bergbesteigung in der Schweiz unternehmen wollen, empfehlen wir Ihnen das Breithorn bei Zermatt. Die Tour ist verhältnismäßig leicht, erfordert an sich aber schon eine sehr beträchtliche Ausdauer. Selbstverständlich ist sie nur mit Führen, und zwar am Seile, zu machen und, je nach den Witterungs-Verhältnissen, als sicher oder gefährlich zu betrachten. Wächst Ihnen das Glück, das Sie auf der, gegen 13000 Fuß hohen Spitze Sonnenschein und klaren Himmel haben, so eröffnet sich Ihnen ein großartiger Ausblick in die Hochgebirgswelt. In der Regel steigt man morgens von Zermatt zum Gorner Grat hinauf, dann über den Gletscher zur Theodul-Hütte, und von dieser aus, nach kurzer Rast, noch in der Nacht und in den Frühstunden auf das Breithorn.

**Dr. L., Weiningen.** — Der Siemens'sche Wasser-Koch-Apparat liefert bei geringen Heizungs-Kosten eine reichliche Menge sicher sterilisirten, unschädlichen Wassers. Für 1000 Liter abgedehnten Wassers wird bei ununterbrochenem Gebrauch etwa für 1.98 Mark Gas verwendet. Im Laufe des letzten Sommers hat man mit dem verbesserten Systeme des Apparats abermals eine Reihe von Versuchen ausgeführt. Die Verbesserung beruht auf einer Einrichtung durch die der Zufluß von frischem Wasser selbstthätig geregelt wird



*C. H. Fournad*

Siehe Seite 183.

Aus den Versuchen geht hervor, daß der Apparat mit Sicherheit die, im Wasser enthaltenen Keime tödtet, mag es sich um bacillen-reiches oder -armes Wasser handeln.

**A., Edle von A., Triest.** — Die für die öffentliche Wiener Bibliothek neuerdings erworbenen, und von Herrn Nicole untersuchten ägyptischen Papyri haben einen höchst interessanten Inhalt. Herr Nicole fand darin Fragmente der Odyssee und der Ilias (aus Buch 11 und 12), die erheblich von dem überlieferten Texte abweichen; ferner: liturgische Stellen; Bibel-Bruchstücke, mit und ohne Commentar; Documente zur Geschichte der östlichen Kirche; ein Stück aus dem Drex des Euripides, das um etwa tausend Jahre älter ist, als die sonst vorhandenen Manuscripte; ein Idyll über Jupiter und Bede; und verschiedene wissenschaftliche und historische Abhandlungen.

**Fräulein J., Posen.** — Lady Godiva soll die Gemahlin des, im 10. Jahrhundert in der englischen Stadt Coventry residirenden, grausamen Grafen Leofric von Chester gewesen sein. Bei einem Trinkgelage erklärte der Graf, er wolle seinen Unterthanen eine unerbittliche Steuer erlassen, falls seine Gemahlin ohne Kleider durch die Straßen Coventry's reiten würde. Sie that es aus Hochherzigkeit. Niemand schaute zu, und die Steuer fiel. Tennyson hat diese Legende poetisch verherrlicht.

**Sieben | Häusliche Kunst.**  
erschien: |

Feierung 11. (Schluß.) Inhalt: Ausgründung. Von Clara Roth. — Anhang: Radiren auf glasirten Schüsseln. Von Luise Renzel. — Farbige Glasuren und Gold-Decoration auf Glas. Von Luise Renzel. — Noch einmal Majolica. Von Margarethe Ludolf. — Zur Bismuth-Malerei. Von Hildegard Lehner. — Glasur-Malerei. Von Rosa Bernhard. — Neues über Email-Malerei. Von Eufemia von Adlersfeld. — Durchbrochene Leder-Arbeit. Von Frieda Seyffert. — Transparent-Zeichnung auf Glas. Von Johanna Müller. — Brand-Malerei auf Glas. Von Trante Dethorn. — Ueber Restauriren von Gemälden. Von Emilie Boh. — Bemalen von Photographien. Von Ailae Wichmann. — Recepte für Acken, Weizen, Vergolden u. s. w. — Technische Ausdrücke. — Bezugsquellen für Materialien, fertige Gegenstände, Lehrmittel, Unterricht. — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.



Kaiserin Auguste Victoria als Kinderfreundin. — Siehe Seite 181.  
Original-Gezeichnung von Adolf Wagner.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

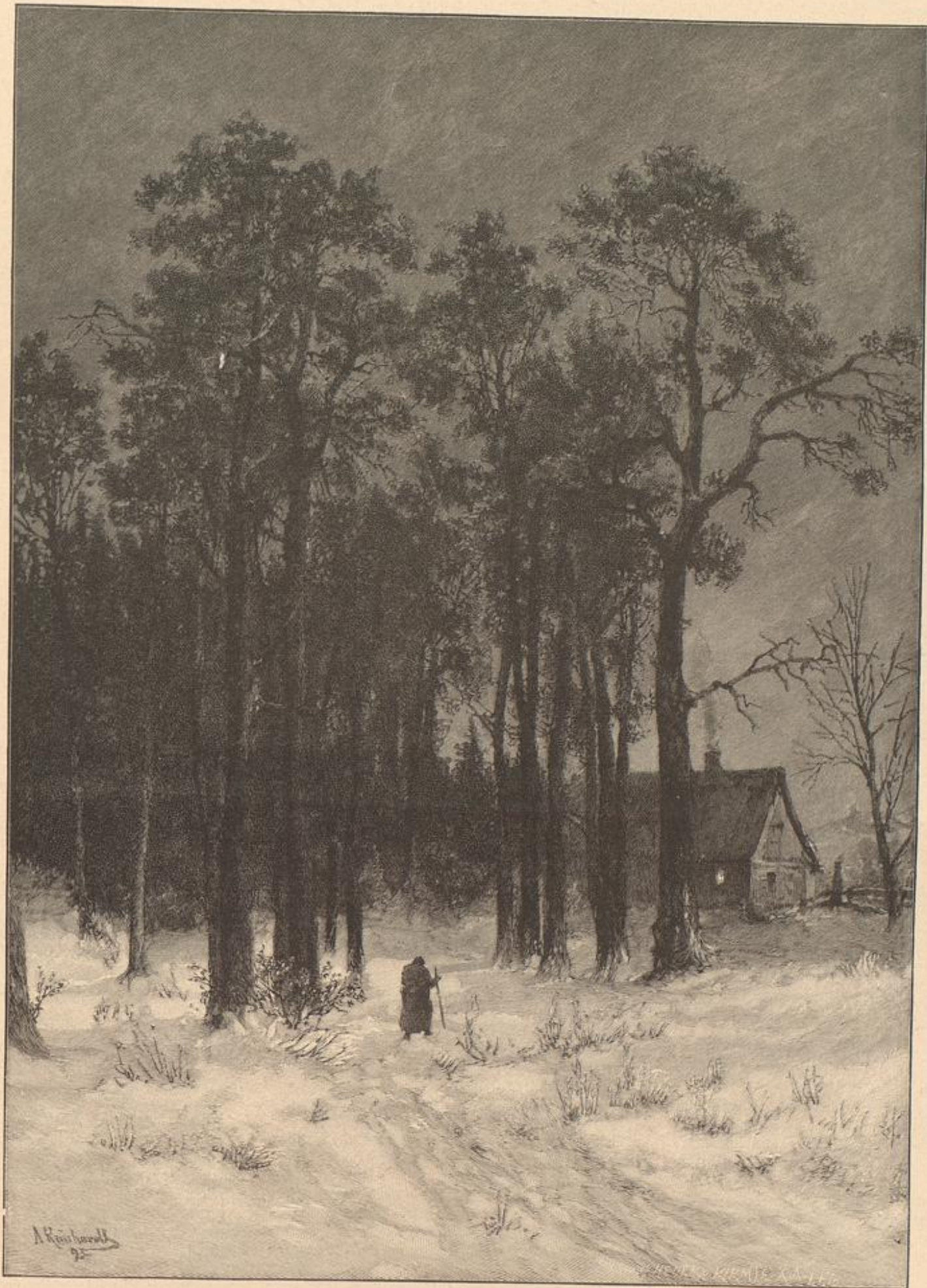
Heft 24.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Voransbezahlung  
ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

Berlin, 10. December 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Voransbezahlung  
ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M.

XX. Jahrg.



Weihnacht im Walde.

Nach dem Bilde von A. Reinhardt. — Siehe Seite 186.



Nachdruck verboten.

## Weihnacht im Walde.

Zu dem Bilde auf Seite 185.

Nun sinkt in Dämmer Wald und Nid,  
Das letzte Roth verblaßt,  
Und eine weiße Decke zieht  
Sich über Zweig und Ast.  
Hell funkelt schon der Abendstern;  
Die Nacht bricht an, die Nacht des Herrn.

Dort, wo das Schwarz des Fichtenbaums  
Die Försterhütte kränzt,  
Frühzeitig eines Weihnachtsbaums  
Bescheidenes Licht erglänzt.  
Ein Vater steht wohl an der Thür  
Und spricht: „Jetzt, Kindlein, tretet für!“

Wie lag mir Jahre lang so weit,  
Was unterm Stern geschah!  
Hier in des Waldes Einsamkeit  
Wird es mir wieder nah.  
Hier schweigt der Haß und schweigt der Spott;  
Du bist die Liebe, Du, mein Gott!

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

## Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Von Emile Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinicke.

(Schluß.)

Selbst ist der Mann.

Wieder befanden sich die Kinder mit der Mama beim Onkel Hans, der barscher und rauher denn je war. Es durfte ihn niemand etwas fragen, aber die Tante hatte das auch nicht nötig, sie seufzte und machte alles, wie sie wollte. Gretchens Papa stand sich auch nicht gut mit dem Onkel, dessen Erbe er einst sein sollte. Er durfte gerade deshalb gar nicht mitreden, und die Mama fürchtete sich so sehr vor dem Onkel, daß sie stets das Verkehrte sagte. Nur Gretchen hatte keine Furcht; wenn der Onkel sie auch ansuhr, sie wußte ja, daß er sie doch lieb hätte. In diesem Jahre forderete er sie gar nicht zum Spazierengehen auf, und vor den anderen war er auch gegen sie recht barsch. Einmal saß Gretchen im Garten, — da kam der Onkel auf sie zu, blieb vor ihr stehen und fragte:

„Wie alt bist Du?“

„Ich bin sechs Jahre und drei Monate alt.“

„Was kannst Du, außer essen, trinken, schlafen und Dummheiten machen?“

„Ich kann stricken und nähen, Onkel Hans.“

„Ist was Rechtes! Kannst Du lesen und schreiben?“

„Nein, Onkel Hans.“

„Warum nicht?“

„Mama hat es mir noch nicht gezeigt.“

„Ja, das verst. . . Weiber-Regiment! Frauenzimmer-Wirtschaft!“ brummte er und ging weiter.

Gretchen dachte über die Sache nach und fragte abends, als sie zu Bette ging, warum Mama sie nicht lesen und schreiben lehre.

„Weil Du noch zu jung bist.“

„Können andere Kinder denn schon schreiben und lesen, wenn sie so alt sind wie ich?“

„Es giebt wohl Kinder, die so früh dafür abgerichtet werden, allein das ist zu bedauern, denn es geschieht immer auf Kosten ihres armen Körpers.“

„Ich möchte aber lernen.“

„Du lernst fortwährend.“

„Was denn?“

„Begreifen.“

Gretchen überlegte, dann brachte sie von den untreifen, doch gesunden Gedanken, die in ihrem jungen Hirn aufstiegen, folgendes zu Tage:

„Die Tante sagt immer: Ich begreife Johannes gar nicht; aber ich begreife ihn immer sehr gut. Ueberhaupt finde ich, daß große Leute alle Augenblicke etwas nicht begreifen, und das kann ich nun wieder nicht begreifen.“

„Das mußt Du eben auch lernen.“

Am Nachmittage, als die Mutter im Garten mit den beiden jüngsten Kindern saß, kam Gretchen mit einem Blatte der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung angelaufen und setzte sich neben die Mutter.

„Was willst Du damit, Kind?“

„Lesen lernen,“ sagte Gretchen ernst und sah eine Spalte durch; die Buchstaben krabbelten wie Ameisen vor ihrem suchenden Blicke.

Da, in der zweiten Spalte, fand sie eine Zeile fettgedruckt. Es war ein Schlagwort aus der Rede eines Abgeordneten. Die Stelle gefiel ihr, und sie beschloß, damit anzufangen.

„Was ist das?“ fragte sie, auf den ersten Buchstaben des Satzes deutend.

„Das ist der große Buchstabe S.“

„Und daneben das kleine Ding?“

„Ein kleines e.“

„S—e—, was heißt das?“

„Se —,“ sagte die Mutter; und Gretchen sprach es nach.

„Und das hier, — was ist das?“

„Ein l.“ „S—e—l—, was heißt das?“

„Sel.“

Die klugen schwarzen Augen Gretchens blickten auf die Lippen der Mutter, und dann sprach sie nach:

„Sel —, „Und daneben der mit dem Haken?“

„Das ist ein b.“

„Sel—b—, selb; und nun kommt ein langes Ding.“

„Das ist der Buchstabe f.“

„Selb—f—, selbf. Da sitzt aber noch etwas daran, Mama!“

„Das ist ein t.“

„Selbf—t—, selbst!“

„Das Wort kenne ich schon lange. Ich finde das Lesen gar nicht schwer, Mama.“

Nun ging es in derselben Weise weiter; wo sich ein Buchstabe wiederholte, erkannte sie ihn; sie ruhte nicht, bis sie die fettgedruckte Stelle durchbuchstabirt hatte, dann las sie dieselbe mit großem Triumph: „Selbst ist der Mann!“ und war mit dem ersten Ziele zufrieden.

Abends war großer Scandal im Hause; die Diener liefen hin und her, und der Onkel schlug mit den Thüren und suchte in seinem Zimmer.

„Es fehlt eine Nummer der ‚Norddeutschen,‘“ hörte Gretchen die Tante zur Mama sagen, „laß Dich's aber nicht kümmern.“

„Er scheint sehr böse zu sein,“ flüsterte die Mama ängstlich.

Die Tante seufzte: „Das ist mir ganz egal; er muß sich in seinem Zimmer abtoben.“

Gretchen lief in den Garten, holte unter dem Spielzeug ein halbzerrissenes Blatt hervor. Das trug sie in den Zwinger des Bären.

„Wo war es, — welcher Dohse hat es denn gehabt?“

„Kein Dohse, Onkel Hans, bloß der Kohrjap!“

„Du! — Wozu denn?“

„Zum Lesen.“

„Seit wann kannst Du denn lesen?“

„Ich habe es heute gelernt!“

„Lügen hast Du gelernt! — Das kommt auch von der Weiberzucht.“

„Ich habe heute vier Worte lesen gelernt, Onkel Hans,“ wiederholte Gretchen unerschrocken, „morgen lerne ich wieder welche, bis ich alle weiß.“

„So! — Vier Worte hast Du gelernt, — aus meiner Zeitung; — dann ließ sie mir 'mal vor, die vier Worte.“ Das Kind schlug das Blatt aus einander, suchte mit Augen und Fingern, fand die Stelle und las:

„Selbst — ist — der — Mann!“

„Abgerichtet! — Eingebläut! — Komödie!“ — knurrte der Onkel. „Buchstabire es mir 'mal vor.“

Und das Kind buchstabirte langsam, sich besinnend, aber ohne Fehler, nach der eigen erfundenen Methode. Der Onkel nickte mit dem Kopfe.

„Nun erzähle mir, wie das gekommen ist.“

Gretchen erzählte der Wahrheit getreu; und der Onkel hörte zu, den Arm auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt, mit der er die Augen beschattete. Dann sagte er mit der milden Stimme, die nur das Kind an ihm kannte:

„Du bist ein braves Kind! — Es ist gut, Du kannst gehen.“

„Gute Nacht, Onkel Hans!“

„Gute Nacht!“ — „Selbst ist der Mann,“ hörte sie im Fortgehen dann den Onkel sagen und höhnisch dazu lachen, oder vielmehr knurren.

Was Gretchen beim Nührei einfiel.

Seit dem letzten Begegnen nahm der Onkel Gretchen wieder mit, wenn er sie im Hause oder Hofe traf; in den Garten kam er selten.

Einmal, es war schon gegen Abend, begegnete er Mini mit den Kindern im Dorfe, sagte Gretchen an der Hand und trennte sie von den anderen.

Gretchen fragte nicht, sondern sprang vergnügt an seiner Seite hin.

Sie gingen durch das ganze Dorf, und dann einer Hecke entlang, und durch eine Lattenthür in einen Garten. Hier kam ihnen ein alter Mann, mit weißen Haaren, einem schwarzen Kläppchen, und einer langen Pfeife im

Munde, entgegen, der das Kläppchen vor den Eintretenden abnahm und die Pfeife in die Munddecke schob, die dafür schon eingerichtet schien, denn sie hatte eine Vertiefung nach unten. Der Alte redete den Onkel an.

„Es geht nicht mehr, gnädiger Herr; die alten Knochen machen's nicht länger und der Kopf auch nicht. Ich dachte, es noch die paar Jahre bis zu dem 50 jährigen Amts-Jubiläum durchzusetzen, aber — ich kann meinem Amte nicht mehr vorstehen, wie ich soll; — die Gemeinde spürt's schon lange, und Sie werden's auch spüren.“

„Daß Sie mir nicht mehr in's Gewissen donnern, wenn ich was anderes nöthig habe als Ihr Donnerwetter, — ja, das spüre ich, und dafür bedanke ich mich! Sie wollen die Arbeit einstellen? — Was aber soll ich machen? Solange die Knochen halten und der Kopf oben aufsitzt, darf man an Ausspannen nicht denken.“

„Wäre Ihnen und — anderen vielleicht auch besser, wenn Sie früher ausspannten, gnädiger Herr; aber das ist Ihre Sache. Ich kenne die meine, und, gerade heraus gesagt, zum Herbst muß mein Nachfolger eintreten; das ist der letzte Termin.“

„Sie waren Zeit Ihres Lebens ein Grobian, Herr Pastor!“

„Ganz recht! Wir zwei haben deswegen doch immer gut zu einander gepaßt, gnädiger Herr, bis, — na, bis die gnädige Frau kam, und bei Ihnen alles so — fein wurde. Von da ab, — da paßte ich nicht mehr, — der Grobian!“

„Wir paßten und passen Sie noch heute, und mir werden Sie fehlen, das wissen Sie recht gut. Und nun lassen Sie uns hineingehen, damit die Späßen in den Bäumen nicht von dem Streit erzählen, zwischen dem alten Clemens und seinem Patron.“

Im Hause begrüßte sie eine alte Frau, die eine Haube auf den weißen Haaren, und eine Schürze um den stattlichen Leib trug. Sie knixte tief vor dem gnädigen Herrn. Der Onkel rief freundlich:

„Na, wie ist's Nutting? Krieg' ich noch einmal ein Nührei von Ihnen, oder spannen Sie auch schon aus? Da, hier habe ich Ihnen etwas mitgebracht, die Aelteste von Hellmuthen, — Sie wissen! — Geh' mit Nutting Clemens in die Küche, Gretchen, damit wir im Studirzimmer die Sache in's Reine bringen.“

Der Onkel war hier gut bekannt, noch von langen Jahren her, als er und der Pastor jung waren, und das Pastor-Haus fast zu klein wurde für den alljährlichen Zuwachs von Jung-Clemens. Das Herrenhaus besaß dagegen Platz genug.

Jetzt war das Pastor-Haus wieder einsam geworden. Die Kinder waren versorgt, einige unter den Kreuzen und Hügeln des Kirchhofes, die anderen in selbst gegründeten Heimen. In das Herrenhaus aber war spät eine junge Frau gekommen, doch kein Segen mit ihr; kein Kindersegel, und auch sonst kein Gottessegel, wie der Pastor Clemens einmal frei herausgesagt hatte. Die gnädige Frau mochte das wohl übel genommen haben, denn es fand kein Verkehr mehr statt zwischen dem Herrenhause und dem Pfarrhause. Selten nur kam einmal der gnädige Herr durch die Hinterpforte, und dann machte ihm die Pfarrerin ein Nührei, wie er es liebte in früheren Zeiten. Er konnte es zu Hause auch haben, ebenso gut, indessen bildete er sich ein, daß es ihm hier besser schmecke.

Gretchen war zum ersten Male hier, und — sonderbar, es kam ihr alles so bekannt vor! Sie sah zu, wie die Pfarrerin die Eier aus der Speisekammer holte, und in die Pfanne that, und dann fragte sie: „Nimmst Du nicht auch Schnittlauch hinein?“

Die Frau war ganz außer sich über das kluge Kind, und gestand, daß sie den Schnittlauch beinahe vergessen hätte. Draußen im Garten stünde ganz frisch, und der gnädige Herr würde ihn gewiß vermisst haben; aber das käme davon, weil der gnädige Herr sich jetzt so selten bei ihr sehen ließe.

Als das Nührei fertig war, brachte es die Pastorin selbst in das Zimmer; Gretchen ging neben her, ihr war wie im Traume, als ob sie das alles schon einmal erlebt hätte.

„Soll ich Ihnen ein Stückchen Mettwurst oder Schinken dazu geben?“ fragte die Frau.

„Nein, nur ein Butterbrod, wie sonst.“

„Ach, nun weiß ich's!“ rief Gretchen da mit einem Male laut aus, „das ist Tante Lieschens Geschichte, die noch kein Ende hat. So, — gerade so war es, — das Haus und der Garten, und die Speisekammer und die hölzerne Schale mit den Eiern, und der Schnittlauch im Garten.“

„Was ist das für eine Geschichte, liebes Kind?“ fragte der alte Mann freundlich und hätschelte den blonden Lockenkopf.

„Ja, das fing so an,“ erklärte Gretchen: „Tante Lieschen hatte ein Ei und wünschte, es wären viele, und



dachte sich, daß sie in einem hölzernen Schälchen in einer hübschen Speisekammer lagen, und daß eine saubere Küche daneben sei, und daß die Küche zu einem Häuschen gehöre mit einem Gärtchen ringsherum — „Und nun erzählte das Kind weiter von dem Dorfe fern ab der Stadt, und dem Thurme mit der Glocke, und den Leuten, die auf den lieblichen Klang herbeieilten, und alles, was ihnen das Herz belastete, Gutes und Böses, Schmerz und Sorge, Recht und Unrecht, dem guten Manne zutragen, der in seines Herrn Namen tröstete, half und segnete; und dann schloß Gretchen annähernd mit den Worten der jungen Tante: „Und wenn der gute Mann nun müde und erschöpft vom Tagewerk heimkehrte, da möchte ich es ihm recht traulich und lieb in dem kleinen Häuschen machen und ihm solch' gutes Nährrei mit Schnittlauch bereiten, damit er am anderen Tage froh und wohlgemuth wieder seines Amtes walten könne.“

Der alte Pfarrer sah seinen Herrn an, und dieser ihn; aber sie sprachen nicht. Zum Abschied legte der Pfarrer die Hand auf Gretchens Kopf und sagte zum Onkel: „Wir Menschen sehen gewöhnlich den Wald vor Bäumen nicht. Hier haben Sie ja alles beisammen, was Sie brauchen.“

Auf dem Heimwege fragte der Onkel das Kind über Tante Lieschen aus. Er hatte sich nie um die Familien-Verhältnisse derer von Frenz zu Schlenz gekümmert, — bis zu diesem Tage sogar von der Existenz Tante Lieschens herzlich wenig gewußt. Gretchen besaß nun schon mit sechs Jahren die Eigenschaft berühmter Redner, sich an ihren eigenen Worten zu berauschen, zu montiren, wie der Kunstausdruck es nennt. So erzählte sie denn mit großer Begeisterung alles, was sie wußte, und als beide nach Hause gekommen waren, hatte der Onkel das, was ihm nöthig dünkte, erfahren. Gretchen aber war nicht wieder still zu bekommen, sie hatte sich eben montirt und redete weiter, bis die Tante sagte:

„Wie ein Uhrwerk schwagt das Kind!“

„Was kann ich dafür, daß ich so viel weiß!“ lautete die Entschuldigung.

Ende.

Im nächsten Jahre war auf dem Gute Onkel Brummbars so manches verändert.

Es fand ein lebhafter Verkehr statt zwischen Pfarrhaus und Herrenhaus; die Tante hatte an der neuen Frau Pfarrerin einen passenden Umgang gefunden, und die kleine lustige, rosige Pastors-Frau ließ sich durch keine Brummbar-Märchen gruselig machen. Sie wußte besser, was hinter der Brummbar-Miene steckte; Gretchen selbst konnte den Onkel nicht unerschrockener lieben, als Tante Lieschen, die neue Frau Pastorin, es that.

Diese verdankte ja Onkel Brummbar die Verwirklichung ihres Lieblingstraumes!

Eines Tages war nämlich ein Brief an sie gekommen, unter der richtigen Adresse: Alexandrinenstraße 14, — nach Gretchens Angabe; darin war Baroness Elisabeth Frenz zu Schlenz von Herrn Hans von Schönborn um die Adresse des Herrn Pastors gebeten worden, der Charlottens kleines Mädchen vor dem Feldzuge getauft hatte. Tante Lieschen war nicht wenig erfreut gewesen und hatte umgehend die Adresse geschickt.

Dann hatte der Herr Soundso, zweiter Prediger an der Kirche zu Köpenick, die Aufforderung erhalten, die Patronats-Stelle auf dem Gute Onkel Brummbars zu übernehmen; die Subsidien seien derart, daß eine ganze Familie darauf getrost einer sorgenfreien Zukunft entgegensehen könne.

Der Herr Pfarrer meldete sich bei dem Patron, fand Beifall und erhielt die Stelle.

Kein Mensch erfuhr etwas davon, keiner von der Familie wurde um Rath gefragt. „Selbst ist der Mann,“ hatte sich Onkel Brummbar gesagt. „Wir brauchen aber auch eine Pfarrfrau in Schönborn,“ hatte Onkel Brummbar zum neuen Pfarrer bemerkt. „Wenn Sie keine wissen, — ich weiß eine.“

Und dann — machte Onkel Brummbar den Freiwerber für seinen Pastor und besiegte alle Borurtheile derer von Frenz zu Schlenz. Niemand war aber mehr erstaunt als Gretchens Papa und Mama, denn sie hatten niemals mit dem unzugänglichen, barschen Mann über Tante Lieschen und deren Herzensgeheimniß gesprochen.

Onkel Brummbar wurde ordentlich wieder jung unter den neuen Familien-Verhältnissen, sodaß die Tante eigentlich gar keinen Grund mehr besaß, zu seufzen; wenn sie es noch that, so geschah es nur aus Liebhaberei. Die Abneigung gegen die Erben seines Besitzes hatte Gretchen dem Onkel entwunden, und als ihr nach einiger Zeit ein Brüderchen geboren wurde, welches wiederum nicht in die Wiege derer von Frenz zu Schlenz passen wollte, da schickte Onkel Brummbar seine hochsteigende Familienwiege, und der Pastor aus Schönborn taufte den kleinen Weltbürger: Johannes, und Onkel Brumm-

bär stand Pate mit dem allerfreundlichsten Gesichte von der Welt.

Und das alles hatte Gretchen, das Wunderkind, zustande gebracht, worauf sie nicht wenig stolz war, als sie es nach Jahren erfuhr.

Nachdruck verboten.

## Alter Haß und alte Liebe.

Eine Weihnachtsgeschichte von Ida Boy-Ed.

**A**n einem einzigen Tage des Jahres verzichtete Fräulein Luise Krog auf ihr Nachmittagsschläfchen, und das war am vierundzwanzigsten December. Der Aerger über diesen Verzicht verdrarb ihr allemal schon den Geschmack am Mittagessen.

„Bewegung nach Tisch, das kann und kann ich nun 'mal nicht vertragen,“ sagte sie zu ihrer Kathrin, die schon seit fünfzehn Jahren als einziger Diensthote das Haus und das Fräulein streng regierte.

„Das weiß er ja so genau, deshalb hat er das Ihnen zum Tort gerade so eingerichtet,“ antwortete Kathrin und fügte mit einem Blide aus dem Fenster hinzu, „eilen Sie sich man, ich bin mir noch Schnee vermuthend. Ja, heut' Morgen, da war es so schön, wenn Sie da hätten gehen können!“

Sie sagte das in einem Ton, als ob der bevorstehende Witterungsumschlag eine persönliche, gehässige Maßnahme von irgend jemand sei.

Fräulein Luise erhob sich mit einem Seufzer. Die Nothigung dazu machte ihren Groll gegen den neu an, um dessentwillen sie gezwungen ward, jetzt auszugehen.

Schweigend bereitete sie sich zu dem Gange vor.

In der mäßig großen Stube war alles peinlich sauber. Vor dem dreiflügeligen Fenster standen in alten, bunten Steinart-Töpfen wohlgepflegte Blumenstöcke; über dem, mit schwarzem Damaste bezogenen Mahagoni-Sopha hingen unterhalb des ovalen Spiegels allerlei Silhouetten und Daguerreotypen. Ein Tafel-Clavier stand an einer anderen Wand, aber daß es nie benutzt ward, erhellte daraus, daß auf der gehäkelten Decke, die seine Platte bedeckte, allerlei Porzellan-Nippes standen. Die Stube hatte nur einen Ausgang auf die große, fliesen-geplasterte Kaufmannsdielen; an der anderen Seite dieser, links von der Hausthür, lag noch eine solche Stube, es war die „Küche“, die nur geheizt wurde, wenn die Freundinnen Luises zur Bostonwhit-Partie kamen.

Die Diele ging durch zwei Stockwerke. In ihrem Hintergrunde führte eine Treppe zu einer Galerie empor, die oben im Raume umließ, und auf welche Thüren mündeten; die Thüren vieler kleiner, unbewohnter Zimmer, denn Luise und ihr Mädchen schliefen im Flügel.

Es war sehr kalt und sehr still in dem großen Hause. Die Frauen erschauerten, als sie aus der Stube auf die Diele traten.

Luise nahm den Kranz, den sie nach auf die kalten Fliesen gelegt, damit er frisch bliebe. Sie besahen nochmals das Gebinde von Grün und weißen Blumen, und besprachen den Preis.

„Ich find' nun immer, Strohblumen thäten es auch. Die natürlichen kriegen doch gleich den Schrecken von Kälte und werden braun, und die Todten haben da doch nichts von,“ bemerkte Kathrin.

„Das ist wohl wahr, aber er soll nicht sagen, daß es mir um die fünf Mark wäre,“ sprach Fräulein Luise.

Kathrin öffnete die Hausthür. Eine Glocke erhob ein endloses und mißtöniges Gebimmel. Die Kette in der Hand, mit der von innen die geschlossene Thüre besonders verwahrt wurde, empfahl Kathrin ihrer Herrin noch, die Pferdebahn zu benutzen und in anderthalb Stunden wieder da zu sein. Bis dahin warte sie bloß mit dem Kaffee, da sie Schlag sechs zu ihrem alten Onkel müsse, bei dem sie ja gewöhnlich den Heiligabend zubringe, und der ja sehr für Pünktlichkeit sei.

Fräulein Luise nickte gehorsam. Sie wußte, daß es ihr Los war, am Weihnachtsabend allein zu sein; ihre Kathrin würde um sechs Uhr fortgehen und lieber das Haus zuschließen, als auf ihre Herrin warten.

Etwas schwerfällig schritt sie dann auf dem schmalen Bürgersteige der stillen Straße dahin. Ja, gleich so nach Tische! — Und wenn man etwas congestionirt ist! Das nahm ihr immer alle Andacht für den feierlichen Gang. Man wurde eben auch älter; und mit fünfundsünfzig Jahren und einer Neigung zu Körperfülle hält man auf seine Gewohnheiten, dachte Luise. Sie war eine ganz stattliche Erscheinung. Das dunkle Haar zeigte kein Silberfäden und bog sich, vom glatten Scheitel in wellensträhnigen Flechten auslaufend, breit über der Ohrmuschel unter den Hut zurück. Das Gesicht war glatt und rosig, lebhaft braune Augen blickten hell in die Welt; durch den Mangel an Augenbrauen bekam es aber etwas harmlos Unbedeutendes. Und gelleidet war Luise Krog wie es einer Hausbesitzerin und vermöglichen Dame zukam: etwas sehr hinter der Mode zurückgeblieben war, doch in gute schwarze Stoffe und in einen schönen Mantel mit sehr viel Rosamentir-Besatz, und auf dem Kopfe sah ein Hut von schwerfällig viel Sammet, mit einer kleinen Illa Feder darauf.

Als sie aus den stillen Seitenstraßen, die sanft bergan stiegen, zur Breitenstraße gekommen war, wartete sie ungeduldig auf die Pferdebahn. Die weißen Blüten im Kranz an ihrem Arme fingen schon an, bräunliche Ränder zu bekommen. Breit und wichtig nahm Luise im Wagen Platz und vergrub ihre Füße im Stroh, das den Boden deckte. Denn es war kalt, und draußen lag Schnee, wenn man auch in der gut gereinigten Hauptstraße nichts mehr davon sah.

Der Pferdebahnwagen glitt klappernd auf den Schienen dahin, zum Thore hinaus. Anstatt des Lärms der großen Straße umging sie mit einem Mal weiche Stille. Luise stieg aus. Ihr Weg führte sie nicht auf den neuen, großen Todtenacker der Stadt, wo jetzt alle Leute begraben wurden, die das Zeitliche gesegnet hatten. Ehedem besaß jede Kirche oder Gemeinde ihren eigenen Gottesacker, soweit die Todten nicht in den Kirchen beigelegt wurden. Dann kam 1830 die große Cholera-Epidemie, und in der Folge ward der neue Gottesacker gegründet. Auf den alten Kirchhöfen befanden sich nur noch wenige Erdbegräbnisse. Und dann erschien die Zeit, wo auch diese geschloffen wurden.

Feierliches Schweigen senkte sich auf die alten Friedhöfe; nur diejenigen durften die verschloffenen Stätten betreten, die ein Grab hier zu pflegen hatten. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kamen die Besucher spärlicher. Die Gräberreihen wurden lichter, denn was verfiel, ward nicht wieder hergestellt; grüne Rasenmatten deckten das Feld, und allmählig konnte man die Kreuze und Hügel zählen, die noch emporragten. Und schon nannte man das Jahr, wo auf dem Friedhofe neues Leben beginnen würde, und die Leberreste aus den drei oder vier Gewölben auf den allgemeinen Gottesacker überführt werden müßten.

Luise Krog ging durch die Anlagen und stand vor dem Witterthore des verfallenden Kirchhofes. Der streckte sich zwischen städtischen Promenaden und einem schmalen, tiefen Wasser hin, welches der Wallgraben der ehemals besetzten Stadt gewesen war. Der graue Himmel ließ keinen Sonnenstrahl durch seinen dichten, ebenmäßigen Nebelvorhang, wohl aber einen Tageschein, der blendend die Augen schmerzte. Das weiße Gefilde erhöhte die Schärfe dieser Beleuchtung. Die Bäume standen im Silberglanze des Raubkreises, und drunten das schwarze Wasserband lag still da; klar und glasig war die Fläche gefroren. Drüben, hinter den Baumgruppen, die im Reif weißflockig und geballt ausfahen, reckten sich die Kirchen der Stadt empor, blaugraue und röhliche Schieferdächer an hohen Spithürmen.

Der Weg zu der Gruft der Familie Krog war gefegt. Der Mann, der auf den Friedhof zu achten hatte, belam von Luise dafür sein Trinkgeld; aber er hatte die ausdrückliche Weisung, falls Schnee lag, erst gegen Mittag zu fegen. Er, der immer vor ihr hierher kam, konnte zusehen, wie er das Grab erreichte.

Daß ihr durch ihn sogar die stille Weihnachtsfeier am Grabe der Eltern gestört ward! Wie er ihr ganzes Leben gestört hatte! Man hätte das nicht für möglich gehalten! Sie und Peter Christian, die als Zwillinge zur Welt gekommen waren und in ihren Kinderjahren schier unzertrennlich schienen! Und nun Feinde, Todfeinde!

Als Luise Krog mit ihren bedächtigen Schritten zwischen dem niedrigen Schneewalle dahinschritt, der rechts und links den ausgehauenen Weg einräumte, quoll all' die Bitterkeit wieder frisch in ihr auf, die sie im Laufe des Jahres, im Behagen der sorglosen Alltäglichkeit, doch manchmal vergaß. Aber der Weihnachtstag, das war die Stunde, da mit den Erinnerungen auch der Haß lebendig wurde. Die Vergangenheit schlug die Augen auf und sah das alte Mädchen böse an und schien aufhebende Worte in ihr Ohr zu flüstern.

Damals, als diese alberne Person, diese Engel Andersen, mit ihrem hellen Haar, ihren dreifachen blauen Augen und ihrem ewigen, sichernden Gelächter, beim Nachbar Mayer eingezogen war, da hatte das Unglück begonnen; wenn auch nur erst so ganz still, daß man es nicht sah, sondern nur spürte.

Eifersucht unter Liebenden führt zu Katastrophen; sie gleicht heftig auftretender Krankheit, oder einer schnell verlodernenden und sich immer wieder leicht entzündenden Flamme.

Aber Eifersucht unter Geschwistern ist wie ein schleichtendes Uebel, das jede Freiheit des Gefühls und Verkehrs vernichtet.

Luise merkte ganz gut, daß Peter Christian in die hergeleitene Person verliebt war. Da gab es denn nur noch ein Gespräch; wie Engel Andersen sich puzte, wie sie vergnügungsfüchtig sei, welche Schamlosigkeit in ihr wohnen müsse, daß sie bei Onkel und Tante saulenze und das Brod der Barmherzigkeit esse, anstatt sich selbst was zu verdienen. Und obzwar Peter Christian seiner Schwester nichts von seiner Liebe vertraut hatte, also keine Schonung für den Gegenstand dieser verlangen konnte, nahm er ihr die Reden über Engel doch sehr übel.

Der alte Krog, der die Menschen und die Welt durch die Augen seiner Tochter ansah und im Sommer auf der Bank vor der Hausthür, im Winter am Fenster der Wohnstube seine Pfeife rauchte, sah seinerseits Engel auch als ein verlorenes und verdorbenes Mädchen an. Von seines Sohnes Neigung wußte er nichts.

Aber als der nun eines Tages mit der Erklärung herausrückte, Engel freien zu wollen, ging der Spectakel los.

Luise weinte Tag und Nacht. Sie hätte auch heirathen können, schon zweimal, einen Kapitän, der auf Reval fuhr, und einen Lohgerber aus der Straße, wo sie wohnten. Aber ihr wäre es nicht möglich gewesen, Peter Christian, ihren Zwillingenbruder, so zu verlassen. Da sah man es nun, daß er sie weniger liebte, als sie ihn!

Und der alte Krog fragte höhnisch nach dem Tauschein von Engel Andersen, die doch eine Schwesertochter von Frau Mayer, geborenen Andersen, sei, und von deren Vater noch kein Mensch je ein Sterbenswort gehört hätte.

Ein ganzes Jahr lang ging das Bitten und Weinen und Streiten.

Dann bekam Engel Andersen es satt, und eines Tages war sie auf und davon, mit einem Dänen hieß es, der sie heirathen wollte.

Nun hatten der alte Krog und Luise ein wohlfeiles Triumphiren. Nachgegeben würden sie haben, sagten sie, wenn sich endlich erwiesen hätte, daß die Liebe treu und groß sei. Aber jetzt sei es doch klar, Engel habe sich selbst nicht viel aus Peter Christian gemacht.

Dieser war sein Lebenlang nur schweigsam gewesen und sprach sich auch jetzt nicht aus, weder, ob er um Engel trauere, noch, ob er den Reden der Seinen glaube. Still ging er seinen Geschäften nach, — er verwaltete an einer städtischen Kasse ein kleines Amt, — er blieb auch häuslich wie vordem. Doch mit Luise und dem Alten sprach er nie mehr ein freundliches Wort.

Da war das stille Einverständnis zwischen Vater und Tochter gewachsen. Sie sahen sich bedeutungsvoll an, wenn Peter Christian larg auf Fragen antwortete, sie sprachen vor seinem Kommen „paß auf, wie er heut' wohl wieder ist.“ Sie erzählten ihm nicht einmal mehr den kleinen Klatsch der Straße, und hielten selbst alltägliche häusliche Vorkommnisse vor ihm zurück, wie Geheimnisse, die ihn nur ärgern würden. Menschen wachsen schneller aus einander wie in einander. Bald war Peter Christian wie ein Fremder am Tische seines Vaters.

Es kam dahin, daß seine Gegenwart alles freie Behagen verscheuchte.

Man tritt nie. Man schwieg Liebe, Vertrauen und Freudigkeit tod. Nach so stummen Begräbnissen feiert die Lebenslust keine Auferstehung.

Das ging so Jahre. Und der Alte, dem sich in den





Aus dem Leben eines Wunderlindes. — Siehe Seite 186.  
Der alte Pastor Clemens und seine Frau.

jähwachen Sinnen allmählig verwißte, wie alles so gekommen, war einen gehässigen Groll auf den Sohn. Er wollte zeigen, daß er auch zu strafen wisse, so ganz hämisch in der Stille und nachträglich. Er machte ein Testament, worin er zwar sein Vermögen Sohn und Tochter zu gleichen Theilen hinterließ, das ging nicht anders, weil es alles Erbgut war, aber das Haus sollte Luise allein haben, denn gerade an dem Hause hing Peter Christian. „De oll grote Sleef,“ nannte Krog nur noch den Sohn. Der alte Krog sprach nämlich stets plattdeutsch, wenn er gemütlich, oder wenn er böse war.

Endlich starb der Alte. Luise und Peter Christian waren vierzig Jahre alt und fühlten sich doch hilflosen Waisen gleich. Sie hatten beide dieses Haus und diese Stadt noch nicht einen Tag verlassen gehabt. Daß es eine andere, eine veränderte Form des Daseins geben könnte, als ihr bisheriges, erdichten ihnen undenkbar. Peter Christian hatte täppisch versucht, sich der Schwester mit einem guten Worte zu nähern. O, sie erinnerte sich dessen noch ganz gut!

„Bische,“ hatte er gesagt, „mein' alt' Deern, laß uns doch jezt all' den alten Kram begraben sein lassen.“

Und dabei hatte er ihr ein bischen auf den Rücken geklopft. Aber sie rief weinend: „Du hast ihm sein Alter verdorben, und sein bischen Frieden gestört!“

Da trumpfte Peter Christian auf; zum ersten Mal, denn er fühlte sich wohl unwillkürlich als Herr und Familien-Oberhaupt: „Ihr habt mir alles gestört! Ohne euch wäre ich jezt glücklich mit Engel. Dir dank ich's, daß ich als alter Junggefell so'n ädes Leben habe.“

Das Herrengefühl verging ihm rasch, als das Testament eröffnet ward.

Den Augenblick vergaß Luise nie! Wie verfeinert war Peter Christian gewesen. Was, er sollte nicht das Haus haben, in dem er geboren war? Nicht sterben darin, wie seine Urväter gestorben waren? Leichenbläs war er geworden, und dann hatte er ein schimpfliches Wort gesagt:

„Erbtschleicherin!“

Selbigen Tages war er ausgezogen, ohne sich mit der Schwester auszusprechen.

Die ganze Strafe gab ihr Recht, daß sie so unerhörten Schimpf nicht verzeihen konnte. Hatte sie doch selbst kein Wort von des Vaters Vorhaben gewußt, und hatte doch der Vater Ursache gehabt, seinem Sohne zu mißtrauen. Die alte Geschichte mit Engel Andersen tauchte wieder auf; und daß die den Dänen, mit welchem sie damals fortgegangen war, gar nicht geheiratet haben sollte, ward merkwürdiger Weise Peter Christian angerechnet. Die Leichtfertigkeit der einst von ihm Geliebten ließ ihn selber leichtfertig erscheinen.

Fünfzehn Jahre waren verstrichen seitdem, aber die Geschwister hatten sich nie mehr gesehen. Peter Christian ging nur morgens, Luise nur abends aus. Und sogar am Weihnachtstage, wo sie nach altem Brauche die Gräber der Eltern besuchten, schritten sie vorsichtig einander aus dem Wege.

Wenn Luise nachmittags mit ihrem Kranze kam, lag auf der schmalen Steinplatte, welche die Reste von Vätern und Großvätern deckte, schon ein anderer Kranz. Zu Häupten hatte Peter Christian ihn niedergelegt. Und Luise nahm ihn dann allemal fort, weil das der Platz für ihren Kranz war; sie hatte dem Vater in Liebe, Treue und Gehorsam beigegeben bis zuletzt, Peter Christian aber nicht. Sein Kranz gehörte an das Ruhende! —

Keine Menschenseele wollte auf dem Friedhofe. Die herbe Frische des Wintertages entbehrte der Freudigkeit, weil kein blauer Himmel herniederlachte. Es war wie ein Stillstand, ein trübes Zurückhalten in der Natur. Kein Lüftchen regte sich; von den Bäumen floß zuweilen, kraft der eigenen Schwere, Reisgeriesel hernieder.

Luise schrak zusammen, als ihr einmal die leichte Last solcher Gedanken in's Gesicht fiel.

Nun stand sie am Grabe.

Aber, was war das? Die dünne Schneedecke,



Aus dem Leben eines Wunderlindes. — Siehe Seite 187.  
Die jungen Pfarrersleute von Schönborn.



welche den Grabstein überzog der sich einen Schuh hoch über den Erdboden erhob und an seinem Kopfe noch ein altes Kreuz von Sandstein zeigte, war unberührt.

Hier hatte kein Kranz gelegen. Niemand hatte heute an der stillen Stätte gestanden.

Luisa empfand heftiges Herzklappen. Daß Peter Christian vergessen hätte zu kommen, fiel ihr keinen Augenblick ein. Seit sie gehen konnten, waren sie an diesem Tage hierher gepilgert: erst mit den Eltern an das Grab der Großeltern, dann mit dem Vater zur todtten Mutter. Nein, den Gang unterließ Peter Christian nicht, solange seine Füße ihn noch trugen.

Wenn er krank wäre?  
Sie athmete auf. Das war ja möglich und so natürlich. Wer wird nicht einmal krank! Er würde dann, nach der Genesung, das fromme Opfer nachholen.

Luisa legte ihren Kranz nieder. Sonst waren es immer zwei gewesen auf dem Grabe.

Welch' eine wunderliche Vorstellung ihr kam, als der Kranz in seinem dunkeln Grün da so einsam auf der Schneedecke lag.

Wie, wenn Peter Christian so krank wäre, daß er sterben könnte! Wenn sie für die Zukunft vielleicht die Einzige bliebe, die noch an dieses Grab träte! Wenn sie ihn, der noch außer ihr mit einem Herzen voll Erinnerungen hier manchmal gestanden, bald draußen auf dem großen Kirchhofe begräben? Ihn ganz allein, fern von den Seinen?

„Die Todten wissen da nichts von,“ würde Kathrin sagen. Gewiß nicht!

In einem Grabe giebt es keine Einsamkeit, wie es kein Leben und kein Bewußtsein mehr giebt. Und doch, dem bangen Herzen Luisens war die Vorstellung schrecklich, daß ihr Bruder —, sie dachte nicht zu Ende.

Der alte Krog war der letzte Todte gewesen, den man hier zu Grabe getragen.

Luisa fühlte, wie ein unfagbares Grauen durch ihre Adern rann.

War das Furcht vor dem Sterben? Das erste Vorgefühl, daß die Schatten der Nacht sich auch ihr naheten?

„Es ist der leere Kirchhof,“ dachte sie. Ihr schien es, als ob ihr draußen auf dem großen Gottesacker dies Gefühl nicht gekommen wäre. Da reichte sich Grust an Grust, da war es auf den Wegen lebendig von Menschen, die an diesem heiligen Tage ihrer heimgegangenen Lieben gedachten.

Dort war der Tod fast traulich, so allen gemein, so alltäglich, daß er kein Grauen verlor.

Hier, in dem drohenden Schweigen der verlassen Gräberstätte, schien er ein Sonderdichsal, das schreckensvolle Los einer Einzigen.

Luisens Stirn feuchtete sich.

Mein Gott, wenn es wahr wäre oder würde! Wenn der Bruder auch dahinginge, wie sie alle vor ihm dahingegangen waren, und wenn sie allein, ganz allein übrig bliebe, die letzte, um Blumen hierherzutragen, wenn die Welt unter dem Leichentuche des Schnees ruhte!

Dann gab es niemand mehr zu hassen und niemand mehr zu lieben.

Luisens Gedanken verwirrten sich so angstvoll, daß sie davonging, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, ohne daß sie ihr Vater unser wie sonst gebetet hatte. An der hohen Gitterpforte stand sie noch einmal und sah zurück.

Still lag das weiße Feld, unter dem so viele Generationen schliefen. Verschollene Namen, verschollene Schicksale; niemand wußte mehr zu jagen, wer alles hierher gebettet worden war.

Der Kirchhof, das ist die Erinnerung an den Tod. Aber der verlassene Kirchhof, das ist die Vergessenheit selbst des Todes und der Todten. Das ist die Predigt vom spurlosen Vergehen!

„Mein Gott,“ dachte Luisa, „was hat das ganze bischen Leben eigentlich für einen Zweck, wenn man so sieht, daß nicht mal die Grabstätten von einem übrig bleibt?“

Die Thüre fiel krachend hinter ihr in's Schloß. Mit langsamen Schritten ging sie durch die Anlagen der Stadt zu.

Ihr war so jammervoll zu Muthe. Wenn es nicht auf der Straße gewesen wäre, hätte sie weinen mögen.

Da hub ein Tönen und Schwelken in den Lüften an. Dumpf und voll, hell und dunkel klang es wogend durch einander.

Bon allen Thürmen der Stadt läuteten die Glocken Weihnacht ein und erzählten den Menschen, was für einen Zweck das „bischen Leben“ denn habe. Den Zweck zu lieben, sich selbst zu überwinden und zu verzeihen!

Luisa stand still und horchte. Die Thränen traten ihr in die Augen.

Ja, das waren noch schöne Zeiten gewesen, wie sie und Peter Christian, eng an einander geschmiegt, auf dem Sopha in der Wohnstube gesessen hatten, dem Klang eben dieser selben Glocken lauschend, während Vater und Mutter drüben in der besten Stube den Tannenbaum pugten.

Ob Peter Christian sich nicht auch daran erinnerte, wenn er die Glocken läuten hörte?

Wenn er sie hörte! Wenn er nicht krank und hilflos darlag!

Luisa ging schneller.

Sie bemerkte gar nicht, daß sie einen anderen Weg nahm, als den nach ihrem Hause, und plötzlich befand sie sich auf der Straße, die sich, lang und einseitig bebaut, um die östliche Seite der Stadt zog und den Namen „An der Mauer“ führte, weil ehemals die Festungsmauer hier gestanden hatte, während jetzt die Bewohner der kleinen Häuschen frei hinaus schauen konnten über den Fluß, der hier die Stadt umschloß.

„Ich will bloß mal vorbeigehen,“ sagte sie sich.

Ob er wohl Licht hätte? Mit dem Nebel, der sich senkte, kamen schon frühe Abend Schatten schnell herein.

Hatte Peter Christian Licht, dann konnte man in seine Parterre-Stube sehen. Luisa war bei der Anteilnahme, den der Haß wie die Liebe an ihrem Gegenstande nimmt, genau mit ihres Bruders Lebenseinrichtung bekannt.

Sie ging vorbei. Nein, es war dunkel im Parterre-Zimmer!

Aus vielen der kleinen Wiebelhäuschen, deren Reihe zuweilen durch einen großen Kaufmanns Speicher unterbrochen ward, glänzte schon Licht. Am bescheidenen Bäumchen glimmte Kerzenschimmer, um ärmlich geschmückte Gabelnische jubelte königliche Freude.

Luisa lehrte noch einmal um. Sie vergaß ganz, daß Kathrin fortgehen und das Haus schließen würde.

Der Wind hatte sich aufgemacht und schlug ihr in's Gesicht; prickelnde kleine Schneeflocken jagten jetzt auf seinen Fittichen daher.

Wieder nahte Luisa sich dem Hause ihres Bruders. Diesmal, sie sah es schon ein Haus vorher, kam heller Lichtschein aus seinem Fenster.

War es zu glauben? Auf einem gepugten Tannenbaume brannten Lichter! Der einsame Mann und ein Tannenbaum!



Amor's Festgruß. — Siehe Seite 191.

Zeichnung von René Reinicke.

Sie stand und starrte in den Glanz. Gerade so ein Baum hatte einst in ihrem Elternhause gebrannt, und gerade derselbe Zierrath war daran gewesen. Oder schien es Luisen nur so, als ob es derselbe gewesen sei? Nein, jener gezackte runde Himmel von blauer Pappe, mit dem Goldsternen darauf, der wie eine Scheibe auf der Baumspitze schwebte, und von dessen Fäden an dünnen Fäden Papierengel hingen, die sich, von der Hitze bewegt, kreisend drehten, der hatte auch den Christbaum ihrer Kindheit geschmückt.

Was der Anblick von so nichtigem bunten Tand für rührende Gewalt haben kann. Luisen ließen die Thränen jetzt über das Gesicht.

Herrgott, und da war er ja selbst, Peter Christian! In einem Korb-Lehnstuhl saß er, bis unter die Achseln in Decken gewickelt, und das linke Bein verbunden mit Watte und Flanellstreifen. Also doch krank! Und wie elend er aus sah, und wie unaussprechlich er seinem Vater glück!

Bierzig Jahre war er gewesen, da Luisa ihn zuletzt gesehen, nach ihren Begriffen noch ein stattlicher junger Mann, obgleich ihm lebensvolle Jugendfrische inmitten der trodenen, engen Umgebung wohl eigentlich nie eigen gewesen. Aber nun war er ein alternder Mensch, und Haar- wie Barttracht erinnerte an den Vater; jeder Zug gemahnte an den Alten.

Dies rührte Luisa am allermeisten. Daran sah man es doch so recht, daß sie aus einem Neste waren und zusammengehörten.

Wie war es menschenmöglich, daß man in fünfzehn Jahren so altern konnte! Daß mit ihr selbst Veränderungen vorgegangen sein könnten, dachte Luisa nicht im mindesten. Wenn die Jahre und das Leben so eilig liefen, dann kam gewiß auch einmal unversehens das Ende!

Dieselben ängstlichen Graueingefühle durchzitterten sie, wie vorher auf dem schlafenden Friedhofe.

Sie besann sich keinen Augenblick mehr. Die Hausthüre that sich auf, die Glocke bimmelte, und eine Secunde nachher stand Luisa auf der Thürschwelle, im Angesichte des Bruders.

Der Mann, der in einer dumpfen, schläfrigen Melancholie in die strahlenumgebenen Lichtpunkten zwischen dem Tannengrün gestarrt, wandte sein Gesicht. Es schien, als ob eine dunklere Farbe seine fahlen Wangen überzog.

„Herrjes, — nee Wische! Wo kommst Du denn her?“ fragte er langsam.

Sie schloß die Thüre hinter sich und kam verlegen näher, ihr Schluchzen kaum bemeisternd.

„Es ist nur . . . ich war bei unserem Grabe, und da sah ich, daß kein Kranz von Dir da war, und da dacht' ich . . . ach Gott, was der Mensch doch manchmal für dumme Zeug denken kann. Peter, mir war ganz graulich auf'n Kirchhof!“

„Ich hab' den alten Rheumatismus gehabt, — vier Wochen!“ erklärte er mit gleichgültiger Ergebenheit.

Sie stand neben ihm.

„Peter,“ begann sie, „es ist bloß wegen Leben und Sterben. Ich mein', wir können alle mal abberufen werden. Deshalb wollte ich nur sagen: Das mit dem Haus, das hab' ich nicht gewußt!“

Der Mann nickte vor sich hin. Wohlmeinende Freunde hatten ihm das längst gesagt.

„Denn tannt Du mir wohl das böse Wort nicht vergeben?“ Sie beugte sich über ihn und fuhr schlüchtern mit der Hand über seine Wangen. Er sah zu ihr empor.

„Ach Wische, wenn Du mir so die Waden strackst, dann mein' ich, es hätte alles anders kommen müssen.“ Nun mußte sie weinen.

„Mit Engel Andersen hat es angefangen. Früher waren wir so glücklich.“

Er sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich hab' da viel über nachgedacht,“ sprach er bedächtig, „es ist wahr, sie paßte nicht recht zu Dir und Vater. Aber lieb hab' ich sie gehabt. Sehr lieb. Glücklich wär' ich am Ende nicht geworden mit ihr. Aber bin ich denn jetzt glücklich geworden? Nee! mal will ja jeder Mensch was Liebes gehabt haben in sein' Leben. Verwinden kann ich das nie!“

Luisa weinte immer fort.

„Peter, ich bin auch man immer sehr allein,“ sprach sie, „und hab' auch nie jemand lieber gehabt als Dich.“

Seine Gedanken aber waren noch bei Engel Andersen.

„Sie ist auch verkommen,“ sagte er, mit dem Kopfe dazu nickend. „Geheiratet hat der Däne sie, aber ein Ehestand voll Hunger und Kummer ist's geworden. Was der Mann ist, der ist auf und davon nach Amerika. Sie sitzt da mit drei Wöhren und muß die allein durchbringen. Mit Nähen und so. Von mir will sie nichts nehmen. Krog'sches Geld, schreibt sie, sei ihr nicht gegönnt gewesen.“

„Peter,“ rief Luisa mit plötzlichem Entschluß, „ich will ihr schreiben! Sie soll mir eins von ihren Kindern schicken, für die anderen will ich mit sorgen. Nicht wahr, so'n kleine niedliche Deern, das ist drolliger als 'n Jung'? Und das soll unsere Tochter sein. Nicht? Und Du ziehst zu mir. Es ist so wie so 'ne Sünde, was leer steht im Haus, und fremde Mieter, — dazu konnte ich mich nicht entschließen!“

Luisa ward sehr froh und glücklich bei den eigenen Worten. Sie wußte es, nun mußte alles gut werden.

Peter Christian schwieg lange. Dann sagte er leise und auf plattdeutsch, wie auch sein Vater gesprochen, wenn ihm die Seele bewegt war:

„Nien oll Wische! Ja, wenn Du ehr schriwst!“

Das war alles. Aber es war genug. Es war das Einverständnis mit ihrem Vorschlage, die Gewißheit, daß auch Engel ihn annehme, — es war der Friede!

„Peter!“ sprach sie schluchzend, „nachträglich kann man es gar nicht begreifen, wie alles so möglich gewesen ist, wo wir uns doch eigentlich nie getritten haben.“

„Streiten ist nicht schlimm,“ sagte er, „aber wir haben so gemuchst, bis all' das bischen Frieden davon war.“

Sie drückte seine Hand. Er sah aufmerksam das Gesicht der Schwester an.

„Jünger bist du auch nicht geworden, Wische!“

Sie lächelte ergeben.

„Du zieh' Deinen Mantel aus und bleib' bei mir. Meine alte Borderten hat Karpfen für heute Abend besorgt; weißt Du, gerade wie zu Haus früher?“

Luisa dachte jetzt endlich an Kathrin. Zweifellos war die längst zu ihrem Onkel gegangen, mit dem Schlüssel in der Tasche, sodas' Luisa erst jemand zu ihrer Tyrannin hätte hinschicken müssen. Um neun war das Mädchen aber ebenso bestimmt wieder zurück, und bis dahin wollte sie denn auch ruhig bei Peter Christian bleiben.

Sie zog den Mantel aus. Dann nahm sie einen Stuhl und setzte sich dicht neben ihren Bruder.

Lange guckten sie in das Christbäumchen. Sie dachten beide nicht viel. Es war so warm, so still, so friedlich, so schön!

Die papierene Engelschar kreiste langsam schwebend oben um die Tannenbaum-Spitze. Zuweilen knisterte eines der Fällmännchen.

Ordentlich andächtig konnte man von der feierlichen Stille werden. In dem lebhafteren Gemüthe Luisens begann die Nührung nach einem Ausbruche zu suchen.

„Mutter hatte ein altes Gedichtbuch,“ sagte sie endlich leise.

„Da stand ein schöner Vers darin.“

Der Bruder forderte sie nicht auf, ihn herzusagen, allein er schien darauf zu warten. Da sprach sie ihn von selbst:

„Die sich früh verloren hatten, Sie fanden sich im Abendshatten Und gingen Hand in Hand zur Ruh.“

Peter Christian dachte ziemlich lange darüber nach.

„Der ist ganz schön; aus Versen mach' ich mir sonst nichts,“ meinte er dann. „Bon zu Ruhe gehen ist auch keine Rede. Das Leben fängt nu' noch mal von frischen an. Denk' mal, Wische, wenn Engel aus ihre klein' nüdliche Deern schickt, — dann haben wir ander' Jahr so 'n paar Kinder- augen, die den Weihnachtsbaum antuden.“

Ein Hoffungsblüthen spielte um seine Lippen.

Sie drückte dem Bruder still die Hand. Da sagte er voll Herzlichkeit:

„Nien oll Wische!“

Nachdruck verboten.

In Italien.

Reise-Skizze von Isa von der Lütt.

Ah ich von Berlin bis Luzern, bis wohin man bei der Sicherheit unserer Verkehrs-Einrichtungen jetzt selbst die jüngsten Mädchen ohne Garde-Dame reisen lassen kann, vergeblich auf etwas Interessantes wartete, ist eine traurige Thatsache. Die Aussicht, die Menschen und ihr Reden und Treiben, alles war — wie soll ich nur sagen? — einformig, grau; ja grau!

Die unendlichen Tunnel am Gotthard machten mich sehr betrübt; der Rauch schwärzte mein, — ich muß es selber sagen, — reizendes Reisekleid! O weh, ich hatte den kleinen Schulter-tragen, den ich eine Schattirung grünlicher als das grüngraue Kleid gewählt hatte, mit wasserblauem Noire süttarn lassen! Erfreulich war nur der Wechsel der Vegetation. Bald







Statuette befestigt wurde, damit Andere von dem Inhalte Kenntnis nehmen und demgemäß handeln möchte. Der Kranke hält ihr vor, wie sehr er sie geliebt und verehrt und mit guten Gaben überhäuft habe. Niemals wäre ihr durch ihn Kummer bereitet, und selbst die ihm unterstellten Offiziere und Truppen hätten ihr Guldigungen erweisen müssen. „Als Du dann krank geworden,“ fährt er fort, „bin ich beim Oberarzte gewesen, und er hat Dir Deine Medicamente gemacht, und alles gethan, was Du wolltest. Als ich dann mit dem Könige nach dem Süden reiste, waren meine Gedanken stets bei Dir, und ich verbrachte die acht Monate, ohne essen und trinken zu mögen.“ — Kurz nach seiner Rückkehr nach Memphis scheint And'ere das Zeitliche geegnet zu haben. Auch dann wieder bekundete der Hinterbliebene seine Liebe zu ihr auf jede nur mögliche Weise; ja, er trauerte volle drei Jahre, vernachlässigte sich und sein Haus in seinem Zimmer um die ihm Entziffene, und fragt nun, begreiflich genug, was eigentlich er noch mehr hätte thun können, um seiner Gattin Herz zufrieden zu stellen?

Ob die gerechtfertigte Mahnung den erwünschten Erfolg gehabt hat, bleibt leider dahingestellt.

Dah es keineswegs an romantischem Liebesleben fehlte, bezeugen mehrere Reste der Literatur jener Zeit. Sie schildern uns in blühender und zum Theil selbst glühender Sprache die Sehnsucht der Liebenden nach einander und die Seligkeit des endlichen Wiedersehens. Blumen und Vögel, der Wind, ja die Bäume selbst spielen als Liebesboten in diesen Versen eine Rolle, und der Schauplatz der Liebes-Szenen ist meistens der Garten, dessen schattige Bosquets und üppige Blütenpracht, dessen kühlliche Früchte und hochragende Palmen, am kühlen, traulich plätschernden Wasser, in dem waldlosen, sonnendurchglühten Lande den Inbegriff alles Schönen bildete. Auch machte die Natur selber sich dort zum Vertrauten der Liebenden. So ladet „die kleine Sykomore, die sie mit eigener Hand gepflanzt,“ das Mädchen und ihren Geliebten zum Verweilen in ihrem Schatten ein, ... denn ich bin ja verschwiegenen Sinnes und sage nicht, was ich sehe, und plaudere nicht.“

„Meiner Mutter, der ich täglich reiche Beute brachte,“ klagt eine Vogelstellerin, werde ich sagen: „Ich will meine Falken nicht mehr aufstellen, denn Deine Liebe hält mich selber gefangen! Schwärme von Vögeln kreuzen über den Fluß, aber ich achte ihrer nicht, ich denke nur an meine Liebe, denn mein Herz gehört dem Deinen an!“ — „Es ist Dein Lebensathem, der allein meinem Herzen Leben giebt, denn bist Du nicht Leben und Gesundheit?“ heißt es dann wieder. Und ferner: „Die Liebe meines Auserwählten habe ich mir zum einzigen Gut erkoren!“

In einem besonders poetischen Gedichte beginnt jede Strophe mit einem Blumenamen, mit welchem dann der nachfolgende Gedanke auf Grund einer Art von Blumensprache symbolisch verbunden ist, sodas sich uns gleichsam ein duftender Kranz von Liebesblüthen darbietet. „Es ist ein berauscherender Trank für mich (und vielleicht fügte die holde Kranzbinderin bei diesen Worten ihrem Gewinde eine Weinrebe an), Deine Stimme zu vernehmen, und ich lebe davon, Dich zu hören!“ — „Dich sehen und immer wieder sehen, ist mir erprießlicher als Speise und Trank!“ klingt das sinnige Lied aus!

Ein Jüngling, den Liebesgram krank gemacht, möchte geheilt werden „durch sie, welche die Kräfte zu Schanden machen wird, — denn sie kennt ja meine Krankheit!“ Aber die Ersehnte kommt nicht, und in seinem Schmerze ruft er aus: „Ach, daß ich ihr Thürhüter wäre, — so hörte ich doch ihre Stimme!“

Auch in vielen weiblichen Rufnamen spiegeln sich zärtliche Liebe und dankbare Verehrung für das weibliche Geschlecht in sehr poetischer Weise wieder; so z. B. in den Namen: die Süße, Schöne, viel Geliebte, die Einzige, Willkommen, Erwünschte, Herzige, die Strahlende, Wundervolle, Edle, der Stern, der Jephur, die Lilie, Lotos-Blume, schöne Sykomore, — die Palme der Anmuth und Liebe, die Herrin des Liebreizes, Gedanken schön, Goldauge, Schöngold, Edelstein, mein Reichthum, meine Hoffnung!

Namen wie die vorstehenden, so häufig angewendeten, erregen in uns die freundliche Meinung, daß bei den alten Ägyptern die Geburt eines Mädchens kaum jemals eine Enttäuschung oder Verstimmung hervorgerufen habe. Benennungen wie: „Sein Name lebt durch sie; Mein Himmel bleibt bestehen; Eine Herrliche kam an; Meine Liebe zu ihr wachse; Ihr Kommen war ein Fest; Sie lebe für uns; Unser Wirken sei für sie; Sie ist die Willkommene; Sie ward uns geschenkt, — bestätigen noch diesen überaus wohlthunenden Eindruck.

Zum Schlusse sei hier erwähnt, daß der Frau auch das Priesteramt in gewisser Weise zugänglich war. Schon ganz früh im Alterthume kommen Prophetinnen, d. h. Priesterinnen, vor, doch widmeten sich diese, ohne dem weltlichen Leben deshalb zu entsagen, vorzugsweise dem Dienste der Göttinnen Neit und Hathor; auch spielten sie bei der Aufführung der Osiris-Mysterien eine bedeutsame Rolle. — Aus den eigentlichen Priester-Collegien trat nun zwar im Laufe der Zeit das Laien-Element gänzlich aus, doch wurde ihm, und damit auch der Frau, in den mehr äußerlichen Formen des Cultes ein um so größerer Platz eingeräumt. Es gehörte förmlich zum guten Tone für eine Dame, diesem oder jenem Tempel, in irgend welcher, im Grunde genommen, nur fingirten Eigenschaft anzugehören, und es wurde bei diesen Dienstleistungen auch eine gewisse Rangordnung innegehalten.

Außer den wirklichen Dienerinnen und den sehr zahlreichen Sängern und Musikantinnen der Tempel, die sich aus verheirateten oder ledigen Frauen aller Stände zusammensetzten, sehen wir in späterer Zeit noch die ihnen überstellten sogenannten „Gottesweiber“, meistens Königinnen oder doch sehr vornehme Damen, die dann, in der Idee des Volkes, dem gesamten mythischen Tempel-Haushalte des Gottes als dessen große Gemahlin vorstanden, und zuweilen als solche noch Jahrhunderte nach ihrem Tode in höchster Verehrung gehalten wurden. Ihre Amtsverrichtung war kaum nennenswerth und bestand wohl nur im Anschlagen des Sistrum, des heiligen Instrumentes, gelegentlich großer religiöser Ceremonien. Trotzdem war der Name Gottesweib dem Titel Königin an Ansehen noch überlegen. Auch hatte eine solche Dame über ein eigenes großes Vermögen zu verfügen, dessen Verwalter einen hohen geistlichen Rang bekleidete. Von einer dieser priesterlichen Frauen rühmt eine Inschrift wie folgt: „Sie war reich begnadet, anmuthig, schön und lebenswürdig, — hochgeehrt bei ihren Bekannten, von jugendlicher Erscheinung, von süßer Rede und erleuchtetem Geiste.“

Nachdruck verboten.

### Die Sprache der Hand.

Plauderei von Marie Schramm-Macdonald.



„Nun, nein, es ist wirklich so, wie ich Ihnen sage,“ fuhr die junge Frau fort, „der Händedruck meines Mannes hat mich zuerst für ihn eingenommen. Ich war damals, als er mir vorgestellt wurde, so unsäglich elend! Das Leid, das ich in meiner letzten Stellung in dem fürchterlichen polnischen Grafenhaus zu erdulden hatte, der ewige Seelenkummer, durch den mir fast jeder Blutstropfen aus meinem Körper gezogen worden war, mochten wohl auf meinen schmalen, blassen Wangen geschrieben stehen. Nichts anderes, nicht ein einziges gesprochenes Wort hat ihm verrathen, daß ein Menschenkind vor ihm stand, das durch die bittere Schule der Schmerzen gegangen. Aber große Seelen haben oft das geistige zweite Gesicht: sie schauen die Vergangenheit und die Zukunft, wo diese für andere Leute in undurchdringliche Schleier gehüllt sind; sie fühlen das schmerzliche Jucken eines gequälten Herzens, wo Tausende ahnungslos vorübergehen; sie fühlen, daß eine Lebenshoffnung qualvoll mit dem Tode ringt, und sie haben auch gleich ein Elir bei der Hand, das seiner Seelentat allein zu bereiten versteht: ein warmes Wort oder, wo dies nicht gesprochen werden kann, einen warmen, beredten Händedruck. Als Heinrich meine Hand umschloß, so ehrerbietig und doch so innig, so zart und doch so fest, da wußte ich's, wie durch eine Offenbarung, daß der Mann da vor mir ein reiner, guter und charaktervoller Mensch sei.“

„Gewiß, liebe Julie,“ bemerkte ich, „ist das Hand-Drakel, wie Sie es schildern, nicht zu betrachten; seine Existenz ist nicht wegzuleugnen, seine Bedeutung auch in meinen Augen zweifellos. Das Hand-Drakel leitet niemals auf Irrwege, wie weiland das aus dem Munde der von Wehrauchdämpfen umnebelten Pythia, — es redet eine stumme Sprache, die für den Klüßigen nur eine Deutung zuläßt. Ich erinnere mich sehr genau, wie es mich durchschauerte, als die kalten, glatten Finger einer berühmten Frau zum ersten Male sich in meine Hand legten. In der That, nur die Finger, — die übrige Hand besaßigte sich einer kühlen, vornehmen Zurückhaltung, und auch die Finger juckten, kaum daß sie meine Handfläche noch berührt hatten, bereits ängstlich zurück, als hätten sie des Guten schon allzuviel gethan.“

„O, ein solches Handgeben kenne ich,“ sagte Julie bitter; „wir Erzieherinnen müssen es oft hinnehmen von Rüdtern, die uns doch genug Vertrauen schenken, um das Wohl ihrer Kinder in dieselbe Hand zu legen, die sie eines herzlichen Druckes nicht für würdig ansehen. Wenn diese Frauen wüßten, wie sich einem das Herz zusammenkrampft bei solchem Händegruß; wenn sie ahnten, welche kalte, hochmüthige, verlegende Sprache ihre Hand redet, ich glaube, manch' eine würde sich trotz allem besinnen, ein so deutliches Programm dessen, was man von ihr zu erwarten hat, gleich in der ersten Stunde des Beisammenseins auszugeben!“

„Nun, eine Warnung bei Zeiten, ein Wegweiser zur Vorsicht ist aber auch nicht zu verachten,“ entgegnete ich. „Freilich giebt es Naturen, die nur zu leicht in den Fehler verfallen, alles vom Standpunkte ihres eigenen Wesens aus zu beurtheilen, und da giebt es oft schiefe, irreführende Schlüsse. Mir, dem warmherzigen jungen Dinge, war die frostige Form, in der jene kühl berechnende, berühmte Frau mir gegenübertrat, derartig unverständlich, daß ich irgend einen rein zufälligen Grund dafür suchte. Nimmer wäre mir damals der Gedanke gekommen, daß die Art, wie sie die Hand reichte, ein unbeabsichtigter Wink für mich war, durch den mir gesagt wurde: „Sieh Dich vor! Spare Deine Wärme! Bäume Deinen Enthusiasmus! Verschwende nicht Deine ehrliche Neigung!“ Ich hatte einmal gelesen, daß kühle, glatte Finger Menschen zu eigen wären, die imstande seien, jemand gleich nach dem ersten von ihm empfängenen Eindrucke richtig zu beurtheilen, sodas bei ihnen die Inspiration die kluge Berechnung ersehe. Ueberdies sollten solche Finger auf Tact, Anschauungskraft und Auffassungsgabe schließen lassen. Das alles fiel mir ein, als das Ideal, das ich in jener Frau gesehen, zertrümmert am Boden lag, so sehr ich mich auch bemüht hatte, die mich tief schmerzende Zerstörung aufzuhalten. Die kluge Frau hatte nicht nach dem ersten Eindrucke richtig geurtheilt; wozu sonst vorsichtige Zurückhaltung, wo ihr ein junges, reines Herz sich juneigte, bereit, auf's herzlichste zu lieben, weil es die Verehrung, die es bereitwillig sollte, von der Liebe für untrennbar hielt? Sie besaß nichts von Inspiration, wohl aber kluge Berechnung. Sie verfügte nicht über den Tact, den Güte des Herzens lehrt; sie brachte es über sich, mißtrauisch zu sein und frostig zu verlegen, wo ihr nichts als immer gleiche Güte und veröhnliche Nachsicht entgegengetragen wurde. Vielleicht hat die Arme schlimme Erfahrungen an den Menschen gemacht, und ihr Charakter ist eine Folge davon. Ich beklage sie, die einsame Frau! Wer nicht zu lieben versteht, wer Liebe nicht zu schäpen weiß, ist einsam, und sei er auch von Tausenden umgeben. Ist habe ich mir's, nachdem ich es ausgegeben hatte, die Harmonie im Verkehre mit ihr zu erkämpfen, gesagt: Das Drakel der Fingerbildung hat gelogen; die Sprache der Hand, jener kalte Druck, das Zurückweichen der Finger, auf die ich so gern meine warmen Lippen gedrückt hätte, aber nicht!“

„Ein zu freundlicher Händedruck kann übrigens, statt Vertrauen, geradezu Schrecken und Furcht einflößen,“ bemerkte Julie sinnend. „Ich meine nicht einen solchen, der durch seine tölpelhafte Kraftäußerung unliebsam überrascht und uns einen kleinen Schmerzschrei auspreßt. O nein, diese Handsprache weiß wenigstens nichts von Diplomatie, sie ist nicht da, um die Gedanken zu verbergen. Vielmehr denke ich an jenen langsam, immer fester werdenden Händedruck, der uns den Gedanken an einen Schraubstock erweckt. Ich bin einmal in einen solchen Schraubstock gespannt worden, wochenlang hinter einander, jedesmal bei der morgendlichen Begrüßung, die mir, im schlimmen Sinne, ein Doctor der Philologie angebeihen ließ. Er unterrichtete die Brüder meiner Jüglinge und war mein Hausgenosse. Ich hatte das Schicksal, ihm gleich durch mein erstes Erscheinen zur Begründung von Schiller's Dichternwort: „Die Liebe ist ein heil'ger Götterstrahl“ dienen zu müssen. Mir wurde die feine zum Bannstrahl, den das Fatum grausam auf mich geschleudert. Ich befand mich nicht allein täglich im Schraubstock seiner Hand, sondern auch in einer wahren Folterkammer, in welcher Augenver-

drehen, Senfzer, spitze oder überfüße Worte die wirksamsten Marter-Instrumente für mich bildeten. Langsam, aber sicher wollte er mich zum Geständnis einer Neigung bringen, die doch nun einmal nicht vorhanden war. Da ich Verstopfte den Mund nicht aufthat, umirridete er mich schließlich noch mit einem Repe von Intriguen. Aber ich zerriß das Rep; meine Energie war stärker als sein brutaler Eigensinn, der sich mir schon durch den Druck seiner kurzgefügerten Hand hätte verrathen sollen.“

„Ein fester Händedruck,“ ergriff ich wieder das Wort, „läßt entschieden auf Charakter schließen, sei es nun in gutem oder in bösem Sinne. Ich befand mich einmal in einer Lebenslage, wo mir der verständige Rath eines geschäftskundigen Mannes von hohem Werthe sein mußte. Der Zufall machte mich mit einem älteren Herrn bekannt, der gerade dort Orts- und Personenkenntniße besaß, wo ich mich eines schwer zu verkaufenden Grundstücks entäußern wollte. Er erklärte sich bereit, mir zu dienen; er versprach mit Eifer, darauf hinzuwirken, daß ich bald einen passenden Käufer für mein Haus fände. Zur Bekräftigung seiner Rede legte er langsam den Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand, — festschige, weiche, willenslose Finger waren es, — in meine zum Dank ausgestreckte Rechte. Ich erschraf, wie vor einem bösen Dmen; und ich sollte mich auch nicht täuschen. Infolge des Mangels an Thakraft sind mir durch den Mann empfindliche Verluste veruricht worden. Ich war gewarnt worden: Seine Hand hatte geredet; warum hatte ich ihre Sprache nicht beachtet, obwohl ich sie doch verstanden?“

„Ich glaube, daß wir diese Sprache,“ meinte die junge Frau, „um so besser verstehen und beachten lernen, je älter, je reicher an Erfahrung wir werden. Jeder hat wohl seine Studienzeit in dieser besonderen Linguistik durchzumachen, nicht jeder freilich dürfte nach einem Examen darin das Reifezeugniß erringen können. Manche Leute sind nun einmal nicht klug zu machen, und ein bischen Talent gehört auch dazu, wie zu so viel anderem; Talent, vielleicht auch ein gewisser Instinct. Ich wußte als Schulkind genau, warum eine meiner Freundinnen, die nachmals eine vielbewunderte, aber recht launenhafte Schönheit ward, mit mir „tätschte“, ob auch ihre Lippen lächelten, besaßen, mir das Innere der Seele zu verbergen. Die weichgepolsterten, schon damals auf materielle Neigungen deutenden Hände unseres Schul-Koboldes waren aber offener, als die der ahnte. Diese runde, „gemüthliche“ Hand mit den tiefen Grübchen erschien nicht geeignet, einen auf Irrwege zu führen; denn Grete legte sie ebenso oft aus Trägheit, wie infolge des innerlichen „Tätschens“, nur höchst nachlässig in die meine. Allein ich besaß doch ein Unterscheidungs-Zeichen: die Temperatur ihrer Hand! Glühte diese, dann konnte man unbedingt auf zornige Erregtheit schließen; war sie kühl, so mochte Grete, wohl nur aus Faulheit und nicht infolge innerlicher Kühle, mir ihre weichen Finger so beleidigend passiv darbieten.“

„Ach, und wie genau schloß ich abends aus dem Händedruck der Mutter — Küße waren bei uns selten —, ob ich ein ganz braves, ein nur ziemlich braves, oder gar nur ein sehr mäßig braves Kind den Tag über gewesen. Der Händedruck ertheilte mir meine Censur. Das Furchtbare war, wenn die Sprache der Mutterhand vollkommen verstummte. Da wurde gewiß das Kopfkissen von Thränen der Reue naß, ehe der Schlummergott müdeidlos sein Rohnbüßel auf meinen lodigen Kopf herabsenkte. Einmal, nur ein einziges Mal hat des Vaters Hand ihre kräftige Sprache zu meiner Range geredet. Tausend Predigten hätten mir den Eigensinn nicht so erschüttern können. O, das hat seine Früchte getragen! Und welche Belohnung war es mir, als dieselbe Hand dann wieder auf meinem Haupte ruhte und ihren Segen sprach über den gebesserten Wildling! — Und welche rührende Sprache redet das Händchen eines Kindes! Dieses winzige Wunderwerk, wie wech es in uns tausend Gedanken, die alle, meine ich, veredelnd wirken müssen. Als meines Sohnes kleine Finger zum ersten Male die meinen umspannten, so hüßlos und doch so stark, da meinte ich, daß er sagen wollte: „Sei Du mein, Mutter, und ich will dafür Dein sein; Gott gab Dich mir, Gott gab mich Dir, laß uns zusammenhalten allezeit!“ Ich blicke hinaus in den Frühling, der meinen Liebling wach geküßt, ich empfand die ganze Lust der tropfenden, jungen Natur und küßte dabei noch weit größere Wonne in meiner Brust. Muß man in solchem Augenblicke nicht gut sein und besser werden? Sagen Sie mir, liebe Freundin, muß man es nicht?“

„Nicht jede Mutter versteht die Sprache, die ihres Säuglings roßige Grübchenhand zu ihr redet, so wie Sie, Julie,“ sagte ich. „Aber wollte Gott, sie thäte es! Dann könnte das eigene Kind der getreue Eckart werden für manches irrende Herz, das mit Thorheiten ringt. Dann würde es mehr Mütter geben, die ihrer hohen Aufgabe so nachkommen, wie es ihnen ihre heilige Pflicht gebietet.“

Nachdruck verboten.

### Was der Weihnachtsmann gebracht hat.

Zu dem Bilde von E. Schaltegger. — Siehe Seite 192.

Man ist entschieden noch nicht in der Stimmung, die Schularbeiten wieder vorzunehmen! Das ist auch kaum von der sonst so fleißigen Lotte zu verlangen, denn die Schule beginnt noch nicht vor Donnerstag über acht Tagen, und heute ist erst der sogenannte dritte Feiertag! Aus Gewissenhaftigkeit hat sie indessen doch Lesebuch und Tafel zur Hand genommen. Aber was ist daraus geworden? Nichts als ein kleines vergnügtes Kerlchen auf der Schiefertafel! Nun, erste Arbeit kann man das gerade nicht nennen. Das hat Lotte auch eingesehen und zieht es vor, sich dem Schwefelchen Kennchen zu widmen, dem der Weihnachtsmann ungemein interessante Thiere verehrt hat. Mit diesen spielen die Kinder dann „Thierbändiger“ und „Circus“, und Lotte verfällt dabei auf immer neue Ideen, die Kennchens höchsten Beifall erwecken. — Glückliche Kinder! Wer die Weihnachtszeit doch noch so harmlos feiern könnte wie ihr! J. B.

Nachdruck verboten.

### Amor's Festgruß.

Zu der Zeichnung von René Reinike. — Siehe Seite 189.

Unter den Fest-Gratulanten will Amor, der Schalk, dieses Mal auch nicht fehlen. Zweifellos hat er es auf unsere jungen Leserinnen gemünzt, denen die fröhliche Weihnachtszeit noch ein besonderes Glück bescheren wird. Möge er es dann ferner für sie zu einem so guten Ende führen, wie es bei den jungen „Pfarrerleuten von Schönborn“ zum Schlusse unseres „Wunderkinds“ der Fall gewesen ist. A. S.





Was der Weihnachtsmann gebracht hat. — Siehe Seite 191.

Nach dem Bilde von E. Schaltegger.

Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl, K.-G., München.

Nachdruck verboten.

### Nach dem Feste.

Auswaschen leider  
 Chut's nicht die Kleider;  
 Doch ist alles kaputt:  
 Kleid, Mantel und Hut!  
 Kaum Christtag vorbei,  
 Braucht's schon vielerlei,  
 Und bis nächste Weihnacht  
 Gibt's nichts gemacht!  
 Ja, man hat seine Plag'  
 Mit dem Kind alle Tag',  
 Und in Winterszeit heuer,  
 Wo die Kohlen so theuer!  
 Weißt, was ich thu?  
 Ei, schau mir nur zu, —  
 Ich hole mir fir,  
 Das kostet ja nig,  
 Uns Mama's Gluckensack  
 Puppenlappen ein Pack;  
 Dann bin ich der Schneider  
 Und mache Dir Kleider!

H. v. W.

### Redactions-Post.

#### Fragen.

In welchem Pariser Gefängnisse wurde der Vicomte de Beauharnais mit seiner Gemahlin, Frau Josephine, geborenen Kaiserin de la Pagerie, eingesperrt? War dies nicht ein ehemaliges Kloster?  
 H. v. S., Wiga.

Is bei den Türken die Heirath zwischen Ver-  
 schwägerten gestattet?  
 Dr. H., Aden.

#### Antworten.

J. v. Arnim. — Das Tätowiren ist durch die jüngsten Fortschritte, welche die Electricität gemacht, schmerzlos geworden. Man benutzt dazu die elektrische Feder von Edison, indische Tinte und chinesischen Blauholz.

Frau v. K., Weimar. — Allerdings wurde 1870 in gewissen Pariser Kreisen ganz ernsthaft erwogen, ob man nicht Frauen-Bataillone zum Kampfe gegen die Deutschen organisiren solle.

Referendar v. S. in A. — Das Volkstheater für das die Direction des Berliner Central-Theaters einen Preis von 1500 Mark nebst einer Wunders-Tantidme von 3000 Mark ausgeschrieben hat, muß bis zum 1. März 1894 eingereicht sein.

Schachspieler, Brunn. — Auf dem Pyramiden-Felde von Sakkara ist neuerdings unter anderem die Grabkammer eines hohen Staatsbeamten Namens Mea aufgedeckt worden, deren Wandmal-

ereien diesen beim Schachspiele darstellen. Es wird dadurch der Beweis geliefert, daß den Königen das Schachspiel bereits unter der Regierung des Königs Zeta, welcher der sechsten Dynastie angehörte, bekannt war (nach Lepsius um das Jahr 2700, nach Brugsch gegen 3300 v. Chr.). Damit werden die meisten Fabeln von der Entstehung des Schachspieles hinfällig.

Fräulein M. W., Vauhen. — Das Gedicht „Erzittert Welt! Ich bin die Welt.“ ist von Hermann Lingg. — Das Motto zum „Vied von der Glode“ lautet doch: Vivos voco, Mortuos plango. Fulgura frango.

Marie K., Neustadt a. S. — Wenn von zwei mit einander gehenden Offizieren nur der eine die Untergebenen wieder ansieht, so ist der Schluß, daß der Nichtgrüßende hochmüthig sei, ganz falsch. Nach militärischer Vorschrift soll nur der im Dienst Kellere die erwiesene Ehrenbezeugung für sich und seinen Begleiter erwidern. Der betreffende Herr hat also nicht gebankt, weil er als jüngerer Offizier nicht durfte.

Majorin K., München. — Die Rede, in der Professor von Lenbach auseinandersetzte, daß die größten Künstler auch die bedeutendsten Techniker gewesen seien, wurde gehalten auf dem diesjährigen Congresse zur „Beförderung rationaler Malverfahren“ in München.

Baronesse J., Interlaken. — Die „Chicago-girls“ sollen einen Typus für sich bilden, der sich angeblich merkwürdig von dem der Damen in New-York, Boston und Philadelphia unterscheidet.

Professor K., Prag. — Der frühere preussische Cultus-Minister, Graf von Hedlitz-Teplitzsch, hat auch für die Frauenbildung in Bezirke ein lebhaftes Wohlwollen bekundet.

Alexander von S., Hannover. — Der Historien-Maler Carl Rahl der Jüngere wurde 1812 zu Wien geboren und starb 1865. Er ist ein Geistesverwandter Benelli's, vor dem er jedoch eine gewisse Wärme und Frische voraus hat. Von seinen Bildern sind besonders bekannt geworden: Manfred bei Benevent, Manfreds Einzug in Aversa, und die Christenverfolgung. Auch als Portrait-Maler war er bedeutend, weniger durch Farbe als durch geistreiche Auffassung; geschätzt ist das in Kopenhagen befindliche Portrait der Gräfin Danner, der morganatischen Gemahlin Königs Friedrich VII. von Dänemark.

H. V., Temesvár. — Zirkelnde (schwebende) Wolken und leuchtende Nacht-wolken sind nicht dasselbe. Erstere haben nur eine Höhe von etwa 7 Kilometern und kommen das ganze Jahr hindurch vor. Letztere schweben mehr als 80 Kilometer hoch über uns; man sieht sie in unserer Breite lediglich im Juni und Juli. Ein bekannter Forscher, der sich mit diesen Phänomenen beschäftigt hat, ist Herr D. Jesse in Steglitz bei Berlin.

R. St., Wien. — Die Messe auf dem Gipfel des Montblanc wurde in diesem Sommer vom Priester Jean Bonin abgehalten, der hierzu vom Papste die Ermächtigung bekommen hatte und einen vom Erzbischof von Turin geweihten Stein mit sich führte. Die Kälte war so hart, daß Wasser und Wein, die zur Messe dienen sollten, gefroren waren. Außer Bonin waren zugegen: Der Vicar von Cogne, der Vicar von Courmayeur, Herr Orizoni, Mitglied des Alpenvereins, und drei Führer.



Nach dem Feste.

Original-Zeichnung von Gertha von Warburg.

Druck von Hesse & Beder in Leipzig.





*Eufemia von Adlersfeld  
geb. Gräfin Vallesstem*

Berehrter Herr Redacteur!

Es ist eigentlich ein eigenes Ding um eine Auto-Biographie, aber am Ende ist's ja immer noch besser, man sagt über sich selbst zu wenig, als daß ein Anderer zuviel Schönes und Lobendes an Einem herausföhrt, und man sich beim Lesen vorkommt, als sähe man im Sonntag-Nachmittag-Ausgehleide auf einem Präsentir-Teller, Kleid und Seele so schön drapirt, daß man ja leicht ganz begeistert wird von sich selbst und gerührt von der eigenen Vollkommenheit odendrein.

Es ist eigentlich über mich Nichts zu sagen, was irgend welche Wühbegier befriedigen könnte, als daß ich am 18. August 1854 zu Rattibor geboren bin, wo mein vortrefflicher seliger Vater Landchafts-Director war, daß ich mich am 14. Mai 1884 mit dem damaligen Rittmeister von Adlersfeld vermählte und nun die glücklichste Frau und Mutter bin — voilà tout.

Ach so — meine Bücher! Die sind ja wohl „der Zweck der Uebung“? Aber ich kann auch über diese meine Romane, Novellen und Gedichte nichts Anderes sagen, als daß sie mir ganz aus innerer Nothwendigkeit aus der Feder fließen, die Ideen dazu mir so überreich zufließen, so ungesucht und ungebeten kommen, daß ich sie durchaus in gebundener oder freier Form wiedergeben muß. Vielleicht haben meine Arbeiten aus eben diesem Grunde den Erfolg gehabt, den ich ja wohl hier ohne falsche Bescheidenheit constatiren kann.

Was ich geschaffen, hat Freunde gefunden und Gegner wie Alles in der Welt, aber ich meine, wenn eine Arbeit auch Gegner findet, so ist sie erst ihrer Freunde werth, und darum hat eine abfällige Kritik mich niemals trüben können, weil ich in mir stets das Bewußtsein trage, das Beste gewollt zu haben. Fanden dazu Andere die Kraft nicht ausreichend, oder wurde ich mißverstanden, so hat es mich niemals beirrt, ruhig und klaren Blutes fortzuschreiten auf der einmal eingeschlagenen Bahn.

Welches meiner Werke den größten Erfolg gehabt hat, wollen Sie wissen? Ein erzählendes Gedicht: „Raoul der Page“ hat Kritiker ersten Ranges, wie Hieronymus Voltz u. a. zu Briefen an mich begeistert, welche mich wohl stolz machen könnten; aber durch das Jollissement des Verlegers verram der Raoul in's Meer der Vergessenheit und — wer kauft und liest denn bei uns Gedichte? Kein Mensch. Keuferlich hat mein geschichtliches Werk „Maria Stuart“ wohl den glänzendsten Erfolg gehabt; denn S. M. der König von Württemberg verlieh mir dafür die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft am Bande des Friedrichs-Ordens, und die Wissenschaft selbst hat mein Werk glänzend gewürdigt. Wo ist der Mensch zu finden, dem eine Anerkennung ehrlicher, jahrelanger, begeisterter Arbeit gleichgültig wäre? Ich gehöre nicht dazu.

Zu einer richtigen Auto-Biographie gehört zum Schluß wohl auch eine Selbst-Charakteristik, nicht wahr? Wahrheitsliebende Menschen haben behauptet, ich sei eine ganz verträgliche und umgängliche Person — jedenfalls ist der Grundzug meines Charakters Heiterkeit, gute Laune und Sinn für Humor, und wenn eine meiner Leserinnen dies bei der oft düsteren Färbung meiner Geschichten Wunder nimmt, so sei ihr gesagt, daß heitere und zufriedene Naturen gern die Tiefen und Untiefen des menschlichen Herzens erörtern und schildern. Neben meiner Lust zum Javaliren liebe ich die schönen Künste, Kunst und Malerei, über Alles und dufche wohl selbst der Luca und dem ehrwürdigen Raphael in's Handwerk, aber mein Ehrgeiz liegt nicht in alledem, — der liegt darin, eine gute Hausfrau, Gattin und Mutter und nach außen eine gefellige, freundliche Wirthin meinen Vätern zu sein. Ob ich diesen Ehrgeiz auch nur annähernd befriedigen kann — wie dürfte ich das beurtheilen? Da mühten Sie schon meinen Mann fragen, Herr Redacteur! Der muß es wissen. Ihre aufrichtig ergebene

Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Vallesstem.

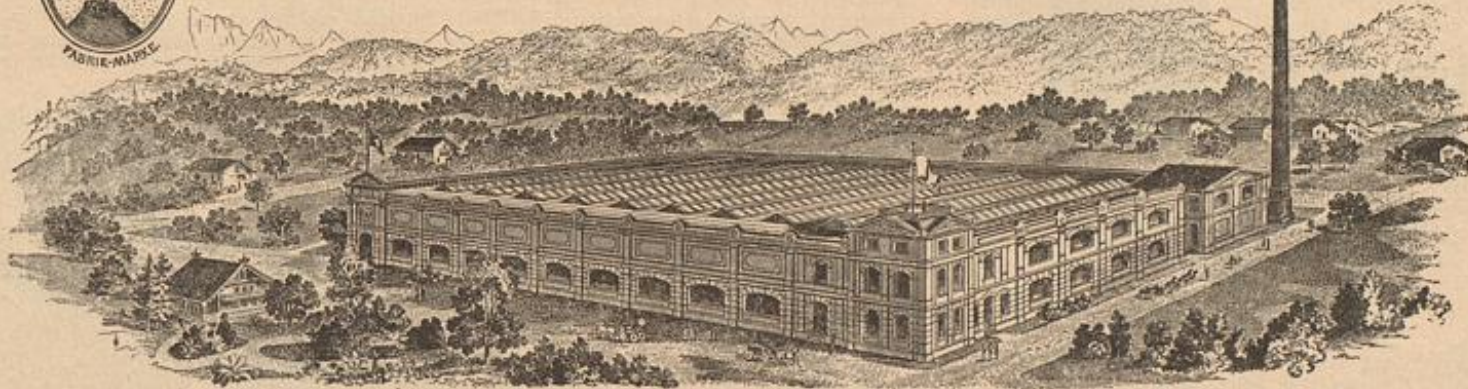
## Abus der Frauenwelt

Berlin. — Die Weihnachts-Messe, welche der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen alljährlich veranstaltet, ist eine der interessantesten, auch dadurch, daß sie uns ein Bild von den Fortschritten der jüngeren Mitglieder des Vereins bietet. Unter den bekanntesten Namen fehlte in diesem Jahre Luise Vegas-Parmentier, die eine Sonder-Ausstellung ihrer Fächer veranstaltete, dagegen fanden wir dieses Genre gut vertreten durch Clara Krebs, S. v. d. Groeben, Sophie Meyer, Helene Jerven u. a. Hervorragend, nicht durch die Größe allein, war ein dreitheiliger von Marie von Offers gemalter Bettfächer, den ein Marien-Idyll von reizvoller Schönheit schmückt. Trefflich wirkte der große Gobelin-Schirm von Marie Kirchner, eigenartig ein Kaminschirm mit bemalter Kupferplatte und Ledereinfassung von Clara Lobedan, die außerdem wundervolle Malereien in Vernismartin auf Tischschänken, zierlichen Consolen, Tischen und Säulen

bot. Ein Büffet- oder Bückerschrank von Magdalene von Vangen zeigte tüchtige Holzmalerei; nicht minder schön waren die in Bambus-Tische eingelegten Platten von Margarete Endoff, die auch Delfter Porzellane eigenartiger Formen aufgestellt hatte. Luise Wenzel, bekannt durch ihre Glasmalereien, gab neben Fensterbildern wunderschöne Porzellane, die durch Farbe und Form gleich bezauberten. In Poterien bot Marie Dumsfrey große Töpfe von decorativer Wirkung. Von Email-Malereien, deren Email-Malereien auf Metall hoch geschätzt sind, fanden wir einen Schrank im japanischen Genre, über dessen Vorderwand, einschließlich der Schreibe, sich Blumen-Kanten, theils in Del-, theils in Email-Malerei ausbreiten. Einen anderen, nicht weniger eigenartigen Schrank mit gemalter Thür-Einlage stellte Hildegard Lehner aus, deren in farbiger Regarbeit ausgeführte Ein- und Aufklappen in Cafetten, Wappen, Truben u. s. w. sich durch meisterhafte Behandlung der Technik auszeichnen. Auf dem gleichen Gebiete sind zu erwähnen die Schalen und Tablets von Maria A. Schulz; reich und künstlerisch vollendet erschienen die ciselirten Cafetten und Rahmen von H. von der Groeben. Amuth und treffliche Ausführung wäre den plastischen Arbeiten von Willi Hünzelberg nachzuräumen, die nicht nur, wie Helene Wohlgeboren, in Eisenblech, sondern auch in Metall arbeitet. Holzmalereien und Holzbrand erschienen als Ausstattungen der mannigfaltigsten Gebrauchs-Geräthe, sowie in Gestalt prächtiger Supraporten, wie sie Elisabeth Andermann, oder Blumen-Kübeln, wie sie Emilie Joch bot; letztere war auch mit originellen Arbeiten in bunter Bauern-Manier, sowie durch Bismuth-Malerei vertreten. Unter vielen Bemerkenswerthen nennen wir noch Marie Galle, Una d'Heurasse, Anna Rannhardt, Gertrud Wunder und Marie Stüler für allerlei zierliche Malereien wie Wappen, Cafetten, Kalender u. dergl.

München. — Prinzessin Theresie von Bayern ist zum Ehrenmitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften ernannt worden in Anerkennung ihrer Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Die hohe Dame hat diese Auszeichnung in einem lebenswichtig-beachtlichen Schreiben an das Präsidium dankend angenommen. Unseres Wissens hielt außer der Prinzessin Theresie zur Zeit nur noch eine fürstliche Dame den akademischen Sessel der Unsterblichkeit. Gräfin Ersilia Gaetani-Lovatelli, die Schwester des Herzogs von Sermoneta, ist schon seit einem Jahrzehnt Mitglied der Accademia de' Lincei in Rom. Die im Jahre 1840 geborene Gräfin ist eine weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannte Alterthums-Forscherin. Ihre Arbeiten wurden, soweit sie sich an das Verhältniß eines größeren Publicums wenden, meist in der „Nuova Antologia“ veröffentlicht. Eine Sammlung derselben ist kürzlich in deutscher Uebersetzung bei Reischer in Leipzig erschienen.

Warschau. — Dichtung und Zeitungs-Kanonice! Was die Phantasie geschaffen, die Wirklichkeit dichtet es bisweilen nach und spiegelt es in der Tagespresse wieder. Im Warschauer Duetwit, fand sich im Inzeraten-Heft folgende Mittheilung: „Der Commandeur und die Gesellschaft der Offiziere des Kesholm'schen Grenadier-Regiments Kaiser von Oesterreich erjuchen alle Commandeure und Offiziere, die beim Regimente seit 1878 gedient haben, sich zur Trauung der Tochter des Regimentis, Maria Konstantinowna Remsgolstaja, mit dem Cornet des 33. Dragoner-Regimentis Prinz Heinrich von Preußen, Alexander Jossifowitsch Schlemmer, am 4. December um sieben Uhr Abends in der Kirche der Warschauer Alexander-Citadelle einzufinden und sich darauf in den Offiziers-Club des Regimentis zu begeben.“ Die Regimentis-Tochter, das klingt wie ein Operntext und ist doch lebensvollste Wirklichkeit. Als das Kesholm'sche Grenadier-Regiment im letzten russisch-türkischen Kriege den Balkan überschritt, fand es, in den verschneiten Bergen herumirrend, eine kleine Türkin. Die Offiziere nahmen sich des Kindes an, führten es während des Restes des Feldzuges mit sich und ließen es erziehen. An dem in der Annonce angegebenen Tage haben sie die Regimentis-Tochter, die inzwischen zur Jungfrau herangewachsen, mit einem Kameraden verheirathet und ihr die Hochzeit ausgerichtet. Die Neuvermählte wurde nach der kirchlichen Trauung von



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

versendet direct an Private:

# Seidene Ballstoffe

und Masken-Atlasse 75 Pfg. p. Met.

bis Nr. 4.65, sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe v. 75 Pf. bis Nr. 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karriert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Nr. 1.85—18.65
Seiden-Poulards	„ „ 1.35—5.85
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Bastleider	„ „ 14.80—68.50

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppelttes Preisporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich  
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.



dem General-Gouverneur Gurko und seiner Gemahlin beglückwünscht. Darauf brachte der Oberst des Ketscholim-Regiments einen Trinkspruch auf das Wohl des Ehren-Chefs der Grenadiere, des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, aus, der sich bei dem Familiensfest des Regiments durch seinen Flügel-Adjutanten, den Oberst Klesch, vertreten ließ. Brausende Hurrah-Rufe und die Töne der österreichischen National-Hymne bildeten die Antwort auf den Trinkspruch des Obersten. Dann trat Oberst Klesch in die Mitte des Saales und überreichte der jungen Frau als Geschenk des Kaisers von Oesterreich ein mit großen Brillanten, die den Namenszug des Kaisers darstellten, besetztes goldenes Armband und übermittelte in russischer Sprache im Namen des Ehren-Chefs der Grenadiere den Neudermählten sowie dem ganzen Regiment die herzlichsten Glückwünsche. Die junge Frau erhielt außerdem noch zahlreiche Glückwunsch-Telegramme und Geschenke von ehemaligen Mitgliedern des Regiments, unter anderen von dem Reservisten Swento, der die junge Türkin bereits auf dem Schlachtfelde gefunden, und von dem Unteroffizier Kiselein, der das Mädchen unter seine persönliche Obhut genommen hatte.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Die Elfasch-Schleife als Garnitur des Hutes — der Capote sowohl wie der runden Formen — gehört seit Jahren zu den liebenden Requisiten der Mode. Hat man sie einmal zu Gunsten anderer Arrangements eine kurze Weile vernachlässigt, so wird sie



im Triumph wieder hervorgeholt und als Neuestes vom Neuen gepriesen. Wir wählen aber auch zur Ausstattung des Hutes kaum Etwas, das mit gleicher Anspruchlosigkeit so viel einschmeichelnde Kleidsamkeit vereint. Diesmal erscheint die charakteristische Schleife aus türkis-blauem Sammet auf einem Theater-Hütchen — wenn das winzige Detachement aus gezogenem Krepp den Namen „Hut“ überhaupt verdient!

— Durch die Sorgfalt der Toilette so vorteilhaft als möglich zu erscheinen, ist nicht nur das Vorrecht der Jugend, sondern es ist vielleicht viel mehr noch die Pflicht des Alters. Hat es manchmal auch den Anschein, als ob die Mode stets nur für die Jugend bedacht sei, so bietet sie doch in ihrer Mannigfaltigkeit das ausgiebigste Material für alle Altersstufen. Der halbantike, lange Paletot mit faltiger Pelzlinie, ein guter, lieber Bekannter aus früherer Zeit, wird gewiß von den alten Damen mit Freuden begrüßt. Er ist ganz gut wiederzuerkennen in seiner neuen veränderten Form mit der stolzen, doppelten Watteau-Falte im Rücken, welche unter der spitzen Passe ansetzt und leicht ausfällt. Einen Bezug aus Seide, Matelassé oder leichtem Tuch garnirt man vielfach mit langhaarigen, abstrahirtem Angora-Zell oder dem kostbaren Federbesatz. — Für die Jugend bleibt der Kosüm-Paletot stets das Elegante, — ihr vor Allem bestimmt die Mode auch hier die Empire-Form. Vielfach wählt man nur Rock und Paletot übereinstimmend und trägt dazu die bequeme Bluse aus Reib- oder Seide. Passe und Ärmel-Stulpen pflegen oftmals nicht allein im Stoff, sondern auch in der Farbe zu kontrastieren. Das unserer heutigen Nummer beigelegte Colorit veranschaulicht die ergänzenden Ansichten in besonders vornehmer Farben-Wirkung.

**Wien.** — Der Wiener Jahrgang besitzt seit vielen Jahren eine berühmte Specialität, den mächtigsten Anziehungspunkt der ganzen Saison: den „Ghnasball“ der Wiener Künstler-Genossenschaft. Von Künstlern erdacht und ursprünglich als intimer Scherz im engsten Freundes-Kreis ausgeführt, ist die Sache nach und nach zu einer solchen Popularität gelangt, daß dieses, zu Gunsten des Pensions-Fonds der Künstler veranstaltete Fest wie kein zweites erscheint und mit dem höchsten Aufgebote von Kosüm- und Decorations-Pracht vorbereitet wird, daß die Eintritts-Karten, trotz der höchsten Preise, lange vorher vergriffen sind, und daß schließlich alle die Hundert-Tausende, die nicht dabei sein konnten, noch wochenlang nachher die Räume des Künstlerhanfes überfluthen, um die lustigen und feenhaften Decorations-Kunststücke der Künstler und die aufgestellten „Ghnas“-Räusen derselben zu bewundern!

Ja aber, was bedeutet nun „Ghnas“ eigentlich? Es bedeutet das Gegenheil von „gebiegen“, etwas Unrechtes, das durch den falschen Glanz werthloser Dinge das Kostbarste auf originelle Weise erregt, und damit ist die Parole für das ganze Fest ausgegeben. Natürlich muß der Schein derartig sein, daß sein wahres

Weisen nach der verblühenden Echtheit des ersten Anblickes sofort in die Augen springt. Wenn z. B. bei der decorativen Ausschmückung, in einem malerischen Backwinkel, wo Grillönig mit seinen Töchtern haust, ein wirklicher Baum aufgestellt ist, in dessen Gekitze eine unheimliche Rabenbrut herumflattert, und wir dann in diesen Raben bei näherer Betrachtung alte Schuhe und Filzstiefel erkennen, denen weiße Knöpfe als Augen aufgenäht und schwarzbestrichene Holzspäne als Flügel- und Schwanzspitzen eingesteckt wurden, oder wenn ein Gemälde als moderner, vertiefter breiter Rahmen einen vergoldeten — Waschtrog hat, dessen Foud es einnimmt, so ist damit wohl eine Idee des herrschenden Princips gegeben. In ähnlicher Weise streifen sich die Ball-Besucher heraus und erreichen oft eine erschütternde Wirkung. Der Ruf des Festes ist schließlich ein derartiger geworden, daß man sich bei dem eng beschränkten Zutritt einverleibt zu entschädigen sucht und auf allen Seiten Neuliches zu veranstalten sich bestrebt. Wird auch das erhabene Vorbild, dem hier unerschöpfliche materielle und künstlerische Hülfquellen zu Gebote stehen, kaum je erreicht, so ist doch die Freude eine nicht geringere. Schon die Festes-Vorfremde — das Erdinken und Berathen, und dann später das Ergähnen des Gesehenen und Erlebten, spielt dabei eine frühe Rolle. Leicht ist die Sache durchaus nicht! Da kann man nicht zum Masken-Verleiher oder zur Schneiderin gehen, um zum tausendsten Male als Gretchen oder Pilgermann die Welt in Bewunderung zu versetzen. Jemandem muß in jedem Kosüm ein Stück gesunder Humor stecken; sogar der ganz passive arme Ballvater, der seinen Passpartout als Reisender oder Sommergast als heiliges Vorrecht genießt, wird sich aus Papier geschnittene Schmetterlinge an den Strohhut spieken oder einen Leihhans-Petzel irgendwo an seinen Leberrock heften. Nun aber erst die eigentlichen Ballgäste! Die prächtigen, aus den Rahmen bekannter Meisterwerke oder der Stoff-Sammlung der „Münchener Bilderbogen“ lebend hervortretenden Gestalten sind des Betrachtens werth. Eine mittelalterliche Königin hat ihren Purpur-Mantel — eine wollene Bettdecke — mit Hermelin verbrämt, der aus Watte mit gedrückten Pfauen besteht; die prächtigen goldenen Mantelspannen sind vergoldete Albert-Gates mit farbigen Bonbons-Gelbsteinen besetzt, die Krone besteht aus ähnlichem Material, während der Schürhaken einer hübschen blauen Samin-Garnitur als Scepter herhalten muß. Ihr Hofstaat ist ihrer würdig; — die Ausrichtung der Paladine ist dem blanten Wegschür-Vorrath der Küche entnommen und brauchte viel Arbeit, viel Phantasie, Proben und Geschick, bis sie so lampförmig beisammen war. Ein solcher unerschöpflicher Feld für lustige Forschung bieten die alt-egyptischen und assyrischen, babylonischen, überhaupt orientalischen Kostüme, und wir glauben der großen Sache nicht besser dienen zu können, als wenn wir eine derartige Pracht-Toilette in Wort und Bild etwas näher beleuchten. Einzelne echte Original-Stücke erhöhen dabei nur die Wirkung des Uebrigen. So hat sich die glückliche Besitzerin einer gestickten Bulgaren-Jacke aus rothem Tuch, eines türkischen Fes und hübscher rother Pantoffel die Beschaffung der fehlenden Bestandtheile für das Kostüm einer Voontia in recht leicht gemacht. Aus Kaffeefas-Stoff erscheint eine gut passende feste Faule gefertigt und sodann mit Spiritus-Lack und Bronze-Pulver dauerhaft vergolbet. Ein reicher Vorrath goldener Besätze und Klein-Auflösungen ist aus gelbem Glanz-Kattun in der Weise hergestellt, wie die Kinder-Papier-Spitzen ausschneiden; in den dicht zusammengefalteten Stoff schneidet man mit der Schere seltene Zacken und Ausschmitten; die so gewonnenen Musterstreifen und Kofetten sind gleichfalls vergolbet und als Randbesatz der langen Hänge-Kerml von gestreiftem, erdmetfarbigem bosnischen Stoff oder der weiten Pluder-Beinkleider aus hellem Wollstoff verwendet. Aus einem gestickten Bordüren-Tischtuch, auf dem unbeschadet auch die altdeutschen Sprüche desselben sichtbar werden dürfen, erzieht man herrlich drapirte Ueberkleid gewonnen, welches mit noch mehreren, möglichst verschiedenartigen Tischläufern und gestickten Handtüchern oder Büffet-Decken als Schärpe und Draperie überlegt und garnirt ist. In der Gürtel-Draperie finden prächtige Waffen: ein mit blanken Nägeln beschlagenes Schintendein als Pistole, ein Papier-Messer und der künstlerisch verzierte Schraubenzieher der Nähmaschine; der kostbare Zehnen-Schmuck ist aus vergoldeten Raben-Scheiben und Rosinen hergestellt, aber erst im letzten Augenblick, weil die Herrlichkeit abwehrt, so wunderbar echt sie auch aussieht. — Das zweite Kostüm beweist, wie auch ein mehr ballmäßiges Phantasie-Kostüm für Ghnas-Zwecke eingerichtet werden kann. Die Niesen-Pensées, woraus sich der originelle Hut bildet, und womit die Toilette geschmückt wird, sind durch ein paar flotte Kreide- und Kohlenstriche, unter Benutzung der natürlichen Musterung der Blume, zu ausdrucksvollen Gesichtern umgewandelt. Auf dem Jücker, der die bekannte Form mit einer Reihe großer Pensées am oberen Rande zeigt, wiederholt sich der Scherz, indem, je nach dem verfügbaren Talent für Caricatur, sich in der Gesichter-Reihe der Blumen eine ganze Herzens-Drageddie abspielen kann. Dagegen soll das Brust-Vouquet womöglich aus schönen frischen Pensées bestehen. Im Uebrigen entspricht die kurze Toilette aus lila Krepp oder Gaze mit violetter Sammet-Wieder und dunklerem, als Watteau-Falte entsprechenden Schleppentheil aus Gaze, langen gelben Handschuhen und dunkelorange Seidenstrümpfen nebst Schuhen, allen Anforderungen der Grazie und Eleganz, wie denn Schönheit und Reiz der Form neben Humor und Witz immer gewahrt bleiben müssen.

Natalie Brud.

— Die allernueste Form für Pelzklappen ist der Commode-Kopf-Bedeckung der österreichischen Armee, den sogenannten Holzrüben nachgebildet und sitzt auf der modernen Zeitur äußerst flott und distinguirt; auch der Schleier verträgt sich vortreflich damit. Das Röhchen, mit einer Längsfurche nach zusammen gedrückt, hat zwei halbrunde Klappen, die sich, z. B. bei Schneesturm oder im Bahn-

coupé, auch schützend herablegen lassen; ein kleiner, silberner Schlittschuh oder das Club-Abzeichen an der Seite kennzeichnet die Eisläuferin. Zur Krone paßt vorzüglich der halbangelegte, hochstehende Pelzkragen mit breitem, passierigem Brust- und Rückentheile, die zu festem Anschluß unter dem Arm durch Gummiband verbunden sein können. Diese Form läßt die Krümmung völlig frei; manchmal verlängert sie sich auch zu einem vollkommen ärmellosen Pelzjäckchen. — Im Verein mit breiten Pelz-Heberstulpen und einem schmalen Randstreifen am Hals giebt die Garnitur einem

einfachen, blusen- oder prinzessförmigen Kleid aus gebiegem Stoff — in der Vorlage haferlumpbranner, quergerippter Velvet — den Charakter des Mantelkleides, den die zweimal umgeschlungene breite Flechtenborste mit Pelzbällchen-Abschluß noch erhöht. Die gleiche Borste garnirt auch den Rock. Ein ganz raffiniertes Ding ist das Röhchen, so läßt es sich nach aufrollen und birgt unter seinem Pelzfutter ein ganzes Réceptaire: eine Flasche mit kölnischem Wasser, Kamm und Bürste, Notizbuch, Federmesser und Nähzeug — eine auf dem Feldplatz mitunter höchst brauchbare Ausstattung; das Taschentuch findet in einer an der Außenseite befindlichen Tasche Aufnahme. Sehr zweckmäßig erweist sich am linken Kleiderarmel ein kleines Täschchen mit Leberthöpi-Klappe für einzelne Münze, Zahntarten u. Bei dieser Gelegenheit möchten wir die Schlittschuh-Käuferinnen von Neuem daran erinnern, daß das wichtigste Erforderniß für graziöses und gefahrloses Laufen starke Schnürstiefel sind, die allein dem Fußstüchel den nöthigen Halt geben. Nicht fehlen darf ferner eine warme Umhüllung für den Heimweg, als welche man in diesem Jahre vielfach mit bunter Seide und Eiderdunen warm abgepreßte, gefüllte Capes vom Stoff des Kleides trägt.



N. B.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Klein-Eisen-Arbeit.**

Die Klein-Eisen-Arbeit ist italienischen Ursprungs, wenigstens soweit es sich um fertige Gegenstände, wie zierliche Ampeln, Laternen u. dergl. handelt, dagegen ist von England die Ausbildung der Technik durch Dilettanten zu uns herüber gekommen. Nach Art der mittelalterlichen Schlosser-Arbeiten aus feinen, geraden und gemauerten Eisenstäben werden die modernen kleinen Sachen in ähnlicher Weise aus schmalen Eisenblech-Streifen, also Bandeisen im Kleinen, hergestellt. Da man auf das Löthen ganz verzichten kann und die Anwendung von Feuer demnach ausgeschlossen ist, so eignet sich die Technik, nebenbei bemerkt eine höchst anmühsame Beschäftigung, trefflich für Frauenhände, umso mehr als alle derartigen Eisen-Arbeiten wirklich praktischen Werth haben. Die verschiedenen durchbrochenen Stern- und Kofetten-Figuren, welche in gefälliger Anordnung zu den mannigfaltigen Gegenständen zusammengestellt erscheinen, sind einzeln kunstlich und lassen sich sowohl in dieser Gestalt verwenden oder, nachdem sie auseinander genommen, wieder zu anderen Formen vereinigen, auch in



einzelnen Theilen als kleinere Ornamente anbringen. Ein Hauptreiz liegt in dieser Vielgestaltigkeit der Hiarathe, welche sich den kleinsten wie größten Flächen anpassen und z. B. zur Decoration von Schrankthüren oder dergl. ein trefflich brauchbares Material bieten. Viele unserer Leserinnen werden sich begnügen, mit diesen vorhandenen Formen zu arbeiten, sie nach Gefallen umzugestalten und zu verwenden; andere hingegen wird auch die Herstellung der Hiarathe locken und zwar mit Recht, denn die Arbeit ist ebenso anregend wie lohnend, und die Erlernung der Handgriffe verlangt nur einige Uebung.





Bilder- oder Spiegel-Rahmen.

Schwarzblech in 1/2-1 mm Stärke dient als Arbeits-Material und zwar in Streifen von ungefähr 5 mm Breite; die Länge hat sich je nach der betreffenden Form des Ornamentes zu richten. Diese Blech-Streifen sind fertig geschnitten käuflich (siehe Bezugsquellen); will man aber das Blech selbst schneiden, so müssen zuvor auf diesem Linien mit dem Zirkel abgestochen und mit Frieme oder Ahle nach dem Lineal gezogen werden.

An Handwerkszeug sind erforderlich: eine Blechschere, eine Flach- und eine Bieg-Zange, ein Feillöben, wie beim Laubhagen in Metall, oder ein kleiner Schraubstock, ein Amboss oder eine ungefähr 8 cm im Quadrat große Richtplatte, eine Feile und ein Hammer. Die mit der Blechschere in erforderlicher Länge geschnittenen Streifen spannt man mit dem einen Ende in den Feillöben oder den Schraubstock, während die Biegezange das andere Ende erfährt, um ihm durch Vorziehen, d. h. durch schraubenförmiges Drehen die gewollte Form zu verleihen. Mit der Flachzange fertigt und befestigt man später den sogenannten Bund, einen kurzen, hakenförmig gebogenen Metallstreifen, welcher zwei oder mehr Teile eines Ornamentes verbindet. Auf der Richtplatte oder dem Amboss werden die einzelnen Theile gerade geschlagen „gerichtet“, die Riete fest geschlagen u. s. w.; hat das eine Ende des Amboss einen Dorn, so lassen sich die Metallstreifen leicht daran runden. Beim Zurichten

können als Unterlage auch Holzstücke von kugelförmiger, kegelförmiger oder cylindrischer Gestalt dienen. Feillöben und Schraubstock sind allenfalls zu entbehren, da sich die einfachen Formen ebenfalls mit zwei Fingern drehen lassen. Die Bahn des Hammers kann hoch, concav, convex oder vieredig geformt sein; der Hammer dient zum Blatt- und Flachschlagen, zum Abrunden und Umbiegen der Blechstreifen auf dem Amboss und zum Festschlagen der Riete. Diese bestehen aus Eisenstiften, deren oberes Ende mit einem flachen Kopf versehen ist. Beim Rieten steckt man die Stifte durch vorgebohrte



Flache und gedrehte Streifen. Einzelfiguren. Bund.

Wohr in den Blechstreifen, wendet den Stift, damit der Kopf auf dem Amboss aufliegt, und schlägt „nietet“ das emporsichende Ende

durch Hämmern fest. Die vorgebohrten Löcher lassen sich durch den Rattenhämmern — eine runde Feile — beliebig erweitern. (Fortsetzung folgt.)

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten Nr. 43. Aufnah-Arbeit. Spanien, XVII. Jahrhundert. In der dem heutigen Heft beiliegende bunte Tafel enthält die Wiedergabe einer alten Stickerei aus unserer Sammlung interessanter Handarbeiten. Das edle Muster in seiner in sich abgeschlossenen Linienführung ist vielfach selbständig zu verwenden, und auch einfarbig von schöner Wirkung. Ganz besonders eignen sich die Formen der Vorlage auch zur Ausführung in „Aufnah-Arbeit“ mit ausgeführter Musterung, wie Abb. 33 der Nummer vom 12. Nov. 1892 sie lehrt. Die Abb. 31-32 zeigen dort diese Arbeit, an deren Stelle unsere Vorlage treten kann, als Verzierung von Möbeln. Eine der folgenden technischen Nummern wird eine weitere Anwendung der reizvollen und dabei rasch fördernden Stickerei veranschaulichen. S. 5.

Bezugsquellen: Güte: E. Hartleb, W. Pachtgenstr. 32. — Material: F. Schröder, C. Jerusalemstr. 29. A. Hall, W. Jägerstr. 23. — Material zur Klein-Eisen-Arbeit: Conrad Gausch, München, Johannisstr. 12.

Redactions-Post.

G. Z. in Brandenburg a. S. — Wir können Ihr lebhaftes Interesse für den ersten Theetrinker und für den Thee-Consum nur in soweit befriedigen, als es sich um drei Welttheile handelt. Unsere Beziehungen zu Asien und Afrika genügen nicht für zuverlässige Auskunft. In Europa ist der sinesische Thee seit etwa zweihundertfünfzig Jahren bekannt; im Jahre 1635 soll er zum ersten Male nach Paris gekommen sein und im Jahre 1665 der unmittelbare Theehandel zwischen England und China begonnen haben. Damals ist das Pfund Thee mit drei Pfund Sterling (60 Mark) bezahlt worden. Der größte absolute Theeverbrauch (mehr als 80,2 Millionen Kilogramm jährlich) findet in Großbritannien statt, dem sich anschließen: die Vereinigten Staaten von Amerika (32 Millionen Kilogramm), das europäische Rußland (16 Millionen Kilogramm), die australischen Colonien (8,2 Millionen Kilogramm), die Niederlande (2 Millionen Kilogramm), das deutsche Reich (1,8 Millionen Kilogramm). Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen jährlich für Großbritannien 2,18 Kilogramm, für Deutschland 0,06 Kilogramm Thee.

Der neue illustrierte Weihnachts-Katalog von Carl Flemming in Glogau, enthaltend eine reiche Auswahl gediegenster Geschenkwerte, ist durch jede Buchhandl. u. v. Carl Flemmings Verlag in Glogau direkt zu bez. gratis u. franco.

Vorzügliches Geschenk für Damen. Erich und Elia von Johannes Voelting. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einbindung von M. 4.— vom Verlage R. Karstens, Hamburg, Belzigerstraße 7. Nächst der alten Pinakothek. Albert Seckstein, München, Gabelsbergerstr. 22. empfiehlt sein reichhaltig assortirtes Lager aller edelsten Mal- und Zeichenutensilien in deutschen, französischen und englischen Fabrikaten, sowie in Gegenständen aller Art zum Bemalen u. Brennen. Brennapparate, Mal-, Zeichen- u. Brandvorlagen etc. Illustrierte Preislisten kosten- und portofrei.

Deutsche Seidenstoffe sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Erzeugnisse, aber durch bedeutende Zollersparnisse wesentlich billiger; nach dem neuen deutschen Zollgesetz kostet jedes Kilo Seidenstoff Mk. 6.— Eingangszoll. Wir versenden gerne Proben unserer schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffe, welche in unübertroffener Auswahl von Mk. 1.15 bis Mk. 18.— à Meter vorrätig sind, postfrei an Jedermann. Deutschlands grösstes Specialgeschäft für Seidenstoffe. Crefeld. Michels & Cie., Berlin W., Equitablopalaast. Königlich niederländ. Hoflieferanten. Lieferanten des Waarenhauses für Armee und Marine. Lieferanten des Waarenhauses für deutsche Beamte.

Was thut Frau Helene, die sparsame Hausfrau, geb. M. 1.50 die praktische Hausfrau, „ „ 1.20 Kartoffelküche broch. „ „ 0.80 Rührig's Kochbuch fürs deutsche Haus, 1093 Rezepte, geb., 2.— Man verlange ausdrücklich nur diese ganz vorzüglichen, unentbehrlichen Haushaltungs-Werke in den Buchh. od. dir. von der Jaeger'schen Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a/M. gegen Einsendung des Betrages.

Jeder Naturfreund abonniere auf die illustrierte Zeitschrift Natur und Haus. Monatlich 2 reichhaltige Hefte. Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pf. durch alle Buchhandlungen und Postämter. Probehefte gratis und franco. Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46.

Für die Carneval-Saison empfehlen wir unsere reich assortirt elegant sortirten Pariser Maskenbilder. Maskenabscanz von je 6-9 Figuren (Herren- und Damenfiguren) à 1 M. Masken-Gruppenbilder, 3 Figuren (Damenfiguren), à 60 Pf., einzelne Maskenbilder-Figurinen, (Damenfiguren), à 80 Pf., Kindermasken-Abscanz von 6-7 Figuren à 1 M., einzelne Kindermaskenbilder v. 6-7 Figuren à 60 Pf. Ausführlicher Katalog ca. 480 Nummern gratis und franco. Leipzig. Hoffmann & Ohnstein. Heitere Badewannen, Badestühle etc. Preiscur. gratis. L. Weyl, Berlin, Prinzenstr. 49.

Häkel- u. Macramé-Vorlagen von Sophie Reinle. Neu reichhalt. Ser. I 1.20 M. Prämürt geschmackvoll „ II 1.60 „ Schwelndnitz Empfohlen in „ III 0.80 „ 1892. „Fürs Haus“ „ IV 1.00 „ Besorg fr. geg. Eins. d. Betrags v. Verlag Frau S. Reinle, Stockach, Baden, Konstanz, J. A. Pecht, sowie d. jede Buchhandlung, Stickereigeschäfte.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt- und Holzmalerei-Vorlagen, auf Papier wie direkt auf Holz gedruckt. Preiscurante m. 1200 Illustrat., auch über Werkzeug u. Materialien, 20 Pf. Briefmark. Mey & Widmayer, München.

Im Stände alldentsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 31. PATENT BRENNAPPARAT Mk. 6,50. Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

Neuheiten zum Bemalen, Brennen, Kerbschnitt, etc. Preiscur. gratis u. fr. G. A. Noll, Halle a/S. Filz-Hüte f. Damen, f. Kinder garnirt zu anerkannt billigen Preisen empfiehlt die Strah- und Filzhat-Fabrik von W. A. Peschke, Leipzigstr. 30. Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen: Jugendbrunnen. Alte Reime mit neuen Bildern von Fedor Flinzer. In elegantem Einband mit farbigem Umschlag. Preis: 4 Mark.

Inhalt: 1. Hüte, mein Kündchen, was ich dir will fingen. 2. Elo popolo, was raschelt im Stroh? 3. fünf Engel haben gelungen. 4. D' Engel han's Bett gemacht. 5. Abc, das Käpchen lies in'n Schnee. 6. Tanz Kündchen, tanz. 7. Vögel, die nicht fingen. 8. Der ist ins Wasser gefallen. 9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm Garten. 10. Schnecke, Schnecke, schneiere. 11. Ihr Diener — was machen denn Ihre Hähner? 12. Schier mein Gartenzwanz. 13. Mollfäßer flieg. 14. Pfeffel, willst du nicht gerathen. 15. Pudel, Pudel, behj mich nicht. 16. Duthöhöfen, Duthöhöfen, wat deist in 17. Ein Huhn und ein Hahn, (unten Hoff. 18. Es ging eine Fleg' am Weg hinaus. 19. Gröh dich Gott, mein Lieb's Regert. 20. Steht die Alte im Walde. 21. fuchs, du haß die Gans gestohlen. 22. Hora, hora! mein Käf' find alle nel. 23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal. 24. Herr Demereh.

Acad. Lehr-Anstalt für Damenschneiderei. Vorsügl. Unterricht in Nähmaschinen, Schneiden und Anfertigung v. Kleidern und Damen-Confection. Berlin S.W., Romanbantenstr. 34. Reinh. Jacob, Elise Jacob geb. Blüthner. Empfohlen d. Ihre Durchlaucht d. Prinzess Elisabeth zu Bentheim. Ausführliche Prospekte gratis u. franco.

Praktischste Schnittmusterwerke. Für Fleissige Hände von Frl. Ehlinger und Lutz. I. Anleitung und Muster zur Herstellung von Leib- und Bettwäsche. II. Anleitung u. Muster u. Herstellung von Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1-5 J. III. Tassele für Kinder von 6-12 Jahren. — Jeder Teil — in schöner Mappe mit 70-80 Mustern in naturl. Grösse ausgestattet. Preis jeden Teiles M. 3.50, R. Lutz, Stuttgart nach zwärts franco (Häckerstr. 2) M. 3.80. oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslands.

Präm. Amsterdam, Hannover, Leipzig. Kux, Deutsche Küche. Best. Kupf. d. Neuz. Eleg. gr. 4 Mk. Verl. v. Jul. Bagel, Mülheim Ruhr.

CHOCOLAT MENIER Die grosste Fabrik der Welt. TÄGLICHER VERKAUF: 50,000 Kilos. Zu haben in allen Spezerei-DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.



# Gebr. Stollwerck Köln.

Lieferanten der meisten Europäischen Höfe.

Eigene Verkaufsstellen:

- Berlin**, Friedrichstrasse 61.
- Breslan**, Schwenditzerstrasse 31.
- Frankfurt a. M.**, Kaiserstr. u. Gr. Bockenheimerstr.
- Wien I.**, Hohermarkt 6.
- Amsterdam**, Kalverstraat 103.
- London**, 3 Shaftesbury Avenue.
- Brüssel**, 80<sup>ter</sup> Rue Neuve.

Reichhaltigste Auswahl für den

## Christbaum und für den Festisch

### Speise- und Koch-Chocoladen,

### Chocolade-Spiele und -Figuren,

### Crème-Chocolade, Chocolade-Bonbons, Herz-Cacao.

### Puder-Cacao. Dr. Michaelis Eichel-Cacao.

### Biscuit und Waffeln. Marzipantorten, (plastische)

### Blumen- und Fruchtstücke, sowie

### symbolische Darstellungen von 1 M. bis 30 M. p. Stück.

### Gebäcke, Gerichte, Früchte, Gemüse

### in Marzipan täuschend nachgebildet, in jedem Gewicht.

### Dessertbonbons, Knallbonbons.

### Attrapen u. Bonbonnières. Besonders beliebt ist

### Stollwerck's Spar-Automat,



mit Chocolate gefüllt  
**M. 1.-**,  
Chocolate zum Nachfüllen in  
Packeten à 10 Tüfelchen  
**35 Pfg.**

Stollwerck'sche Fabrikate  
sind i. all. geeignet. Geschäften,  
zumeist Conditoreien vorrätlich.

**Appetitlich — wirksam — wohlschmeckend sind:**  
**Kanold's Tamar Indien**  
Abführende Frucht-Konfitüren für Kinder und Erwachsene.  
Schachtel 80 Pf., einzeln 12—15 Pf. in fast allen Apotheken. Als Ersatz:  
**Tamarinden-Wein u. Sagrada-Wein.**  
Toni-sch wirkende Abführ-Weine à Flasche 1 Mark in den Apotheken.  
Ärztlich warm empfohlen bei **Verstopfung, Kongestionen, Migräne, Leberleiden, Influenza, Magen- und Verdauungsbeschwerden, Hämorrhoiden.**  
Nur echt, wenn von Apotheker C. Kanold Nachfolger in Gotha.

**Neu!**  
**Woll-Leinen-Wäsche.**  
„Zwei Pol“  
siehe: Heft 19 d. Illustr. Frauen-Ztg. No. 23, 24 u. 31.  
**FRITZ BEUTER Stuttgart.**

**Schmücke Dem Heim!**  
Eine Hierde für jeden Salon!  
Soeben erschien der III. Band der „Innen-Decoration“  
Der selbe enthält über 250 große Illustr. und 28 Kunstbelegungen nebst erläuterndem Text zur „Einrichtung traurer Wohnräume“.  
Schönstes Geschenk für kunstsinigende Frauen! Preis eleg. geb. M. 20.— In Buchhandlung oder direkt vom Kunstverlag  
**Alexander Koch, Darmstadt 36.**

**Weihnachts-Kistchen**  
enthaltend: Specialitäten „Schwäbischer Weihnachts-Gebäcke“ in jeder gewünschten Grösse und Zusammenstellung versendet  
Conditorei **Laura Stahl, Stuttgart.**

Das neueste in **Verlobungs-Anzeigen, Hochzeits-Einladungen, Visiten- und Gratulationsarten**  
liefern in höchster Ausführung. **Hyll & Klein, Barmer.**  
Muster sehen teilweise zur Verlobung.

**Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln**  
erteilt Fräulein **Martiny, Berlin, W.**  
Potsdamerstr. 122 c.

**PARFUMERIE PARIS-CAPRICE**  
Neue Erzeugung **GELLÉ Frères**  
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

**Bitte, eine Frage!**  
besitzen Sie die kleine Schrift: **Chemie der Hausfrau?** Inhalt: Conservir. d. Nahrungsmittel, Erkenn. v. Verfälsch., bewährte Rezepte f. Toilette, Wäsche, Küche u. Garten, vollst. Anleit. z. Bereit. v. Wein, Likör aus Obst etc. **Nur 75 Pfennige franco.** — Verfasser: **F. R. Müller, Chemiker, Köln a. Rh.**  
Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

**Felix Dahn, Gedichte. 4. Sammlung.**  
Dahn und Theresia Dahn.  
XII, 554 S. 8°. geb. 8 M., geb. 9 M.  
Diese Sammlung ist die erste, welche seit dem Erscheinen der „Balladen und Lieder“ (1878) veröffentlicht wird; die Gattin des Verfassers ist mit 30 jährigen Gedichten früher nicht hervorgetreten.  
Die Abtheilung: „Leitendes, Schmerz und Schwärze“ zeigt den Dichter von einer bisher wenig bekannten Seite; auch an Spiegelbildern des künstlerischen und poetischen Lebens der Gegenwart fehlt es diesmal nicht.

**HYGIENE DES KOPFES**  
Schönheit der Haare  
**EAU DE QUININE**  
VON **ED. PINAUD**  
Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare  
**37, Boulevard de Strasbourg, PARIS**  
Jede echte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift **Ed. Pinaud** versehen. **deposé**

**Mustriter & Volständiger CATALOG**  
französischer Marken und Marken  
französischer colonien  
32 Seiten, franco für **60 Pf.**  
**J. DELZENNE**  
65, Rue St-Dominique PARIS

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:  
**Extra-Blätter**  
der  
**Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung.**  
(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)

- Nr. 2. frivolitäten (Oechi). Mit 48 Abbildungen.
  - Nr. 4. Filet-Guipure. 2. Auflage. Mit 96 Abbildungen.
  - Nr. 5. Filetstricken. — Genähte Guipure (de Cluny). Mit 68 Abbildungen.
  - Nr. 6. Spitzenarbeit. 2. Auflage. Mit 98 Abbildungen.
  - Nr. 8. Rahmen-Arbeit. Mit 64 Abbildungen.
  - Nr. 10. Weißstickerei. I. Abtheilung. Mit 110 Abbildungen.
  - Nr. 11. Spitzenklöppeln. Mit 78 Abbildungen.
  - Nr. 13. I. Knüpf-Arbeiten. I. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 90 Abbildungen.
  - Nr. 15. II. Knüpf-Arbeiten. II. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 84 Abbildungen.
  - Nr. 14. Venetian. Spitzen-Stickerei. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 15. Plattstich-Stickerei. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 16. Namen- und Monogram-Stickerei. I. Mit 95 Abbildungen.
  - Nr. 17. Spitzenarbeit mit Bändchen. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 18. Eigen-Bezüge. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 19. Namen- und Monogram-Stickerei. II. Mit 80 Abbildungen.
  - Nr. 20. Häfelarbeit. Mit 3 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 21. Aufnääh-Arbeit und leichte Stickerei. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 22. Kerbschnitt-Arbeiten. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 24. Stickerei mit füllstücken. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 25. Neue Blumenstickereien. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 26. Flachstickerei. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 27. Lederstich-Arbeiten. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 28. Flachstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 29. Häfelarbeiten und in Typen gesetzte Muster. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 30. Buntstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 31. Puppen- und Puppen-Garderobe. Mit 1 1/2 Seiten Abbildungen und 2 Seiten Schnittmuster.
  - Nr. 32. Aus dem ABC der Holzbrandtechnik von Professor J. Capper I. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 33. Mossul-Stickerei. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 35. Goldstickerei. I. Anlegen oder Lege-Arbeit u. Cordeltechnik. Mit 61 Abbildungen.
  - Nr. 36. Flachstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 37. Blumenstickereien. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 38. Passementerie-Garnituren. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 39. Häfelarbeiten für Wollfaden. Mit 23 Abbildungen.
  - Nr. 40. Buntstickereien auf fries. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 41. Leinenstickerei mit füllstücken. Mit 4 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 42. Bunte Tapiserie-Arbeiten. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 43. Elfenbein-Stickereien. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 44. Tambour- oder Kettenstich-Arbeiten. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 45. Schwedische Aufnääh-Arbeit mit Buntstickerei. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 46. Decorative Stickereien für Kirche und Haus; Aufnääh-Arbeit zc. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 47. Decken, doilies oder Eis-Servietten. Mit 50 Abbildungen.
  - Nr. 48. Mittelalterliche Stickereien. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 49. Ungarische Plattstickereien. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 50. Japanische Blumenwinden und Blumengefäße von Julius Leffing I. Mit 22 Abbildungen.
  - Nr. 51. Stickereien mit Durchbrüchen und dichten, füllstücken auf Canevas (Colbert-Stickereien). Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 52. Blumenwinden und Blumengefäße II. Japanische Blumenstränge. Einzelne Blumen aus Seidenpapier. Mit 45 Abbildungen.
  - Nr. 53. Aufnääh-Arbeit mit Spitzenbändchen auf Gardinen-Tüll für Fenster-Vorhänge zc. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
  - Nr. 54. Aufnääh-Arbeiten auf gemustertem Grunde. Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen.
- Preis je 50 Pfennig (50 Kreuzer), die Nummern 14 und ff. für Abonnentinnen der Modenwelt 25 Pfennig (15 Kreuzer).  
In letzterem Falle muß die Bestellung unter Beifügung der Abonnements-Quittung bei uns direct franco, nicht durch eine Buchhandlung, erfolgen. Auch die andern Nummern können von uns direct bezogen werden, falls der Bezug durch eine Buchhandlung zu weitläufig ist.  
Directen Bestellungen ist der Betrag beizufügen, wogegen franco erpedirt wird.  
**Die Expedition der Modenwelt u. Ill. Frauen-Zeitung**  
Berlin W., Potsdamerstraße 38. — Wien I., Operngasse 3.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.  
**Musterbücher für weibliche Handarbeit.**  
Großes Quart-format.  
**Muster altdeutscher Leinenstickerei.**  
Herausgegeben von der Redaction der Modenwelt.  
**Erste Sammlung. 9. Auflage.**  
Gesammelt von Julius Leffing.  
25 Tafeln mit 259 Mustern und 16 Seiten Text.  
**Zweite Sammlung. 7. Auflage.**  
Gesammelt von Julius Leffing.  
26 Tafeln mit 208 Mustern, 7 Anwendungen derselben, sowie 12 Seiten Text.  
**Dritte Sammlung. 4. Auflage.**  
Alphabete zc. und Anleitung zur Herstellung doppelseitiger Stüchle.  
Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.  
27 Tafeln mit 27 Alphabeten zc. (145 Mustern, 26 Anwendungen der Muster), sowie 32 Seiten Text mit 74 erläuternden Abbildungen.  
**Vierte Sammlung.**  
Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.  
30 Tafeln mit 193 Mustern, sowie 20 Seiten Text mit 109 erläuternden Abbildungen.  
Preis in Mappe je 3 Mark.  
Prachtausgabe auf farbem Kupferdruck-Papier in Mappe je 6 Mark.  
**Muster altitalienischer Leinenstickerei.**  
Gesammelt und herausgegeben von Frieda Eipperheide.  
**Erste Sammlung. 2. Auflage.**  
30 Tafeln mit 66 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 erläuternden Abbildungen.  
**Zweite Sammlung. 2. Auflage.**  
30 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 erläuternden Abbildungen.  
Preis in Mappe je 6 Mark.

**Wollene Lumpen!**  
jeber Art gestrikt oder gewebt auch neue Wolle weid. zu Hautschleibern, Unterröckchen, Herrenstoffen, Teppich-, Schlaf-, Federbetten u. Kissenstoffen umgearb. Muster gratis. u. fre. **Fr. Tugendheim, Craacu b. Magdeburg.**  
**Lehranstalt f. Retouche.**  
An dem am 1. Januar beginnenden Cursum nimmt neue Schülerinnen auf **Elise Vogelsang, Berlin, Süppelstraße 59.**  
**Filigran-Specialgeschäft**  
Dresden, Serrestrasse 2.

**Modern und billig**  
Jäckchen in Silber, Gold- und Wachsperlen, Jäckchen aus Goldlitzten, aus bunt Metall-chnürchen mit buntschimmernd. Perlen, hierzu passende Mieder, Gürtel und Besätze. — Schwarze und farbige Passementerie-Besätze, Jäckchen, -Gürtel und -Mieder in Seide und Perlen. Gestickte Spitzen u. Bordüren, Tüllspitzen, seid. Spitzen, Spachtelspitzen, Fantasietulle u. Perltulle, 70 cm breit, in schwarz, weiss, crème, auch bunt mit Silberperlen u. Goldperlen, buntgestickte russische, persische u. schottische Bordüren, Gold-, Silber- u. Stahlbesätze, seidene Bänder u. Sammetbänder, Federbesätze, Knöpfe, Schnallen und Agraffen.  
**Katalog m. Abbildungen sämtlicher Artikel gratis und franco.**  
**Siegbert Levy**  
Berlin O., Jerusalemstrasse 23  
Eingang Hausvogtelplatz.





## Kunstgewerbliches.



Metallplatte Getrieben und ciselirt von Hedwig von der Gräben.

Wie sehr das Kunstgewerbe im Hause Eingang gefunden hat, beweist die zunehmende Anwendung der Metall-Technik für künstlerische Handarbeit. Die hier durch das weniger gefügte Material bedingte strenge Formgebung ist besonders geeignet, ein Stilgefühl heranzubilden, das die Zeichnung mit dem zu bearbeitenden Stoff in Einklang zu bringen weiß. Das Muster der nebenstehend abgebildeten Einsapfplatte ist über einer Bleiunterlage aus freier Hand bossirt, mit Punzen überarbeitet und nachciselirt. Zwei phantastische Greifen-Gestalten hocken auf einem Blatt-Ornament, dessen Verzweigung sich mit einem Lorbeerwulst verzahnt, der ein mit Monogramm oder Wappen zu schmückendes Schild umtränzt. Die Platte mit ihrer den besten Renaissance-Mustern nachgebildeten Zeichnung läßt sich als schmückende Einlage für die Vorderseite einer Kassette oder kleinen Truhe verwenden. In Verbindung mit einem dunklen Holzton dürfte das Metall, Kupfer oder Eisen, zu schönster Wirkung gelangen.

## Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — In dem Gedächtnis-Saal der Kaiserin Augusta im Hohenzollern-Museum hat soeben ein interessanter Erinnerungsgegenstand Aufstellung gefunden. Es ist ein einfacher grauer Jächer aus Ahornholz, dessen sich die Gräfin Hatz, die vor einigen Jahren verstorbenen Hof- und Palast-Dame der Kaiserin Augusta, am Abend ihres fünfzigjährigen Dienst-Jubiläum bei einer Thee-Gesellschaft im Palais Unter den Linden bediente. Die 15 Stäbe des Jächers tragen die eigenhändige Unterschrift aller, bei der schönen Feier anwesenden Gäste. Neben dem Namen des Kaisers Wilhelm I. steht der der Großherzogin Luise von Baden; dann folgen die Autogramme des Grafen Bülker, des Grafen Perponcher, des Grafen Lehndorff, der Flügel-Adjutanten und der dienstthuenden Hofdamen und Kammerherren. Der an sich schmucklose Jächer gewinnt so eigenartige Bedeutung und giebt ein schönes Zeugnis für das Verhältnis unserer Herrscher-Familie zu ihrer nächsten Umgebung.

Dem Verein „Mädchenhort“ sind mittels eines kaiserlichen Erlasses die Rechte einer juristischen Person verliehen worden. Der Verein verfolgt die Aufgabe, schulpflichtigen Töchtern unbemittelter Eltern, welche außerhalb des Hauses ihrem Erwerb obliegen müssen, während der schulpflichtigen Zeit ein Heim zu bereiten, das ihnen den Schutz und die Erziehung gewährt, die ihnen das Elternhaus unter dem Druck der Verhältnisse nicht bieten kann. Die Kinder werden in den Sorten von festangestellten Lehrerinnen,

welche unter der Aufsicht von Damen des Vereins stehen, angeleitet, ihre Schulaufgaben zu erledigen, Handarbeiten zu fertigen und häusliche Arbeiten zu erlernen. Der Verein unterhält bereits sechs Sorten mit mehr als 350 Kindern, muß aber leider viel mehr Gesuche um Aufnahme zurückweisen, da seine Mittel nicht ausreichen, welche im Wesentlichen aus den Mitglieds-Beiträgen entnommen werden. Mitglied des Vereins ist Jeder, der einen Jahresbeitrag von mindestens zwei Mark entrichtet.

**Wien.** — Daß eine Frau in den Verwaltungsrath einer Actien-Gesellschaft gewählt und sogar Präsidentin des Verwaltungsraths wird, gehört sicher nicht zu den alltäglichen Ereignissen. Die Lankowitzer Kohlen-Compagnie zählt zu ihren Actionairen Frau Ludovica Bang, die Gattin des ehemaligen Besitzers der alten Wiener „Presse“. Nun haben die Groß-Actionaire die Absicht, vier neue Mitglieder des Verwaltungsraths zu wählen und eine dieser Stellen der Frau Ludovica Bang zu übertragen. Ja, noch mehr, Frau Ludovica Bang soll dann auch zur Präsidentin vorge schlagen werden und an die Spitze der Gesellschaft treten.

**London.** — Mehrere Damen haben sich vor einiger Zeit zu einem Bund zusammengethan, um ein Anathema gegen lange Kleider auszusprechen. Sie gaben sich gegenseitig das Wort, in nassem und schmutzigem Wetter nur Kleider zu tragen, die mindestens fünf Zoll vom Fußboden aufhören. Der Bund hat viele Anhängerinnen gefunden. Die Kleidung, welche die Damen adoptirt haben, wird als höchst bequem und kleidlich geschildert.

**Kishni-Kowgorod.** — Hier feierte vor Kurzem Frau Dr. A. P. Saffav ihr fünfundsanzwanzigjähriges Doctor-Jubiläum. Ihr Vater war Gutsvorwalter und wohlhabend genug, der Tochter eine ordentliche Erziehung in einem Moskauer Mädchen-Pensionat zu geben. Von dort kam sie nach Petersburg, besah an einem Mädchen-Gymnasium die Maturitäts-Prüfung und wurde

in der medico-chirurgischen Akademie als freie Zuhörerinn angenommen. Sie konnte jedoch an der Akademie bei den damaligen Verhältnissen die höhere medicinische Bildung nicht vollenden und kein Diplom erhalten. Das junge Mädchen reiste daher in die Schweiz, absolvirte an einer dortigen Universität den vollen medicinischen Cursum und erhielt das Diplom eines Doctors der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe. Noch als Zuhörerinn der Akademie hatte sie eine physiologische Arbeit geschrieben, die bereits damals in einem medicinischen Journal veröffentlicht wurde; diese Arbeit bildete die Grundlage zu ihrer Doctor-Dissertation und den Anfang zu mehreren anderen medicinischen Abhandlungen, die sie später veröffentlichte. Nach Rußland heimgekehrt, erhielt sie das Recht der ärztlichen Praxis und wurde bald eine sehr gesuchte Specialistin für Frauen-Krankheiten.

**Bukarest.** — Die Damen der vornehmen Gesellschaft widmeten als Geschenk zur Hochzeits-Feier des rumänischen Thronfolgers einen silbernen Tafelaufsatz, der in Berlin in den Werkstätten von Paul Selge hergestellt worden ist. Aus der Mitte eines ovalen Unterbaues, dem Bilde leichtbewegter Meeresfluth, steigt ein Tempel empor, vor dessen Hauptfronten, halb in Nischen stehend, die Göttinnen der „Liebe“ und des „Ruhmes“ ihren Platz gefunden haben. An den Seitenwänden sieht man in getriebener Arbeit auf Hymens Altar flammende Fackeln und darüber rumänische Dichterworte. Den Tempel überragt, weit ausladend, eine getriebene, innen vergoldete Schale, über der, auf eine Krugel gestellt, Fortuna das Ganze krönt. Zur Rechten und Linken lenken Amoretten mit Dreizack und Ruder den Delfin, der das goldene mit Blumen und Früchten beladene Ruchelboot zieht. Najaden heben Perlenkranze aus den Fluthen, und muschelblasende Tritonen geleiten das Fahrzeug. Vor der Mitte des Unterbaues halten Amoretten das die Königskrone tragende Doppelwappen des Braut-



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seiden-Damaste

— ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.85 p. Met.

bis Mk. 18.65 — schwarze, weiße u. ein-, zwei- u. dreifarbig (ca. 50 Qual. u. 600 versch. Farben, Dessins etc.), sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Toullards v. Mk. 1.35 — 5.85  
 Seiden-Grenadines „ „ 1.35 — 11.65  
 Seiden-Bengalines „ „ 1.95 — 9.80  
 Seiden-Waflkleider p. Robe „ „ 16.80 — 68.50  
 Seiden Armüres, Merveilleux. Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.  
**Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.**  
 Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



paars, sowie auf der anderen Seite Schilde mit den Buchstaben „F.“ und „M.“ Auf flatterndem Bande liest man zu beiden Seiten den Spruch: „Nihil sine Doo.“ Eine Blumenkranzschleife in römischer Sprache enthält endlich die Widmung der Götterinnen, und auf der entgegengesetzten Seite ist das Datum des Hochzeitstages verzeichnet: „10. Januarii 1893.“

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Ein edel geformtes, zierliches Köpchen kommt durch seine andere Frisur so vorteilhaft zur Geltung, als durch den griechischen Knoten, — es gilt nur mit der nötigen Vorsicht zu verfahren, damit der lockere Haartuff an der für die Kleidsamkeit günstigsten Stelle sitzt. Ist nun das Gleichgewicht sorgfältig hergestellt, dann erscheint es andererseits oft nicht leicht, der Frisur, ohne die Kopfform zu beeinträchtigen, noch irgend einen Schmuck hinzuzufügen. Weist hat man sich mit Schmucknadeln oder Pfeilen zu begnügen, an welchen in kostbarem wie wertvolleren Material kein Mangel ist. Die besondere Schwierigkeit, Blumen anzubringen, löst in hübscher Weise ein zierliches sammartiges Gewinde aus rosa Crisa und Rothdorn-Blättern, das sich trefflich den Puffen der Frisur anschmiegt. G. B.



**Wien.** — Als die „kommende Mode“ will eine, in ihrer stillvollen Eigenart äußerst interessante Toilette gelten, zu welcher ein Bild der Philippine Welter Anregung gegeben. Da haben wir den weiten, faltigen Glockenrock, den umfurchenden „jups ombrello“ in seiner klassischen Form, die verführerisch wirkt, weil der kostümliche Charakter des Ganzen so prächtig dazu stimmt. Aus kräftig moosgrünem Tuch hergestellt, zeigt der Rock bis beinahe zur Kniehöhe dreimaligen

besatz von schmalen Jobelstreifen. Die Taille aus grünem Sammet, in faltiger, pufferiger Form mit sehr bauschigem Kermel, vervollständigt ein angeschnittenes, vorn nur ganz schmal bretellenartig wirkendes Mädchen-Mieder aus Tuch mit wunderbar alterthümlicher Stiderei, gleich originell in Farbenwahl wie Muster. Bräunliche Seiden-schur und kräftiges Krausgespinnt bilden die Hauptlinien; fahlothe, graublau und gelbe Seide überzieht theilweise den unterlegten Gold-faden, der Contouren und zarte Negfaltungen selbständig ergibt, und große, glänzlich imitirte buntschiedige Thonperlen beleben eigenartig die Musterung. Den gefalteten Gürtel schließt eine Rosette aus Sammet. Zu einer schon mehr für das Frühjahr berechneten Ausführung der Toilette ist der reichlich vier Meter weite, oben sehr enge Rock mit drei schräg geschnittenen, gezogenen Sammet-Volants und darüberge-sehten Köllchen garnirt, — also die ausgesprochene Rückkehr zur guten alten Zeit. Besonders gut paßt zu diesem Kostüm das kleine Barett aus Sammet mit zwei kleinen festlichen Federn. Die weitere Vervollständigung für die Straße bildet ein kurzes Cape.

— Während der eigentlichen Saison entstandene Hüte zeigen, daß man der Phantasie-Federn müde ist, und geben, außer Spitzen, ausdrücklich den Blumen die lang-entbehrte Verechtigung als winterliche Hut-Garnitur wieder. Zu hellfarbigen bunten Sammet-Rosen kommen neuerdings sammetne Chrysanthemen, insbesondere aber Veilchen, die sogar ihr natürliches Laub beibehalten dürfen, im Gegensatz zu den anderen, blatt-losen Blumen; dafür zeigen sie winterlichen Reiz.

— Zu den städtigen, aber während ihrer kurzen Lebensdauer vielgetragenen Augenblicks-Moden gehören grellviolette Schleier, die wohl den Teint auffallend hell erscheinen lassen, dafür aber die schäd-lichsten Einwirkungen auf denselben haben sollen, in Folge Bersehung der Haut-Aus-dünstung durch die violetten Lichtstrahlen.

— Unter den modernen Schmuckstücken nimmt die Hut-Nadel aus edlem und künstlerisch geformtem Material einen sehr bedeutenden Rang ein. Große Barock-Perlen, Kragenangeln und Türkise sind nicht zu gut für diesen Zweck, — in Imitations-Schmuck ist das Feld natürlich noch

weiter. Insecten aller Art, — die graziose Libelle mit irisierenden Flügeln ist das Lieblings-Gestir der Augenblids, — machen sich da und überall, selbst als recht große Cravaten-Nadel der Herren, heimisch.

— Für junge Frauen ist die Um-gestaltung des Braut-Kleides zur Ball-Toilette eine verlockende, aber nicht immer leicht zu lösende Auf-gabe. Die augenblickliche Mode der absteigenden Kermel bietet da, wie zur Auffrischung getragener Kleider überhaupt, ein prächtiges Hilfsmittel. Unendlich zart wirken pufferige Halb-ärmel aus licht wassergrüner Perli-mutter-Seide zu einem in Halb-Empireform geschnittenen Kleide aus matter weicher Seide; nur leicht unter dem Arm geschweift, umspannt dasselbe knapp die Hüften, — erscheint rüd-wärts faltig hochgenommen und markirt vorn leicht die Taille. Eine der letzten Saison-Neuheiten ist der reizvolle Blumenkranz; ganz aus Wellen mit losen Stengeln und Laub gebildet sind der Brust-gürtel und die breite Rockkränze; dazu Tüll mit eingewirktem breiten Silberstreifen-Raster für das Falten-Bembchen wie die lose, faltige Garnitur der Vorderbahn, begrenzt von ganz schmalen Narabout-Räuschen aus weißer Seide und Silberfaden. Ein einfach rund zusammengebundenes Wellchen-Strümpchen schmückt das abseits schlicht frisirte Haar. Dazu als Ball-Umhang die jugendliche Falten-Pelerine aus mattilla Tuch mit Voo-Garnitur von hellilla Mousson-Velz, — eine Zusammenstellung, die auch in Altrosa sehr distinguirt wirkt. R. W.

**Paris.** — Kürzere Zeit, als die kühnsten Berechnungen es voraussehen konnten, hat dies-mal die Herrschaft der Schleppe gedauert. Auf dem letzten Ballfest in einem unserer vor-nehmsten Hofschafter-Hotels war die kurze Toi-lette der Marquise L. der Gegenstand leb-hafter Erörterung für und wider. Aber die unendliche Grazie des Ganzen in diesem be-sonderen Falle, im Verein mit dem nie ver-gangenden Reiz des Neuen siegten, und noch am Ende des Carnevals dürfte die Schleppe wieder als ausschließliches Attribut des reiferen Alters und der ruhig thronenden Würde gelten. Die erwähnte sensationelle Toilette war aus sei-denem Diagonaltuch in Goldgelb hangirend mit einer schmalen Goldspitze und einer Räuche aus gelben Rosen um den unteren Rand. Ueber das im Rücken geschlossene Prinzkleid fiel eine Art Tunica aus schwarzem goldgefärbtem Tüll, vorn lose, im Rücken durch Falten im Taillenschluß befestigt. Den vierseitigen Ausschnitt umgab eine Passe aus Goldspitze; die Kermel, für die nun einmal Sammet nicht zu um-gehen ist, schillerten in Gelb und Schwarz.

— Wer als Fremder den ganzen Jander des intimen vornehmen Pariser Lebens auf sich wirken lassen und eine rechte Vorstellung von Pariser Eleganz, Luxus und Reich-thum gewinnen will, der muß ein-mal Zeuge sein der Scene, die sich an den „großen“ Abonnements-Abenden nach Schluß der Vor-stellung in der Rotunde der großen Oper abspielt. Das aristokratische Publicum verläßt die Logen, und während Diener und Lakaien die Wagen rufen, entwickelt sich ein be-wegtes, unendlich reizvolles Bild. Man begrüßt sich, plaudert in Gruppen, man fühlt sich vollständig zu Hause, wie in einem Privat-Salon, und in diesen wenigen Mi-nuten spielt ein besonderes Toiletten-stück seine kurze, aber wichtige und glänzende Rolle — das sortio

d'opéra. Den unscheinbaren, nur auf seinen praktischen Zweck hin geschaffenen Abendmantel, in welchem frühere Generationen unter dem Schutze päpstlicher Bewachtung wandelten, hat die leuchtende Tageshelle des elektrischen Lichtes unmöglich gemacht, — die Mode hat sich der Sache bemächtigt und bietet ihre ganze Phantasie auf, um wahre Prachtstücken zu schaffen, die in manchen Fällen reicher und kostbarer sind, als die Toi-lette, die sie bergen. Keine Farbe ist zu leuchtend, keine Garnitur zu werthvoll, kein Stoff zu prächtig, — je schwerer das Ganze wirkt, desto besser! Die an sich sehr weite faltige Form wird noch bereichert durch Falten im Rücken, Pelerinen, den modernen „Tüten“-Kragen, Pelz, Franzen, Gehänge und Spitzen. Einfarbige Seide erscheint mit Sam-met zusammengestellt; Wassergrün mit Saphir, Rosa mit Rubinroth, und die Garnitur hat dann sämtliche Töne der betreffenden Farben zu wiederholen, während das Zitter stark abfällt, z. B. Roth zu Blau. Chindilla und die verschiedenen Tübet- und Kasta-Biegen sind die zur Ausstaltung geeigneten Pelzarten.

— Als Saison-Neuheit gelten neben den großen Mänteln kurze Pelerinen aus Sammet mit glatten oder silber-gefärbten Spitzenkragen, — die hoch-stehenden Kragen sind das Privile-gium der Abendmäntel geworden, nachdem sie von der Straßen-Toilette verschwand.

— Schönheit und Gebiegenheit des Materiales und — fast strenge

weitere. Insecten aller Art, — die graziose Libelle mit irisierenden Flügeln ist das Lieblings-Gestir der Augenblids, — machen sich da und überall, selbst als recht große Cravaten-Nadel der Herren, heimisch.

— Für junge Frauen ist die Um-gestaltung des Braut-Kleides zur Ball-Toilette eine verlockende, aber nicht immer leicht zu lösende Auf-gabe. Die augenblickliche Mode der absteigenden Kermel bietet da, wie zur Auffrischung getragener Kleider überhaupt, ein prächtiges Hilfsmittel. Unendlich zart wirken pufferige Halb-ärmel aus licht wassergrüner Perli-mutter-Seide zu einem in Halb-Empireform geschnittenen Kleide aus matter weicher Seide; nur leicht unter dem Arm geschweift, umspannt dasselbe knapp die Hüften, — erscheint rüd-wärts faltig hochgenommen und markirt vorn leicht die Taille. Eine der letzten Saison-Neuheiten ist der reizvolle Blumenkranz; ganz aus Wellen mit losen Stengeln und Laub gebildet sind der Brust-gürtel und die breite Rockkränze; dazu Tüll mit eingewirktem breiten Silberstreifen-Raster für das Falten-Bembchen wie die lose, faltige Garnitur der Vorderbahn, begrenzt von ganz schmalen Narabout-Räuschen aus weißer Seide und Silberfaden. Ein einfach rund zusammengebundenes Wellchen-Strümpchen schmückt das abseits schlicht frisirte Haar. Dazu als Ball-Umhang die jugendliche Falten-Pelerine aus mattilla Tuch mit Voo-Garnitur von hellilla Mousson-Velz, — eine Zusammenstellung, die auch in Altrosa sehr distinguirt wirkt. R. W.

**Paris.** — Kürzere Zeit, als die kühnsten Berechnungen es voraussehen konnten, hat dies-mal die Herrschaft der Schleppe gedauert. Auf dem letzten Ballfest in einem unserer vor-nehmsten Hofschafter-Hotels war die kurze Toi-lette der Marquise L. der Gegenstand leb-hafter Erörterung für und wider. Aber die unendliche Grazie des Ganzen in diesem be-sonderen Falle, im Verein mit dem nie ver-gangenden Reiz des Neuen siegten, und noch am Ende des Carnevals dürfte die Schleppe wieder als ausschließliches Attribut des reiferen Alters und der ruhig thronenden Würde gelten. Die erwähnte sensationelle Toilette war aus sei-denem Diagonaltuch in Goldgelb hangirend mit einer schmalen Goldspitze und einer Räuche aus gelben Rosen um den unteren Rand. Ueber das im Rücken geschlossene Prinzkleid fiel eine Art Tunica aus schwarzem goldgefärbtem Tüll, vorn lose, im Rücken durch Falten im Taillenschluß befestigt. Den vierseitigen Ausschnitt umgab eine Passe aus Goldspitze; die Kermel, für die nun einmal Sammet nicht zu um-gehen ist, schillerten in Gelb und Schwarz.

— Wer als Fremder den ganzen Jander des intimen vornehmen Pariser Lebens auf sich wirken lassen und eine rechte Vorstellung von Pariser Eleganz, Luxus und Reich-thum gewinnen will, der muß ein-mal Zeuge sein der Scene, die sich an den „großen“ Abonnements-Abenden nach Schluß der Vor-stellung in der Rotunde der großen Oper abspielt. Das aristokratische Publicum verläßt die Logen, und während Diener und Lakaien die Wagen rufen, entwickelt sich ein be-wegtes, unendlich reizvolles Bild. Man begrüßt sich, plaudert in Gruppen, man fühlt sich vollständig zu Hause, wie in einem Privat-Salon, und in diesen wenigen Mi-nuten spielt ein besonderes Toiletten-stück seine kurze, aber wichtige und glänzende Rolle — das sortio

d'opéra. Den unscheinbaren, nur auf seinen praktischen Zweck hin geschaffenen Abendmantel, in welchem frühere Generationen unter dem Schutze päpstlicher Bewachtung wandelten, hat die leuchtende Tageshelle des elektrischen Lichtes unmöglich gemacht, — die Mode hat sich der Sache bemächtigt und bietet ihre ganze Phantasie auf, um wahre Prachtstücken zu schaffen, die in manchen Fällen reicher und kostbarer sind, als die Toi-lette, die sie bergen. Keine Farbe ist zu leuchtend, keine Garnitur zu werthvoll, kein Stoff zu prächtig, — je schwerer das Ganze wirkt, desto besser! Die an sich sehr weite faltige Form wird noch bereichert durch Falten im Rücken, Pelerinen, den modernen „Tüten“-Kragen, Pelz, Franzen, Gehänge und Spitzen. Einfarbige Seide erscheint mit Sam-met zusammengestellt; Wassergrün mit Saphir, Rosa mit Rubinroth, und die Garnitur hat dann sämtliche Töne der betreffenden Farben zu wiederholen, während das Zitter stark abfällt, z. B. Roth zu Blau. Chindilla und die verschiedenen Tübet- und Kasta-Biegen sind die zur Ausstaltung geeigneten Pelzarten.

— Als Saison-Neuheit gelten neben den großen Mänteln kurze Pelerinen aus Sammet mit glatten oder silber-gefärbten Spitzenkragen, — die hoch-stehenden Kragen sind das Privile-gium der Abendmäntel geworden, nachdem sie von der Straßen-Toilette verschwand.

— Schönheit und Gebiegenheit des Materiales und — fast strenge



Einfachheit der Form, darin liegt eigentlich das ganze Geheimniß der vielgerühmten Pariser Eleganz. Ein glattes Mieder aus grünem, goldgefärbtem Sammet über einer nur leicht drapirten Taille aus hellblauem Krepp, auf der Schulter eine Schleife zu kurzen Spitzen-Kernel — das ist Alles. Das Neue und für die Mode Wichtige dabei ist die Form des Ausschnittes, der die Schulterlinie wieder ganz frei giebt, wie dies zu unserer Großmütter Zeiten gewesen. Sehr reizend ist die Frisur, deren klassischer Stil freilich eine be-dingungslose Schönheit und tadellose Kopfform verlangt. Auf den ziemlich kraß zurückgekämmten Haaren bildet ein schmales, mit Edelsteinen besetztes goldenes Band eine Schnebe, unter welcher die Stirnlöcher hervorkommen.

— Ein weniger regelmäßiges aber pikantes Gesichtchen bringt sich durch die Rococo-Frisur stets am vorteilhaftesten zur Geltung. Das gewellte Haar ist in mehreren, sehr lockeren Rollen aufgesteckt und von einem Luff auf Draht gefesteter Federn übertragt, die ihrerseits eine Kräfte aus Edelsteinen hält. Hierzu behauptet der vier-edige Ausschnitt sein wohlverworfenes Recht, — an der rosa Sammet-Taille begleiten ihn über die Schultern glatte venetianische Spitzen, reich mit Gold ausgenäht, die unter den Armen hindurch nach rückwärts gehen, um hier an jeder Seite des Schlußes ein doppeltes Köpchen zu bilden. Vorn erscheint breitere Spitze dem Sammet aufgelegt und von einer Brosche zusammengefaßt. Halb-lange Kermel mit Spitzen-Revers und ein dem Ganzen entsprechendes Collier aus Perlen und farbigen Steinen.

— Eine einschneidende Wandlung in der Form der Kleider zieht unweigerlich Veränderungen auf allen einzelnen Gebieten des großen Modes- und Toiletten-Reiches nach sich. Wie zu dem schlanken Cha-rakter der Mode der letzten Jahre der griechische Knoten in seinen verschiedenen Variationen die gegebene Frisur war, so verlangen die in's Breite gehenden Linien der Tracht 1890 auch eine umfangreichere Frisur. Das Haar baut sich wieder mehr auf der Höhe des



Kopfes zu einer Art Chignon auf, und das Gesicht erscheint an den Seiten dicht von kurzen Locken umrahmt. Dazu die breite Perle um einen die Schul-tern knapp um-schließenden Aus-schnitt, mächtige kurze Puffärmel und ein kurzer Rock à la crinoline.

— Bedeutenden Luxus treibt die elegante Toilette mit Futter und Innen-garnitur der Röcke, die meist in hell-farbiger, oft chan-girender und ge-musterter Seide mit den Farben der Kleidergarnitur übereinstimmen. Der seidene, reich garnirte Unterröck wird in harmonirender, aber abhebbender Farbe gewählt, und bietet sich hier Gelegenheit zur Ver-werthung älterer Seidenkleider. B. d. G.

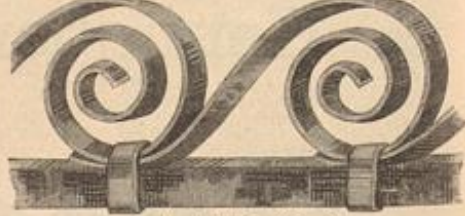
# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Klein-Eisen-Arbeit.

(Fortsetzung.)

Zur Herstellung der einzelnen Ornament-Figuren (siehe die Num-mer vom 1. Januar d. J.), deren einfache Grundformen sich in allen gitterartigen Flächen wiederholen und die meist nur durch die varirte Zusammenstellung eine verschiedene Wirkung ausüben, ver-fahrt man folgendermaßen: das eine Ende des betreffenden glatten Metallstreifens wird in die linke Hand genommen oder in den Zei-floßen oder



Handabschluß (Mäander).

Schraub-stod ge-spannt, wäh-rend die rechte Hand mit der runden Bie-gange nach links die erste kurze Bie-gung dicht am anderen äußersten Ende des Eisenstreifens ausführt; hierauf erfährt man die eben gebildete kleine Schlinge mit der Länge und biegt in gleicher Weise die größere Rundung. Die gleichen Handgriffe verlangt das andere Ende des Streifens, den man jetzt nicht mehr einspannen kann, sondern mit der Flackange festhält; hiermit wäre die einfache Figur, ein C oder halbes X, vollendet. Bei S-förmigen Theilen sind die Enden in der gleichen Weise zu runden, nur dürfen dieselben einander nicht zugekehrt sein, sondern müssen auseinandergehend gebogen werden. Die Mäander-Form ist eine äußerst dankbare und als



weitere. Insecten aller Art, — die graziose Libelle mit irisierenden Flügeln ist das Lieblings-Gestir der Augenblids, — machen sich da und überall, selbst als recht große Cravaten-Nadel der Herren, heimisch.

— Für junge Frauen ist die Um-gestaltung des Braut-Kleides zur Ball-Toilette eine verlockende, aber nicht immer leicht zu lösende Auf-gabe. Die augenblickliche Mode der absteigenden Kermel bietet da, wie zur Auffrischung getragener Kleider überhaupt, ein prächtiges Hilfsmittel. Unendlich zart wirken pufferige Halb-ärmel aus licht wassergrüner Perli-mutter-Seide zu einem in Halb-Empireform geschnittenen Kleide aus matter weicher Seide; nur leicht unter dem Arm geschweift, umspannt dasselbe knapp die Hüften, — erscheint rüd-wärts faltig hochgenommen und markirt vorn leicht die Taille. Eine der letzten Saison-Neuheiten ist der reizvolle Blumenkranz; ganz aus Wellen mit losen Stengeln und Laub gebildet sind der Brust-gürtel und die breite Rockkränze; dazu Tüll mit eingewirktem breiten Silberstreifen-Raster für das Falten-Bembchen wie die lose, faltige Garnitur der Vorderbahn, begrenzt von ganz schmalen Narabout-Räuschen aus weißer Seide und Silberfaden. Ein einfach rund zusammengebundenes Wellchen-Strümpchen schmückt das abseits schlicht frisirte Haar. Dazu als Ball-Umhang die jugendliche Falten-Pelerine aus mattilla Tuch mit Voo-Garnitur von hellilla Mousson-Velz, — eine Zusammenstellung, die auch in Altrosa sehr distinguirt wirkt. R. W.

**Paris.** — Kürzere Zeit, als die kühnsten Berechnungen es voraussehen konnten, hat dies-mal die Herrschaft der Schleppe gedauert. Auf dem letzten Ballfest in einem unserer vor-nehmsten Hofschafter-Hotels war die kurze Toi-lette der Marquise L. der Gegenstand leb-hafter Erörterung für und wider. Aber die unendliche Grazie des Ganzen in diesem be-sonderen Falle, im Verein mit dem nie ver-gangenden Reiz des Neuen siegten, und noch am Ende des Carnevals dürfte die Schleppe wieder als ausschließliches Attribut des reiferen Alters und der ruhig thronenden Würde gelten. Die erwähnte sensationelle Toilette war aus sei-denem Diagonaltuch in Goldgelb hangirend mit einer schmalen Goldspitze und einer Räuche aus gelben Rosen um den unteren Rand. Ueber das im Rücken geschlossene Prinzkleid fiel eine Art Tunica aus schwarzem goldgefärbtem Tüll, vorn lose, im Rücken durch Falten im Taillenschluß befestigt. Den vierseitigen Ausschnitt umgab eine Passe aus Goldspitze; die Kermel, für die nun einmal Sammet nicht zu um-gehen ist, schillerten in Gelb und Schwarz.

— Wer als Fremder den ganzen Jander des intimen vornehmen Pariser Lebens auf sich wirken lassen und eine rechte Vorstellung von Pariser Eleganz, Luxus und Reich-thum gewinnen will, der muß ein-mal Zeuge sein der Scene, die sich an den „großen“ Abonnements-Abenden nach Schluß der Vor-stellung in der Rotunde der großen Oper abspielt. Das aristokratische Publicum verläßt die Logen, und während Diener und Lakaien die Wagen rufen, entwickelt sich ein be-wegtes, unendlich reizvolles Bild. Man begrüßt sich, plaudert in Gruppen, man fühlt sich vollständig zu Hause, wie in einem Privat-Salon, und in diesen wenigen Mi-nuten spielt ein besonderes Toiletten-stück seine kurze, aber wichtige und glänzende Rolle — das sortio



— Schönheit und Gebiegenheit des Materiales und — fast strenge





Einzelfigur.

Handabstuf von Trägern gut verwendbar; sie läßt sich indessen nicht aus einem Streifen herstellen, sondern verlangt für jede Spirale einen besonderen Streifen, dessen Ende auf der Höhe des äußersten Randbogens der folgenden Figur befestigt wird.



Reichstab.

Um zwei Theile, z. B. an der X Figur, mit einander zu verbinden, nimmt man einen Bund, legt ihn mit seinem hakenförmigen Ende um beide Streifen, biegt das übersehende gerade mit der Zange um und schlägt es mit dem Hammer fest.



Blüthenform.

Thelle, die eine gewisse Festigkeit erfordern, wie Stützen einer Console, Schlußringe von Ampeln u. dergl. werden aus zwei und mehr Streifen hergestellt und durch mehrere Bünde befestigt.



Ornament-richter Haken.



Randstreifen.



Träger für Ampeln u. s. w.

Thelle eines zu arbeitenden Gegenstandes gehen kann, hat man eine naturgroße Muster-Vorzeichnung in Contour-Linien auszuführen und auf starke Pappe zu kleben.

Ran kann sich die Arbeit mit dem ohnehin schon käuflichen Material noch erleichtern, wenn man die Blechstreifen glüht, d. h. mit der Zange über ein Bett glühender Kohlen hält, bis sie die erforderliche Weichheit erlangt haben.

Nach Vollendung eines Gegenstandes befreit man denselben mit Eisenlad, der gleichzeitig die einzelnen Theile, Bünde u. s. w. noch fester aneinander schließt. Einlöthen ist durchaus unnötig. Erwähnt sei noch, daß man bei der Arbeit Handschuhe überziehen sollte, um die Hände vor dem Rauchwerden zu schützen.



Laternen.

Blätter leicht beseitigt werden und der vollendete Sierath durch einen Niet oder durch einen Stab in Bique-Form, dessen Stiel durch den in der Mitte der Blüthe vorgezeichneten Einschnitt gehoben ist, befestigt wird.

Zur Herstellung des kleinen Spiegelrahmens (siehe die Nummer vom 1. Januar d. J.) biegt man, nachdem die einzelnen Theile vollendet, aus einem langen Streifen, welcher der Größe des Bildes entspricht, ein längliches Viereck und befestigt die übereinander tretenden Enden durch einen Bund. Beliebiger kann der zur Grundform des Rahmens erforderliche Streifen glatt bleiben oder torfirt werden.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung. Nr. 56. Tambour- Arbeiten. Ketten-Plattschiff mit Unterlegen. Die Vorlagen unseres Extra-Blattes, eine umfangreiche prächtige Tischdecke und die vielfach verwendbare, aufsteigende Vorhänge bringen die interessante Technik des durch Unterlegen noch wirksamer gestalteten „Ketten-Plattschiff“ zu erneuter Geltung.

Zeugquellen: Blumenfärbung: J. Sint, W. Jägerstr. 25. — Toilette mit Glodentod: D. Seepold, Wien, Rärthnergasse 1. — Material zur Klein-Eisen-Arbeit: Conrad Gantisch, München, Schattstr. 12.

Literarisches.

- Zaußig's Illustriertes Wiener Hausfrauen-Kalender. Wien, Adolf Zaußig. (M. 0.60.)
Ancien de Ridder, Göddert von Galeren. Bonn, P. Hauptmann. (M. 2.)
Z. Freig. In That. Leipzig, Carl Reißner. (M. 2.)
K. Vollbrecht, Volkstedt. Ebenda. (M. 4.)
Josephine Gräfin Schwerin, Einsame Wege. Ebenda. (M. 5.)
Wilhelm Koelchek, Im Sanktschuh. 2 Bände. Ebenda. (M. 6.)
Ludwig von Köhl, Der Gerechtigkeit. Die Hausfreunde. Mannheim, J. Benzheimer. (M. 5.)
G. d'Altona, Der Kette des Rotars. Ebenda. (M. 5.)
Gerhard Walter, Auf einsamen Wegen. Leipzig, K. Deichert'sche Buchhandlung Nachfolger. (M. 2.80.)
F. Zitzurth, Sankt Katharinen. Ebenda. (M. 2.80.)
Ancien de Ridder, Vasa von Drachenfeld. Bonn, P. Hauptmann. (M. 2.)

Häusliche Kunst.

Demnachst erscheint: Treiben und Gießen. (Schluß.) Von Hedwig von der Gröben. — Nagelarbeit. Von Elisabeth Schmidt-Bedt. — Venetianische Nagelarbeit. Von Marie Kirchner. — Klein-Eisen-Arbeit. — Getrocknete Blumen. Von Anna Dorn. — Preis 50 Pf. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

Deutsche Seidenstoffe

sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Erzeugnisse, aber durch bedeutende Zollersparnisse wesentlich billiger; nach dem neuen deutschen Zollgesetz kostet jedes Kilo Seidenstoff

Mk. 6.— Eingangszoll.

Wir versenden gerne Proben unserer schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffe, welche in unübertroffener Auswahl von Mk. 1.15 bis Mk. 18.— à Meter vorrätig sind, postfrei an Jedermann.

Deutschlands grösstes Specialgeschäft für Seidenstoffe.

Crefeld. Michels & Cie., Berlin W, Equitablepalast.

Königlich niederländ. Hoflieferanten. Lieferanten des Waarenhauses für Armee und Marine. Lieferanten des Waarenhauses für deutsche Beamte.

Kerbchnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. B. Fr. Clara Roth, Berlin W, Südpowstr. 84a.

Reizbare Badewannen, Badestühle etc. Preisconr. gratis. L. Weyl, Berlin, Prinzenstr. 43.

Filligran-Specialgeschäft Dresden, Serrestrasse 2.

Man verlange der Crown Perfumery Co. köstliches neues Parfüm



CRAB-APPLE BLOSSOMS und die CROWN LAVENDER SALTS.

Noch niemals sind Toiletten-Artikel in den Handel gebracht worden, welche mit so grossem Enthusiasmus aufgenommen wurden, als das Crab Apple Lavender Salts. Sie sind buchstäblich das Entzücken zweier Erdtheile u. werden gleich eifrig begehrt in New York und Paris, wie in London.

The Crown Perfumery Co., 177 New Bond Street, London.

Mondamin Brown & Polson

Ein entöltes Maismehl von ausserordentlicher Reinheit und Feinheit.

Vermöge seiner Entölung hat es, mit Milch gekocht, die werthvolle Eigenschaft, die Milch leichter verdaulich zu machen. Mondamin mit Milch zu Suppe oder Brei gekocht u. warm genossen, bietet eine der gesündesten u. leicht verdaulichsten Nahrungen, deren Hauptwirkung ist: Wärme im Körper zu erzeugen. Als Abwechslung eingenommen, würden diese Speisen die Gesundheit eines jeglichen bedeutend fördern; speciell aber sind sie für Kinder u. Kranke ganz besonders geeignet, was deren Mütter u. Pfleger stets in Erinnerung halten mögen.

Näheres resp. Gebrauchsanweisungen, Recepte etc. a. d. Packeten enthalten, welche à 60 u. 30 Pf. in besseren Delicatess., Colonial-, Specerei- u. Drog.-Handlungen zu haben sind. Centralgeschäft, Berlin.

Wollene Lumpen!

jeder Art gestrichelt oder gewebt aus neue Wolle werd. zu Danneleiden, Unterrockstoffen, Herrenstoffen, Teppich-, Schlaf-, Pierbedecken u. Hüftenstoffen ungen. Muster quat. u. fr. Fr. Tugendhelm. Craacu b. Nagelbüten.



Für die Carneval-Saison empfehlen wir unsere reiche Auswahl elegant colorirter Pariser Maskenbilder. Maskenlaubeaux von je 6-9 Figuren (Herren- und Damentosüme à 1 M.). Masken-Gruppenbilder, 3 Figur. (Damentosüme), à 60 Pf., einzeln Maskenbilder-Figuren, (Damentosüme), à 80 Pf., Kindermasken-Tableaux von 6-7 Figuren à 1 M., einzelne Kindermaskenbilder u. 6-7 Figuren à 60 Pf. Ausführender Katalog ca. 480 Nummern gratis und franco. Leipzig. Hoffmann & Ohnstein.

Souehong kräftiges Aroma pr. Pfd. 2.60. Ceylon Mischung vorzüglich pr. Pfd. 2.80. Pecco Mischung hochfein pr. Pfd. 3.—. Neueste franco Postsendung von Erste. 3 Pfd. gegen Nachnahme. Jean E. Leonhardt. Bad Homburg.

MAX KRAUSE, BERLIN SW.

Papier - Ausstattungen. bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorkauf überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Mark.

DIAMANTSCHWARZ GARANTIRT WASCHHECHT NEGERGARN Gebr. Wolf FÄRBER.

Fr. A. Ackermann, Berlin W., Rungewerke 82. Unterrichts in allen Techniken, Lederarbeiten u. beste Ausführung von Lederarbeiten, Pergamentarbeiten in Hierchrift, Metallarbeiten, Holzdruck- und Glasmalereien, Wappensmalereien u. Besondere Zeichnungen u. Entwürfe. Einrichten und Anfertigen solch. Arbeiten für Selbstarbeiter.

Meine Damen!

Bitte, verlangen Sie die neueste u. Preistheste unserer Handtauch-Drucke; wir versenden Glace-, Dänische u. seidene Handtauche in bester Qualität direct an Private und geben bei Aufträgen v. über 20 Mark einen eleganten Handtauch gratis. Erich Kurgas & Co., Handtauchfabrik Dresden-A.

Die mit nebenstehendem Stempel versehenen Strümpfe und die mit der Schutzmarke „Negerkopf“ gepackten Strickgarne sind vollständig echt in allen Farben und nicht gesundheitsschädlich. Man verlange nur Negergarn.







## Neue Herren-Moden.



Während der Gesellschaftsrod in der Verkürzung der Schöße in diesem Winter beinahe die Grenze der Möglichkeit erreicht hat, schreibt die Frühjahrs-Mode für den Promenaden-Rod eine ungewöhnliche Länge vor. Der breit umgelegte Revers-Kragen schließt ziemlich hoch über der Brust. In der Stoffwahl wird eine kleincarrirte Musterung in Marengo-Farbe bevorzugt. Das Beinkleid erscheint, wie stets in der letzten Zeit, weit und glatt herabfallend.

## Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Im Norden Berlins, in der Schulstraße Nr. 67, befindet sich ein beschriebenes Wohlthätigkeits-Institut, das, wenig bekannt, ein legendäres Wirken entfaltet. Das Heim für aus der Schule entlassene Mädchen zur Ausbildung in der Hauswirtschaft nimmt Töchter armer Familien nach der Confirmation auf, um sie in allem zu unterrichten, was zur Führung eines einfachen Haushaltes nöthig ist. Nähen und Schneidern und nützliche Handarbeiten werden gelehrt, während gleichzeitig auf die sittliche Ausbildung alle Sorgfalt verwendet wird. Der Zweck der Anstalt ist ein doppelter. Zunächst soll den künftigen Hausfrauen der ärmeren Classen die Möglichkeit gewährt werden, sich für ihren künftigen Beruf besser vorzubereiten, als es bei ihrer sonstigen Beschäftigung — die Mädchen suchen meist sofort nach Erfüllung ihrer Schulpflicht Fabrikarbeit — bisher thunsich war. Solchen Töchter aber, die besondere Reigung für häusliche Beschäftigung zeigen und auf eine solche angewiesen sind, werden nach zwei- bis dreijähriger Ausbildung passende Stellen nachgewiesen. Leider gestatten die Verhältnisse der Anstalt, an deren Spitze Frau Geheimrätin von Siemens und Frau Dr. Tiburtius stehen, zur Zeit nur die Aufnahme von 15—16 Mädchen. Das Unternehmen entbehrt jeder staatlichen Unterstützung, so daß der Beitritt neuer Mitglieder — der Jahresbeitrag beläuft sich nur auf drei Mark — wünschenswerth erscheint. Die Aufnahme neuer Zöglinge erfolgt durch Frau Dr. Tiburtius, W, Potsdamerstr. 14.

**Wien.** — Die Kaiserin von Oesterreich hat von jeher für die neugriechische Sprache eine besondere Vorliebe gehabt, die durch ihre Besetzung auf der Insel Corfu neue Nahrung erhalten hat. Neben den Gedichten von Christophoros und Kalantrides vertiefte sich die Kaiserin in die neugriechische Uebersetzung der Odyssee und zeigte lebhaftes Interesse für die Uebersetzung der Gedichte Heines. Ihre Sprachfertigkeit reichte schon nach etwa zweijährigem Unterricht so weit, daß sie ohne Hilfe drei Theaterstücke Shakespeares: „Samlet“, „Lear“ und den „Sturm“ übersehte. Ihren Unterricht empfing die Kaiserin von ihrem Lehrer meist auf Spaziergängen, die sie in Begleitung der Erzherzogin Marie Valerie unternahm, und war nicht wenig erstaunt, daß die Prinzessin sich durch bloßes Zuhören ebenfalls eine ausreichende Kenntniß des Neugriechischen zu erwerben wußte.

Die Vermählung der Erzherzogin Margaretha Sofia mit dem Herzog Albrecht von Württemberg versammelte in der Hofburg fast sämtliche Mitglieder der Herrscherfamilie. Nur der älteste Bruder der Braut, der Erzherzog Franz Ferdinand macht an Bord des Kammtrenzers „Elisabeth“ eine Reise um die Welt. Da hatte sich nun der Abwesende von seiner Mutter, der Erzherzogin Maria Theresia, das Versprechen erbeten, ihm eine photographische Aufnahme der ganzen Hochzeits-Gesellschaft anfertigen und nachsenden zu wollen. Daß die hohe Frau ihre Aufgabe nach allen Regeln der Lichtkunst erfüllt, ist nicht zu bezweifeln. Sie ist Protectorin des Clubs der Amateur-Photographen und machte schon bei der Abreise ihres Sohnes von der Commando-Brücke aus eine wohl gelungene Aufnahme des Kreuzers „Elisabeth“.

**Dresden.** — Hier ist Mitte Januar die Freifrau Vertha von Marenholz geborene Freiin von Bülow-Wendhausen in hohem Lebensalter gestorben. Die Dame hatte sich mit wahren Jeneuseifer und mit unermüdblicher Thatkraft den Bestrebungen im Sinne Fröbels auf dem Gebiete des Erziehungs-Wesens gewidmet und war für dieselben eine berechtigte Vorkämpferin geworden. Auch gründete sie, nachdem sie sich vor mehr als zwanzig Jahren hier niedergelassen

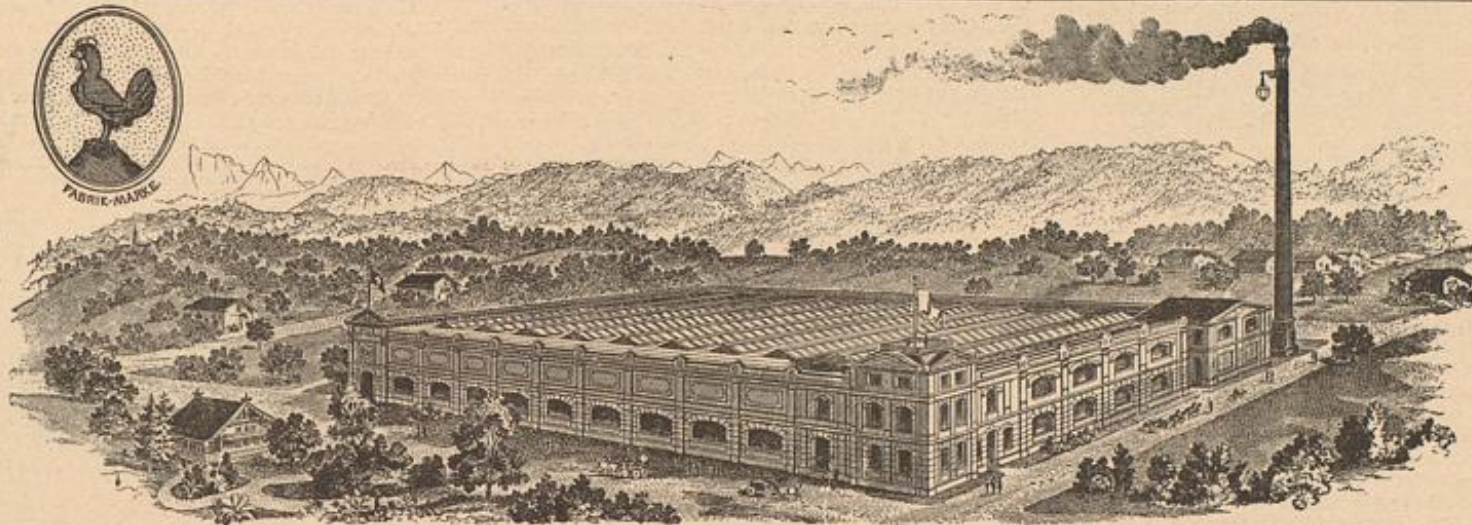
hatte, zum Zwecke der Ausbildung junger Mädchen zu Erzieherinnen für die frühesten Kindheit eine Fröbel-Stiftung und wußte durch deren zielbewußte und umsichtige Leitung dieses Kindergärtnerinnen- und Kinderpflegerinnen-Seminar zu einer Musteranstalt zu machen. Die rastlose Thätigkeit der Verstorbenen verdient um so mehr Anerkennung und Dank, als sie ihr keinerlei Gewinn brachte, wohl aber manches schwere Opfer aufstellte. Die hochherzige Frau, die stets nur alles für andere that, war am 5. Mai 1810 in Hannover geboren und seit 1830 mit dem Freiherrn Wilhelm von Marenholz verheiratet, der als hannoverscher Wirkl. Geheimrath 1865 starb. Als kinderlose Witwe nahm sie bald darauf ihren Wohnsitz in Dresden. Seit längerer Zeit stand ihr eine Nichte, eine Freiin von Bülow, mit gleicher Hingabe an die Fröbelsache zur Seite.

**Sigmaringen.** — Bei der Vermählung des Thronfolgers von Rumänien mit der Prinzessin Maria von Edinburgh erregten die Geschenke der nächsten Verwandten der Braut besondere Aufmerksamkeit. Die Königin von England schenkte eine große Brosche aus Diamanten und Smaragden mit dazu passenden Ohrringen, zwei prächtige indische Shawls, ihr eigenes Bildniß und das des verstorbenen Prinz-Gemahls, Honiton-Spitzen und andere Erzeugnisse des englischen Kunstgewerbes. Der Herzog von Edinburgh überraschte seine Tochter mit einem Toiletten-Service aus vergoldetem Silber, dem seine Gemahlin eine kunstvolle Truhe und einen Reisekoffer mit Silber-Ausstattung hinzufügte. Gemeinlich schenken die sarkischen Eltern dann noch einen kostbaren Schmuck aus Diamanten und Türkisen und Frühstücks- und Dinner-Service aus Worcester-Porzellan.

**Paris.** — Auf dem Gebiet der Frauen-Emancipation will man jetzt in Frankreich einen neuen Vorstoß unternehmen. Die „Gesellschaft für Frauenrechte“ wird bei den nächsten Wahlen die socialistische Schriftstellerin Severine, ferner die Damen Due-Luercy und Paula Wink als Candidatinnen aufstellen.

**Petersburg.** — Der Kreis der Frauenthätigkeit dehnt sich auch in Rußland immer mehr aus. So ist vor kurzem in einigen Städten der Gedanke rege geworden, die Einrichtung weiblicher Erprobotten, ähnlich den Dienstmännern-Instituten, zu treffen. Soran schreitet hierin, wie schon so oft, die Stadt Warschau, wo gegenwärtig eine Unternehmerin, Frau Wanda Kwiatkowska, im Begriff steht, ein Institut weiblicher Erprobotten zu gründen. Auf allen Füllzen und an den belebtesten Straßenecken werden also künftighin außer den bisherigen Dienstmännern auch weibliche, gleich jenen mit Flechtstuhl und Nummer versehen, zur Verfügung des botenbedürftigen Publikums stehen. Das weibliche Institut arbeitet zu einem billigeren Tarif als die Dienstmänner, so daß für die letzteren die neuentstandene Concurrenz sich noch besonders fühlbar machen muß. Die Einstellung von Frauen im Telegraphen-Dienst hat zwar Rußland gemein mit vielen anderen europäischen Staaten, dagegen darf die in größerem Umfange ausgeübte Zulassung der Frauen zum Eisenbahndienst als eine besondere russische Einrichtung bezeichnet werden. Der Gelegenheit hat, mit der Eisenbahn in Rußland zu fahren, der wird oft die Wärtterfrau auf ihrem Posten beobachten können, wie sie vor dem dahinbraufenden Zug front macht, das rothe Signalfähnchen „Bahn frei“ in der rechten Hand haltend.

**New-York.** — Proudhon hat den Ausspruch gethan, daß die Frau nichts, nicht einmal ihre Spindel erfunden habe. Die modernen Frauen, zumal jenseits des Atlantischen Oceans, lassen das Urtheil des französischen National-Oekonom als ungerechtfertigt erscheinen. Im Laufe des Jahres 1891 wurden nicht weniger als 400 Patente in den Vereinigten Staaten Nordamerikas von Frauen genommen. Unter den Erfindungen figurirte eine Einrichtung zum Dämpfen des Geräusches der Eisenbahnzüge, eine andere, welche verhindert, daß die Funken der Lokomotive sich verbreiten und Schaden veranlassen, ferner eine neue Construction von Brandleitern, eine eigene Art Schlittschuhe, ein Luftballon und eine neue Anordnung von Tragbändern.



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Foullard-Seide

ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.35 p. Met.

bis Mt. 5.85 (ca. 450 versch. Dessins u. Farben), sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mt. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, farrirt, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mt. 1.85—18.65
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Vallstoffe	„ „ —.75—18.65
Seiden-Waistleder p. Robe	„ 16.80—68.50

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briesporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



**Chicago.** — Die Commission für Frauen-Industrie hat für die beste, in letzter Zeit von einer Frau gemachte Erfindung die einer Mrs. Hungerford erklärt. Die Dame hat sich mit der bisherigen unpraktischen Art des Schürrens des Schuhwerks beschäftigt und eine Art von Schürrenfalten erfunden, welche diese notwendige aber unbequeme Tolleiten-Arbeit wesentlich erleichtert.



Wachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Mäuschen aus Gaze oder Tüll mit weißen oder hellfarbigen Federn bilden auf dem Gebiet der Bekleidung eine durch Patent geschützte Neuheit von überaus zarter Wirkung, die zur Ausstattung luftiger Ballkleider noch willkommen sein dürfte. Viel-



reihig aufgesetzt, giebt die verkleinert dargestellte Gaze-Rüsche, zwischen deren dreifachen Tolleiten sich hellblaue Federtuffs markiren, einen reizvollen, der heutigen Mode besonders entsprechenden Rockbesatz.



Schmalere, in gleicher Weise ausgeführte Rüschen dienen als Einbissetreifen um Halsauschnitt und Kermel eines hohen Kleides; — einzelne, leicht gefränselte Federchen legen sich hier zierlich über die einfachen Tolleiten der Stoffrüsche.

**Wien.** — Zu Gunsten der freiwilligen Rettungsgesellschaft, dieser populärsten aller wohlthätigen Institutionen, veranstaltete die Wiener Aristokratie ein großartiges Jagdfest in den Ruß-Bereins-Wäldern. Die täglich hundertfach in Anspruch genommene, allezeit unentgeltliche Intervention der Rettungsgesellschaft, ihre vollendeten hygienisch-technischen Hilfsmittel, verhängten große



Summen, und so hatte man in der Aristokratie den originellen Gedanken gefaßt, alle großen Jagd-Beißer um das Erträgniß eines Jagdtages zu bitten, um das erlegte Wild von Damen unseres Hochadels verlaufen zu lassen. Die Idee wurde in großartiger Weise verwirklicht, und es kann nicht leicht einen reizenderen und vornehmeren Eindruck geben, als ihn die Tannennadel-durchdrungenen Räume gewährten, mit vielen tausend Stücken frischerelegten edlen Wildes in künstlerischer Anordnung zwischen noch nicht gezeigten Niesennassen von grünem Reißig. Hochaufgeschichtet bedeckten Tannenzweige als weicher Teppich das Parterre; anstatt der Saaldienner waren überall herrschaftliche Jäger aufgestellt, Waldhorn-Fanfaren durchzogen den Saal, und unter den durch's Gezweige brechenden Strahlen der Glühlichter walteten die elegantesten Franzengestalten Wiens ihres menschenfreundlichen Amtes. An der Spitze, wie immer in exquisiter Toilette, Frau Gräfin Kiekmannsdorff, die Gattin des Statthalters, die an der Lombola Niesen-Quantitäten von Hasen, Fasanen und Rebhen an den glücklichen Gewinner brachte. Das glatte Kleid mit riesigen Puffärmeln aus dunkelmoosgrüner Bengaline hatte eine ausgeschnittene Ueberbluse aus bla-braunem Changeant-Pflüsch, in Hühnerform, rückwärts mit großer, etwas schiefer Schleife; um die Schultern und den rückwärtigen Ausschnitt der Bluse zog sich ein breiter, stark faltiger Bolant von Pflüsch mit Einfassung von Labrador-Pelz, — gleicher Pelz am Rocksaum neben einem schmalen Pflüsch-Bolant. Eine



originelle Toque aus Pflüsch, mit doppelter Vorder-Garnitur aus dunkelroten Rosen und blauschillernden Niesen-Libellen, schmückte das einfach frisirte dunkle Haar.

Ebenso unerträglich erschien daneben Frau Generalin von Kodolitsch. Ihr schwarzes Sammetkleid war mit ganz kleinen Federköpfchen und Reiter-Büscheln, die nach verschiedenen Richtungen auseinander strebten, sowie mit einer großen, weitabstehenden Hutnadel aus Gold und bligenden Steinen geschmückt. Die ganz schwarz gehaltene Toilette aus Seiden-Popeline und Sammet garnirten Goldborten, mit Jet reich überzogen, eine Zusammenstellung, die für ceremonielle Toiletten sehr beliebt ist. An der Blusen-Taille war die originelle, pelerinenartige Baufrücht bemerkenswerth; den Rock zierte eine dicke, sammetgefütterte Rosenfalten-Rüsche.

Eine andere Hauptgruppe nahmen zwei Damen ein, deren Erscheinungen nicht weniger interessant und musterträchtig waren.

Frau Gräfin Wessersheim trug eine Toilette aus dunkelbraunem, himmelblau und goldfarbig hangirendem russischen Pflüsch, dementsprechend an den Rändern mit türkisblauem Sammet-Passepoil und feiner Goldschmuck besetzt und mit schmaler dunkler Pelz-Einfassung am Rocksaum. Eine vorn und rückwärts spize, in Falten gezogene Pelerine trat unter den schmalen, passepoilirten Stoff-Gürtel mit Rosette. Dazu die toqueartige Capote aus rosa Tuch mit pelzgefütterter Zipfel-Schleife, Pelztränkechen, schwarzem Reiter und Jettschnalle. — In schwarzer Poau do Soie hatte die junge Gräfin Damezan absteigende Taillentheile aus kupferrothem Merveillex, ganz in kleine Fältchen abgenäht. Schwarze Spitze bildete einen graziosen kleinen Kragen. Schwarzer Federhut.

In einem nahen Pavillon wartete Frau Fürstin Odescalchi ihres Amtes. Ihr schönes, leichtergraues Blondhaar trug eine Gold-Capote mit Jet und Reiter-Schmuck — der fast unerträglichsten Saison-Liebhaberei. Die Toilette aus reibbraunem Tuch garnirte schwarzer Verflauer-Pelz; am Rock fiel die neue Glockenform auf, während die meisten der übrigen Damen der schlanken Mode noch treu geblieben waren. Vilarother Sammet füllte den Taillen-Ausschnitt und bildete auch die dreitausendfüßigen, großen Gigot-Kermel. Den rückwärts in eine Schnebenspitze auslaufenden Gürtel und Stehkragen verzieren antike schmale Goldborten mit buntem Steinbesatz, während den pelzbesetzten Taillensaum mit kurzem Schliß in der Mitte scheinbar eine schöne Brillant-Agraffe schloß. R. Br.

Der Rückschlag zu den alten Moden, und insbesondere die große Vorliebe der jungen Mädchenwelt für das einfache Tanzkleid in Empire-Form, hat die Idee nahe gelegt, daß unsere stämmigen Rund-Länge von heute sich mit jenen anmuthigen Formen weniger vertragen, als — das Mennekt. Und so wird denn, um einen erstlichen Anfang zu machen, am Ball des weißen Kreuzes, dem distinguirtesten Ballfeste der Saison, von 80 Paaren Mennekt getanzt, — alle Tänzerinnen in süßreinen weißen Atlas-Kleidern mit gesticktem Tüll-Ueberwurf und schwarzen Kreuzband-Schuhen. — Die übrigen Ball-Comités läßt das natürlich nicht ruhen, und so dürfen wir, in unserer Stadt der Nieder, auf eine ganze neue Ruß-Literatur hoffen, mit der das neuerhandene Mennekt dann über die Welt weiterziehen wird, gerade so, wie sich der amerikanische „Sir Roger“ bei uns eingebürgert hat. Auch Lancer und die große polnische Mazurka sind auf den Tanzplätzen der Elite-Bälle hart vertreten, und selbst dem einfachen Schottisch-Polka werden allerlei graziose Touren unterlegt, bei denen Herr und Dame einzeln tanzen, so daß allmählig in das kunstlose, wirbelnde Drehen eine angenehme und schönheitsdienliche Abwechslung kommt, deren man sich nur freuen kann. R. Br.

**Paris.** — Die Lust an Kostüm-Bällen und heiterem Nummernschanz greift mehr und mehr auch in den Kreisen um sich, die bis jetzt weniger Geschmack daran gefunden. Allerdings zieht man hier das ernste historische Kostüm, das Gelegenheit bietet, zur Anwendung kostbarer Stoffe, Spitzen und Geschnitte, dem eigentlichen phantastischen Maskenanzug als vornehmer vor. Und es giebt ernste stille Schönheiten, die das stilvolle historische Kostüm auch besser kleidet, als alles Andere, die niemals eine übermäßige Colombine zu sein wählten, dagegen alle Würde einer mittelalterlichen Chatelaine besitzen. Ein derartiges Kostüm besteht aus dem glatten prinzeffürmigen Atlasgewande, das in mattem Weiß oder Grau von dem goldgestickten Unterkleide aus blauer oder rosa Seide sich abhebt. Der in Fäden ausgeschnittene Ueberärmel ist aus dunklerem Sammet mit hellem Atlasfutter; Ausschnitt und Kermelränder umgeben Hobelstreifen. Ueberraschend kleidbar erweist sich die Haar-Frisur, mit ihren von Gold- und Perlenstrahlen umwundenen Seitenpuffen und einer Art Diadem aus Atlas, in gleicher Weise mit Geschnitte geschmückt und von Federn umwollt. Dazu ein reich mit Steinen besetzter Hüftengürtel.

Venedigs vergangene Herrlichkeit bringt das Kostüm einer Dogaresa in glanzvolle Erinnerung. Ueber einen in zarten Perlmutternönen schillernden Atlasrock fällt das Obergewand aus amethystfarbigen Sammet, ringsum von einer reich mit Steinen besetzten Bordüre aus Goldstoff abgeschlossen. Damit harmonirt die Taille,

deren pelzverbräunte Sammetärmel bligende Agraffen in die Höhe nehmen. Den Hauptreiz des Ganzen aber bildet der charakteristische Spizentragen, welcher zum Mindesten die vollendete Imitation einer alten venezianischen Spitze sein sollte. Das Original unseres Bildchens hatte sich damit freilich nicht begnügt, — hier konnte man eine der herrlichsten alten Spitzen bewundern, die ganz aus Gold und dabei von zarterster Leichtigkeit war. Dem Charakter des Kostüms entsprechend, schmückt die Vokensfrisur das zierliche Köppchen, gleichfalls aus Goldspitze, aber überdies mit Perlen und Steinen geziert.



Auf italienische Prachtliebe, auf den Glanz und den Reichtum seiner Blüthezeit, deutet auch ein drittes Kostüm, das zu interessanten Vergleichen mit den Reigungen unserer längeren Moden herausfordert. Der vordere Theil des Prinzess-Gewandes und die Kermel sind aus silbergesticktem türkisblauen Sammet; das Ueberkleid, aus feuerfarbigen Sammet, legt sich zu breiten, mit weißen Atlas besetzten Nerven um. Weißer Sammet mit Silber und Perlen bestickt, bildet hier das Köppchen. Die mächtigen Agraffen und der Gürtel, wie die zierlichen Ketten, welche sich auf Kermel- und Passentheil kreuzen, brauchen selbstverständlich nicht echt zu sein, — aber auch in ihrer feinen, formenschnöden Imitation repräsentiren sie einen gewissen Werth.

Anderes die jugendlichen, allerdings eben nur wirklicher Jugend gestatteten Phantasie-Kostüme. Da läßt sich mit geringen Aufwand an Material viel Häßliches und Reizvolles erreichen, und wo der kurze Rock nicht angezeigt erscheint, steht Nichts im Wege, ihn durch ein Schleppgewand zu ersetzen. Wlanter brünetter Schönheit dürfte das Kostüm einer Schlangenbeschwörerin entsprechen. Es setzt sich aus rother



Gaze oder Tüll mit schwarzem Sammet zusammen. Der goldfunkelnde Schlangen-Schmuck ist willkürlich anzubringen.

Eine hübsche Variation der Pierette ist unter dem Namen Sillette bekannt. Wie jene, erscheint sie ganz in weißem Atlas mit der großen Kranze aus Musselin, jedoch mit einer Art Bart aus weißem Sammet. Das ganze Kostüm in Wolle übertragen, giebt eine lustige Frau Wallerin.

Dem großen Reiz, den die Bekörderung der nächstlichen Himmelsgestirne stets ausübt, hat sich noch ein besonderer gefügt, seitdem es gelungen, das elektrische Licht Toiletten-Zwecken dienlich zu



machen. Die bildliche Darstellung vermag die Wirkung desselben nicht wiederzugeben — den zauberhaften Effekt wenn plötzlich der goldene Stern auf dem Haupt oder an der Brust geheimnißvoll aufstrahlt und die ganze Erscheinung mit einem Mal über die Sphäre der irdischen Wirklichkeit hinaus in die des Märchens hebt, — es sei daher nur im Wort dieser Art Kostüme gedacht, für welche die Changeantgewebe und die mit Metallfäden durchzogenen Gazestoffe ein so prächtiges Material bilden. W. S. G.





Für die Ball-Toilette läßt sich der Empire-Form ein unendlich jugendlicher Reiz nicht abspresen — ganz besonders in der modernen Combination des die lange Taille markirenden Prinzess-Unterkleides mit dem losen Empire-Oberteile aus durchsichtigem Stoff, Gesichte, oder mit einem Perlen-Klein überläste Gazegebebe kommen auf diese Weise zu glücklicher Geltung; die dieselben meist begleitenden abgepaßten Bordschürzen umgeben den unteren Rand, Hals-Ausschnitt und Kermel. Sehr vornehm wirkt das Ganze in Schwarz; schwarzer, mit Jet gefärbter Tüll über schwarzer Seide oder — zur Halbtrauer, Schwarz auf Grau, mit langen grauen Handschuhen. H. d. G.

Canevas-Grund aus kräftigen Baumwolle-Fäden erfahren, sind für Porten wie Kleinfiguren nur kleine Formen zu wählen, deren rasch fördernde Ausführung in gar keinem Verhältnis zu der reichen Wirkung steht.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 44. Stickerei auf Filet-Canevas. Italien. XVI.—XVII. Jahrhundert. Unter altes Musterstück, welches die nebensichende Abbildung zur Vorte abgezeichnet, kann sowohl in Streifenform,



als zum Grundmuster ergänzt, zum Schmuck von Kissen, Decken, Stores u. vielfach verwendet werden. Die bunte Tafel zeigt eine jener interessanten Durchzug-Arbeiten auf Filet-Canevas, welche durch die Einfachheit ihrer Herstellung, wie durch reizvolle Farben-Wirkung besonders nachahmenswerth sind. Innerhalb der beliebig nach Typenmustern oder Vorzeichnung gearbeiteten doppelseitigen Umrandung führt man die deutlich erkennbaren Füllungen der Formen mit Filofloffe- oder Kronen-Seide aus. Der Durchzug erfolgt in schrägen Reihen; durch wechselnde Verlegung der Stiche bildet sich das Muster.

Eine wunderschöne Mannigfaltigkeit befinde die Mode augenblicklich in der Verwerfung der hoch in ihrer Gunst stehenden indischen und japanischen Seidenstoffe. Bald einfarbig, glatt oder gemustert, bald in reizvoll contrastirenden Farben, eignet sich das welche glänzende Material fast mehr noch als zur Toilette selbst für kleine Anspaltungs-Gegenstände wie Kissen, Schlummerrollen, Lampenschirme, Tischtücher u. Als Anhalt für eine weitere Anwendung

der in doppelter Stoffbreite (150 cm) 240 cm in der Länge mit, 40 cm einfallen hiervon auf den moosgrünen, unten angelegten Querscheitern, der mit Gaze gefüttert ist und eine gefällige Verzierung mit leichter Stickerei und Aufsatz-Arbeit zeigt. In der Anordnung des Rufers kräftiger Bräufeler Spitze ähnlich, — wir erinnern hierbei an das Extra-Blatt Nr. 53 vom 1. September 1892 — greifen an unserer Vorlage lose Blumen-Stränge, mit wirklich aufgehängten Goldschleifen gebunden, schräg über die parallel laufenden roten Seidenbändchen, welche 7 cm vom oberen und unteren Rande den grünen Streifen eintheilen. In einzelnen, schwerer wirkenden Blumen erscheinen beliebige Silber- oder Brocatstoff-Netze verwendet. Stiel- und Hirsche aus bunter Filofloffe-Seide gliedern die Formen der Anlagen und ergänzen die Stickerei; 20 cm lange, eingehängte Franzen-Büschel aus zusammengedrehter bunter Seide bilden, je 1 cm von einander entfernt, den unteren Abschluß. J. B.

Bezugsquellen: Große Aida-Gewebe für Decken: A. Müller, W. Kronenstr. 17. — Kronenseide: A. A. Reimann, W. Kölnischer Fischmarkt 4. — Indische Seidenstoffe: W. Basse, W. Leipzigerstr. 42.



- Frida Schanz, Am trauten Erbd. Berlin, F. Fontane & Co. (M. 3.)
- Germine Villinger, Schulmädchengeschichten. Ebenda. (M. 4.)
- C. Dunder, Bunteres Jahr. Kinder-Kalender für 1893. Ebenda. (M. 1.)
- Gustav Burhard, Das Familienfest. Ebenda. (M. 3.)
- Kunigunde Anthon-Gasath, Verschiedene Geschichten. Wien, Huber & Gahme. (M. 4.)
- Dr. Vivian Jürit, Die häusliche Krankenpflege. Leipzig, G. L. Hirschfeld. (M. 4.)
- Mianna Petersen, Die praktische Landwirthin. Berlin, Fieders Grundmann. (M. 3.)
- Sophie von Keller, Am heimischen Strand. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. (M. 3.)
- Kug. S. Winkler, Gedendbuch für Kinder. Jähr. Moritz Schauenburg. (M. 2.)
- Johannes Koelling, Erich und Elsa. Hamburg, N. Karstens. (M. 3.)
- Frida Schanz, Mit 16 Jahren. Leipzig, Otto Spamer. (M. 2.50.)
- Robert Burns, Gedichte. Ebenda. (M. 2.50.)
- Georg Fabian-Petersen, Reinhard Nottfuchs. Ebenda. (M. 2.50.)
- Therese Foding, Unsere Kleinen. Ebenda. (M. 3.50.)
- Dr. Karl Pilz, Die kleinen Thierfreunde. Ebenda. (M. 3.50.)
- Paul Oscar Höcker, Der Wälderprinz. Berlin, G. Reiger. (M. 4.80.)
- Göth von Verlichingen. Ebenda. (M. 4.80.)
- Georg Vötlicher, Wunderhold. Berlin, Hermann J. Reiding. (M. 4.)
- Starrer Hansjakob, Unsere Volkstrachten. Averbuch, Gerber'sche Buchhandlung. (M. 0.25.)
- H. Bernna, Darf die Frau denken? München, Wilhelm Köhler. (M. 0.60.)
- Dr. J. Gbner, Der Frauenarzt. 2 Bände. Berlin, V. Jelfe & H. Britschow. (M. 3.50.)
- Dr. Moritz Braich, Das Wesen und die Formen der dramatischen Dichtung. Leipzig, Oscar Gottwald. (M. 1.)
- Rudolf von Gottschall. Ebenda. (M. 1.)
- Freiherr von Brentano, Eine amateur-photographische Spazierfahrt nach Dalmatien. Montenegro u. Weimar, Deutsche Photographie-Zeitung. (M. 1.50.)
- Sophie Jungmann, Die Brautkammer. Berlin, Deutsches Verlagsbuchhand. (M. 5.)
- Julius Wolff, Der Kiegeude Golländer. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. (M. 5.)
- Charles Kingsley, Gypatia. Uebers. von Helene Ledeban. Ebenda. (M. 4.)
- Alfred Tennison, Gnost Arden. Hamburg, Hermann Wehling. (M. 1.50.)
- Henriette Kötter, Für Frauen und Töchter. Das Kleidermachen. Wien, K. von Waldheim. (M. 2.50.)
- Aus den Papieren eines unbekanntes Denkers. Oldenburg, Schulz'sche Hofbuchhandlung. (M. 1.20.)
- Eugen Zabel, Anton Rubinstejn. Leipzig, Bartholf Senff. (M. 5.)

Das von der Prinzessin Margarethe von Preußen bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen getragene Brautkleid ist im Handarbeits-Atelier des Vette-Vereines angefertigt worden. Auf weißem Krepp-Stoff zeigte das Devant des Rockes eine außerordentlich prächtige Zeichnung, bestehend in Kranz und Streifen-Panquets aus Marguerites, die sich rings um den unteren Rand als Vorte fortsetzten; gleicher Schmuck zierte die Taille. Die Stickerei, in Silber-Lahn und drei verschiedenen Silberfäden ausgeführt, erschien durchaus originell, frei von jener Steifheit, die durch das spröde Material derartigen Arbeiten so leicht eigen ist, und ganz dazu gemacht, eine jugendlich reizende Pracht zu schmücken.

Die Staatskrone, in welcher Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein und Prinzessin Victoria bei derselben Gelegenheit erschienen, waren Kaiser vornehmen Geschmacks. Prinzess Christian trug ein Unterkleid aus weißer Seide, dessen ganzes Tablier mit einem Blumenmuster in zartgrünen und rosa Schattirungen besetzt war, während zwei breite, reicher gefärbte und von Goldschmüren eingefasste Streifen eine Art Mittelbahn bildeten. Die lange Taille aus rubinrothem Sammet war am Halsabschnitt mit Silberfäden besetzt und endete im Rücken in einer langen à la Watteau arrangirten Schleppe aus demselben Stoff mit gleichem Besatz.

Die einfachere Toilette der Prinzessin Victoria bestand aus weißer, in's Hellgrüne changirender Seide, am Ausschnitt und am Saum mit Otter besetzt. Die Schleppe aus aquamarin-farbendem Brocat, an den Schultern besetzt, erhöhte mit ihrem bläulichen Zatter und der weißlichen Einfassung den vornehmen Eindruck des ganzen Kostüms.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Jede Neuheit auf dem Gebiete der Kreuzstich-Stickerei ist sicher, ein großes Interesse zu erwecken, da die schöne Arbeit sich unverändert rühmen darf, eine nicht unbedeutende Anzahl von Freundinnen zu besitzen. Heut handelt es sich weder um eine neue Wolle für die Ausführung, noch um eine neue Anwendung der Arbeit selbst, sondern um einen Stoff, der an sich zwar bekannt, aber dessen Verwendung zu Decken der Kreuzstich-Stickerei wieder ein weiteres Arbeitsfeld eröffnet. Es ist dies ein sehr großes Aida-Gewebe, welches man bisher zu kleinen Badeteppichen benutzte und das nun, in großen Breiten von 135 und 153 cm gewebt, den Grundstoff für Bett- und Tischdecken bildet. Letztere sind meist für Eßtische, auch wohl für den Garten in Aussicht genommen, hierfür auch besonders zu empfehlen, da sich auf der weißen Grundfläche die Stickerei am besten in den verschiedensten Farben Roth und Blau ausführen läßt. Bei der sehr starken Vergrößerung, welche die Muster auf dem



dieser orientalischen Seidenstoffe giebt die beige-farbene Abbildung einen Decorations-Shawl aus neuerer indischer (Mor-)Seide,

Jährlich ca. 300 Orig.-Illustr. und Kunstbeilagen.

**hochinteressant**

für jede kunstliebende gebildete

**Dame**

welche Anleitung, Einrichtung eines kranken Heims wünscht. Zahlreiche hohe Fürsichtigkeiten abonnirt.

Jahrg. 1892 kostet elegant geb. III. 20.—

Ein Bieder für jeden Salon.

Abonnement halbjährlich 6 Heft III. 8.—; Ausland III. 9.—

Man verlange gest. Probeheft mit Inhaltsverzeichnis mit von Jahrgang 1892 gegen Einsendung von Mk. 1.— in Briefmarken vom

Kunstgew. Verlag Alexander Koch, Darmstadt Nr. 65.

Ich suche zum 1. April für mein Fräulein eine Stellung als

**Stütze der Hausfrau**

mit Familienanschluss; sie ist in der guten bürgerlichen Küche vollkommen bewandert, sowie in allen sonstigen häuslichen Arbeiten, Haus von Solwede Englisch, Leuten u. dgl.

**Praktischste Schnittmusterwerke.**

Für **Fleissige Hände**

von Fr. Ehninger und Lutz.

I. Anleitung und Muster zur Herstellung von Leib- und Bettwäsche.

II. Anleitung u. Muster u. Herstellung von Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1-5 J.

III. Dasselbe für Kinder von 6-12 Jahren.

— Jeder Teil — in schöner Mappe mit 20-30 Mustern in naturl. Umrissen ausgestattet.

Zu beziehen d. Preis jeden Verlagbuch. Teiles M. 3.50, R. Lutz, Stuttgart nach auswärt. franco (Hölderlinstr. 2) M. 3.50. oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes.

**Deutsche Seidenstoffe**

sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Erzeugnisse, aber durch bedeutende Zollersparnisse wesentlich billiger; nach dem neuen deutschen Zollgesetz kostet jedes Kilo Seidenstoff

**Mk. 6.— Eingangszoll.**

Wir versenden gerne Proben unserer schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffe, welche in unübertroffener Auswahl von Mk. 1.15 bis Mk. 18.— à Meter vorrätig sind, postfrei an Jedermann.

Deutschlands grösstes Specialgeschäft für Seidenstoffe.

**Crefeld. Michels & Cie., Berlin W.,** Equitablepalast.

Königlich niederländ. Hoflieferanten. Lieferanten des Waarenhauses für Arme und Marine. Lieferanten des Waarenhauses für deutsche Beamte.

Man verlange der Crown Perfumery Co. köstliches neues Parfum

**CRAB-APPLE BLOSSOMS**

und die CROWN LAVENDER SALTS.

Noch niemals sind Toiletten-Artikel in den Handel gebracht worden, welche mit so grossem Enthusiasmus aufgenommen wurden, als das Crab-Apple Blossom Parfüm und die Crown Lavender Salts. Sie sind buchstäblich das Entzücken zweier Erdtheile u. werden gleichmäßig begehrt in New York und Paris, wie in London. Ueberall vorrätig bei allen Droguisten und Parfümieren.

The Crown Perfumery Co., 177 New Bond Street, London.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich Berlin W. Köhlerstr. 112. **Marie Peller.**

**Acad. Lehr-Anstalt für Damenschneidererei.**

Borgl. Unterricht in Nähmaschinen, Zuschneiden und Anfertigung v. Kleidern und Damen-Confection.

Berlin S.W., Kommandantenstr. 34. **Rolnh. Jacob, Elise Jacob geb. Wötcher,** Empfängerin d. Jhre Durchlaucht d. Prinzess Elisabeth zu Bentheim.

Ausführliche Prospekte gratis u. franco.

**Das Erholungshaus für Damen in Böllinghausen**

bei Soest in Westfalen

(Unter dem Protectorat Ihrer K. und K. Majestät der Kaiserin Friedrich)

ist auch im Winter geöffnet, massiv, mit Doppelfenstern und vorzüglichsten Heizvorrichtungen versehen. Geschülpte Waldpaziergänge. Pensionpreis 1.50—2.50 Mk. Bäder im Hause. Anmeldung bei der Vorsteherin.



# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
TÄGLICHER VERKAUF:  
**50,000 Kilos.**  
Zu haben in allen Spezerei-  
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
Conditoreien.

In allen Buchhandlungen vorrätig:

## Friedrich Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Ein Lebensbild  
von **Ludwig Ziemssen.**

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Geut, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plochhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.

Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines grossen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke leider allzujähr entzogenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des vereinigten Kaisers von frühster Jugend an auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Kulturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaisers Friedrich“, eine äusserst sorgfältige Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

**Schönheit des Antlitzes**  
wird am sichersten erreicht und gepflegt durch

### Leichner's Fettpuder

und

### Leichner's Hermelin-Puder.

Diese berühmten Fabrikate werden in den höchsten Kreisen und von den ersten Künstlerinnen mit Vorliebe angewendet; sie geben dem Gesichte ein jugendliches, blühendes Aussehen. Nur in geschlossenen Dosen in der Fabrik  
**Berlin, Schützenstrasse 31.**  
und in allen Parfümerien.

**L. Leichner, Parf.-Chemiker, Viehweg**  
der Königl. d. Hoftheater.

### Pensionat.

Eine vorzügliche Pension für junge Mädchen zur gründl. Erlerung des Haushalts, gesellschaftlicher Formen etc. in feiner Familie u. schönem Garten, kann ich gewissenhaft empfehlen.  
**Frau Fabrikbesitzer Beck,**  
Magdeburg, Jacobstraße 46.

Unterricht in einer neuen  
**•••• Oelmalerei ••••**  
wird binnen wenigen Stunden ertheilt, ohne das Vorwissen irgend welcher Kunst erforderlich zu sein, sowohl schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare Beschäftigung für Herren u. Damen. Aufträge werden nach eingelaufenen Photographien aufs Beste ausgeführt. **Johanna Blumenfeld, Wien V, Reichstrasse 17 Th. 28.**

**L. C. Busch, Bronzwaaren-Fabrik,**  
K. r. Hoflieferant.  
**Berlin W., Leipzigerstrasse 19.**  
Magazin für kunstgewerbliche Neuheiten: Stutzuhren, Armleuchter, Rauch- u. Schreibzeuge, Tische, Handteller etc. Hochzeits-, Jubiläums- und Ehrengeschenke.  
Niederlage d. Fürstl. Stolberg. Kunstgiesserei in mittelalt. Waffen und Wanddecorationen.  
**Billige und feste Preise.**

Wer einen solchen **Badestuhl** hat, kann mit seiner ganzen Familie ohne Mühe u. Kosten täglich warm baden. Der Besitz einer solchen **Bade-Einrichtung** garantiert die **Gesundheit der ganzen Familie.** Diese Badestühle sind jetzt **sehr billig**. Versendung **überallhin**, auch auf **Theilzahlung.** Illustrirte Preisourante gratis.

**L. Weyl, \* Berlin**  
Prinzenstrasse 49, früher Mauerstr.  
Fabrik heizbarer Badewannen,  
**Douche-Apparate, Closets,**  
**Dampf-Schwitz-Apparate.**

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

## Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.

Herausgegeben von  
**Frieda Eipperheide.**  
III. Sammlung (25.—36. Blatt)

12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-format. — In Mappe. Preis 3 Mark.  
Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniss, 40 Pfennig.

- 25. Lederschnitt mit farbiger Bemalung. Moderne Arbeit.
- 26. Aufnähh-Arbeit. Spanien XVI. Jahrhundert.
- 27. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
- 28. Flechtenschild-Stickerei. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
- 29. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
- 30. Flechtenschild. Italien XVII. Jahrhundert.
- 31. Flecht- und Plattstich-Stickerei. Moderne Arbeit.
- 32. Flechtenschild- und Flechtstickerei. Spanien XVII. Jahrhundert.
- 33. Slavische Buntstickerei. XVII.—XVIII. Jahrhundert.
- 34. Südslavische Stilmuster. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
- 35. Cretenser Stickerei. Griechenland XVIII. Jahrhundert.
- 36. Orientalische Stilmuster. Persien XVIII.—XIX. Jahrhundert.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

## Häusliche Kunst

Herausgegeben von Frieda Eipperheide.

reich illustrierte Lieferungen zu je 16 Seiten à 50 Pf.  
Jede Lieferung ist auch einzeln zu haben.

In gemeinverständlich Form und durch zahlreiche Abbildungen erläutert, bringt die „Häusliche Kunst“ Anleitungen zu häuslichen Kunstfertigkeiten, welche den Laien in den Stand setzen, die zahlreichen Ausstattungs- und Gebrauchs-Gegenstände des Hauses selbst herzustellen bezw. zu decoriren. Die im Allgemeinen leichte Ausführbarkeit der Techniken, sowie ihre Verwendbarkeit und ihre künstlerische Wirkung sind erprobt; andere, neue, verdienen es mehr und mehr bekannt zu werden.

Von den zur Darstellung gelangenden Techniken seien genannt: Malereien für fächer, Holz-Malerei, Brand-Malerei, Malerei auf Leder, Gobelin-Malerei, Prismatine-Bronze-Malerei, Kensington-Malerei, Porzellan-Malerei, Rauch-Malerei, Majolika-Malerei, Email-Malerei, Grisaille-Glasmalerei, Email-Glasmalerei, Siegelack-Malerei, Bronzirte Siegelack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auflagen, Wappen-Malerei, Malerei mit Lack- oder Email-farben, Malerei mit Aluminium-Bronze, Decorative Malerei, auch in Verbindung mit Stickerei, Malerei Vernis Martin, Wismuth-Malerei, Lederschnitt-Arbeit, Lederritzen, Ital. Stifterogoldung, Aetzen u. Graviren, Laubsägen in Metall, Boffiren, Nagel-Arbeit, Blumen-Mosaik, Modelliren, Kerbschnitt, Klein-Eisen-Arbeiten; Recepte etc.



Berlin  
Verlag von Franz Eipperheide  
1891.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin W., Potsdamer Strasse 38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von Hesse & Weller in Leipzig.

Wollene Strick- u. Rockgarn liefert auch an Private die Wollwäckerlei von **Georg Koch in Erfurt** zu niedrigen Preisen. Muster umsonst.

Alle Gattungen Spitzen werden gepuppt, ausgebleicht u. neu appliziert von **Vinzenz Korb**, Spitzenfabrikant und Hoflieferant, Graatz, Eragebirge (Böhmen).

### Unverfälschte Seidenstoffe.

Specialitäten in Schwarz, reiner Färbung, garantiert solid, porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.

**J. Spinner, Jacob Bürer's Nachfolger, Bürlich.**

# Lehrbücher der Modenwelt.

Zweite Auflage.

- I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
- II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
- III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die Anfertigung, sowie die Aenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiss und durch eigene Geschicklichkeit im Hauswesen eine wesentliche Ersparniss zu erzielen. Dieses Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolge gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Städte ihrer Bestimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortbauenden Nachfrage zu genügen, gelangte jetzt die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem Stande der heutigen Mode entspricht.

In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrierten Seiten in Klein Quart-format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Die selben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden. Band I umfasst 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen abgeschlossen.

Lieferung 1, ebenso Lieferung 13 und 21, deren jede einen ausführlichen Prospect des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

### HYGIENE DES KOPFES Schönheit der Haare

## EAU DE QUININE

VON  
**ED. PINAUD**

Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare  
**37, Boul' de Strasbourg, PARIS**

Jede Achte Flasche ist mit sebonstehender Unterschrift **Ed. Pinaud** versehen. **opost**

**GRAND PRIX**

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln  
erteilt **Fräulein Martiny, Berlin, W.**  
Potsdamerstr. 122 c.

Sämtliches Material zu **Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc.** empfiehlt die Fabrik von **Josepha Theben, Heidelberg.** Handarbeitlerinnen und Wiederverkäufer Sorgzupreise. Preisliste gratis.

**Filigran-Specialgeschäft**  
Dresden, Serrestrasse 2.

Anzeigen

Anzeigen

Anzeigen

Anzeigen

jedigen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angeführt werden sollten, finden in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser der gebildeten und wohlhabenden Kreise angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einpaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaus, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamerstrasse 38, und zu Wien I., Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etienne, John F. Jones & Co in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt so lang der Insertions-Auftrag dauert.

Prämirt Brüssel 1876. Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883.

## Burk's Arznei-Weine.

In Flaschen à ca.	Gleiche Preise in ganz Deutsch-land.
100 Gr.	
200 ..	
700 ..	

Mit edlen Weinen bereitet, Appetit erregend, allgemein kräftigend, nervenstärkend und blutbildend diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen:

**Burk's Pepsin-Wein (Essenz).**

Verdauungsmässigkeit.  
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.—.

**Burk's China-Malvasier.**

Ein delikates Tonicum  
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.—.

**Burk's Eisen-China-Wein.**

wohlschmeckend und leichtverdaulich.  
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.—.

Zu haben in den Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte des Auslandes.

Man verlange ausdrücklich:

„Burk's Pepsin-Wein“

„Burk's China-Malvasier“

etc. etc. und beachte obige Schutzmarke und die Firma

**C. H. Burk, Stuttgart.**

Export nach überseeischen Ländern.



## Kunstgewerbliches.



Gemalte Glasfenster sind ein Schmuck, den sich nur Wenige gestatten können, daher ist der Wunsch berechtigt, für diese vornehme Tier einen Ersatz zu finden, der einigermaßen in Harmonie steht mit der Einrichtung des Zimmers. Porzellan - Diaphanien und farbige Papier - Imitationen können ganz hübsch sein, aber sie geben der eigenen Hand selten Gelegenheit, selbst an dem Fensterschmuck sich zu betheiligen. Gerade nach dieser Richtung hin bietet unsere heutige Darstellung eine willkommene Vorlage für die fleißigen Hände kunstsinziger Frauen. Wer den Stift sicher führen kann, wird mit Leichtigkeit die transparente Zeichnung auf Glas ausführen; aber auch dem Dilettanten dürfte es nicht allzuschwer werden, ein wirkungsvolles Transparent-Bild herzustellen.



Transparent-Zeichnung auf Glas. Nach einem Bilde von C. Beder, gezeichnet von Johanna Müller.

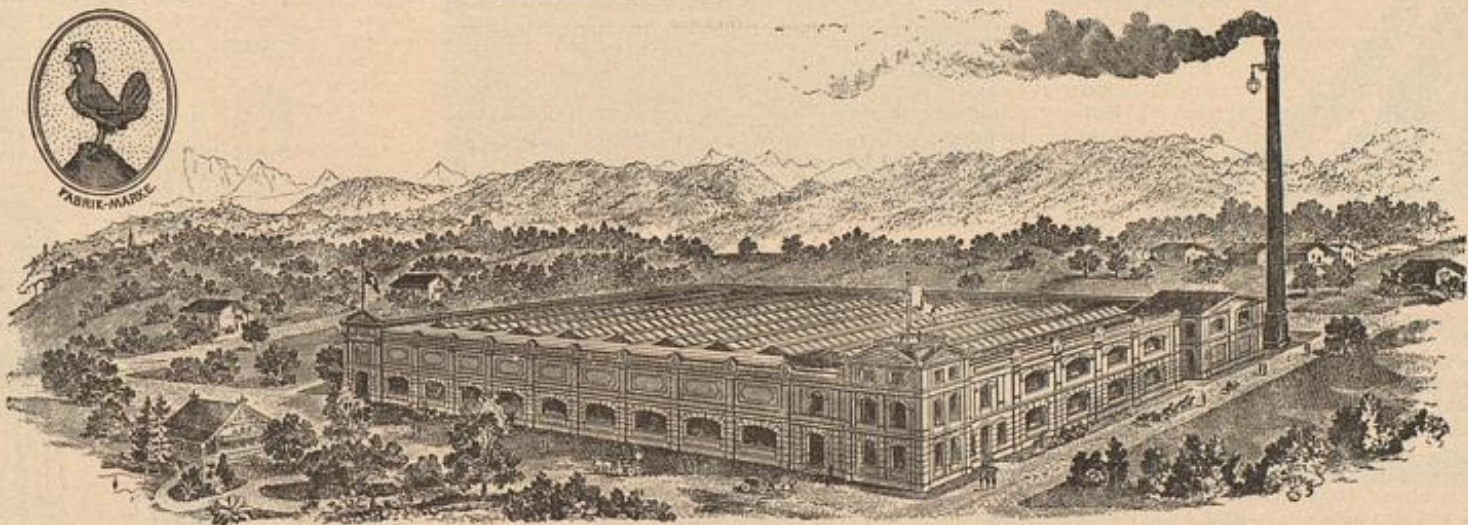
Als Vorlagen eignen sich sowohl Zeichnungen wie Photographien und Holzschnitte; Letztere, Radirungen und Kupferstiche würden den Vorzug verdienen, da sie den Anhalt bieten für die richtige Strichlage und die Wirkung von Licht und Schatten, welche durch scharfe Contraste erzielt werden.

Als Grundlage für das Transparent dient eine Glasplatte, auf deren mattgeschliffener Fläche die Zeichnung in Contouren übertragen wird. Nachdem dies geschehen, hat man die Flächen mit Wischer und Stompir-Kreide anzulegen und hierauf mit Pinsel und dick angeriebener chinesischer Tusche in verschiedenen Strichlagen auszuarbeiten. Alle Feinheiten und Schraffirungen können zum Theil mit der Feder gezeichnet werden. Am besten arbeitet man, wie beim Fächermalen, in einem gegen das Licht gestellten Rahmen, so daß sich jederzeit die Wirkung der

Zeichnung beurtheilen läßt. Anstatt der Stompir-Kreide empfiehlt sich auch lithographische Feintreide für die erste Anlage des Bildes; dieselbe haftet sehr gut auf dem rauhen Glase und giebt gute Halbschatten. Nach Vollendung der Zeichnung überlegt man dieselbe mit einer durchsichtigen klaren Glasscheibe und übergiebt das Ganze dem Glaser zur Einrahmung. An unserer Vorlage beträgt die Fläche des Bildes, welches unsere Leserinnen bereits aus der Illustrierten Frauen-Zeitung kennen, 22 cm Höhe zu 18 cm Breite; goldgelbe und dunkelrosa Glasstreifen bilden, in Blei gefaßt, den Rahmen, der sich in 6 cm Breite ringsum anschließt.

**Wien.** — In der Familie Rothschild existirt eine besondere Art von Geburtstag-Geschenken für die jungen Mädchen der Familie. Jedesmal bei der Geburt einer Tochter werden sechs Perlen im Werthe von zehntausend Mark bei Seite gelegt. An jedem Geburtstag kommen sechs weitere hinzu, so daß die junge Dame mit einundzwanzig Jahren über ein prachtvolles Perlen-Collier verfügt.

**London.** — Ueber den Einfluß des Geschlechts in der Erziehung sprach jüngst in der Londoner medicinischen Gesellschaft einer der namhaftesten englischen Irrenärzte Sir James Crichton Browne und machte in diesem Vortrage eine Reihe recht bemerkenswerther Ausführungen, welche auch für deutsche Verhältnisse vollkommen zutreffen. In England hat die Rede gewaltiges Aufsehen erregt und bewegt gegenwärtig die Gemüther der Vertheidiger der Frauen-Emanicipation sehr lebhaft. Browne hat der anscheinend in kräftigem Fluss begriffenen Bewegung, den Frauen auch die gelehrten Vernunftschlüsse allmählig zugänglich zu machen, einen Hemmschuh angelegt, der sie im Laufe sicher aufhalten wird. Browne theilt die Bedenken, welche auch von hervorragenden deutschen Vätern gegen eine gesteigerte geistige Thätigkeit der weiblichen Jugend der besseren Stände geltend gemacht worden sind, deren körperliche Leistungsfähigkeit schon jetzt manches zu wünschen übrig lasse. Alle die jetzt so beliebten Versuche, die geistige Befähigung der beiden Geschlechter als gleich hinzustellen, scheitern an der rein physiologischen Thatsache einer Verschiedenheit in Bau und Function des Gehirnes, die bei der Frau durchaus keine minderwerthigen sind, sondern nur in anderen Richtungen als beim Mann ihre vollkommene Entwicklung genommen haben. Es ist durchaus keine Phrase, sondern eine physiologische Thatsache, daß der Mann mehr Willenskraft, Energie und Unternehmungsgelbst besitzt, die Frau dagegen receptiver, beständiger, ruhiger ist. Diese intellektuellen Verschiedenheiten bedingen eine wesentlich verschiedene Erziehung und Thätigkeit der beiden Geschlechter. Das Bestreben, Mädchen die gleiche Erziehung und Ausbildung wie den Knaben zu Theil werden zu lassen, widerstrebt der natürlichen Anlage und muß für die Allgemeinheit zu verhängnisvoller Entartung der weiblichen Eigenarten führen. Ausnahmen können die Regel nicht begründen. Browne hat die Schülerinnen einer englischen Hochschule für das weibliche Geschlecht untersucht und ihren Gesundheitszustand erschreckend schlecht gefunden. Von hundert-sebenundachtzig Mädchen litten hundertsebenunddreißig an chronischem Kopfweh, siebenunddreißig waren kurzsichtig und vier litt an Bluthusten. Die geistige Mehrarbeit nimmt das weibliche Geschlecht am meisten in einer kritischen Entwicklungs-Stufe in Anspruch, während sie den Mann in einem bereits erstarrten Körper trifft. Dieser Nachtheil des weiblichen Geschlechts tritt z. B. sehr durchsichtig zu Tage bei Betrachtung der Erkrankung an Schwindsucht bei beiden Geschlechtern. Vom zehnten bis fünfzehnten Lebensjahre sterben doppelt so viel Mädchen als Knaben an dieser Krankheit, sie überwiegen an Zahl auch noch bis zum zwanzigsten Lebensjahre, dann kommt eine Zeit gleicher Mortalität, und nach dem fünfundsiebzigsten Jahre haben die Männer die weit größere Zahl von Todesfällen. Geistige Ueberanstrengung in der Zeit der hauptsächlichsten Entwicklung schädigt den Körper am nachhaltigsten. Organische Nervenleiden sind gegenwärtig bei Männern viel häufiger als bei Frauen, aber Browne zweifelt nicht daran, daß sie sich auch bei letzteren sehr mehren werden, wenn sie in den Kampf um's Dasein eintreten, welcher hauptsächlich diese furchtbaren Leiden erzeugt. Eine traurige Generation, jagt Browne, wird von solchen Müttern geboren werden. Wird die Frau dem Manne gleichgestellt, so ist sie selbst diejenige, welche schließlich doch in jeder Hinsicht den größten Schaden davonträgt. Es ist verkehrt, die Besserung der socialen Stellung der



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.**

# Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Nüßchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verdirbt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz weißerlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern trümmert. Verdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik von G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), Zürich versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Nöben und ganze Stücke porto- und zollfrei in's Haus.



Frau von dieser selbst zu erwarten. Natürlich wäre es, den Hebel der Bewegung bei den Männern anzusetzen. Schafft den Männern bessere Existenz-Bedingungen! Dann wird auch für das Wohl der Frauen am besten gesorgt sein!

Rom. — Der Ausschuss für die anlässlich der silbernen Hochzeit des italienischen Königspaares zu veranstaltenden Festlichkeiten ist unter dem Vorsitz des Fürsten Doria Pamphili zu einer Verathung zusammengetreten. Der von der Commission für wohlthätige Zwecke in Vorschlag gebrachte Plan wurde einstimmig gebilligt; er besteht darin, in Rom für die Waisen der bei der Arbeit Verunglückten und in Folge dessen gekündeten Arbeiter ein Anstaltshaus zu gründen, das im Monat April am Tage der silbernen Hochzeit des Herrscherpaares eröffnet werden soll. Die Kosten für die Erwerbung und Unterhaltung des Waisenhauses sollen durch eine nationale Subscription der verschiedenen socialen Klassen aufgebracht werden, und zwar wird das Scherlein des Tagelöhners ebenso willkommen sein, als die von reichen Privatleuten, Gesellschaften, Gemeinden und Provinzen gespendeten großen Summen. Der Festauschuss gab darauf seine Zustimmung zu dem geplanten großen historischen Turnier, das in der Villa Borghese stattfinden soll, und zu dem historischen Festzuge, an dem sich auch der Kronprinz und die anderen Prinzen des königlichen Hauses theilnehmen werden. An dem Ritterpiel werden wahrscheinlich alle jüngeren Edelleute Italiens theilnehmen; der Festzug dürfte durch die Theilnahme von neunundsechzig italienischen Provinzen ein großartiges Gepräge erhalten.

New York. — Im Alter von vierundsechzig Jahren starb im Januar in Coleman House Frau Martha J. Lamb, bekannt durch ihre Gelehrsamkeit und Werke der Menschlichkeit, der Stadt New York besonders naheehend als deren Geschichtsschreiberin. Was Livius dem alten Rom, war Martha Lamb der Stadt New York, deren Geschichte in zwei mächtigen Bänden im Jahre 1881 als ihr Lebenswerk erschien. Im Jahre 1819 in Plainfield, Massachusetts, als Tochter einer alten Puritaner-Familie geboren, verrieth sie schon im jugendlichen Alter schriftstellerisches Talent, das zur Entfaltung kam, nachdem sie sich im Jahre 1852 mit dem Schulmann Charles A. Lamb vermählt und diesem nach dem Weihen gefolgt war. Seit 1866 lebte sie in New York und redigirte das „Magazine of American History“.

fäden durchgezogenem Wollstoff garnirte dunkelblauer Sammet als Puffengarnitur den Rock, umgab die Schnebe der Taille gürtelförmig, und bildete die engen Unterarmel, auf welche weite Oberarmel aus dem Wollstoff fielen. Ganz aus weißem Tuch mit Silber-Bordüren war die Reifetoilette der jungen Braut angefertigt. Sowohl das



damit übereinstimmende Cape wie der Hut erschienen in Weiß und Silber gehalten; der Ruff bestand aus weißen Straußfedern. Sämmtliche Toiletten lieferte das bekannte Atelier von D. Petrus. — Von großer Gediegenheit und Schönheit ist die Wäsche, welche von der Berliner Firma Gotschenhofer & Köhde angefertigt wurde. Seide und feinstes Leinen bilden das

Material, Spitzen und Stickereien die Verzierung. Vorherrschend waren kostbare à jour Stickereien, sowohl an der Leib- wie der Bettwäsche; jedes Stück trug ein einfaches W. mit der Krone ohne jedwede Verzierung. Die Tafelwäsche, halb Leinen, halb Seide, ist nach eigenhändigen Zeichnungen der Kaiserin Friedrich hergestellt und zeigt das Alliance-Wappen des kaiserlichen Paares in der Mitte. Die vier Ecken schmückt so der Namenszug der Prinzessin, durch Vorberzweige mit einander verbunden. An den Schmalseiten der Tafeltücher ist an der einen Seite der Heilige Ludwigsorden, an der anderen der schwarze Ablerorden angebracht, die sich wirkungsvoll vom glatten Grunde abheben.

Gleichen Beifalls in Ballsaal oder Theater, wie zur eleganten Besuch-Toilette dürfte sich eine reizende Neuheit auf dem Gebiete der Handschuhe erfreuen. Die schmale, naturgroß dargestellte Vorderhälfte, die den Rand des recharbenen schwedischen Handschuhs umgibt, ist mit feinem Goldschmuck und Cantille gefickt. Zwischen den kleinen Rosetten, die je aus sechs, mit brauner Seide im

Knöchelbereich befestigten Goldstütern bestehen, befindet sich eine mit hellblauer Seide gestickte Blüthe. Das zierliche Wörtchen um den Rand des zweiten Handschuhs erscheint nur in Gold und brauner Seide ausgeführt.

Wien. — In Ehren der Vermählungsfeier der Frau Erzherzogin Margarethe Sofie fand ein besonders glänzender Hofball in den Redouten-Sälen statt, die neuerdings zur ausschließlichen Benutzung für Hof-Feste mit kaiserlicher Pracht und künstlerischem Verschönerung eingerichtet wurden. Die früheren Gallerie-Jenher sind durch enorme Spiegel verkleidet, die Wände mit Gobelin bedeckt, Glühlicht in Krystall-Lüstrern erfüllt den Saal mit blendendem und doch weichem Licht, und die herrlichen Hierden der kaiserlichen Glashäuser verwandeln die Schmalseiten des Parterres in einen Palmen-Garten. Des glänzenden Raumes würdig waren auch die Toiletten. Unter den fürstlichen Damen erschienen, neben der hohen Braut, die Erzherzogin Maria Theresia, welche in Abwesenheit der Kaiserin die Repräsentation übernommen hatte, die schöne Erzherzogin Maria Josefa in einer mattblauen Robe mit Silberfuchs-Besatz, Herzogin Thyra von Cumberland in weißem Atlas-Profat und rubinrothem Sammet mit Fuchs- und Feder-Rüschen, ferner Herzogin Luise von Coburg in mauve Profat und crêpe de Chine mit prachtvollem Smaragd-Schmuck. Von den übrigen Damen fiel zunächst die Gattin des amerikanischen Gesandten, Mrs. Grant, auf, in einer durch Neuheit der Form, der Farbe wie der Stoffe ganz sensationell schönen Toilette: satin superbe in Centifolien-Rosa, der neuen, bläulichen und sehr kräftigen Rosenfarbe, war mit noch etwas dunklerem, weißglacirten Blüsch, einem ganz herrlich wirkenden Stoffe, in der Form der dreifiger Jahre, mit Berthe und Pailletten-gestickten Puffärmeln verarbeitete. Blüsch-Röschchen, mit Pailletten besetzt, liefen strahlenförmig über Taille und Hüften herab; ganz rund und schräg geschnittene Bolants aus Blüsch, von Blüsch-Rosetten unterbrochen, festonirten den Rock. Anstatt des fast von allen verheiratheten Damen getragenen Diadems aus Edelsteinen hatte Mrs. Grant ein ähnliches Arrangement aus Blüsch und gleichfarbigen Strauß- und Reiher- Federn gewählt; Haar und Toilette schmückten herrliche Brillen

lanten, Vertreiben und ein dunkelrothe Sammet-Collier den Hals. — Originalität, mit Schönheit vereint, war in erster Reihe auch der apfelgrünen Atlas-Robe der Frau Gräfin Trautz zuzusprechen. Besetzt mit schwarzbraunem Bijoupelz, öffnete sich das Leberkleid vorn im Stile der Maria von Burgund über weißem, silbergesticktem Atlas. Die breite Revers liegende Taille umgab in Schneben-Gürtel-Form ein cardinalroth ombriertes Sammetband, vorn rechts mit einem großen Strauß gleichfarbiger Cinnerarten geschlossen; Brillantkrone. — Weiter zu erwähnen ist eine gelbe peau-de-soie-Toilette mit reifedagrünem Sammet für Puffärmel, Nieder und schmalste dicke Saumrüsche, dazu eine große gelbe Busenschleife und breite Spitzen-Berthe. Den weiten Rock garniren bis zur Taille herauf, sämmtlichen Rüschen folgend, Goldregen-Ranken; ein hoher mit Quirlenden-Wischluf oben in Faden aufgesetzter, unten gerade, dicht gezogener Bolant aus gelbem Zittertüll bildet die äußerst originelle Rockgarnitur. Sehr schön wirkte auch eine Watteau-Schlepp aus rosa Atlas-Profat mit Stungs-Besatz; Tailen-Bolant, Puffärmel und lofes, mit Silber-Gürtel gehaltenes Haltenkleid aus rosa Tüll mit großen Rüschen, Silber-Borten und -Stickerei; das Brillant-Diadem war von Schmetterlings-Fühlern aus Brillanten überzogen, was sich als außerordentlich kleidam erwies. — So reich demnach die Prunk-Gewänder der Frauen waren, so schlicht erschienen die tanzende Mädchenwelt gekleidet. Reizende Kleider in Gaze, Krepp und Tüll, in den jugendlich einfachsten Formen meist mit Zittern, Atlas-Bändchen und kleinen Blüthen geziert, — alles süßfrei, das Haar in Alltags-Frisur, ohne jeden Schmuck, eben nichts weiter, als duffig, frisch, jung und liebreizend. Alle die jungen Damen waren rechts um die Thron-Estrade gefahrt und boten, immer lachend, übermüthig frisch bewegt, einen entzückenden Anblick.

N. Br. — Im Zuschauer-Raume unserer vornehmen Theater machen wir die Bemerkung, daß die Bluse den Höhepunkt ihrer Glanzperiode erreicht hat; kein Material ist dafür zu kostbar, keine Farbe zu hell. Man entschließt sich eben leichter, mit einer rosafarbenen, goldgestickten oder hellblauen Sammet-Bluse zu dunklem Wollen- oder Seiden-Rock in's Parquet zu treten, als in einer vollständigen Robe aus jenem prächtigen Material. Durch die hellen Blusen-Tailen wird erreicht, daß alle Räume unserer Schauspiel-Häuser gegenwärtig ein festliches Bild bieten, und will man das dunkle Straßen-Kleid durchaus nicht ablegen, so hilft man sich durch eine der reizenden Spitzen-Pelerinen oder durch ein Leberjäckchen aus Tüll, Gimpure oder farbigen Gaze-Bolants. Daneben sieht man aber auch besondere Theater-Toiletten von ganz hervorragender Eleganz, wie die Taille aus violetter Bengaline mit rosa und gelblich changirendem Sammet für den großen, absteigenden Matrosenträger, die engen Kermel und hart gefalteten Revers. Der auch von der Frühjahrsmode noch beibehaltene Festschnitt — hier Stungs — umgibt Stehtragen und Kermel-Ausschnitt. Dazu ein außerordentlich aparter Hut in Stuart-Schnebenform mit engem hohen Kopf, aus Changeant-Sammet in gleicher Farbenstellung wie die Tailen-Garnitur, nur daß hier nicht rosa, sondern gelblich vorherrscht. Große Jet-Krafften halten das Arrangement, und eine Silberfächer-Vorte ziert den Rand, während schwarze Straußentöpfchen, in Schleifen-Form gefickt, die vordere Mitte einnehmen, — eine Anordnung, die zuverlässig als Nachfolgerin der Fühlhörner und Nephitis-Aigaretten gelten darf, vorläufig aber noch Eigenthum der exklusiven Eleganz bleibt. N. Br. — Wie die Kleiderformen, so folgen auch die neuen Stoffe und ihre Anfertigung der Mode unserer Großmütter. Fadige, streifige, knopfbildige, ombre-, Chiné- und Brocat-Blumenmuster, alles durch einander, in drei, vier, fünf Farben changirend, sind das Renesse und Kostbarste und deshalb auch baldiger Nachahmung sicher. Ob diese Uebertragung des altmodisch gediegenen Genres in die modernen billigen Fabrikate glücken wird, fragt sich wohl sehr, denn gerade der Einbruch des bei aller Formen- und Farbenähnlichkeit Soliblen, des ehrwürdig Gattin



# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die innige Sympathie, welche von jeher, bei allen Gelegenheiten, von sämmtlichen Schichten der Bevölkerung dem deutschen Herrscherhause entgegengebracht wird, trat ganz besonders zu Tage, anlässlich der Vermählung der jüngsten Tochter des unvergesslichen Kaiser Friedrich. Mit reger Theilnahme beschäftigte sich Alt und Jung mit dem kaiserlichen Paar, und die Ausstellung des reichen Trouffeaus im Palais der Kaiserin Friedrich war für die Berliner Frauenwelt ein Ereigniß. Das größte Interesse erregte selbstverständlich das von uns bereits in der vorhergehenden Nummer erwähnte Brautkleid, welches aus schwerer psau de cygne bestand. Berthvolle alte Spitzen, hie und da mit Brillantspangen gerast, umgaben als silbergestickten Bonquets und einzelnen Streublumen aufwies. Die vier Meter lange

Schlepp bedeckte gleiche Stickerei, ebenso das Plastron der Taille, deren tiefer Ausschnitt mit Spitzen umgeben erschien; Brillantspangen hielten diese an den kurzen, gepufften Kermeln zusammen. Sehr schön wirkte auch eine Balltoilette aus rosa Damast mit eingewebten weißen Marguerites. Das Debant bestand aus rosa Tüll, mit Minoson-Quirlen in Perlen zierlich besetzt. Gleiches Material schmückte schmaltz die ausgeschnittene, kurzärmelige Taille, vorn in einer graziosen Schleife endigend; daumstarke rosa Schnur umgab den Saum des Rockes. Eine Soiré-Toilette aus blaßblauer onde-Seide zeigte — wie sämmtliche übrigen Kostüme — den weiten Rock, aber in moderirter Weise, und hier umgeben von einem schmalen Bolant aus Brüsseler Spitzen. Die kurze Taille mit halblangen gebauschten Kermeln vervollständigte ein Marie-Antoinette-Fiduc. Opalfarbener Sammet glacé bildete das löbliche Material zu einer anderen Abend-Toilette, die mit alten venetianischen Spitzen garnirt war und als eine der Lieblings-Toiletten der Prinzessin bezeichnet wurde. Sowohl als Rock-Bolant als auch um den Ausschnitt der Taille und als Abschluß der kurzen Puffärmel erschienen die kostbaren Spitzen. Ein dritter Gesellschaftsang bestand aus hellblauem, golddurchwirktem crêpe de Chine mit gelbem Federbesatz um den Rock, der vorn und an beiden Seiten schmale Reile aufwies, und reich mit gelben Marguerites besetzt erschien. Dazu eine Schneben-Taille mit hart hausförmigen Kermeln; Federbesatz um den Ausschnitt. Von beispielloser Einfachheit, und vielleicht deshalb besonders hübsch, waren die Straußen- und Besatz-Toiletten. Die eine aus lichtblauem Tuch schmückte Zobel an Rockrand, Kragen und Aermel; ganz schmal markirte sich der kostbare Pelz — ein Geschenk des hochseligen Kaiser Friedrich an seine Tochter — auch um den Rand der Schnebentaille. Diese Form war übrigens bei sämmtlichen Toiletten der Prinzessin zur Anwendung gelangt, und sowohl der Empire-Stil als auch die in den Rock tretenden Tailen erschienen vollständig aus dem Trouffeaue verbannt. An einer anderen Promenaden-Toilette aus dunkelblauem, mit feinen Gold-



lichen und Vornehmen ist es, welcher der Mode von 1830 ihren schließlichen Erfolg sichern dürfte. Selbst die neuesten Stoffe für englische Straußen-Toiletten sind bereits von dieser Vorliebe für bunte Musterung beeinflusst. Glücklicherweise ist aber für erstere Kleider ebenso gut georgt durch überquerr gerippte und quer gestreifte ruhige Wollstoffe in allen Nuancen beige bis Braun, in Stahlblau von hell bis dunkel und in den schönen, grangrünen Nuancen.



Paris. — Das Bestreben der heutigen Mode geht immer mehr dahin, jede Toilette in einem besonderen, scharf ausgeprägten Stil auszuführen. Die Form muß in ihren Linien einen bestimmten Charakter aufweisen, — im Uebrigen mag das Ganze so einfach als möglich sein, — d. h. was man noch einfach nennt, denn die Stoffe an sich sind von seltener Pracht, und einer der bescheidenen schmälere Streifen echten Velours oder eine ganz glatte Spitzenherthe kann durch ein nicht belangloses Summenrepräsentieren. An der Vorlage sind es sogar nur Epaulettés, die über die mächtigen Pauschärmel einer sonst ganz schmucklosen Falten-Taile



aus glacirtem Sammet fallen. Dieser bildet auch die Rücke auf dem in zwei Farben schillernden Noirs-Rosé. Ein ganz anderes Gepräge trägt die Valktoilette des achtzehnjährigen Mädchens. Rattrois Seide schimmert durch gestifte weiße Gaze, — der, Rosé ist ganz rund — die Falten-taille à la vierge schmückt ein gestifteter Bolant und eine Rücke aus glatter Gaze, die den Knoschnitt umgibt und auf den Achseln, sich verbreitend, hoch steht. Um den Hals nicht als ein Stüchchen gefaltete rosa Gaze. H. d. G.

London. — Selten kann man an einem Ort soviel eigenartige Erscheinungen auf dem Gebiet der Mode sehen, wie auf den wohlgepflegten, stets samt belebten Wegen des Hyde-park. Die Capes behaupten sich zwar noch vorherrschend, da sie am geeignetsten sind, um die gebauschten Kleiderärmel vor Druck zu bewahren, neben ihnen jedoch erfreuen sich besonderer Gunst die combinirten Taillen-Paletots. Auf einer glatten Untertaille werden sie als Paletot und Taille zugleich getragen, zu übereinstimmenden oder abhehenden Rücken. Einer solchen Promenaden-Jade aus papierblauer Luche gilt unsere kleine Darstellung; schmale, schwarze hercules-Porten bilden die Ausstattung. Besonders charakteristisch für die jegige Mode sind die weiten abfallenden Kermel, die den Paletot bei all seiner Einfachheit außerordentlich chic erscheinen lassen. H. v. E.



# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wer häufig Namen in Wäsche oder auf andere Stoffe zu ziehen hat und nicht selbst Monogramme zu zeichnen vermag, wird wissen, wie schwer es ist, passende Schablonen zu finden. Einerseits sind die Schablonen selbst in vielen Fällen mangelhaft hergestellt, so daß keine Linien bei öfterem Gebrauch herabbrechen, oder die Verbindung der Buchstaben eine wenig gefällige. Gute Formen der Monogramme und dauerhaftes Material der Schablonen sind also doppelt schätzendwerth, wenn sie sich vereint bieten; dies ist in den Nickel-Schablonen der Fall, welche die durch ihre Leinwandereien rühmlichst bekannte Firma von Ludwig Siegel zu Ulm an der Donau herstellen läßt. Eine besonders bemerkenswerthe Neuheit bilden Alphabete für combinirbare Monogramme, d. h. Einzelbuchstaben, die so eingerichtet wurden, daß sie, nach einander auf den Stoff schablonirt, sich zu wirksamer Chiffre vereinigen. Um ein Verschieben der Buchstaben zu verhindern, ist jede Schablone mit zwei kleinen Löchern versehen, welche mit durchgepaust werden und beim Anlegen der zweiten Schablone als Anhalt dienen, da Punkt und Loch sich decken müssen. Beim Sticken hat man darauf zu achten, daß die Linien der Buchstaben sich wechselseitig überschneiden.



Eine erprobte waschechte Stidseide haben wir unseren Leserinnen an dieser Stelle bereits mit der schön glänzenden „Kronen-Filofelle“ vorgeführt, deren leicht gedrehter, theilbarer Faden selbst für abschattirte Plattstich-Arbeiten trefflich geeignet ist. Die stets wachsende Vorliebe für die Verwendung von Leinen- und Damaststoffen, nicht allein zur Tischwäsche, sondern für Decken, Hüser und Decorations-Gegenstände aller Art, die farbenprächtige Stickerei in Gold und glänzender Seide schmückt, hat eine feste Bereicherung des hierfür erforderlichen Materials zur Folge. So verdient die uns vorliegende Kronen-Flöhe-Seide zur Ausführung kräftiger Musterfiguren in abschattirtem, sowie in unterlegtem Plattstich durch ihren leicht corbonirten, härteren und runden Faden noch den Vorzug vor ersigener Seide. Nahezu in allen Tönen der Farbenskala, und sein abgestuften Nuancen ist dieses vollkommen licht-, luft- und waschechte, glänzende Material in kleinen Quantitäten, wie ein gros, zum Preise von 15 Pf. per Sträuß durch die bekannte Firma A. A. Reimann sen. (siehe Bezugsquellen) zu beziehen. J. J.



— Von unseren Großmüttern einst mit Vorliebe gearbeitet, darf die amüsante, rasch-fördernde Bänder-Stickerei sich rühmen, auch heut wieder von geschickten Fingern gern ausgeführt zu werden. Im allgemeinen auf die Wiedergabe naturalistisch gehaltener Blumen beschränkt, erzielt die Arbeit mit geringer Mühe und wenig Material sehr hübsche Wirkungen, verlangt aber Unterstützung durch freien Entwurf. An dem vorliegenden Sackel aus blaugrünem Seidenplüsch erscheinen die Blumen des Margueriten-Straußes theils dunkel-, theils hellgelb, die Blätter in Frischgrün schattirt und die Stiele aus Goldschaur. 1 cm breites Rippsband mit feiner Kante, die meist etwas dunkler getönt ist als die mittlere Fläche, dient zur Ausführung der Stickerei. Für die Blumentheile können Antifanische in Seide oder Chemille dienen. Der Grundstoff, welcher Pappeneinlage und Atlasfutter erhält, wird im Zusammenhang geschnitten — 31 cm Höhe, 44 cm Breite; 5 cm davon entfallen auf den ohne Einlage verbleibenden Rücken. Schleife aus 4 cm breitem Rippsband. E. J.

Bezugsquellen: Gesellschafts-Toiletten: D. Bétrus, W. Unter den Linden 10. — Wäsche-Gegenstände: Goshenshofer und Wäpke, SW, Leipzigerstraße 58. — Nickel-Schablonen für Buchstaben: D. Dpt, N, Friedr. richter, 113. — Kronen-Flöhe-Seide en détail A. A. Reimann, sen. W. Friedr. richter, 198. en gros D. E. Lindhorst, 80, Alexandrinenstr. 52.

# Literarisches

- Anna Frein von Eilien, Im Kampf des Lebens. Paderborn, J. Effer. (M. 4.20.)
- Paul Lindenberg, Berliner Polizei und Verbrechertum. Leipzig, Philipp Neclam jr. (M. 0.40.)
- Gerhard Klotte, Vater Klaus. Leipzig, Paul Ehrlich. (M. 1.)
- Schreibwaren-Katalog. Bonn, F. Soemmerling's Verlag.
- G. Bouffier, Anleitung zur Modellirkunst. Leipzig, Moritz Rühl. (M. 2.)
- J. Matthias, Anleitung zu indischen Antaria-Arbeiten. Leipzig, G. H. Seemann. (M. 1.)
- Franz Wolff, Weiße Blätter. Leipzig, Oswald Wapke. (M. 3.)
- Johannes Kenatus, Gesellige Stunden. Leipzig, A. Deichert'sche Buchhandlung Nachf. (M. 1.)
- Marie von Ebner-Eschenbach, Gesammelte Schriften. 6 Bände. Berlin, Gebr. Paetel. (M. 21.)
- Alfred Garmy, Lola. Frankfurt, J. D. Sanerländer's Verlag. (M. 1.60.)
- Ralph Iron, Eudall. München, Fr. Bassermann. (M. 5.)
- Johanna Titus, allerlei Nützlichkeiten. Leipzig, Eugen Tietzmeier. (M. 1.20.)
- Dr. Friedrich \*,\*, Dienstmädchen-Zucht. Charlottenburg, Alfred Wapke. (M. 0.50.)
- Doris Keller, Die Gaudemannslosh. München, Wilhelm Keller. (M. 1.40.)
- Christine Thaler, Kochbuch für Auerfabrene. Wien, A. Hartleben's Verlag. (M. 3.60.)
- V. A. Kofegger, Aus dem Walde. Emden. (M. 5.)
- Ernst und Geiter. Emden. (M. 5.)
- Philander, Medizinische Märchen. Stuttgart, Levy & Müller. (M. 3.50.)
- A. von Aranc, Hauskomodien für die Jugend. Emden. (M. 4.50.)
- Kann Bothe, Gaidzauber. Breslau, Leopold Freyend. (M. 4.50.)
- Gand Rudolf, Straßengebuch für unsere Kleinen. Frankfurt, Waplan & Waplschmidt. (M. 0.60.)
- Deutsches Haushaltungsbuch. Emden. (M. 1.)
- Die Kinderlaube. 30. Band. 1892. Dresden, G. G. Weinhold & Söhne. (M. 6.)
- Leo Tolstoi, Die erste Stufe. Berlin, Eduard Wapke. (M. 1.)
- Karus von der Varde, Ein losgelöstes Blatt. Dresden, Albanus'sche Buchhandlung. (M. 3.60.)
- G. Eber, Die Geschichte meines Lebens. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (M. 9.)
- Clara Gader, Schafheinz. Aus Kindern werden Leute. Leipzig, Cölar Gottwald. (M. 2.40.)



**Wie viele**  
haben Anlage und Neigung, ihr Heim künstlerisch und behaglich auszuschnücken und ihren Nächsten durch hübsche, selbstverfertigte Geschenke Freude zu bereiten!

Allen diesen sowie Allen jenen,  
die  
Sinn für Kunst im Hause  
haben, sind die

**Liebhäberkünste**  
Zeitschrift für häusliche Kunst

eine beständige Quelle der Anregung, ein unergründlicher Schatz der herrlichsten Muster und Vorlagen, ein getreuer und unermüdlicher Ratgeber bei der Ausführung der zahlreichen Kunsttechniken

Verlange daher Jeder  
von seiner Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung  
R. Oldenbourg, München

die postfreie Zusendung einer

**Gratis Probenummer**

Interessanten für  
**antique italien. Nadelarbeiten**  
belieb. ihre Adresse sub M. K. 28/1 b. d. Exped. dies. Zeitung z. hinterlegen.

**Industrie- und  
Haushaltungs-Schule**  
Dresden-N., Kaiserstr. 5 II.  
Der Unterr. umfaßt: Kochen, Waschen, Plätten, Zimmerrein., Schneid., Tischschmück., Wäsche- u. Handnähen, Putzmachen, Kunst- u. Jährl. Pensionpreis u. Nachhilfe in Elementarfäch. 500 Mk., Sprachen u. Musik extra. Prosp. zu beziehen durch die Vor-leserin A. Schoel.

● Waschlittel für zartesten Leint. ●  
Gurten-Emulsion à fl. 4 Mk.  
Nosen-Emulsion - - - 6 -  
Weiden-Emulsion - - - 6.50 -  
Par- Hort. de Goupy, Berlin C.  
fümerte Zophienstr. 25

**Kerbchnitzerei**  
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. 6.  
Fr. Clara Gold, Berlin W., Rühovstr. 84 a.

**Fr. A. Ackermann, Berlin W.,  
Rühovstr. 82.**  
Kunstgewerbliche Werkstatt.  
Unterricht in allen Techniken, Uebernahme u. beste Ausführung von Leder- u. Metallarbeiten, Pergamentblätter in Bleischnitt, Metallarbeiten, Holzbrand- und Glasmalereien, Wappmalereien zc. Besondere Zeichnungen u. Entwürfe. Einrichten und Anfertigen solch. Arbeiten für Selbstarbeiter.

**K**leiderstoff-Neuheiten bemustert.  
Alwin Tietze, Greiz 2.

Unterricht in der Holzschneidkunst ertheilt Emmy Schmidt, Teiltower Str. 9, III.

**Deutsche Seidenstoffe**

sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Erzeugnisse, aber durch bedeutende Zollersparnisse **wesentlich billiger**; nach dem neuen deutschen Zollgesetz kostet jedes Kilo Seidenstoff

**Mk. 6. — Eingangszoll.**

Wir versenden gerne Proben unserer schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffe, welche in unübertroffener Auswahl von Mk. 1.15 bis Mk. 18. — à Meter vorrätig sind, postfrei an Jedermann.

Deutschlands grösstes Specialgeschäft für Seidenstoffe.

Crefeld. **Michels & Cie.,** Berlin W., Equitablepalast.

Königlich niederländ. Hoflieferanten.  
Lieferanten des Waarenhauses für Arme und Marine.  
Lieferanten des Waarenhauses für deutsche Beamte.



# MENZER's Griechische Weine

sind sehr billig.

Probekisten von je 12 grossen Flaschen, herb, süss oder claré:

Marke A.	B.	C.	D.	F.	G.
18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk.	12 Mk.

Bitte verlangen Sie die ausführliche Preis-Liste von J. F. Menzer, Neckargemünd.

## Seidenstoffe

**direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld.**

Seiden- und Halbleiden von Mk. 0.80 bis Mk. 10.— Direkt importierte japanische Seidenstoffe von Mk. 1.50 bis Mk. 5.— Selbstene schwarz und farbig von Mk. 1.— bis Mk. 4.—. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, schönen Künsten und Handarbeiten. — Sorgfältige Körperpflege.

**Erziehungsanstalt**  
für Töchter gebildeter Stände  
Reimsbühlstrasse 38, Stuttgart.

Ausgez. Referenzen, Christliches Familienleben.  
Prosop. durch d. Vorsteherin  
**Paula Rotherl.**



der **Modenwelt.**

Zweite Auflage.

I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.  
II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.  
III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die Anfertigung, sowie die Aenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiss und durch eigene Geschicklichkeit im Hauswesen eine weitestgehende Ersparnis zu erzielen. Dieses Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolge gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Spitze ihrer Bestimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortwährenden Nachfrage zu genügen, gelangte jetzt die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem Stande der heutigen Mode entspricht.

**Mandelkleie**  
mit **Veilchengesuch**

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch

Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.

Alleinige Erzeuger:  
**A. Motzsch & Co.**  
WIEN, I. LUGECK N° 3

Gefucht zum 1. April ein feines **Stubenmädchen**  
d. hoh. Lohn, das schneidern u. plätt. verst. u. etwas die Pflege weiser Mädch. v. 8 u. 9 Jahren übernimmt.  
Jean Julius Wissenthal, Forst 1/L.

## Hollins Merino Strickgarn

ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

**Victoria Kunstgewerbe- und Frauenarbeits-Schule Wiesbaden**

bietet beste Gelegenheit zur Ausbildung als:  
Handarbeitslehrerin für Volksschulen,  
Handarbeitslehrerin für mittlere und höhere Schulen,  
Schullehrerin für praktische Handarbeiten:  
Wäscheunterfertigung, Kleidermachen usw.,  
Schullehrerin für Kunsthandarbeit: Kunststickerei, Spitzenarbeiten usw.,  
Schullehrerin für kunstgewerbliche Techniken: Decorative Malerei, Schnitzerei, Lederchnitt,  
Kunststickerei,  
Malerin für dekorative Arbeiten,  
Zeichnerin für Stickerei u. Wäster,  
Zuschneiderin, Directrice für Wäsche und für Konfektion usw.

Pension Wespette und Jahresberichte kostenfrei. 14-jähriges Bestehen. Zahlreiche Erfolge. Nähere Auskunft bereitwillig durch die Vorsteherin **Hil. Julie Victor** oder den Director **Karol Victor.**

Generaldepot bei **J. Prochownik**, Berlin S.W., Ritterstr. 48.

Einfrude verwenden nur mein Seifenfabrikat

## Madapolam-Stickerei.

Solidestes für Wäster, Ankleider, Fabrikpreise.  
**G. Kirsten a. d. Erzgebirge.**  
Hauptvertriebs-Niederlage, Elberfeld (Süd)

Einziges Etablissement, das in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

## ED. PINAUD

PARIS, 37, Bd de Strasbourg

Ed. Pinaud's berühmte Parfums  
Violettes de Parme  
**IXORA BREONI**  
BRISA DE LAS PAMPAS  
BOUQUET THÉODORA

Ed. Pinaud's **SAVON IXORA**  
Die Seife der eleganten Welt.

**GRAND PRIX**

Friedrichsdorfer Zwieback.  
Franko-Versand: 100 Stück 3 Mk., 200 Stk. 5 Mk. durch A. Korwan, Bad-Homburg.

## Damen-Mieder (Corsets)

M. WEISS, WIEN.

Preis der Mieder: 10, 12, 14, 16 ft. und höher. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimeter anzugeben: 1. Ganzen Umfang von Brust u. Rücken, unter den Armen genommen. 2. Umfang der Taille. 3. Umfang d. Hüften.

4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen. Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

MAX KRAUSE, BERLIN-SW.

**MK - Papier - Ausstattungen**

bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorzüglich überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Markte**.

## PARFUMERIE PARIS-CAPRICE

Neue Erzeugung  
**GELLÉ Frères**  
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

## CRÈME SIMON

Rue Grange-Batelière, 13, PARIS  
U. PARFUMERIE. APOTHEKEN UND FRISEURE

Von wunderbarer Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** und **blendende WEISSE** zu verleihen.  
Unübertroffen gegen **AUFSPRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN** der HAUT.

## Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hoff.

Entöltes Maisproduct. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speciell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

### Schneider-Unterricht,

theoretisch wie praktisch, wird im **Berl. Schnittmuster-Atelier, Fidicinstrasse Nr. 39** ertheilt.  
Directrice und künstlerisch geübte Handarbeits- und Andeutere-Belehrer.  
**Agnes Niemann,**

Unterricht in einer neuen **... Oelmalerei ...**  
wird binnen wenigen Stunden ertheilt, ohne das Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare Beschäftigung für Herren u. Damen. Aufträge werden nach eingelaufenen Photographien aufs Beste ausgeführt. **Johanna Blumenfeld, Wien V., Reichleberstr. 17 Th. 28.**

## Mellin's Nahrung

für Säuglinge, sowie Kinder jeden Alters, für Kranke und Genesende. — In mit Wasser verdünnter Kuhmilch **bester Ersatz für Muttermilch.**

Gänzlich frei von Stärkemehl. — Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark. Die vielen Anerkennungs-schreiben, welche uns von zum Theil hochgestellten Damen zugehen, die sich sogar erbieten, auf direkte Anfrage bei ihnen Auskunft zu erteilen, geben wohl den besten Beweis für die Vorzüglichkeit des Mittels. So schreibt eine Dame, vom 29. October er. datirt, aus Zauche:

„Wünschen Sie meinen Namen zu weiterer Empfehlung von „Mellin's Nahrung“, so steht Ihnen derselbe zur Verfügung. Es wäre ein Segen für Mütter und Kinder, wenn dies vorzügliche Nahrungsmittel weitere Verbreitung fände. Mein damals 8 Monate altes Söhnchen verlor seinerlei Nahrung und war schon vom Arzt aufgegeben, da ich ihm Mellin's Food (Nahrung) kommen und er vertragen es, hat es unausgesetzt bis jetzt, wo er 1 Jahr 3 Monate alt ist, bekommen und ist herzlich dabei gediehen. Appetit und Verdauung waren stets vorzüglich und er hat durch Mellin's Food Kräfte und festes, kerniges Fleisch bekommen.“

Zu haben in Apotheken und Drogen-Geschäften oder direct durch  
**J. C. F. Neumann & Sohn, Berlin W,**  
Hottlieferanten Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Taubenstrasse 51/52 — Leipzigerstrasse 27/28.  
General-Depot für ganz Deutschland.  
Die Herren Aerzte, Directoren von Kinderhospitälern, Kliniken etc. bitten wir um Einforderung von kostenfreien Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.

## Bügeleisen,

patentirt in allen Staaten, kein vermindert pr. Stück (9-jährig) 12 Mk. —. Besondere Vorzüge viel. Bügeleisens sind: dreimal läng. Wärmerhaltung wie gewöhnlich; kein Blau- und Schwarzwerden d. Veredelung; keine Beschädigung d. Hände durch Wärmestrahlung od. Verbrennung durch unvorsichtige Verührung; bequemere Handhabung. Infolge d. allseitig-günstigen Beurtheilung, welche dieses Bügeleisen ausnahmslos erfahren hat, verleihe ich dasselbe an Jedermann 3 Wochen gratis zur Probe und nehme folgendes bei Nichtconvenienz innerhalb dies. Frist sogar unfrankirt zurück. Zu beschaffen u. zu haben in jedem Eisen- u. Stahlwaaren-Geschäfte. — Hochfein veredelte Bügeleisen gewöhnlichen Systems, soweit der Vorrath reicht, zur Hälfte d. feilher. Fabrikpreises offerirt **Alb. Wagner in Letmathe.**

## Für Rahmen- und Monogrammschneiderei

in und außer dem Hause empfiehlt sich **Fräul. M. von Keller, Berlin, W., Glottweilstrasse 17, III.**

**Kinderwagenbazar**  
**Max Brinner, Berlin**  
Jerusalemstr. 42, I.  
Berl. Landgeschäft.  
Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat u. billige Preise, größtes Lager.  
Illustrirt. Katalog gratis und franco.

Billigste Bezugsquelle für **Teppiche!**

feinere Teppiche, Probestempel, 25, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Probestatlog gratis.  
Toppich- **Emil Lefevre, Berlin S., Fabrik**  
Oranienstr. 158.

## Stickerei

Neue Originalmodelle werden entworfen, und wird das Vorzeichnen u. Einrichten jeder Art von Stickerei besorgt von **Fräul. D. Neureuther v. d. Tannstr. 7 München.**

Billige Preise. Prompte Versendung.

Flüchtige Lehrerin für Kunsthandarbeit u. Kunstgewerbe. Näher genacht. **West. St. u. A. W. 40 a. d. Expedition d. Zeitung.**

## No. 4711

Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfriechung u. Reinigung der Zimmerluft.

## EAU DE COLOGNE

(Blau-Gold-Etiquette)  
von **Ferd. Mühlens, Köln.**  
Anerkannt als die **Beste Marke.**  
Vorräthig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

## Gegen Rötthe der Hände,

gegen **aufgesprungene Haut**, gegen spröde Lippen, gegen Brennen der Gesichtshaut, (sowie für Herren nach dem Rasiren) etc. empfiehlt sich als ganz vorzüglich:

**Fluide Jatif de Jones, Paris.**  
nicht fettend — höchst angenehm und sparsam in der Anwendung, in Originalflaschen à 3 M. — Doppelflaschen à 5 M. — Alleinige autorisirte Haupt-Niederlage bei:  
**Gustav Lohse,**  
Königlicher Hoflieferant,  
**Berlin W., Jägerstrasse 46.**  
Ausführliche Preislisten sämtlicher Parfümerien, Toilette-Seifen, Toilette-Artikel n. überall kostenfrei.





Bertha von Marenholz-Bilow.

Ein Erinnerungsblatt.

Inmitten einer fröhlichen Kinder-schaar habe ich sie zuerst gesehen, die edle, verehrungswürdige Frau, die im Januar dreihundertjährig in Dresden zu letzter Ruhe bestattet ward. Ihres Todes ist hier jüngst kurz Erwähnung gethan. Aber die treue Liebe, die Frau von Marenholz-Bilow sich in weiten Kreisen erworben, und die große Bedeutung, die sie sich im Culturleben nicht nur Deutschlands errungen, erheischen es, daß wir ihrem Andenken besondere Zeilen der Erinnerung weihen.

Bertha von Bilow ward am 5. Mai 1811 auf dem väterlichen Gute Käßlingen bei Braunschweig geboren. Ihr Vater wurde während der Minderjährigkeit des Herzogs mit der Regenschaft des Landes betraut. Ihre Mutter, eine aus der Mark stammende Reichsgräfin von Wartensleben, war eine fränkische Frau, so daß das heranwachsende Mädchen bei seinen sechs jüngeren Geschwistern oft die Sorgen der Mutter übernahm. Neunzehnjährig vermählte sich Bertha mit einem weit älteren Manne, dem Hofmarschall Freiherrn von Marenholz, einem Wittwer, der ihrer mütterlichen Obhut fünf, zum Theil noch sehr junge Stiefkinder überließ.

Schon als Mädchen hatte sie eine entschiedene Neigung zum selbstständigen Studium gezeigt. Oft hatte sie nachts beim Schein der Lichtstümpfen, die sie von den reichen Gesellschafts-Leuchtern sich verschaffte, die Bibel gelesen und ihre kindlichen Bemerkungen zum Text geschrieben. Und diese Neigung blieb ihr, wie sehr auch ihr glänzender Geist, angeregt durch eine vortreffliche Erziehung, und ihre Annuth sie zu den unworbenen Damen des Hofes gemacht hatten. Sie war die Königin aller Hoffeste, und doch hatte sie niemals Genüge gefunden an dem glänzenden Hofleben. Nun legte ihr die Sorge für die Stiefkinder, dann für ihr eigenes Kind — einen leider schon 1853 gestorbenen Knaben — die Beobachtung der geistigen und körperlichen Kinderkräfte nahe. Und was sie so aus der Praxis lernte, das trug sie sorgsam in ihre „Gedankenbücher“ ein. Als der Gatte starb, entzog sie sofort dem Hofleben und bald darauf, im Mai 1849, kam sie nach dem Wade Liebenstein.

Dort erzählte man ihr, auf einem nahen Bauerngut befände sich seit einigen Wochen ein Mann, der mit den Dorfkindern tanzte und spielte — man nenne ihn deshalb den „alten Narren“. Bald darauf lernte die Baronin ihn kennen, eine große hagere Figur mit langen grauen Haaren. Sie bewunderte seine hingebende Liebe und Geduld im Umgang mit den barsfähigen Kindern. Thränen traten ihr in die Augen, und zu ihrer Begleiterin sprach sie die prophetischen Worte: „Der Mann wird ein alter Narr genannt — vielleicht ist er einer von denen, die von ihren Zeitgenossen bespöttelt und geseinigt werden und denen die Nachwelt Denkmäler errichtet.“ Diesen „alten Narren“ hat man später anerkannt und gefeiert — es war Friedrich Fröbel.

Ein zufälliges Zusammentreffen war's, aber es entschied über die Zukunft der Baronin und der Fröbelschen Lehre. Von nun verfiel eine Frau von seltenem Geiste, feiner und tiefer klassischer Bildung der Fröbelschen Mission ihr ganzes Sein und Leben, faste den nie wankend gewordenen Entschluß, ihr geistiges und materielles Vermögen für die Durchbildung der Idee zu opfern. Sie bemühte sich — so schreibt einmal Richard Lange — dem pädagogischen Genies alle Geheimnisse abzulaufrischen, welche in seiner Seele verborgen lagen und denen sie so oft allgemein-verständlichen Ausdruck zu geben wußte. Vieles fand sie in Fröbels Theorie wieder, wozu sie in ihren „Gedankenbüchern“ schon gekommen war. Sie lebte sich in den Geist Fröbels hinein, der durch die Klarheit und Bestimmtheit dieser seltenen Frau ungemein gefördert wurde. Sie nahm Theil an seinen Lehrstunden, und im täglichen anregenden Gespräch entwickelte sich nun immer bestimmter Fröbels Theorie.

„Wer aber mit mir arbeiten will, muß vieles auf sich nehmen, muß Tadel und Spott ertragen, sich ruppen und verbrennen lassen — werden Sie das können?“ so fragte der siebenundsechzigjährige Fröbel die Baronin, die lachend bejahte. Aber freilich, in ihren „Erinnerungen an Fröbel“ (1876) fügt sie bitter hinzu: „Dahin wußte ich noch nichts von den moralischen Scheiterhaufen, die meiner dafür warteten, daß ich die Idee und die Methode Fröbels den für persönliche Zwecke mißbrauchenden Leuten gegenüber vertrat.“

Die entschlossene Frau gewann den Herzog von Meiningen für Fröbel, dem 1850 das Schloßchen Marienthal überlassen wurde, wo er bis zu seinem Tode, Juni 1852, still und glücklich gewirkt hat. Sein Werk hat Frau von Marenholz-Bilow fortgesetzt, der Sieg der Fröbelschen Ideen ist ihr unsterbliches Verdienst. Sie gewann einflußreiche, noch widerstrebende Pädagogen für die Lehre, über die sie 1850—51 in Berlin Vorträge hielt. Im August 1851 gründete sie in Pantow bei Berlin den ersten Kindergarten. Schon fand ihr Wirken überall Anklang, als plötzlich Minister v. Kammer die Kindergärten in Preußen verbot. Der Minister bezeichnete als Ursache des Verbots eine Schrift, die aber von Karl Fröbel herrührte. Vergebens stellte die Baronin in Audienzen bei der Königin Elisabeth und beim Minister die Verwechslung fest — das Verbot blieb bestehen, in Preußen und Deutschland zählte die Fröbelsache nun zu den die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütternden Dingen.

Da begann denn die sonst die Oeffentlichkeit so schon meidende Frau ihre ganze Persönlichkeit für die Sache einzusetzen. Ihre reichen Geldmittel, ihren genialen Geist, ihre einflußreichen Verbindungen, den Zauber ihrer Persönlichkeit ließ sie wirken. Sie entschloß sich zur Agitation im Auslande. Im Herbst 1854 traf sie in London ein, unterrichtete in einem der Raggid-schools die jüngsten Kinder nach Fröbels Methode, begründete mehrere Kindergärten dort und unterwies zwei für die englische Colonie des Bischofs von Natal am Cap bestimmte Lehrerinnen in Fröbels Lehre. Um das in halbjähriger, angestrengter Arbeit Errungene zu sichern, begründete sie in London eine Zeitschrift „Woman's educational mission“ und wirkte und schuf dann in unermüdblicher dreijähriger Thätigkeit in Paris. In hundert öffentlichen Vorlesungen kämpfte sie dort gegen Vorurtheil und Böswilligkeit und erreichte es, daß Fröbels Methode in viele Kleinkinder-Bewahranstalten und Klöster eingeführt ward. Drei Monate über unterrichtete sie selbst die Kinder eines Asyls

und setzte es endlich durch, daß in Frankreich die Jardins d'enfants nach Möglichkeit mit den Elementar-Schulen verbunden wurden.

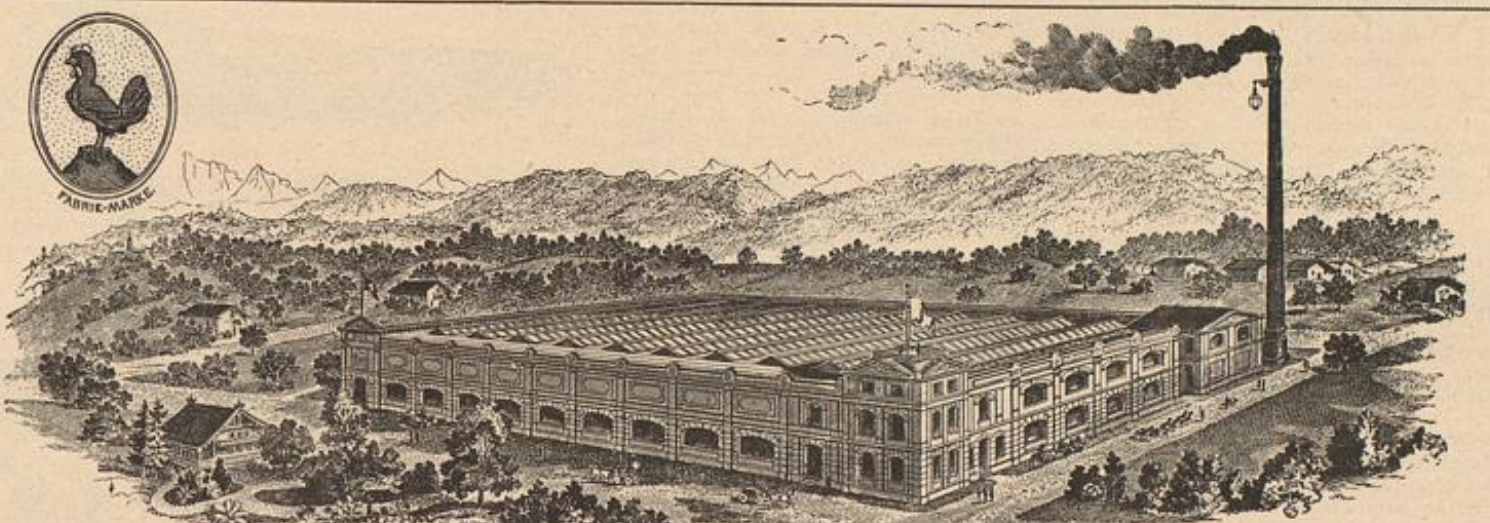
Zürich, der Elsass, Frankfurt a. M., zahlreiche Städte Belgiens, Hollands und der Schweiz sind in den nächsten Jahren die Stätten ihrer erfolgreichen Thätigkeit. 1860 setzte die Baronin endlich die Zurücknahme des Kammerischen Verbots durch und gründete 1863 mit Lette, Birchow, Gneist u. in Berlin den „Verein für Familien- und Volkserziehung“. In aufopfernder Thätigkeit schuf sie hierauf in allen größeren Städten Italiens Kindergärten und Bildungs-Anstalten für Kindergärtnerinnen. In Dresden schlug sie Anfang der siebziger Jahre ihr Heim auf — so hatte Fröbels Lehre die Welt erobert. Zutreffend sagt Diederichs von ihr: „Sie ist originell und tüchtig vom Schicksale zusammengeschmiedet worden. Wer wie sie auf dem Ambos des Lebens gelegen, der wird ein stählernes Werkzeug in der Hand der Geschichte.“

Die Baronin begann nun in einer Reihe literarischer Arbeiten das tiefere Verständniß Fröbels und seiner Erziehungs-Reformen zu verbreiten. Diese werthvollen Arbeiten fanden erst vor fünf Jahren in ihrem großen „Handbuch der Fröbelschen Erziehungs-Lehre“ ihren Abschluß. Das Buch ist schon vom Krankenlager dictirt worden. Als 1882 Fröbels hundertster Geburtstag gefeiert wurde, mußte sie, der damals Richard Lange den „Dank der Menschheit“ überbrachte, fern bleiben. Aber von ihrem Krankensuhle aus, auf dem sie auch unser Bild im einundachtzigsten Lebensjahre zeigt, nahm sie frischen Sinnes an Allem Theil. Unterstützt von der hingebenden Pflege ihrer Nichte und Vertrauten, Fräulein von Bülow-Wendhausen, war sie immer noch die geistige Führerin der Erziehungs-Reform.

Als ich die schöne Greisin kennen lernte (1880), da leuchtete noch ihr in den Seelen lebendes „Lübenauge“, da errieth sie noch in der von ihr begründeten Fröbel-Stiftung unter den Kindern, welche die „Tante Baronin“ umschwärmten. Wie annuthig, wie schalkhaft selbst plauderte da mit mir die Greisin über die Thorheiten des Tages, wie mild und philosophisch abgeklärt über Charakter und Bedeutung leitender Personen, deren Entwicklung sie in ihrem reichbewegten Leben beobachtet hatte. Aber verächtlich suchte es um den noch immer schönen Mund, wenn sie von dem vielen Unwahren, Verkehrten, Schlechten sprach, das ihr begegnete. Jede Unterhaltung mit ihr bot eine Fülle reichlicher Anregungen. Die Liebe zur Menschheit, das Streben, in jeder Kinderseele den in ihr liegenden Drang nach Vollkommenheit dem Ziele zu nähern, füllte das ganze Leben dieser Frau aus. „Kommt doch, kommt doch her!“ rief sie im Todeskampf. Und dann verschied sie mit dem Segner: „Ach ihr armen, armen Menschen!“ Ph. St.



**Berlin.** — Der Kunsthändler von Amster & Anhardt hat es sich angelegen sein lassen, im Februar eine ansehnliche Sammlung von Aquarellen und Pastellen in- und ausländischer Künstlerinnen in seinen Räumen zu vereinigen. Der Bedingung, nur hier noch nicht ausgestellte Werke einzufenden, hatten wir die Reichhaltigkeit der Ausstellung zu verdanken. Die Besichtigung war nur Eingeladenen gestattet. Während auf den bisherigen Künstlerinnen-Ausstellungen Stilleben und Blumenstücke überwiegend vertreten waren, zeigten sie sich hier nur vereinzelt, aber darum nicht minder anziehend. Die Meisterin bleibt Clara Lodeban, deren „Hlieder“ und „Chrysanthemem“ sich durch breite Zeichnung, feinste Farbensättigung, Beherrschung der Technik und vollendete Composition auszeichnen. Ihr zunächst stehen die stoff gemalten Stilleben von Helene und Mollu Cramer, die anziehenden, wirkungsvollen Blumenstücke von Margarete Ludolf, Katharine Klein und Marie Raul.



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Foulard-Seide

ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.35 p. Met.

bis Mt. 5.85 (ca. 450 versch. Dessins u. Farben), sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mt. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, farrirt, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mt. 1.85—18.65
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Baststoffe	„ „ —.75—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 16.80—68.50

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppelpost-Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



Auf dem Gebiet der Portrait- und Genre-Malerei bemerkten wir eine hervorragende Arbeit von Dora Hüb, deren Aquarell einer „sitzen- den Dame in mattblauer Kleide“ Zeugnis von ihrem eminenten Können ablegt, ferner Carl Koerber's meisterschaftliches, breit und energisch gezeichnetes Portrait des Fräulein Dr. med. Winterhalter, die Genre- bilder der hochbegabten Olga von Bogdanowa (Kraus), die lebens- würdig und coloristisch anziehend gezeichneten Kinderköpfe von Helene Mühlthaler und das rosige „Baby im Schlaf“ von Johanna Kirsch, deren „Blauköpfe“ gleichfalls kräftig und flott, sicher und klar in den Werthen behandelt ist. Eigenartige, fein empfundene Papielle brachte Ernestine Mad (München); sie bevorzugt die Wiedergabe der Dämmerung im Zimmer und erreicht in diesem clair-obscur über- zeugende Wahrheit. Die beiden Frauentöpfe von Frieda Mendhausen (Cassel) zeigten auf's Neue ihre hohe künstlerische Befähigung; nicht minder reizvoll war Marie Herenz's Portraistudie, die sich durch überaus harmonische Farben-Zusammenstellung und elegante Technik auszeichnete. Agathe Koepf sucht mit dem Papiellinien eine den Les- farben gleich kräftige Wirkung zu erzielen und giebt uns in tiefen, gesättigten Tönen das Bild einer behaglichen Plauderei zweier alter Deutschen. Von Agnes Stamer zog die eine graciöse, lebendvoll dar- gestellte Kofstüm-Figur besonders an. Auch Hedwig von Madeweich, Mathilde Bloch, Clara E. Fischer, Helene Koefer, Clara von We- gerer, Maria Lübbes, Marie Orth boten beachtenswerthe Leistungen.

Unter den Landschaften befanden sich mehrere vorzügliche und künstlerisch trefflich durchgeführte Werke von Louise Vegas und deren Schwester, Frau Löwenbrück; sie geben in charakteristischer Auf- fassung den sonnigen Süden wieder, während Helene Siegel ein wahres Kleinod nordischer Natur, „Am Dörfelstrand“, zur Dar- stellung brachte. In der Kraft der Beobachtung, dem feinsten Empfinden und in der vollendeten Behandlung erinnert es lebhaft an die Werke eines Hans Bartels. Jeanna Band, die berühmte schwedische Landschaftlerin, sandte kräftige, stimmungsvolle Feder-Zei- chnungen. Anna Jernow führte das farben- und sonnendurchglähete Land der Pyramiden in Landschaft und Interieurs vor, und Helene Westphal-Löcher schilderte die Reize eines heftigen Bauerndorfes. Emma Kobedan, die Meisterin auf dem Gebiet der Perspective, ver setzte uns in die Zeit Friedrich des Großen und stellte ein verfallenes Portal aus dem Rheinsberger Park dar, eine sehr be- merkenswerthe, tüchtige und sorgsame Arbeit. Marie von Bunsen, die Schriftstellerin und Malerin, giebt in der ihr eigenen, höchst an- ziehenden, stehenden Aquarell-Technik vier Mädchen intimer land- schaftlicher Natur, darunter eine unter Herbstbäumen und Blättern melancholisch hervorleuchtende Sphinx und eine etwas gar zu ver- schwommen aufgefaßte Ansicht der Stadt Mainz im Nebel. Die Reste römischer Vergangenheit wählte B. M. Perwegen zu ihren Motiven, welche sie in feinsten, vollendeter Technik, ohne Kleinlich zu werden, zur Anschauung bringt.

Zu erwähnen seien noch die Landschaften von Martha von Stadrad und H. Rehnerts Stimmungsbilder aus Nord-Frankreich und Holland.

**Karlsruhe.** — Die Abtheilung L. des Badischen Frauen- Vereins hat auf Anregung der für alle menschliche Noth so warm fühlenden Großherzogin Luise einen weiteren Schritt zur Förderung der Erwerbs-Thätigkeit der Frauen gethan, indem sie zur Ergänzung ihrer bisherigen Bestrebungen eine Arbeits-Vermittelung für Frauen und Töchter gründete.

Die vermittelnde Thätigkeit des Büreaus erstreckt sich auf fol- gende Berufsweige: Geschäftsfrauen, Reisebegleiterinnen, Stellver- tretende Hausfrau, Stütze der Hausfrau, Wirthschafterinnen, Sor- gheherinnen von Krankenhäusern, Sanatorien und Privat-Kliniken, Buchhalterinnen, Leiterinnen von Frauenarbeits-Schulen, Haushal- tungs-Schulen, Koch-Schulen, Leiterinnen von Kunstfärberei- und Buchbinderei-Schulen u. s. w.

Lehrerinnen und Erzieherinnen sind ausgeschlossen, da für die- selben schon eine Vermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Leh- rerinnen-Vereins besteht.

Da das ganze Unternehmen uneigennützig Zwecke verfolgt, so werden der Mithenaltung entsprechende Gebühren nicht berechnet. Es schien jedoch aus mancherlei Gründen angemessen, wenigstens eine kleine Entschädigung für die tatsächlichen Auslagen zu bean- spruchen. In diesem Zwecke haben diejenigen Bewerberinnen, welche durch das Büreau eine Stelle erhalten, eine einmalige Zahlung von je einem Procent des Jahres-Gehaltes zu leisten.

Nach dem uns vorliegenden Jahresberichte liefen bei dem Verein 1000 Gesuche ein, 100 Stellen wurden besetzt. Dieses Resultat muß immerhin ein gutes genannt werden, wenn man bedenkt, daß die vermittelnde Thätigkeit des Büreaus noch viel zu wenig bekannt ist, und daß von den tausend Bewerberinnen die meisten nur als Reise- Begleiterinnen und Geschäftsfrauen verwendet werden wollten, — ein Beweis, wie es leider die Mehrzahl mit der „Arbeit“ meint und aufsaßt. Die Anfrage nach Wirthschafterinnen und besonders nach Buchhalterinnen war bedeutend, das Angebot für solche Stellen aber gering, trotzdem dieser Erwerbszweig gerade loh- nend, unabhängig und bei einiger Accurateffe auch leicht ist. Die in ihrer Sorge nimmer rastende Großherzogin von Baden hat daraufhin angeordnet, daß der Badische Frauen-Verein Lehr-Curse für Buch- halterinnen einführt. Hieran sei noch besonders hingewiesen, allen Stellung Suchenden aber sei der Badische Frauen-Verein warm em- pfohlen.

**Brag.** — Anfang Februar feierte Ulrike von Levegow, die letzte Liebe des dreilindsiebzigjährigen Goethe, auf Schloß Trilbitz bei Bobositz ihren neunzigsten Geburtstag. Im Sommer 1822 in Ma- rienbad war es, als der greise Dichtersfürst die neunzehnjährige Ul- rike von Levegow, die Tochter der Gräfin von Nebelsberg aus erster Ehe, kennen lernte. Der Zauber ihres Wesens ergriff ihn tief:

„Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,  
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,  
Zerschmilzt, so löst sich eifig hart gehalten,  
Der Selbstsinn tief in winterlichen Gräften;  
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,  
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.“

Auch das junge Mädchen vermochte sich dem zwingenden Einfluß der mächtigen Persönlichkeit Goethes nicht zu entziehen, und da beide sich frei fühlten in ihren Entschlüssen, — Goethe war seit Jahren Wittwer, — stand einer Verbindung, abgesehen von dem Alters- Unterschied, nichts im Wege. Als sie sich nach künstlerischem täg- lichen Zusammensein trennten, verabredeten sie ein Wiedersehen für den nächsten Sommer. Goethe muß die Entfernung von der Geliebten schwer empfunden haben. Auf der Rückkehr von Eger nach Weimar, am 25. August 1822, gab er seiner Empfindung Aus- druck:

„Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,  
Und doch war mir so bang um's Herz;  
Mir war's gebunden vor der Stirn  
Und wohl im inneren Gehirn —“

Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,  
Verhalt'nes Lebewohl ergießt.  
Ihr Lebewohl war heil're Ruh';  
Sie weint wohl segend auch wie Du...“

Im darauffolgenden Winter er- krankte Goethe lebensgefährlich. Nach seiner Genesung pflog er mit dem Gegenstande seiner Neigung einen eif- rigen Briefwechsel, von dem bis jetzt nichts bekannt geworden ist. Die Cor- respondenz wird noch immer als loth- barer Schatz auf Schloß Trilbitz ge- hütet, dürfte aber einst über das ro- mantische Verhältnis zwischen dem mehr als Siebzigjährigen und dem jungen Mädchen von neunzehn Jahren das erwünschte Licht verbreiten. Ulrike von Levegow scheint sich zuerst von der Unhaltbarkeit eines solchen Ver- hältnisses und von der Unmöglichkeit einer Verbindung überzeugt zu haben, und auch Goethe wußte sich zu trösten. Das wunderbare Klavierpiel einer polnischen Pianistin, einer Frau von Szymanowska, half ihm über die schwersten Stunden fort.

Ulrike von Levegow lebt seit Jahrzehnten auf ihrem Erbgute in stiller Zurückgezogenheit, umwoben von der verklärenden Erinnerung, die letzte der Frauengestalten gewesen zu sein, die das Schaffen des größten deutschen Dichters beeinflussten.

**Vularenit.** — Unter den Hochzeits-Geschenken des Kronprinz- lichen Paares von Rumänien befindet sich eine eigenartige Gabe der Königin von Rumänien, deren äußerer Schmuck einer Kölner Gold- schmiede-Werkstatt entstammt. Unter dem Titel „Wanderstab“ hat die königliche Goldarbeiterin auf Eisenblech-Plättchen Serie für alle Lebens- lagen mit farbigen Bildern gemalt. Die Plättchen sind durch ein Ebanit-Schloß zu einem Buche vereinigt, dessen Deckel schwer in Gold gefolirt ist, mit byzantinischen Emailen auf Rücken, Verschluss und Deckelrand. Auf den Deckelrücken sind Bilderreihen unter geschliffenen Krystallstücken eingefügt, und jedes Bildchen ist von einer zarten Brillanten-Reihe umrahmt. Das kostbare Buch ruht in einem by- zantinischen Schreine, der sich in Jiligran, Nislo- und Emaille- Technik silberrecht aufbaut. Die Kanten schmücken goldamtdovonnene

Eisenblech- Säulen nach dem Muster der Agia Sofia in Kon- stantinopel, der Schrein ruht auf vier eisenerne- nen Säulen, und in den Mittel- feldern sind in Eisenblech ge- schnitten, mit Goldfäden unter- legte Wappen- zeichen medail- lenförmig einge- fügt.

**Kairo.** — Der Orient ist trotz der dort herrschenden Fi- nanznoth noch immer das Land der Zauberfeste, und die ägyptische Staatsschuld scheint das Privat-Vermögen der Großen wenig zu berühren. Der Sohn des ehemaligen ägyptischen Minister-Präsidenten Niaz Pascha, Mahmud Pascha, Gouverneur des Suez- kanals, hat die Tochter Rassi Paschas zum Traualtare geführt. Die aus Anlaß dieses Ehe-Blindnisses gegebenen Festlichkeiten dauerten volle sieben Tage. Die Anzahl der geladenen Gäste betrug zweitausend, unter denen circa zweihundert europäische Damen sich befanden. Geopfert wurde in einem eigens errichteten Seidenzelt, das hundert Meter lang und vier- zig Meter breit und von eintausendfünfhundert venetianischen Later- nen, eintausendfünfhundert Leuchtern mit Kerzen, fünfzig Krystall- lustren und zweitausend elektrischen Lampen beleuchtet war. Jede Mahlzeit war halb morgenländisch, halb abendländisch zubereitet.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Unter den Frühjahrs-Modellen für Hüte erscheinen als eigenartige Neuheit Capote-Hüte mit langen Seitentappen im Genre von 1830. Grobes, zweifarbiges Stroh mit eingeflochtenem Moos wirkt besonders apart und wird fast ausschließlich mit



Blumen garnirt. Dasselbe gilt von den flachen Toques, die — wie auf unserer Abbildung — auch häufig bräunliche Moosränder aufweisen. Höchst originell ist ferner eine gebogene runde Hut- form aus gelblichem Stroh mit grünem, welligem, fingerdrei über- sehendem Kopfboden und einem drei Centimeter breiten gleichfarbigen Strohrand im Innern. Grüne, chamois abgetönte Federn bilden den wirklichen Aufputz der eigenartigen Form. L. R.



— Prinz Carneval schwingt ganz im Geheimen noch immer sein heiteres Scepter, wenn der Kalender ihn auch längst abgesetzt und außer Landes verwiesen hat. Wer aber nicht gewillt ist, sich ganz dem bunten Nummernschanz zu ergeben, dem stehen allerlei capriciöse Kopfbedeckungen zu Gebote, um der frühlichen Thorheit bei deren lustigen Vereinigungen den schuldigen Tribut zu bezahlen. So besteht ein origineller Masken-Hut aus zwei Palmblattfächern, die zusammengenäht und gefällig gebrochen sind; die Ränder saßt rosa Seide kraus ein. Altkwürst, auf den zusammenstehenden Blatt- stielen ruht an der einen Seite ein Tuff Rosen, an der anderen eine mächtige, grüne Schleife mit lang herabfallenden Enden. Damit der

Hut auf dem Kopfe halt hat, ist zwischen den Blättern ein Bängel eingenäht, den grüne und rosa Schleifen schmücken. T. G.

— Seit wir zu den mächtigen Kesselnarmeln einer noch nicht längst vergangenen Mode zu- rückgekehrt sind, taucht immer wieder die Frage auf: Wie hielt man es damals mit den Paletot- und Mantel- ärmeln? Sie so weit zu gestalten, daß jene bequem Platz darin finden, hieß die aller Grazie baare Unförmlichkeit zum Ge- sey erheben, während wiederum das im Gefolge der mächtigen Ärmel erschienene Cape doch nicht aus- schließlich die Kosten der ver- schiedenen unentbehrlichen Hülsen zu bestreiten vermag. Eine in- teressante Antwort auf obige Frage giebt nun ein Kupfer der Wiener Zeitschrift vom 18. No- vember 1830, das wir in der Verkleinerung getreulich wieder- geben. Der Ärmel des Mantels

erscheint hier zum Knöpfen eingerichtet, wodurch vor Allem die Un- bequemlichkeit des Anziehens vermieden und der Kleiderärmel auch ganz dem geschlossenen Mantelärmel weniger gedrückt wird. T. G.

**Wien.** — Wenn der Verdacht über die Ausstattung und die Toiletten der Erzherzogin Margarethe Sofie, jetzigen Herzogin Albrecht von Württemberg, auch erst nach Wochen in die Hände unserer Leserinnen zu gelangen vermag, hat er doch an Berechtigung nichts eingebüßt, denn die verschiedenen Einzelheiten dürfen Anspruch auf mehr denn vorüber- gehendes In- teresse erheben.

Einem Wie- ner Hause, Frau A. Gräben, wel- ches die Prin- zessin von den Kinderstühlen an mit Toilette versah, wurde die Ehre zu Theil, das mit Mar- garethen- Blumen silberge-

fügte Brautkleid aus Grosgrain mit Cour- mantel und reicher Myr-

then-Garnitur zu fertigen, desgleichen das Reisekleid aus modischarbem Diagonal mit Goldborte bejezt, in Blumenform nebst englischem Ueber-Paletot, welches die Leserinnen demnächst in farbiger Dar- stellung erhalten werden. Die prächtige Renunciations-Toilette der Erzherzogin lieferten C. u. G. Spiger. Bei dieser wichtigen Ceremonie, durch welche die österreichischen Prinzessinnen ihren Erb- ansprüchen auf die Thronfolge entsagen, ehe sie sich vermählen, trug Erzherzogin Margarethe die große Courtschleppe in Watteauform, aus weinrothem Atlas mit gol- denen Rosen-Guirlanden und Goldschleifen, darunter eine Robe von fraise-farbenem Atlas, mit breiter Revers- Bertheingarnitur auf der Taille, fraise-farbenen Plüschärmeln, Schleifengürtel und breiten Spitzen aus Goldnet- zfall. Gleiche Spitze garnirte in Je- sions die Schleppe; Stickerei in Gold und Seide hing an den Röhren empor.

Reizend war ferner eine Ball- Toilette aus Atlas-Pro- fat; die Taille garnirten Alençon- Spitzen, Silber- Stickerei und Rosen, den Kost eine Rüsche aus Tüll und Rosen- blättern. Fraise und Lachroth sind Lieblings- farben der Prin- zessin; auch der schöne Abend- mantel von A. Durr war aus dunkelfraie Plüsch, in ruf-





fischer Veterinen-Mantelform mit weichem Angorapels gefüttert und ausgefalten. Ganz die gleiche Form zeigte ein dunkler, bläulich-rothbrauner Tuchmantel mit schwarzem Angora-Pels ausgefaltet. — Sehr schön war ein Regligée in hellblau Crêpe de Chine mit gelber Straußfeder-Boa, gelber Kreppschärpe und reicher Spitzen-Draperie an der Taille. Zu einem für Sport und Juxtouren bestimmten Kostüm aus dunkelgrünem Cheviot, glatter Rod mit kurzer Jade und Joulard-Bluse, erschien ein Regenmantel vom Stoff der Toilette als sehr gute Idee. Der vornehmen Damen unentbehrliche Coutre-Paletot mit Kamtschatka-Wiberbeag fehlte natürlich nicht. — Die Handschuhe waren zu allermeist gelb mit schwarzen Nähten; lange Abendhandschuhe aus Ziegen-Blacöder erschienen in allen rahmgelben und hellgelben Nüancen mit leichter Steppnaht, daneben eine Cassette redbrauner schwedischer Handschuhe. Sämtlichen Schuhen sind Leisten zum Erhalten der passenden Form beigegeben; auch sahen wir reizende Pantöffelchen aus Gold-Chevreau-Weberei mit hellblauem Futter, Blacöderhäute mit breiten Schleifen, Salonschuhe vom Stoff der Seiden-Toiletten, hohe Knopfstiefelchen, und endlich eine Serie unverwundlicher naturjuhtener Stiefel kräftiger Art, für den Sport. — Die Wäsche-Lieferung war vier Firmen übertragen. Das Haus Jägermayer lieferte seine Specialitäten in Surah-Camifols, Batist-Regligées und Gesundheitswäsche in Krepp und Volivar-Flanel (Woll-Rouffeline), ferner farbige Flanel-Morgengröße und die prächtigen Bettten. Ganz besonders reizend war eine Art Matinée mit weiten halblangen Ärmeln und über der Brust leicht eingefalteten Enden aus weißer durchsichtiger Woll-Rouffeline mit lachsroter Seidenfütterung und satigen Tüll-Durchzugspitzen. Die Leibwäsche selbst fertigte die Firma Hoffmann, nach den persönlichen Anordnungen der



Erzherzogin. So insbesondere eine Art Nachthemden von eigenartigem Schnitt, ohne Schulternaht, die Kermel faltig vom Halse abfallend, ein überaus gut kleidendes und gleichzeitig bequemes Modell, welches die Erzherzogin scherzend ihre „Patentform“ zu nennen liebt, und das in den reichsten wie einfachsten Ausführungen vorlag. Bei den Taghemden fanden wir die Idee reizend, den schmalen, farbigen Bausdurchzug mit der Blumenart des gestickten Pleins in Einklang zu bringen, so daß zu rosa Band Rosenknospen, zu Weiß Malgöldchen u. s. w. kamen. Je ein Viertelabend war für Hemd, Unterrod und Beinkleid übereinstimmend gehalten, alles in Batistfeinen oder Nanoc, mit zarten Valenciennes und schmalen Stickerien, — darunter aber nicht ein Stück farbiger oder seidener Wäsche. Jede Hemd-Garnitur begleitete ein vollständig gleich ausgehaltener Niederstücker von sehr dünnem, weichem Leinen-Batist genau in der Form des Hemdes, aber nur bis zur Taille reichend. — Unter den reizenden Taschentüchern fiel eine Sorte aus Glasbatist in zarten Farben mit Blumen-Stickerie auf, das Initial stets mit Ranken der Randverzierung durchflochten. Die gesammte Wäsche erschien mit dem gleichen Initial „M.“ und der Kaiserkrone gezeichnet. Besonders schön nahm sich diese vornehme Einfachheit an dem durchsichtig feinen Bettzeug aus, welches einfachste Durchbruchräume oder mit Valenciennes besetzte Klippes garantierte. Eine Bettgarnitur bestand aus mehreren abgestuften Kissen in hellblauer Crêpe-Seide, einem reifenhaften Leder-schlag-Baken (2/3 Meter breit, 1 Meter lang), einer fast ebenso großen weißen Velours-Decke mit weißem Atlasrand, einer seidnen Steppdecke und seidnem Plumeau, dazu für den Sommer, Decken aus gewasfeltem Piqué und leichter Wolle. Bade- und Toilette-Wäsche von Widmann war in wunderbarer Qualität, aber in unendlicher Schlichtheit der Muster gehalten, und gerade dadurch außerordentlich schön. — Diese Einfachheit in der Wäsche, das Fernbleiben von jeder Extravaganz charakterisirt die Ausstattungen der Töchter unseres Herrscherhauses wie jener der höchsten Aristokratie. Natalie Brud.



— Die hübsche Idee der bekannten tierischen Widelblusen erscheint hier reizend als Tailen-Garnitur verwertet. Auf festem Futter ist weiche, schrägenommene graue Sicilienne zu gleichem hellfarbigen Tuch naht- und faltenlos über den Rücken gespannt; die Schärpen-Enden der gekrenzten Vordertheile bilden rückwärts eine ziemlich lange Schleife. An Stelle des Pelzbelages, der vom Schlaftrock bis zum Vollkleide die winterliche Toilette geschnitten, treten nun seidne Marabouts, Federbüschel oder diese imitrende Schlingendorten. Zwischen den beiden Federbüscheln am den Saum des Rockes markiren sich drei Köllchen aus Seidenstoff. R. Br.

Paris. — Das Interessante an den ersten Frühjahrs-Kostümen ist vielleicht, daß sie gar nicht interessant sind, d. h. positiv Neues nicht bieten. Der glodenförmig weiter geschnittene Rock kann als „neu“ kaum mehr gelten, er kann auch kaum als charak-



teristisch im Allgemeinen gelten, denn er ist vorläufig nur die Specialität einzelner großer Modellers, während andere, eben so maßgebende, an der glatten, engen Form festhalten. Allerlei Compromisse sind die Folge dieser Unentschiedenheit; für die Straße hat die runde, schlep-penlose Form des Glodenrockes eben so viel Verlockendes, wie die über-mäßige Weite Abshredendes, — daher macht man sich die eine zu Ruhe und beschränkt die andere so weit, daß sich nur ganz bescheiden am unteren Rande die „Älten“ markiren. Eine gute, alte Bekannte ist die Jackettaile, — wirklich prakti-schen Roden gegenüber erweisen sich eben selbst die neuerungsstüchtigen Pariserinnen befähigter, als ober-flächliche Beobachtung es ihnen zu-gesieht. Je nach Gelegenheit, Wite-rung und Stimmung erhält der Anzug aus ganz fein bunt gestreiftem Wollstoff durch ein dunkles Che-miset einen schlichteren oder durch-



## Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— In den beliebtesten Arbeiten gehört augenblicklich das Häkeln über Pappformen, welche in den verschiedensten Gestalten, rund, eckig, oval, herz- oder sternförmig u. s. w. vorhanden sind und auf die mannigfaltigste Art zu Einfügen, Abshlußborten, ja selbst Decken zusammengesetzt werden. Für diese amüsante, raschfördernde Arbeit, die zur Ausattung mancherlei Gebrauchsgegenstände dient, bietet sich unter den Namen Victoria-Seide ein neues wäsch-edtes Material, dessen Fäden sich durch Weichheit und Schmiegsam-keit auszeichnen. Die Victoria-Seide eignet sich auch zu feinen Stickerien und verdient vor Leinen- oder Glanzgarn um so eher den Vorzug, da sie nicht theurer ist als dieses. Von der bekannten Firma Albert Zimmermann in Danzig hergestellt, kann die neue Häkelseide in allen Farben durch jedes größere Tapissere-Geschäft bezogen werden. E. J.

— **Erra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung.** Nr. 57. Schwedische Buntstickerien. Unsere beiden kleinen Illustrationen — Decken und Kissen — geben Beispiele von der vielseitigen Verwendbarkeit der interessanten alten Plattstich-Borte, Abb. 5, des Extra-Blatt, Nr. 57, die nicht allein im Arrangement der drei ein-zelnen Musterfiguren, sondern auch in der Ausführung der-selben liegt. Die Formen eignen sich außer für dichten Plattstich auch für leichtere Stichtarten; so dürfen Stiel- und Hüllstiche auf geradem Siebmacherleinen mit farbigen Leinwandgarn ausgeführt, für kleine Decken sehr wirkungsvoll sein, besonders wenn wie an unserer Vorlage, der runde Stern der Borte bildet



Mittel- und Eckstücke, die längliche Figur kommt ohne die äußeren Ausläufer zur Verwendung. Schmale Franzen dienen als Abschluß. Über die helle Tuchfläche des länglichen Kiffens sind beide Stern- figuren in der Ausführung des Originalen in buntem Wechsel ver- färbt; aus den anderen Figuren zusammengesetzt, hebt sich die Borte von dunklerem Grundstoffe ab. Quasten in der Farbe der Stickerie garniren die Kiffenecken. S. L.

— Die reizvolle Wirkung abgeschattirter Seidenbündchen, welche, verbunden mit Stid-Ghenille oder Zittern zur Ausführung von leichten Blumenranken, Hüllmuffern u. dergl. auf seidnen Täsch- chen und Kissen des vorigen Jahrhunderts figurirten, lernten unsere Leserinnen an der sogenannten „Rococo-Stickerie“ kennen. Abweichend von den alten Mustern, veranschaulichen wir heute eine eigenartige Verwendung der feinen Stickerie-Bündchen auf kräftigem Grundstoffe. Auf dachtem, farbigen Filz oder Tuch wird das regelmäßig mit der Maschine durchlochte Muster, welches meist aus geometrischen Stern-



formen, Borten oder Mäandern besetzt, mittels dieser Bündchen in verschiedenster Weise angehängt und durch Ghenille, Goldbladen oder Cantille bereichert, wie die naturgroße Ab- bildung zeigt.

Streifen, aus an ein- ander gereihten Sternen, bilden den Schmuck der praktischen kleinen Schlafumrolle, der vier- fach geflochtene bunte Tuchstreifen statt der Schnur zum Anhängen dienen. Auch Nähtisch- Decken, Stuhlborsten, Käu- ser u. sind in jeder Größe und Art der Rüsierung bei der „Wärtember- gischen Handwerksge- sellschaft“ in Stuttgart vor- rätig, und als ange- langene Arbeit nebst Material durch jede grö- ßere Tapissere-Handlung zu beziehen. Mühselig- keit der Herstellung macht die hübsche, rasch för- dernde Arbeit auch für angeübte Hände empfeh- lendwerth. J. J.



— Zur Ausattung der großen zusammen- legbaren Lehnsühle, oder für Feldbühle jeder Größe, die man so gern auf Veranden und Balkons benutz, empfiehlt sich das kräftige graue Cuba-Gewebe, wie es die Tischdecke, Abb. 55—56 der Nr. vom 12. Februar d. J. zur Anschauung brachte. Dieser aus harten, wie Leinen glänzenden Baumwollfäden gewebte Canevasstoff eignet sich trefflich für Kreuzstich-Stickerie, verlangt keine Fällung und ist waschbar — alles Borzüge, die ihn wie geschaffen für oben angegebene Verwendung erscheinen lassen. Die Garten- oder die aufgespannte Leinwand der Stühle dient gleich als Halt für die aufzulegende Stickerie, welche nur auf das Futter geheftet wird, um leichter beim Reinigen entfernt werden zu können. E. J.

Bezugsquellen: Maschinen: Berline Simonetti, O. Rosenkr. 2. — Hutformen: E. Kirchhoff, W. Jägerstr. 23. — Häkel Victoria-Seide an gros: Albert Zimmermann, Danzig; an detail: E. Heine, W. Fried- richstr. 189. — Cuba-Canevas: Siebel & Schmidt, W. Friedr. 78.

## Literarisches.

- Bernhard Schulze-Zmidt, Nekas Studentenjahr. Völsfeld, Wei- hagen & Klasing. (R. 5.50.)
- Gaude von Jodelitz, Christian von Stachow. Ebenda. (R. 8.)
- Gaude von Rhoden, Trostlosig Brautzeit. Stuttgart. Gustav Weise. (R. 4.50.)
- Z. von Helm, Zweis Jahr. Ebenda. (R. 3.)
- H. Baisch, Die kleine Feuerwehr. Ebenda. (R. 2.50.)
- Naturgeschichte in Bildern. Botanik und Mineralogie. Ebenda. (R. 3.50.)
- Josef Kauf, Klaus Störtebeker. Abth. Albert Rön. (R. 3.)
- Thella von Schöber, Autographen und Erinnerungen. Bremen, G. Ed. Müller. (R. 4.80.)
- G. Lüders, Anno 70 mitgelassen. Cuedlinburg, Chr. Fr. Vieweg. (R. 2.50.)
- Enkel Hans, Vaters Rinder III. Ebenda. (R. 3.)
- Sti Tomo, Pralin-Anfertigung. Neubrandenburg, Otto Rahmacker. (R. 1.)
- Otto Graf, Gedichte. Hamburg, Conrad Bloh. (R. 3.)
- Das Buch zum Vorlesen. Berlin, Albert Goldschmidt. (R. 5.)
- Marie Müller, Die 12 Monate. Düsseldorf, Felix Vogel. (R. 3.)
- Caroline von Friesen, Koch- und Wirtschaftsbuch. Ebenda. (R. 3.60.)
- Belhagen & Klasing Monatshefte. VI. Jahrgang, Heft 5 bis 9. Völsfeld, Belhagen & Klasing. (A R. 1.25.)
- Cornelia, Deutsche Elternzeitung. 1893. 1. Heft. Leipzig, Richard Richter. (R. 2.25 pro Ban.)
- Graff Götter, Gnomistischer Hauschat. Fig. 1. Berlin, Rich. Ed- heit Nachfolger. (R. 0.40.)
- H. Anstiel, Uniformenkunde. III. Heft 1 bis 5. Rathenow, Max Sa- benzien. (R. 1.50.)



# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
TÄGLICHER VERKAUF:  
**50,000** Kilos.  
Zu haben in allen Spezerei-  
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
Conditoreien.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

## Wie viele

haben Anlage und Neigung, ihr Heim künstlerisch und behaglich auszumöbeln und ihren Nächsten durch hübsche, selbstverfertigte Geschenke Freude zu bereiten!

Allen diesen sowie Allen jenen,  
die  
Sinn für Kunst im Hause  
haben, sind die

## Liebhhaberkünste

Zeitschrift für häusliche Kunst

eine beständige Quelle der Anregung, ein unergründlicher Schatz der herrlichsten Muster und Vorlagen, ein getreuer und unermüdlicher Ratgeber bei der Ausführung der zahlreichen Kunsttechniken

Verlange daher Jeder

von seiner Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung  
R. Oldenbourg, München  
die postfreie Zusendung einer

## Gratis Probenummer

Man verlange der Crown Perfumery Co. köstliches neues Parfüm



**CRAB-APPLE**

**BLOSSOMS**

und die CROWN  
**LAVENDER SALTS.**

Noch niemals sind Toiletten-Artikel in den Handel gebracht worden, welche mit so grossem Enthusiasmus angenommen wurden, als das Crab-Apple Blossom Parfüm und die Crown Lavender Salts. Sie sind buchstäblich das Entzücken zweier Erdtheile u. werden gleich eifrig begehrt in New York und Paris, wie in London. Ueberall vorrätig bei allen Droguisten und Parfümeuren.

The Crown Perfumery Co., 177 New Bond Street, London.

## Wer

in der französischen, englischen und italien. Sprache auf billige und schnelle Weise sich fortbilden will, abonniere auf die Unterrichtsblätter

„The Repeater“

„Le Répétiteur“

„Il ripetitore“

Zusend. à M. 1.20. Bestell. bei allen Postämtern. u. Buchhdl. Probenumm. gr. u. fr. v. Verlag Rosenbaum & Hart, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 8.

## Friedrichsdorfer Zwieback

berühmtes, pilantes, diätet. Kaffee-, Thee- u. Gebäck (senkt franco 100 St. 3 Btl., 200 St. 5 Btl. A. Korwan, Bad Homburg.

Einge-sottene Preiselbeeren (50% Zucker) befindet in eleganten, versenkbaren Blechdosen, ca. 10 Pfd. br. fr. Porto u. Emb. für 4 Btl. 50 Pf. Nachn.

Ernst Schmitz, Dabrinshausen.

## Kunststickereien

Jeder Art werden auf's Beste ausgeführt, angefangen und angezeichnet. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der Kunststickerei Unterricht erteilt bei Fräulein E. v. Müggich, Pfänderstrasse 5 III 1.

## Bügeleisen,

patentirt in allen Staaten, seit vernichtet pr. Reich (9-10/11) Nr. 6. — Besondere Vorsätze die Bügeleisens sind: dreimal läng. Wärmehaltung wie gewöhnlich; kein Eisen- und Schwärzwerden d. Veredelung; keine Beschädigung d. Hände durch Wärmestahlung od. Verbrennung durch unvorsichtige Berührung; bequemere Handhabung. Infolge d. allseitig günstigen Beurteilung, welche dieses Bügeleisen ausnahmslos erfahren hat, versende ich dasselbe an Jedermann 3 Wochen gratis zur Probe und nehme solches bei Nichtgefallen innerhalb die. Zeit sogar unkontirt zurück. Zu befechtigen u. zu haben in jedem Eisen- u. Stahlwaarengeschäfte. — Hochfein vernickelte Bügeleisen gewöhnlichen Systems, soweit der Vorrath reicht, zur Hälfte d. früher. Fabrikpreises offerirt Alb. Wagner in Letmathe.



## Die Aufnahme-Arbeit.

Von Frieda Eipperheide.

X u. 77 Seiten Text mit 164 Abbildungen.  
Groß Quart-Format.  
Elegant cartonnirt mit Leinwandrücken.  
Preis Mk. 5.—

Das Werk bietet eine erschöpfende, von vielen Abbildungen begleitete Anleitung zur Erlernung der alten Kunst der Aufnahme-Arbeit, sowie eine Anzahl naturgetreuer Verkleinerungen von Original-Musterstücken früherer Jahrhunderte, welche zugleich als leicht ausführbare Vorlagen dienen können. Die weiteren Abbildungen geben zahlreiche Beispiele für die vielseitige praktische Verwendbarkeit der hoch interessanten, sehr mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Technik, welche der kunstfertigen Frauenhand neue lohnende Aufgaben stellt. Bei seinem billigen Preise wird das auch äußerlich elegant ausgestattete Werk überall freundliche Aufnahme finden.

E. J. Mädchen aus auf. Nam. Judit v. 1. Aug. oder später eine Stelle als Stille der Hausfrau. Off. erb. u. E. G. v. H. Insterburg, Postamt 1.

## Wirthschafterin

auf einem Rittergut bei Berlin gesucht. Off. Dr. Wulff, Berlin, Ranonierstr. 6.

## HYGIENE DES KOPFES

Schönheit der Haare

## EAU DE QUININE

VON ED. PINAUD

Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare

37, Boul' de Strasbourg, PARIS

Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift Ed. Pinaud versehen.

## Damen,

welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Paketen abgenommenen Chees der Firma E. Brandsma in Amsterdam zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: Köln, Hohepforte 24 wenden zu wollen.

Jch ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich Berlin W. Tüschowstr. 112. Marie Peltier.

Interessenten für antike italien. Nadelarbeiten belieh. ihre Adresse an M. K. 281 b. d. Exped. dies. Zeitung z. hinterlegen.

Leinwand verwenden nur mein Heimathsfabrikat Madapolam-Stickerei. Solches für Wäcker, Auskewern. Fabrikpreis. G. Kirsten a. d. Erzgebirge, Gaststätten-Vertriebs, Elberfeld (Kaufl.)

Marianne Grimmert Nachf. Berlin SW., Lindenstr. 20 III empfiehlt sich zur Behandlung Hautleidender.



Zu haben in Flaschen à 25 u. 50 Pf. i. d. meist. Schreibmaterial-, Drogen-, Galant.- u. Kurzwaarenhandl. allerorts oder direkt 4 Fl. à 50 Pf. franco gegen 2 Mk. Nachn. Otto Ring & Co., Berlin W., 57.

# Lehrbücher

der Modenwelt.

Zweite Auflage.

- I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
- II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
- III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die Neuankertigung, sowie die Aenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiß und durch eigene Geschicklichkeit im Hauswesen eine weitestliche Ersparnis zu erzielen. Dieses Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolge gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Städte ihrer Bestimmung hinausgegangen, und nun der immer noch fortwährenden Nachfrage zu genügen, gelangte die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem Stande der heutigen Mode entspricht.

In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrierten Seiten in klein Quart-Format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Dieselben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden. Band I umfaßt 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen abgeschlossen.

Lieferung 1, ebenso Lieferung 13 und 21, deren jede einen ausführlichen Prospect des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen. Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

## Mellin's Nahrung

für Säuglinge, sowie Kinder jeden Alters, für Kranke und Genesende. — In mit Wasser verdünnter Kuhmilch **bester Ersatz für Muttermilch.**

Gänzlich frei von Stärkemehl. — Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

Frau J. von Voss schreibt darüber: Suchorzow b. Pleschen. „Sehr gern ertheile ich meine Einwilligung zur Veröffentlichung meines Zeugnisses betreffend Mellin's Nahrung, dasselbe hatte ich schon in Amerika schätzen gelernt und war daher sehr erfreut, es hier in Deutschland erhalten zu können. Wie mir eine englische Offizierfrau versicherte, wird dasselbe vorzugsweise in Indien von den Offizierfrauen angewandt, die alle die besten Erfolge damit erzielen. Nach gestrigem Gewicht wiegt mein kleiner, gerade 8 Monate alt, 20 Pfund. Sein Fleisch ist so solide und fest und seine Muskelkräfte schon sehr bedeutend. Es giebt sicher Kinder, die noch kräftiger und stärker sind, aber ob dieselben ihr Gewicht mit nur 3 Pfund begonnen haben — das bezweifle ich — Alle 4 Stunden trinkt er seine Flasche, 1 Eßlöffel Nahrung aufgelöst in 2 Löffel Wasser, in sonst reiner Milch (Sorbiet). Von 8 Uhr Abends bis 5 Uhr früh trinkt er nichts. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich dazu beitragen könnte, die „Nahrung“ allgemeiner bekannt zu machen. Ich kann mir kein besseres Nahrungsmittel denken.“

Zu haben in Apotheken und Drogen-Geschäften oder direct durch

### J. C. F. Neumann & Sohn, Berlin W.,

Hoflieferanten Sr. Maj. des Kaisers und Königs. — Taubenstrasse 51/52 u. Leipzigerstrasse 27/28.  
General-Depot für ganz Deutschland.  
Die Herren Aerzte, Directoren von Kinderhospitälern, Kliniken etc. bitten wir um Einforderung von kostenfreien Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.

## GAEDKE'S CACAO

in Orig.-Packungen à M. 3.- 2.- pr. ½ Kilo und lose überall käuflich.

P. W. GAEDKE, Hamburg



## Neue Herren-Moden.



Auch der Frühlings-Paletot zeigt wieder die im Winter getragene, lose weite Form, doch hat er an Länge zugenommen. Als Stoff erfreut sich besonderer Beliebtheit Diagonal-Cheviot in einem mittleren Grau. — Beachtenswerth an dem Promenaden-Anzuge ist die größere Länge des Rockjackets, dessen stark abgerundeter Schoß und breiter Revers charakteristisch für die Mode sind. — Das weite, nach unten etwas zugespitzte Beinleid gilt nach wie vor als das allein moderne. Unter den Farben wird ein blaugrauer Ton bevorzugt.

(Le Progrès, Paris.)



**Berlin.** — Im Reichstage gelangte ein Antrag der Abgeordneten Dr. Baumbach und Dr. von Bar zur Verhandlung, welcher die verbündeten Regierungen ersuchen wollte, die von dem Bundesrath nach der Gewerbe-Ordnung erlassenen Vorschriften über

den Nachweis der Befähigung als Arzt einer Revision in dem Sinne zu unterziehen, daß auf Grund dieses Nachweises auch Frauen die Approbation als Arzt erteilt werden könne. Von Reichs wegen steht der Annahme dieses Antrages nichts entgegen, denn das Reichsgesetz spricht nur von ärztlich vorgebildeten Personen, nicht von ärztlich vorgebildeten Männern. In den Einzelstaaten aber fehlt es an den erforderlichen Schul-Einrichtungen, durch welche Frauen die erforderliche Vorbildung erlangen können. Wir haben keine Mädchen-Gymnasien, und unsere Universitäten sind den Frauen verschlossen. Die Freunde des Antrages haben es vorgezogen, seine weitere Besprechung und die Beschlußfassung darüber zu vertagen, bis die von demselben Gegenstande handelnden Petitionen zur Erörterung gelangen werden. Hoffentlich wird dann das Erforderliche geschehen. Ein Fortschritt aber ist zu verzeichnen: Die Gegnerschaft gegen den Baumbachschen Antrag war gar nicht mehr ernst zu nehmen.

**Wien.** — Die Braut des Fürsten Ferdinand von Salgarien, Prinzessin Marie Luise von Parma, hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Herzogin von Berry, der Mutter des Grafen Chambord, namentlich hat sie die großen blauen Augen und die charakteristische Bourbonen-Nase. Ihr Geist ist überaus rege, sie ist schlagfertig, wipig in der Unterhaltung und energisch in ihrer Art, die Dinge anzufassen. Sie besitzt eine schöne, weiche Stimme und hat großes Maltalent. Ihre Erziehung leitete die Engländerin Miss Mary Frazer, die jetzt ihre Hofdame ist.

**Hannover.** — Eine Schülerin des Fräulein Julie Hansing hatte vor etwa einem Jahre eine genaue Copie des im Aesther-Nuseum aufbewahrten schwedischen Kronenkransens, der ältesten bisher bekannten Lederschmitt-Arbeit, angefertigt und dieselbe dem schwedischen Reichsmuseum in Stockholm geschenkt. Nun hat der kunsthintige König Oskar von Schweden vor einigen Wochen in besonderer Anerkennung für diese kunstvolle Arbeit der Fertigerin die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Diese Schülerin der genannten Lederschmitt-Meisterin ist Frau Baronin von Königswarter in Hannover, ebendamals als Fräulein Yolanda eine sehr begabte Schauspielerin. Vor kurzem meldeten die Blätter, Frau von Königswarter habe die tobirgische Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten. Natürlich nahm man an, sie gelte der ehemaligen Schauspielerin, und wunderte sich über die späte Anerkennung. Die Auszeichnung galt aber wieder der — Lederschmitt-Künstlerin.

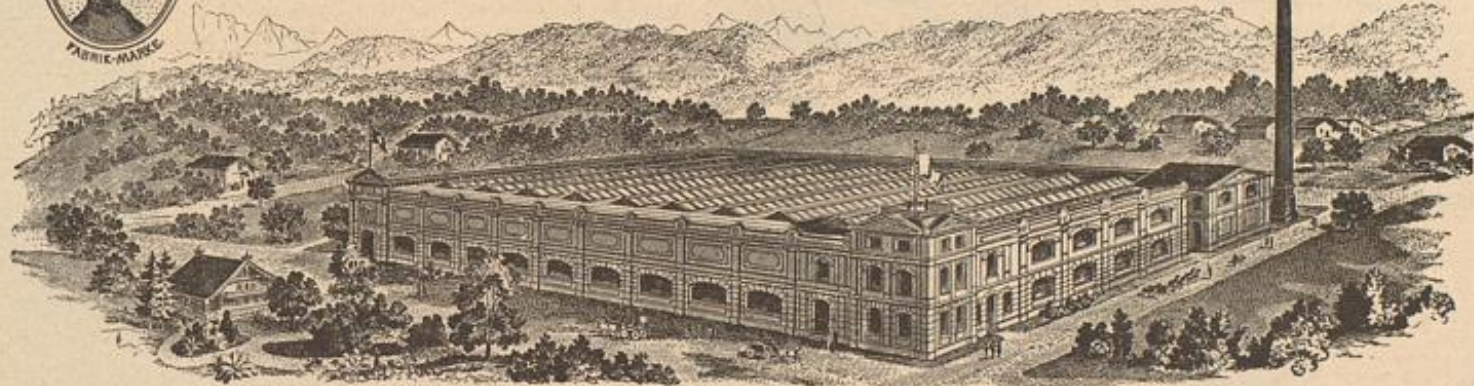
**Karlsruhe.** — Am 1. October d. J. wird hier auf Anregung des Vereines „Frauenbildungs-Reform“, dessen Sitz sich in Weimar befindet, eine Gymnasial-Bildungs-Anstalt für Mädchen errichtet werden, die erste dieser Art in Deutschland. Die Absicht geht dahin, den dazu befähigten Mädchen diejenigen wissenschaftlichen Berufswege zu eröffnen, welche nur durch die Ablegung des Maturitäts-Examens und das darauf folgende Universitäts-Studium erlangt werden können. Insbesondere ist dabei an die von so vielen Seiten gewünschte Ausbildung von Kertinnen gedacht worden. Die Stadt Karlsruhe hat sich diesem Vorhaben bereit erklärt, die notwendigen Räumlichkeiten unentgeltlich zu stellen, und der Verein wird die Anstalt organisiren. Es ist geplant, vorhandene Lehrkräfte, deren es hier eine hinreichende Auswahl giebt, im Nebenamt zu verwenden. Um die erheblichen Kosten zu decken, ist das Schulgeld ziemlich hoch, auf 250 Mark jährlich festgesetzt. Die Ausbildung soll nicht, wie die in Anstalten-Gymnasien, mit dem neunten Lebensjahre beginnen, sondern es sollen die Mädchen bis nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre die höhere Mädchenschule besuchen und dann in das Mädchen-Gymnasium übertreten. Letzteres umfaßt fünf Jahres-Curse, von denen der unterste ein Wiederholungs-Curs ist, die vier obersten aber den zur Ablegung des Maturitäts-Examens notwendigen Lehrstoff bewältigen sollen. Da voraussichtlich nur eine Auswahl von besonders befähigten Mädchen sich der Anstalt zuwenden wird, so ist anzunehmen, daß die vier

Jahre jedenfalls genügen, um das gesteckte Ziel zu erreichen; vor Ueberbürdung will man sich durch die Anstellung eines Schularztes sicher stellen.

**Brüssel.** — In Folge des mit dem neuen akademischen Jahre in Kraft getretenen neuen Gesetzes über das höhere Schulwesen, das die Zulassung zu dem Universitäts-Unterrichte und die akademischen Prüfungen erheblich erschwert, ist die Zahl der weiblichen Studierenden an der Brüsseler Universität beträchtlich zurückgegangen. Im vorigen Jahre waren vierzig Studentinnen eingeschrieben; gegenwärtig sind nur neunzehn Studentinnen zugelassen, die theils der philosophischen, theils der medicinischen Facultät angehören.

**Biareggio.** — Die Herzogin von Madrid, welche in Biareggio (Toscana) für immer die Augen geschlossen hat, war eine Frau von vielseitiger Begabung; sie vereinte einen hellen, klaren Geist und tiefes Wissen mit einer rührenden Einfachheit und Bescheidenheit, ohne ihr intellectuelles Uebergewicht in irgend einer Weise fühlbar zu machen. Die Verlebte war am 1. Januar 1847 in Lucca als älteste Tochter Karls III., nachmaligen Herzogs von Parma, und der Herzogin Louise Marie, Tochter des Herzogs und der Herzogin von Berry, Schwester des Grafen Chambord, geboren. Am 26. März 1854 brachte man den Herzog, durch einen Dolchstoß tödtlich verwundet, in sein Palais, wo die schmerzhaft berufenen Aerzte jede Hilfe für vergeblich erklärten. Einen so düsteren Schatten hatte die Fügung des Geschicks schon auf die Kinderjahre der jungen Prinzessin geworfen. Ihre weitere Erziehung genoss sie späterhin im Sacré-Coeur-Kloster auf der Kiedenburg bei Bregenz, welches sie mit siebenzehn Jahren verließ. Drei Jahre später, am 4. Januar 1867, vermählte sich die Prinzessin mit Don Carlos im Schlosse zu Troisdorf, wo sie mit ihren drei verwaisten Geschwistern nach dem Tode ihrer Mutter aufgenommen worden war. Das herzogliche Paar hat dann zuerst in der Schweiz, nachher in Pau und später in Paris gelebt, endlich zuletzt sich in Biareggio in Toscana niedergelassen, wo die Herzogin einen herrlichen Besitz geerbt hatte, dessen wunderbar mildes Klima den Aufenthalt dort ihr besonders lieb machte. Sie lebte nun ganz der Erziehung ihrer Kinder, den Werken der Mildeithätigkeit in der Umgebung und der Auskultung ihres reizenden Heims. Die Herzogin sprach fließend und vollendet gut Deutsch, sogar mit einem leichten österrichischen Accent, da sie ja ihre letzte Erziehung in Oesterreich genossen hatte; Spanisch hatte sie sich so außerordentlich angeeignet, daß kein Spanier sie hätte für eine Fremde halten können; Italienisch war die Sprache ihres Heimatlandes und ihr als solche vollständig geläufig, Französisch gewissermaßen ihre Muttersprache durch die Abstammung ihrer Mutter. Für Malerei hatte die Herzogin ein außerordentliches Talent; sie hat entzückende kleine Kunstwerke in Aquarell, Pastell auf Seide und Porzellan geschaffen. Aber mehr noch als so viel Geist und so viele Fähigkeiten bedeutete ihr edles und gutes Herz. Niemand durfte ohne Trost neben ihr leiden. Während der Zeit des letzten Carlsten-Aufstandes, ehe die jetzige Regierung in Spanien etabliert war, besuchte die Herzogin oft die Spitäler der kleinen Städte, die nicht allzu weit von der französischen Grenze entfernt, mit Verwundeten aus den letzten Geschehen besetzt waren.

**Meran.** — Mitte Februar fand in dem Institute der englischen Fräulein die Einkehrung der Gräfin Anna Hahn, geborenen von Hedemann, aus Kopenhagen statt. Der ernste Act vollzog sich in aller Stille. Gräfin Hahn, jetzt Schwester Anna Maria, ist in den hohen adeligen und kirchlichen Kreisen Deutschlands und Oesterreichs eine sehr bekannte Persönlichkeit. Im Jahre 1852 legte sie in Salzburg vor dem Fürstbischof von Tarnoczi das katholische Glaubens-Bekenntniß ab. Ihrem Beispiele folgten später ihr Gemahl und die drei Söhne. Zur Zeit des vaticanischen Concils befand sich die gräfliche Familie in Rom, wo in ihrem Palais die deutschen Bischöfe und Theologen einen regen Privatverkehr unterhielten. Im Jahre 1875 wurde der Familie der jüngste Sohn, der damals in Innsbruck die Rechte studirte, durch den Tod entziffen; kurze Zeit darauf



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seidene Bastkleider

— ganz Seide — „zollfrei“ — Mk. 16.80 Pf.

bis 68.50 p. Stoff zu einer Robe, sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85	—	18.65
Seiden-Toualards	"	1.35	—	5.85
Seiden-Grenadines	"	1.35	—	11.65
Seiden-Bengalines	"	1.95	—	9.80
Seiden-Ballstoffe	"	—	75	—

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz. Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich. Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



hard auch in Kairo der älteste Sohn. Ihren Gemahl verlor die Gräfin im Jahre 1888. Um einen namhaften Theil ihrer Wittwen-Pension der dänischen Mission widmen zu können, entschloß sie sich endlich, noch im vorgerückten Alter von siebenundsechzig Jahren in den Lebensabend zu treten. Eine Schwester ihres verstorbenen Gemahls war die Schriftstellerin und Dichterin Gräfin Ida Hahn-Hahn. Papp Leo XIII. hat der Neueingeweihten, die ihm von ihrem vieljährigen Aufenthalt in Rom her wohl bekannt ist, und dem ganzen englischen Jnsittate seinen Segen spendet.

**New York.** — In Colorado wird zur Zeit eine neue Stadt gebaut. Die englische Roman-Schriftstellerin Fräulein Correlli, deren Bücher sich einer großen Popularität erfreuen, hat eine Zuschrift von den Erbauern erhalten, in welcher sie ersucht wird, zu gestatten, daß der neue Ort mit ihrem Namen getauft werde. Die Dame dürfte gegen eine solche Ehre kaum etwas einzuwenden haben, da dieser echt amerikanischen Anweisung auf die Unsterblichkeit eine gewisse Sicherheit nicht abzuspüren ist. Correlli-Town hat jedenfalls begründete Aussicht auf ein langes Bestehen als ein oder mehrere Bändchen Novellen. Ob man in späterer Zeit den Zusammenhang zwischen Velletrismus und Städtegründung versteht, darüber machen sich die literaturfreundlichen Bewohner von Colorado natürlich keine Sorgen.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Einer allgemein gültigen Tradition in Toiletten-Angelegenheiten zu Folge, soll zu Oitern das neue Frühlings-Kostüm fertig sein, und es wird daran auch festgehalten, wenn der Kalender ein so frühzeitiges Osterfest verheißt, wie in diesem Jahre. Auf der Straße werden denn auch die verschiedenen Capes, Paletots und Pelerinen die Hauptrolle spielen, abgesehen vielleicht von der Jugend, die schon an milden Märztagen am liebsten auf jede Hülle verzichtet und



sich mit den kleinen zierlichen Schultertragen begnügt. Dieselben haben weiter keinen Zweck, als den Anzug promenadengerecht zu vervollständigen, und zwar das der 1890er Tracht sich anlehrende

Kostüm, dessen Charakter die breit über die Schultern fallende Pelerine besser entspricht, als irgend eine andere Form. In Stoff und Ausstattung harmoniren diese kleinen Umhänge mit dem Kleide, auf dem sie mit unsichtbarer Schlusvorrichtung übereinandertreten. Das die Gestalt verhüllende eigentliche Cape wird immer einen frauenhaften Charakter behalten, — es ist in seiner längsten Form die bequemste und angenehmste Hülle für das Alter; es besitzt, zum Kleide passend, fallig von den Schultern abfallend und gerade in der Taille abgeschlossen, eine gewisse Eleganz für die ferliche Toilette der jüngeren Frau, aber es entbehrt den klotten Charakter, der nur dem die Gestalt knapp umschließenden und doch die freie Bewegung nicht hindern den Paletot zu eigen ist. Derselbe wird deshalb trotz Modetrad und Keulenärmel nicht verschwinden; man sucht sich miteinander einzurichten, indem man auf jedes Extrem verzichtet, wodurch das Bild der Mode an Mannigfaltigkeit nur gewinnen kann. T. G.

**Wien.** — Eine überaus jugendlich anmuthige Frühlings-Toilette trägt Frau Alla Palmai als „Fürstin Ninetta“ in Johann Strauß' neuester Schöpfung gleichen Namens. Der kurze runde Moden- oder Crinolin-Rock, der für die Promenade als Ersatz der jedenfalls weit mißliebigeren Schleppe auftritt, zeigte sich zum ersten



Male und, wie wir dies gleich sagen wollen, mit unerwartetem Erfolg. Auch sonst bietet das Kostüm reizende Details. Zu sehr leichtem hellblauen Sommertracht erscheint blau-creme-rosa ombrierte Seide als Tallen-Garnitur in faltiger, vorn in Directoire-Revers übergehender

Pelerinen-Form und daran-schließendem Taillengürtel. Die „Ninetta-Taille“, welche sofort vielfach Nachahmung fand, dürfte nächstens den Vindictisten des Vorjahres an Beliebtheit gleichkommen. Den Rock ziert in halber Höhe rechts ein am oberen Rande festgenähtes, in Form einer Kococo-Schleife dem Stoff applicirtes Sammetband in der Farbe der Toilette; gleiches Sammetband, mit ebensolcher fest anliegenden Kococo-Schleife, garnirt den eigenartigen, reizenden Hut mit vorn dreieckig aufgeschlagener Krempe; ein Spitzen-Volant, drei lichte Rosen und ein Brillantstein bilden die übrige Ausstattungs. Derselbe Hut in Schwarz ist bereits ein vielbegehrtes Frühlings-Modell geworden. Ganz Duft und Poesie, ist der Schirm aus durchsichtigem rosa Seiden-Muffeln, der geschlossen eine Art Wolke bildet, von breiten Volants mit Allasrändchen umwoigt. Dazu trägt Frau Palmai immer und überall weiße Ketten, die augenblickliche Lieblingsblume der Mode; die bevorzugte Sorte, mit wenig gezackten, elfenbeinweißen großen Blumenblättern heißt „Wiener Brant“.



Unter den neuesten Frühlings-Schleiern sind alle bunten und garten Farben vertreten, vorzugsweise noch immer in Kron-hadt-Fall, meist mit Chenille-Tupfen; Chartre, Erdbeerrosa, ein matt getöntes Vio sind neue Farben, die das schädliche Violett vortheilhaft ersetzen. Schöne Schleier in Schwarz, Braun, Dunkelblau sind am unteren Rande mit zwei Reihen schmaler Sammetbändchen in gleicher Farbe durchzogen. Das Häßliche jedoch bleiben die sehr breiten Schleier, aus schönem Nestfäll, in ihrem mittleren Theile mit Chenille-Tupfen, an den Seiten glatt gearbeitet, dazu ein schmales Rändchen von dichtstehenden Chenille-Punkten. Diese halbmeter-breiten Schleier werden über dem Hut, sowie unter dem Kinn dicht gerückt, wie das Bildchen es erkennen läßt, oben mittels Seiden-faden eingezogen. Auf dem Modell-Hütchen, einer kleinen spitzen Gold-Capote mit lila und grünlich schillernder Metall-Stiderei, Jet-Pailletten-Rüsche am Rande und schwarzem Spitzen-Schmetterling, steigt ganz gerade ein runder Weichenstrauß empor, um welchen sich der dichtgezogene Schleiertheil sehr gut legt; die Schleierriemen unter dem Kinn ersetzen das Bindband. — Der beigefarbige Paletot in weiter, kurzer Form zeigt rückwärts eine nach innen gefehrte Talfalte und Keulenärmel, als Ausstattungs Stiderei aus schmaler Silber-schnur, mit einzelnen fachen, länglichen Grelot-Perlen von Metall-faden überwirft und eine dicke Franzen-Rüsche aus gleichen Grelot-Perlen am Rande des hochstehenden Kragens.

Der breite Schulter-Revers der 1890er Mode steht besonders hübsch, wenn man ihn mit den kleidsamen Sammetblaus combinirt. An der Rückseite in gefaltete Breteltheile übergehend, stimmt er mit dem



Stoffe des Rockes überein, welchen Sammetbänder mit angewebten Guimpen-rändchen in abge-schnittener Breite garniren, und zwar die breiten Streifen nach oben; gleiche Guimpe am Rande der Tallen-Revers. — Der fache Barett-Hut aus weissem Crêpe de Chine behält für die weilig gebogene Krempe geru den so kleidsamen schwarzen Sammet bei; ein großer

Panache von Straußfedertöpfchen und gestuhten Reiher-Agretten strebt seitwärts in die Höhe.

Die anliegende Jacke erweitert ihre Schöße zur weiligen Moden-form und verlangt dazu entsprechend breite Tallengarnitur in Gestalt stifenförmiger Schultertragen. An unserem Modell schmücken den letzteren vorn lange, die Taille verhüllende Franzen aus Perlen und Pailletten, die auch rückwärts rechts und links in zwei Büscheln von der Schulter herabhängend und große Taschenpatten auf den Schößen garniren. Schirm aus fächerartig plisirtem schwarzem Tüll mit gleicher, federbefestigter Rüsche, Gestell in facher japanischer Form mit vielen Stäben. Der frische Blumenstrauß wird gern am Schirm-griff befestigt, wo er nicht so rasch weilt als in der warmen Hand oder am Gürtel; kleine Vorrichtungen hierfür werden am Stocke angebracht. — Frühlingshut aus fein gezogenem Krepp in zwei grünen Nuancen, in große Falten eingebogen, mit schwarzen Spitzenbarden und gestifteten Enden, einem Geset winziger schwarzer Straußfedern und leuchtend rothvioletter Blumengarnitur; breites schwarzes Sammetband als Kinn-schleife, wie solche im ersten Frühjahr fast immer wiederkehren, vermuthlich, um nach den verhüllenden Pelz-garnituren einen Uebergang zu bilden; dies-mal sind sie vielfach von sehr hellfarbigem Atlasband, zuweilen auch ombriert, zu bunten Fäden meist schwarz. R. B.

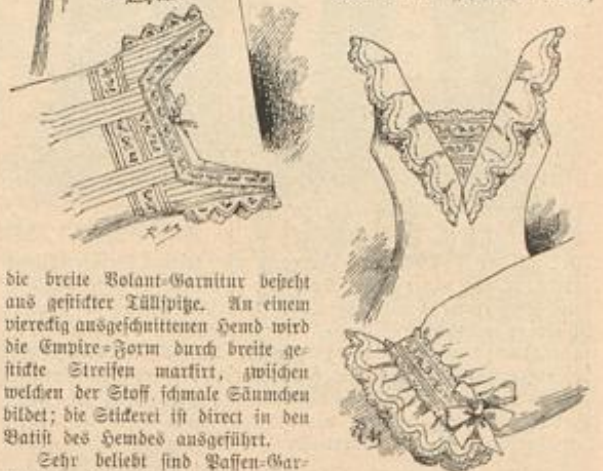
**Paris.** — „Bébé“ — eine Welt von Zärtlichkeit, Stolz und Eitelkeit liegt in diesem Wort. Vom ersten Tage seines Erdenlebens an wird so ein winziges Wesen herausgeputzt, und von der spitzenbesepten, schleifenüber-

füeten Toilette des jungen Weltbürgers erstreckt sich die schmückende Fürsorge auf Alles, was zu Bébé's perionlichem Gebrauch gehört. Die Wiege vor Allem! Sie bildet ein feierliches Paradies für ihren Kissen und ihrem Plumeau aus weichem Batist, den zierliche Ranken in weißseidener Blattlich-Stiderei schmücken, Beleuchtung und Dra-perie des stehenden Nidestells sind aus grünem At-las mit Spitzen und Schleifen; für die Bor-hänge fällt über den Atlas noch duftiger weißer Mull. Ein zierlich geschnittenes und gemaltes Engelstöpschen mit silbernen Flügeln krönt den kleinen Baldachin.



Einfacher, und seiner leichten Beweglichkeit halber bequemer, ist der sogenannte „Moseskorb“, der vielfach statt der Wiege für den Gebrauch während des Tages dient. Bébé läßt sich darin leicht von einem Knecht in den anderen transportiren, in den Garten, auf den Balcon, ja selbst in den Wagen mitnehmen. Die Aus-stattung besteht, wie ersichtlich, aus Band und Spitze; den weich ausgepolsterten Kopftheil füttert grüne Seide.

Der Mama bringen wir heute zunächst einige Neuheiten in Wäsche: ein elegantes Hemd ohne Knöpfe, das zu ausge-schnittenen Kleibern nur mit einem durch Knöpfchen geleiteten Band geschlossen wird;



die breite Volant-Garnitur besteht aus gestifteter Tüllspitze. An einem vieredig ausge-schnittenen Hemd wird die Empire-Form durch breite gestifte Streifen markirt, zwischen welchen der Stoff schmale Säumchen bildet; die Stiderei ist direct in den Batist des Hemdes ausgeführt. Sehr beliebt sind Paffen-Gar-nituren aus durchbrochen einge-fügtem Spitzenrevers, der an der Vordage von einem breiten Volant aus Musselin mit Spitze begleitet wird, — hier ist auch die an-schließende Form besonders ausgeprägt. Am Beinleid wiederholt sich die Garnitur, noch durch eine Schleife bereichert. Zu schwarzen, ausge-schnittenen Toiletten fertigt man eine beliebige Hemdenform aus schwarzer Surah und faltet sie reich mit schwarzen Chantilly-Spitzen aus; es bedarf dann keiner Untertaille. B. d. G.

# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Breite Vorten in Tapissier-Arbeit bilden stets einen beliebigen reichen Schmuck für Portiären, Decken aller Art, Stühle, Kissen u. s. w.; die schönsten Vorten gewinnen aber an Werth durch größere Verwendbarkeit, sobald die For-men ihrer Muster sich den verschiedenen Stilen der mo-dernen Zimmer-Einrichtungen anpassen.

Hierzu gehören solche, deren Abstammung von Motiven persischer Gewebe er-kenntbar ist, ohne daß die Originalität der neuen Zu-sammensetzung darunter leidet. Eine Vereinerung der wir-kungsvollen, charakteristischen Grundformen mit den fatten Farben der orientalischen We-beereien muß stets als besonders günstig bezeichnet werden. In dieser Hinsicht bietet unsere Vortage eine 150 cm lange, 21 cm breite Vordüre, eine hervorragend schöne Verbin-dung der eigenartigen Fi-guren in einschmeichelnden Farben, die einzelne Gold-fäden beleben. Da der Mu-sterjag zunächst in entgegen-gegesetzter Richtung umschlägt, sich also erst nach geraumer Länge wiederholt, kommen die einzelnen streifen- und felder-artig ineinander greifenden Figuren besonders gut zur Geltung. So zeigt das obere größere Feld auf saßblauem Grunde ein Mittelstück in hellstem Kupfer mit Moosgrün und Dunkelblau; dazu kleine Einzelfiguren in Moosgrün, Holzbraun und Crème. Von





dem folgenden rotbraunen Streifen haben sich die blau contourirten Figuren holzgelb ab, während die holzgelben pflanzenartige Fällung erhalten. In dem großen, spitze Strahlen nach oben und links sendenden cremefarbenen Feld steht eine Blumenform, in der sich Zahlblau, Hellkupfer und Rosagrün vereinigen und die theils braune, theils dunkelbraune Umrisse trennen; auch hier bildet Goldfaden die höchsten Lichter. Die prächtigen Vorten, deren Ausführung der eigenen Phantasie freien Spielraum bieten, da sie mit Hilfe von Motiven eines Armlinier oder persischer Teppichs sich mannigfaltig variiren lassen, eignen sich vornehmlich für Gobelin-Stickerie, wie es die kleine Ansicht der Vorlage erkennen läßt. Man sticht auf Unabgabartheit Canevas nach Vorzeichnung, oder, wie bei den angefangenen künstlichen Vorten, nach vorgezogenen Contouren mit persischer oder Hamburger Wolle; jeder Stich umfaßt drei Canevas-Fäden in der Höhe bei einem Faden Zwischenraum. Die Stärke des Canevas hängt von der jeweiligen Verwendung der Vorte ab.

— Künstliche Blumen als Zimmer-Decoration hat in letzter Zeit die Mode in so hervorragender Weise begünstigt, daß es nur eine naturgemäße Folge ist, wenn die Anwendung naturistisch gehaltener Blumen sich auch auf Gegenstände der Zimmer-Einrichtung erstreckt. Für die plastische Ausführung in Stoff eignet sich nicht jede Blume, aber doch eine Anzahl besonders charakteristischer Arten, darunter die heimische und japanische Aker, sowie Löwenjahn (Puschblume) mit ihren nicht minder eigenartig geformten Blättern. Einzelne künstlich, sind die dargestellten Vorlagen in den verschiedensten Größen als Strauß wie Einzelblüte vorrätig und lassen sich demnach in den mannigfaltigsten Variationen kleinartig auf einen beliebigen Grundstoff ordnen. Wegen ihrer Größe dürften die Blumenzweige zu mehreren nur auf ausgedehnten Flächen, wie Flügel- oder Tischdecken, Portiären u. anwendbar sein; einzeln garniren sie wirkungsvoll große Schlummerkissen. In einer 12 cm im Quadrat messenden Modell-Decke aus lachsfarbener Seiden-Armüre mit weinrothem Blüschrand wechselten z. B. buntfarbige Chrysanthemen mit kleinen Sonnenblumen und halb erschlossenem, wie abgeblähtem Löwenjahn. Die Blume, in den natürlichen Farben gehalten, sind aus feinem Tuch geschnitten, die einzelnen Blattlagen leicht abschattirt und durch Reiche aus Blüschbällchen oder Chenille-Kugeln vervollständigt; einzelne Stiche aus Seide oder feinstem Goldfaden, die so fest ange-

zogen werden, daß sie sich scharf in den Stoff eindrücken, greifen über die Reiche und bilden die Staubfäden. Eine auf der Rückseite jeder Blume angebrachte kleine Ausrundung wird an betreffender Stelle auf dem Grundstoff festgenäht. In gleicher Weise hergestellt sind Blüten und Knospen, denen sich über harter Unterlage gefaltete Stiele anschließen; die Blätter erscheinen flacher, theilweise gar nicht



unterlegt. Bei den Stielen verschwindet die Unterlage unter langen Stichen aus Chenille, die man mit geheilter Jilofesse-Seide berart überfüllt, daß die Chenille theils als Schatten wirkt, theils an den hellsten Lichtstellen hervortritt. Kräftige Chenille-Abern beleben die in Plattstich ausgeführten Blätter, deren Lichtpunkte einzelne Stiche in Goldfaden markiren. Besonders naturalistisch wirken die abgeblähten wolligen, grauweißen Samen-Kapseln des Löwenjahns und die gelappten Blumenblätter der großen Chrysanthemen.

— Verschiedene Stoffe gleichzeitig zu verwenden, war bisher vorwiegend den Aufnah-Arbeiten vorbehalten, oder ein in Art und Farbe abweichendes Gewebe diente gestifteten Theilen als Grundstoff, sowie zur Verbindung unter einander. Das Neueste auf dem Gebiete der Zusammenfügung verschiedener Stoffe besteht darin, ein ganz grobes Gewebe, wie Aida- oder Cuba-Canevas, mit einem sehr feinen, etwa russischem Leinen zu vereinigen. Hier ergibt sich von selbst, daß die Stickerie bei gleicher Technik doch eine abweichende Wirkung erzielen muß. Aida- und Cuba-Canevas gefalteten kaum etwas anderes als Kreuzstich, mit und ohne Strichstich-Umrandung; auf russisches oder Siebmacher-Leinen lassen sich auch Flach- und Gobelinstich arbeiten,



so daß nach dieser Richtung manche Variation zulässig erscheint. Außerdem tritt noch der Unterschied der Farbe hinzu, welche bei Leinen weiß, bei den Canevas-Geweben die graugelbe Naturfarbe ist. E. J.

Verlagsquellen: Promenaden-Toiletten: G. Drecol, Wien, Kohlmarkt 11. — Tapific- und Tischdecken zum Appliquiren: Stiebel & Schmidt, W. Friedenthal, 78.

## Literarisches.

Agnes von Harau, Viel Vergnügen. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlags-Buchhandlung. (M. 3.80.)

Wenn auch die wahre Heiligkeit auf der möglichst freien Betätigung der einzelnen Person beruht, so sind doch gewisse Hülfsmittel für das Zusammenhalten einer großen Gesellschaft unentbehrlich. Wer sich nicht unterhalten kann, will unterhalten werden. Agnes von Harau, als Schriftstellerin und Malerin thätig, hat es versucht, die gangbaren Unterhaltungs-Mittel in eine Art Compendium zusammen zu fassen, und ist vor allem mit Glück bestrickt, gute, leider in Vergessenheit gerathene Gesellschaft-Spiele wieder zu Ehren zu bringen. Mögen auch beispielsweise die Pflanzenspiele an der Urgroßmutter Hausrath mahnen, so sind sie doch zuweilen geeignet, geschlossene Gruppen, die sich in der modernen Gesellschaft so leicht bilden, aufzulösen und um einen Unterhaltungs-Mittelpunkt zu vereinigen.

G. Behr, Sie blickt. Mannheim, J. Benschmeier. (M. 3.)

Wenn der Naturalismus etwas Gutes gezeitigt hat, so ist es die Erweiterung der Stoffgebiete, der sich selbst unsere vornehmsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen nicht entziehen können. Die sociale Noth zittert in der ganzen neueren Literatur nach. E. Behr schildert in ihrem soeben erschienenen „Volkroman“ das Schicksal einer Arbeiter-Familie, die durch die Noth bis zum Selbstmord-Verfuch getrieben wird. Die lebenswahre, ergreifende Erzählung schließt verübend ab und wirkt so zugleich künstlerisch abgerundet. Die Mutter, die mit Mann und Kind den Tod gesucht, nimmt, in's Leben zurückgerufen, ihre Schuld auf sich und blickt, indem sie trotz der eigenen Noth fremdes Leid mildert.

Rudolf Lindau, Gefammelte Romane und Novellen. Berlin, Th. Fontane & Co. (30 Lieferungen à 50 Pf.)

Als feinsinniger Erzähler steht Rudolf Lindau in den ersten Reihen der deutschen Novellisten. Vor vielen seiner auf einen engen Beobachtungs-Kreis angewiesenen Genossen hat er den Vorzug, sein Milieu auf Grund eigener Anschauung in jeden der fünf Welttheile verlegen zu können. So wirken seine Romane wie das Licht zu selbst erlebten Geschehnissen verdichtende Tagebuch eines weit gereisten Mannes, der mit klugen Augen seine jeweilige Umgebung studirt hat. Ueber dem Ganzen aber waltet ein künstlerisches Feingefühl, das Wichtiges von Unwichtigem scheidet oder doch selbst das Unbedeutende unter einem eigenartigen Gesichtswinkel beobachtet. Der erste Band dieser Gesammtausgabe der Werke Rudolf Lindaus umfaßt die Romane: Im Parke von Billers, Gordon Baldwin, Das rothe Tuch, Verheirathetes Leben.

Der Mutter Schatzkästlein, Kinder-Vieder, -Sprüche und -Gedete. Herausgegeben von H. Dunder. Unter Mitwirkung von Chr. Gröb. Geschmückt mit 6 Bildern von Maria Trücker. Berlin, Alexander Dunder. (M. 3.)

„Für unsere Kinder ist das Beste gerade gut genug“, das ist der Grundgedanke, nach dem das Kästlein zusammengestellt ist. Beiträge von Carmen Sylva, Scherer, Steller, Rudolph Löwenstein, S. Kette, Julius Sturm und vielen anderen lebenden und todtten Dichtern ersten Ranges bilden für die Durchführung dieses Grundgedankes. Maria Trücker's Zeichnungen bewegen sich in jener lebensvollen Anschauung der Kinderwelt, wie sie sich seit O. Pleßch, idealistisch mildern, Bahn gebrochen.

**Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Co. in Zürich**  
versenden porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe jeder Art von 70 Pf. bis M. 15.— per metre. Muster franco. Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.  
**Garantie-Seidenstoffe.**

**Bretsch'sche Anstalt für Gardinen-Wäscherei und Appretur, Dampf- und Chemische Wäsche.**  
4. Rosinenstr. **Charlottenburg,** Rosinenstr. 4.  
Referenz Herrmann Gerson, Berlin, Unter den Linden 8.

**Spemann's illustrierte Beischrift**  
**VOM FELS ZU MEER**  
**für das deutsche Haus**

steht in der ersten Reihe der deutschen Monatschriften und möchte den geistigen Mittelpunkt der gebildeten deutschen Familie bilden. Um dies zu erreichen und um die bedeutendsten Kräfte auf literarischem und künstlerischem Gebiete zur Mitwirkung heranzuziehen, scheidet die Verlags-handlung weder Mühe noch Kosten. Vom Fels zum Meer erscheint seit seinem ersten Jahrgang in zwei Ausgaben: in 26 Halbmomatsheften à 50 Pfennige und in 13 Monatsheften à 1 Mark. Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

**Vater Unser**  
in Bildern von Paul Thumann.  
Für Protestanten:  
Mit einer Dichtung von Martin Luther.  
Für Katholiken:  
Mit einer Dichtung von J. W. Weber.  
Quartf. Prachtband in Kalbleder 15 M., Prachtband in Kalbf. 12 M.  
Verlag von Adolf Cize in Leipzig.

**Confirmation- u. Gelegenheits-Geschenk.**  
Sinnig-Elegant-Original!  
Bekanntnis-Buch.  
Ein Album  
Interessanten für antike italien. Nadelarbeiten  
Kleiderstoff-Neuheiten bemustert.  
**Kerbschnitzerei**

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. 5. Fr. Clara Roth, Berlin W., Wipowstr. 84a.

**Frühjahr und das Renoviren der Wohnräume**  
hat begonnen und empfehlen wir dazu als nützlichste Rathgeber folgende Werthe:  
**Unsere Frauen und ihr Heim** 9 preisgekrönte Antworten auf die Frage: Wie können unsere Frauen zur Ausschmückung der Wohnräume beitragen? Preis Mk. 1.50.  
**Wahl der Tapeten** bei Ausschmückung der Wohnräume. Preis 50 Pf.  
**Wandbekleidung der Wohnräume** in ästhetischer u. gesunder Weise. Preis 50 Pf.  
**Papiertapete und Linoleum** mit Einleitung: „Wohne in der Wohnung“ von J. v. Falke. Preis 50 Pf.  
Durch alle Buchhandl. oder vom Kunigro. Verlag Alexander Koch, Darmstadt.

**Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt- und Holzmalerei-Vorlagen.**  
auf Papier wie direkt auf Holz gedruckt. Preiscourantem. 1200 Illustrat., auch über Werkzeug u. Materialen, 20 Pf. Briefmark.  
**Mey & Widmayer, München.**

**Bad Pyrmont.**  
In unserem Pensionat finden zum Frühjahrs d. J. nach einige junge Mädchen freundliche Aufnahme zu ihrer häuslichen und gesellschaftlichen Ausbildung, sowie zur Benutzung der Cur, vorzögl. Referenzen: Frau Wittgrath Dieterici u. Töchter.

Venetianisch **Versandt** mit Hahn's Anleitung zu Fabrikpreisen nur **Dresden, Zerkstraße Nr. 2.**

**Wollene,** halbwoollene u. baumwoollene Strickgarn u. Rockgarn liefert auch an Private die Garnfabrik von **Georg Koch in Erfurt** zu niedrigsten Preisen. Käufer umsonst.

**A. A. Reimann Nachf. W.,** Friedrichstr. 198, Engl. Kronen-Hotelle-Str. d. Straße Engl. Kronen-Hotelle-Str. 15 Pf. Aufzeichnungen jeder Art. Lager von Tapific- u. vorgeseichneten Weißwaaren.

**Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE**  
Überall käuflich von M. 1.20 1/2 an aufwärts



# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
TÄGLICHER VERKAUF:  
**50,000 Kilos.**  
Zu haben in allen Spezerie-  
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
Conditoreien.

Kunstgewerbliches Atelier Berlin W., Pots-  
damerstr. 66.  
Untericht, Anfertigung, Einrichtung, Aus-  
führung aller Techniken, wie Lederarbeiten,  
Metallarbeiten etc. und aller Phantasie-  
Arbeiten, auch Gobelins u. vermalen.

**Jede Dame ist** im Stande alldenteutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platzenapparate für Industrie u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 31.

**PATENT BRENNAPPARAT Mk. 6, 50.**

Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.  
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

Einfache Perücken nur meinheimatfabrikt  
**Madapolam-Stickerei.**  
Solidestes für Wäsche, Aussteuer. Fabrikpreise.  
G. Kirsten u. d. Erzgebirgs.  
Kampferland-Wiederlage, Elberfeld (Rheinl.)

**Stickerei**

Neue Originalmodelle werden entworfen, und wird das Vorzeichnen u. Einrichten jeder Art von Stickerei befohlen von  
**J. Neureuther**  
v. d. Tannstr. 7  
**München.**

Billige Preise. Prompte Versendung.

**Bügeleisen,**  
patentiert in allen Staaten, sein vermindert pr. Stück (9-zöllig) Mk. 6.—. Besondere Vorsorge dief. Bügeleisen sind: dreimal läng. Wärme-  
haltung wie gewöhnlich; kein Wasser- und  
Schwarzwerden d. Vernickelung; keine Ver-  
färbung d. Hände durch Wärmeabstrahlung od.  
Verbrennung durch unvorsichtige Berührung;  
bequemere Handhabung. Infolge d. allseitig-  
günstigen Beurteilung, welche dief. Bügelei-  
sen ausnahmslos erfahren hat, verjehne ich  
dasselbe an Jedermann 3 Wochen gratis zur  
Probe und nehme folches bei Nichtkonvenienz  
innerhalb dief. Zeit sogar unfrankirt zurück.  
Zu beschaffen u. zu haben in jedem Eisen- u.  
Etablissementsgeschäfte. — Hochsein verminderte  
Bügeleisen gewöhnlichen Systems, soweit der  
Sorrath reicht, zur Hälfte d. früher. Fabrik-  
preises offerirt Alb. Wagner in Letmathe.

**Für Rahmen- und Monogramstickerei**  
in und außer dem Hause empfiehlt sich  
Fräul. B. von Keller, Berlin, W.,  
Hottentotstr. 17, III.

Unterricht in der Holzschneidkunst er-  
theilt Emmy Schmidt, Teltower Str. 9, III.

**SYNDETIKON**  
Otto Ring  
Klebt, leimt, kittet, Alles

Zu haben in Flaschen à 25 u. 50 Pf. 1. d. meist. Schreibmaterial-, Drogen-, Galant- u. Kurzwaarenhandl. allerorts oder direkt 4 Fl. à 50 Pf. franco gegen 2 Mk. Nachn. Otto Ring & Co., Berlin W., 57.

**Griechische Weine.**  
1. Probekiste  
12 grosse Flaschen  
in 12 Sorten  
19 Mark  
**FRIEDR. CARL OTT**  
Würzburg.  
Preisbuch gratis u. franco.  
Kiste frei. Packung frei.

Washmittel für zartesten Teint.  
Garten-Emulsion à Fl. 4 Pf.  
Nosen-Emulsion " 6  
Weissen-Emulsion " 6.50  
Barth. Hort. de Goupy, Berlin C.  
Fumerie, Zobbenstr. 25

Gegen  
**Bleichsucht u. Blutarmuth**  
ist das beste u. sicher wirkendste Mittel  
die versueckerten **Dr. E. Krause's**  
**Eisen-Mangan-Pillen.**

Der einmalige Gebrauch e. gr. Sch. genügt, um **Bleichsucht u. Blutarmuth** und die damit zusammenhängenden Uebel, wie Kopfschmerzen, Migräne dauernd zu beseitigen.  
Nur direct zu beziehen.  
à gr. Sch. M. 4.—, à kl. Sch. M. 2.50.  
**Greiz i. V. Adler Apotheke.**

**Heizbarer Badestuhl**  
verbessert Construction, in welchem man sich mit 5 Pf. Kohle i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislist. kostenfrei.  
**Kosch & Teichmann.**  
Berlin S., Prinzenstr. 43,  
Fabrik heizbarer Badestühle, Bado-  
wannen, Doucheapparate, Closets.

Unterricht in einer neuen  
**... Oelmalerei ...**  
wird binnen wenigen Stunden ertheilt, ohne daß Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare Beschäftigung für Herren u. Damen. Aufträge werden nach eingelangten Photographien aufs Beste ausgeführt. **Johanna Blumenfeld, Wien V., Krieglberg, 17 Th. 28.**

**Mustertafel**  
Feinstickerei  
Bierkammern  
Gesamtheit und herangezogen  
Als von der  
Heilachon-Modenwelt  
3 von 1891 u. 1892

**G. BOEHM'S**  
**BRILLANT**  
**SILBER-SEIFE**

Bequemstes u. Billigstes Reinigungsmittel für  
**Tischbesteck,**  
Tafelgeräthe etc.  
aus jeder Art von Metall.  
Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinsten Versilberung anzugreifen.  
Zu haben in den meisten Silberwaaren-Seifen- u. Drogen-Handlungen  
**Gustav Boehm, Offenbach a. M.**

**Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln**  
erteilt Fräulein **Martiny, Berlin, W.,**  
Potsdamerstr. 122 c.

Sämtliches Material zu  
**Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc.**  
empfiehlt die Fabrik von  
**Joseph Heben, Heidelberg.**  
Handarbeitslehrerinnen und Weber-  
verkäuferin Sorgsamkeit. Preisliste gratis.

Neu! Praktisch! **Schöberl's**  
Pat. 52 403.

**Patent-Reform-Kinderbett,**  
Lautschule, Babylaken u. Spielplatz zugleich, verstellbar d. entz. d. Umklappen, erleichtert d. Gebenieren in d. einzig zulässigen Art, wie es von d. berühmtesten Kinderärzten empfohlen u. im neuesten Werke des Sanitätsrath **Dr. Fürst, "Das Kind und seine Pflege"** ganz besonders hervorgehoben wird. Babylaken auch allein zu haben. Außerdem empfehle jede Art Kinderbettstellen in 20 verschiedenen Sorten von 8 Mark an.  
**J. Schöberl, Hofliefer., München,**  
Kanalstr. 34 — Maximilianstr. 40.  
31. Preisverz. bei Bes. d. Art. gratis franco.

**G. E. Höfgen**  
Dresden-N., Königsbrückerstr. 56  
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-  
Fahrräder, Netzbetten u. s. w.

**Kinderwagen**  
mit und ohne Gummibekleid., das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.  
Preise v. 12—120 Mk.

**Bettstellen**  
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Größen. Sicherste Lagerstätte, besonders f. kleinere Kinder. Preise v. 12—60 Mk.  
Illustrirtes Preisbuch frei.  
Export. Detail.

**Hemdentuch!!**  
Zeit Jahren berichte franco gegen Nachnahme eine ganz vorzügl. Qual. Hemdentuch in 30 m. Stücken à m. 45 Pf. Durch den enormen Umsatz ist es mir sehr möglich geworden, das m. schon mit 42 Pf. zu verfaul.  
**Neulewin (Oberbr.), W. Lorenz.**

Einziges Etablissement, das in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.  
**Damen-Mieder (Corsets)**  
**M. WEISS, WIEN.**  
Preis der Mieder: 10, 12, 14, 16 R. und höher. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimeter anzugeben: 1. Ganzem Umfang von Brust u. Rücken, unter den Armen genommen. 2. Umfang der Taille. 3. Umfang d. Hüften. 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen. Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

**W. SPINDLER**  
Berlin C. und Spindlersfeld bei Coepenick.

**Färberei und Reinigung**  
von Damen- und Herrenkleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.  
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.  
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.  
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

**Färberei.**

**J. F. MENZER**  
Ritter des Königl. Griech. Erlöser-Ordens.

**NECKARGEMÜND,**  
gegründet 1. Mai 1840.  
Transitkellereien in Neckargemünd.  
Deutsche und französische Weine in reicher Auswahl.  
Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:  
Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süß M. 18.—  
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süß > 18.60  
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süß > 20.40  
Marke **D.** in 12 Sort., herb, Claret u. süß M. 19.—  
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süß > 12.—  
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süß > 12.—

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:  
Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und roth M. 20.—  
**Im Fass** (nicht unter 20 Liter).  
Weisse deutsche Tischweine von 50 Pl. der Liter an.  
Rothe deutsche Tischweine von 80 Pf. der Liter an.  
**Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen.**

**Echtschwarzes Baumwollgarn,**  
nicht abreibend — nicht abwaschend,  
(auch echtblau, echtbraun etc.) unübertrefflich echt — seit 5 Jahren vorzüglich bewährt — in 10 Qualitäten und Stärken. Streifen nach Maß und allen Materialien vollständig. Man verlange die neuen Sortimente für Sommergarne und bei Bedarf an Wolle die Herbstsortimente, welche 26 verschied. Sorten melirte und einfarbige Strickwollen (darunter Kameelhaargarne und Normalwollen), 8 Arten Rockwolle, 7 Sorten Deckenwolle, Teppichwolle, Stidwolle, 3 zahlreiche Tuch- u. Shawl-Wollsorten (Straußenwolle, Carottawolle), Dollins' Merino (echte Halbwole) etc. in natura seigt.  
**PAUL HOFFMANN, RUHRORT a. Rh.**





## Kunstgewerbliches.

## Aus der Frauenwelt



Armlencher. Porzellan mit Bronze-Montirung.  
Königliche Porzellan-Manufactur, Berlin.  
Höhe ohne Kerzen: 92 cm.

Der moderne, den streng stilisirenden Formen abgewandte Geschmack lehnt sich mit Vorliebe an das malerische Rococo an und schafft so mit Zuhilfenahme aller Mittel der Technik phantasievolle Geräte. Der Fuß des von dem Bildhauer P. Schley modellirten Mandelabers besteht aus majolicaartig bemaltem Porzellan, die Montirung aus Goldbronze. Besonders reich ist der Sockel behandelt, auf dessen Absatz eine Putte sitzt, welche den Arm nach der blumenbemalten Vorderfläche der in eine faunartige Männergestalt auslaufenden Herme ausstreckt. Das ganze Gerath baut sich frei und leicht auf, ohne allzu starke Betonung der Last der groziös gewundenen Metallarme.

G. W.

**Berlin.** — Das unter dem Protectorate der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen wirkende Comité für die deutsche Abtheilung der Weltausstellung in Chicago betrachtet es als eine seiner Aufgaben, nach Chicago reisende Damen mit zweckmäßigen Rathschlägen und mit dem Nachweis angemessener wohlfeiler Unterkunft dort und in anderen amerikanischen Städten zur Seite zu stehen. Man hat dabei besonders an Lehrerinnen, Künstlerinnen, Studierende an Conservatorien, Akademien, Kunstschulen u. i. w. gedacht, das heißt an Damen, deren Mittel bescheiden sind, die sich aber diese nie wiederkehrende Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen, ihre Kenntnisse und Anschauungen zu bereichern. Frau Professor Kaselowsky, Schriftführerin des Letzereins und Delegirte des deutschen Comité's, ist bereits nach Chicago abgereist und hält persönlich Umjahre nach Pensionaten und Wohnungen für Damen. Ein anderes Mitglied des deutschen Comité's, Frau Anna Simson, die Vorsitzende des Breslauer Frauenbildungs-Vereins, schiffte sich am 13. April auf dem Schnelldampfer „Normannia“ der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Gesellschaft ein und beantwortet bis dahin gern alle an sie gelangenden Anfragen, wie sie auch bereit ist, jüngeren Damen Schutz und Anschlag zu gewähren, welche die Reise vor Eröffnung der Ausstellung antreten wollen. Später sind Briefe an beide Damen unter ihrer Adresse „Chicago III. U. S. A. Board of Lady Managers-Rana Mc. Nally Building“ zu richten.

**Wien.** — Viel später als in den anderen europäischen Großstaaten hat man sich hier dazu entschlossen, den Frauen-Pavillon auf der Weltausstellung in Chicago zu bescheiden, und dem Damen-Comité, das zu diesem Zwecke auf Einladung der Regierung hier zusammentrat, war mithin nur noch kurze Zeit für die erforderlichen Vorarbeiten gegönnt. Dennoch dürfte sich die österreichische Frauenarbeit auf der Ausstellung glanzvoll präsentieren. Auf Wunsch des Handels-Ministers, Marquis von Vacquehem, hat es die Gattin des Dichters Ludwig August Franckl, Frau Paula Franckl von Hochwart, übernommen, die Betheiligung der vaterländischen Schriftstellerinnen und Malerinnen zu organisiren; unsere hervorragenden Schriftstellerinnen werden durch ihre besten Werke vertreten sein, und unter den Gemälden von Frauenhand, die jetzt noch im Künstlerhaufe der Beurtheilung durch eine Jury harren, ehe sie die Reise über den Ocean antreten, findet sich viel wahrhaft Bedeutendes. — Anderen Damen des Comité's ist die Aufgabe zugefallen, die Wirksamkeit der Frau auf den Gebieten der Wohlthätigkeit, der Kinderpflege, des Unterrichts-WeSENS darzustellen, und die Sorge für die würdige Vertretung unserer Handarbeit wurde der Gattin des Präsidenten des niederösterreichischen Gewerbe-Vereins, Frau Clementine Watschko, anheimgegeben. In der Wohnung dieser Dame hat auch die Erzherzogin Maria Theresia, die Gemahlin des Thronfolgers, welche sich für die Betheiligung der hiesigen Frauenwelt an der Ausstellung in Chicago lebhaft interessiert, einen hervorragenden Theil der Arbeiten, die dorthin gehen sollen, beaufsichtigt. Unter diesen nehmen die Leistungen der A. O. Fachschule für Kunstfärberei, wie die der Stid-Curse des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins einen hervorragenden Platz ein.

Die Techniken italienischer Provenienz, punto tagliato, lavoro a maglia, und der Flechtensich erfreuen sich dafelbst sorgfamer Pflege und kommen auch hier an tadellos schönen Stücken zur Geltung. Sehr demerksenswerth sind auch die Behänge in persischer Durchbruchs-Arbeit, welche die Fachschule ausstellt, sowie ihre kunstvollen Flachstickereien und Nadel-Malereien. Die Lehrerinnen dieser Anstalt betheiligen sich mit ihren eigenen Arbeiten an der Ausstellung: Die eine mit wunderschönen heiligen-Bildern in Nadel-Malerei, eine andere mit einem Kissen in Application türkischen

Genres, und Frau Leopoldine Gutmann mit einer ganz neuen und sehr interessanten Arbeit in der Art der persischen, sogenannten Kelen-Teppiche, die seiner Zeit in der Teppich-Ausstellung des hiesigen Handels-Museums viel bewundert wurden. Die jetzt vorliegenden, in Seide mit Goldfäden geknüpften Teppiche sind eine herrliche Imitation der ersteren, die in der discreten Pracht der Farben, der Schönheit der Musterung mit dem Vorbilde wetteifern. Unter den anderen Gegenständen erwähnen wir noch eine Decke in grober, aber sehr wirksamer Eisen-Teppich, Kissen und Tischentwässer mit Hochfärberei in cremefarbener Seide, vielfach in points d'armes oder mit à jour-Füllung gearbeitet, endlich eine Gobelin-Stickerie von E. Bamberger, über Goldborte ausgeführt.

R. U.

**Paris.** — Madame Jules Grévy, die Witwe des Expräsidenten der Republik, ist hier nach kurzer Krankheit gestorben. Trotz der Stellung ihres Gatten hat die Dame in der Pariser Gesellschaft niemals eine Rolle gespielt und war bald nach dem Rücktritt Grévys durch das glänzend ausgehende Gestirn Madame Carnots in Vergessenheit gerathen. Das Elisee entbehrte unter ihrem Regime jenen gesellschaftlichen Nimbus, den der Franzose nun einmal von des Haushalt seines Staatsoberhauptes verlangt. Madame Grévy war nur eine tüchtige Hausfrau, Gattin und Mutter, und selbst ihr oft bethätigter Wohlthätigkeits-Sinn genügte nicht, um sie populär zu machen. Ihr Schwiegersohn, der durch den bekannten Vestibulations-Scandal über beleumundete Mr. Wilson, ist der Universal-Erbe des großen, durch den ehemaligen Präsidenten angeammelten Vermögens.

Die amerikanische Schauspielerin Miss Kate Calhoun, die gegenwärtig hier im Odeon auftritt, hat in ihrem Heimathlande eine Compagnie Soldaten unter ihrem Befehl. Das Regiment, zu welchem diese Compagnie gehört, steht im Staate Georgia. Als die amuthige Künstlerin vor einiger Zeit in diesem Staate einen kurzen Aufenthalt nahm, erhielt sie von der Regierung den Titel eines Hauptmanns im City-Gate-Regiment, als Dank für die von ihrem Großvater John Caldwell Calhoun, dem berühmten Senatspräsidenten der Vereinigten Staaten, seinem Lande geleisteten Dienste. Miss Kate Calhoun besitzt ein kostbares Andenken an ihr Regiment: eine goldene, mit Brillanten besetzte Broche, in welche ihre militärischen Titel eingravirt sind.

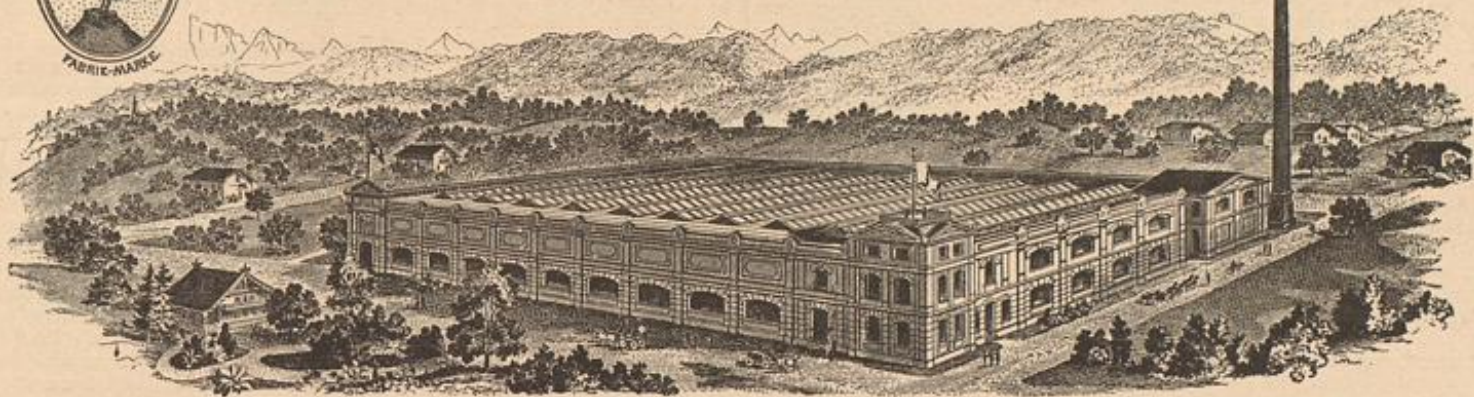
**London.** — Bisher waren die Damen der chinesischen Gesandtschaft in London bei den von der Königin Victoria abgehaltenen Levées nie erschienen. Bei dem letzten Empfange jedoch war die Gemahlin des chinesischen Gesandten, von ihrer Tochter begleitet, anwesend. Die Erklärung dieses Umstandes liegt darin, daß bei einer solchen Gelegenheit gewisse Ceremonien beobachtet werden müssen, u. A. ist eine tiefe Verbeugung vor Ihrer britischen Majestät do rignour. Die chinesischen Damen der Gesandtschaft gehören zu der höchsten adeligen Klasse, und ein Zeichen ihrer hohen Abkunft ist die Kleinheit ihrer Füße. Mit diesen kleinen Füßen ist es schwer, die vorgeschriebene Verbeugung zu machen. Aus diesem Grunde hatten es die Damen bisher vorgezogen, sich von jedem Empfange fernzuhalten.

**Edinburg.** — Die Verwaltung der schottischen Universitäts-St. Andrew hat sich für die Errichtung von zwanzig neuen Stipendien entschieden, welche an Studierende beiderlei Geschlechtes vertheilt werden können.

Ferner hat die Hochschule eine Schenkung von £ 20,000 (circa 60,000 Mark) durch Sir William Tausor Thomson erhalten, mit der Bestimmung, die Hälfte der entfallenden Zinsen weiblichen Studenten der Medizin zuzuführen zu lassen.

R. U.

**Venedig.** — Eine der hervorragenden Frauen Italiens, die Gräfin Andriana Marcello, ist vor kurzem einem Herzleiden erlegen. Sie war die Tochter des venezianischen Edlen Jon und der Marquise Carlotti. Geboren im Jahre 1841, vermählte sie sich im Jahre 1858 mit dem Grafen Alexander Marcello, dem Bürgermeister Venedigs. Dieser Ehe waren sieben Kinder entsprossen: zwei Töchter und fünf Söhne, die schon im Jahre 1871 den Vater durch den Tod verloren. Das Haus der Gräfin Marcello in Venedig, sowie



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Foullard-Seide

ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.35 p. Met.

bis Mk. 5.85 (ca. 450 versch. Dessins u. Farben), sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.85—18.65
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Ballstoffe	„ „ —.75—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 16.80—68.50

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



Ihr Landhaus in Mogliano waren der Sammelpfad der bedeutendsten Künstler, Gelehrten und Staatsmänner Italiens wie des Auslandes. Von ihren berühmten Gästen erwähnen wir beispielsweise die Kaiserin Friedrich, Nachtigal, Gladstone, Levasseur, Renan, Sir Henry Layard, P. Bourget, den Herzog von Albany, die Herzogin von Hamilton, Nordenskiöld, Weissmann, Browning, Lord Acton u. s. w.

Dass die Gräfin Marcello das Beste ihrer Mitmenschen ernstlich wollte, zeigt die Wiederbelebung der Spitzen-Industrie in Burano, über deren Bedeutung wir demnächst unsere Leserinnen in einem besonderen Artikel zu unterrichten gedenken. Vierhundert Arbeiterinnen finden jetzt ihr Brod, wo früher nur Elend herrschte.

Gräfin Marcello war seit dem Jahre 1867 Balaidame, dann Hofdame der Königin von Italien. König Humbert zeichnete sie, in Anerkennung ihrer Thätigkeit in Burano, mit der goldenen Verdienst-Medaille für Industrie aus.

**New York.** — Eine der größten Zeitungen ist augenblicklich damit beschäftigt, den kleinste Frauenfuß auf dem amerikanischen Continent ansündig zu machen. Das Blatt ladet alle concurrenz-lustigen Damen ein, sich nach seinen Büreaus zu begeben, um einen dort aufgestellten Atlas-Schuh von 7<sup>3/4</sup> englische Zoll = 19 cm Länge anzuprobieren, welcher, mit dem Namen derjenigen versehen, die den Schuh anzuziehen vermochte, die Weltanschauung zu Chicago „zieren“ soll.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Der Frühlings-Sonnenschein ist siegreich aus dem Kampfe mit all den künstlichen Lichtquellen hervorgegangen, die das trübe Grau des Winters nothwendig machte. Allen Zahnenklüftigen



voran, ging die Mode, dieses wantelmüthige Weib, in's Lager des Eroberers über; die Attribute der großen Toilette, die sie bis jetzt bevorzugt, gänzlich vergehend, tändelt sie nun mit Spitzen und Wändern, Blumen und frischem Grün. Selbst dort, wohin die Macht des Frühlings kaum zu dringen vermag, im geschlossenen Festsaal, ist etwas von der Freude am Neuen, Frischen, Leuzgemäßen zu verspüren. Der Charakter des Duffigen herrscht in den Toiletten vor, — dies trat so recht zu Tage gelegentlich der Matinee, welche kürzlich im Berliner Opernhause zu Gunsten des Wildnisa-Bereins stattfand. Zwei der anmuthigsten Erscheinungen vermochten wir mit dem Stifte festzuhalten. Das glatte, helle Tuchkleid der einen vervollständigte in kleidamter Weise eine zierliche Taillen-Garnitur; mattblaues Atlas-Band als breiter Gürtel, Achsel-Bänder und Schleifen stimmte fein zu den scharfgedrehten Spitzen, welche überfallende Kermel bildeten und von den Schultern herab sich fallig im Gürtel verloren. Die Frisur, über dem Scheitel zu einer hochstehenden Schleife geordnet, erinnerte etwas an die Haartracht unserer Großmütter und passte so — streng genommen — nicht zu dem Charakter der Toilette selbst. Der Jugend sind jedoch solche willkürliche Still-Combinationen gestattet, denn gerade dadurch werden die Gegensätze gemildert und oft besonders pizante Wirkungen erzielt. Außerordentlich elegant erschien die Begleiterin der jungen Dame in einer duftigen Pelerie aus cremefarbenen Spitzen mit altrosa Achsel-schleifen und einer vollen rosa Krepp-Mütze um den Hals. Die Enden der sehr breiten Spitze waren vorn am Halsauschnitt in mehrere Falten zusammengerafft, auf diese Weise sich fächerartig gestaltend. Auf dem schmalen Rande der zierlichen Capote lag ein Kranz großblättriger, wilder Stiefmütterchen um einen Kops aus lichten Spitzen, überragt von grünlichen Perlen-Agretten. Altrosa schmale Sammetbänder vervollständigten das zarte Gebilde, „Dut“ genannt.

— Capote oder Toque, Bolero oder runder Hut — in eine dieser Kategorien läßt sich jede der fast unübersehbar mannigfaltigen Hutformen unterbringen, und Band, Flügel, Blumen oder Spitzen bilden, vom Padschahalter angefangen bis zur Matrone, die Grundlage jeder Garnitur. Art und Form dieser letzteren scheiden sich wieder in zwei ganz ausgesprochene Richtungen: das läßt sich aufwärts strebende Arrangement mit seinem sehr klotzen, durchaus jugendlichen Charakter, sei es, daß Band-schlupfen, Flügel oder Blumen von der vorderen Mitte des Hutes aufsteigen, oder, wie es eine weniger schöne, als originelle Laune augenblicklich befürwortet, — für minder gelungene Schöpfungen der Mode muß meist das Wort „originell“ eintreten — ganz symmetrisch zu beiden Seiten des Hutes. Dagegen vertritt die zweite Art der Garnitur in ihren Grundzügen das gediegene und gefestete Genre, indem hier das Arrange-



ment, wenn nicht nach dem Gute sich anschmiegt, doch mehr waagrechte Linien einhält, wie z. B. die Elfschleife. So werden durch die Verschiedenheit der Hutformen, des Materiales und der Ausstaltung hunderte



von feinen Variationen ermöglicht, unter denen nur sorgfältige Berücksichtigung aller mitredenden Factoren das in jedem einzelnen Falle Richtige treffen kann. Die mit jedem neuen Frühling wiederkehrenden Loques und Capoten ganz aus Blumen scheinen mit jedem Jahr auch einen höheren Grad von Vollkommenheit in der Nachahmung der echten Kinder Floras zu erreichen, und gegen über solch zartem Geschlecht aus grünen Zweigen mit seinem ausschließlichen Schmuck von feinen Fiederblättern und zierlichem Laubwerk, läßt sich nur schwer an ein künstliches Gebilde von Menschenhand glauben. — Den besonderen Reiz des Aparten haben vorläufig die Flügel-Garnituren für sich, — genauer gesagt, die Mercur-Flügel, die nicht nur zu zweien, in der bekannten Anordnung, den Hut überragen, sondern neuerdings zweifach übereinander die fast ausschließliche Garnitur bilden. An dem Bolero aus braunem Stroh erscheinen die hellgrünen Flügel nur von kurzen Schlupfen aus braunem Sammetband gefügt. — Unbedingte Jugend darf sich zum Schmuck des Hutes mit Band begnügen, dieses so bunt und leuchtend wie möglich wählen, und so fest und flott wie möglich arrangiren. Sehr fein wirkte auf grobem braunem Stroh staßblaues, gelbbarrirtes Band, das zu beiden Seiten der vorderen Mitte in Rosetten mit kurzen Enden und hochaufsteigenden Schlupfen geordnet war.

**Wien.** — Während die Welt tanzt und in der unsere Zeit charakterisirenden Hast und Unfestigkeit an Mode-Formen in wenigen Monaten mehr verbraucht, als frühere Generationen in langen Jahren geschaffen, ward hinter den Coulissen des großen Moden-Theaters rastlos gearbeitet, um das unerfüllte Verlangen nach „Neuem“ befriedigen zu können, sobald das „Neue“ seinen Reiz eingebüßt haben würde. So sind wir beim doppelten und dreifachen No d' angelangt, der mit überraschender Gleichzeitigkeit in allen Haupt-Residenzen der Mode aufsteigt und deshalb vielleicht mehr als eine einzelne flüchtige Laune bedeutet. Durchaus bescheiden und deshalb grazios wirkt hier die nach unten erweiterte, rundgeschlossene Form beider Röde aus Changeant-Wollstoff, die mit schmalen Verhoft-Banden aus Changeant-Sammet besetzt sind. Damit harmonirt ein Zigarro-Jäckchen, das genau in der Taille abschneidet, aber nicht eng anschließt; weite Keulenärmel und Faltentragen geben ihm den modernen Charakter, schöne alte Email-Knopfe ein ganz besonderes elegantes Cachet. Als Curiosität erscheint an Stelle des Schirmes eine Art langer Schächerstab, dessen sich einige unserer vornehmsten Welt Damen bei ihren Spaziergängen im Prater bedienen, — freilich eine sehr capriciöse Laune, die nachzuahmen, sich nicht jedem gewöhnlichen Sterblichen empfiehlt.



Frauen zum Morgenhäubchen, selbst zum bequemsten Nöglig wird das Haar derart aufgesteckt, daß das verhallende Häubchen überflüssig ist.

— So wenig der Gebrauch starker Parfüms für dinstinguir gilt, so angenehm wirkt ein zarter Duft, indirect den Kleidungsstücken mitgetheilt, und insbesondere in den Wohnräumen häufig verbreitet. Die Sels de Montpelier, im offenen Fläschchen im Zimmer stehend, erfüllen diese Aufgabe vorzüglich; Schränke und Garderoben durchduftet man mit Sachets, welche man entweder mit Weichens- oder Trispulver füllt oder mit Watte, die mit dem Lieblings-Parfüm leicht durchtränkt wird. Das Mode-Parfüm ist augenblicklich Bouquet Royal Bourbonnais und Nicht Guerlain, dann Maréchal Duchesse, ein sehr zarter Duft, oder Baldora Violet; Belle Africaine ist etwas kräftiger. Außerdem besetzen nach guter alter Sitte rings um Wien überreiche Kulturen von Lavendel, und keine echte Wienerin läßt es sich nehmen, die Wäsche-Schränke damit zu füllen; zwischen Herren-



Kleider kann man nicht reichlich genug frischen Waldmeister in Fläschchen legen, der durch seinen anhaltenden Duft auch überdies trefflichen Schutz gegen Motten gewährt.

— Die Mode hat ihre Gesetze, aber auch ihre Launen, und wer sie begreifen will, muß mit beiden Factoren rechnen. Die bekannten Ombre-Stoffe beherrschen die Pariser Frühjahrs-Mode nicht um ihres reizvollen Farbenspiels willen, sondern weil eine graziose Tänzerin sie durch ihre eigenartigen Productionen zu Ehren gebracht hat. L'Opéra zittert in einem ganz mit schwarzem Tuch ausgeflogenen Raume. Ein Kleid aus etwa 40 Metern feinen indischen Gewebes umfließt ihre schlante Gestalt. Mit anmuthigen Handbewegungen legt sie die ganze leichte Stoffmasse in wellenförmig schwingende Bewegung, und das künstliche, über sie hinströmende Licht bringt seltsam phantastische Farbentwirlungen hervor. Paris ist entzückt und benennt alle Ombre-Stoffe nach dem Namen der Tänzerin. Man trägt Taschen-tücher mit Streifen, die sich nach dem Rande zu leicht ablösen, Röde mit ähnlich sich abstuftenden Bolants und Peleries, deren drei Kragen nach oben hin immer heller werden. Die Ombre-Mode hat einmal wieder eine ihrer Launen durchgelebt.

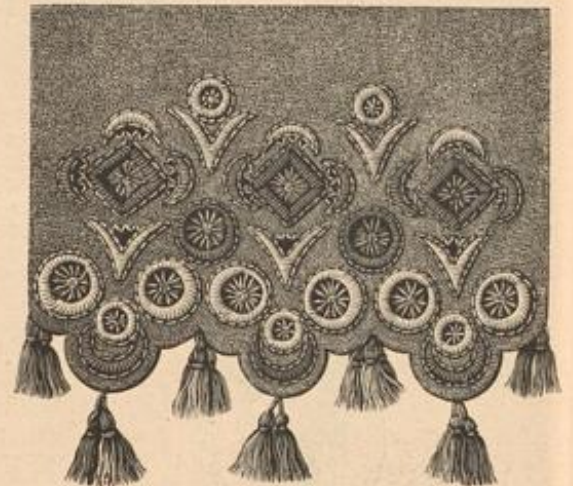


Der letzte Drawing-Room der Königin von England in Buckingham-Palace war besonders glänzend und gab erwünschte Gelegenheit, die Mode von Heute zu zeigen und die von Morgen abzunugsvoll anzudeuten. Glockenrod und Puffärmel behaupteten natürlich den Vorrang. In der Garnitur des erleren an Halsauschnitt und Saum spielten Federn und Spitzen die Hauptrolle, während der Anschluß der Puffärmel an die Schulter vielfach durch einen leicht gefüllten Sammet-Revers verdeckt war. Besondere Erwähnung verdient eine hier zum ersten Mal auftauchende, dem Mittelalter entlehnte Mode-Caprice: Mehrere Damen trugen verschiedenfarbige Puffärmel, den einen in Weiß, den anderen in Rosa. Da diese Neuerung allgemein aufstieß, scheint ihre Aufnahme gesichert — selbst auf Kosten des guten Geschmacks.

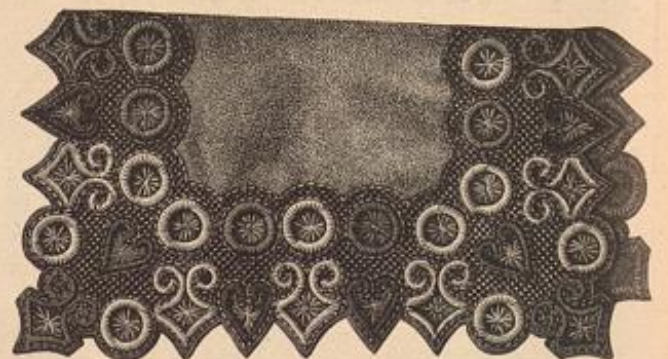


Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Anwendung von Pappformen mannigfaltigster Gestalt und Größe als Unterlage für Hästarbeit hat sich so bewährt, daß dieselben jetzt auch zu reliefartigen Stickerien dienen und das sonst erforderliche Unterlegen von Baumwolle u. s. w. ersetzen. Hierbei hat man natürlich darauf zu achten, daß die Pappformen den betreffenden Muster-Figuren genau entsprechen, oder man muß erstere



durch Beschneiden anzupassen suchen. An den vorgezeichneten künstlichen Decken, denen das Material gleich beigegeben ist, findet sich eine weitere Erleichterung in Gestalt vorgehoelter Löcher, durch die man den Goldfaden leitet, der zu den Spinnen innerhalb der Kreise und Quadrate dient. An der Nähtisch-Decke aus modelfarbenem Tuch, welche bei 42 cm Breite 109 cm Länge beträgt, nimmt die Stickerin an beiden Enden je einen Raum von 27 cm Höhe ein; Wäschel von drei, je 5 cm langen Quasten in den Farben der Stickerin sind in den Tiefen der Vogen, wie an diesen selbst angebracht. Für die Stickerin ist farbig drellirtes Garn gewählt, womit man im Plattstich über die Formen, deren Rundung nach oben liegt, arbeitet; unsichtbar aufgenähte Goldschnur umgrenzt jede Musterfigur. Nach vollendeter Arbeit wird das Tuch unter den Goldspinnen fortgeschritten. Die Farben vertheilen sich folgendermaßen: rothbraun sind die untersten Sichelformen, hellblau die einfachen Rundungen, dazwischen liegen safrorthe, spize Figuren und grasgrüne Kreise; darüber markiren sich die Vierede erbsenfarben, die Halbmonde theils gelblich-weiß, theils rothbraun und die spitzen Figuren wieder safrorthe mit grünen Wäscheln.



In gleicher Technik erscheint die zur Hälfte zusammengelegte viereckige Decke, die 60 cm im Quadrat mißt. Die begrenzende,



16 cm breite Stiderei zeigt nur drei mit einander wechselnde Figuren, welche ein Reg von kreuzweise gespannten rothbraunen Chenille-Fäden verbindet. Chinesischer Goldfaden begrenzt die Figuren und dient zur Fällung derselben. Die Figur ist fahrtrotz, die herzförmige rothbraun; dazwischen liegen gelblichweiße Ringe, die in der oberen Reihe abwechselnd grün, hellblau und rothbraun wirken. Am Auherrande wird das Tuch, 1/2 cm breit über die Pappformen vorstehend, glatt fortgeschritten.



Der alte Brauch, zum Osterfest Freunde und Verwandte durch kleine, dem Feste angemessene Geschenke zu erfreuen, bereitet fast ebenso viel Schwierigkeiten, wie die Ueberräufungen zu Weihnachten;

auch hier soll es nicht nur das schlichte Ei sein, sondern irgend eine zierliche Neuheit, der Form oder Inhalt einen besonderen Reiz verleihen. Krappen sind in dieser Beziehung zu empfehlen, zumal sie meist der eigenen Hand gefaltet, zu ihrer Verzierung beizutragen. So läßt sich z. B. das kleine Bauerntuch mit seinem Tragkorb selbst herstellen. Man bedarf hierzu einer zylinderförmigen Pappschachtel, auf deren übergreifendem Deckel der Oberkörper eines Pappens zu befestigen ist. Der Korb, welcher die Pappschachtel verhält, muß dem Wieder angelegt werden;

für beide, wie für die weite Schürze, dienen kleine Reife Tuch oder Seiden-Fläschen. Die Zipfel des bunten Kopfstüches erscheinen unter dem Sinn eingeschlungen. Kleine Marzipan- oder Schokoladen-Eier füllen die Schachtel, sowie den Tragkorb, in welchen Buchsbaum, einige Zweiglein Mimosen, oder andere zierliche Pflanzen gesteckt werden.

Französischen Ursprungs ist der poisson d'Avril, eine Krappe aus Chocolate, gefüllt mit allerlei Confect und mit farbigem Sand zierlich umwunden. Der Fischkorb besteht aus einem Sinfengeflecht, einer kleinen japanischen Matte oder dergleichen, und ist an einem Ende mit einer breiten Bandschleife, am andern durch eine farbige oder goldene Schnur zusammen gehalten;



letztere befestigt gleichzeitig einen Strauß duftender Frühlingöblumen. — Originell und zur Selbstanfertigung wie geschaffen, ist der kleine Pamboufak aus — Wachsleder, den Materel in Gold und bunten Farben verziert. Das zierliche Ding erfordert ein 20 cm hohes, 24 cm langes Stück Leder, das zur Hälfte zusammengelegt und durch fettliche Steppnähte geschlossen wird; eine zweite Steppnaht ist 5 cm von unten querüber auszuführen und das Leder unterhalb dieser Naht franzenartig in schmale Streifen zu schneiden. Ein Fingerring, 6 cm vom oberen, in Bogen ausgeföhlagenen Rande angebracht, vereinigt blaßblaue und cremefarbene Rippsbänder. Die gemalten Felder innerhalb der goldenen Contouren erscheinen orange, roth und blaßblau schattirt. — Ein Ostergruß ganz anderer Art

bietet sich für kunstgeübte Hände in dem hölzernen Lineal, auf welchem ein Zweig Weidentagchen in natürlichen Farben gemalt ist, begleitet von einem Verslein, das den Einzug des Frühlings feiert. — Weniger ein Ostergeschenk, aber dennoch eine willkommene Gabe zur Zeit der frischen Eier ist die in Form einer Riesen-Erdbeere gearbeitete wärmende Hülle, welche über das im Eierbecher liegende Ei gezogen wird, um dasselbe vor raschem Abkühlen zu schützen. Die mit Jephyrwolle in sechs Tönen Roth gefärbte Hülle erhält drei aus grünem Sammet geschnittene Blätter, die mit gleichfarbiger Seide im Languetten-Stich umrandet sind; Wärlensfische markiren die Adern. Man beginnt die Hüllearbeit mit einem Aufschlag



welche sich in fünf Touren von 24 auf 12 St. verringern. Das fertige Reg wird nach innen gelegt und mit einigen Stichen befestigt. Für den Stiel hält man 8—9 L. und auf diesen zurückgehend in jede L. eine Kettenmaße.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 45. Flachstickerei. Spanien. XVII. Jahrhundert. Neben der klaren Wiedergabe der einfachen und doch reizvollen Stickereien auf der heute beliebigen Farbentafel, bedarf es kaum eines Hinweises in wie mannigfacher Weise die beiden Flachstickarten zum Schmuck von Schürzen, Bierhandtüchern und Scheibengardinen zu verwenden sind; mit waschechter Filokostseide als Material eignen sich dieselben selbst für Tischwäsche und -Decken aller Art. Wir

beschränken uns auf die Wiedergabe der hervorragend schönen Decken aus unserer eigenen Sammlung, welchen die beiden Borten entnommen sind; dieselben bieten durch ihre far-



von 8 L.; und schließt dieselben zum Ring, in den 12 feste Maschen greifen. Jede der sechs Maschentouren besteht aus zwölf Maschen, jede durch 1 L. getrennte Rüsche aus 5 St., von denen die letzte an die erste anzuschließen ist. Man wiederholt diese Tour noch fünfmal und nimmt stets für die folgende eine stärkere Häßelnadel, wodurch sich die Hülle erweitert und die Maschen vergrößern, ohne daß die Zahl der Maschen vermehrt wird. Nach Vollendung der letzten Rüschenreihe beginnt das Futter, ein einfaches Reg, welches nur aus abwechselnd 1 St. und 1 L. besteht; die St. greifen stets um die L. der vorigen Tour,



ben und die eigenartige Stoffwahl besonders charakteristische Proben spanischer Nadelkunst. Leichter lachsrothe Seidenstoff von 82 cm Breite zu 142 cm Länge, bildet das weiche, schmiegsame Material der auf der Darstellung oben liegenden Decke; weisse, mit Stiderei verzierte Borten erscheinen an den Schmalseiten, 9 cm vom Rande, eingest. Als Decorations-Schawl, wie auch als Käßtisch-Decke kann unsere Vorlage geeignete Verwendung finden; in



letzterem Falle ist aber sowohl eine Einschränkung der Größe, als ein dunklerer, kräftiger Grundstoff empfehlenswerth. Bei sorgfältiger Ausführung der Stiderei erzielt dieselbe eine fast gleichzeitige Wirkung. An der zweiten Decke schließen sich gelblich getönte, buntbesetzte Leinwandstreifen einem Grund aus fahlgelbem Blau an. Die rahmenartig angeordneten Borten bedürfen zur Verbindung mit dem Fond noch eines gemeinsamen Futterstoffes; schmale Passementerie-Franzen dienen zur Ausfäutung der 65 cm zu 84 cm großen Vorlage.

Bezugsquellen: Nishu: M. Lewin, C. Hausvogelst. Platz 1. — Hüte: S. Hering, W. Wobrenstr. 15; H. Ordensheim, W. Wobrenstr. 22—23; G. Wansche, W. Friedrichstr. 79a. — Hutbänder: M. Busse, W. Leipzigerstr. 42. — Frömenaden-Tafeldecken: G. Drecoll, Wien, Rohlmarkt 11. — Stidereien (Decken u. s. w.) über Pappformen: M. Gaertel, W. Leipzigerstr. 6; U. Heime, W. Friedrichstr. 189. — Gemalte Lederhülsen: H. Frank, W. Reichstr. 6. — Parfüms: G. Lohse, W. Jägerstr. 45—46. — Kronen-Filokost- und Filokostseide: A. A. Reimann, W. Friedrichstr. 198.

Literarisches.

Eva. Naturalistische Studien einer Idealistin. Von Clara Schreiber. (Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag. R. 3.)

Bei dem stetig wachsenden Interesse für die zielbewußt fortschreitende Frauen-Bewegung dürfte das soeben erschienene genannte Buch in den weitesten Kreisen Beachtung und Anerkennung beanspruchen. Die Verfasserin betont mit vollem Recht, daß die Frauen-Bewegung keine Modethorheit oder eine aus frivolten Motiven hervorgegangene Zeitercheinung ist; sie erklärt sie vielmehr schlicht und recht für eine Profrage. Früher haben die Frauen aus dem Volke erwerben müssen, heute erfordert es die eiserne Nothwendigkeit, daß auch die Frauen der bessern Gesellschaft sich activ am Erwerb beteiligen; „für sie heißt es Platz schaffen und Arbeit finden.“ Von hervorragendem Interesse sind die social-ethischen Capitel, die sich mit Stellung und Beruf der Frau in der Gesellschaft beschäftigen. Richard Waldow.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung

im Landesausstellungs-Palast

vom 14. Mai bis 30. Juli.

1893

ROWLAND'S ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne sind die besten.



MACASSAR OIL stärkt den Wuchs der Haare u. verhindert das Ausfallen derselben; auch in Goldfarbe zu haben.  
KALYDOR verschönert den Teint, beseitigt Sommerprossen, Rötthe und Sprödigkeit; als unschädlich garantiert.  
ODONTO, ein Perlen-Zahnpulver, macht die Zähne weiss, bewahrt dieselben und verhindert deren Hohlwerden.  
Man verlange bei allen besseren Drogulisten und Parfümerien die Artikel von Rowland, 20 Hatton Garden, London.



Glasen-Nachtlichte, unterzeichnet von 1890, 6 und 12 Stück, kleine Modelle, Anker, von 1890 und Nürnberg 1892 für willkommene Aufhängung der Fabrikale in jeder Beziehung. Ueberall vorrätig.

Wollene, halbwollene u. baumwollene Strickgarne u. Rookgarne liefert auch an Private die Wagners-Fabrik von Georg Koch in Erfurt zu niedrigsten Preisen. Muster umsonst.

Bad Pyrmont.

In unserem Pensionat finden zum Frühjahr d. J. noch einige junge Mädchen freundliche Aufnahme zu ihrer häuslichen und gesellschaftlichen Ausbildung, sowie zur Bemüthung der Uir. Borzähl. Referenzen: Frau Justizrath Dietrich u. Töchter.

Gastende verwenden nur mein Feinmattfabriat

Madapolam-Stickerei.

Solidestes für Wäsche, Auskernern, Fabrikspreise. G. Kirsten a. d. Erzgebirge. Hauptersandt-Wiederlage, Elberfeld (Rheinl.)

Damen,

welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Vademecum abgewogenem Thee der Firma E. Brandsma in Amsterdam zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: Köln, Hohepforte 24 wenden zu wollen.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld.

Seant- und Ballleider von Mk. 0.80 bis Mk. 10.— Direkt importirte japanische Feinleiderstoffe von Mk. 1.50 bis Mk. 6.— Seidene schwarz und farbig von Mk. 1.— bis Mk. 4.—. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

A. A. Reimann Nachf. W., Friedrichstr. 198. Engl. Kronen-Filokostseide d. Strähne Engl. Kronen-Floh-Seide 15 Bl. Aufzeichnungen jeder Art, Lager von Tapissier- u. vorgezeichneten Weißwaaren.

MK MK MK MK

MAX KRAUSE, BERLIN-SW.

Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorrätig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Markte.

MK MK MK MK



Strümpfe

Anwehen

von Wolle, Baumwolle, und Seide, jeder Farbe, auch gefärbt, übernimmt die renommirte Strumpfwarenfabrik von Kreyszig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105. Lager besser und moderner Strümpfe jeder Qualität. Auf Wunsch Auswahlföndung.

Verlag von Franz Tipperheide in Berlin.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.

Herausgegeben von Frieda Tipperheide. III. Sammlung (25.—36. Blatt).

12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-Format. — In Mappe. Preis 3 Mark.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE. Überall käuflich von M. 1.20 % K an aufwärts.



# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
**TÄGLICHER VERKAUF:**  
**50,000 Kilos.**  
 Zu haben in allen Spezerei-  
 DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
 Conditoreien.

## Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort  
 — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlenwasserreiche, alkalisch-erdige Eisen-  
 trink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und  
 Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der  
 Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Anstalten. Saison-  
 Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte  
 gratis und franco.

### Das Erholungshaus für Damen in Böllinghausen

bei Zoch in Wehlafen  
 (Unter dem Protectorat Ihrer K. und K. Majestät der Kaiserin Friedrich)  
 ist auch im Winter geöffnet, mit Doppelpferden und vorzüglichen Heizvorrichtungen  
 versehen. Weichste Waldpavillongänge. Pensionspreis 1,50—2,50 Mk. Bäder im Hause.  
 Anmeldung bei der Vorsteherin.

### Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift v. Prof. Dr. Oskar Liebreich. Verdauungs-  
 schwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverschleimung, die  
 Folgen von Unmässigkeit im Essen und Trinken u. s. w. werden durch diesen  
 angenehm schmeckenden Wein binnen kurzer Zeit beseitigt. Preis per Flasche  
 1 Mk. 50 Pf. und 3 Mk. Bei 6 Flaschen 1 Flasche Rabatt.

Schering's Grüne Apotheke in Berlin N., Chausseestrasse 19.  
 (Fernsprech-Anschluss.)  
 Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.  
 Briefliche Bestellungen werden sofort ausgeführt.



versendet von hervorragenden ärztlichen Autoritäten empfohlen

### Sanitäts-Bier.

Preis pro Kiste incl. Flaschen- und Verpackung ab München:

24 Flaschen Mk. 10.— 50 Flaschen Mk. 20.—

Das echte einzig und allein von der Eberl-Faber-Brauerei hergestellte pasteurisierte Sanitäts-  
 bier ist von hochfeinem Geschmack und regt eines grossen Malzextractgehaltes sowohl  
 für Reconvalescenten, Blut- und Fettarme, Bleichsüchtige, Nervenranke, Abgemagerte,  
 Brust- und Magenleidende, selbst bei schwacher Verdauung, wie für Gesunde ein unüber-  
 treffliches Stärkung- und Genussmittel.

**Franz Christoph's**  
**Fußboden-Glanzlack**  
 sofort trocknend und geruchlos  
 von Jedermann leicht anwendbar.  
 in gelbbrauner, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, kreidertief  
 geliefert, ermöglicht es, Zimmer zu streichen, ohne dieselben außer Gebrauch  
 zu setzen, da der unangenehme Geruch und das langsame hebrige Trocknen,  
 das der Cellarbe und dem Cellar eigen, vermieden wird.  
 Nach Orten, wo keine Niederlage, Vorkauf à M. 9,50 franco. Vorräthig  
 in den bekannten Niederlagen und beim Erfinder  
**Franz Christoph, Berlin NW., Mittelstr. 11.**  
 Filialen in Prag-Carolinental und Zürich-Außer-Rhod.



Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

**Musterbücher für weibliche Handarbeit.**  
 Großes Quart-format.

**Muster altdeutscher Leinenstickerei.**  
 Herausgegeben von der Redaction der Modenwelt.

**Erste Sammlung. 9. Auflage.**  
 Gesammelt von Julius Ebbing.  
 25 Tafeln mit 259 Mustern und 16 Seiten Text.

**Zweite Sammlung. 7. Auflage.**  
 Gesammelt von Julius Ebbing.  
 26 Tafeln mit 208 Mustern, 7 Anwendungen derselben, sowie  
 12 Seiten Text.

**Dritte Sammlung. 4. Auflage.**  
 Alphabete etc. und Anleitung zur Herstellung doppelseitiger  
 Stüchle.

Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.  
 27 Tafeln mit 27 Alphabeten etc. (145 Mustern,  
 26 Anwendungen der Muster), sowie 32 Seiten Text mit 74  
 erläuternden Abbildungen.

**Vierte Sammlung.**  
 Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.  
 30 Tafeln mit 193 Mustern, sowie 20 Seiten Text mit 109  
 Abbildungen.  
 Preis in Mappe je 3 Mark.  
 Prachtausgabe auf starkem Kupferdruck-Papier in Mappe je  
 6 Mark.

**Muster altitalienischer Leinenstickerei.**  
 Gesammelt und herausgegeben von Frieda Eipperheide.

**Erste Sammlung. 2. Auflage.**  
 30 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 er-  
 läuternden Abbildungen.

**Zweite Sammlung. 2. Auflage.**  
 30 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 er-  
 läuternden Abbildungen.  
 Preis in Mappe je 6 Mark.

**Kleiderstoff-Neuheiten bemustert.**  
**Alwin Tietze, Greiz 2.**

ERFUNDEN VON EINER  
**FRAU:**  
**Clapp-Mich-Auf**  
 BÄSTER  
 KLEIDERRAFFER  
 PATENTIRT  
 in fast allen besseren Geschäften zu haben

**HYGIENE DES KOPFES**  
 Schönheit der Haare  
**EAU DE QUININE**  
 VON  
**ED. PINAUD**  
 PARIS 1889

Unfehlbar gegen Schuppen und  
 Ausfallen der Haare  
 37, Boulevard de Strasbourg, PARIS

Jede echte Flasche ist mit  
 nebenstehender  
 Unterschrift **Ed. Pinaud**  
 versehen. DÉPOSÉ

**GRAND PRIX**

**Waschmittel für zartesten Leint.**

Garben-Emulsion à fl. 4 Mt.
Wollen-Emulsion - - - 6
Wollschon-Emulsion - - - 6.50

Parfümerie Hort. de Goupy, Sophienstr. 25

**PARFUMERIE**  
**PARIS-CAPRICE**  
 Neue Erzeugung  
**GELLÉ FRÈRES**  
 PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Zämtliches Material zu  
**Filigran-Arbeiten, künst-  
 lichen Blumen etc.**  
 empfiehlt die Fabrik von  
**Josephine Eberl, Heidelberg.**  
 Handarbeitlerinnen und Wieder-  
 verkäuferin Vorzugspreise. Preisliste  
 gratis.

**Kunststickereien** jeder Art werden auf's  
 Gefängnis und aufgeschichtet. — Ebenso wird  
 jungen Damen in allen Techniken der Kunst-  
 stickerei Unterricht erteilt bei Fräulein  
 E. v. Rüdtsch, Büchlerstr. 5 III 1.

**Für Rahmen- und  
 Monogramstickerei**  
 in und außer dem Hause empfiehlt sich  
 Fräulein M. von Keller, Berlin, W.,  
 Hiltowstr. 17, III.

Ich erteile Unterricht im Vorzeilen-Walen,  
 an welchem noch einige Damen teilnehmen  
 können. Mein Atelier befindet sich Berlin W.  
 Köhlerstr. 112. **Marie Peller.**

**Web-Apparate**  
 für Damen, rüchmlich  
 bekannt 3. schneidest. An-  
 fertigung der schönsten  
 Handarbeiten (auch  
 Embroid) verfertigt à  
 18, 20, 30 Mt. (Prospecte  
 frei). **Berlin, Nieten-  
 Straße 17. Frau Prof. E. Wernicke.**

Das neueste in  
**Berlobungs-Anzeigen,**  
**Hochzeits-Einladungen, Visiten-  
 und Gratulationskarten**  
 liefern in höchster Ausführung.  
**Hyll & Klein, Barmen.**  
 Muster stehen leihweise zur Verfügung.

Venetianisch **Versandt** mit  
**Filigran-Rahm's** Anleitung  
 zu Fabrikpreisen  
 nur **Dresden, Territorstr. 2.**

**Portraits** nach Leben u. Photograph.  
 tren, künstlerisch. Solid.  
 Breite. H. Nr. 20, 21, 22.  
 Gr. Lichterfelde III.

**Kerbschnitzerei**  
 Unterricht, Wertzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b.  
 Fr. Clara Roth, Berlin W. Köhlerstr. 84 a.

**Stottern**  
 heilt **Rudolf Denhardt's** An-  
 gründl. **Eisenach** Prosp.  
 Heilung. **gratis**  
 Garten, 1878 No. 13, 1879 No. 5. Einzige  
 Anat. Deutschl., i. herri. Lage, die mehr.  
 staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.  
**Kaiser Wilhelm II.**

**Stickerei**

Neue Originalmodelle  
 werden entworfen, und  
 wird das Vorzeichnen u.  
 Einrichten jeder Art von  
 Stickerei besorgt von  
 Fräulein  
**J. Neureuther**  
 v. d. Cannstr. 7  
**München.**

Billige Preise. Prompte Versendung.

Unterricht in einer neuen  
**••• Oelmalerei •••**  
 wird binnen wenigen Stunden erteilt, ohne  
 daß Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl  
 schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare  
 Beschäftigung für Herren u. Damen. Aus-  
 träge werden nach eingelangten Photogra-  
 phien aufs Beste ausgeführt. **Johanna  
 Plumenfeld, Wien V., Kriehberg, 17 Th. 28.**

**L. C. Busch,** Bronzewaaren-  
 Fabrik.  
 K. r. Hoflieferant,  
**Berlin W., Leipzigerstrasse 19.**  
 Magazin für kunstgewerbliche Neuheiten:  
 Stutzuhren, Armleuchter, Rauch- u. Schreil-  
 zeuge, Tische, Handteller etc. Hochzeits-  
 Jubiläums- und Ehrnngeschenke.  
 Niederlage d. Fürstl. Stolberg, Kunstgenossenschaft  
 in mittelalt. Waffen und Waffendecorationen.  
 Billige und feste Preise.

**Die decorative  
 Kunststickerei  
 I. Aufnahm-Arbeit**  
 von  
**Frieda Eipperheide**  
 Berlin 1890. Franz Eipperheide

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Die  
**Aufnahm-Arbeit.**  
 Von  
**Frieda Eipperheide.**  
 X u. 77 Seiten Text mit 164 Abbildungen.  
 Groß Quart-format.  
 Elegant cartonnirt mit Leinwandrücken.  
 Preis Mk. 5.—

Das Werk bietet eine erschöpfende, von vielen  
 Abbildungen begleitete Anleitung zur Erlernung der  
 alten Kunststickerei, sowie eine Anzahl naturgetreuer  
 Verkleinerungen von Original-Musterstücken früherer  
 Jahrhunderte, welche zugleich als leicht ausführbare  
 Vorlagen dienen können.  
 Die weiteren Abbildungen geben zahlreiche Bei-  
 spiele für die vielseitige praktische Verwendbarkeit  
 der hoch interessanten, sehr mit Unrecht in Ver-  
 gessenheit gerathenen Technik, welche der kunstfertigen  
 Frauenhand neue lohnende Aufgaben stellt.  
 Bei seinem billigen Preise wird das auch äußer-  
 lich elegant ausgestattete Werk überall freundliche  
 Aufnahme finden.

**Anzeigen**  
 jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von  
 uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrierten Frauen-  
 Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbrei-  
 tung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser der  
 gebildeten und wohlhabenden Kreise angehören. Die Annahme der An-  
 zeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von  
 M. 1.— für die einseitige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben umfassend)  
 oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Büros, sowie direct bei  
 den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer-  
 Straße 58, und zu Wien I., Operngasse 3, statt. Allwöchentliche Annahme  
 für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Étran-  
 gère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue de Valenciennes.  
 Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugelandt so lang  
 der Insertions-Auftrag dauert.



## Kunstgewerbliches.

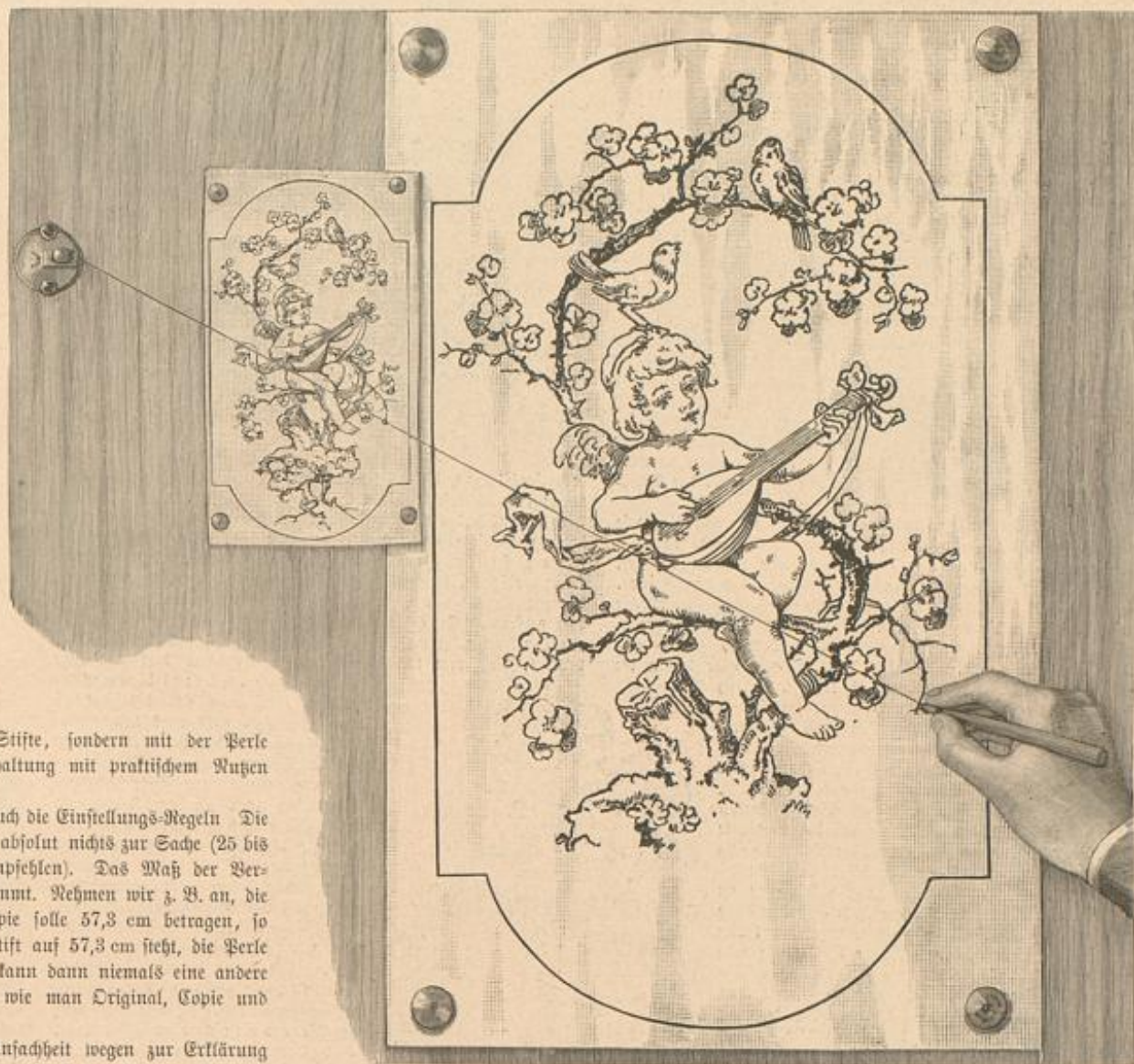
M. Stählers Perspectograph.\*)

Der Wunsch kunstfertiger Leserinnen, diese oder jene Original-Zeichnung in vergrößertem Maßstabe auszuführen oder in eine andere Technik zu überlegen, ließ sich bisher nur auf umständlichem Wege erfüllen. Mit Hilfe des hier abgebildeten Apparates werden alle Hindernisse spielend überwunden.

Unsere Abbildung zeigt den Perspectographen in seiner einfachsten Form. Den Haupttheil desselben bildet ein Gummifaden, auf den eine kleine Perle aufgezogen ist. Diese Perle kann nur bei höchster Spannung des Gummifadens verschoben werden und sitzt demnach für gewöhnlich fest. Links, an der sogenannten Befestigungs-Scheibe, ist der Gummifaden zwischen zwei Metallplatten festgeschraubt, rechts ist er mittels Feder-Verschluß an einer um den unteren Theil des Stiftes drehbaren Hülse befestigt, wodurch das Aufwickeln des Gummifadens verhindert wird. Im Uebrigen zeigt der Stift die Construction eines sogenannten Patent-Drehstiftes. Die Befestigungs-Scheibe, das kleinere Original und das Blatt für die Copie heftet man mit Reißnägeln auf dem Zeichenbrette fest. Führt man nun den Stift so, daß die Perle über die Contouren des Originales hinläuft, so erhält man ein vergrößertes, absolut ähnliches Abbild des Originales. So bestrebend auch im ersten Augenblicke diese Art des Zeichnens erscheint — schon nach wenigen Minuten stellt sich ein Gefühl ein, als ob man nicht mit dem Stifte, sondern mit der Perle zeichnete. Die Beschäftigung verbindet angenehme Unterhaltung mit praktischem Nutzen und wirkt dabei bildend auf Auge und Formensinn.

So einfach, wie die Handhabung des Apparates, sind auch die Einstellungs-Regeln. Die Länge des zur Verwendung kommenden Gummifadens thut absolut nichts zur Sache (25 bis 30 cm natürliche Länge dürfte sich für die meisten Fälle empfehlen). Das Maß der Vergrößerung wird lediglich durch die Stellung der Perle bestimmt. Nehmen wir z. B. an, die Höhe des Originales sei 21,4 cm, und die Höhe der Copie solle 57,3 cm betragen, so bedient man sich des Meterstabes und rückt, während der Stift auf 57,3 cm steht, die Perle einfach auf 21,4 cm. Bei dieser Einstellung des Apparates kann dann niemals eine andere als gerade die gewünschte Größe erzielt werden, gleichviel wie man Original, Copie und Befestigungs-Scheibe anordnet.

Der vorstehend beschriebene Apparat, der sich seiner Einfachheit wegen zur Erklärung der Regeln eignet, läßt sich indessen nur für derbe Contour-Zeichnungen verwenden: bei feineren Originalen verdeckt die Perle zu viel vom Umriss, und die Uebertragung ist erschwert, wenn nicht ganz und gar unmöglich. Es wird sich also in vielen Fällen die zweite Ausgabe des Apparates empfehlen, mit dem sich auch Photographien, Stiche, Radirungen, Holzschnitte, kurz, alle erdenklichen feineren und kräftigeren Zeichnungen übertragen lassen. Dort tritt an die Stelle der Perle eine Metallzunge, die mit ihrer Spitze, wie eine

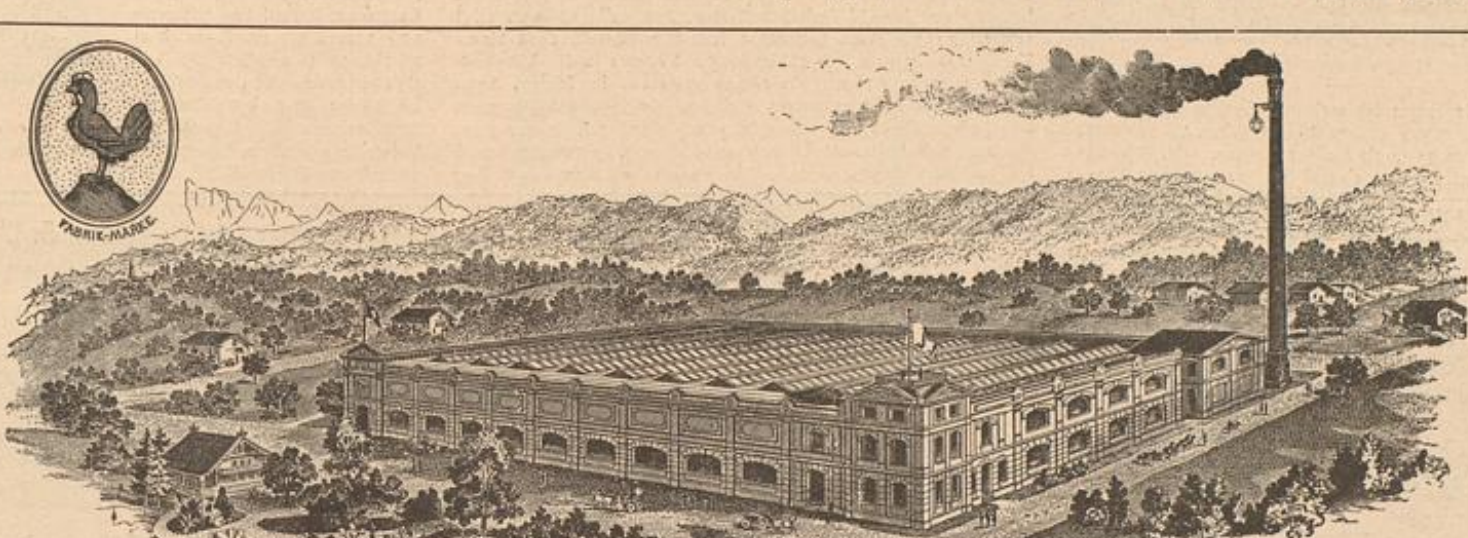


M. Stählers Perspectograph.

Nadel, über das Original hingeleitet und so die Wiedergabe der allerfeinsten Linien ermöglicht.

Die Metallzunge ist zwischen zwei parallel gespannten Gummifäden eingesezt, die beiderseits durch Federverschluß an den Berührungspunkten eines Cylinders befestigt sind. Der eine Cylinder dreht sich zwischen den Nadeln, der andere um die Seelenaxe des Stiftes. Die Einstellungs-Regeln sind dieselben wie die für den Apparat mit einfachem Faden.

\*) Der Perspectograph (in polirtem Holzstake, mit Erspattheiten, Uebungsvoztagen und Gebrauchsanweisungen) ist zu beziehen von der Firma Kelp & Meiners, Berlin W., Leipzigerstr. 10. Ausgabe mit der Perle zu 4 Mk., mit der Metallspitze zu 8 Mk., beide vereint zu 12 Mk.



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seidene Bastkleider

— ganz Seide — „zollfrei“ — Mk. 16.80 Pf.

bis 68.50 p. Stoff zu einer Robe, sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65
Seiden-Foulards	" "	1.35—5.85
Seiden-Grenadines	" "	1.35—11.65
Seiden-Bengalines	" "	1.95—9.80
Seiden-Ballstoffe	" "	— .75—18.65

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briesporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



# Leben der Frauenwelt

**Berlin.** — Der Cultus-Minister hat sich aus Anlaß eines Special-Balles dahin ausgesprochen, daß er die Zuziehung von Mädchen der ersten Klasse der Volksschule zum Haushaltungs-Unterricht in einer den Schulunterricht wesentlich fördernden Weise nicht billigen könne. Der Minister hält eine Kürzung des Schulunterrichtes im letzten Schuljahre auch beim Unterrichte der Mädchen für sehr bedenklich. Das letzte Schuljahr, in welchem der Lehrer, Hand in Hand mit dem einflussreichen Geistlichen, in dem empfänglichen Gemüthe des jungen Mädchens die religiös-sittliche Gesinnung befestigen soll, ist, so heißt es in der betreffenden Entscheidung, für die Schule besonders wichtig. Wo äußere Verhältnisse die Lehr- und Lernarbeit angehalten haben, bietet das letzte Schuljahr die Möglichkeit, den Kindern wenigstens die unentbehrlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zuzuführen; wo aber normale Schul-Verhältnisse vorhanden sind, verzichtet der Lehrer dem dreizehnjährigen Mädchen gegenüber auf die Aneignung neuen Lehrstoffes und strebt nur danach, das bisher Gelernte ergänzend, erklärend zum freien Eigentum des Kindes zu machen, daselbe für Selbstthätigkeit zu erziehen und dadurch auch für die Erwerbs-Fähigkeit, deren die Mädchen ebenso dringend bedürfen, wie die Knaben, die Grundlagen zu geben. Der Minister hat deshalb auch einem Antrage, Mädchen, welche eine Haushaltungs-Schule besuchen, während dieser Zeit vom Unterrichte in der Volksschule zu entbinden, keine Folge gegeben.

Die Schnitzerschule für Frauen veranstaltete, wie stets in den letzten Jahren, eine Ausstellung, welche neben vollendeten Arbeiten der Lehrerinnen auch solche von Schülerinnen bot, sowie einen sehr anschaulich dargestellten Lehrgang des Kerbschnittes. Seit kurzem ist die Schnitzerschule mit einem kunstgewerblichen Atelier vereinigt, in dem die verschiedenen Zweige der Malerei, Holzbrand, Kunstfärberei u. s. w., gelehrt werden. Eine Decorations-Gewerbeschule verdient besonders erwähnt zu werden. Hier lernen die Damen die Kunst des Decorirens und Könnens, je nach dem Curfus, an dem sie theilgenommen, im eigenen Heim die leichteren Tapetier-Arbeiten selbst verrichten, oder sich dem Erwerb des Decorateurs zuwenden. Damit wird nicht allein ihnen, sondern auch vielen Hausfrauen, besonders in kleineren Städten oder auf dem Lande, gedient sein. Schließlich sei noch einer angestellten Neuheit gedacht, der Glasstein-Modell, welche eine amüsante Dilettanten-Arbeit zu werden verspricht; vielleicht geben wir später unseren Leserinnen eine Probe derselben.

**Brüssel.** — Der Gemeinderath in Ronceau an der Sambre, einer bedeutenden Fabrikstadt, wählte die Schriftstellerin Bron zum Mitgliede der Armen-Direction. Da diese Verwaltung auch staatliche Einrichtungen ausübt, so bedürfen deren Mitglieder königlicher Bestätigung. Bisher ist noch keine weibliche Person für ein solches Amt gewählt worden; der Stadtrath befragte daher den Justiz-Minister vor der Wahl, ob er die Bestätigung bei dem Könige beantragen werde. Der Minister ertheilte eine bejahende Antwort.

**New York.** — Die Gemahlin des Präsidenten hat sich in die Anti-Crinoline-Gesellschaft aufnehmen lassen, und man sagt, daß in den verschiedenen Legislaturen nicht weniger als neun Gesetzesvorlagen eingebracht worden sind, welche verlangen, daß das Tragen von Crinolinen verboten werde.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Kein Zweig der modernen Damen-Toilette bietet vielleicht der Verleibung größere Schwierigkeiten als das Reittkleid — weil sich eben so wenig darüber berichten läßt. Die Ausübung des edlen Sportes seitens einer Dame hat nur dann Berech-

tigung, wenn sie mit dem nöthigen Ernst betrieben wird; jede Spielerei, jedes Kokettiren mit sportlichen Abtheilen und Toilette-Gegenständen ist deshalb möglichst zu unterlassen. Der Anzug und die sonstige Ausrüstung der Reiterin sind hauptsächlich durch praktische Rücksichten bedingt und durch Jahre fast unverändert beibehalten; sie stehen gewissermaßen über der Mode, wenn sie sich auch in ganz kleinen Einzelheiten deren Einfluß nicht zu entziehen vermögen. Gerade aber dieses conservative Element, dieses Verzichtes auf Schmutz und Mode-Neuheiten, sichert dem Reittostüm seinen vornehmen Charakter. Der Rath, den wir hinsichtlich desselben unseren Leserinnen zu geben haben, kann deshalb vorwiegend nur negativer Natur sein: alles Auffällige, wie wehende Schleier, Schmuck mit Sport-Attributen, lebhaft gefärbte Stulphandschuhe, buntgefärbte Taschentücher u. s. w. zu vermeiden, dagegen Eleganz und Chic ausschließlich in dem tadellosen Sitz und dem gebieneren Stoff des Kleides zu suchen.



Der Mod zeigt meist unverändert, höchstens gegen früher etwas verengt, die Form mit angeknüpftem Knie und darf nur eben Fuß und Hügel bedecken; zu der getheilten Rodform kann man sich bis jetzt in Deutschland noch nicht recht entschließen. Die Taille ist über dem kleinen, besonders auf den Hüften kurzen, tiefgeschnittenen Corset eng anliegend gearbeitet; durch die Stellung der Arme bei der Hügelhaltung werden die schmal geschnittenen Vordertheile und die weit nach vorn eingefügten Ärmel bedingt. Unverändert hält man an dem glatten hohen Stehragen und dem kleinen, in der Mitte geschlitzten Schoß fest, ebenso wie an dem Schluß durch eine Reihe sehr eng gesetzter kleiner Stoffknöpfe. Die Farbe des Kleides ist vorwiegend schwarz; höchstens ist dunkelblau und dunkelgrün zulässig, und für ganz junge Mädchen ein nicht allzu helles Grau. Als passende Kopfbedeckung gilt einzig der ungarische Cylinderhut, dem nur ein dünner, schwarzer oder weißer Halbschleier angefügt werden darf. Die Handschuhe wählt man — ohne Stulpen! — in schwarzem oder gelbbraunem Hundeleber-



den Stiefel mit niedrigem englischen Absatz. Dazu giebt man jetzt dem derben englischen Reittrock mit Griff den Vorzug vor der graziösen, aber weniger praktischen schwantigen Gerte.

Allgemein gältige Vorlagen für die Anzüge der jungen Mädchen zur Firmungsfeier lassen sich nicht geben, da hierfür weniger die Mode, als die Landes- oder Ortsitte in Betracht kommt. In Süddeutschland wird die heilige Handlung bereits an den kleinen Mädchen von 10—12 Jahren vollzogen, das weiße Kleidchen trägt demgemäß noch einen vollständig kindlichen Charakter; in Norddeutschland dagegen haben die jungen Mädchen meist das vierzehnte Lebensjahr überschritten und erscheinen in langen, wenn auch durchaus schlichten weißen Kleidern. In einzelnen Gegenden, besonders in Oesterreich, sind helle matte Farben zulässig und sogar Blumen- und Epigensmuck nicht ausgeschlossen. So waren sowohl ein hellblaues Surahkleid mit Fisch-Theilen aus Spitze und einer

Käsel-Garnitur von gelben Rosen, wie ein Kleid aus crème-farbenem Wolltreppe über rosa Satin mit Goldgürtel zur Firmung bestimmt. L. G. **Wien.** — Das Prot für die Armen, mit Rosen überdeckt — dieses Wunder der heiligen Elisabeth ist das rechte Symbol für die moderne Art der Wohlthätigkeit im großen Stil. Schön, elegant an sich zu ziehen, das versehen unsere Wiener vornehmen Damen, und gerade, daß sie sich im einfacheren Besuchskleide zeigen, bildet einen Anziehungspunkt mehr. Man sah denn auch auf dem großen, unter dem Protectorate der Frau Erzherzogin Maria Theresia stattfindenden Wohlthätigkeitsfest in den Sälen der Gartenbau-Gesellschaft die interessantesten neuen Frühling-Toiletten ohne die verbergenden Hülsen, und vor Allem sei bestätigt, daß Sammet-Toiletten in ziemlich schlichten Formen neben originellen Ombre-Combinationen den Preis der Eleganz davontrugen. Zunächst fiel die pikante Robe der Frau Baronin Haas-Wächter auf, welche in einer mit Teppichen behaglich



ausgeschmückten Ecke als Hausfrau des „türkischen Kaffeehauses“ waltete. Die einfache Toilette aus schwarzem Sammet zeigte roth und schwarz ombre Seide vollkommen glatt über den Rücken der Taille gespannt und über der Brust in einen Knoten zusammengebunden, dazu Stehragen und Gürtel aus dichten Jet-Bailetten. Sehr vornehm wirkte die Toilette der Frau Baronin Bourgoing, aus dunkelblauer Sicillenne, mit der allernuesten Ueberjacke für das Frühjahr, dem knapp in der Taille abschließenden Figaro- oder vielmehr Kellnerjäckchen mit großen, kostbaren Knöpfen aus verschiedenfarbigem, reich ornamentirtem Metall, Shawlragen und Kermelausschlägen; Unterbluse aus eisenbeingelber Surah mit Glanz-Spitze als Jabot. Eine der merkwürdigsten Toiletten war mit Recht das Prinzkleid aus leuchtrothem Tuch, welches die Tochter des französischen Gesandten trug. Tailen-Bordtheit, sowie die Kermel erschienen reich aus hellmaube und leuchtroth ombretem Spiegelplisch arrangirt, derart, daß das Ombre am Kermel von rückwärts nach vorne, am gebauchten und pelerinenartig gerasteten Tailenthell von oben nach unten wechselte; im Rücken war das Tuch in Strahlenfalten gelegt und das Prinzkleid hier, in später Niederform in die Höhe steigend, mit gewundenem Ombre-Plisch abgegrüet.



R. Brud.



Wer 1 heizb. Badestuhl hat kann tägl. warm baden. Preis v. 38 Mk. ab. Prospect gratis. Auch Raten. L. WEYL, Berlin S. 14.



Illustrationen mit leichtfaßlichem Text liefern das Damenfrisiren von A bis Z sammt den neuesten Modefrisuren und ihren Beispielen. Unentbehrlich allen selbst frisirenden oder Lernbedürftigen Damen. — Gegen Voreinsendung von N. 1 oder 2 Mark franco, oder per Nachnahme durch A. Stockinger, 1, Spiegelgasse 8.

**Seiden-Imitation**  
in neuen □ und Streifen.  
Sehr angenehm u. leicht für Sommerkleider.  
Ca. 100 cm. breit, Mtr. 1,20 M.  
→ Proben frei. ←  
**Francke & Co.**  
Weberei und Versandhaus  
Gnadenfrei in Schlesien.

**Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Co. in Zürich**  
versenden porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe jeder Art von 70 Pf. bis M. 15.— per metre. Muster franco. Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.  
**Garantie-Seidenstoffe.**

**Wie viele**  
haben Anlage und Neigung, ihr Heim künstlerisch und behaglich auszumöbeln und ihren Nächsten durch hübsche, selbstverfertigte Geschenke Freude zu bereiten!  
Allen diesen sowie Allen jenen, die Sinn für Kunst im Hause haben, sind die

**Liebhäberkünste**

Zeitschrift für häusliche Kunst  
eine beständige Quelle der Anregung, ein unergründlicher Schatz der herrlichsten Muster und Vorlagen, ein getreuer und unermüdlicher Rathgeber bei der Ausführung der zahlreichen Kunsttechniken  
Verlange daher Jeder von seiner Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung R. Oldenbourg, München die postfreie Zusendung einer

**Gratis Probenummer**

**Congo-Socken,**  
direkt ohne Zwischenhandel,  
seit 18 Jahren eingeführt, über 5000 Nachbestellungen. Dieselben bleiben stets weich, geben nie ein, erhitzen beim Marsche den Fuß nicht, für empfindliche Füße unentbehrlich. Versand von 1/2 Dbd. ab gegen Nachnahme. Für kleine, mittel und große Füße.  
2 Pbd. Paar sein mittelhart stark Nr. 13.— Nr. 14.— Nr. 15.—  
**Hermisdorfschwarze Strümpfe**  
aus eigener Strickerei zu Fabrikpreisen: Fußlänge cm 12 14 16 18 20 22 24 26  
Fr. Nr. Qual. I. Nr. 10, 11, 13, 15, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50.  
Alle sonstigen chemischen Strümpfwaren (avec Sporthemden zu Fabrikpreisen).  
M. V. Jaeger, Chemnitz.  
Strümpfe-Handl. Versand, Jaegerhaus."

**Das Special-Flanell-Geschäft**  
von Adolf Ludwig, Leipzig, empfiehlt Deutsche u. englische Flanelle zu Lawn-Tennis-Blousen Hemden, Kleidern etc. etc. Etablissement für alle Neuheiten dieser Branche. Muster franco.

**GLYCERIN ZAHNPASTA**  
Einmal angewendet, benützt man sie immer.  
**GELLÉ Frères**  
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS





Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung. Nr. 58. Spitzen-Stickerien. Das wirkungsvolle, kräftige Material, welches die Spitzen-Stickerien des heutigen Extra-Blattes als Grundstoff, wie als Umrandung aufweisen, sowie die dadurch bedingten decorativen Muster schließen eine Verwendung derselben zum Schmucke der Toilette aus. Nebenstehende Darstellungen zeigen die fortlaufenden Spitzenmuster, Abb. 4 u. 12, zur Ausfüllung kleinerer, räumlich



anspruchsvoller Gegenstände verwertet, wobei die reizvolle Arbeit vortheilhaft zur Geltung gelangt. Für den Behang eines mit farbigem Blüsch besetzten Wandbrettes kann man die, drei Seiten umgebende Spitze (siehe Abb. 4) durch Anwendung farbiger Seide für Zähl- oder Umrandungs-Stiche mit dem Blüschbezüge in Einklang bringen.



Ein Theil der durch Abb. 12 dargestellten Spitze, der mit leichter Veränderung auch als abgeglichenes Stück zu gestalten ist, bildet die Ueberlage eines Rückenkissens; zu größerem Halt der durchbrochenen Arbeit wird dieselbe ringsum von geraden, festen Abschlußstreifen umgeben. Pompons raffen den Blüsch, den schmale Passementerie-Franze am Außenrande begrenzt.

Für die mancherlei Decken und Decken, welche als unentbehrlich zur Ausfüllung des Thee- oder Kaffeetisches gelten, bietet

die Industrie und als Neuestes farbiges Leinen in feinem, aber festem Gewebe. Die vorhandenen Farben, ein leichtes Blau, Hellbraun, Döbegrün, Fraise-farben und das Graugelb der Waffseide, geben einen guten Grundton für die verzierende Stickerei. Für diese eignen sich, da das Gewebe für Kreuzstich ohne Canavas-Auflage zu fein sein würde, am besten Plattstich und all die leichteren Fierstiche, welche in zierlichen Blüthenzweigen trefflich zur Geltung gelangen. Das Leinen ist nicht allein meterweise käuflich, sondern auch in Gestalt von Decken verschiedener Form und Größe, die meist mit schmalem Hochsaum abgegeschlossen, auch mit angefangener Stickerei oder angezeichnetem Muster der Fertigstellung harrten. E. F.

In unserer raschlebigen Zeit finden die Frauen im Allgemeinen nur selten genügende Ruhe, um sich mit Handarbeiten zu beschäftigen, die wochen-, ja monatelang ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen; nur Wenige sind es, die sich den schönen Kunst-Stickerien zuwenden können, Viele dagegen verlangen eine rasch fördernde Arbeit, welche trotzdem allen Ansprüchen eines verfeinerten Geschmades gerecht wird. Neuerdings bieten sich nun prächtige Vorlagen für Kissen, Stuhlborsten u. s. w., deren Muster nicht complicirt sind, deren Material reiche Effecte hervorbringt und deren Technik, ebenso einfach wie anständig, sich durch rasche Ausführbarkeit empfiehlt. Grober Canavas dient als Grundstoff, sehr kräftige Seiden-Chenille (Stoff-Chenille) in wundervollen Farbtönen als Stichtmaterial. Man arbeitet nach einem Typenmuster im Flach- oder verlegten Gobelinstich, und zwar von links nach rechts in auf- und absteigenden Reihen, stets eine Farbe im Zusammenhange fertig stellend. Bei dem kräftigen Chenille-Faden und dem festen Canavas lassen sich nur kleine Typenmuster verwenden; jede Type entspricht dann einem Canavaskreuz, doch greift der Faden 3. u. bei vier auf einander folgenden, gleichfarbigen Typen nicht um jedes einzelne Kreuz, sondern er spannt sich über alle vier Kreuze.

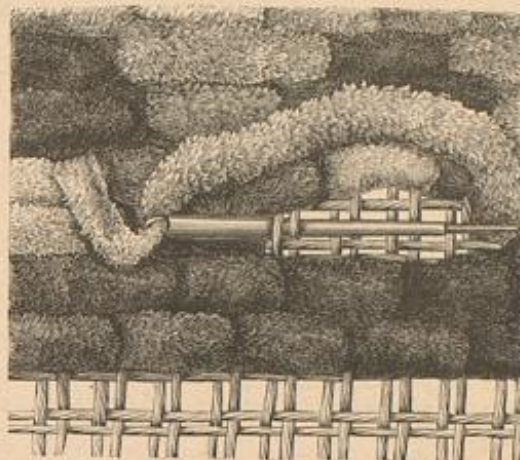
Der Chenille-Faden bedarf einer besonderen Nadel, härter, aber in der Art, wie sie zum Arbeiten mit Vorken-Chenille erforderlich ist. Statt des Drehes zeigt diese Nadel bekanntlich einen kleinen jedernden Haken, unter welchem die Chenille festgeklemmt wird. Das Ende des Fadens darf nur wenig übersehen, da es sich sonst leicht ausfiert und das Arbeiten erschweren würde. Eine auf der Nadel befindliche bewegliche Hülse ist, sobald der Faden in dem Haken liegt, über diesen zu schieben, wodurch er in die unter ihm befindliche Rille gedrückt und festgehalten wird. Die Arbeit, von deren prächtiger Farbwirkung die kleinen Darstellungen leider kaum einen Begriff zu geben vermögen, läßt sich dadurch noch erleichtern, daß man zuerst die dunklen Contouren der Musterung ausführt und dann diese selbst.

An dem Kissen markirt sich der beide Seiten abschließende schuppenartige Rand in fahlem Blaugrün schattirt und von dunkelbraunen Contouren begrenzt, welche in die goldbraune Fadenfüllung übergehen. Die Blume ist rötlich-rosa mit hellgrünen und bronzefarbenen Blättern.

Prächtig wirkt die für Möbel oder Portiüren bestimmte Vorle, in der die rautenförmigen Felder 31 cm lang sind. Von der in Zahlblau schattirten Füllung hebt sich die heraldische Blüte in seinem Holzton ab, zu diesem stimmt wieder trefflich das fette Moosgrün der von innen nach außen heller werdenden seitlichen Felder, die der kupferfarbene nuancirte schmale Rand begrenzt. Sämmtliche Contouren sind dunkelbraun gehalten. Die dargestellten, wie eine Auswahl anderer Vorlagen gleicher Art finden die Leserinnen bei Geschwister Rehm (früher D. Krapppe), E. F.



Verlagsquellen: Kissenzüge: J. Landauer, W. Leipzigstr. 19. — Reithüte: D. Raumann, W. Mohrenstr. 20. — Reithörner: P. Prager, NW. U. d. Linden 27. — Chenille-Stickerien: Geschw. Rehm (vorm. D. Krapppe), W. Leipzigstr. 129. — Farbiges Leinen u. farbige Leinen-Decken (auch mit vorgeseichneten u. angelegenen Mustern): J. B. Grünfeld, W. Leipzigstr. 25.



Advertisement for Friedrich Herdieckerhoff, Unna in Westfalen. Includes text: 'Service Nr. 100 etc. mit Metallgriffen auf rundeckigen Tabled.', 'Rein-Nickel und nickelplattirte Tafel-, Haus- und Küchengeräthe, Nickel in Tafel- und Dessert-Bestecke'. Also features an image of a teapot and cups.

Advertisement for Erziehungsanstalt. Text: 'Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, schönen Künsten und Handarbeiten. Sorgfältige Körperpflege. Ansges. Referenzen, Christliches Familienleben. Prosp. durch d. Vorsteherin Paula Rothert.' Includes address: 'Reinsburgerstrasse 33, Stuttgart.'

Advertisement for Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh. Text: 'Echtschwarzes Baumwollgarn, nicht abreibend - nicht abwaschend.' Lists various types of cotton yarn and includes contact information.

Large advertisement for Otto Herz & Co. Text: 'OTTO HERZ & Co. Frankfurt a. Main. EN GROS EXPORT. DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.' Features images of various styles of shoes.

Advertisement for Institut. Text: 'Für 2 Schwestern im Alter von 12 und 14 Jahren wird ein Institut in Deutschland für Töchter gebildeter Stände, behufs Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik u. Handarbeiten - nicht rationeller Gesundheitspflege gesucht. Prospekte erbet. unt. J. Käroly in Mont-Visk, Ungarn.' Includes contact information for Dresden.

Advertisement for Corset-Manufact. Text: 'Corset-Manufact. Esenwein & Frank. Engros - Stuttgart - Export.' Includes an image of a woman in a corset and text: 'Alle Mode neuheiten elegant, chic! Prospekte gratis, franco.'

Advertisement for Kerbschnitzerei. Text: 'Interessenten für antike italien. Nadelarbeiten belieh. Ihre Adresse sub M. K. 28/1b. d. Exped. dies. Zeitung z. hinterlegen.' Includes contact information for Berlin.

Advertisement for Verlag von Hoffmann & Ohnstein. Text: 'Verlag von Hoffmann & Ohnstein in Leipzig. Soeben erschienen und ist durch alle Buchhandlungen... Fischer, Friederike. Leichtfasslicher Unterricht im Kleidermachen. bearbeitet für Schulen und zum Selbstunterricht. Gr. 49, 10 Bogen. Mit einer bildlichen Erklärung d. Maassnehmens u. 74 in d. Text gedr. Schnittmuster-Übersichten. Eleg. geb. M. 3.60.'

Advertisement for Stollwerck'sche CHOCOLADE. Text: 'Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE. Oberall käuflich von M. 1.20 1/2 K an aufwärts.' Includes an image of a woman holding a chocolate box.



# AU BON MARCHÉ

NOUVEAUTÉS  
MAISON ARISTIDE BOUCICAUT.  
PARIS



*Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma AU BON MARCHÉ.*

Das Haus **AU BON MARCHÉ** besitzt acusserst reichhaltige Sortimente und bietet solche, sowohl in Bezug auf Gediegenheit und Eleganz aller seiner Waaren, als auch bezüglich der Billigkeit seiner Preise anerkanntermassen unbestreitbare Vortheile dar.

Diese Magazine sind die grössten, die best eingerichteten der ganzen Welt und eine der **Sehenswürdigkeiten von PARIS.**

Kataloge, Muster, Albums, sowie Modelle angefertigter Artikel werden auf Verlangen **franco** zugesandt.

Waarensendungen erfolgen nach allen Welttheilen.  
Correspondenz in allen Sprachen.

Alle Bestellungen von **25 francs** an (mit Ausnahme der Möbel, Sperrgüter, angefertigte Vorhänge, Fuss-u. Sopha-Kissen, Decken unter **20 francs** Werth, sowie Stoffe mit Metall-Fäden) werden **mittelst 15%** Zuschlag des Faktura-Betrages, porto- und zollfrei befördert.



**Kein Lockenbrennen mehr!**  
als *Unal* wesentlich bei Anwendung von *Capillaricin*; selbst sprödes Haar behält Lockenform b. Transpir. u. feucht Wetter  
Flacon M. 2,75, 3 Fl. portofrei. Dépôts in Parfümerien etc.  
Berlin: Gustav Lohse, Hoflieferant.

**Kleiderstoff-Neuheiten bemustert.**  
Alwin Tietze, Greiz 2.

## CACAO-VERO

entölt, leicht löslicher  
**Cacao.**  
in Pulver- u. Würfelform.

## HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delikatessen- und Drogerie-Geschäften.

# J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant

**Berlin SW., Leipziger Strasse 87.**  
Fernsprech-Anschluss Amt I, No. 1100.

## Mein reich illustriertes Preisbuch

enthaltend das Verzeichniss  
der **Neuheiten** für  
Frühjahr und Sommer

in  
Seidenwaaren — Kleiderstoffen für Haus, Promenade, Gesellschaft und Reise — Flanellen — fertigen Kleidern, Regenmänteln, Capes, Pelerinen, Paletots, — Spitzen u. Volants — Decken jeder Art — Schirmen, Tüchern, Plaids — Möbelstoffen, Gardinen, Teppichen — Elsasser Baumwollenwaaren für Wäsche u. Nègligée — Leinen, Tischzeugen, Hand- und Taschentüchern etc. etc.

**ist erschienen**  
und wird auf Wunsch gratis und postfrei zugesandt.

# Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Entöltés Malsproduct. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speciell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

## FRANZENSBAD.

(Böhmen). 450 Meter über Ostsee. Directe Eilungsverbindung (Schlafwagen) mit allen Hauptstädten des Continents.

**Saison vom 1. Mai bis 1. October.**

Alkalisches gelaubtes Eisensauerling von den mildesten bis zu den stärksten. Leicht verdauliche Stahlquellen. Lithionquellen. Kohlensäure-reiche Mineral- und Stahlbäder. Kohlensäure-Gasbäder. Moorbäder aus dem berühmten Franzensbader salinischen Eisenmineralmoor, der an Heilwerth alle anderen Moore übertrifft. (Frerichs, Seegen u. A.)

Vier grosse mustergiltige Badeanstalten. Kaltwassercur. Römisch-irische Bäder. Russische Dampfbäder. Elektrische Bäder. Massage.

Holländische: Blutarmuth, fehlerhafte Blutmischung, allgemeine Ernährungstörungen. Chronische Katarrhe sämtlicher Schleimhäute, Verdauungsschwäche und chronische Stuhlverstopfung. Chronische Nervenkrankheiten. Chronischer Rheumatismus, Gicht. Chronische Exsudate, Frauenkrankheiten. Ausführliche Prospekte gratis. Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.

## Corset Hygiene

Dies von hervorragenden Frauenärzten empfohlene Corset vereint die Vorteile eines natürlichen, bequemen und zugleich eleganten Sitzes. Seine eigentümliche Konstruktion verhindert jeden schädlichen Druck. Sämtliche Einlagen echtes Wallschlein zum Herausnehmen ohne Trennen einer Nacht. Nächste Bezugsquelle Reichs-Gebrauchsmusterschutz No. 7495 wiesen durch die alleinigen Fabrikanten **Koch & Eichenauer, Corsetfabrik Giessen.**



Zum Anknüpfen der Unterkleider.

## Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.

Die in unmittelbarer Meeresnähe gelegene, unter Berücksichtigung der besten hygienischen Anforderungen erbaute Anstalt wird in diesem Jahre am 1. Mai eröffnet. Für einen vierwöchentlichen Turnus Aufnahme von je 25 Kindern. Besprechungsgeld für einen vierwöchentlichen Aufenthalt für das Kind Mk. 50.—. Wöchentliche Pflegegebühr Mk. 15.— und für Kinderbettsmittele Mk. 10.—. Alles einbezogen.

Anmeldungen nehmen entgegen:  
Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Hensburger Diakonissen-Anstalt und der Vorsitzende der Verwaltung: Seebad-Director Dr. Pollack in Westerland.

## Bad Langenschwalbach.

(Stadt im Taunus), Regierungsbezirk Wiesbaden, 300 Met. üb. d. Meer. Verbindungen: durch Eisenbahn mit Wiesbaden 1 St., durch Wagen mit Eltville a. Rh. und Zollhaus 2 Stunden.

**Stärkste reine Eisenquelle, grosser Gehalt an Kohlensäure.**

Wirksam gegen Blutarmuth, ihre Folgen u. Complicationen, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Schwächezustände der Muskeln, Lähmungen, Katarrhe, der Schleimhäute, namentlich der Geschlechts- und Harnorgane.

Trinkquellen: Weis- und Stahlbrunnen, Stahl- und Moorbäder in der Königl. Badeanstalt und Privatanstalten.

Die Höhenlage, die waldrreiche Umgebung und das dadurch bedingte erfrischende Gebirgsklima erheben Langenschwalbach gleichzeitig zu einem der vorzüglichsten Luftkurorte.

Weitläufige Promenaden mit Spielplätzen, Lawn-Tennis, Kursaal, Lesesäle, Concerte, Reunions. Ausflüge nach dem Rhein, Arthdal, Wispertal. Wohnungen in grosser Auswahl sowohl in Hotels, als in Privathäusern (Villen), Post, Telegraph, Zollamt, Bankgeschäfte, amerik. Consular-Agentur. Eröffnung der Saison am 1. Mai. Nähere Auskunft ertheilt die städtische Kurverwaltung (Bürgermeisteramt). Prospekte gratis. Als Hotels ersten Ranges sind nachfolgende in alphabetischer Ordnung verzeichnete Häuser zu empfehlen: Alleeaal, Herzog von Nassau, Metropole, Quellenhof, Taunus.

Saison: April bis October. **Bad Soden a. Taunus.** 30 Minuten von Frankfurt a. M.

Herrliche Lage am Fusse des Taunus. — Gleichmässiges, erfrischendes Klima.

Zahlreiche Ausflüge in die romantische Umgebung.

Nachbarschaft der grossen Städte Frankfurt a. M., Mainz, Wiesbaden, Homburg.

**24 warme kohlensäure- und eisenhaltige Kochsalzquellen** in den verschiedensten Abstufungen.

**Städtisches Badhaus**, mit natürlich. Soolbädern, kohlensaure. Thermal-Soolbädern, sowie Douchen.

— **Görkumige Trinkhalle** — mit Gurgelkabinetten.

— **Inhalatorium.** — Anstalt für Heilgymnastik. Diät.-hygien. Behandlungsmethode.

**Städtisches Kurhaus** mit Konversationsaal und reichhaltig ausgestatteten Lesekabinetten.

Ständiges Kur-Orchester. Zahlreiche komfortabel eingerichtete, von Gärten umgebene Gasthöfe und Logierhäuser.

— **Ausführl. Prospekte** über die Kurverhältnisse gratis u. franco durch die Gemeinde- u. Kurverwaltung.

**Aitbewährter Kurort für Hals-, Brust- und Magen- kranke,** für Herz-, Unterleibs- und Frauenleiden. Gichtikern und Rheumatikern, **Reconvalescenten** dringendst empfohlen. **Beste Erfolge** bei schwächeren **Kindern.**

**Trinkkuren:** Der milde Warmbrunnen No. III u. der Milchbrunnen No. I wirken lösend auf die Schleimhaut der Atmungsorgane und des Magens, während der Champagnerbrunnen No. XIX den Appetit und die Nierenthätigkeit erhöht. Die stärkeren Quellen: der Wilhelmsbrunnen No. VI, der Schwefelbrunnen No. VII u. der Wiesbrunnen No. XVIII befördern die Verdauung und Darmausscheidung; desgl. der kohlensäure-arme Soolbrunnen No. IV ist besonders für Herzkranken geeignet.

Sämtliche Brunnen in stets frischer Füllung und sonstige Heilprodukte versendet die **Brunnenverwaltung (Ph. Herm. Fay & Co.)**, welche gern nähere Auskunft ertheilt.

Meine vielgerühmten Brod. IV. Aufg. Selbstig. Bettfedern u. Hochhaar 4. wach. desinfic. berechn. zu Preis 95 Pf. empfiehlt. Soph. Maier Streib. Rottweil (Württemberg.)

Kaufende verwenden nur mein Heimathfabricat

## Madapolam-Stickerei.

Solidestes für Wägr, Anstrazer. Fabrikpreis. **G. Kirsten a. d. Erzgebirge.** Hauptverfendtlidertinge, Elberfeld (Rheinl.)

## Strickgarne

aus Baumwolle, Wolle und Bigogone liefert an Private die Garnfabrik von **Georg Koch in Erfurt.** Muster umsonst und portofrei.

Unterricht in einer neuen **... Oelmalerei ...** wird binnen wenigen Stunden ertheilt, ohne das Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare Beschäftigung für Herren u. Damen. Aufträge werden nach eingelangten Photographien aufs Beste ausgeführt. **Johanna Stummfeld, Wien V, Fruchtb. 17 Th. 28.**

## ED. PINAUD

PARIS, 37, B<sup>d</sup> de Strasbourg

Ed. Pinaud's berühmte Parfums  
Violettes de Parme  
**IXORA BREONI**  
BRISA DE LAS PAMPAS  
BOUQUET THÉODORA

Ed. Pinaud's **SAVON IXORA**  
Die Seife der eleganten Welt.

**GRAND PRIX**  
Filigran-Specialgeschäft  
Dresden, Serrestrasse 2.

PARIS 1889



## Mellin's Nahrung

für Säuglinge, sowie Kinder jeden Alters, für Kranke und Genesende.  
In mit Wasser verdünnter Kuhmilch, **bester Ersatz für Muttermilch.**

**Gänzlich frei von Stärkemehl.** Preis pro Glasflasche 1.50 Mk. und 2.50 Mk.



Gehörter Herr!

Seit Monaten schon habe ich die Absicht Ihnen zu schreiben, wie sehr ich Ihre ausgezeichnete Nahrung für Kinder zu schätzen weiss. Mein ältester Knabe, dem ich sie unangenehm gab, ist jetzt 2 1/2 Jahr alt und ein kräftiges, munteres Kind. Ich sende Ihnen eine Photographie von ihm, nach der Sie selbst urtheilen können. Mein zweiter war so schwach, dass wir nicht erwarteten ihn am Leben zu behalten. Sobald er Nahrung nehmen konnte, gab ich ihm diejenige von Mellin, zuerst einen Theelöffel voll pro Tag; jetzt bekommt er 9 Theelöffel voll, ist 10 Monat alt und summt täglich zu. Die Nahrung ist meiner eigenen vollkommen ähnlich und ich selbst habe sie mit gutem Erfolg genommen. Ich kann nicht genug von Ihrer Erfahrung sprechen und empfehle sie überall. Bitte, machen Sie von diesem Brief und Bild durch Veröffentlichung Gebrauch. Würden Sie mir gütigst das „Album der Kinder“, das in Ihren Anzeigen erwähnt wird, und eine Probe von Ihren Disquits schicken, da ich sie hier nicht bekomme.

Ihre ergebene  
D. Samuel.

## Mellin's Nahrungs-Biscuits

ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend,  
pro Blechdose 2.75 u. 5 Mark.

Schmackhaft, stärkend, nahrhaft, leicht verdaulich.  
Besonders empfehlenswerth für Reise und Sommeraufenthalt.

General-Depot: **J. C F. Neumann & Sohn,**  
Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Taubenstrasse 51/52 — Leipzigerstrasse 27/28.

Ausserdem zu haben in vielen Apotheken und Drogerien.

Die Herren Ärzte, Direktoren von Kinder-Hospitälern, Kliniken etc. bitten wir um Einforderung von kostenfrei Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.





## Aus der Frauenwelt.



Dreitheiliger Paravent mit Malerei.

Von Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich wurde dieser prächtige Paravent für die Chicagoer Welt-Ausstellung gemalt und in der k. k. Handelskammer zu Wien für kurze Zeit zur Besichtigung dargeboten. In satten, leuchtenden, fein abgestimmten Farben füllt ein von Blütenpracht stropender Baum gelber Meraner Rosen das Mittelfeld — dahinter blauer Morgenhimmel, klar und durchsichtig gemalt. Die beiden kleineren Seiten-Panneaux des reichlichen Manneshöhe messenden Schirmes nehmen Palmen-Gruppen ein; auf dem virtuos gemalten Moosgrunde hebt sich der Namenszug in rother Farbe energisch ab.

N. Br.

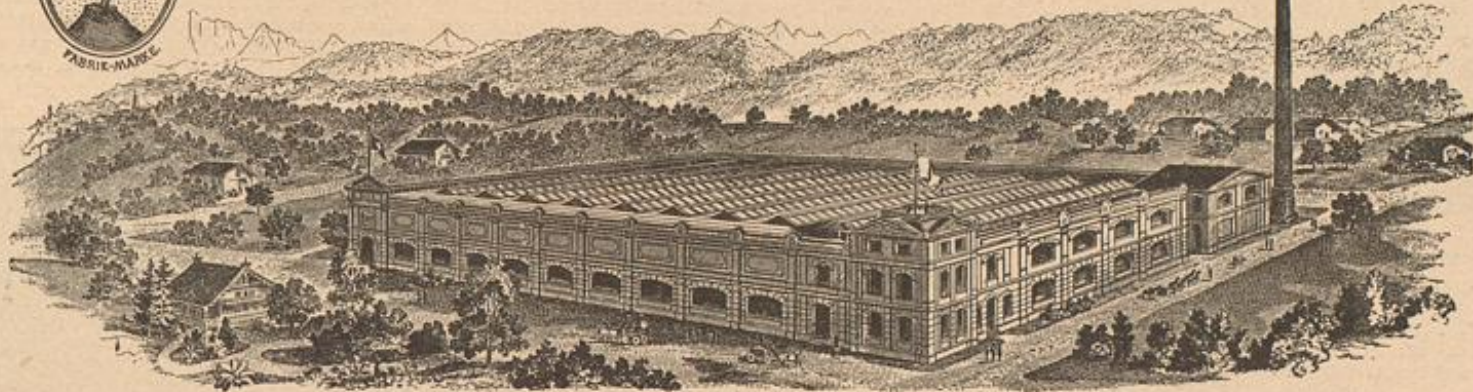
**Berlin.** — Dem Berichte, welcher in der diesjährigen Jahresversammlung des unter Protectorat der Kaiserin Friedrich stehenden Heimathhauses für Töchter höherer Stände gegeben wurde, ist zu entnehmen, daß in dem Hause 172 Pensionärinnen im letzten Jahre Aufnahme gefunden haben, die zumeist praktische Ausbildung suchten. Die Handelsschule wurde von 133, die Fortbildungsschule von 73, die Sprach-Curse von 102, die Gewerbeschule von 140 Schülerinnen besucht; es nahmen ferner Theil an den Monats-Cursen der Nähsschule 211, im Maschinen-Nähen 209, im Schneidern 271, im Wäsche-Zuschneiden 183, im Putz 139 und im Musterzeichnen 93 weibliche Personen. 23 besaßen die Prüfung als Handarbeits-Lehrerinnen; 61 lernten die Stenographie, 57 die Handhabung der Schreibmaschine, 9 wurden im Hausweien ausgebildet, 50 nahmen an den Samariter-Cursen Theil.

**München.** — Der derzeitige Rector unserer Universität, Professor der Chemie Dr. Baeder, hat sich das Verdienst erworben, festzustellen, welche Schminken die ägyptischen Damen vor ca. 4000 Jahren zu benutzen pflegten. Die Untersuchungs-Objecte wurden in den Mumiengräbern zu Assuan gewonnen, sie ergaben Blei-Präparate, zu welchen das nöthige Bleierz aus Indien bezogen worden sein muß. Herr Professor Baeder fand alle Einzelheiten der sehr geschickten Verarbeitung heraus, u. a. auch die Zubereitung einer grünen Schminke, mittelst welcher ägyptische Prinzessinnen dem Weiß ihrer Augen einen grünlich-schwarzen Schimmer verleihen haben sollen! Allerdings klingt dies ein wenig — ägyptisch. Es läßt sich aber nicht bezweifeln, daß der Körper der vor 3600 Jahren entschlafenen Prinzessin Kt eine solche Schminke enthalten hat. Uebrigens wird derartig gewagte Augenweiß-Beschönerung auch heute noch Araberinnen und taurischen Tartarinnen nachgesagt.

**Wien.** — Die Betheiligung an der Chicagoer Welt-Ausstellung gestaltet sich hier immer lebhafter, und diesmal sind es die Frauen, die in stattlicher Anzahl in die Säle des Wettbewerbes treten. Seit Wochen sammelten sich in der k. k. Handelskammer Schöne an, die der Kunstfertigkeit weiblicher Hände entsprossen. An der Spitze der Ausstellerinnen steht die Frau Erzherzogin Maria Theresia. Sie hat mit kunstgebübter Hand einen Paravent componirt und gemalt, der zu dem Besten in seiner Art gezählt werden darf. (Siehe nebenst. Abbildg. D. Red.) Die hohe Frau hat durch ihren Entschluß, diese Arbeit auszustellen, bahnbrechend gewirkt und so die erst im letzten Augenblicke angeregte Idee wunderbar gefördert. — In der im Festsaal der k. k. Handelskammer veranstalteten Ausstellung der gesammten Frauenwerke waren — außer den an anderer Stelle besprochenen Handarbeiten — ganz vorzügliche Gemälde unserer hiesigen Künstlerinnen zu sehen. Zunächst die beiden Bilder der genialen Olga Wiesinger-Florian, ein Bauernhof und ein mit Bergschneemantel überdeckter, von einer Schar bunter Schmetterlinge umflatterter dunkler Sumpfwinkel, ein Delbild unter Glas von wunderbarer Schönheit; ein paar sehr gute, kräftige Aquarelle von Josefine Swoboda, ein lachendes Tirolermädchen und der Kopf einer Italienerin; von Marie und Bertha Müller ein großes Damen-Portrait in Altweiner Tracht und einige halbgroße Köpfe, besonders ein bildschönes Ungarmädchen. Tina Blau stellt ein Praterbild „Aus der Anteau“ aus, in ihrer männlichen, stark impressionistischen Art gut gemalt; ähnliche Tendenz zeigt in glücklicher Weise Ernestine von Kirchbergs Bauernhof. Frau Baronin Mäusch-Bellinghausen hat in einem Fächerentwurf (Blumen) und einem Büschel blühender Fruchtbaumzweige, beides Aquarelle, die gefällige Aufgabe in bewunderungswürdiger Weise gelöst; ihre leicht skizzierte Fächerzeichnung gehört zu dem Schönen, was wir in dieser Art gesehen haben. Fräulein Komlosky, die Lehrerin der Frau Erzherzogin Maria Theresia, zeigt einen vollen Strauß Katschrofen und Spierkraut, sehr schön und von jener Zartheit und Detaillirungs-Kunst, welche die hohe Schülerin ihr so glücklich abgelauscht hat. Gräfin Pötting hat ein ausgezeichnetes Bild, „Rignons Ende“, die tote Rignon mit Schneerosen überfreut, mit rührender Wahrheit lebensgroß gemalt, dann ein junges Mädchen, vom ärmlichen Lager sich erhebend, „im Banne des Traumes“, ein sehr liebliches Bildchen. Marie Herrmann malte ein vor ein Bupenscheiben-Fenster gestelltes Stilleben sehr flott, und Julie Renzel hat in dem lebensgroßen, äußerst ähnlichen Antestücke des Feldzeugmeisters Baron Tiller ein von Damenhand überraschendes Werk geschaffen. Rosa Schweninger bringt mit ihrem „Reconvolescent“ und „Sei wieder gut“ zwei größere Genrebilder, welche trotz etwas verbläht erscheinender Farbe durch Zeichnung und Composition zu dem Besten der Ausstellung zählen. Fräulein Königsmann stellt ein gutes Pastell-Portrait aus, Hedwig Friedländer einen blühenden Kinderkopf in Pastell. Dem Küchen-Stilleben von Ludovica Fröbe wurde der Ehrenplatz oberhalb des erzherzoglichen Wertes angewiesen, den es wohl verdient; Laura Rohneißer und Frau Schüller-Herrmann haben hübsche und wirksam gemalte Blumenbilder gefertigt.

**Salzburg.** — Da man sich auch in weiblichen Kreisen mehr und mehr mit Amateur-Photographie beschäftigt, so wird es manche Damen interessieren, daß der unter dem Protectorate Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzogs von Toscana, stehende Club der Amateur-Photographen zu Salzburg im Juni eine vier Wochen dauernde Ausstellung von Meistern Aufnahmen, u. s. w. veranstaltet. Theilnehmer-Anmeldungen müssen rechtzeitig an den Club gerichtet werden.

**New-York.** — In Chicago wird die erste Photographie, die je von einem menschlichen Angesichte genommen wurde, ausgestellt werden. Sie stellt die Schwester Sir William Herschels aus dem Jahre 1840 dar. Die betreffende Dame lebt noch; sie ist 87 Jahre alt.



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.**

# Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Rästchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, veräschet bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Harzstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerbrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik von G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), Zürich sendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke porto- und zollfrei in's Haus.



# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Nach und nach hat sich der Corso, den wir noch vor nicht allzu langen Jahren als eine Eigenthümlichkeit sädlicher Gegenden anzusehen gewohnt waren, auch in Berlin Bürgerrecht erworben. Hier, wie an anderen Orten, bietet er Gelegenheit zur Entfaltung jenes Toiletten-Stiles, der auf der geschickten Zusammensetzung von Straßen- und Gesellschafts-Konjug beruht und dem man es gern vergeht, wenn er bunt und auffällig in die Erscheinung tritt. Alle die farbigen Seiden- und Gaze-Stoffe der Winterfaison, Tüll und Spitzen sind in den leuchtendsten und kläglichsten Farben-Combinationen erlaubt, vorausgesetzt, daß dieselben auch im hellen Sonnenschein harmonisch wirken. Natürlich wird besondere Sorgfalt auf die während der Wagenfahrt am meisten zur Geltung kommende Taille verwendet. Reichliche Hülsen aus Spitzen, Sammet und Band, mehr ein reizvoller Schmuck als ein wärmender Schutz, Taillen-Garnituren, die durch Verthen, Spitzenärmel und



breite Bolants Sonderumhänge maritimen, sind sehr beliebt. Die Hüte schwanken zwischen zwei Extremen. Rund, hart geschwungen, reich mit Band, Federn und vor allem mit Blumen ausgestattet, geben sie sich flott und lockert; als winzige Capoten, nur mit einem Sammetknoten, einem Tuff Blumen, ein paar Flügeln geschmückt, heucheln sie eine gewisse Würde, übertreffen aber an Kofetterie womöglich noch die ersteren. Eine bedeutende Rolle spielt auch der Sonnenschirm. Er erscheint als ein kleines Wunderwerk, reizend, duftig, bestechend durch die allerfeinsten Farbentöne und die zierlichen Garnituren. In Weiß, Maidgelb, Nüderfarben, zart Seegrün, hell Mandarinaroth, aus Seide mit breitem Bolant hergestellt, den langen Stod mit einer harmonisierenden Stoff-Kofette geschmückt, aus schwarzem Tüll, den Bolant mit einer Borte in Regenbogenfarben abgeschlossen oder mit Baby-Bändchen durchzogen, endlich aus weicher Spitze mit Kofetten aus dunklen schmalen Sammetbänden verziert, immer wirkt er hübsch und apart, — am apartesten allerdings in der neuen quadratischen, von einem breiten Bolant umgebenen Form. — Eine besondere Modelanne verlangt, daß die Corso-Toiletten für die Insassen desselben Wagens eine gewisse Farbeinheit beobachtet, die wieder in Uebereinstimmung mit dem Blumenschmuck des Gefährtes zu stehen hat. So ist zu einem Nüderbekränzten Wagen die Farbwirkung zweier Toiletten, zusammengelegt aus den verschiedensten Nuancen von Grün und Violett, und belebt durch ein wenig Kupferroth, überaus reizvoll. Aus Tuch in kräftigem Olivgrün mit schwarzer Spitzen-Garniturung besteht der zweifache Schultertrager der einen Dame; ein helles Matgrün zeigt der große vieredrige Sonnenschirm, ein dunkles Violett das zierliche Capote-Hütchen. Das zweite Kostüm ist aus Nüderfarbig und hellgrün hangirender Surah hergestellt; Chemisett nebst Bolant-Garnitur der Kermel sind aus gleichfarbigem Seidentrepp, während für Gürtel und Verthe dunkelgrüner, mit Kupferroth hangirender Sammet verwendet erscheint. Großer Hut aus grün, gelb und kupferroth gemischtem Stroh mit Kranz aus abgeschatteten Rosen nebst dunkeln Flügeln.



— Da auf den colorirten Bildern alle Einzelheiten einer Toilette nicht wiedergegeben werden können, erhalten die Leserinnen die Bluse, wie die zweiten Ansichten beider Anzüge des Colorits noch in besonderer Darstellung. In lose plisirte Falten geordnet und von cremefarbenen Einsätzen unterbrochen, bildet der durchsichtige Seidentrepp der Bluse einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem dichten Stoff des übrigen Gewandes. Drei fallenreiche, ebenfalls mit Spitzeninsätzen verzierte Bolants bedecken den Oberärmel und fallen vollständig nach von den Schultern ab, wie es die Mode von ihren Getreuen augenblicklich erheischt; der kraus eingezogene untere Ärmel schließt dicht und eng am Handgelenk ab. Die vielen kleinen, spitzenbesetzten Bolants des Capes und des Rodes verleihen dem Kostüm etwas ungemein Zierliches, fast



möchte man sagen Capricieuses, während der Paletot-Konjug, strenger in der Form und enstrier in der Farbe, sich auch für eine elegantere Reise-Toilette eignet. Der graue Sammet der breiten Kragen-Garnitur giebt dem sonst überaus einfachen Kostüm — zu dem jede Bluse passend erscheint — ein besonders gediegenes Gepräge. G. D.

**Wien.** — Die Eröffnung der Jahres-Ausstellung des Wiener Künstler-Hauses versammelte die Blüthe des vornehmen und eleganten Wiens. Allgemeine Bewunderung erregte eine Toilette aus tabakbraun und schwarz durch Quersstreifen ombriertem Wolstoff. In der runden Glodenform des Rodes erschien die Farbe vorn quer, rückwärts schräg abwärts zusammenlaufend; etwas über halber Rodhöhe war ein hartes Köllchen aus dem lichten Theile des schräg genommenen Stoffes quer einge- näht. Hellbraune Seiden-Kermel und schmaler Goldgürtel, darüber ein Falten-Kragen mit der hochsommerlichen Vereinigung von grün-hellbraun glaciertem Sammet und schwarzem Spitzen-Bolant, — der untere sammetne Kragenthail durch breit überfallende Spitze gedeckt. Die kleine Capote war wie ein spitzes Bouquet aus Reihen winziger Mimosenblüthen und wassergrünen Laubmooses arrangirt, eine Schmetterlingschleife aus schwarzen Spitzen überragte ein langstengiger Strauß gelber Wasserlilien; Kinnband aus schwarzem Sammet. — Auffallend waren im Allgemeinen die Mantelets und Capes aus Voutrefell oder anderem leichtem Pelz, die als zweckmäßigste und eleganteste Wagen-Umhänge gelten; selbst in langhaarigen Pelzorten, wie Skunk, sahen wir kleine Capes gefertigt. Sehr apart wirkte ein Anzug mit Zigarro-Taille und halblangem Ueberärmel aus schwarzem Kammgarn; eine schwarz-weiße Surah-Bluse mit weißem Seidenplastron in Form eines Herren-Bälhendes mit Cravate, vervollständigte das elegante, ganz besaplos gearbeitete Kostüm; der augen dunkel blaugrün, innen hell Chartreuse-grüne große Vachhut war mit schwarzem Sammet-Bandeanz und Federn garnirt, rückwärts mit einem Dreiaß aus Simili-Brillanten aufgeschlagen. — Ein Kinderkleid zeigte die gegenwärtig für unsere Kleinen bevorzugte Zusammenstellung von elfenbeinweißem Stoff mit bibergrauem Besatz, der als schmales Vörtchen aus seidenen Fadenräschen die drei übereinander fallenden Kermel-Bolants und Kuffschläge umgab; Hüngerform mit flacher Brust- und Rücken-Falte. Dazu die Greenaway-Hande aus hellblauem Groß-



so tief wie möglich zu verlegen, bietet uns eine, ebenso wohl für junge Mädchen wie für ganz junge Frauen berechnete Taillle. Dieselbe zeigt das glatte rosa Seidenlutter mit blauem, am Halsbündchen und Taillenschling eingekraushtem, über der Blüthe straffgezogenem Seiden-Ruffelin bekleidet, der sich als drei un- gemein kraus und weit ab- stehende Bolants auf den Kermeln wiederholt. Eine schwarze, mit Changeant-Perlen gefüllte Phantase-Spitze imittirt einen tiefen Ausschnitt; schmaler Gürtel aus schwarzem Sammet und übereinstimmen- der Stehkragen. Die hang- irenden, die ombrierten, die



Serpentin-Stoffe bewahren auch im Sonnenschein ihren bei Gas und elektrischem Lichte so faszinierenden Reiz. Daneben sind jedoch auch schlichtere, in Grau ombrierte Stoffe vorhanden; Stickereien, Applikationen mit einer verschwenderischen Ver- werthung von Gold, Korallen oder imittirten Steinen, schwarze Spitzen, mit Gold und Stahlperlen ausgehät, bilden den Anspug. An einer der- artigen Toilette deckt den Rod bis zur Kniehöhe ein breiter Bolant, über dessen Ansatz ein schmä- lerer fällt. Die Taille zeigt mit ihrer Verthen-Garnitur und den sehr stark gebauchten Kermeln in ausge- sprochener Weise den modernisirten Stil von 1830; verstärkt wird das eigenartige Gepräge noch durch den winzigen, in der Art einer mittel- alterlichen Hande gehaltenen Hut mit Perle-Flügeln.

B. d. G.



— Königin Margherita von Italien trägt bei Anlässen, die sie mit hervorragenden Persönlichkeiten der deutschen Nation zu- sammenführen, einen Schmuck, welcher ein Andenken an die ersten drei deutschen Kaiser bildet. Es ist dies eine Brosche im Renaissance- stile, die zwei goldene Engel zur Seite zeigt. Der eine hält die verlöbende Fadel zur Erde, während der andere die Friedenspalme emporhebt. Arabesten umringen zwei Zehn-Mark-Stücke mit den Bildnissen Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs III. und ein er- höht gefaßtes Zwanzig-Mark-Stück mit dem Bilde Kaiser Wilhelms II.

## Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wien.** — Auf der Ausstellung der für Chicago bestimmten Frauenarbeiten im Festsaal der k. k. Handelskammer waren es insbe- sondere die „Polenteppiche“ der Frau Leopoldine Guttmann, Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunststickerei zu Wien, welche das ungetheilte Interesse in Anspruch nahmen. Diese schönen Arbeiten sind in Handweberei auf einem von der Dame eigens construirten Apparate hergestellt, der sammt der Technik später der Oeffentlichkeit übergeben werden soll. Die Vorlagen sind in überaus fester und solider Knüpfweise mit offener, leuchtender Seide, in verschiedener Dichtigkeit und Höhe wie Plüsch gewebt; der Grund ist mit echtem dreilirten Gold gefüllt. Der dargestellte Teppich wurde einem im Besitze des Fürsten Lichtenstein befindlichen, unalten Polenteppich nach- gebildet, der, obwohl vom Zahn der Zeit stark verkehrt, dennoch auf der Teppich-Ausstellung des Handels-Museums vor zwei Jahren das Entzücken aller Kenner bildete und Frau Guttmann die Grundidee zu ihrer neuen Arbeit gab. Das altperthische Muster ist in hell-



grain mit biberfarbiger Marabout-Nüsch garnirt. — Aber nicht nur unsere Allerjüngsten umrahmen ihre Gesichtchen gern mit Hauben-Bolants, auch ein hübscher, schlanker Badschick trug einen englischen Hut aus seimplisirtem rosa Seiden-Ruffelin, welcher in doppelten Tollen-Bolants den fachen, gezogenen Hutboden umgab. Garnitur- schleife und langflatternde atlasgemusterte Gazebänder. Das echt jugendliche Mädchlein bestand aus Sommer-Tuch und Sammet in drei Nuancen Linsenblau, jenem milden, vollen, leicht in's Röth- liche fallenden Farbenton, welcher lange in unserer Kleidung ver- nicht wurde. Das glatt und einfach gearbeitete Kleid hatte einen dreifachen Matrosen-Kragen in abgegrüster Farbe; der Mittel-Lon ist der Stoff des Kleides, der dunkelste — Sammet, welcher auch den breiten, mit Fisch- bein gestreuten, unterm Arm gefädopten Gürtel bildet.

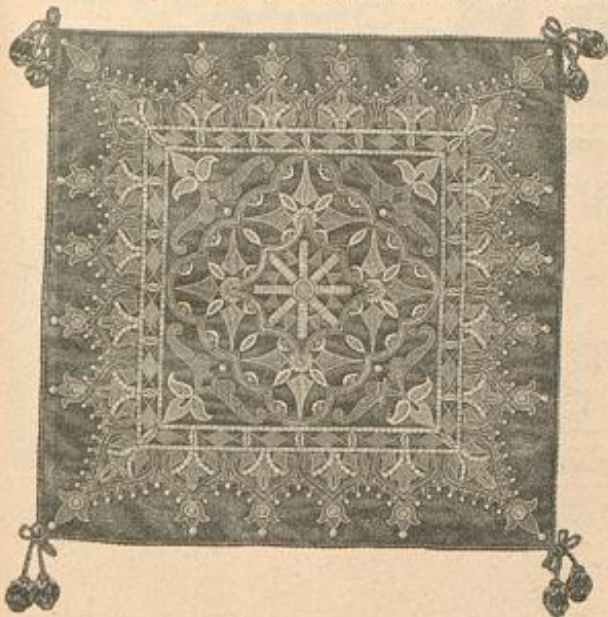
R. Br.

**Paris.** — Wie immer, so bieten auch in diesem Jahre die Kennen den Sammelplatz für Alles, was elegant, modern und originell ist. Hier will die Weltbühne sehen und gesehen werden, hier will sie neue Toiletten-Combina- tionen einem großen, aber verständnißvollen Kreise zur Begutach- tung unterbreiten, hier erproben, in wie weit ihre sprichwörtlich ge- wordene Grazie es ver- mag, mit den gewag- testen Erzeugnissen un- serer Mode zu ver- schöner. Es wird uns eine Luxus-Ausgabe der Mode, eine Art „avant la lettre“ geboten, deren vereins- fachte Formen von hier aus den Weg in das große Publikum finden. — Ein deutliches Bild der jetzigen Mode, die darauf ausgeht, die Schulter

getönten Farben gehalten, unter denen Fraise, Kupferroth und Lachs- rosa, verschiedene Schattirungen Aßblau und Rosagrün vorherrschen. — An Eigenart zunächst steht diesem Teppich ein gleichfalls aus-



geheiltes Kissen in orientalischer Application von Frau Louise Schinnerer, Lehrerin an obengenannter Schule. Dasselbe erscheint in Zeichnung, Technik und Material dem Feste Sara Mustafa nachgebildet, das bei der Türken-Belagerung Wiens im Jahre 1683



erbeitet wurde und im Besitz des Wiener k. k. Museums ist. Im Gegensatz zu der kostbaren Seide der Polenteppiche gelangt hier nur schlichter Baumwollstoff zur Verwendung. Das Interessante der Arbeit, welche unseren Leserinnen nicht fremd ist, nachdem wir bereits in der Nr. vom 1. October 1885 eine schöne Vortie in Aufnahmearbeit nach Motiven des erbeiteten türkischen Zeites gebracht, liegt bekanntlich darin, daß jede Musterfigur entsprechend größer geschnitten, genau nach der Form umgebogen und mit feinen, fast unsichtbaren Saumstichen dem Fond aufgenäht wird. — Eine rathsfördernde, wenn auch nicht völlig neue moderne Technik, Gobelin-Stickerei über gespannte Goldbörtdien, zeigte ein von Ernestine Bamberger angefertigtes Kissen. Die wirksame Arbeit ist in dichten, verzierten Gobelin-Stichen von leuchtender, cordonnirter Seide über

die dem Canavas lose aufliegenden schmalen Goldbligen gefügt. Eine besonders reich wirkende Variation dieser Gobelin-Stickerei bot das Kissenfissen, Abb. 43, in der Nr. vom 16. April d. J. — Fräulein Marie Bergmann, die Leiterin der Stickhule des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins, dessen Schülerinnen sich mit geschmackvollen Arbeiten an der Ausstellung beteiligten, bringt das untenstehende Deckchen in feinfühiger Stickerei. Auf marineblauer Seidenwebe mit gedrehten Schmitzen von bronzegelber Seide und Goldfaden benäht, erscheint daselbe durch den alterthümlich nationalen Charakter besonders wirksam. Discret angebrachte rote Seidenschur läuft durch die Randstreifen der Vordure, übereinstimmend mit Gold abgebundene Quätschen dienen als Abschluß. — Fräulein Hermine Walte stellte unter verkleideten prachtvollen Goldstickereien die hier veranschaulichte kleine Decke aus, welche durch ihre Technik, Reticella-Stickerei mit Goldfaden auf bronzegrünem Atlas, Aufmerksamkeit erregte. Viel bewunderte Kunstwerke der Stickerei waren ferner die Nadel-Malereien des Fräulein Emilie Stahm, Lehrerin der k. k. Fachschule, eines Instituts, das unter Leitung der Frau Theresie Mirani alle ausgezeichneten Künstlerinnen zu vereinigen weiß. Die beiden Apostelköpfe sind, ohne Unterlegen eines Kanarells, direct mit der Nadel auf den Stoff übertragen und zeigen neben eminenter Stickkunst wahrhaft malerische Anlagen in der tadellosen Reinheit der Linien. — Erwähnt seien noch ein Tischläufer in punto tagliato und Gobelin-Stickerei, wundervolle Weißstickereien und die herrliche Venetianer-Spizengarnitur des k. k. Central-Spizengurtes. N. Prud.



Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. No. 46. Gold- und Silberstickerei. Süd-Deutschland. XVII. bis XVIII. Jahrhundert. In der bekannten „Anlage-Technik“ gearbeitet, zeigt unsere, dem heutigen Heft beiliegende Tafel die Vereinigung einer breiten Bäumchenborte mit einer zweifach wiederholten schmälere Vordure als Abgrenzung. Kostbares Material — an der alten, mit Gold- und Silberfaden hergestellten Stickerei rothfärbige Seidenripps, — bildet den Grundstoff der Vorten, welche in dieser Ausführung sowohl für Decken, Kissen, Trüben, als auch besonders zum Schmuck der Kleidung, für Kragen, Gürtel, Aermelkuffen und dergleichen verwendbar sind. Geeigneten Erfah der Goldstickerei können Schurstickerei, Kreuznaht oder Eisenbleistickerei mit dicht gefülltem Grunde bilden, und diese nehmen auch mit einfacherem Stoffe vorlieb. Platfisch, in waschechter Seide oder buntem Garn auf Leinwandgrund, erscheint den tierlichen, abgeschlossenen Blättchen der Zeichnung besonders angepaßt; letztere würde durch den Wechsel der Stichlage und die dadurch entstehenden Licht-Reflexe selbst einfarbig, z. B. mit violett or-Seide gearbeitet, sowie durch Anwendung von Stichen in den Stielen und Blättern, trefflich zur Geltung kommen. Zur Belebung des weisseinen Grundstoffes treten dann Knötchen an Stelle der verstreuten Cantille-Stückchen. J. J.

Bezugsquellen: Toiletten mit Gabe und Ballet: W. Kornstein, Berlin W., Behrenstr. 26a. — Gobelin-Stickerei über Goldblin: Ernestine Bamberger, Wien, I. Maximilianstr. 6. Mezzanin. — Photographie des Paravent: Photograph B. Angerer, Wien, IV, Theresianumgasse 4.

**ORIENTALISCHE WOLLGARDINEN**  
Neue preiswerthe Dessins.  
Proben gegen baldige Rücksendung frei zu Diensten.  
Proben-Sort. W. G. 1. enthält die Muster von Schneidezeug und abgepassten Shawls, letztere von Nr. 8, — bis Nr. 20, — das Paar (= 2 Shawls).  
Proben-Sort. W. G. 2. enthält die Muster von abgepassten Shawls in schwerer Waare von Nr. 22, 30 bis Nr. 34, — das Paar (= 2 Shawls).  
**Francke & Co., Gnadenfrei**  
i. Schles.  
Weberei und Versandhaus.

**Die Liebe geht durch**  
den Magen. Deshalb schaffe jede Frau für ihren Abendstisch den neuerfindenen Tischherd „Steward“ an und brate auf demselben mittels rauch- und geruchlosem Glühstoff die köstlichsten Fleischgerichte am Roast. An Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit den mit Butter oder Fett gebratenen Fleischstücken weit vorzuziehen. Der Steward functionirt auch im Freien und kann man vollständige Mahlzeiten im Garten damit bereiten. Kleinere Form 4 M., große 9 M., Packet Glühstoff 40 Pf. Wenn in grösseren Haushaltungsgeschäften vergeblich verlangt, erfolgt Postversand direct durch die  
**Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.**

**Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Co. in Zürich**  
versenden porto- und sollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jeder Art von 70 Pf. bis M. 15.— per metre. Muster franco. Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.  
**Garantie-Seidenstoffe.**

**Richard Wagner-Nummer**  
soeben erschienen als No. 7 des bekannten musikal. Familienblattes „**Neue Musik-Zeitung**“, 2<sup>1/2</sup> Bogen, reich illustriert, mit **Brief-Faksimile** und zweiseitigem **Noten-Autogramm** des Meisters, beides bisher noch nicht veröffentlicht, wertvollem Textmaterial und einer 4seitigen Notenbeilage. Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung und **gratis und franko als Probenummer** vom Verleger **Carl Grüniger, Stuttgart.**

**ROWLAND'S ARTIKEL**  
für Haar, Teint und Zähne sind die besten.  
**MACASSAR OIL** stärkt den Wuchs der Haare u. verhindert das Ausfallen derselben; auch in Goldfarbe zu haben.  
**KALYDOR** verschönert den Teint, beseitigt Sommersprossen, Rötthe und Sprödigkeit; als unschädlich garantiert.  
**ODONTO**, ein Perlen-Zahnpulver, macht die Zähne weiss, bewahrt dieselben und verbindet deren Hohlwerden.  
Man verlange bei allen besseren Droguisten und Parfümerien die Artikel von **Rowland, 20 Hatton Garden, London.**

**Die feinste Würze**  
für Suppen und Bouillon  
gibt Schellers' Suppenkräuter-Extract.  
Dosen zum Würzen von 100 Port. 60 Pf., 250 — M. 1,20  
Hauptniederlage:  
**J. C. F. Schwartz, Berlin**  
Leipzigerstr. 112.  
Ecke der Mauerstrasse.  
Fabr. v. Rudolf Scheller, Hildburghausen (Thüringen).

**Spemann's**  
**VOM FELS ZU MEER**  
für das deutsche Haus  
**Beitrschrift**  
Illustrirte

**Washmittel für jarstesten Teint.**  
Gurken-Emulsion 4 Fl. 4 Mk.  
Rosen-Emulsion „ „ 6 „  
Weissen-Emulsion „ „ 6,50 „  
Parfümerie **Hort. de Goupy, Berlin C.**  
Fäinerie, Sophienstr. 25

**Knaben-Anzüge**  
u. Paletots in großer Auswahl.  
**Franz Baer u. Kitter**  
Frankfurterstr. 33 D.  
gegenüber dem Haupt-Telegraphen-Amt.

**Congo-socken**  
direct ohne Zwischenhandel, seit 18 Jahren eingeführt, über 5000 Nachbestellungen. Die Socken bleiben stets weich, achten nie ein, erheben beim Marsche den Fuß nicht, für empfindliche Füße unentbehrlich. Versand von 1/2 Dbd. ab gegen Nachnahme. Für kleine, mittel und große Füße.  
Dbd. Paar fein mittelstark stark Nr. 13. — Nr. 14. — Nr. 15. —

**DIADA MEN FRISUR**  
vom Grunde auf, inbegriffen der neuesten Mode-, Gaus- u. Fehlfisuren, sammt ihren Befehlen leicht nach praktischer Methode, jedermann leicht verständlich, die reich illustrierte Broschüre  
**„Die Damenfrisur von A bis Z.“**  
Bei Vereinfachung von Bl. 1. — od. 2 Mark franco. Bei Nachnahme Portoszuschlag.  
**A. Stockinger,**  
Wien, I. Spiegelgasse 8.

**Glasen-Nachtlichte**, haltbarste seit 1808, 6 mal präzisirt, silberne Medaille Amsterdam 1857 und Nürnberg 1851 für vollkommenste Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung. Ueberall vorräthig.  
En gros, en détail. Fabrik u. Vertriebs-Unternehmen aller Sorten Drähte, Gehänge etc. u. Papierblumen-Gehänge etc. **M. Hahn, Dresden, Serrestr. 2.**

**Verlag von Hoffmann & Ohnstein in Leipzig.**  
Soeben erschienen und ist durch alle Buchhandlungen — bei Franko-Einsendung d. Betrages auch durch die Verlagsbuchhandlung zu beziehen:  
**Fischer, Friederich**  
**Leichtfasslicher Unterricht im Kleidermachen**  
bearbeitet für Schulen und zum Selbstunterricht. Gr. 4<sup>o</sup>. 10 Bogen. Mit einer bildlichen Erklärung d. Maassnehmens u. 74 in d. Text gedr. Schnittmuster-Uebersichten. Eleg. geb. M. 3.60.

steht in der ersten Reihe der deutschen Monatschriften und möchte den geistigen Mittelpunkt der gebildeten deutschen Familie bilden. Um dies zu erreichen und um die bedeutendsten Kräfte auf litterarischem und künstlerischem Gebiete zur Mitwirkung heranzuziehen, scheidet die Verlagsbuchhandlung weder Mühe noch Kosten. **Vom Fels zum Meer** erscheint seit seinem ersten Jahrgang in zwei Ausgaben: in 26 Halbmonatsheften à 50 Pfennige und in 13 Monatsheften à 1 Mark. Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

**DIAMANTSCHWARZ GARANTIRT WASCHECHT NEGERGARN**  
**Geb. Holz FÄRBER.**  
Die mit nebenstehendem Stempel versehenen Strümpfe und die mit der Schutzmarke „Negerkopf“ gepackten Strickgarne sind vollständig echt in allen Farben und nicht gesundheitsschädlich. Man verlange **NUR Negergarn.**

**Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE**  
Oberall käuflich von M. 1.20 1/2 R an aufwärts



# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
**TÄGLICHER VERKAUF:**  
**50,000 Kilos.**  
 Zu haben in allen Spezerei-  
 DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
 Conditoreien.

## Bad Homburg

1/2 Stunde von Frankfurt a. M.



KAISER WILHELMS BAD.

In hoher Lage am Taunusgebirge. Wirksame Brunnenkur bei Magen- u. Unterleibsleiden, Gicht und Anämie. Neues Badehaus. Kochsalz- und kohlensaure Mineralwasserbäder, Kiefernadel- und Moorbäder. Kaltwasser-Heilanstalt. Heilgymnastische Institute, Massage, Electrotherapie, Inhalatorium, Molkenanstalt.  
**Luftkurort ersten Ranges.** Winterkur. Elegantes Kurhaus mit grossartig. Park, Lawn Tennis etc. Vorzügliches Orchester, Theater, Reunions, Illuminationen. — Mineralwasser-Versand in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

## Bad Elster. „Hôtel Wettiner Hof.“

**Hôtel I. Ranges.** In herrlichster Lage, vis-à-vis vom Cursaal und der Bäder. Mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet. — Ausgezeichnete Küche, ff. Weine. — Equipagen im Hotel. Omnibus am Bahnhof. **Julius Bretholz.**

## Friedrichroda.

Klimat. u. Terrainkurort, besuchteste Sommerfrische i. Thür. Walde.  
 Eisenbahnstation. 450 m hoch gelegen.

**I. Preis: Gr. goldene Medaille a. d. internat. Hygiene-Ausstellung, Ostende 1888.** Pflanznadel-, Sool-, Eisen-, Kräuter-, Dampf-, Wellenbäder etc. Inhalationszimmer für verstäubte Soole und Pflanznadelndämpfe. Massage, Hydrotherapie, Electrotherapie, Dr. Kothe's Sanatorium. — Reunions, Theater, täglich Concerte. Wasserleitung aus hochliegenden Gebirgsquellen. Canalisation. — Saison von Anfang Mai bis Ende September. Frequenz 1892: 9381 Personen excl. Passanten. — Aerzte: Dr. Weidner, Dr. Kothe, Dr. Wernick. Auskunft und Prospekte kostenfrei.  
**Das Badekomité. Dr. Weidner.**

## Bad Langenschwalbach.

(Stadt im Taunus), Regierungsbezirk Wiesbaden, 300 Met. ü. d. Meer. Verbindungen: durch Eisenbahn mit Wiesbaden 1 St., durch Wagen mit Eltville a. Rh. und Zollhaus 2 Stunden. Stärkste reine Eisenquelle, grosser Gehalt an Kohlensäure. Wirksam gegen Blutarzth, ihre Folgen u. Complicationen, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Schwächenzustände der Muskeln, Lähmungen, Katarthe, der Schleimhäute, namentlich der Geschlechts- und Harnorgane. Trinkquellen: Wein- und Stahlbrunnen, Stahl- und Moorbäder in der Königl. Badeanstalt und Privat-Anstalten. Die Höhenlage, die waldrreiche Umgebung und das dadurch bedingte erfrischende Gebirgsklima erheben Langenschwalbach gleichzeitig zu einem der vorzüglichsten Luftkurorte. Weitläufige Promenaden mit Spielplätzen, Lawn-Tennis, Kursaal, Lesesäle, Concerte, Reunions. Ausflüge nach dem Rhein, Aarthal, Wisperthal. Wohnungen in grosser Auswahl sowohl in Hotels, als in Privathäusern (Villen), Post, Telegraph, Zollamt, Bankgeschäfte, amerik. Consular-Agentur. Eröffnung der Saison am 1. Mai. Nähere Auskunft ertheilt die städtische Kurverwaltung (Bürgermeister). Prospekte gratis. Als Hotels ersten Ranges sind nachfolgende in alphabetischer Ordnung verzeichnete Häuser zu empfehlen: Altheesaal, Herzog von Nassau, Metropole, Quellenhof, Taunus.

## Nordseebad Wyk auf Föhr.

Durch Klima das mildeste, durch Lage und reiche Vegetation das freundlichste der Nordseebäder.

Ausführl. Prospekte m. Angabe der Reiseroute, sowie schriftl. Auskunft d. d. Badecommission u. den Eigenth. d. Badeanstalt G. C. Weigelt.

## Wellenbadschankel.



(Deutsches Reichs-Patent.) (Sensationell.) Mit wenig Wasser gefüllt durch Ausziehen der Führe bewegt, führt der herrliche Wellenschlag über den Körper (keine Zimmerwärme). Apparat ist verwendbar zu Voll-, Wellen-, Kinder-, Sitz-, Dampf- und Brause-Bad, ist klein und handlich, wiegt 10 Pfund, dabei bequem und haltbar, als praktisch von circa 7000 Familien angekauft. Grossartige Anerkennungen, vertheilt. Preis 40 Mk. Auf Wunsch Probeabendung. Interessanter Prospekt gratis.

C. F. L. Dittmann, Berlin O., Holzmarkt-Str. 34a. Fabrik aller Arten Bade-Apparate.

Das einzige allen Anforderungen entsprechende Haarfärbemittel ist der **Viel-, Kupfer- und Silber-freie** garantiert unschädliche

## Haarfarbe-Erneuerer

von **F. L. Harnisch, Berlin W, Potsdamer Str. 22.**

Dieselbe färbt graues resp. weisses Haar von hellblond bis tief kastanbraun, ohne das es möglich ist, dem Haar die künstliche Färbung anzusehen. Flasche mit Gebrauchsanweisung Mk. 3.

## Schering's China-Weine

rein und mit Eisen. Vorzüglich im Geschmack und in der Wirkung. Als ausgezeichnetes Mittel von Aerzten bei **Nervenschwäche, Bleichsucht** und besonders für **Recon-Condurango-Wein** findet in neuerer **valescenten** empfohlen. Als Linderungsmittel weitgehende Anwendung. Preis für beide Präparate p. Flasche 1,50 und 3 Mark, bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

**Schering's Grüne Apotheke in Berlin N., Chausseestrasse 19.** (Fernsprech-Anschluss.)

Briefliche Bestellungen werden umgehend ausgeführt. Hier franko Haus.

Berlin C., Jerusalemstr. 23. **Siegbert Levy** Berlin C., Eing. Hausvoigteiplatz.

**Wohlfeile** Wollene Besatzborten aus glanzreichem Mohairgarn. **Neuheit!**

Breite 1/2 cm.	1 cm.	2 cm.	3 cm.	4 cm.	5 cm.	6 cm.
schwarz per Meter	5 Pf.	10 Pf.	15 Pf.	30 Pf.	35 Pf.	45 Pf.
farbig	10 Pf.	15 Pf.	25 Pf.	40 Pf.	—	—

**Spitzen,** weiss, crème, fern, schwarz in allen Breiten in reicher Auswahl zu sehr wohlfeilen Preisen.

**Stark gerippte Mohairborten schwarz und farbig.**

Breite 1 cm.	3 cm.	5 1/2 cm.	
Meter	10 Pf.	30 Pf.	60 Pf.

**Mohairborten,** fein mit Gold durchzogen und zu allen modernen Farben abschattirt.

Breite 1 cm.	2 cm.	3 1/2 cm.	
pr. Mtr.	40 Pf.	60 Pf.	80 Pf.

Muster werden nur versendet bei ganz genauer Angabe und bei Einsendung von Stoffproben.



Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Die **Aufnah = Arbeit.**

Von **Frieda Lipperheide.**

X u. 77 Seiten Text mit 164 Abbildungen. Groß Quart-Format. Elegant cartonnirt mit Leinwandrücken. Preis Mk. 5.—

Das Werk bietet eine erschöpfende, von vielen Abbildungen begleitete Anleitung zur Erlernung der alten Kunststickerei, sowie eine Anzahl naturgetreuer Verkleinerungen von Original-Musterstücken früherer Jahrhunderte, welche zugleich als leicht ausführbare Vorlagen dienen können. Die weiteren Abbildungen geben zahlreiche Beispiele für die vielseitige praktische Verwendbarkeit der hoch interessanten, sehr mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Technik, welche der kunstfertigen Frauenhand neue lohnende Aufgaben stellt. Bei seinem billigen Preise wird das auch äusserlich elegant angefertigte Werk überall freundliche Aufnahme finden.

**Damen,** welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Bädern abgewaschenen **Ches** der Firma **E. Brandsma** in Amsterdam zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **Köln, Hohepforte 24** wenden zu wollen.

**Bad Driburg**  
 Kurinstitut für Damen von Sanitätsth Dr. Riefenstahl. Stahl- u. Schwefelmoorbäder i. Hause. Prospekte gratis.

**HYGIENE DES KOPFES**  
 Schönheit der Haare  
**EAU DE QUININE**  
 VON **ED. PINAUD**  
 UNFEHLBAR GEGEN SCHUPPEN UND AUSFALLEN DER HAARE  
 37, Boul' de Strasbourg, PARIS  
 Jede echte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift **Ed. Pinaud** versehen. **GRAND PRIX**

**Corsets der Welt**  
 Illustr. Prospekte gratis franco  
**Corset-Manufact. Esenwein & Frank**  
 Engros — Stuttgart — Export.

**A. A. Reimann Nachf. W.,** Friedrichstr. 198. Engl. Kronen-Hilfelle-Seide } d. Strähne Engl. Kronen-Hilfelle-Seide } 15 Pf. Aufzeichnungen jeder Art. Voger von Tapifferie u. vorangeschnittenen Weisswaren

**ERFUNDEN VON EINER FRAU: Klapp-Mich-Auf**  
**BESTER KLEIDER-RAFFER**  
 PATENTIRT in fast allen besseren Geschäften zu haben

**L. C. Busch,** Bronzewaaren-Fabrik. K. r. Hoflieferant. Berlin W., Leipzigerstrasse 19. Magazin für kunstgewerbliche Neuheiten: Stutzuhren, Armleuchter, Rauch- u. Schreibzeug, Tische, Handteller etc. Hochzeits-, Jubiläums- und Ehrengeschenke. Niederlage d. Fürstl. Stollberg. Kunstglasierei in mittelalt. Waffen und Wanddecorationen. Billige und feste Preise.

**ASTHMA & CATARRH**  
 geheilt durch die **Cigaretten ESPIC** oder das **Pulver ESPIC**  
**BEKLEMMUNG, ENSTEN, SCHNUPPEN, NERVENSCHMERZ.**  
**PARIS. EN Gros-VERKAUF:**  
**J. ESPIC, 20, Rue St-Lazare**  
 In allen Apotheken in Frankreich 2 Fr. die Packung. — Man verlangt die Unterschrift J. ESPIC in allen gross. Apoth. Deutschland.

**Für Kunstfreunde.**  
 Unser Katalog, für 1892/93 ist erschienen. Derselbe hat an Uebersichtlichkeit, sowie an Kornetheit der Ausstattung wesentlich gewonnen und enthält eine durch viele Illustrationen geschmückte Uebersicht über unsere Reproduktionen nach Gemälden alter u. moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhaltes; Genrebilder, Jagd-Sportbilder, Landschaften und Seebilder. Der Katalog wird gegen Einzahlung von 50 Pfennig (für's Ausland) von 80 Pfennig (für's Ausland) in Briefmarken franco zugesendet.  
**Photographische Gesellschaft Berlin.**

**Damen** gesucht z. com. Verfaufe echt chines. Thees. Hohe Prov. Importhaus **H. Salfeld, Hamburg.**

**Stottern**  
 heilt **Rudolf Denhardt's** An- gründl. **Eisenach** Prospekt gratis  
 Honorar nach Heilung.  
 Garten, 1878 No. 13, 1879 No. 5. Einzige Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, die mehrst. staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. Kaiser Wilhelm II.

**PARFUMERIE REGINA**  
 Berühmtes Parfüm **GELLÉ Frères**  
 PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Billigste Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt.  
**Linoleum,** Bestes Fabrikat. 0 Mtr. Gemustert secunda 1,80 Mk. Glatt 2 1/2 mm stark 2,50 Mk. Glatt 3 1/2 mm stark 2,55 Mk. Gemustert 3 1/2 mm stark 3,30 Mk. Granit mit durchgehendem Muster, tritt sich nie ab 4,38 Mk.  
**Julius Henel vorm. C. Fuchs,** Hoflieferant mehrerer Höfe. **BRESLAU, Am Rathhause No. 26.** Qualitäts-Proben und Muster franco.

**Hollins Merino Strickgarn**  
 ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.





## Neue Herren-Moden.



Der elegante Frühjahrs-Paletot besitzt eine mittlere Länge bei mäßiger Weite. Charakteristisch erscheint der breite Kragen. Besonders beliebt sind Stoffe in bräunlichen oder bläulichen Tönen. — An dem Promenaden-Kostüm aus dunklem Cheviot soll der Rock offen getragen werden; die Vordertheile sind deshalb sehr schmal geschnitten, sodas ein Zutropfen ausgeschlossen ist. Weite mit Shawl-Kragen; weites Beinleid. (Le Progrès, Paris.)

## Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Unter dem Vorhise der Kaiserin tagte hier kürzlich die Jahresversammlung des Vaterländischen Frauenvereines. Von den Frauenvereinen Bayerns, Badens, Westfalens u. s. w. waren Delegirte entsendet worden. Die Zahl der Mitglieder ist von 106 000 auf 111 000 gestiegen. Die Cholera-Epidemie in Hamburg gab dem Vereine in diesem Jahre besondere Gelegenheit

zu thätigem Eingreifen. Mit Rücksicht auf eine künftige Cholera-Epidemie hat der Vorstand diejenigen seiner Zweigvereine, welche Krankenpflegerinnen-Anstalten besitzen, zur Mittheilung aufgefordert, welche Pflegekräfte sie nöthigenfalls nach den Cholera-Bezirken zu entsenden vermögen. Den Hauptgegenstand der Vereinsthätigkeit bildet die Vorbereitung für den Kriegsfall; daneben wird der Schwerpunkt der Friedenthätigkeit zur Zeit auf die Gemeinde-Krankenpflege, sowie auf die Führung von Krankenhäusern gelegt und zwar namentlich solcher, welche zugleich als Ausbildungs-Anstalten für Schwestern dienen. Haupt- und Zweigvereine verfügen jetzt über ein Vermögen von 6067747 Mark in bar, sowie in Grundstücken und Einrichtungen.

— Ebenso fand vor kurzem die Jahresversammlung des unter dem Protectorate der Kaiserin stehenden Vereines Frauenhilfe statt. Die Kaiserin war bei der von etwa 3000 Frauen und Jungfrauen besuchten Versammlung zugegen. Besonders eifrig forderte General-Superintendent Dr. Orvanber „Freiwillige“, nicht nur für den Diakonissen-Dienst, sondern auch für die große Arbeit in den Krankenhäusern auf. „Als im Jahre 1834 die große Cholera-Epidemie in Hamburg herrschte“, so führte der Redner warmherzig aus, „und Amalie Siebeling den Entschluß faßte, sich als Pflegerin für das städtische Cholera-Kazareth anzubieten, da hielten sie nicht bloß ihre Verwandten und Freunde, sondern eigentlich die ganze Stadt für nicht ganz bei Sinnen. Die Kerze waren am ehesten bekehrt, denn nach acht Tagen wankten sie lauter solche Pflegerinnen. Heute, nach 60 Jahren, ist der Gedanke allgemeiner Wehrpflicht der Frauen auf dem Gebiete der barmherzigen Liebe in ganz anderem Maße durchgedrungen, ihre Anschauung hat sich geändert und zwar zu dem Heilsamen und Schönen. Aber es fehlt noch viel, daß wir am Ziele dieser Entwicklung angekommen seien. Wenn nur etliche tausend Frauen in jedem Jahre lebendig von diesem Gedanken erfährt würden, so wäre unser Mangel an geeigneten Kräften schon fast gehoben, und ein Trost der Liebe jüde dann durch die Hände unserer Armen und Kranken, und unsere Pflegestätten würden so mannigfaltiger Noth behoben werden.“

**Wien.** — Nach jahrelangen Vorarbeiten hat sich hier der Allgemeine Osterreichische Frauenverein constituirt. Nach der Absicht des vorbereitenden Comités sollte er die vollständige, mithin auch die politische Gleichberechtigung der Frau anstreben und daher die Forderung nach dem activen wie nach dem passiven Wahlrechte für jede selbständige Steuerträgerin aufstellen. Um aber die Genehmigung der Behörden für die Statuten des neu zu gründenden Vereines zu erlangen, war es nothwendig, diesen Punkt des Programmes fallen zu lassen. Der Verein hat mithin jetzt keine politische Tendenz, er begnügt sich damit, für die Gleichstellung der Frau auf socialem und culturellem Gebiete zu wirken. In Bezug auf den Unterricht ist der für die Frauenwelt vorerst wichtigste Schritt schon durch den Verein für erweiterte Frauenbildung mit der Schaffung der Mädchen-Gymnasial-Schule geschehen, deren erste, die Vorbereitungs-Klasse, im October v. J. hier in's Leben trat und am Schluß des ersten Semesters einen sehr guten Erfolg aufwies. Der Allgemeine Osterreichische Frauenverein wendet sich daher zunächst an die Erwachsenen, deren geistigen Gesichtskreis er zu erweitern und denen er nothwendige und nützliche Kenntnisse, die bisher der Frau noch fern lagen, zu verschaffen sucht. So eröffnet er vorerst zwei Curse, einen anatomischen und einen juridischen, in der Dauer von drei, beziehungsweise einhalb Monaten, und veranstaltet Vorträge, deren Abhaltung bewährte Vorkämpfer der Frauenrechte übernommen haben.

— An zwei städtischen Mädchen-Bürgerschulen ist gegenwärtig die Stelle der Directorin ausgeschrieben. — eine That-sache, die in den betreffenden Kreisen großes Aufsehen erregt. Bis vor wenigen Jahren war nur eine einzige öffentliche Mädchenschule unter weiblicher Leitung, und als diese Oberlehrerin starb, wurde

ihre Stelle durch einen Lehrer besetzt. — Seit im Vorjahre ein Ministerial-Erlaß anordnete, daß an Mädchenschulen in erster Linie weibliche Lehrkräfte anzustellen seien, wurden auch mehrere Oberlehrerinnen für Volksschulen berufen und einem für eine Mädchen-Volksschule vom Stadtrathe ernannten Oberlehrer hat der Landesk-Schulrath die Genehmigung verweigert. Daß nun auch die Bürger-schule, die die Mädchen vom 11. bis zum 14. Lebensjahre besuchen, unter weibliche Leitung gestellt wird, ist eine neue Errungenschaft; es ist leicht begreiflich, daß die Lehrer, die sich in ihren Interessen bedroht sehen, dagegen sind. Aber auch der Stadtrath wendet sich gegen die Ausschreibung der Schulbehörde, weil im Gesetze wohl von Oberlehrerinnen (für Volksschulen), aber nicht von Directorinnen (für Bürger-schulen) die Rede sei.

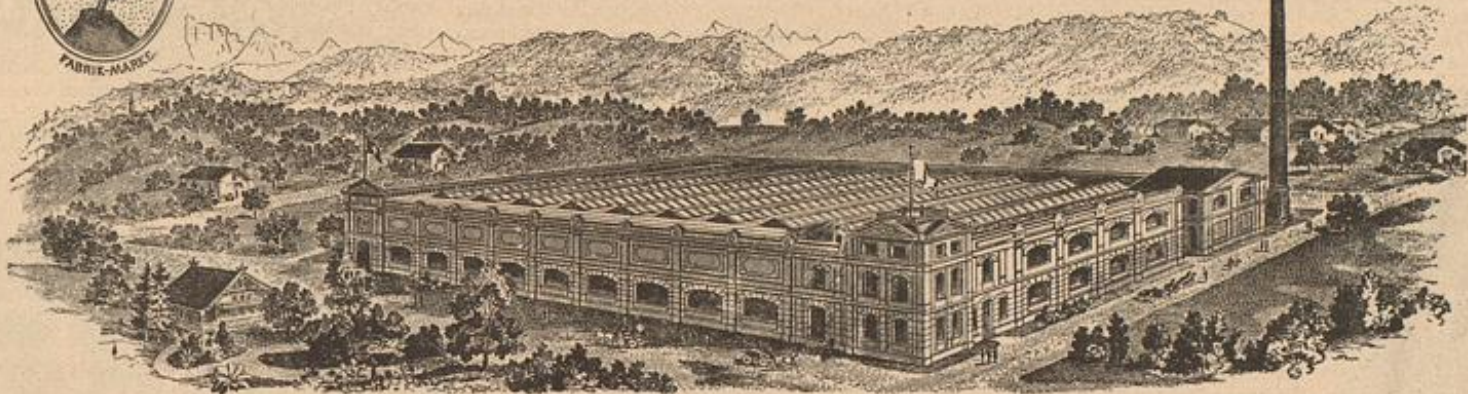
**Kopenhagen.** — In Dänemark ist unlängst zum ersten Male eine Dame promovirt worden, Fräulein Anna Hude, deren Name in der wissenschaftlichen Welt bereits bekannt war. Fräulein Dr. phil. Hude machte 1882 ihr Studenten-Examen, erhielt 1884 für Verantwortung einer historischen Aufgabe von der Kopenhagener Universität die goldene Medaille und ist seit mehreren Jahren in der historischen Abtheilung des dänischen Reichsarchivs beschäftigt.

**London.** — Zwei gelehrte Schottinnen, die Damen Lewis und Gibson, haben im Kloster Sinai einen ganz hervorragenden wissenschaftlichen Fund gemacht. Sie entdeckten dort ein Palimpsest-Manuscript, das der beinahe vollständige syrische Evangelien-Text ist, wovon man bis jetzt nur Fragmente besaß. Dieses Manuscript konnte, obgleich es sehr abgenutzt und beschmutzt war, in gemeinsamer vierzigstägiger Arbeit mit Professoren von der Universität Cambridge glücklich entziffert werden.

**Petersburg.** — Bei einer privaten Ballet-Aufführung, welche die hiesige Aristokratie zu Wohlthätigkeits-Zwecken veranstaltete und auf der ein eigens hierzu verfaßtes Ballet „Le triomphe de Terpsichore“ in Scene gesetzt ward, erregte namentlich die Tanzkunst der jungen und schönen österrödischen Gräfin Wehrhalsen Aufsehen. Ueberhaupt ward durchweg mit Anmuth und Feuer getanzt. Den Gegenstand des Ballets bildete eine Bauernhochzeit, bei der das Dorf-Oberhaupt das Tanzen verbietet, worauf Terpsichore einen allgemeinen Tanz-Ausschlag erregt. Die Vorstellung erzielte eine Einnahme von ungefähr 60 000 Mark.

**Warschau.** — Am 11. April ward hier Anna Bilinska-Bohdanowicz unter großartiger Theilnahme aller Kreise zu Grabe getragen, nachdem sie am 8. April im Alter von nur 35 Jahren von einem Fieber dahingerafft wurde. Mit ihr ist eine edle Frau und eine der eigenartigsten Malerinnen der Gegenwart dahingeschieden. Frau Bilinska war in Warschau geboren und erst seit ungefähr Jahresfrist die Gattin des Dr. Bohdanowicz dafelbst geworden. Sie bildete sich hauptsächlich in Paris aus, wo ihr im Salon die höchsten Auszeichnungen zu Theil wurden und auch in Berlin hat man ihre Werke kennen gelernt und bewundert. Im Winter 1890 besaß sie dort ein Atelier in der Königsgräber-Strasse, wo sie namhafte Portrait-Aufträge ausführte; auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung 1891 erhielt sie die große goldene Medaille. Sie hatte damals u. A. ein ganz herrliches Selbst-Portrait aufgestellt, das ihre geistvollen Züge in meisterhafter Weise wiedergab. 1892 fanden polnische Motive von ihr im Oesterrödischen Salon höchsten Beifall, desgleichen Strandbilder. In der ganzen Kunstwelt wird man die tiefe Trauer der Polen um ihre hervorragende Landsmännin theilen.

**New York.** — Es ist bemerkenswerth, daß in denjenigen Staaten der Union, in welchen den Frauen das politische Wahlrecht zusteht, diese ihre Stimmen doch vorzugsweise den männlichen Candidaten zu geben scheinen; so unterlag jetzt wieder in Kansas City eine Mrs. Potter ihrem männlichen Rivalen durch die sich gegen sie wendende Entscheidung der Frauen.



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seiden-Damaste

— ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.85 p. Met.

bis Mk. 18.65 — schwarze, weiße u. ein-, zwei- u. dreifarbig (ca. 50 Qual. u. 600 versch. Farben, Dessins etc.), sowie schwarz, weiß und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, farrirt, gemustert etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Touards v. Mk. 1.35 — 5.85  
 Seiden-Grenadines „ 1.35 — 11.65  
 Seiden-Bengalines „ 1.95 — 9.80  
 Seiden-Waistkleider p. Robe „ 16.80 — 68.50  
 Seiden-Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
 Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.







für die Kuffagen gewählt, deren Musterung in Spitzen-Seiden besteht. Diese sind mit kräftigem weissen Zwirn gearbeitet und die Contouren durch ein feines Schnürchen gebildet. Die naturgroße Muster-Vorlage des Kiffens läßt sich auch für die Decke verwenden, welche in jeder Größe herzustellen ist, soweit es die verschiedenen Breiten des Leinens gestatten.



Weiße - rote Schnur dient zur Ausstatung. E. J. Eine hübsch verzierte Hülle für broschirte



zwei je 3 cm lange Einschnitte zu machen. Nun bricht man den Carton am oberen und unteren Rande um und schneidet genau in der Mitte je einen Streifen in der Breite des Buchrückens heraus; die verbleibenden Theile hat man nach Maßgabe des kleinen Schnittes derart zu schrägen, daß je in der Mitte nur eine 3 cm breite Junge stehen bleibt. Diese Jüngen werden später über einander legend durch die Einschnitte der Seitenklappe geschoben und halten die Hülle ohne jede weitere Befestigung über der Brochüre zusammen.

— Für die Klopfarbeit in Metall ist es nicht immer leicht, dankbare Vorlagen zu finden;

der kleine nordische Kugelleuchter wird deshalb doppelt willkommen sein. Aus zwei Halbkugeln zusammengeheftet, zeigt der Leuchter nur die obere mit einem zierlichen Ornament geschmückt, das sich glatt mit festen Contouren von dem fein gepunzten Grunde löst.

Die aus Messingblech gefertigte Kugel hat einen Umfang von 24 cm und erhält am oberen Theile eine Höhlung, gefüllt durch einen cylinder-förmigen Einsatz zur Aufnahme der Kerze; mit dem Einsatz ist auch die Metall-Manschette verbunden. Drei Kugelfüße, je 7 cm im Umfang messend, tragen den Leuchter. Nach vollendeter Klopfarbeit überzieht man die Metalltheile dem Klempner, der sie geschnitten hat, zum Poliren, wobei darauf zu achten ist, daß die Kugel genügend mit Schmirgel gefüllt wird. Ein Stückchen mit etwas Feinruß geschwärtztes Leinen dient zum Abreiben der gepunzten Musterung, in deren Tiefen eine leichte Schwärze zurückbleibt, den allzu grellen Ton des Messings mildernd. Eingehende Anleitung für die interessante Arbeit finden unsere Leserinnen in Lieferung 8 der „Händlichen Kunst“.

Verlagsquellen: Costüme: A. Jungmann, Wien I. Albrechtshof. — Hüte: W. Galimberti, Wien I. Spiegelgasse 7. — Jet-Öhrlein: Arnold, Jun Schmetzerling, Wien I. Vognergasse. — Kräftigste: Frau A. Adersmann, W., Köpferstr. 82. — Portfeuille, Kuffdecken: D. Hampel, W., Marktgrabenstr. 50. — Näh-Mechanik, Uhrtaube: V. Prager, Bazar de voyage, N.W., Lat. d. Linden 27. — Marken-Auswähler: Reiz u. Weiners, W., Leipzigerstr. 10. — Tasche mit Gürtel: Bachhofer, Wien I. Karntnerstr. 36. — Gartendecke: E. Deuse, W., Friedländerstr. 189. — Kugelleuchter: Thomas, Cifeler, W., Karlsruherstr. 166, III.



ungelegt, worauf diese Klappen unten und oben bis auf 14 cm vorderer Breite abzuschlagen sind; in der Mitte derselben hat man

# Literarisches

Gedichte von Johannes Schürmann. (Berlin W., J. Fontane & Co 1893, M. 3.)

Zu den neu auftauchenden Poeten, denen entschiedene Begabung nicht abzusprechen ist, gehört Johannes Schürmann. Seine Gedichte, eigene Schöpfungen sowohl wie Uebersetzungen, zeichnen sich meist durch flüssige, melodische Form aus. Dies hindert freilich nicht, daß er sich über die Regeln der Kunst dichtung zuweilen so souverän hinwegsetzt, wie es nun einmal unseren folg-bequemeren Modernen eigen ist. Wer sich aber durch manches in verdiebtener Hinsicht recht Kinderwertige nicht abstoßen läßt und einige wirklich schöne und anmuthige Proben der neuesten deutschen Lyrik, sowie einzelne wohlgelungene Uebersetzungen kennen lernen will, dem sei Schürmanns Buch empfohlen. J. W.

G. Schridt, Farrer Streccius, Roman. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, 1893, geb. M. 3.)

Es macht stets Freude, einem Buche zu begegnen, das weitab von der Bahn des Gewöhnlichen liegt. Als ein solches ist der Farrer Streccius anzusehen. Die zu philosophischer Betrachtung neigende, dabei poetisch hochbegabte Verfasserin besitzt ein ganz eigenartiges Schilderungs-Talent, das durch den bei uns ziemlich unbekanntem Schauspiel der Handlung, der russischen Office-Finsel Lesel, besonders unterhält wird. Es mag sein, daß ihr origineller, kraftvoller Stil da und dort Fehler und Seitenlängen aufweist, es mag sein, daß die Composition zu viel Springartiges zeigt, daß Zweifel an der Wahrscheinlichkeit einzelner Vorgänge aufstehen können: der Vorzüge sind dagegen zu viele, um nicht trotzdem den Leser zu fesseln. Den Kern der Geschichte bildet das tragische Geschick eines lutherischen Geisteslichen und seiner beiden jungen Nichten. Ob die geliebte Kritik russischer Verhältnisse frei von Uebertreibungen ist, vermögen wir nicht zu unterscheiden, von tendenziöser Rache der Sensations-Schriften kann hier aber durchaus keine Rede sein. Dazu steht zu viel Charakter in dem Buche. Ein sogenanntes besiedelndes Ende giebt es nicht; in psychologisch feiner Weise wird das trübe Kapitel des Selbstmordes behandelt, der Schluss klingt, von Reinklängen sich frei haltend, traurig, aber nicht verstimmend aus. Die Charakter-zeichnung ist meist vortrefflich gelungen, vorzügliche Sitten-Schilderungen und ergreifende, die volle Poesie der Erde und des Meeres athmende Naturbilder gewähren hohen Genuß. Die Frauen dürfen wieder einmal mit Recht auf die literarische Leistungsfähigkeit einer ihrer Schwestern stolz sein. J. W.

## Seiden-Imitation

in neuen □ und Streifen.  
Sehr angenehm u. leicht für Sommerkleider.  
Ca. 100 cm. breit, Mtr. 1,20 M.  
— Proben frei. —  
**Francke & Co.**  
Weberei und Versandhaus  
Gnadensfrei in Schlesien.

## Richard Wagner-Nummer

sieben erschienen als No. 7 des bekannten musikal. Familienblattes „Neue Musik-Zeitung“, 2 1/2 Bogen, reich illustriert, mit Brief-Faksimile und zweiseitigem Noten-Autogramm des Meisters, beides bisher noch nicht veröffentlicht, wertvollem Textmaterial und einer 4seitigen Notenbeilage. Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung und gratis und franko als Probennummer vom Verleger Carl Grüniger, Stuttgart.

Verlag von Rud. Bechtold & Comp. in Wiesbaden.

## Für Kunstfreunde.

Unter Katalog für 1892/93 ist erschienen. Derselbe hat an Uebersichtlichkeit, sowie an Vornehmheit der Ausstattung wesentlich gewonnen und enthält eine durch viele Illustrationen geschmückte Uebersicht über unsere Reproduktionen nach Gemälden alter u. moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhaltes; Götterbilder, Jagd-Sportbilder, Landschaften und Seestücke. Der Katalog wird gegen Entsendung von 50 Pfennig (für's Ausland) von 80 Pfennig (für's Ausland) in Briefmarken franco zugestellt.

Photographische Gesellschaft Berlin.

## Otto Weddigens Gesammelte Werke.

Band I. Gedichte. Preis brosch. M. 4, geb. M. 5.  
II. Fabeln, Parabeln und Sprüche. Preis brosch. M. 1,50, geb. M. 2.  
III. Märchen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3,50.  
IV. Westfälische Dorfgeschichten. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3,50.  
V. Novellen und Erzählungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3,50.  
VI. Epische und dramatische Dichtungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3,50.  
VII. Aufsätze und Reden. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3,50.  
VIII. Erinnerungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3,50.

— Jeder Band ist einzeln käuflich. —

„Weddigen ist einer unserer namhaftesten wasserländischen Dichter“, seine Lieder erwägen als Mitkämpfer zuerst in dem großen Jahre 1870 und unentwegt hat er in seinen Dichtungen seitdem der großen wasserländischen Sache gedient und überall die Idee des Schönen zur Darstellung gebracht. Weddigen ist ein treuer Sohn der „rothen Erde“ und ein echter Volks- und Jugenddichter.

## Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Koth, Berlin W., Köpferstr. 84a.

En gros, en détail. Fabrik u. Versandt aller Drähte, Anhängler, Stimmenscheren, Kleinteile fert. Maßer Dresden, Zerrstr. Wiederverkauf, hob. Kobalt!

Stillevolle Laubsäge, Schnitt-, Kerbschn.-, Holzrand- u. Holzmaße-Verl. auf Papier und Holz gedruckt. Preis direct auf Holz constant mit 1000 Mk. (auch über Räder f. Regelarb. u. Pat. 20 Pf. Brim. Mey & Widmayer in München.

## Jede Dame

kauft am vortheilhaftesten bei der Firma  
**Siegbert Levy,**  
Berlin C., Jerusalemstr. 23, Eingang Hausvogteiplatz.

Wollene Besatzorten	Meter von 3 Pf. an
8 cm breite Spachtel-Spitzen und Einsätze	Meter „ 45 „ „
8 cm breite seidene Spitzen und Einsätze	Meter „ 35 „ „
Sammetbänder	Meter „ 7 „ „
Seidenbänder	Meter „ 30 „ „
Passementerie und Perlbesätze	Meter „ 10 „ „

bis zu den elegantesten Artikeln in der geschmackvollsten Auswahl.  
Hochfeine Besätze zu Garnituren für Ball- und Gesellschaftskleider zu billigen Preisen.

**Neu! Schulter-Kragen aus prima Wolltüll mit Mohair-Borte** behält, Stück 10 Mk. und 12 Mk.

## Kunstgewerbliches Atelier

Berlin W., Potsdamerstr. 66.  
Unterricht, Vorseichnungen, Einrichtung, Ausführung aller Techniken, wie Lederchnitt, Metallarbeiten etc. und aller Phantasie-Malecien, auch Gobelen u. vermis-martin.

Wetne vielgerühmten Prof. IV. Kuff. Selbstst. Bettfedern u. Koghaar, wach. desinfic. bereidnet etc. Preis 95 Pf. empfiehlt. Soph. Maler Streib, Reimweil (Württbg.)

## Stottern

heilt **Rudolf Donhardt's** An-ründ. jeder Farbe, auch geschidte, Honorar nach Eisenach gratis  
liellung  
Gartel, 1878 No. 13, 1879 No. 5. Einsig  
Anst. Deutschl. i. berl. Lager, die mehr.  
staatl. ausgezeichn. zuletzt d. s. M.  
Kaiser Wilhelm II.

## Damenschneiderei

in Mainz mit feiner sol. Rundschiff preis-wert zu verkaufen. Anfragen unter M. 310 an Danlentstein & Boyler A.-G. in Mainz.

● Waschmittel für zartesten Teint. ●  
Gurken-Emulsion A. H. 4 Mk.  
Nosen-Emulsion „ 6 „  
Weichen-Emulsion „ 6,50 „  
Par-  
fumerie Hort. de Goupy, Berlin C., Zobbiensstr. 25

Gesichtshaare d. Frauen u. ihre Heilung: geg. Einseb. von M. 1.25 u. beziehen von Apotheker Wegener in Reinfeld i. O.

Fermosen, schönste aller Monats- aller Rollen, 20 St. (= 1 Rollpad.) zu 5 Pf. empfiehlt A. Schnieber, Trebnitz i. Schl.

Damen gelücht a. com. Verlaufe echt chinesis. Thees. Hohe Prov. Importhaus H. Salfeld, Hamburg.

## Strümpfe zum Anweben

von Wolle, Baumwolle und Seide, jeder Farbe, auch geschidte, übernimmt die renommierte Strümpfwarenfabrik von **Kreyszig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 105. Lager besser und moderner Strümpfe jeder Qualität. Auf Wunsch Auswahllendung.

Tausende verwenden nur mein Heimathfabrikat  
**Madapolam-Stickerei.**  
Solides für Wäßer, Ausstern. Fabrikpreis. **G. Kirsten a. d. Erzgebirge.** Hauptverhandl.-Wiederlage, Elberfeld (Rheinl.)  
Wer 1 heizb. Badestuhl hat kann tagl. warm baden. Preis v. 38 Mk. ab. Prospect gratis. Auch Raten. L. WEYL, Berlin S. 14.

## Linoleum

Bestes Fabrikat. □ Mtr.  
Gemustert secunda 1,80 Mk.  
Glatt 2 1/2, mm stark 2,50 Mk.  
Glatt 3 1/2, mm stark 2,45 Mk.  
Gemustert 3 1/2, mm stark 3,30 Mk.  
Granit mit durchgehendem Muster, tritt sich nie ab 4,38 Mk.

Julius Henel vom C. Fuchs, Hoflieferant mehrerer Höfe. BRESLAU, Am Rathhause No. 26. Qualitäts-Preise und Muster franco.

## Heizbarer Badestuhl

verbessert Construction, in welchem man sich mit 5 Pf. Kohle i. Jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislist kostenfrei.

**Kosch & Teichmann,** Berlin S., Prinzenstrasse 43, Fabrik heizbarer Badestühle, Baderwannen, Doucheapparate, Closets.

## Jede Dame ist im Stande alte deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 31.

PATENT BRENNAPPARAT Mk. 6,50.  
**Gustav Fritzsche, Leipzig,** Königl. Hoflieferant.  
Illustr. Prospekt u. Preisverz. franco u. grat.

## Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 1/2 K<sup>o</sup> an aufwärts

## Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & C<sup>o</sup>. in Zürich

versenden porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe jeder Art von 70 Pf. bis M. 15.— per metre. Muster franco. Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.  
**Garantie-Seidenstoffe.**



# MENZER's Griechische Weine

sollten in keiner guten Haushaltung fehlen

Probekisten von je 12 grossen Flaschen, herb, süss oder clarat:  
Marke A. B. C. D. E. G.  
18 Mk. 18 Mk. 60 Pfg. 20 Mk. 40 Pfg. 19 Mk. 12 Mk. 12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rothe deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.  
Bitte verlangen Sie die ausführliche Preis-Liste von J. F. Menzer, Neckargemünd.

## BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44-69° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

„Friedrichsbad“ und „Kaiserin Augusta-Bad“ während des ganzen Jahres geöffnet.  
Musteranstalten, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz. — Mineral- und medicin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Badanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Privat-Heilanstalten jeder Art. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstellenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. — Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Les-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferde- u. Trabrennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Rolende Spaziergänge und Ausflüge. — Ausgezeichnetes Lawn-Tennis-Spielplatz. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lago. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahres-Temperatur: + 8,97° C.

## Bad Langenschwalbach.

(Stadt im Taunus), Regierungsbezirk Wiesbaden, 300 Met. ü. d. Meer. Verbindungen: durch Eisenbahn mit Wiesbaden 1 St., durch Wagen mit Eltville a. Rh. und Zollhaus 2 Stunden. Stärkste reine Eisenquelle, grosser Gehalt an Kohlensäure. Wirksam gegen Blutmuth, ihre Folgen u. Complicationen, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Schwächen der Muskeln, Lähmungen, Katarthe, der Schleimhäute, namentlich der Geschlechts- und Harnorgane. Trinkquellen: Wein- und Stahlbrunnen, Stahl- und Moorbäder in der Königl. Badeanstalt und Privat-Anstalten. Die Höhenlage, die waldrreiche Umgebung und das dadurch bedingte erfrischende Gebirgsklima erheben Langenschwalbach gleichzeitig zu einem der vorzüglichsten Luftkurorte. Weitläufige Promenaden mit Spielplätzen, Lawn-Tennis, Kurtaal, Lesesäle, Concerte, Reunions. Ausflüge nach dem Rhein, Aarthal, Wisperthal. Wohnungen in grosser Auswahl sowohl in Hotels, als in Privathäusern (Villen), Post, Telegraph, Zollamt, Bankgeschäfte, amerik. Consular-Agentur. Eröffnung der Saison am 1. Mai. Nähere Auskunft ertheilt die städtische Kurverwaltung (Bürgermeister). Prospekte gratis. Als Hotels ersten Ranges sind nachfolgende in alphabetischer Ordnung verzeichnete Häuser zu empfehlen: Alleeaal, Herzog von Nassau, Metropole, Quellenhof, Taunus.

## Bad Homburg

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. In hoher Lage am Taunusgebirge. Wirksame Brunnenkur bei Magen- u. Unterleibseliden, Gicht und Anämie. Neues Badehaus, Kochsalz- und kohlensäure Mineralwasserbäder, Kiefernadel- und Moorbäder. Kaltwasser-Heilanstalt. Heilgymnastische Institute, Massage, Electrotherapie. Inhalatorium. Molkenanstalt.  
Luftkurort ersten Ranges. Winterkur. Elegantes Kurhaus mit grossartig. Park, Lawn Tennis etc. Vorzügliches Orchester, Theater, Reunions, Illuminationen. — Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

## Königliches Soolbad Elmen.

Beste Elmen-Salze der Magdeburg-Stadt. Bohra und Station Schönebeck b. Elbe Magdeburg-Elbia.  
Saison 15. Mai bis Ende Sept. Aeltes Soolbad für Gicht, Rheuma, Anämie, Herzkrankh., Bronchitis, Frauenkrankheiten, Striktil, Hufen-, Kehlkröpfe, u. Nervenleiden. — Soolmanners-, Soolschwimmbäder, Dampf- u. Sool-Dampfbäder, Soolbäder, Inhalatorium, Soolwasser-Soolbäder, überaus gut überwachter Molkerei. Grosse Luft an dem 2 km langen Stadtwald, täglich Concerte, Reunions, Prosp. u. Ausf. durch d. Hgl. Badeverwaltung in Bad Elmen b. Schönebeck a. E.



Neu! Praktisch! Schöberl's Pat. 52403.



Patent-Reform-Kinderbett, Lauffahne, Babytasten u. Spielplatz zugleich, verstellbar u. einfach umklappen, erleichtert d. Gebenlernen in d. einzig zulässigen Art, wie es von d. berühmtesten Kinderärzten empfohlen u. im neuesten Werke des Sanitätsrath Dr. Fürst „Das Kind und seine Pflege“ ganz besonders hervorgehoben wird. Babytasten auch allein zu haben. Ausserdem empfehle jede Art Kinderbettstellen in 20 verschiedenen Sorten von 8 Mark an. J. Schöberl, Hofliefer., München, Kanalstrasse 34 — Maximilianstrasse 42. Hl. Preiscont. bei Bescheid. b. Wittelsb. freca.

## Gratis

erhalten alle neu hinzutretenden Abonnenten den bis zum 1. Juni erschienenen Theil des Berliner Romans „In den Fesseln der Schuld“ von Friedrich Dernburg.

Der Roman wirkt kraftvolle Schlaglichter auf die herbe Wirklichkeit Berliner Lebens! — Er führt in die hinterlassene Familie eines hohen Staatsbeamten und damit in eine jener Gruppen, auf denen die sozialen Verhältnisse der Gegenwart mit besonderer Schwere lasten. Der Kampf zwischen Sittlichkeit und Freigier ist in dem durchweg spannenden Roman aus dem jetzigen Berlin vollständig zur tragischen Schuld der Geldin.

## Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung  
mit Effekten-Verkaufsanzeige nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illust. Beiblatt „ULK“, better. Sonntagsblatt „Deutsche Wochenschrift“, feuilletonist. Beiblatt „Der Zeitgeist“, Mittheilungen für den Monat Juni über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“ liefert bei allen Reichspostämtern nur 1 M. 75 Pf. Probe-Nummern durch die Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

## G. E. Höfgen

Dresden-N., Königsbrückerstr. 56  
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrräder, Netzbetten u. s. w.  
Kinderwagen mit und ohne Gummi-bekleid., das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder. Preise v. 12-120 Mk.  
Bettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders f. kleinere Kinder. Preise v. 12-60 Mk. Illustriertes Preisbuch frei. Export. Engros. Detail.



## ASTHMA & CATARRH

geheilt durch die Cigaretten oder das Pulver ESPIC  
Beklemmung, Husten, Schnupfen, Nervenschmerz.  
PARIS. EN Gros-VERKAUF:  
J. ESPIC, 20, Rue St-Lazare  
In allen Apotheken in Frankreich  
2 Fr. die Etui. — Man ver-  
lange die Unterschrift J. ESPIC  
in allen gross. Apoth. Deutschl.

## Hollins Merino Strickgarn

Ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

## PARFUMERIE

PARIS-CAPRICE  
Neue Erzeugung  
GELLÉ Frères  
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

## SYNDETIKON

„Otto Ring“  
Klebt, leimt, kittet Alles  
Zu haben in Flaschen à 25 u. 50 Pf. l. d. meist. Schreibmaterial-, Drogen-, Galant- u. Kurzwaarenhandl. allerorts oder direkt 4 Fl. à 50 Pf. franco gegen 2 Mk. Nachn. Otto Ring & Co., Berlin W., 57.

Neuheit absolut unzerbrechlich  
Einlagen-Arhinoceroshaut  
besser - billiger  
Fischbein.  
Corsets der Welt  
Illustr. Prospekte gratis-franco  
Alle Modearbeiten elegant, chic!  
Corset-Manufact. Esenwein & Frank  
Engros - Stuttgart - Export.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid!  
„CANFIELD“  
Schweissblätter.  
Kahllos, geruchlos und wasser-echt. Kein anderes Schweissblatt besitzt diese Vorzüge. Man beachte das Fabrikzeichen „Canfield“.  
Canfield Rubber Co., Hamburg, Ploßbühl 4.  
Wir warnen vor dem Ankauf der tatsächlich schlechten Schweissblätter mit dem Stempel: „System Canfield“.

ED. PINAUD  
PARIS, 37, B<sup>d</sup> de Strasbourg  
Ed. Pinaud's berühmte Parfums  
Violettes de Parme  
IXORA BREONI  
BRISA DE LAS PAMPAS  
BOUQUET THÉODORA  
Ed. Pinaud's SAVON  
IXORA  
Die Seite der eleganten Welt.  
GRAND PRIX

PARFUMERIE  
PARIS-CAPRICE  
Neue Erzeugung  
GELLÉ Frères  
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Garantirt waschächte  
Stickseiden.  
von W. Rücker, Frankfurt a. M.  
Anerkannt die Besten und durch jedes bessere Tapissorie-u. Stickmaterialien-Geschäft zu beziehen. — Man beachte nicht nur den Blaudruck der Etiketten, sondern namentlich die Schutzmarke, da minderwertige Produkte mit täuschender Nachahmung der Etiketten im Handel sind.

Das Special-Flanell-Geschäft  
von Adolf Ludwig, Leipzig, empfiehlt  
Deutsche u. englische Flanelle zu Lawn-Tennis-Blousen, Hemden, Kleidern etc. etc. Etablissement für alle Neuheiten dieser Branche.  
Muster franco.

Strickgarne  
aus Baumwolle, Wolle und Sigaotte liefert an Private die Garnfabrik von Georg Koch in Erfurt.  
Muster umsonst und portofrei.

## W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld bei Coepenick.  
Färberei und Reinigung  
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.  
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.  
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.  
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

## Färberei.

## Lehrbücher

der  
Madenwelt.  
Zweite Auflage.

I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.  
II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.  
III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.  
Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die Anfertigung, sowie die Wenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiss und durch eigene Geschicklichkeit im Hauswesen eine wesentliche Ersparnis zu erzielen. Dieses Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolg gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Stätte ihrer Bestimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortdauernden Nachfrage zu genügen, gelangte die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem Stande der heutigen Mode entspricht.  
In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrierten Seiten in klein Quart-Format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Dieselben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden. Band I umfasst 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen abgeschlossen.  
Lieferung 1, ebenso Lieferung 13 und 21, deren jede einen ausführlichen Prospect des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Annahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.  
Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.  
Die Verlags-Handlung von Franz Lippert & Co. in Berlin.

Friedrich Herdieckerhoff,  
Unna in Westfalen  
gegründet 1796.  
empfehlend  
D. R.-P. 7569  
Rein-Nickel und nickelplattirte  
Tafel-, Haus- und Küchengeräthe,  
Nickelin  
Tafel- und Dessert-Bestecke  
Diese Nickelwaaren sind unverwundlich im Gebrauch, behalten stets ihren hochfeinen Glanz und sind überaus leicht zu reinigen.

Friedrich Herdieckerhoff,  
Unna in Westfalen  
gegründet 1796.  
empfehlend  
D. R.-P. 7569  
Rein-Nickel und nickelplattirte  
Tafel-, Haus- und Küchengeräthe,  
Nickelin  
Tafel- und Dessert-Bestecke  
Diese Nickelwaaren sind unverwundlich im Gebrauch, behalten stets ihren hochfeinen Glanz und sind überaus leicht zu reinigen.







Stiftsdame Freiin Lucia von Dalwig.

Inhaberin der Rettungs-Medaille.

**L** unlängst wurde die interessante Thatsache bekannt, daß einer jungen Dame aus dem schlesischen Adel von Sr. Majestät dem Kaiser die Rettungs-Medaille am Bande verliehen worden sei. Die in dieser seltenen Weise Ausgezeichnete, Freiin Lucia von Dalwig, Conventualin des von Jesuitischen Fräulein-Stiftes Ushtrnan im Kreise Gubran, hat im Juli vorigen Jahres mit größtem Muthe ein Menschenleben vom Ertrinken gerettet. In der Nähe von Ushtrnan, kam eine halbe Stunde vom Stiftschloße, befindet sich ein mit den erforderlichen Schutzvorrichtungen versehenes Teich, der von den Damen des Stiftes zum Baden benützt wird. Auch Fräulein von Dalwig, eine eifrige Schwimmerin, pflegte allein oder von ihrer Jungfer begleitet jeden Tag dorthin zu gehen. An einem Juli-Morgen nun, dessen Schwüle schon in früher Stunde sie und eine andere Dame zum Bade verlockt hatte, bemerkte Fräulein von Dalwig, daß letztere, des Schwimmens scheinbar unfähig, sich weiter in's Wasser wagte, als die adäquaten Ziele es anriethen. Noch im Begriffe, der mit den Verhältnissen Unvertrauten eine Warnung zuzurufen, sah sie bereits sinken.

Das gellende Schreien der Gefährdeten und die Hilfsrufe des von Schreck und Entsetzen ergriffenen Fräuleins von Dalwig zogen eine Anzahl zur Feldarbeit gehender und reitender Dorfleute herbei, aber Alle weigerten sich, den Versuch einer Rettung der nur noch mühsam gegen den sicheren Untergang Ringenden zu machen.

Als mit dem Zuruf eines Bauern: „Da können wir nicht hin, das ist ja das Drehloch, dort giebt's seit hundert Jahren keinen Grund mehr!“ Fräulein von Dalwig jede anderweitige Hoffnung für die Ertrinkende schwinden sah, schwamm sie, trotz der drohenden Gefahr mit in die Tiefe gerissen zu werden, todesmüthig selbst hinaus, um das arme Menschenleben zu retten.

Und sie rettete es! Glücklicher als seiner Zeit das bekannte Fräulein von Blöow, das bei dem Versuche, einen Knaben vor dem Ertrinken zu bewahren, mit diesem zu Grunde ging.

Der Antrag auf Verleihung jener Auszeichnung, die der Staat für eine der schönsten und edelsten Thaten, den freiwilligen und bewußten Einsatz des eigenen Lebens für das des Nächsten,

gewährt, und die sonst nur die Brust einzelner tapferer Männer ziert, ist von der zuständigen Behörde gestellt und vom Kaiser unter den Formen besonderer Gnade unlängst bewilligt worden. — Binnen Kurzem wird der mit der Rettungs-Medaille geschmückten jungen Dame auch der Myrten-Kranz zu Theil werden. Mit dem Herrn von Bernuth-Heinzendorf auf Heinzendorf verlobt, tritt sie aus ihrem Stifts-Convent in die Ehe.

## Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Frau Senatspräsident Henschke, der die hiesige „Victoria-Fortbildungs-Schule für die weibliche Jugend“ vorzugsweise ihre Begründung verdankt, hat eine treffliche Denkschrift über „Das weibliche Fortbildungs-Schulwesen in Deutschland“ nach Chicago geschickt. Sie sagt darin: „Eine verbitterte Frau aus dem Volke, die finster emporblickt zu den mühsiggängerischen, pug- und genüßsüchtigen Frauen der oberen Zehntausend, wirkt unendlich mehr vergiftend auf das Familienleben ein als der heftigste Socialdemokrat.“ Für eines der wirksamsten Mittel zur stillen Veredelung der Mädchen hält Frau Henschke den Unterricht in der Muttersprache. Hier hat sie in ihrem eigenen Arbeitskreise vornehmlich ihre Kraft eingesetzt. — Leider sind die Zahlen-Angaben der Denkschrift im Allgemeinen noch nicht sehr ermutigend. Man wird dies verstehen, wenn man weiß, daß beispielsweise in Berlin von über 50000 in Volksschulen gebildeten Mädchen im Alter von 14—18 Jahren zur Zeit noch nicht einmal 4000 die Fortbildungsschulen besuchen. Dies ist nicht nur aus Borurtheil und Vernachlässigung erklärlich, sondern auch daraus, daß hier Familien- und Erwerbs-Verhältnisse vielfach dem guten Willen entgegen wirken. Arbeiterinnen und Dienstmädchen melden sich fast gar nicht, meistens stammen die Berliner Schülerinnen aus Kleinbürgerlichen Kreisen. Die Hauptanziehungskraft üben die technischen Fächer aus. Der Unterricht in den Handarbeiten zählt die meisten Schülerinnen. Ebenso sind die Curse für Maschinen-Nähen, Schneidern und Putzmachen stark besucht. Werkwürdiger Weise zeigt der Unterricht im Gesange nur eine geringe Entwicklung, die Schülerinnen-Zahl nimmt kaum merklich zu. Vom Zeichen-Unterricht ist daselbst zu sagen. Die Buchführung findet verhältnismäßig viele Theilnehmerinnen. Die Curse im Deutschen und Rechnen wären wahrscheinlich sehr viel schwächer besucht, wenn von den Directoren nicht die Theilnahme an einem dieser Fächer entschieden gefordert würde; nur unter dieser Bedingung sind die technischen Curse zugänglich. Bedauerlicher Weise fehlt noch die Unterweisung im Kochen. Koch-Curse scheinen zur Heranbildung tüchtiger Hausfrauen der ärmeren Stände durchaus notwendig zu sein.

Zur Vorbereitung der Feier des fünfundsingzigjährigen Jubiläums des hiesigen Victoria-Lyceums wurde ein Comité von neun Damen gewählt. Dies Comité wird Beiträge sammeln zum Ankauf einer von Frä. Weissenborn nach dem Leben modellirten Büste der Miß Archer, der Begründerin des Lyceums, und zur Beschaffung von Lehrmitteln, an denen es der Anstalt noch sehr mangelt.

Eine neuerdings veröffentlichte Statistik über die ehelichen Verhältnisse der Berliner Bevölkerung ergab eine Benachtheiligung der sehr jung, d. h. unter 20 Jahren heirathenden Frauen gegenüber den im späteren Lebensalter verehelichten. Jene scheinen im Durchschnitts Alter zu leben, während die Zahl der Kinder größer ist und die Geburten, namentlich in den ersten Jahren, rascher auf einander folgen. Bei den Ehescheidungen lag die Schuld überwiegend auf Seite der Männer. Von den verschiedenen Trennungsgründen ist es nur der des Wahnsinns, bei dem die Zahl der Frauen die der Männer übertrifft.

**Dresden.** — In Dr. Lehmann's Sanatorium (Naturheilstätte)

Weiher Hirsch bei Dresden wurde kürzlich eine Assistenz-Kerstin angestellt. Dies ist wohl die erste derartige Anstellung in Deutschland.

**Karlsruhe.** — Die Eröffnung des hiesigen Mädchen-Gymnasiums findet am 11. September d. J. statt.

**Wien.** — Der unter dem Protectorate der Frau Erzherzogin Gisela stehende Gisela-Verein zur Auskattung heirathsfähiger Mädchen hat das verfloßene Geschäftsjahr wieder mit einem glänzenden finanziellen Ergebnisse abgeschlossen. 86 bedürftigen Bräuten wurde die Eheschließung ermöglicht. Der Verein wird seine Thätigkeit demnächst auch auf Bayern ausdehnen.

Die Wiener Buchhändler beschlossen, daß solche Mädchen, die die zweite Klasse des Mädchen-Gymnasiums mit gutem Erfolg durchgemacht haben und sich dem Buchhändler-Gewerbe widmen wollen, bezüglich ihres Fortkommens in jeder Hinsicht wie männliche Lehrlinge und Gehilfen zu behandeln seien.

**London.** — Der Vorstand der hiesigen Geographischen Gesellschaft hatte eine ganze Zahl von Damen als stimmberechtigte Mitglieder aufgenommen. Eine Gegenpartei aber erklärte, daß der Vorstand hiedurch seine Befugnisse überschritten habe, und bemüht sich nun an der Hand von Rechts-Gutachten die Aufnahme der Damen wieder rückgängig zu machen. Besonders warm tritt Stanley für die Damen ein.

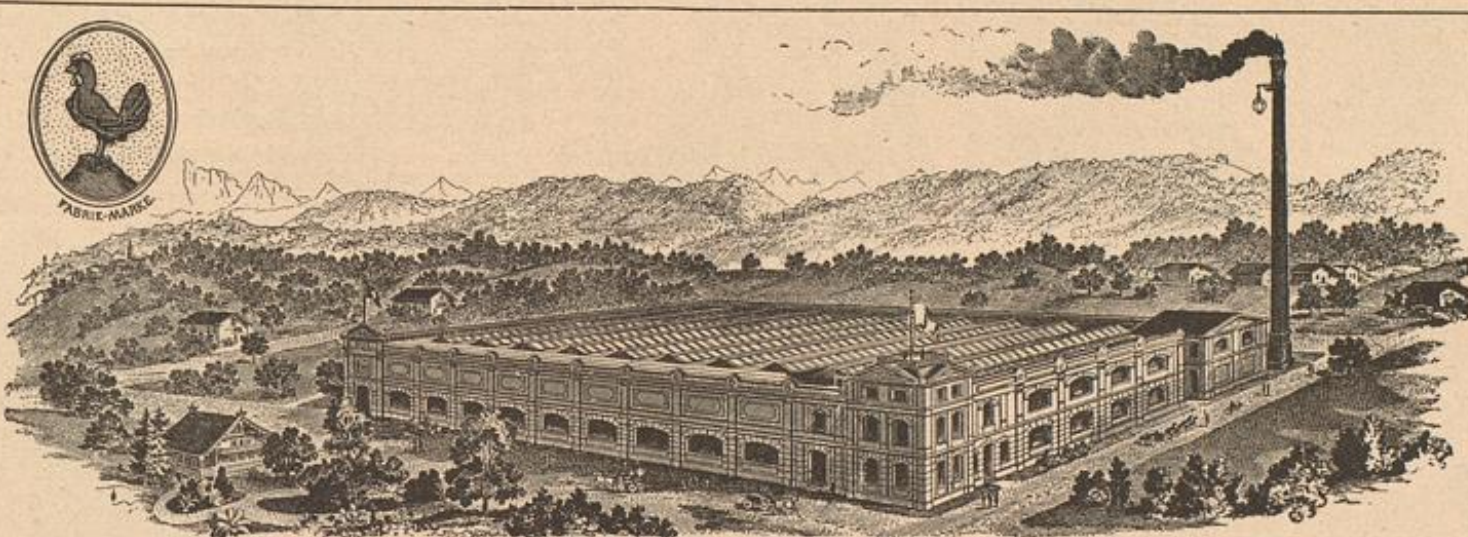
**Paris.** — Pierre Loti theilt in der Schilderung eines Besuchs bei Carmen Sylva, der Königin von Rumänien, folgenden hübschen Ausspruch der damals besonders leidenden hohen Frau mit: „Eine gewisse äußerliche Heiterkeit ist ebenso gut eine Sache der Schicklichkeit wie die Toilette. Man schuldet dies seinem Nächsten und sich selbst und muß sorgen, stets einen möglichst angenehmen Anblick zu bieten.“

In der Sorbonne wurde Professor Kulard kürzlich von einem Theil der Studenten ausgepfiff; es kam zum Handgemenge, in dem einige der erregtesten weiblichen Zuhörerinnen thätlich für den Professor Partei nahmen. Die zischenden Gegner mußten weichen.

**Kopenhagen.** — In die Tischler-Zunft wurde ein junges Mädchen als Geselle aufgenommen, das als Gesellenstück einen vortrefflich gelungenen Bücherstempel verfertigt hat.

**Athen.** — Auf Betreiben von Frau Dr. Schliemann sind die 1890 durch den Tod ihres Gatten unterbrochenen trojanischen Ausgrabungen jetzt wieder unter der Leitung von Dr. Doerpfeld in Angriff genommen.

**Norru.** — Nach Gasturi zu fahren und den Garten der der Kaiserin Elisabeth gehörigen Villa Killeton zu bewundern, sollte Niemand veräumen, der die Mittelmeer-Gebirge eingehender besucht. Das Panorama vom Plateau des Schlosses ist unvergleichlich prächtig. Rechts erscheint das matte Grün der Insel. Nach Osten grüht über die Meerenge Albanien mit seinen Hochgebirgen herüber, im Süden breitet sich das ruhige, offene Meer aus. Unter den heimischen Gewächsen herrscht der Delbaum in mächtigen Exemplaren vor. Dazwischen erheben sich gleich ersten Säulen die dunkeln Cypressen. Die zur Villa gehörigen Garten-Anlagen beginnen am Meerespiegel, übersteigen den ganzen Abhang und rahmen das Schloß mit sämmtlichen Nebengebäuden ein. Vom Meere führt bis zur Villa eine gerade, mit Radelhölzern eingesaumte Allee, die sich in der Mitte zu einer Rundung mit frei und herrlich wachsenden Palmen ausweitet. Die Gartenwege sind größtentheils von den naturwüchsigten Oliven besetzt. Alles fügt sich in die landschaftliche Harmonie der ganzen Insel ein. Außer dem Delbaum fällt dem Besucher des Partes die japanische Mispel mit ihrer eigenstümlichen langrunden Krone auf, die wie mit der Garten-Schere zugeschnitten aussieht. Die neugepflanzten Citronen- und Orangen-Bäume gedeihen in dem südlichen Klima vortrefflich, die aromatischen Blüten heben sich gleich silbernen Sternen vom sattgrünen Laube ab. Die Myrten, Geranien vom Caplande, orangegelbe, fadenartig eingestreute Schwertlilien, amerikanische Vignolien — die Schlangen der Pflanzenwelt, schmiegen sich den Orangen- und Citronen-



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Foulard-Seide

ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.35 p. Met.

bis Nr. 5.85 (ca. 450 versch. Dessins u. Farben), sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Nr. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Nr. 1.35—18.65
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Ballstoffe	„ „ —.75—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 16.80—68.50

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend.

Doppeltes Preisporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



Bäumen an. Die in den Grund gepflanzten Rosenstöcke treiben Blume auf Blume, abwechslungsreich in Form und Farbe, Duft und Größe. Der Reiz des Wächers in Osturi zu einem wirklichen Baume heran. Einen hübschen Einschlag in das Gewebe der Blumen und Blätter bildet das üppige, immergrüne Singsgrün (Vinca) mit großen Trichterblumen und zierlicher Belaubung. Gegen Norden schließt sich an die Villa der Kaiserin eine große, in niederen Terrassen ansteigende Anlage, begrenzt von einem noch jungen Landgange. Die Terrassen selbst sind im französischen Stile für die Gartenkunst verwerthet. Imposante Chamaerops- und Phönix-Palmen, Cycadeen mit fingerförmigen Wedeln, überwiegen hier. So stellt sich in den Hauptzügen der Garten der Kaiserin von Oesterreich auf Scorin dar. Die Bewässerung ist in den heißen Sommermonaten sehr schwierig. Es bleibt nichts Anderes übrig, als das Seewasser durch einen Apparat hinaufzupumpen und dann in destillirtem Zustande zur reichlichen Besprengung der Anlagen zu verwenden.



Blumen charakteristisch war. — Brachten die leichten Taffetas-Kleider das lustig Platterige der neuen Mode zur Geltung, so war die ruhige Grazie einer Toilette, welche die Baronin Rothschild-Ephrussi trug, ebenso bewundernswürdig. Die jugendlich schöne Frau mit ergrauendem, wundervollem Haar ist in Halbtrauer, und das schwarze Großgrain-Mantel et mit Stickerie aus großen, geschlossenen Perlen, schwarzen Valenciennes und langer Schleife, vorn und rückwärts jüchchenartig anlegend, gehörte zu dem Eleganteiten, das man sah. Es war mit matt-lila Seide gefüttert, die auch an der Innenseite der Stuartrüsche hervortrat. Kleid aus grauer Sicilienne, mit farren Guipure-Einsätzen hoch besetzt; weißer runder Hut mit schwarzem All überzogen und mächtiger sammetner Elfenbeinschleife garnirt. Eine interessante, goldblonde Magdalin trug eine originelle Toilette aus dem neuen, schwarz-weißen Panama-Roden in dunkel Erdme mit Ausstattung aus streifig benähtem schwarzen Jettall, welcher Gürtel, eigenartig verstellte Garniturstreifen des Rodes und der Taille, sowie enge Epaulettés bildete, unter denen erst der weite russische Kermel hervorquoll. Besonders elegant, und für die neue Richtung musterhaft, waren das Rosenhütchen mit großem Reifer und eine nur bis zum Gürtel reichende Strauchfederboa; das Miniatur-Opernglas erschien an einer goldenen Armbrette befestigt, die gleichzeitig Flacon, Weistift und sonstige kleine Anhängel trug. — Neben den 1890er Kostümen traten in großer Anzahl die kurzen Tailenjacken auf, theils mit tothbaren Reizenhüpfen übereinandergeschlossen, theils über bauchenden hellen Seidenblusen aneinander tretend. Eine der originellsten Jacken-Toiletten war aus dunkelrothem Wollstoff, mit schwarzer Treffe garnirt, welche den Rock dreimal abgestuft in großen Fäden besetzte und auf der Taille Patten bildete, von blauen faden Goldknöpfen gehalten. Weiße Seidenbluse, Gürtel mit grünlichen Pailletten reich gefestigt. Cape aus Sammet mit Kragen von aufgestellten Strauchfedern und Besatz aus gelbweißer irischer Guipure. Die Hutmantel zeigt die neue Zusammenstellung von Dunkelroth-Violett.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Dieselbe Frau, die in den Straßen der Großstadt fast ängstlich Alles vermeidet, was ihre Erscheinung zu einer auffälligen machen könnte, trägt auf der Strand-Promenade im Seebade mit Vorliebe die extravagantesten Toiletten und die sensationellsten Hüte. Leuchtende Farben, charakteristische Formen — es ist, als ob die Grobhartigkeit der Natur die Phantasie des Menschen herausforderte! Zum mindesten originell ist denn ein Strandhut aus dem bekannten Lufah-Gewebe, der mit seltsamen Blumen aus demselben harten Material und Schlupfen nebst hochstehenden Enden aus natürlichem Schilfgras geschmückt ist. Ein dem Rande untergesetzter Draht und ein schmaler Bügel gestalten die ganz flache Rundung aus leichtem, grün oder lila gefärbtem Lufah zur schließenden, außerordentlich leichten Kopfbedeckung. T. G.



**Wien.** — Sport und Mode stehen alle Zeit in einem gewissen Zusammenhange: die Herren weiteifern auf der Strecke um den Siegerpreis im Rennen, die Damen auf den Tribünen um den ersten Toilettenpreis. So bedeutet die Eröffnung der Frühjahrs-Rennen auch stets die Entscheidung für die Richtung der Saison-Mode, d. h. in diesem Jahre so viel als die Herrschaft der kurzen, weiten, hochgarnirten Röcke, des alten Genres überhaupt in Hinsicht auf Form der Kleider, Farben und Musterung der Stoffe. Nur Hut und Frisur bleiben unabhängig davon, — die moderne Frau läßt sich eben absolut nicht retrogradieren, was zweifellos unfehlbar und unschön ist. Dagegen stellt sich heraus, daß der leichte Umhang, ohne den damals, vor 60 Jahren, keine Dame, die etwas auf sich hielt, die Straße betreten hätte, auch heute wieder nothwendig wird, um die obere Breite der Figur dem Rockumfang entsprechend zu gestalten. Natürlicher sind es demgemäß die Formen der alten „Mantillen“, die in leichter Seide oder Moiré mit Spitzen, wie in durchsichtigen, großmaschigen Tüll- und plüschigen Gazestoffen, das Terrain beherrschen, nachdem das Cape jede exklusive Bornehmtheit eingebüßt hat. Sensationell in dieser Richtung waren am Turf die zwei in Form und Stoff gleichen, in Farbe und Rockputz verschiedenen Toiletten der Frau Gräfin Roman Potocky und der Baronin Bentheim, — die erstere in braun-grau glaciertem, die zweite in lila-grün schillerndem Glanzstoff, deren Mantillen mit zurückgebundenen langen Fäden, große Halskränze aus schwarzem Tüll und vieredrige, mit Plüsch besetzte Uebertragen zeigten. Dazu trugen beide Damen toqueartige Capoten, an denen die Garnitur aus büschelweise geordneten



**Paris.** Die Pariserinnen haben ihre ganz eigene Art, den Künstlern zu huldigen — ja, es giebt Väterzungen, die behaupten, es wäre schon nicht mehr Guldigung, sondern eine ganz gefährliche Concurrenz, wenn Theater-Präsidenten und die Eröffnung von Kunstausstellungen von den Damen zu wahren Festen der Mode gestaltet würden. Der kritischen Verichterhaltung über die Kunstwerke pflegt sich denn auch stets gleich die eingehende Würdigung der Toiletten anzuschließen. Auffallend an dem „vernissage“-Tage des diesjährigen Salon war die Vorliebe für Zusammenstellungen in Weiß und Schwarz. So erscheint z. B. eine Toilette aus weißer, mit schwarzen Atlas-Cuerstreifen, gemusterter Gaze um den Saum des Rockes mit schwarzer Guipure-Spitze garnirt, von welcher aus zwei harmonisirende Zwischenstücke bis zu dem Gürtel aus schwarzem Atlas aufsteigen. Das Tailen-Arrangement hebt gleichfalls ein schwarzer Einsatz; bemerkenswerth ist hier ferner, daß der Stoff langgestreift genommen ist. Der pelerinartige Bolant geht rings um die Taille, also auch über den nachlos gespannten Rücken, und verliert sich in den mächtigen Puffen der Kermel, deren unteren Theil Einsätze verzieren. Für die Wahl des Gazestoffes ist das Unterkleid bestimmend, d. h. zu Weiß nimmt man dichter gestreiftes, zu Schwarz durchsichtigeres Gewebe. Die Toilette vervollständigt ein sogenannter Hut, dessen Basiss eine runde, gezogene Spitze von dem Durchmesser eines Zünfranceshäts bildet, dazu vier schwarze Flügel als Garnitur. Den weißen Sonnenschirm umgiebt breite schwarze Spitze. Es ist jedoch durchaus nicht nothwendig, den Sonnenschirm der Toilette genau anzupassen; man trägt viel weiße Schirme zu verschiedenen hellfarbigen Toiletten, die fast stets mit etwas weißer Spitze ausgestattet sind. Eine besonders hübsche Anordnung besteht in fünf Stoff-Bolants, die auf dem Rock übereinanderfallen;

ein sechster unterster ist aus weißer Spitze, die sich an dem kleinen Schultertragen wiederholt. Der Stoff des Kleides ist blauer Crepon, den Kragen füttert weiße Zaille; sehr dunkelblauer Sammet bildet den Abschluß der Bolants und den schmalen Gürtel. Dazu weiße schwedische Handschuhe und Strohhut mit dunkelblauem Sammet garnirt. Hüter mit Spitze, die augenblicklich sehr viel getragen wird, schmückt man die sommerlichen Toiletten aus Watist oder Baumwollgewebe mit sehr duftiger Stickerie auf Muffelin, so wie solche für elegante Wäsche im Gebrauch ist. Eine besonders zierliche Anwendung dieser Stickerie besteht darin, über einen nach eingezogenen breiten Bolant drei Reihen flatternden Stickerie-Streifen zu garniren. Oberhalb des Bolants bildet ein Band in nicht allzugroßen Zwischenräumen zierliche Schleifen; Schleifen zielen auch den hohen, gezogenen Gürtel. Unsere Vorlage zeigt zu grauem Watist einen Tailen-Einsatz aus rother Zaille, womit weiße Schleifen originell contrastiren; rothe Zaille hält spangenartig auch die Spitzen an den Kermeln. Grauer Strohhut mit kleinen rothen und grauen Plüscheln.



— Trotdem man für den eleganten Hut vorzugsweise Blumen trägt, lehrt man immer wieder gern zu den viel praktischeren Plüscheln zurück, die Regen wie Sonnenschein vertragen und zu jeder Toilette passen. Ein sehr charakteristischer kleiner Strohhut besteht aus schwarz und weißem Stroh, dazu als Garnitur Puffen aus schwarzem Atlas und zwei schwarze Plüscheln. So einfach das klingt, liegt doch in der Anordnung so viel Chic, daß das Hütchen sich mit der elegantesten Toilette verträgt.



**Natalie Brud.** jeder Toilette passen. Ein sehr charakteristischer kleiner Strohhut besteht aus schwarz und weißem Stroh, dazu als Garnitur Puffen aus schwarzem Atlas und zwei schwarze Plüscheln. So einfach das klingt, liegt doch in der Anordnung so viel Chic, daß das Hütchen sich mit der elegantesten Toilette verträgt.

B. d. G.

Ein neues originelles Hütchen auf dem blondlockigen schönen Haupt einer jungen Herzogin erregte kürzlich in London jenes Aufsehen, das bei den kühnen Engländern außerordentliche Toiletten-Erscheinungen zu machen pflegen. Das Ganze war nichts als ein kleines vieredriges Deckchen aus blauem Stroh, in der Mitte mit blau und grün gemischten Bandhschleifen und Refeda-Zweigen geschmückt. Den höchst eigenartigen Charakter erhielt es erst durch die Garnitur der vier Ecken: vorn je eine Rosette aus künftigsblauem Sammet, von der Büschel aus breiten grünen Gräsern herabsielen, hinten je ein Bergshmeinnich-Sträußchen mit einer einzelnen Refeda-Blüthe, die, nebenher bemerkt, eine Lieblingsblume der diesjährigen Mode ist.

# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Glazur-Malerei.** Von Rosa Bernhardt.

Eine interessante Neuerung auf dem Gebiete der Porzellan-Malerei bietet die Glazur-Malerei. Bisher mußten die rohen Thongegenstände erst gemalt und dann in eine Fabrik zum Glazuren geschickt werden. Jetzt lassen sich die Kunstfachen, auch solche mit reliefartigen oder vertieften Mustern, mit eigener Hand mit einem Glazur-Überzug versehen. Diese Emaille-Glazur, auch Fuß genannt, wird genau wie Porzellanfarbe behandelt, mit Didyl und Nelfenöl, respectiv Terpentin, fein verrieben und hierauf sauber und gleichmäßig auf die zu decorirende Fläche gestrichen. Auf dem weichen, trocknen Grunde läßt sich trefflich malen; jede Porzellanfarbe haftet, die mit losem Binzel aufgetragen wird. Gleich nach dem ersten Brande kommen die Gegenstände mit wundervollem Glanze versehen aus dem Ofen. Die Verzierung mit Goldlinien, Rändern u. dergl. wie bei anderem Porzellan, verlangt stets neuen Brand, doch steht auch diese Nähe nicht im Verhältniß zu der Wirkung und den bedeutend geringeren Kosten.



Die Glazur-Malerei zeichnet sich im praktischen Gebrauch durch außerordentliche Haltbarkeit der Farben und den Vorzug aus, daß die Reinigung, wie bei jedem anderen Porzellan-Gegenstand geschehen kann.





Blumen, Arabesken, Vögel und Gestalten lassen sich nach eigenem Entwurf wie nach Vorbildern, wie solche für Majolika- und Porzellan-Malerei vorhanden sind, ausführen. Ein Beispiel dürfte der kleine Bilder-Rahmen sein, der, mit Glasur überzogen, einen Grund von sehr stark verdünntem Albertgelb hat. Die Arabesken in der Mitte, wie an beiden Seiten, wurden durch einen zweiten Auftrag von Glasur erhöht, und hierauf in Rosa und Blau gemalt. Die Mitte der Verzierung verlangt harten Farbauftrag, dann lösen sich die Ränder von selbst, und die Farben zeigen die weichen Uebergänge von guten Majoliken. Die in Olivgrün und Braun gehaltenen Blätter, sowie der blaue Innenrand heben sich gut ab von dem klaren, doch nicht grellen Grunde.

— Klöppelspitzen, deren Muster von den landläufigen abweichen und sich durch Schönheit der Zeichnung, wie durch gediegene Arbeit bei angemessenen Preisen auszeichnen, sind nur selten zu finden und stets willkommen, zumal wenn sie sich zur Ausschmückung von Prosen wie kirchlichen Gegenständen gleich eignen erweisen. Alle diese Vorzüge finden sich vereint in den Spitzen, die uns von Herrn Franz Reusiel, dem Director der K. K.



Holz oder zierlich geschnitzte, vergoldete Stäbe bilden das Gestell, wie die niedrigen Armlehnen des bequemen Stühlchens; den Sitz deckt ein Kissen aus dunklem Seidenplüsch, von dem sich die ausgepartete Zeichnung der Vorne kräftig abhebt. Franzen in der Farbe der Stickerei vollenden die Ausstattung.



Die Edelsteine imitierenden farbigen Glasplättchen, welche bisher nur zur Verzierung der Toiletten dienten, finden jetzt auch bei Handarbeiten Verwendung. Bilderrahmen und zierliche Körbchen mit den dunkelsten Steinen geschmückt, fanden wir unter anderem bei Geschwister Rehm (Leipzigstr. 129).

Verzugsquellen: Uhlen-Hüte für den Strand: F. Leuchtmann, SW. Leipzigstr. 83. — Bilder-Rahmen in Ebon: W. Daudahn, Frankfurt a. O. — Klöppelspitzen, Einfäde u. i. w.: K. K. Hochschule für Holzindustrie in Japopane. (Oester.-Galizien.)



Hochschule für Holzindustrie zu Japopane, zur Prüfung zugeandt wurden und welche beweisen, daß diese Technik daselbst mit schönstem Erfolg in einem Special-Kursus für Spitzen ausgeübt wird. Die Spitzen, zu denen stets passende Einsätze, auch mit Gebildungen für Decken, Kopfschirmen und dergl. vorhanden sind, erscheinen in kräftiger wie feiner, feinstwebartiger Ausführung, dem jeweiligen Charakter genau angepaßt. Aus der reichen Sammlung greifen wir zwei besonders eigenartige und wirkungsvolle Proben heraus. An der feineren besteht das Muster aus guipureartigen doppelten Sternblumen mit erhabenen Kelchen, während die kräftige auf starkem, geflochtenem Netzgrunde diesem lose aufliegende und nur durch einzelne Fäden verbundene, wie aus Spitzenbündchen gebildete Blumen zeigt. Bei einer Braut-Ausstattung würde die Verschiedenheit der Spitzen in Waare und Art besonders werthvoll sein. Noch sei bemerkt, daß die Direction der Hochschule Auswahlsendungen bereitwilligst auf Wunsch zugehen läßt.

**Seidenstoffe**  
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,  
alle aus erster Hand in jedem Maas zu beziehen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Samme und Bläse jeder Art zu Fabrikspreisen.  
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

**Filigran**  
aller Drucks, Anzeigen, Blumen- beschrift. Verdrucken fert. Muster Dresden, Zerkstr. Wiedererkauf. boh. Rabatt!

**Tafelbutter**, n. d. Feinste, nett. 9 Pf. 9, 10 Pf. fr. Nachn. L. H. Goemann, Dornum, Ostfrel.

**Unterricht in einer neuen ... Oelmalerei**  
wird binnen wenigen Stunden ertheilt, ohne daß Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare Beschäftigung für Herren u. Damen. Aufträge werden nach eingekommenen Photographien aufs Beste ausgeführt. Johanna Blumenfeld, Wien V, Reichberg, 17 Th. 28.

Billigste Verzugsquelle für  
**Teppiche!**  
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, 4 1/2, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtatlas gratis. BERLIN S., Topplsch- Emil Lefèvre, Oranienstr. 158.

**Für Kunstfreunde.**  
Unser Katalog, für 1892/93 ist erschienen. Derselbe hat an Uebersichtlichkeit, sowie an Vornehmheit der Ausstattung weitlich gewonnen und enthält eine durch viele Illustrationen geschmückte Uebersicht über unsere Reproduktionen nach Gemälden alter u. moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhaltes; Genrebilder, Jagd-Sportbilder, Landschaften und Genüsse. Der Katalog wird gegen Einzahlung von 50 Pfennig (für's Ausland) von 80 Pfennig (für's Ausland) in Briefmarken franco zugeendet.

**Photographische Gesellschaft Berlin.**

**Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschn.-, Holzbrunn- u. Holzmalerei-Berl.**  
auf Papier und Holz courent mit 1200 Plakate, auch über Nageel f. Nageelard u. Mat. 20 Pf. Fern. Moy & Widmayer in München.

**Kerbschnitzerei**  
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. 5. Fr. Clara Roth, Berlin W, Sühnwtr. 84 s.

**Jeder Kneipp**  
der sich für den heil- richsten Diätet und seine an's Wunderbare grenzenden Heilerfolge interessiert, verlange die durch alle Buchh. gratis u. franco erhaltliche Kneipp-Broschüre (64 S., mit viel. Bild.) Jos. Kösel'sche Buchhandlung in Kompton.

**Stickerei**  
Neue Originalmodelle werden entworfen, und wird das Vorzeichnen u. Einrichten jeder Art von Stickerei besorgt von  
J. Neurenther v. d. Cannstr. 7 München.  
Billige Preise. Prompte Versendung.

**Möbelplüsch**  
glatt und faconirt, Plüschdecken in reichster Auswahl. Feinplüsch zu Dekorationszwecken werden zu Fabrikspreisen direct an Private. Muster bereitwilligst.  
E. Weegmann, Bielsfeld. Umfahrungen, in eigener Stickerei billigst.

**Bessere Haushälterin**  
als selbständige Hausfrau neben 5 Dienstleuten wird gesucht. Sommer's auf dem Rande, im Winter in der Stadt. Erforderlich ist der Nachweis einer Cautionsschuldigkeit und einer bürgerlichen, wenn auch bescheidenen Herkunft. Auskunft ertheilt Fr. A. Becker, Rogart- platz 4, IV. Salzburg.

**Stottern**  
heilt C. Denhardt's Anstalt Dresden-Glasewitz und die Zweiganstalt Burgsteinfurt, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. Aelteste, staatlich durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichnete Anst. Deutschlands.

**Strickgarne**  
aus Baumwolle, Wolle und Biagone liefert an Private die Garnfabrik von Georg Koch in Erfurt.  
Muster umsonst und portofrei.

**Verlag von Rud. Nechtold & Comp. in Wiesbaden.**

**Otto Weddigens Gesammelte Werke.**  
Band I. Gedichte. Preis brosch. M. 4, geb. M. 5.  
II. Fabeln, Parabeln und Sprüche. Preis brosch. M. 1.50, geb. M. 2.  
III. Märchen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
IV. Westfälische Dorfgeschichten. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
V. Novellen und Erzählungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
VI. Epische und dramatische Dichtungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
VII. Aufsätze und Reden. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
VIII. Erinnerungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
Jeder Band ist einzeln käuflich.

**Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE**  
Überall käuflich von M. 1.20 % R aufwärts

**A. A. Reimann Nachf. W., Friedrichstr. 198.**  
Engl. Kronen-Pilote-Teide } d. Strähne  
Engl. Kronen-Aloj-Teide } 15 Pf.  
Aufzeichnungen jeder Art. Lager von Tapfferie u. vorgesehneten Bekleidungen.

**Für Rahmen- und Monogramstickerei**  
in und außer dem Hause empfiehlt sich  
Friedr. W. von Keller, Berlin, W, Stottwellerstraße 17, III.

**Für den Garten**  
empfehlen unsere bun- farbige Gnommen in 16 versch. orig. Stellungen à M. 15, ferner Zier- figuren, Corallen- Pecteinlöffeln in leuchtend coralrother Farbe, Gartenstiefel, Gassen u. i. w. Illustr. Preisliste gratis.  
Etruria Kunstgewerbl. Anstalt  
Neuwiedoll Bez. Frankfurt a/O.

**Georg Ebers gesammelte Werke**  
Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung zum Preis von 60 Pfg.

Einem frisch sprudelnden Bergquell gleich, rein und klar, so tritt uns Ebers dichterisches Schaffen entgegen, überall eine wahre Erquickung verbreitend, wo des Dichters herrliche Schöpfungen Eingang gefunden haben. Seine glänzende und packende Darstellungsweise, die poetische Stimmung, in die er uns versetzt, haben ihn zum

**Lieblingsschriftsteller der deutschen Familie**  
überall, wo Deutsche wohnen — gemacht und mit Recht, ist der Inhalt seiner Werke ja immer sittlich rein und von allem Unsicheren fern, so dass sie unbedenklich Jedermann in die Hand gegeben werden dürfen.

**Bestellungen**  
nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen entgegen und senden die 1. Lieferung auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus.

**Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz**  
ist das feinste Kaffee-Ver- besserungsmittel der Welt. In allen geeigneten Ge- schäften vorrätig.

**Literarisches.**

**Marie von Olfers. Erzählungen.** (Berlin, Emil Feiler, 1893, geb. M. 6.)

Es sind vier eigenartige Erzählungen, die Marie von Olfers hier bringt. Im „Edchen Eden“ fährt sie die Idee aus, daß ein volles Eden auf Erden nicht existire, sondern der Mensch schon mit dem „Edchen“ zufrieden sein müsse. „Leilas Freier“ schildert die Roth einer allerliebsten kleinen Comtesse, sich verschiedener, ihrem Charakter nicht angemessener Freier zu erwehren. „Das Gut im Monde“ giebt den Lebensabriß eines für das praktische Leben unbrauchbaren Poeten, den einzig sein junges Weib, allerdings auch nur mit Unterbrechungen, zu würdigen wels. „Der Schmetterling“ endlich behandelt das Thema, daß mehr als eine sonnige Schmetterlingsnatur dazu gehört, um im trüben Leben glücklich zu sein und glücklich zu machen. Ueberall finden wir ernste Gedanken im poetischen Gewande. Der Stil ist gelegentlich fast zu knapp, ein mehr der Phantasie als dem Realen zugeneigter Geist spricht aus den Geschichten, wovon zwei, nämlich das „Edchen Eden“ und „Das Gut im Monde“ zuerst in in der Illustrierten Frauen-Zeitung erschienen, aber im Ganzen sind sie trotz einzelner Unwahrscheinlichkeiten ebenso liebenswürdig als gehalten. Das Buch kann für die Familien-Bibliothek warm empfohlen werden. J. W.

**Dr. Hermann Abegg. Was schulden wir unsern Kindern?** Allgemeines deutsches Erziehungs-Verikon für das Haus. (Stuttgart, Schwabacherische Verlagsbuchhandlung, 1893, geb. M. 6.)

Die Pädagogik unserer Zeit leidet an einer gewissen schwerfälligen Wissenschaftlichkeit. Sie sucht philosophisch zu begründen und historisch aufzubauen, wo sie in Kürze praktisch belehren sollte. Hermann Abegg stellt seine reiche Lehr-Erfahrung in den Dienst der Erziehung im Hause und giebt erprobte Rathschläge für Mütter, die sich ihren Einfluß auf die geistige und körperliche Ausbildung ihrer Kinder wahren wollen. Das in alphabetischer Reihenfolge lexikalisch geordnete Büchlein, dürfte sich als ein brauchbares Rathschlagsbuch für vernunftgemäße Jugend-Erziehung bewähren.

**Wienerstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart.** (Wien, F. Tempsky, Preis. 1-6, 4 40 kr.)

Wer das moderne Wien aus der Ferne möglichst kennen lernen, oder wer seine Erinnerungen an die schöne Kaiserstadt auffrischen möchte, der sei auf dies reich illustrierte Werk hingewiesen. Der Text ist von Wiener Schriftstellern geschrieben; er erklärt und ergänzt die hübschen Zeichnungen und Kunstbilder in recht unterhaltender Weise.

**Illustrierte kunstgewerbliche Zeitschrift für Innen-Decoration.** IV. Jahrg. Heft 1-4. (Darmstadt, Alexander Koch, halbjährlich M. 8.)

Diese Zeitschrift genießt mit Recht den Ruf eines sehr empfehlenswerthen Unternehmens. Es erscheinen halbjährlich 6 Hefte, die in Wort und Bild sowohl künstlerische als auch einfach zweckmäßige Ausstattungen von Wohn- und Zerstäumen, und Bier- und Gebrauchsgegenstände des Hauses schildern. Daneben finden sich schöne Kunstbeilagen, während der Text mancherlei wichtige Rathschläge ertheilt.



# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
TÄGLICHER VERKAUF:  
**50,000** Kilos.  
Zu haben in allen Spezerei-  
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
Conditoreien.

**Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Co. in Zürich**  
versenden porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jeder Art von 70 Pf. bis M. 15.— per metre. Muster franco. Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.  
**Garantie-Seidenstoffe.**

**Hemdentuch!!**  
Seit Jahren berichte franco gegen Nachnahme eine ganz vorzügliche Qual. Hemdentuch in 30 m-Stücken à m 45 Pf. Durch den enormen Umsatz ist es mir jetzt möglich geworden, das m schon mit 42 Pf. zu verkaufen.  
Neulewin (Dreier). **W. Lorenz.**

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

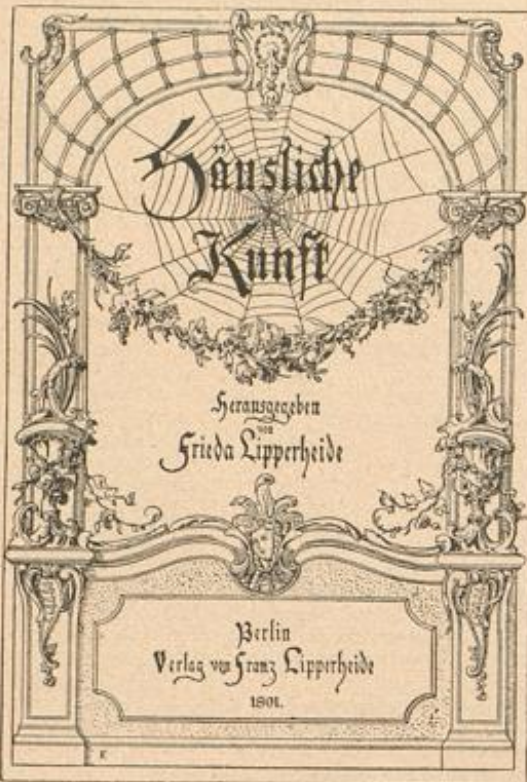
## Häusliche Kunst

Herausgegeben von Frieda Lipperheide.

reich illustrierte Lieferungen zu je 16 Seiten à 50 Pf.  
Jede Lieferung ist auch einzeln zu haben.

In gemeinverständlicher Form und durch zahlreiche Abbildungen erläutert, bringt die „Häusliche Kunst“ Anleitungen zu häuslichen Kunstfertigkeiten, welche den Laien in den Stand setzen, die zahlreichen Ausstattungs- und Gebrauchs-Gegenstände des Hauses selbst herzustellen bezw. zu decoriren. Die im Allgemeinen leichte Ausführbarkeit der Techniken, sowie ihre Verwendbarkeit und ihre künstlerische Wirkung sind erprobt; andere, neue, verdienen es mehr und mehr bekannt zu werden.

Von den zur Darstellung gelangenden Techniken seien genannt: Malereien für Fächer, Holz-Malerei, Brand-Malerei, Malerei auf Leder, Gobelin-Malerei, Prismatine-Bronze-Malerei, Kienfingon-Malerei, Porzellan-Malerei, Rauch-Malerei, Majolika-Malerei, Email-Malerei, Grisaille-Glasmalerei, Email-Glasmalerei, Siegelack-Malerei, Bronzirte Siegelack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auflagen, Wappen-Malerei, Malerei mit Lack- oder Email-Farben, Malerei mit Aluminium-Bronze, Decorative Malerei, auch in Verbindung mit Stickerei, Malerei Vernis Martin, Wismuth-Malerei, Lederchnitt-Arbeit, Lederritzen, Jtal. Stiftvergoldung, Netzen u. Graviren, Laubsägen in Metall, Vorfiren, Nagel-Arbeit, Blumen-Mosaik, Modelliren, Kerbschnitt, Klein-Eisen-Arbeiten; Recepte etc.



## Bad Nauheim

Saison 1. Mai bis 1. October. — Linie Cassel-Frankfurt.  
Naturwarme, kohlenwasserreiche Soolbäder und Trinkquellen, Soolinhalation, Gradluft; angezeigt bei Rheumatismus, Gicht, Skrophulose, Frauenkrankheiten, Rückenmarksleiden, besonders aber Erkrankungen des Herzens. Grosser Park mit See, eleg. Kurhaus, naher Hochwald. Elektrische Beleuchtung, Theater, vorzügliche Kapelle. Prospekte auf Verlangen unentgeltlich. Frequenz über 10000.  
Grossherzog. Hess. Badedirection Bad-Nauheim.

Eine gewisste  
**Lehrerin,**  
protestantisch, nicht unter 30 Jahren, des Französischen vollkommen mächtig, womöglich musikalisch, wird zur Erziehung eines neunjährigen Mädchens u. zur Gesellschaft von deren Mutter bis Anf. Juni gesucht. Nur solche, die schon in Stellungen waren und vorzügliche Referenzen besitzen, werden berücksichtigt. Nicht Correspondenzen wird nicht beantwortet.  
Off. Officien unter Chiffre J. 2111 an Rudolf Mosse in Stuttgart.

**Damen** gesucht s. com. Bezauke echt chinesis. Thees. Hohe Prov. Importhaus **H. Salfeld, Hamburg.**

## DIADA

### MEN FRISUR

vom Grunde auf, inbegriffen der neuesten Modes, Haars- u. Frisuren, sammt ihren Befehlen lehr nach praktischer Methode, jedermann leicht verständlich, die reich illustrierte Profisüre  
**„Die Damenfrisur von A bis Z.“**  
Bei Voreinsendung von H. 1.— ob. 2 Mark franco. Bei Nachnahme Portozuschlag.  
A. Stockinger, Wien, I. Spiegelgasse 8.

## Pálmay Crème

von der Künstlerin benutzt, allgemein beliebt; zur Conservirung der Gesichtshaut unübertroffen. Budapest, Torontobánya 9. Mohrenapothek, Berlin, M. Frühke, Palast Straße 24.

Beste und billigste Bezugsquelle für  
**Musikinstrumente**  
Violinen, Flöten, Cornets, Trompeten, Jagdhörner, Trommeln, Zithern, Gitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Harmonikas, Drehpianos, Muehan, Klavierspieler, Musikanten, allebesten Saiten, Melodions etc.  
**Jul. Heinr. Zimmermann,**  
Musikexport, Leipzig.  
Illustrierte Preisliste gratis.

Ein unübertroffenes Schutzmittel für jedes Kleid!  
**„CANFIELD“**  
Schweissblätter.  
Vanilla, geruchlos und wasserlöslich. Kein anderes Schweissblättchen besitzt diese Vorzüge. Man besuche das Fabrik-„Canfield“  
**Canfield Rubber Co., Hamburg, Plochthorst 5.**  
Wir warnen vor dem Ankauf der thatsächlich schlechten Schweissblätter mit dem Stempel: „System Canfield“.

**C. L. Flemming**  
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.  
empf.:  
Wagen  
bis 12 Ctr.  
m. abgeh. Eisenachs.  
gut beschlag.  
nur solid.  
25 35 50 75 100 kg Trakt. etc.  
K. 50 8.50 TL. — 14. — 16.50 Mk. gestrich.  
Haus- und Küchengeräthe; Kinder-Hobelbänke; Vogelbauer u. s. w. u. s. w.  
**Man verlange Preisliste.**

## Unverfälschte Seidenstoffe.

Specialitäten in Schwarz, reiche Färbung, garantiert solid, porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.  
**J. Spinner, Jacob Dürrer's Nachfolger, Zürich.**

In allen Buchhandlungen vorrätig:  
**Friedrich**  
Deutscher Kaiser und König von Preußen.  
Ein Lebensbild  
von **Ludwig Ziemssen.**  
Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Genz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plochthorst, A. v. Winterhalter u. m. A.  
Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.  
Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Heiden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfeld wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke leider allzujähr entzogenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.  
Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

## HYGIENE DES KOPFES

Schönheit der Haare  
**EAU DE QUININE**  
VON  
**ED. PINAUD**  
Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare  
37, Boulevard de Strasbourg, PARIS  
Jede achte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift **Ed. Pinaud** versehen.  
**GRAND PRIX**

Ohne Bolzen, ohne Kohlen, Ohne Kopfschmerz sich zu holen Bügelt man mit uns'rer Platte Fern von jeder Feuerstätte.  
In größeren Haushaltungs-Geschäften zu haben. Wo nicht, versenden wir für 3/4 Mk. das prachtvoll emailirte Plättchen und für 1 Mk. 60 Pf. ein Goldnadel-Wälzlapp, extra-Porto. Für Schneiderinnen auch schwere Plättchen.  
Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

## Mellin's Nahrung



Margera Pope Ellis, 13 Monat alt.

für Säuglinge, sowie Kinder jeden Alters, für Kranke und Genesende.  
In mit Wasser verdünnter Kuhmilch **bester Ersatz für Muttermilch.**  
Gänzlich frei von Stärkemehl.  
Preis pro Glasflasche Mark 1,50 und Mark 2,50.

Wavertree, Maritzbwey, Natal, Süd-Afrika, den 12. August 1891.  
Geehrter Herr!  
Die Photographie, die ich Ihnen hierdurch sende, stellt mein kleines Mädchen im Alter von 13 Monaten dar. Vom vierten Monat ist sie mit Mellin's Nahrung ernährt, und ich möchte Ihnen sagen, wie ich Ihre Nahrung in diesem heissen Klima würdige, wo es so schwer ist, etwas den Kindern Zuträgliches zu bekommen. Ich halte Ihre Nahrung für unschätzbar; das Kind ist kaum je einen Tag krank gewesen, sie hat festes Fleisch und kann, seitdem sie ein Jahr ist, laufen. In der Hoffnung, dass Vorstehendes von einigem Interesse für Sie ist, bin ich Ihre ergebene  
**Keta Ellis.**

Zu haben in Apotheken- u. Drogen-Geschäften oder direct durch das  
General-Depot:  
**J. C. F. Neumann & Sohn.**  
Hoflieferanten Sr. Maj. des Kaisers und Königs.  
Berlin W., Taubenstrasse 51/52.

Die Herren Aerzte, Directoren von Kinderhospitälern, Kliniken etc. bitten wir um Einforderung von kostenfreien Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

## Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.

Herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**  
III. Sammlung (25.—36. Blatt).

12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-format. — In Mappe. Preis 3 Mark.  
Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniss, 40 Pfennig.

- 25. Lederschnitt mit farbiger Bemalung. Moderne Arbeit.
- 26. Aufsatz-Arbeit. Spanien XVI. Jahrhundert.
- 27. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
- 28. Flechtenschild-Stickerei. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
- 29. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
- 30. Flechtenschild-Stickerei. Italien XVII. Jahrhundert.
- 31. Flach- und Plattstich-Stickerei. Moderne Arbeit.
- 32. Flechtenschild- und Flachstickerei. Spanien XVII. Jahrhundert.
- 33. Slavische Buntstickerei. XVII.—XVIII. Jahrhundert.
- 34. Südslavische Stilmuster. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
- 35. Cretenser Stickerei. Griechenland XVIII. Jahrhundert.
- 36. Orientalische Stilmuster. Persien XVIII.—XIX. Jahrhundert.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W., Potsdamer Straße 38.

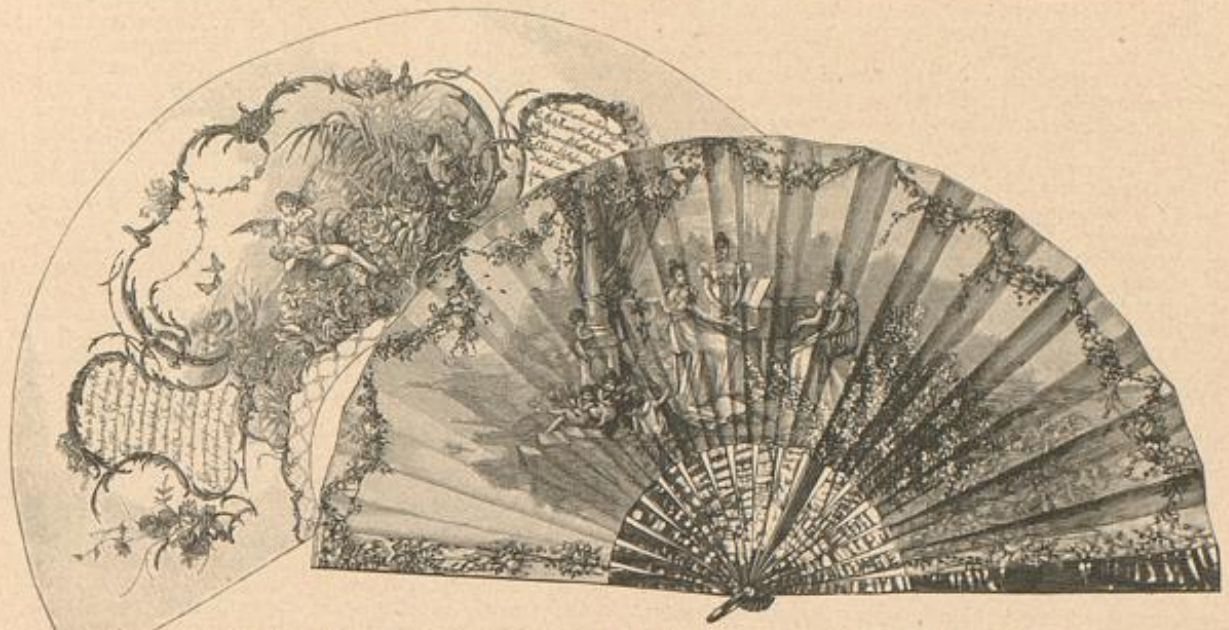
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von Gelle & Becker in Leipzig.



## Kunstgewerbliches.

Beide Fächer, die sich in der Abtheilung für Frauenarbeiten auf der Welt-Ausstellung in Chicago befinden, zeichnen sich durch reizvolle Malerei und feine Farbenstimmung aus. Das von Marie Peiler auf Pergament gemalte Fächerblatt lehrt die Entstehung des Fächers: Amor säthelt der schlafenden Psyche Kühlung zu mit einem Schmetterlingsflügel, den er dem weinenden, hinter Rosen und Laub halb verdeckten Jephthä entrißen hat. Rococo-Schnörkel umgeben die anmuthige Gruppe und umschließen die schildartigen Pergamente, auf denen der Vorgang geschildert ist. Fräulein Peiler, deren Arbeiten sich schon vor zwei Jahren einen Preis auf der Fächer-Ausstellung zu Karlsruhe erworben haben, wird die Anerkennung auch jenseits des Oceans nicht fehlen. — Die gleiche Uebersetzung dürfen wir gegenüber dem Kunstwerk von Henry Deppermann aussprechen, die außer dem nebenstehend abgebildeten noch einen zweiten, nicht minder trefflich gemalten Fächer ausstellt. Auf dem hier veranschaulichten, werden drei in der Tracht der Empire-Zeit gekleidete, um ein Spinnet gruppierte Frauen von Amoretten in Gesang und Spiel begleitet. Blumenengewinde ranken sich festonartig um den Rand des Fächers, über dessen Rückseite sich virtuos gemalte Kirschblüthen legen. Ein glattes Perlmutter-Gestell dient dem Gemälde als Abschluss.



Zwei Fächer von der Welt-Ausstellung in Chicago. Gemalt von Marie Peiler und Henry Deppermann.

## Haus der Frauenwelt

**Berlin.** — Die Zahl der Mitglieder der Allgemeinen Deutschen Pensions-Anstalt für Lehrerinnen und Erziehenden ist in diesem Jahr auf mehr als 2000 gestiegen. 305 Mitglieder beziehen zusammen ca. 71000 Mark Pension. Zur Vorsitzenden des Curatoriums wurde Frau Staatsminister Voße gewählt. Das Vermögen der Anstalt beträgt über 4 Millionen Mark.

Der preussische Kultusminister hat angeordnet, daß die neu einzuführenden Schulbücher auf starkem guten Papier gedruckt sein müssen. Diese Anordnung wird manche Mutter, welcher der schnelle Verfall der bisherigen Bücher ihrer Kinder vielfachen Kummer bereitet, lebhaft erfreuen.

Der Vette-Verein zählt jetzt an 1300 Mitglieder. Nach dem letzten Jahresberichte befanden sich in seiner Handelsschule 206, in der photographischen Lehranstalt 77, in der Gewerbeschule 1535 Schülerinnen. Das staatliche Handarbeits-Lehrerinnen-Examen machten 76. In der Gewerbeschule bildeten sich aus zu Industrie-Lehrerinnen 17, Stützen der Hausfrau 64, Kammerjungfern 2. Die Seperinnen-Schule zählte 30 Seperinnen. Mehr Zuwendungen von Aufträgen sind namentlich für das Kunsthandarbeits-Atelier erwünscht. Durch die Stellenvermittlung des Vereins konnten 2110 Stellen besetzt werden; freilich waren auch 5000 Stellungsuchende vorhanden. Mit der Aufforderung, Damen als Agentinnen für Versicherungs-Geschäfte anzustellen, machte der Verein einen neuen Versuch, das Arbeitsfeld der weiblichen Kräfte weiter auszubehnen.

In einer Anstalt des Vereins Mädchenhort wurde mit

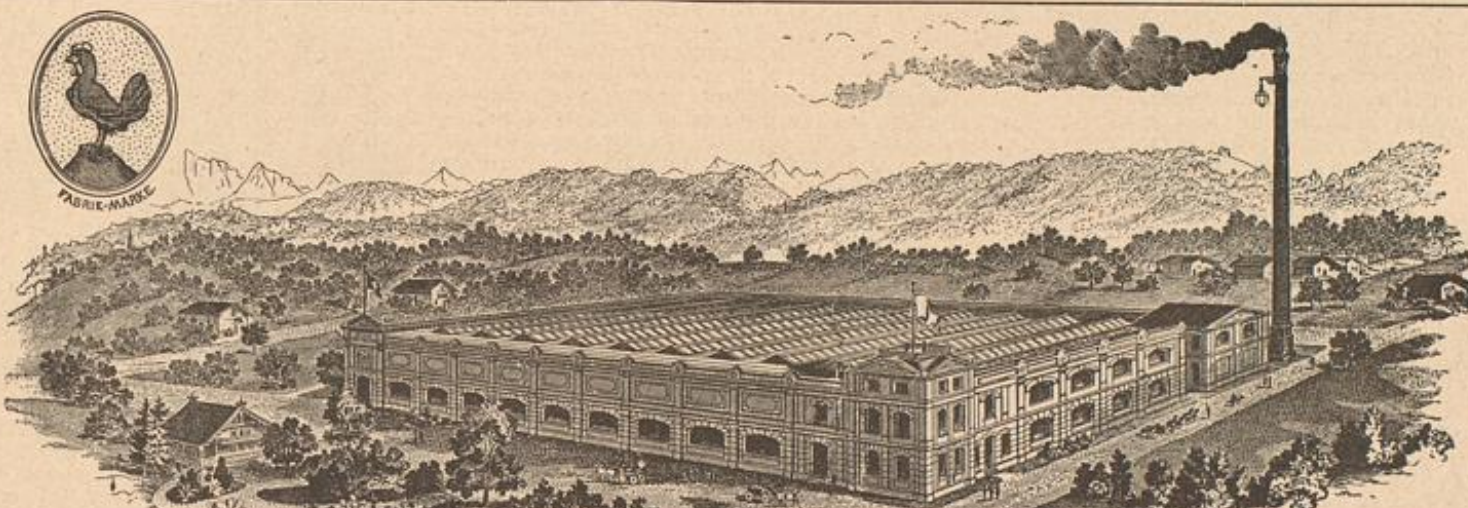
Erfolg eine Probe gemacht, die älteren Mädchen in den Anfängen der Kochkunst zu unterrichten. Der Versuch soll nach und nach in anderen Horden Nachahmung finden.

Der hiesige Verein für Besserung entlassener Strafgefangener hat eine Commission eingesetzt, welche die Frage erörtern soll, ob es sich nicht empfiehlt, auch für weibliche Straftätige einen Arbeitsnachweis einzurichten, der namentlich für auswärtige Arbeitsstellen sorgen sollte, um die Verurtheilten den verderblichen Einflüssen der Großstadt zu entziehen.

Professor Dr. Behring, Assistent am Institut für Infectionskrankheiten, hat ein in ärztlichen Kreisen viel besprochenes Buch über die Geschichte der Diphtherie herausgegeben, worin er die Auffindung eines sicheren Impfmittels in bestimmter Aussicht stellt.

Eine Broschüre von Frau C. Gnauck-Köhne giebt folgende statistische Daten über die Lage des weiblichen Geschlechtes in Deutschland: Wir besitzen 4 Millionen ledige und 1/2 Million verwitwete Frauen im heirathsfähigen Alter, in Summa also 4 500 000. Ziehen wir die gesammte eheliche weibliche Bevölkerung von sechzehn Jahren an in Betracht, so steigt die Zahl der ledigen Personen auf 5 500 000. Diese Zahlen durch den Hinweis abschwächen zu wollen, daß sich wahrscheinlich deren noch viele verheirathen werden, verräth Mangel an Ueberblick. Während sich allerdings noch viele verheirathen, rückt mit mathematischer Gewißheit die Generation der Fünfzehnjährigen vorwärts und vergrößert mit Eintritt in das sechzehnte Jahr, also in das heirathsfähige Alter, die Zahl der 5 500 000. Ziehen wir den absoluten Ueberschuß mit 420 000 von den 4 500 000 heirathsfähigen Frauen ab, so bleiben 4 080 000 Frauen, die ihre natürliche Versorgung, ihren natürlichen Wirkungskreis und Beruf nicht finden, weil ebensoviel Männer nicht die Ehe eingehen. Im Procent-Sage ausgedrückt: Von je 100 ehelichen Frauen bleiben 39,3 ledig, nicht weil heirathsfähige Männer fehlen, sondern weil diese nicht heirathen. Die nächsten Folgerungen drängen sich sofort unabwieslich auf.

**Wien.** — In den Bezirks-Lehrer-Conferenzen, die einmal des Jahres abgehalten werden und demgemäß vor Kurzem in sämtlichen Schul-Inspection-Bezirken stattfanden, wurde diesmal die Errichtung von Fortbildungs-Schulen für Mädchen lebhaft discutirt. Als ein Bedürfniß sind solche Schulen schon durch ein Gesetz vom Jahre 1883 anerkannt; die Anforderungen aber, die zu Unterrichtszwecken an die Stadt Wien gestellt werden, sind derart groß, daß sie der Frage seit Jahren nicht näher trat und sich auf die Erhaltung von nur sieben gewerblichen Fortbildungs-Schulen für Mädchen beschränkt. Gegenwärtig wurde die Sache auf's Neue von der weiblichen Lehrerschaft angeregt, und ein von dieser eingesetztes Comité hat den Entwurf ausgearbeitet, der den Conferenzen vorgelegt wurde und folgende zwei Arten von Schulen für der Schulpflicht bereits entwachsene Mädchen fordert: Niedere Fortbildungs-Schulen, deren Besuch für gewerbliche Hilfsarbeiterinnen obligat sein solle und die die Aufgabe hätten, die künftige Arbeiterin in Haushalts-Führung, Gesundheits- und Kinderpflege zu unterweisen. Zur theoretischen Unterweisung soll sich die praktische Anleitung im Kochen, Aufräumen, Nähen, Plüken u. s. w. gesellen. Auch Deutsch und Rechnen ist in den Lehrplan aufgenommen. Mit Rücksicht auf die Töchter des Arbeiterstandes wird der Unterricht abends und am Sonntag Vormittag erteilt werden. Für die Schulen der zweiten Gattung, die „Höhere Fortbildungs-Schulen“ genannt werden sollen, liegt ein bereits bis ins Einzelne ausgearbeiteter Lehrplan vor, der deutsche Sprache und Literatur, Cultur-Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie, Technologie und Wirtschaftslehre, Arithmetik, Zeichnen, französische und englische Sprache, Stenographie, Turnen und Gesang umfasst; die letzteren fünf als nicht obligate Lehrgegenstände. — Für beide Schulen werden zwei Jahrgänge in Aussicht genommen. Der Besuch der höheren Fortbildungs-Schule soll kein obligatorischer sein; es würde hier im Gegentheil zu der niederen Fortbildungs-Schule ein Schulgeld erhoben werden. — Diese höheren Fortbildungs-



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seidene Bastkleider

— ganz Seide — „zollfrei“ — Mk. 16.80 Pf.

bis 68.50 p. Stoff zu einer Robe, sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65
Seiden-Toulards	" "	1.35—5.85
Seiden-Grenadines	" "	1.35—11.65
Seiden-Bengalines	" "	1.95—9.80
Seiden-Ballstoffe	" "	—,75—18.65
Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc.		

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend.  
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.  
Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



Schulen wären geradezu eine Wohlthat für jene Kreise des Mittelstandes, in denen man den Töchtern sehr gerne eine umfassende Bildung zu Theil werden ließe, die erheblichen Kosten des Privatunterrichtes aber nicht tragen kann. Bereits liegt ein Gesuch um Errichtung einer solchen Schule vor, das die Unterschriften von fünfshundert Müttern aus nur einem Schulbezirke trägt! — Wesentlichster Punkt ist die Spaltung zwischen männlichen und weiblichen Lehrkräften hier so groß, daß es, trotzdem die Nothwendigkeit der Fortbildungs-Schulen für Mädchen längst anerkannt ist, in einigen Bezirken nicht zur Beschlußfassung kam und in andern die Vorlage abgelehnt wurde. In den übrigen Inspections-Bezirken wurde sie der Hauptsache nach angenommen. R. U.

**Venedig.** — Der Mangel einer deutschen Schule in Venedig, wo sich eine nicht unbedeutende deutsche Colonie befindet, war seit Langem fühlbar. Deutsche Eltern, die ihre Kinder deutsch zu erziehen wünschten, waren genöthigt, sie in die Heimath zu schicken; andere, deren Mittel dies nicht erlaubten, mußten sie den italienischen Schulen anvertrauen. Schon seit langer Zeit wurde daher die Gründung einer deutschen Schule angestrebt, doch erst mit dem Amtsantritte des Herrn Pastors Dr. Jabri, der sich der Sache mit ungemeinem Eifer widmete, wurde das Ziel dieser Bestrebungen erreicht.

Durchbrungen von dem Nutzen, welcher der deutschen Sache durch Pflege des Deutschthums im Auslande erwächst, sammelte er allmählig die zerstreuten Glieder der Gemeinde, und wußte sie zur Theilnahme anzuregen. Nicht ohne Schwierigkeit gelang das Unternehmen; Viele hatten sich in die bestehenden Verhältnisse geschickt, sie mußten gewissermaßen neu gewonnen werden.

Dann war für ein gesundes Local, für Herbeischaffung von Geräthen und Büchern, für die geeigneten Lehrkräfte zu sorgen; und nicht zuletzt mußte zur Bekreitung der Ausgaben die Großmuth und Freigebigkeit der Colonie in Anspruch genommen werden. Diesen Aufgaben unterzog sich Herr Dr. Jabri mit solchem Erfolge, daß unlängst die Schule eröffnet werden konnte. Am Morgen des wichtigsten Tages waren die Kinder, 18 an der Zahl, die Eltern, Freunde und Gönner, sowie die Lehrer und Lehrerinnen im Schulgebäude anwesend. Herr Dr. Jabri wies in einer kurzen Eröffnungsrede auf die Wichtigkeit des Augenblicks hin, denn Vieles hänge von dem gedeihlichen Fortgange einer deutschen Schule im Auslande für die ab, denen die Pflege vaterländischer Sitte, vaterländischer Denkungsart am Herzen liege.

Die Erschienenen besichtigten dann die hellen, freundlichen Schulräume, worauf Lehrer und Kinder sich in die Klassen zum Unterricht begaben. Die Kinder werden so weit ausgebildet, daß sie zum Eintritt in die italienischen Mittelschulen reif sind; auch ist mit der Schule ein Kindergarten nach höchst bewährtem System verbunden. Der spätere Zeitpunkt der Eröffnung der Schule erlaubte es manchen Eltern nicht, ihre Kinder rechtzeitig aus den italienischen Schulen zurückzuführen, daher deren geringe Zahl. Für das Wintersemester sind jedoch bereits 40 Anmeldungen vorhanden. Die deutsche Schule ist allen Confectionen zugänglich, Religions-Unterricht wird nur an evangelische Kinder ertheilt. Man hofft auf Theilnahme auch von Seiten der Deutsch-Oesterreicher, Schweizer, Holländer, Dänen, Schweden und Norweger. L. St.



selben, das „Hieder-Fest“, zu Gunsten der Wiener Poliklinik und des Asyls für Lungentranke, war so außerordentlich gelungen, daß es seinen humanen Zweck glänzend erfüllend dürfte. Die an den Hieder-Festen ihres Amtes waltenden Damen der Gesellschaft trugen ausgesprochen sommerliche Toiletten, unter welchen in erster Reihe die der Frau Fürstin Metternich zu nennen ist — ein wassergrünes blaugelbes Bardage-Kleid mit Doppeltrock nebst Besatz aus gelblicher Quipure und blaugrünem Sammet, in breiter Altwiener Form, dazu ein reizendes Capote-Hütchen aus blau und dunkelgrün schattierten Kornblumen nebst Flügeln, von dem Farben-Effekte der Pfauenfedern. Frau Gräfin Roman Potocka trug ein wundervolles Bolant-Kleid aus weißem Atlas mit ganz schmalen rothseidenfarbenen Streifen. Aus gleichem Stoff bestand der sehr kleine Kragen-Umhang, den eine große Halskette mit Schärpen-Enden aus hellblauer Seiden-Gaze garnirte; weiße Chantilly-Spitze überlegte die Kette und faßte als Coquille die Schärpen-Enden zusammen. Dazu war die Bluse aus hellblauer Seiden-Gaze faltig gezogen und mit weißen Spitzen-Entredeux besetzt. Weiße Watrosen- oder, wie man hier in Wien sagt, Wirardi-Hut mit doppelseitiger Rosetten-Garnitur, Bandeau aus hellblauem Sammet und zwei seltenen, rothbraunen Geierfedern; Brillenfeder Fällschleier. — Ein be-



sondere apartes Hutmodell bewunderte man an Frau von Barlova. Einem flachen Kopf aus hellem Stacheltroch war ein durchsichtiger Spitzenrand von schwarzen, drahtgeheilten Valenciennes angeheft; vorn gespalten und in Form einer Ohrlappenschleife aufgebogen, füllte diese Spitzenkrempe ein volles Diadem dunkler Rosen, ein gleiches hochragendes Bonquet stieg in der Hutmitte auf. Der Hut vervollständigte eine originelle Toilette aus orangegelbem Merveillex, dessen grellen Ton die alterthümliche Kuheringung mit

mit Blumen ist zu einer Kunst geworden, in deren raffinierter Ausübung unsere tonangebenden Damen weitestehen. Als Reueches gilt ein ganz aus Guirlanden gebildetes Feltbad, das auf vier festen hölzernen, dicht mit Blumen umwickelten Stützen ruht. Beliebiger kommt für den gesammten Blumen schmuck nur eine Blüthenart zur Anwendung, oder man mischt verschiedene zu harmonischer Farbwirkung. Sehr originell sind Guirlanden aus bunten Feldblumen mit mächtigen Sträußen und Kehlen, vornehmer wird vielleicht ausschließlicher Laubschmuck. Das ein solchermaßen geschmückter Wagen um die duftigsten, hellsten Toiletten bergen darf, erzieht sich von selbst: Vatis, Muffeln, Krepp und Tüll, dazu neuerdings Pardege und Grenadine, sind neben den leichtesten Seidengeweben das fast einzig zulässige Material.



vereint eine Toilette aus wasserblauer Seide mit Garnitur-Theilen aus blau und weißem Pétin. Der von einem schmalen Börtchen aus matter Stahl-Cantille begleitete Vogen-Abschluß des Rockes ruht auf einem sehr krausen, steifen Pétin-Bolant. In gleicher Weise wie der Rock, schließt der Niedertheil der Taille über der gestreiften Paffe ab. Doppelte Bolants als charakteristische Vervollständigung der mächtigen Heulenärmel. Stahlgürtel und Stahl-Aigrette auf dem Hütchen aus blauem Sammet mit Rosen.

Sehr junge Bräute sieht man in diesem Sommer häufig in Muffeln oder Krepp an Stelle der schweren Seidenstoffe — auch eine lebenswürdige Folge unserer modernen, faltiger und reicher garnirten Kleiderformen. Leichter Taffet oder selbst Satin genügen als Unterleid. Nur die 160 cm lange Schleppe bleibt glatt. Im Uebrigen schmücken den Rock ein 15 cm hoher Bolant und zwei Puffen mit Köpfchen, zwischen welchen sich eine schmale Wyrten-Guirlande hinzieht. Der runden, krausen Paffe der Taille schließen sich vorn ebenfalls Puffen und ein Bolant an. Vom Hals-Bündchen wie von der Gürtel-Schleife fallen Wyrtenweige nieder. Sehr schmales Kränzchen zwischen den Puffen des Schleiers.



Neben all dem Extrabaganten, das bei den fashionablen Kennern sich unvermeidlich einzufinden pflegt, waren die schlichten Toiletten unserer aristokratischen Damen eine wahre Wohlthat für das Auge. Am meisten fiel durch seinen fast strengen Stil ein Kostüm aus maistrifarbenem Mohair auf, bestehend aus Rock und langer, hinten anschließender Jacke mit breit umgelegtem Peterinen-Kragen und kurzen Ärmeln, worüber doppelte weite Gloden fielen. Diese und eine weiße Viqué-Weste mit breitem weißleinenen Umlegebogen gaben dem Ganzen bei aller Strenge etwas ungemein Flottes, sommerlich Leichtes und Frisches.

Aus Rock, Bluse und Jacke setzt sich auch ein sehr hübsches Brunnen-Kostüm zusammen, nur ist die sandfarbene Jacke hier ganz lose, mit einer geschlitzten Raht im Rücken und Schlitzen in den Vordertheilen. Rock und Bluse können hierzu in der Farbe übereinstimmen oder von einander absetzen. B. d. G.

Unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin hatte die Berliner Gesellschaft es unternommen, einen Blumen-Corso zu veranstalten — ein Fest, das so recht in den Rahmen des Monats hineinpasste. Schöne Frauen und flotte Cavaliere zogen gemeinsam in's Feld gegen Glend und Armuth der großen Stadt. Im sechsständigen, mit Marschall-Kiel-Rosen geschmückten Wagen bildete die Kaiserin mit drei der jungen Prinzen das Haupt-Interesse. Von den Blumen der übrigen Teilnehmer überschüttet, beteiligten sich die kaiserlichen Kinder jubelnd und mit Eifer am Werken dieser leichteren Geschosse. Zu der mattika, streng im Genre von 1830 ge-

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Die ganz kleinen Capoten, wenn man eine Spitzen-schleife mit einem Blumenbüschel überhaupt so nennen darf, haben für den Sommer entschieden ihre Vorzüge. Sie ermöglichen in der Stadt das, was man als eine Annehmlichkeit ungezwungenen Landlebens betrachtet, sich ohne Hut nur mit dem geöffneten Schirm zu ergehen, denn dieser sogenannte „Hut“ ist nicht mehr als eine Etiquette-Sache. Bei nicht ganz ruhiger Luft, die einen steten Kampf mit den breitrandigen Hüten bedingt, bleibt man durch einen kleinen Schleier geschützt. Die Schleife aus goldcon-tourirten Spitzen, mit lilä Distelköpfen und weißbehaartem Laub auf einem Sammet-Bügel, den lichtgrüner, äußerst feiner Tüll verschleiert, ist das Hüper eines derartigen luftigen Hütchens, — dazu giebt es für Friseur und Schleier-Arrangement nur eine streng modegültige Form. Auch der kleine Umhang ist darauf berechnet, promenadengemäß zu wirken, ohne sich fühlbar zu machen. Er besteht aus zwei über einander liegenden Kragen von elfenbeinweißer und hellgrüner Joulard-Seide, mit glattgeschneidener, ungesäumten Rändern; eine nur bis an den Gürtel reichende Boa-Käse von weißen Spitzen erweitert sich als ungemein kleidsam und leicht.



Z. G. — Mit einem glücklichen Lächeln betrachtet die Großmama das Enkelkind — genau, ganz genau so waren die Kermel an dem „Spencer“ gewesen, in dem sie vor mehr denn einem halben Jahrhundert ebenso jugendfrisch und strahlend in's



ein zweiter Carnaval, der mit Blumen-Corsos, garden-parties und Pferde-Rennen seine Feste feiert. Die Ausschmückung des Wagens











## Kunstgewerbliches.



Wandleuchter. Porzellan-Malerei mit Bronze-Montirung.  
Königliche Porzellan-Manufactur, Berlin.

Bei den großartigen Gaben, die seiner Zeit dem verstorbenen Kaiser Friedrich III., damaligem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, und dessen hoher Gemahlin zur silbernen Hochzeit von den Städten der preussischen Monarchie gewidmet wurden, befanden sich auch zwei Wandleuchter, deren reizende Form, von Suhmann-Helborn entworfen und von Künstlern der Berliner Porzellan-Manufactur ausgeführt, so viel Bewunderung erweckte, daß sie noch immer eifrig nachbestellt werden. Wir veranschaulichen hier einen dieser Leuchter, die man wegen des ursprünglichen Zweckes des Wandschildes, eine Schwärzung der Wand zu verhindern, auch „Blater“ nennt. Eine anmuthige Malerei — bunte Blumen mit ganelnden Schmetterlingen — bedeckt die Schildfläche. Die im Rococo-Geschmack gehaltene Umrahmung, gleichfalls Porzellan, ist in zartem Gelb abgetönt, die Ränder sind vergoldet, die Leuchterarme aus vergoldeter Bronze. Die, die grüne und silberne Hochzeit eines Vogel-pärchens schalkhaft behandelnden Schilder der Hochzeits-Leuchter sind von Paul Meyerheim gemalt und bereits in der Illustrierten Frauen-Zeitung vom 1. Mai 1883 dargestellt worden. Die Vogel-Idylle wurde bei den Nachbildungen des Modells durch Blumenstücke, Figuren im Rococo-Kostüm, oder Jagdscenen ersetzt.

## Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Der Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege, der unter dem Protectorate der Kaiserin Friedrich steht, hielt unlängst seine 14. Jahresversammlung ab, in der erfreuliche Mittheilungen über sein Gedeihen gemacht wurden. Der Verein hat vor Allem den Genuß reiner und gesunder Milch in den Familien der Unbemittelten einzubürgern gesucht und im abgelaufenen Geschäftsjahre für 11 033 M. Milch unentgeltlich vertheilt. Einen besonderen Zweig der Thätigkeit des Vereins bilden die Ferien-Colonien. Im vorigen Jahre wurden fast 3000 Kinder in Voll- oder Halb-Colonien gesandt.

**Wiesbaden.** — Der Verein Frauenbildungs-Reform, der im Jahre 1888 von Frau J. Kettler gegründet wurde, um die Zulassung der Frauen zu den akademischen Studien zu erstreben, hielt seine diesjährige General-Versammlung vom 5. bis 8. Juni in dem schönen Wiesbaden ab. Mit Befriedigung kann der Verein auf das abgelaufene Jahr zurücksehen, seine Petitionen erreichten in mehreren Parlamenten bemerkenswerthe Achtungserfolge. Baden öffnete auf seine Bemühungen hin die Universitäten Freiburg und Heidelberg wenigstens theilweise dem weiblichen Geschlecht, und als nennenswerthes Resultat erzielte er die Errichtung des Mädchen-Gymnasiums in Karlsruhe, dessen demnächstige Eröffnung wir bereits ankündigten. Vorläufige sollen in diesem Gymnasium zehn Schülerinnen ausgebildet werden; der Lehrplan ist dem der Knaben-Gymnasien völlig gleichwertig. Das Schulgeld beträgt pro Schülerin jährlich 500 M. In seinen geschäftlichen Sitzungen hatte sodann der Verein Stellung zu einem Antrag zu nehmen, der Männern den Zutritt zu ihm öffnen wollte. Es erhoben sich in der Debatte große Bedenken dagegen; hauptsächlich befürchtete man von einer unbedingten Zulassung das Eindringen socialdemokratischer Elemente. Nach längerer Debatte in zwei Sitzungen wurde beschlossen, die Zulassung von Männern unter Umständen zu gestatten, aber dabei keinen Beschränkungs-Paragraphe in die Statuten aufzunehmen, sondern dem Vorstand das Recht zu ertheilen, ohne Angabe von Gründen Eintrittsgesuche abzuweisen. Weiter ward der Beschluß gefaßt, als nächstes Ziel die Errichtung von Mädchen-Gymnasien in Dresden, Leipzig und vorab in Berlin anzustreben. — Außer den geschäftlichen Sitzungen wurden im Ganzen drei öffentliche, von ca. 300 Personen besuchte Abend-Versammlungen abgehalten, in denen man die Frauenfrage von den verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchtete. Die nächstjährige General-Versammlung des Vereins Frauenbildungs-Reform soll in Berlin stattfinden.

**Wien.** — Die Patronessen des neu eröffneten Maria-Theresia-Frauen-Hospitals sind: Fürstin Wilhelmine Auersperg, Fürstin Marie Kinsky, Fürstin Clementine Nedenhaller, Excellenz Gräfin Clothilde Clamm-Gallas, Excellenz Gräfin Emma Wilezel, Excellenz Gräfin Anastasia Kiekmanszegg und Baronin Gudenus.

— Se. Majestät der Kaiser hat die definitive Einführung der neuen Congregation der Dienerrinnen vom heiligen Herzen Jesu (auch „Dienerinnen der Armen“ genannt) in der Erzdiözese Wien gestattet.

— Unter dem Ehrenvorsitz der Baronin Bertha von Suttner und unter dem Vorsitz des Herrn Heinrich Glücksmann wurde hier ein literarisch-geselliger Friedens-Verein in's Leben gerufen.

— Aus dem Verein der Wiener Radfahrer am Schottenfeld hat sich eine Damen-Radfahr-Abtheilung entwickelt. Dieser Zweigverein hielt eine constituirende Versammlung ab, bei der Frau Johanna Bach zur Präsidentin gewählt wurde.

— Der jetzt im österreichischen Museum untergebrachte ägyptische

Papyrus Erzherzog Rainer aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. bringt u. A. das Haushaltungsbuch eines großen griechischen Herrn, das viele Aufzeichnungen für Purpurstoffe und leibliche Gemüthe, sowie eine Aufstellung der monatlichen Gehälter, beim Hansarzt und Leibkoch angehängt, verzeichnet, wobei man die Entdeckung macht, daß der Eseltreiber auf gleicher Gehaltsstufe mit dem Pädagogen stand. Für die Damen sind die urkundlichen Belege über verschiedene Braut-Ausstattungen von besonderem Interesse. Bald handelt es sich hier um Geschmeide und Perlen, bald um kosmetische Mittel zur Verschönerung des Teints, der Haare u. s. w. Glanzlad-Stiefelchen mit Schürhändern erscheinen als kostbarer Bestandtheil des Trouffean. Gegenüber läßt das Mahnschreiben eines Damen-Confectionärs auf Billigkeit der Roben schließen. Der Macherlohn betrug 5 Procent des geringen Preises für den Stoff. — Ein anderer Theil des Papyrus rührt von einem Briefschreiber her, der seine ganze Hoffnung darauf setzt, daß das Billet doux, das er mit der Brieftaube abgeseudet, in die Hände seiner Angebeteten gelangen werde.

— Die bekannte Malerin Fräulein Josephine Swoboda hat den Auftrag erhalten, an den Hof nach Windsor zu kommen, um mehrere Prinzen zu malen und später das Portät der Königin auf Schloß Balmoral in Schottland anzufertigen.

**Karlsbad.** — Ein Reffe des indischen Sultans von Lahore hat sich mit der bildschönen Tochter eines hiesigen Schlossermeisters verlobt.

**Brüssel.** — In diesem Jahre ist die Königin von Belgien vom Papste mit der goldenen Tugendrose ausgezeichnet worden. Die Ueberreichung fand in feierlicher Weise in Gegenwart der Mitglieder der königlichen Familie, des Hofes und der Minister, in dem Marmorsaale des Brüsseler Königsschlosses statt. Der Saal war in eine Capelle umgewandelt. Konsignore Nicotera, der Runtius, der im Auftrage des Papstes die goldene Rose gebracht hatte, verlas nach einer Messe das päpstliche, die Verleihung der Tugendrose enthaltende Breve und einen lateinischen Brief des Papstes an die Königin, nachdem letztere den Umschlag erbrochen hatte. Die Königin erhob sich hierauf, näherte sich dem Tische des Runtius und nahm aus seinen Händen die, in einer kostbaren Fayence-Box liegende, goldene Rose entgegen, küßte diese demuthsvoll zweimal und nahm dann ihren Platz wieder ein. Mit einem Gebete schloß die Feier.

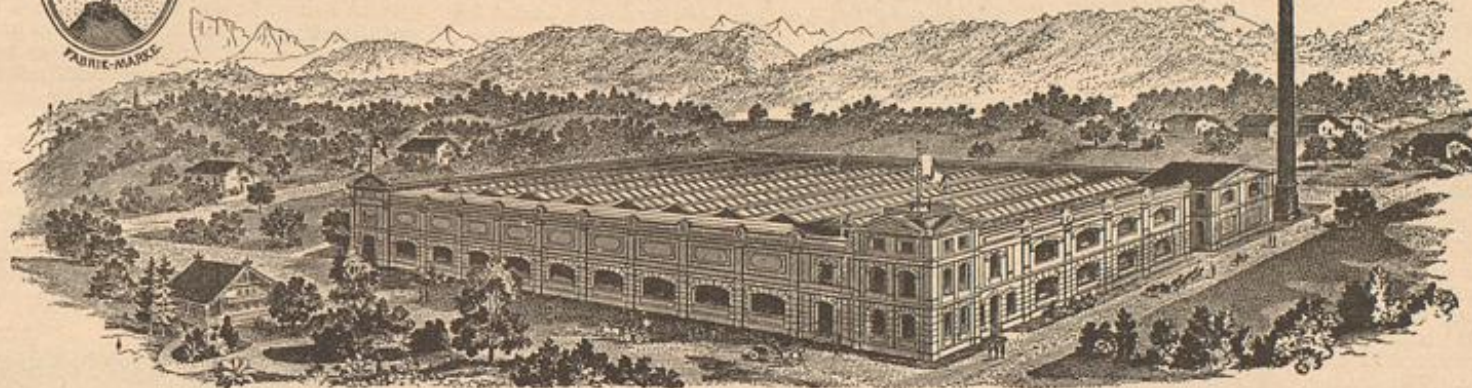
**London.** — Die Vermählung des Herzogs von York, Sohnes des Prinzen von Wales, mit der Herzogin Maria von Teck, bekanntlich ehemaligen Braut des erstgeborenen verstorbenen Sohnes des Prinzen von Wales, Albert Victor, findet am 6. Juli in der Capelle der Königin im Saint-James-Palast in London statt. Prinzessin Victoria von Schleswig-Holstein wird eine der Brautjungfern sein. Die Braut ist von ihrer Großmutter väterlicher Seite her, nebenbei bemerkt, ungarischer Abstammung.

**Paris.** — In der französischen Gesellschaft für Photographie haben Damen der Aristokratie, wie die Herzogin d'Aven, die Herzogin de Luynes, die Gräfin d'Eu, die Gräfin Jean de Beaumont, die Gräfin Gabriau, die Vicomtesse de Rougé und Andere, ganz vorzüglich gelungene Photographieen, Porträts und Landschaften, ausgestellt.

— Frau Sarah Bernhardt, die zukünftige Directorin des Pariser Renaissance-Theaters, das im October eröffnet wird, will die Claque vollständig abschaffen und gedenkt den Souffleur-Kasten aus dem Theater zu verbannen. Für den Fall einer Gedächtnisschwäche der Schauspieler wird ein Souffleur hinter den Coulissen Wache halten.

— In einem hiesigen Hospitale wurde ein ehrbares, siebenzig-jähriges Männlein als Fräulein entlarvt. Um sich besser durch die Welt schlagen zu können, hatte die alte Dame seit vierzig Jahren Männerkleider getragen. Die längste Zeit war sie als Buchhalterin bei der Agence Havas beschäftigt. Seit 35 Jahren bewohnte sie dieselbe Wohnung, ohne daß Jemand gahnt hätte, daß sie eine Frau sei.

**Chicago.** — Der Frauen-Congress war von etwa 5000



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seidenstoffe

ab eigener Fabrik 75 Pf. p. Met.

bis Nr. 18.65, schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, carrirt und gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Nr. 1.85—18.65
Seiden-Poulards	" " 1.35—5.85
Seiden-Grenadines	" " 1.35—11.60
Seiden-Bengalines	" " 1.95—9.80
Seiden-Baststoffe	" " —.75—18.65
Seiden-Bastkleider	" " 16.80—68.50

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppelpfennig Briefporto nach der Schweiz.

**Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.**  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



Teilnehmern befehdt. Er wurde durch die Präsidentsin Frau Potter-Palmer eröffnet, und zwar als erster der abzuhaltenden Welt-Congresse. Ein Haupt-Thema der Verhandlungen bildete die Kleider-Reform. Hier wurde zuerst Frau Lucy Stone das Wort erteilt, die in ihrem Bloomer-Kostüm erschien. An Stelle von Frances C. Russell, die am Erscheinen verhindert war, verlas Rachel Foster Avery deren Bericht. Frau Avery, auch eine bekannte Reformerin, zeigte sich in dem von ihr vertretenen Kleide. Dies Kostüm erinnert an die Kleider der Türkinen. Der Rock, von blauem Flanell, reicht bis etwas über die Knie, wo er sich theilt, und, aufgerafft am Knie, die Beine halb sichtbar läßt. Den Oberkörper umhüllt eine, von einem Gürtel umschlossene Bluse. Ihr folgte Frances M. Steele mit einer Abhandlung über die Arbeit der Gesellschaft für Förderung physischer Cultur und correcter Kleidung. Frau Henrietta Russell, eine Dame von klassischer Gesichtszüge und vollendet schöner Körperform, gekleidet in eine Art griechischen Kostüms, sprach darüber, daß die Gesetze der Schönheit die Reform unterstützen.

Bei der Einweihung des von dem weiblichen Architekten, Fräulein Sophie W. Hayden aus Boston, erbauten Frauen-Gebäudes hielt die Präsidentsin Frau Potter-Palmer die Festrede. — Frau Professor E. Kafelowsky kam im Namen der deutschen Frauen zu Wort; sie sagte ungefähr folgendes: „Ich komme von Berlin, um Ihnen die Grüße und Glückwünsche unserer Protectorin, der Frau Prinzessin Friedrich Karl von Preußen, und der Damen vom deutschen Comité zu überbringen. Deutschlands Frauen haben ihr Bestes hierher gesandt, sie wollen der amerikanischen Frau ein möglichst vollständiges Bild ihres Wirkens darthun.“ Und nun folgte eine erläuternde Aufzählung der ausgestellten Gegenstände: fünfzig Gemälde deutscher Malerinnen, eine Bücherammlung, die fast ausschließlich aus preisgekrönten Stücken besteht, 500 Bücher deutscher Schriftstellerinnen als ein Geschenk für die amerikanischen Frauen, die Producte der Spitzenlöppei von Schmiedeberg, aus deren Verhältnissen die Schleier und Robenbefäße stammen, die die Kaiserin Friedrich bei ihrer silbernen Hochzeit getragen u. s. w. Auch die vertretenen Frauenvereine Deutschlands fanden ihre Würdigung: Der Frauenverein von Berlin, das unter dem Protectorat der Großherzogin von Sachsen-Weimar stehende Sophien-Institut zu Weimar, der Lette- und Vesalozzi-Prübel-Verein aus Berlin, die Köchen- und Haushaltungsschulen der Frau Eina Morgenstern u. s. f. in endloser Reihe.

Bei allem Respect, den man vor den Leistungen der Frauen hier empfand, kann man doch von einer durchschlagenden Concurrenz, die dem Mann gemacht ist, nicht reden, allein schon deshalb nicht, weil die Frauen ihre Thätigkeit überwiegend den Gebieten zugewendet haben, auf denen sie von jeher dominirten. In den Ausnahmen gehört eine californische Dame, die selbstgeschmiedetes Eisen ausgestellt hat.

**New-York.** — Die Anzahl von Damen, die sich dem Studium der Jurisprudenz in America widmen, ist in hohem Wachsthum begriffen. In Milwaukee z. B. giebt es nicht nur viele Juristinnen, sondern auch eine Advocaten-Firma, die ausschließlich aus Frauen besteht und sehr beschäftigt ist.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Ein wenig ernsthafter, um nicht zu sagen ein wenig schwerfälliger, als in anderen Metropolen, tritt die Mode in der deutschen Hauptstadt stets auf, und was in Wien, Paris oder London als das Selbstverständliche gilt, zieht hier als ungewöhnlich die Aufmerksamkeit auf sich. So der kleine Pagenhut mit seinen vier gleichmäßig aufgeschlagenen Ecken, die in entsprechend origineller Weise verschiedene Blumen-Tuffs — Marguerites, Bergknechtchen und Rosen — und eine dunkelblaue Sammet-Rosette schmücken. Das Pilante der Erscheinung erhöht der Schultertragen aus schwarzem Tüll mit weißem Picot-Abschluß, der sich in einer sehr vollen und hohen Halskränze wiederholt. Diese kleinen, leicht über die Schultern fallenden Dinger aus unentbehrliche Vervollständigung.

Wage, Krepp oder Tüll scheinen eine unentbehrliche Vervollständigung jeder sommerlichen Toilette werden zu wollen.

Als Ersatz des gewohnten häuslichen Schreibisch-Comforts bietet sich für die Reiseszeit ein elegant ausgestatteter, verschließbarer Schreibkasten, der Alles enthält, was veredelte Weltfinder von heute zur Ausübung der Briefschreibekunst bedürfen. Löschpapier, Mappe, Briefbogen und Converter in den verschiedenen modernen Größen und Formaten, Kalender, Notizbücher u. s. sind unter raffiniert geistlicher Benutzung des Raumes — die



Kassette ist etwa 35 cm hoch und 15 cm breit — zusammengestellt. Kirchbaumholz mit goldglänzenden Beschlägen giebt dem Kasten ein hübsches Aeußeres. G. D.

**Wien.** — Der Wiener Derby-Tag bedeutet nicht nur das größte sportliche Ereigniß, sondern einen Festtag der Bevölkerung und gleichzeitig die großartigste Toiletten-Schau des Jahres; die großen Kellers und die tonangebenden Frauen saßen seit Wochen geheimnißvollen Ueberlegungen nach, um sich schließlich vielfach in demselben Grundgedanken zu begehen. So ist es denn weder bloßer Zufall noch Willkür, wenn in den vorliegenden Skizzen die schwarze und die schwarz-weiße Garnitur vorwiegen. Es ist, als habe sich die Contrast-liebende Mode einigermaßen in Farbenfreudigkeit geübt und wolle nun dem Auge einen Ruhepunkt bieten. Gewiß sah man auch einen ganzen Herdenschabbath von schillernden, prunelenden Farben, Regenbogen- und Seifenblasen-Toiletten, daneben sehr viele reizvolle weiße und jugendlich einfache hellfarbige Waichstoff-Toiletten mit zartem Band- und Spitzen schmuck, aber hier sei zunächst das maßgebende Neue betont.

Besonders hübsch war ein schwarz-weißes Kleid aus schmal gestreiftem Verreilleux, dessen Rock von drei über einander fallenden Volants aus schwarzer Seiden-Bavette mit alterthümlichem Jaden-Deffin gedeckt war. Die gestrenzte Hals-Taille ohne Gürtel blieb frei; die Ärmel dagegen waren mit dem schwarzen Stoff überlegt, der am Unterarm in dicke Querfalten gezogen erschien, oben einen großen Ballon aus fünf kleinen Puffen bildete. Derartig farblose Toiletten bedingen geradezu einen bunten Hut; verzichtet man

hierauf, so liebt man es, ihnen wenigstens einen abhehenden Stechragen aus leuchtend farbigem Sammet beizugeben, z. B. dunkel-centifolien-roth, orange, roth-lila, oder frühlinggrün. Die Farbe abzuweichen, wollen wir keineswegs, — wir sind froh, daß wir sie wieder haben. Beweis dessen sind die folgenden Toiletten: ein interessantes Kleid aus gelbem, mit schmalen weißen Atlasstreifen und schwarzem verjümmerten „alten“ Muster versehenen Joulard, das die neue Modeform vorzüglich zur Geltung brachte. Weiße Gaiture in breiten Einfäßen durchquerte den Rock, die großen, halblangen Bauhärme mit Bolant und ging zweimal senkrecht über die neuerdings sehr beliebte überfallende Bauhärme der Bluse. Feine

Gold-Passementerie in häßlich-förmig gebogenen Spangen besetzte außerdem vom Halse abwärts und vom Gürtel aufsteigend die Bluse; Gürtel mit langer Seitenschleife aus schwarzem Atlasband, vorn und rückwärts mit Brillantknauffen besetzt. Kleine Capote aus Krüppeln und Metallique-Flügeln, Schleier aus strohgelbem Krepp. Ganz neu erschien die hängende Doppelform der wunderschönen Brillant-Ohringe. Der Schirm aus blumigem, gelbem Joulard war in der inneren



garnierten gelbe Kamillen, zwei schwarze Kieffedern und zwei große, langstengelige Paul Neron-Rosen. Den zarten Blumen-Schmuck des Halsstragens sahen wir auch an einem anmuthigen weißen Kleide aus böhmischem Krepp, dessen Stechragen oben und unten eine schmale Girlande künstlicher Maiblumen schmückte.

— Einen Beweis, wie wenig das neue „schwarz-weiß“ die Freude an der Farbe zu beirren braucht, wenn es sich auch einmischet, bietet das wunderschöne und äußerst moderne Kostüm aus mohntrothem Crêpon. Getönt weiße, sehr kräftige Gaiture umgiebt als Bolant und zweimal aufgesetzter Einfäßen den runden Stragen, der die verlängerte Kieffelform bildet, und besetzt die Stalpe des sehr laugen Bauhärms; breites schwarzes Atlasband ergießt den Gürtel und den dreimaligen hohen Rockbesatz, indem dasselbe nur am oberen Rande leicht eingefaltet festgenäht wird. Sehr weicher Glodenrock. Den hellbraunen Hut garnirt dunkel-rosablumenblauer Sammet in Vandeaux und Rosetten nebst kleinen schwarzen Federchen. Fast unentbehrlich für das moderne Gepräge der ganzen Toilette ist der halbmeterbreite Schleier mit großen Chenille-Punkten; diese erreichen manchmal die Größe kleiner Bällchen, und erscheinen dann anders farbig;

so sahen wir hellbraune, lila-weiße und fraisefarbige Schleier, letztere wieder mit braunen Punkten in Chenille. Am Turz waren mehrfach Toiletten aus weißem indischen Wachs-Joulard zu sehen, der sich von

glatten Leinen fast nicht unterscheidet. In ungemein großer Anzahl war die Bluse, die abhehende Bluse sogar vertreten, freilich in einer Ausföhrung, die ihr das Bürgerrecht auf dem geheiligten Hofen-Bartel des Sattelraumes zusichert, und sie somit auf den höchsten Culminations-Punkt der Eleganz stellt: plissirte Seidengaze oder lichter Satin-Verreilleux, durchweg aber mit Einfäßen überlegt und durchbrochen, meist in vorn sehr stark überhängender Form. Besonders die jungen Damen der Aristokratie bevorzugten diese Tracht. — Natalie Brud.

**Paris.** — Ganz „entscheidend“ zu sein ist in dieser Saison die Eigenschaft der meisten Hüte. Es ist wahr, sie sind ziemlich bausig, etwas allzu gefucht, etwas allzu lähn, aber die künstlerische Eigenart, die ihren Formen zu Grunde liegt, läßt uns darüber hinweg sehen. So besteht ein sehr kleidames Modell fast nur



aus einem großen Stück Kohhaar-Geslecht, das Kopf und Krempe bildet, seitwärts in leichten Biegungen absteigt und über der Stirn sich als große plissirte Schleife erhebt, deren Knoten aus Bergknechtchen zusammengeleitet ist; Bergknechtchen, mit einigen Gräsern vermischt, streben vorn gerade empor. Einige Blüthen legen sich, auf dem Haare ruhend, in die hintere Tolle der Krempe; den Kopf umgiebt ein glattes Sammetband. — Im Genre Louis XV. erscheint ein zweiter Hut aus grobem gelbem Stroh mit flachem Kopfe. Die breite Krempe wölbt sich vorn zu zwei hohen Läten, in deren einer ein Luff Birkenlaub ruht, während hinten ein feiner hochstehender Zweig Rosenkranz angebracht ist. Durch seine elegante Form dürfte dieser Hut, der einem Köpchen mit lockigem Haar besonders gut stehen wird, für große Toilette geeignet sein. H. d. G.



Bei dem letzten Empfang am Wiener Hofe war seit Jahren zum ersten Male auch wieder die Kaiserin Elisabeth anwesend. Sie trug noch immer Trauer. Ihre Robe, aus schlichtem Wolstoff, mit bausigen Ärmeln, war mit schwarzem Seidentrepp ausgestattet. Von dem schönen, dunkelblonden, diademartig gebundenen Haar, das schwarze Marabut-Federn schmückten, fiel ein langer, schwarzer Schleier herab. Die ganze Erscheinung der Kaiserin besaß etwas ebenso Rührendes, wie Hobeitsvolles. — Frau Erzherzogin Maria Theresia erschien in einer Robe aus refedagrüner Bengaline; die Taille, aus hellerem Tuch, zeigte Zätschen-Details, breiten Hals-Neckers aus Bengaline und eine Garnitur von gestickten Points d'Alençon. Tags zuvor sahen wir die Frau Erzherzogin in einer Toilette aus schwerem, dunkel-orangegelbem Moiré antique mit langer Schleppe, die hohe Taille mit einem breiten, sehr faltenreichen doppelten Kragen aus orange- und rosa Chantageant-Gaze ausgestattet und mit mähtigen Puffärmeln.

## Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Nr. 47. Orientalische Buntstickerei. Vorder-Asien. XVII.—XVIII. Jahrhundert. Untenstehende kleine Ansicht dient als Ergänzung der heute beiliegenden Farbentafel, die eine Ruherpartie einer orientalischen Buntstickerei, aus dem Besitze des Domherrn Alexander Schnitzgen in Köln, naturgroß veranschaulicht. — Das interessante Stück mißt 55 cm Breite zu 108 cm Länge und kann beliebig als wirksame Vorlage für eine Decke, einen Teppich, wie für den Bezug eines Kissenstoffs in der Art der bekannten Kameel-Taschen dienen. Unsere farbige Stickerei, der in Farbgebung wie Musterung wohl ein türkischer Sammet-Teppich, aus der altberühmten Fabrik in Scutari, als Vorbild zu Grunde gelegen haben dürfte, beweist, daß die Nachahmung derartig kostbarer Webereien in wohlfeilem Material und minder kunstvoller Technik schon in alter Zeit sehr beliebt war. Der kräftige, getönte Leinen-Grundstoff erzielt, im Verein mit mattfarbigem Leinengarne und den theilweise mit Seide gestickten oder überstodenen Figuren, eine reizvolle, vornehme Farbwirkung. Dingengegen bleiben die etwas eifigen, gebrochenen Contouren der alten Nadelarbeit hinter den gefälligen Linien der Weberei zurück, jedoch die Ruher-Vorzeichnung für die Stickerei keiner ausgleichender Verbesserungen bedarf. Schräge Bordüren trennen das reichgestickte Mittelfeld von den



gegliederten Eck-Figuren. Dem Fond entnommene Blütenformen wechseln als Füllung der vier lambrequin-artigen Ecken, an deren Ende der Grundstoff je mit schmalen Saume abschließt. J. J.



Nachdem die lange vernachlässigte Tapissiererei sich wieder eine bevorzugte Stelle auf dem Arbeitstisch errungen hat, war es voranzusehen, daß man sich bemühen würde, die Ausführung so leicht



und rasch fördernd wie möglich zu gestalten. Das Nähen nach farbigen Typenmustern ist nicht Jedermanns Sache, und infolge dessen entstanden die mit halbem Faden vorgezogenen oder vorgefärbten Muster, welche kaum mehr als ein mechanisches Nachahmen der Figuren verlangen. Aber dieses mechanische Arbeiten ermüdet schließlich, und man verlangt nach etwas freierer Bewegung, wenn auch innerhalb gegebener Formen. Da werden nun die Tapissiererei-Arbeiten nach Vorzeichnung den Wünschen vieler entgegen kommen. Als Grundstoff der Stickererei dient ungeteilter Ganevas, dessen Stärke sich nach dem betreffenden Gegenstande richtet; von dieser hängt dann das Stichtmaterial ab, welches Wolle, Seide, Chenille und Gold-

faden umfaßt. Geometrische Muster eignen sich naturgemäß am besten, da ihre geraden Linien sich mit den Fäden des Ganevas decken; doch sind andere Figuren durchaus nicht ausgeschlossen, nur bedingen sie eine kräftige Umrandung, welche die sich leicht verschiebende Contour correct wieder herstellt und gleichzeitig eine Vermittlung zwischen den Farben übernimmt. Die Ausführung der vorgezeichneten Tapissiererei-Arbeiten kann eine verschiedene sein; sie gestattet die Anwendung von Kreuzstich oder halbem Kreuzstich (petit point), sowie Gobelin-Stich; auch lassen sich beide Stichtweisen mit einander vereinigen.

Wir geben, um die Verschiedenheit von Muster und Ausführung zu zeigen, eine Vorte im halbem Kreuzstich, ein Kissen im verletzten Gobelin- und halbem Kreuzstich, sowie einzelne Kreuzstich-Blumen, die man nach ihrer Vollendung auf Decken oder Kissen appliziert.

Die Vorte, deren Breite 35 cm beträgt, vereinigt in dem persischen Muster die kräftigen satten Farben der orientalischen Teppiche. Neben Ziegelroth und Gelbbraun stellen sich Strohgelb, Pflaumenblau,



Oliv, Rosa und Blau, bald als Füllung der Fläche, bald als scharfe, nur einen Stich breite Umrandung ein. Der Kern der Mittelfiguren, auch einzelner seitlich liegender, markirt sich in Gold. Für die harmonische Vertheilung der Farben-Zusammenstellung geben

persische oder Kaminher-Teppiche den besten Anhalt, — sind sie es doch, denen man die Muster nachbildet.

An dem Kissen erscheinen zwar die gleichen Farben, doch Muster und Ausführung sind anders gehalten. Durch schmale Balken, im halbem Kreuzstich mit Goldfaden gefüllt, wird der Grund in drei, je reichlich 12 cm breite, schräg laufende Streifen getheilt, deren Füllung in Rothbraun und sättem Blaugrün wechselt. Auf dieser markiren sich die palmettenartigen Blätter matt oliv und rosa, während auf dem rothbraunen Grunde zu diesen beiden Farben noch Blau-blau hinzutritt. Stiele, Aehren und Ranken, diese mit goldenen Beeren, sind dunkeloliv gehalten. Bemerkenswerth erscheinen hier die Contouren, welche man nach Vollendung des Musters mit Chenille herstellt. Die Stickererei ist im verletzten Gobelin-Stich gearbeitet, von denen jeder regelmäßige Stich über 4 Fäden in der Höhe greift, sich aber zu weilen, der Vorzeichnung folgend, bis auf 1 Faden Höhe verringert. Zum Aufnähen der Chenille, die ein tiefes Braun zeigt, dient feiner Wollw; die Ueberfangstiche schneiden in die Chenille ein und geben dieser das Aussehen einer feinen Stielstich-Reihe. Beim Aufnähen muß man die Contouren, wenn erforderlich, etwas reguliren.

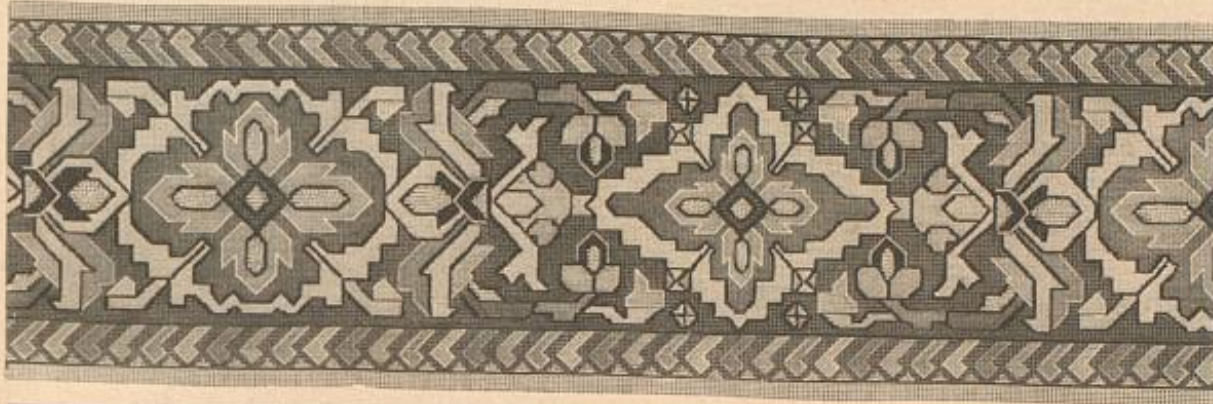
Zur Ausführung der einzelnen Blumen, die in der Darstellung ganz bedeutend verkleinert sind, und daher nur den Charakter der Formen wiedergeben können, dient halber Kreuzstich, sowohl für die Umrisse, als auch für die Füllung der einzelnen Figuren. Als bekannt darf die Art angesehen werden, solche gestickte Blumen einem glatten Fond aufzumähen. Das für Decken oder Kissen beliebte Arrangement beschränkt sich nicht auf eine regelmäßige Vertheilung der Zweige, sondern verlangt gerade eine unregelmäßige, aber künstlerische Anordnung der Blumen, deren Größe und Form stetig wechselt.



Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldt's. Ein Lebensbild. (Berlin, G. S. Mittler & Sohn, N. 10.)

Ein höchst interessantes Memoiren-Werk, das von der Großherzogin von Baden angeregt und dieser gewidmet ist. Dem Vorworte nach wurde es auf Schloß Tegel bei Berlin verfaßt, in dessen Archiven die zahlreichen, hier veröffentlichten Privat-Briefe vorhanden sind, desgleichen die Originale zu den beigegebenen holden Kinder-Porträts von Adelheid und Gabriele von Humboldt, und zu dem Bilde der letzteren als Braut des Diplomaten Herrn von Bülow. Vor Allem fesselt in dem Buche die Gestalt der edeln, echt deutschen Frau, wie sie uns in Gabriele von Bülow entgegentritt. Jeder, der es gelesen hat, wird mit doppelt ehrfurchtsvollem Schauer an die berühmte Familien-Ruhestätte im Schloßpark zu Tegel treten, an der, im Schatten der ersten Edeltannen, auch Wilhelm von Humboldt's 1887 im hohen Greisenalter verstorben Tochter schlummert.

Verlagsquellen: Kostüme: G. u. S. Bauer, Wien I, Kärthnerstr. — Hüfchen, Züllfragen: W. Penin, Berlin, C. Hausvogtengasse 1. — Vagabund: F. Leuchtmann, SW. Leipzigerstr. 89. — Zerkelbalken: Kaufhaus Godebsch, W. Leipzigerstr. 105. — Klaffen, Vorten u. f. w.: Geschwister Rehm, W. Leipzigerstr. 129. — Einzelstränge, Decken: Steibel & Schmidt, W. Friedriehstr. 78.



# Belehrung

über das

## Stärken und Plätten.

Das Stärken und Plätten der Kragen, Manschetten Hemden u. gehörte bisher zu denjenigen Haushaltungsgeschäften, an welche die Hausfrau immer mit einem gewissen Unbehagen ging, weil der Erfolg ihrer mühevollen Thätigkeit kein gesicherter war. Die Ursache hiefür lag hauptsächlich in dem Umstand, daß die zur Verwendung gekommene Stärke von den Fabriken nicht in der Vollkommenheit geliefert werden konnte, wie dies für den praktischen Gebrauch nötig gewesen wäre.

Früher verwendete man allgemein Weizenstärke, die aber wegen ihres verhältnismäßig groben Kornes nur in gekochtem Zustand zum Stärken feiner Wäsche brauchbar ist; sie giebt zwar einen sehr steifen Appret, der aber nicht genügend weiß und elastisch ist, und die Stärke bleibt leicht am Eisen kleben. Da wurde in den 70er Jahren bei uns die in England erundene Reisstärke eingeführt und zwar mit großem Erfolg, weil sie roh, d. h. ungelocht zur Verwendung kommen kann und einen weißeren, elastischen Appret giebt.

Die Reisstärke hat nun zweifellos einen Teil der der Weizenstärke anhaftenden Mängel gehoben, allein sie war nicht im stande, dem inzwischen gestiegenen Luxus in der Wäsche zu genügen, denn man verlangt die Wäsche jetzt nicht nur außerordentlich steif und dabei doch elastisch, sondern sie soll auch einen

schönen Glanz aufweisen. Diese modernen Ansprüche ließen das Glanzplätten immer mehr aufkommen, so daß jetzt ein großer Teil des Publikums nur noch glanzirte Kragen und Manschetten trägt. Solchen erhöhten Anforderungen konnte jedoch die einfache Reisstärke entfernt nicht mehr entsprechen. Um dennoch das gewünschte Resultat zu erzielen, behalf man sich mit dem Beimischen der verschiedensten Zusätze wie Borax, Wachs, Gummi oder Glanzstärke; solche Beimischungen sind und bleiben aber ein ebenso zeitraubendes als schwieriges Geschäft, denn es gehört unbedingt viel Erfahrung dazu, um die Lösungen



richtig zu machen und bei den verschiedenen Zusätzen das richtige Maß zu treffen. Um allen diesen Uebelständen abzuhelfen und dem Publikum ein vollständig fertiges sicheres Stärkemittel zu bieten, hat die Ulmer Reisstärkefabrik von **Heinr. Mack** in Ulm unter Mithilfe der renommiertesten Plätterinnen des In- und Auslandes Jahre lang praktische Plätt-Versuche anstellen lassen, welche schließlich zu der Erfindung von **„Mack's Doppel-Stärke“** geführt haben.

Dieselbe ist ein auf höchster Stufe der Vollkommenheit stehendes Stärkemittel, welches bereits alle nötigen

Zusätze einschließlich der Glanzstärke enthält und das **Plätten ungemein erleichtert.**

Bei richtiger Verwendung von Mack's Doppel-Stärke kann man täglich mehrere Stunden Zeit ersparen und erzielt dabei noch ein ungleich schöneres Resultat als bei den früheren Verfahren.

Die mit Mack's Doppel-Stärke behandelte Wäsche bekommt außerordentlich viel Halt und Steifheit und ebenso einen prachtvollen Glanz. Um jedermann die richtige Anwendung von Mack's Doppel-Stärke vor Augen zu führen, hat der Fabrikant seine langjährigen Erfahrungen in einem kleinen Schriftchen, betitelt **„Mack's Plätt-Regeln“** niedergelegt, welches derselbe gegen Einsendung von 20 Pfennig in Briefmarken überallhin franko versendet.

Gegenüber einfacher Reisstärke ist der Preis für Mack's Doppel-Stärke nur unbedeutend höher, allein da bei dieser keinerlei Zusätze mehr gekauft noch beigemischt werden müssen, so ist sie in Wirklichkeit doch unbedingt die billigste.

In den zehn Jahren, seit welchen Mack's Doppel-Stärke in den Handel gebracht wird, hat dieselbe nicht nur im deutschen Heimatland die größte Beliebtheit erlangt und sich thatsächlich den Ruf der besten Stärke erworben, sondern sie hat sich auch auf dem Weltmarkt eine erste Stelle erobert, denn Mack's Doppel-Stärke findet man nicht nur in ganz Europa, sondern selbst in Amerika, Südafrika, Indien und Australien. Wir glauben uns mit dem Hinweis auf die Vorteile dieses äußerst praktischen und bequemen Stärkemittels den Dank vieler Leserinnen erworben zu haben; sind wir doch überzeugt, daß die regelmäßige Anwendung desselben dazu beitragen wird, den Wäschetag zu verkürzen und dessen Unannehmlichkeiten zu verringern.

\*) Mack's Doppel-Stärke ist in allen größeren Kolonialwaren-, Droguen- und Seifengeschäften vorrätig und zeigt als Schutzmarke obige Abbildung.



# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
**TÄGLICHER VERKAUF:**  
**50,000 Kilos.**  
 Zu haben in allen Spezerei-  
 DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
 Conditoreien.

**G**ine deutsche Familie Prag sucht für den Herbst 1895 eine gebildete jüngere Dame, welche einem größeren Haushalte selbstständig vorzustehen und daneben der Dame des Hauses in der Erziehung zweier Kinder gute Dienste zu leisten vollkommen befähigt ist. Bewerbungen unter Beifügung der Photographie und Angabe der Schulabsprache sind zu richten an die Verlagsbuchhandlung

F. Tempisky in Prag.

### Bessere Haushälterin

als selbständige Hausfrau neben 5 Dienstmägden wird gesucht. Sommer 3 auf dem Lande, im Winter in der Stadt. Erforderlich ist der Nachweis einer Cautionssumme und einer bürgerlichen, wenn auch belienenden Herkunft. Auskunft erteilt Fr. A. Reder, Mozartplatz 4, IV. Salzburg.

**Damen** gesucht 3. com. Verkauft echt chinesisches Thee. Hohe Prov. Importhaus H. Salfeld, Hamburg.

**MAX KRAUSE, BERLIN-SW.**  
 - Papier - Ausstattungen  
 bieten das gediegene Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorzüglich überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MAX-MARKE**.

Meine vielgerühmten Brosch. IV. Auflage. Selbstständig. Bettfedern u. Kopfkissen u. wachsende. werden zu 10. Preis 95 Pf. empfiehlt. Soph. Maler Strelb. Rottweil (Württbg.)

**Tafelbutter**, n. d. Feinste, nett. 9 Pf. 9, 50 Pf. Fr. Wagn. I. H. Goemann, Dornum, Dithmarsch.

### Cäsar und Minca

(notor. bekannt grösste Ear. Hunde-Züchterei). Prämiiert mit gold. u. silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen.

**Zahna** (Königreich Preussen) Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers sowie Sr. Kaiserl. Hoh. d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoh. Prinzess. Friedr. Carl v. Preussen, Ihr. K. Hoh. Prinzess. Albrecht v. Preussen, desgl. viel. Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.



offizieren ihre Specialität in Luxus- u. Wachhunden v. grössten Ulmer Dogg- u. Berghund bis zum kl. Salonhündchen, desgl. Vorsteh-, Jagd-, Duck-, Brackier u. Windhunde fern dressierte, als auch rohe und junge Thiere unter weittragender Garantie. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in Deutsch. u. Französ. Sprache franco. Eigene Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden. (Bahnhof, Wittenberg).

### Adoption.

Ein in geborenen Verhältnissen lebendes Ehepaar mit einem Söhnchen von 8 Jahren wäre geneigt, als Ersatz für ein verstorbenes Töchterchen, ein Kind, Mädchen im Alter bis zu 2 Jahren zu adoptieren. Dasselbe darf nur besserer Geburt sein und wird glückliches Familienleben u. gemüthliches Heim zugesichert. Vermögen würde notariell sicher gestellt. Offerten unter **C. M. 10640** befördert die Expedition dieses Blattes.

En gros, en détail. Fabrik u. Versandt aller Drähte, Anker, Stimm- bestände. Herstellen fert. Mäher Dresden, Serrstr. Wiedererkennl. von. Rabatt!

### Palmay Crème

ist das beste und sicherste Mittel gegen Sommerproben, sowie Hautauschläge jeder Art. Ist vollständig unschädlich und verleiht dem Teint ein schönes jugendliches Aussehen. à Zapf 2.50 Pf.

Wohrenapothete in Budapest. Niederlage in Berlin W., Wallstr. 24. Drogeriehandlung M. Fröhliche.

**Gefichtshaare** u. Frauenbart u. ihre Heil. (Broschüre v. Dr. Glösel) verl. geg. Einfind. v. 1.80 Pf. Apotheker Wegener, Weinfeld (S).

Billigste Bezugsquelle ab Fabrik-Dopp. **Linoleum**, Bestes Fabrikat. □ Mtr. Gemustert secunda 1.80 Mk Glatt 2 1/2, mm stark 2.50 Mk Glatt 3 1/2, mm stark 2.35 Mk Gemustert 3 1/2, mm stark 3.30 Mk Granit mit durchgehendem Muster. tritt sich nie ab 4.38 Mk **Julius Henel u. C. Fuchs**, Hoflieferant mehrerer Höfe. **BRESLAU, Am Rathaus No. 26.** Qualitäts-Proben und Muster franco.



Ohne Bolzen, ohne Kohlen, Ohne Kopfschmerz sich zu holen Bügelt man mit uns'rer Platte Fern von jeder Feuerstätte.

In größeren Haushaltungs-Geschäften zu haben. Wo nicht, versenden wir für 3/4, Pf. das prachtvoll emailirte Plättchen und für 1 Mk. 60 Pf. ein Postpaet Glasflöß, egl. Borte. Für Schneidertinnen auch schwerere Plättchen. Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

**ASTHMA & CATARRH** geheilt durch die Cigaretten **ESPIC** oder das Pulver **ESPIC**. Beklemmung, Husten, Schnupfen, Nervenschmerz. **PARIS, EN GROS-VERKAUF:** 1. ESPIC, 20, Rue St-Lazare in allen Apotheken in Frankreich 2 Fr. die Dose. — Man verlange die Unterschrift ESPIC in allen gross. Apoth. Deutschlands.

In allen Buchhandlungen vorrätig:

## Friedrich

Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Ein Lebensbild

von **Ludwig Ziemssen**.

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Neffel, B. Plochhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.

Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk verehrt in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfeld wahren dem Helden einen Namen, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang Kaiser Friedrichs von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Verehrung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Cultur-bewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaiser Friedrich“, eine äußerst sorgfältige Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

# Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl. Entsetztes Maisproduct. Zu Puddings, Sandtorten etc. und zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao etc. vortrefflich.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

## Musterblätter

für **künstlerische Handarbeiten.**

Herausgegeben von

**Frieda Eipperheide.**

III. Sammlung (25.—36. Blatt).

12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-Format. — In Mappe. Preis 3 Mark. Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniß, 40 Pfennig.

- |  |  |
|--|--|
| 25. Federschnitt mit farbigem Bemalung. Moderne Arbeit.                  | 32. Flechtensich- und Flachstickerei. Spanien XVII. Jahrhundert. |
| 26. Aufnähh-Arbeit. Spanien XVI. Jahrhundert.                            | 33. Slavische Buntstickerei. XVII.—XVIII. Jahrhundert.           |
| 27. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.                                     | 34. Südslavische Stickmuster. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert. |
| 28. Flechtensich- und Flachstickerei. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert. | 35. Cretenser Stickerei. Griechenland XVIII. Jahrhundert.        |
| 29. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.                                     | 36. Orientalische Stickmuster. Preisen XVIII.—XIX. Jahrhundert.  |
| 30. Flachstickerei. Italien XVII. Jahrhundert.                           |  |
| 31. Flach- und Plattfäch-Stickerei. Moderne Arbeit.                      |  |

### Unferriert in einer neuen

### ... Oelmalerei ...

wird binnen wenigen Stunden ertheilt, ohne daß Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare Beschäftigung für Herren u. Damen. Aufträge werden nach eingelangten Photographien aufs Beste ausgeführt. **Johanna Blumenfeld, Wien V., Sriedlberg, 17 Th. 28.**

Unterricht in Oel- u. Aquarell-Malerei ertheilt **Linna D'Heureuse, Steinmetzstr. 8.**

Das neueste in **Verlobungs-Anzeigen, Hochzeits-Einladungen, Visiten- und Gratulationskarten** liefern in hochfeiner Ausführung. **Hyll & Klein, Barmen.** Muster stehen leihweise zur Verfügung.

## Friedrichroda in Thüringen.

Unser Kurhaus ist in letzter Nacht ein Raub der Flammen geworden. Das Curleben wird dadurch nicht gestört. Das Bade-Comité hat die nötigen Vorkehrungen getroffen, dass Unterhaltungen und Vergnügungen ihren ungestörten Fortgang nehmen können.

Das Badecomité. Dr. Weidner.

Verlag von Rud. Bechtold & Comp. in Wiesbaden.

## Otto Weddigens Gesammelte Werke.

- Band I. Gedichte. Preis brosch. M. 4, geb. M. 5.  
 II. Fabeln, Parabeln und Sprüche. Preis brosch. M. 1.50, geb. M. 2.  
 III. Märchen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
 IV. Westfälische Dorfgeschichten. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
 V. Novellen und Erzählungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
 VI. Epische und dramatische Dichtungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
 VII. Aufsätze und Reden. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.  
 VIII. Erinnerungen. Preis brosch. M. 3, geb. M. 3.50.

„Weddigen ist einer unserer namhaftesten vaterländischen Dichter“, seine Leier erkante als Mitkämpfer zuerst in dem großen Jahre 1870 und unentwegt hat er in seinen Dichtungen seitdem der großen vaterländischen Sache gedient und überall die Idee des Schönen zur Darstellung gebracht. Weddigen ist ein treuer Sohn der „rothen Erde“ und ein echter Volks- und Jugendschriftsteller.



**Anzeigen** jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einseitige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Büros, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamerstrasse 38, und zu Wien I., Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John P. Jones & Co in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.



Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

## Die Aufnahm-Arbeit.

Von **Frieda Eipperheide.**

X u. 77 Seiten Text mit 164 Abbildungen.

Groß Quart-Format.

Elegant cartonnet mit Leinwandrücken.

Preis Mk. 5.—

Das Werk bietet eine erschöpfende, von vielen Abbildungen begleitete Anleitung zur Erlernung der alten Kunstarbeit, sowie eine Anzahl naturgetreuer Verkleinerungen von Original-Musterstücken früherer Jahrhunderte, welche zugleich als leicht ausführbare Vorlagen dienen können.

Die weiteren Abbildungen geben zahlreiche Beispiele für die vielseitige praktische Verwendbarkeit der hoch interessanten, sehr mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Technik, welche der kunstfertigen Frauenhand neue lohnende Aufgaben stellt.

Bei seinem billigen Preise wird das auch äußerlich elegant ausgestattete Werk überall freundliche Aufnahme finden.





Prinz Franz zu Windischgrätz und Prinzessin Margarethe Windischgrätz-Harrach.

Nach einer Photographie des Photographischen Hof-Kretiers „Adde“ in Wien.

Das Eheglück eines erst vor kurzem vermählten Paares, das Leben eines wackeren, liebenswürdigen und hoffnungsvollen Cavaliers wurde durch einen schweren Unfall gefährdet, der am 18. Juni d. J. dem jungen Prinzen Franz Windischgrätz in seinem Wohnsitz Tulln zugehoben ist. Das feurige Rollblut-Gespann seines Kutsch-Phaetons schenkte im Augenblicke, da der Prinz die Bügel fassen wollte, jagte in rasendem Laufe die Straße entlang und schleuderte ihn gegen die Wand eines Hauses in

der engen Wienerstraße; der Wagen stürzte auf ihn und zerquetschte ihm das Darmbein des Beckens — eine schwere, lebensgefährliche und überaus schmerzvolle Verletzung. — Das Paar hatte eine zu Besuch weilende Tante nach der Bahn geleiten wollen, wegen des unruhigen Verhaltens der Pferde zögerten die Damen jedoch mit dem Einsteigen und entrannten so der Gefahr. — Die Theilnahme der Tullner Bevölkerung ist allgemein, denn Prinz und Prinzessin genießen wegen ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Wohlthätigkeitsfinnes außerordentliche Verehrung. Auch in Wien, im väterlichen Hause des Prinzen, zeigten die Lippen der täglich nachfragenden Besucher, die Einsicht in die glücklicherweise mehr und mehr beruhigenden Telegramme nehmen wollen, wie aufrichtig man das junge Paar schätzt, das zwei der erlesensten, vornehmsten und bekanntesten Wiener Aristokrat-Familien angehört. Der Vater des verunglückten Prinzen, Fürst Josef zu Windischgrätz, ist General der Cavallerie und Capitän der kaiserlichen Arcieren- Leib-Garde zu Wien; seine Mutter war keine Andere, als der noch heute unvergessene Liebling der Berliner, die schöne, berühmte Tagliani; deshalb nimmt auch die deutsche Reichshauptstadt allgemeines Interesse an dem traurigen Vorfall. — Die junge Prinzessin Margarethe Windischgrätz, die Gemahlin des Fürsten, ist die Tochter des vielbekanntenen Grafen Johann Harrach, — der in seinem Palais auf der Freieung zu Wien die berühmte Gemäldesammlung besitzt, und seiner ersten Gemahlin, geb. Prinzessin Lobkowitz. Comtesse Margarethe war die Jüngste von sieben Geschwistern; ihre Mutter starb bei ihrer Geburt. Graf Harrach vermählte sich dann in zweiter Ehe mit einer Fürstin zu Thurn und Taxis. Das junge Paar, sozusagen Nachbarn, lernte sich vor vier Jahren gelegentlich einer aristokratischen Dilettanten-Vorstellung im Palais Lichtenstein näher kennen, und bei ihrer gemeinsamen Mitwirkung in einem Lustspiele fanden sich im Ernst die Herzen, ohne daß die beiderseitigen Eltern es ahnten. Der Prinz war damals noch Student. Im Februar dieses Jahres durfte endlich die Hochzeit gefeiert werden. Das neuvermählte Paar siedelte dann nach dem freundlichen Dona-

städtchen Tulln über, wo der sechsundzwanzigjährige Prinz an der niederösterreichischen Statthalterei sich die Sporen im Staatsdienste verdient, und wo nun der Sonnenschein des Hauses durch einen so schmerzlichen, jähen Schlag getrübt ward. — Der berühmte Wiener Chirurg Professor Albert war sofort zur Hülfsleistung berufen worden; Professor Gader, der Leiter des Wiener Sophien-Spitals überwachte im Verein mit dem Tullner Stadtarzt Dr. Plenk den weiteren Verlauf der Heilung, denn das Schwerste hat die Hand der Vor-sorgung von dem jungen Paare dergestalt bereits abgewendet.

Natalie Bruck-Ruffenberg.

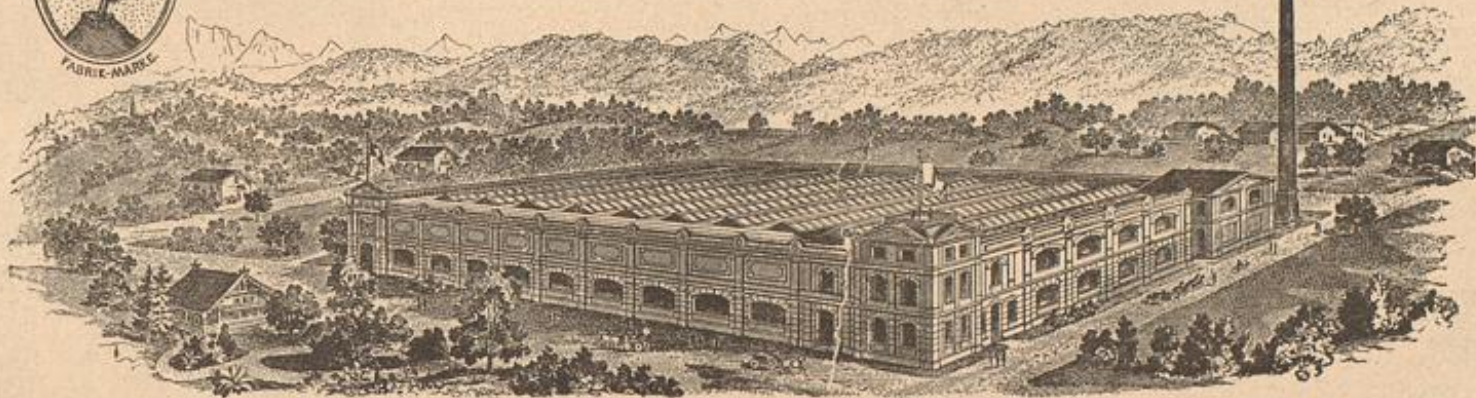
## Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Aus den von Fräulein Helene Lange vor vier Jahren eröffneten Real-Cursen wird jetzt das erste Berliner Mädchen-Gymnasium (vergl. auch unter Wiesbaden) hervorgehen. Dem Comité, das die, wie es scheint, finanziell bereits gesicherte Gründung in die Hand nehmen wird, gehören unter Anderen Georg von Bunsen, Friedrich Spielhagen und Dr. A. Baumbach an. Das Gymnasium wird zunächst nur ältere Mädchen aufnehmen und sich auf drei Jahres-Curse beschränken.

**Karlsruhe.** — Eine Ausstellung von Arbeiten des Badischen Frauen-Vereins hat auf Wunsch seiner hohen Protectorin, der Großherzogin Luise, unlängst in der hiesigen Großherzoglichen Orangerie stattgefunden.

Das hier an den Tag gelegte Können erhebt den Badischen Frauen-Verein zu einer Anzahl ersten Ranges. Was weibliche Handarbeit zu leisten vermag, ward in musterghätiger Vollendung geboten: Wäsche, vom groben Arbeiterhand bis zum feinsten, mit Stickereien, Spitzen und Zältchen geschmückten Luxus-Gembe; Strickereien, Wollgramm-Stickereien, köstliche Weißstickereien, kurz die feinsten Wunderwerke der Nadel, zogen das Auge der Kenner auf sich; confectionirte Japans und fertig gemachte Kleider, ganz einfache und sehr elegante, darunter auch eine schwarze Hands-Toilette, für die Frau Großherzogin gefertigt, schloßen die Reihe der Bekleidungs-Gegenstände. — Die Ausstellung der Abtheilung für Kunststickerei stand gleichfalls auf einer hohen künstlerischen Stufe; die Arbeiten, waren sie zu profanem Zwecke, oder zu kirchlichem Gebrauche, erregten höchste Bewunderung, so namentlich galt diese einem Wandstickerei für den Salon, mit einem reizenden, in Nadelmalerei ausgeführtem Dessin von Iris- und Wasserrosen. Ferner brachte die Ausstellung von kunstgewerblichen Arbeiten, sowie der Buchbinder- und Bapp-Technik, entzückende Sachen und Sächelchen, während die Proben von Porzellan-, Majolica-, Aquarell- und Oelmalerei, nebst vieler anderer Techniken, höchst achtbare Leistungen aufwiesen. Endlich seien auch Producte der Kochschule erwähnt, ledere Backereien, eingelegte Früchte, ein verführerisch servirtes Dinner und, zur Decoration von Speisen bestimmt, ein reizender Blumentorb, dessen Wachsbüchsen ähnelnde Rosen, Tulpen und andere Kinder-Floras, aus rothen, gelben, oder weißen Rüben, mit Hilfe von Cochenille-Farbe, hergestellt waren. Den Mittelpunkt der genannten, hochinteressanten Ausstellung nahmen Arbeiten von der Hand der unermülich schaffenden Großherzogin Luise selbst ein, zarte, duftige Gegenstände aus lichtfarbiger Wolle, auf der Blinden-Strickmaschine gefertigt, und als Kissen, Sessel, Körbchen, Züchsen, Häubchen u. s. w., mit Seidenstoffen, Bändern und Schleifen ausgestattet. Daneben zeigten sich, ebenfalls von der hohen Frau gemacht, riesenhafte Lampenschirme aus Seidenpapier, in den reizvollsten Farben-Zusammenstellungen gefaltet und auf Drahtgestellen mit seidenen Schleifen montirt.

Der Verein nimmt, wie hier zum Schluß noch bemerkt werden soll, zur Beschäftigung seiner Schülerinnen sowohl Vorkursen



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

# Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Klümpchen schwarzen Seidenroßs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräufelt sofort zusammen, verliert bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegenlag zur echten Seide nicht kräufelt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Die Seiden-Fabrik von G. Henneberg (K. u. K. Hoflief.), Zürich versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Roden und ganze Stücke porto- und Zollfrei in's Haus.



entgegen auf einzelne Wäschestücke, Kleider, Jupons, als auch, bei vorherigem Kostenaufschlage, auf Braut-, Baby-, und Anstalts-Ausstattungen, die zu sehr mäßigen Preisen vorzüglich ausgeführt werden

**Wiesbaden.** — In dem Berichte über die Versammlung des Vereins Frauen-Bildungs-Reform in Nr. 13. der Illustrierten Frauen-Zeitung ist noch berichtigend zu ergänzen, daß der Verein lediglich in Berlin (siehe oben unter Berlin), und zwar vornehmlich mit Rücksicht auf Ost- und Norddeutschland, die Errichtung eines Mädchen-Gymnasiums befördern will, nicht aber in Dresden und Leipzig. Das Schulgeld soll für jede Schülerin keineswegs die enorme Höhe von 500 Mark betragen, sondern ist, ebenso wie in Karlsruhe, auf 200 Mark jährlich veranschlagt worden. Die Mädchen werden mit dem 12. Lebensjahre aufgenommen und geben nach 6 Jahres-Cursen, ungefähr in dem Alter von Gymnasial-Primanerinnen, ab.

**München.** — Eine bedeutende alpine Leistung führte die Baronin Louise Chalmerski aus München aus, indem sie unlängst als erste Dame, und noch dazu ohne Führer, die gefährliche und beschwerliche Trettach-Spize erstieg

**Wien.** — Madame Sigrid Arnoldsen hat für den nächsten Winter einen glänzenden Vertrag nach Amerika abgeschlossen. Die Sängerin wird 60 Mal aufzutreten, wofür sie 300000 Francs erhält.

**Rom.** — Ein spanisches Damen-Comité, an dessen Spitze die Herzogin von Alba steht, spendete zum Peterspfennig 100000 Francs.



mächtigen Zick-Zack-Linien geführt, die, aus Band gebildet, den Volant-Befaj unterbrechen. Ganz aus kleinen Volants sehten sich die Kermelpuffen zusammen. Der Hut zeigt eine hohe Krempe, die den Kopfumflichend, sich nach oben stark verbreitert; sie wird von einem Rosenkranz umgeben und durch eine weiße herabhängende Spitze verkleidert.

Eine unserer imposantesten Schönheiten aus der hohen Aristokratie erschien in astroja Glacé-Seide, die gleichfarbige Plattstückerel-Borduren verzierten, dazu ein höchst origineller Jackenträger im Stil Ludwigs XIII., aus gelblicher Niederländer-Guipure mit Goldfäden. Die fürstliche Frau trug auf dem schönen rothblonden Haar einen der kleinen, quergebügelt Polichinell-Hüte aus Goldstroh, den wir hier zum ersten Male wirklich schön fanden, und zwar nur dadurch, daß die an sich bizarre Form durch die einfache Garnitur von zwei vorn und rückwärts angebrachten Schleifen aus gefaltetem schwarzen Tüll außerordentlich gemildert und zudem in lockere Haarwellen eingebettet war.

Das ganz jugendliche Genre vertrat ein hellblaues Patistkleid, dessen Volant-Befaj, Gürtel, Krage und Rebers-Garnitur mit schmalstem schwarzen Sammetband besetzt erschien.

**Paris.** — Unter den mannigfachen Formen der hochsommerlichen Hüte verdient zuerst ein wohltuend einfaches, aber außerordentlich kleidsames Modell genannt zu werden, das die Mitte zwischen Capote und rundem Hut hält. Der weiche Kopf ist aus einem reichbestickten Stoffe hergestellt, der Rand aus Stroh mit einer entsprechenden Borste verziert und mit Sammet eingefast, die schmalen Bindebänder aus Sammet sind unter dem Kinn geknüpft. Ein paar durchsichtige Libellen-Flügel und hübsche Schmucknadeln mit Köpfen aus Jet und Amethysten bilden die weitere Garnitur.

Ungemein grazios und flott zeigt sich eine andere Form, die eigentlich Nichts als ein geschwungener Deckel aus Reisstroh ist, dessen schiefe Biegung über der Stirn durch einen vollen Luff Rosen ohne Blätter ausgefüllt erscheint, während ein gleicher Luff sich von oben auf den Rand legt. Ueber der Stirn strebt eine Jet-Agrette in der Form von ein paar Jährlhörnern empor.

Durch den farbigen Reiz des verwendeten Materials wirkt unser letztes, sehr modernes Modell. Der flachen, vorn leicht gewellten Form aus weichem Kofshaar schließt sich eine schwarze, nach hinten leicht anfallende Spitze an; eine große, forallenrote Schleife erhebt sich über der Stirn, ein paar bläuliche Libellen scheinen sich auf Hutrand und Schleife niedergelassen zu haben. Der originelle, elegante Hut, der die obere Partie des Gesichtes leicht beschattet, dürfte namentlich für ein wenig starke Gesichter vorthellhaft sein. B. de G.

Carroux-Rüster aus feinen hellfarbigen Streifen, das Ganze mit eingewebten Punkten überzogen, ebenso für bedruckten und außerdem überstärkten Moll oder Joppyr. Sehr eigenartig war eine Toilette aus weiß-gelb streifigem Joppyr-Krepp mit Befaj aus orange-weiß-ombé gestreiftem Taffelband, das sich für die obere Hälfte der Taille vorn zu einer Art Gesecht gestaltete, in der hinteren Mitte je in einer Schleife sich begegnete. Das Streben nach originellen Rock-Garnituren hat hier zu

andere nach sich zieht, so machen die erwähnten Nonstre-Puffen jeden Ueberärmel unmöglich, — das bequeme Jackett schwindet mehr und mehr, und in vermehrter Weite greift das nicht immer graziöse Collet um sich. Die neueste Pelzerinnen-Form, ein siebentheiliger zimmetfarbener Radfragen, von dessen oberstem Volant eine Rüsche bis zu den Ohren aufsteigt, unterscheidet sich gar wenig von der Tracht eines Droschken-Kutschers. Eine jüngste Schöpfung von Pasquier, eine Colerette, genannt „jeune Parisienne“, ist nur 18 cm lang, giebt aber, gehoben durch gewaltige Kermelpuffen, der jugendlichen Gestalt eine noch unnatürlicherer Schulterbreite. In orange-farbenem oder glühendrothem Sammet „ventionno“, auch aus dem stets beliebtesten Plüsch „lila évêque“, wird der Krage mit Vorsiebe zu weißen Mullkleidern getragen und gleicht mit der um den Hals zusammengelegenen Weite einem buntfarbenen Blumenkranz. Auch das canezou — die Bezeichnung „Aute“ gilt hier nur für den Hauptteil des Landmannes — nimmt an Weite zu. Worth schuf ein Lawn Tennis canezou, das in tiefe Fächerfalten gelegt, 8 m Stoff verlangt. Breite Rebers aus feuerrothem Leinen verschwinden, sehr schmälert, unter einem Gürtel aus rothem schwedischen Leber, über welchen die Bluse in Handbreite herabsinkt; Blendern aus rothem Leinen garniren in regelrechter Abminderung den dazu gehörigen weißen Batistrock. Für kühlere Witterung wird ein ähnliches Gewebe in moosgrünem Flanel und milchfarbenen Schweizer-Prezellen ausgeführt. Anhängerinnen der „fine taille“ wenden sich bereits dem am Mode-Horizont auftauchenden Trade zu. Bis jetzt erschien derselbe abstechend vom Mode, während er neuerdings mit diesem harmonisierend austritt. Eine möglichst kurze Taille markierend, mit getollten, auf den Kermelpuffen sich ausdehnenden Rebers garnirt, zeigt der neue Trade den Schoß vorn und um die Hüften glatt angelegt, während derselbe hinten reich getollt ist und seine Läten mit denen des Glodenrocks vermischt. Wir sahen auf dem letzten Vortagestische ein solches Trade-Kostüm aus weißer flammiger Bengaline russe. Der Glodenrock war festonartig mit rothen Spitzen besetzt, eine gleiche 30 cm breite Spitze fiel auf die kurzen Vokallärmel, bis zu denen der schwebliche Handschuh aus rothem Leder reichte. An einem anderen Trade-Modell aus geklämtem Foulard bestand die Garnitur in blauer Perlen-Guipure. Das Figaro-Jäckchen hält sich nicht nur in der Gasse der Pariserin, sondern es tritt neuerdings in den verschiedensten Arten auf. Häufig ist es aus rother Seiden-Guipure gefertigt; auch werden absteckende Epaulettes darauf angebracht. In einem weergrünen, in Fächerfalten gelegten Seiden-Muffelkleid — der Muffelin war so fein wie Spinnweb — sah ich ein Figaro-Jäckchen aus schwarzem, mit weißen Perlen gemischtem Jet-Gewebe.

Das interessanteste Gebiet für Toilette-Studien sind vielleicht die vornehmeren Pariser Bühnen. Allerdings ist das, was man dort an Extravaganzen zu sehen bekommt, mehr als Curiosum zu betrachten, denn als Bild der herrschenden Mode, zu welcher die capriciösen Künstlerinnen sich gern in einen pitanten Gegensatz bringen. So ließ Nette Ronbet im Odéon-Theater durch eine enganliegende Schlepprobe aus weißem klaren Musselin, über goldgelben Atlas gespannt, alle Empire-Moden, jede 1800er Reminiscenz vergessen. Die Kostümte waren mit Goldstickerei besetzt, welche sich in doppelter Breite um den vieredigen Riederanschnitt legte. Der goldene Gürtel, das Reber an der natürlichen Stelle umfassend, sowie kleine kurze Puffärmel aus altblauem Sammet, schlossen jeden bestimmten Stil aus. Nette Gyra übertrugte füglich durch eine ebenfalls eigenartige Garten-Toilette. Der runde Rock aus cremefarbenem Sommertruch war zeitwärts geschliffen und brachte ein „dessous“ aus erdbeerfarbenen Spitzenstoff in der einst beliebtesten Keilform zum Vorschein. Das Schneedenkleid, gleichfalls aus Spitzenstoff und auf weißer Marcelline-Seide gearbeitet, zeigte halblange bequeme Kermel. Dazu der große Tricorne-Hut „Napoleon“ aus feuerrothem Stroh, der auf dem Hinterkopf befestigt, das Gesicht der Trägerin mit einem Glorienstein umgab. In seiner inneren linken Randbiegung barg er einen

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Die Contraste berühren sich. Neben der Neigung für ungeheureren Ausschweifungen an den Kermeln und bis über die Taille fallende Krage, die alle Linien des Oberkörpers verwischen, beginnt eine Strömung sich bemerkbar zu machen, welche die natürlichen Formen der Gestalt wieder mehr zur Geltung bringt. Unter der Blusen-taille aus theergrüner, durchweg fein plüschter schmiegsamer Gaze läßt sich die Linie der Schulter und des Oberarmes genau verfolgen.



Erst in Höhe des Ellbogens beginnt der Kermel sich stark zu bauschen, um dann wieder durch Falten zu einer Manschette verengt zu werden, die als Köpfchen auspringt. Der Kermel ist nicht, wie sonst üblich, dem Armloch eingefügt, sondern jetzt stark gekraust unter dem Halsbündchen an und fällt von dort, ohne durch eine Quernaht unterbrochen zu werden, über die Schulter glatt hernieder. — Vollständig entgegengesetzter Charakter trägt die andere, aus Rohseide gefertigte Toilette, obgleich auch hier der Stoff fein plüschig verwendet wurde. Kermel, Schultertragen und Schößchen bestehen aus übereinanderfallenden schmalen, aber sehr krausen Volants, Halsbündchen und Schnebengürtel aus schwarzem Sammet, der einen feinen Gegensatz zu der zarten Sandfarbe des Stoffes bildet. Hut aus gelbem Stroh mit zweiseitiger Garnitur aus schwarzen Flügeln und rothviolettten Rosen. C. E.

**Wien.** — Die letzten Tage der Sommer-Kennen bringen auch jene hochsommerlichen Toiletten, die für den Aufenthalt in Bädern und Villenorten bestimmt und erst im letzten Augenblick vor der Abreise fertig geworden, nun in ihrer blüthenfrischen Reueit noch frisch auf dem Tuff gezeigt werden. So waren Ende der Kennzeit schwere seidene Toiletten Ausnahme, dagegen sommerlich düstige Stoffe in bewunderungswürdig einfachen Sacharten das Vorrecht der distinguirtesten Eleganz. Besondere Vorliebe zeigte sich dabei für weißgründige Stoffe mit großem



— Die hiesige Sensations-Mode schreibt eine sich in maßloser Weise gesteigerte Ausdehnung der Formen und Linien vor. Oft gleichen die Kermelpuffen ausgeblasenen Tugeligen, oft zusammengefallenen drei Meter weiten Ballons; weder abfallend noch hochstrebend, geht ihre ganze Fülle in die Breite und läßt die zarteste Gestalt unförmlich erscheinen. Die nunmehr sieben Meter weiten abstehenden Trichter-röcke erinnern lebhaft an das längst im „Salon“ ausgestellte unschöne Frauenbild „Vor hundert Jahren“. Und wie ein Uebel das

Luff weißer Bedenröschchen. Ein Sonnenschirm aus grasgrüner nicht changirender Seide mit weißen Marcelline-Futter, garnirt mit einem breiten ausgefaltenen, grünen Seiden-Volant, erhöhte den Chic der reizenden Erscheinung. M. v. G.—Sch.

**Trouville.** — Bade-Kostüm und Promenaden-Kostüm sind sich hier, wie in allen Seebädern, an Wichtigkeit vollständig ebenbürtig, und deutlich läßt sich die gleiche Modenrichtung zu Lande wie zu Wasser verfolgen. So hat die Vorliebe, zweierteil verschiedene Stoffe übereinander



gelegt zu verwenden, sich auch auf das Badetochlein ausgedehnt. Sehr feiner Batist — weiß oder leicht getönt — wird über farbigen Planell mit oder ohne Rüschen gelegt, was eine ganz eigenartige Wirkung hervorbringt, die in der kleinen Darstellung freilich nicht wiederzugeben ist. Hellblauer Batist läßt hier rothen Planell durchschimmern; die Form besteht aus Beinleib und langer Bluse, welche letztere beim Schwimmen durch eine kurze ersetzt werden muß. Einfach ist ein Anzug aus gestreifter Serge, mit weiten Beinleibern, weitem Rock und im Rücken geschlossener Bluse. Ein gerade durch seine Einfachheit besonders reizendes Strand-Kostüm bringt die stehende Figur auf unserem Bildchen zur Darstellung; apricotfarbiger Batist ist hierfür mit englischer Weißstickerei und schwarzem Sammetband verziert. An dem daneben stehenden Kostüm entsprechen der Solant-Rock, die Fußröhre und der Schultertrager mit Rüsche der herrschenden Modenrichtung. Für den Aufenthalt an der See, mit seinem unvermeidlichen schroffen Temperatur-Wechsel ganz besonders geeignet sind lange ungefütterte Mäntel aus weichen, warmem Stoff, die gleichzeitig auch als Abendmäntel dienen können. Unsere Vorlage aus beigefarbenem Grundstoff mit farbigen Streifen war mit braunen, mehrfach durchgehenden Einrahmungen eingefasst und erschien durch eine Passe aus brauner Seide besonders kleidsam. Hölzch wirkt auch die andere Toilette aus blauem Musselin mit schwarzen Punkten, ausgefattet mit zwei mattblauen Plenden, letztere wieder durch feine Couture-Streifen verziert. Zu den augenblicklich so beliebten Hülsen aus Wachszeug haben unsere Damen ersichtlich die weitersehen Kopfbedeckungen der Matrosen als Modell gebildet. Durch einen grobgeknöteten Strohrand sucht man sie etwas eleganter zu machen, und mit haltbaren Pompons oder Flügeln garnirt, sehen sie auch wirklich ganz flott zu jugendlich einfachen Toiletten aus. Der Anzug des kleinen Matrosen zeigt als charakteristische Form lange, sich unten stark erweiternde Beinleiber aus weißem Planell; nur durch einen Knopf zusammengehalten, öffnet sich die Bluse über einem Leinenhemd mit breitem Kragen.

## Mandararbeiten

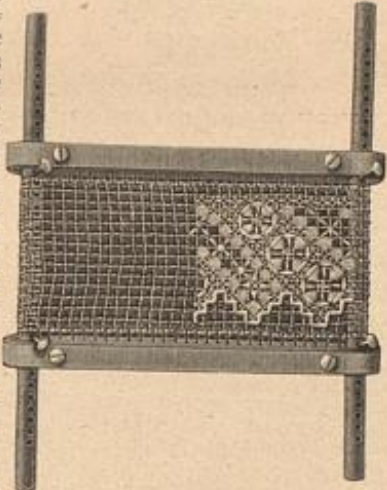
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



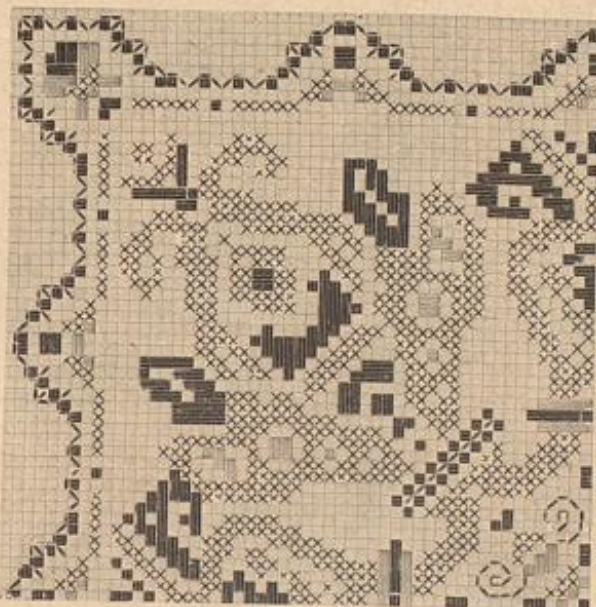
**Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung.** No. 90. Jilet-Arbeiten. Die mannichfaltige Verwendbarkeit der schönen, viel geübten Technik, welche aus den Vorlagen unseres heutigen Extra-Blattes ersichtlich wird, macht es überflüssig, die dort dargestellten Arbeiten durch weitere Abbildungen zu erläutern. Nebenstehend zeigen wir daher nur eine Anwendung der schwedischen Kirchenstiche, Abbildung 2-4, zur Ausfütterung eines Chor-Rodes, während das Typenmuster die für die Abbildungen 1 u. 8 erforderliche Farben-Erklärung enthält. Als willkommene Erleichterung zum Spannen des Reggrundes werden die Fremddünen der reizvollen Jilet-Guipure-Arbeit den dargestellten praktischen

Rahmen begreifen.

Seine Vorrichtung ermöglicht eine stramme Spannung, ohne daß der Jilet-Grund, wie bisher, Rüsche für Rüsche durch Nähen oder Ueberstülpen befestigt werden muß, was namentlich bei langen Streifen für Borten, Spitzen und dergl. von großem Werthe ist. Der erwähnte Rahmen besteht aus zweigroßeren oder kleineren Querschnitten, welchen, an Stelle des sonst gebräuchlichen Rahmenbandes, hakenförmig gebogene Drahtstücke in regelmäßigen, etwa 1 cm weiten Zwischenräumen eingefügt sind. Je zwei klammerartig getheilte Enden dieser Reihchen umschließen die runden Einschiebefäden, welche in ganzer Länge möglichst dicht an einander gereiht vorgebohrt erhalten. An diesen Einschiebefäden wird der fertige Jilet-Streifen mit den Schmalseiten durch Nähen unerschließbar befestigt, indem man Nadel und Faden durch die vorgebohrten Löcher führt und die überflüssige Länge des Streifens an einer Seite aufrollt. Ist dies geschehen, so hat man die Längsmassen des betreffenden Streifens in möglichst gleichmäßiger Spannung, erst am oberen, dann am unteren Rande über die, auf den Querschnitten befindlichen Haken zu schieben; mit dünnen Hölzchen oder Nägeln, die innerhalb der Seitenleisten einzufügen sind, läßt sich die Spannung der Höhe noch vervollständigen. Mit dem Fortschreiten der Durchgangs-Arbeit ist die fertige Partie ohne Weiteres von den Haken abzunehmen und auf der rechten Seite des Rahmens aufzurollen, während sich der unbestimmte Reggrund von der anderen Seite abwickelt.



S. 3.



XX Olivgrün. Orange. Gold.

## Oest'sche Majolica.

Technik von Margarethe Ludolf.

Die Schwierigkeit der Majolica-Malerei besteht hauptsächlich darin, daß Thon und Farbe durch das Brennen eine Verbindung eingehen, deren Wirkung dem Spiel des Zufalls nur durch sorgfältige Auswahl des Materials entzogen werden kann. Das Majolica-Material von Oest & Comp. bietet die sichersten Garantien für dieses Zusammenstimmen des Malgrundes mit dem Farbenantrag.



Fast alle Gefäße sind alten Originalen der Kunstgewerbe-Museen nachgebildet und auch aus den Künstler-Magazinen von G. Vor-mann oder Reiz und Weiners zu beziehen. In diesen Handlungen erhält man die bereits präparirten Farben, die sich vortheilhaft bewährt haben, als Pulver-Farben, die von Anfängern selten mit der nöthigen Eigenheit gerieben werden, sodas die Farben hart und fest, oder gar abgeprungen aus dem Brande kommen. Die Farben sind auf das Sorgfältigste vor Stand zu schützen, da jedes Härchen den Fluß derselben, auf den Alles ankommt, aufhält. Anfänger thun gut mit Berühren auf flachen Tellern — No. 3 und 4 des Oest'schen Katalogs — zu beginnen, und zwar mit den Farben Blau No. 90a und den

No. 90, in der dunkelsten Verfärbung. Diese Farben lassen sich leicht mit einem Schwamm fortnehmen, wenn der erste oder zweite Versuch mißglückt. Hat man größere Platten in Arbeit, deren Wirkung kräftiger sein soll, so wird das dunkelste Blau No. 90, mit obigen Nummern gemischt, zu den tiefsten Schatten genommen; allein aufgetragen, nimmt No. 95 die Glasur nicht an und erscheint nach dem Brande als stumpfer Fleck. Die Behandlung des Scherbens ist nun folgende: Nach Anlegung der Zeichnung, die man der Sauberkeit wegen am besten mit hartem Stift ausführt, wird der Gegenstand für etliche Secunden in klarem Wasser gelegt. Sobald das Wasser in den Thon eingezogen ist und die Oberfläche trocken erscheint, beginnt man mit dem Auftragen der Farbe, die, wie in der Aquarell-Malerei reichlich in den Pinsel genommen, durch die Feuchtigkeit des Scherbens schnell in Fluß kommt und sich über die zu bedeckende Stelle verbreitet. Dieser Fluß ist genau zu beobachten, und die entstehenden Unregelmäßigkeiten sind zur Modellirung zu benutzen. Sobald sich die Farbe trocken zeigt, verstärkt man die Schatten und setzt die Detail-Zeichnung ein, auch kann man mit klarem Wasser oder mit geknetetem Brode den Thon hier und da lichter stimmen. Die Farbe darf nie unnöthig aufgerieben werden und krausfleckig sehen bleiben, da sie sonst genau so festig aus dem Brande kommt. Derartige Correcturen deckt man sofort mit kläffiger, recht dünner Farbe, wodurch die darunter-sehende alsdals wieder in den nöthigen Fluß gebracht wird. Man thut gut, klar und leicht gekommene Stellen möglichst unberührt zu lassen, da gerade diese nach dem Brande am reichlichsten hervortreten. Hält man sich in der Aufgabe streng an den Oest'schen Stil, der hauptsächlich blau oder lila Nuancen aufweist, so ist nach Fertigstellen der Malerei, gleichviel ob Ornament, Blumen-Decor oder Landschaft, der Contour nochmals nachzuziehen, wozu sich das Blau 90 vorzugsweise empfiehlt. Es muß dickflüssig in den spitzen Pinsel genommen werden, wodurch man eine kräftigere Wirkung erzielt. Bei Aufgaben in modernem Geschmack oder bei Verwendung der schönen japanischen Motive, ist es sehr wirkungsvoll, den Contour als Federzeichnung zu behandeln, wofür sich das Braun 110 besonders eignet. Auch dieses wird blick in den Pinsel genommen, und erst wenn die Malerei vollendet, folgt man den Umrißen in gleichmäßig feinem Strich, der den Ausdruck lebendiger gestaltet. Die Behandlung der bunten Farben stellt wieder andere Bedingungen, und zwar besteht die Schwierigkeit hauptsächlich darin, zu behalten, wie oft man den beabsichtigten Schattenton gedeckt hat, da nach zu häufigem Decken die Farbe leicht abstrahlt. An Farben, die exprobt gut aus dem Brande kommen, mit denen sich sind folgende zu empfehlen: Roth Nr. 1 mit dunkler Verfärbung Nr. 4. Vio 73, mit blauer Tönung Vio 24. Grün 47, 48 und 54, letzteres blaugrün, im Ornament schön farbig anwendbar. Braun Nr. 100 und 110; letzteres Contour-Farbe. Gelb Nr. 36, 36a und Verfärbung 39. Alle bunten Farben haben die Eigenschaft, sich nicht mischen zu lassen. Die Schattentöne müssen daher stets entweder mehrmals leicht und dünn mit derselben Farbe übergehen, oder die verstärkende Nummer, wie die in Roth oder Vio, dazu gemischt werden.

Es ist notwendig, alle bunten Farben härter aufzutragen als das Blau, da sie sämtlich blasser aus dem Brande kommen. Besonders reizvoll wirken die obengenannten Farben in Muster der italienischen Renaissance. Eine Fundgrube der schönsten Motive bietet das Werk: Majolica-Platten aus Siena 1500—1550 nach Original-Zeichnungen von G. Vercell, Text von Professor Julius Lessing. Berlin 1884. Für

diese Motive bringt der Oest'sche Katalog viel Schönes an Vasen, Kannen und Schalen. Auch hier ist es nöthig, die dunklen Contouren dicht an die Umrisse zu rücken. Auf diese Weise trägt der braune Ton niemals die reine Farbe, sondern hat, wie die chinesische Lacke auf dem Holz, die löbliche Eigenschaft, die Farbe vor dem Ausfließen in die Glasur zu behüten. Für große, recht decorativ wirkende Teller ist das Grundiren, bevor man das gezeichnete Muster colorirt, zu empfehlen. Man nimmt dazu am besten einen runden Vorstreichpfeil — ein kurz gefachter, runder Leimpinsel genügt auch — und tupft die Farbe, reichlich mit Wasser gemischt, so auf, daß die tiefen Schattentöne gegen die lichte Seite des Straußes stehen und die Schattenseite sich kräftig vom hellen Grunde abhebt. Zu diesem Grunde verbinden sich am besten Braun 110 und Blau 90a oder Vio 24. Jede Farbe wird für sich genommen und neben oder über die anderen getupft, wodurch die Töne reiner in den Scherben einbringen und zusammenwirkend als harmonisches Farbenspiel aus dem Brande kommen. Erst nach Abstimmen des Grundes geht man an das Coloriren des Straußes, und auch hier ist das Contouriren als letztes Fertigstellen geboten.

Kunstvolle Durchbruch-Arbeiten sehen augenblicklich bei allen Jenen, die sich mit feiner Nadelarbeit beschäftigen, hoch in Gunst. Von den zierlichen Hohlkästchen angefangen, die breiter oder schmaler die feinen Batist-Lächer umsäumen, bis zur Verzierung der Leib- und Bettwäsche, wie für Decken und Tischzug verschiedenster Stärke, dient Durchbruch in mannigfachen Variationen und Mustern. Die reizvolle Eigenart der Technik, welche die einfachsten Muster am wirksamsten erscheinen läßt, gestattet auch die Ausföhrung in farbigen Grundstoffen — an der abgebildeten Decke besteht er aus naturfarber Baizeide, mit Goldfaden unwebt und ausgeschmückt. Den 38 cm im Quadrat messenden Mittelraum ziert ein großartiger, in natürlichen Farben mit waschechter Hlokofo-Deide gefärbter Rosenblumen-Zweig, begrenzt von dem prächtigen 14 cm breiten Durchbruchsaum. Das ausdrucksvolle Muster finden unsere Leserinnen in der Nummer vom 19. April 1891. An seine Ausföhrung in Seidenstoff sollten sich aber nur geübte Hände wagen, wie überhaupt die saubere Herstellung derartiger Arbeiten an Uebung, Genauigkeit und Geduld der Stickerin verhältnismäßig hohe Anforderungen stellt. Für die Decke, welcher noch eine ganze Reihe größerer oder kleinerer



Arbeiten in Leinen zur Seite sieht, können wir den Verehrerinnen eine empfehlenswerthe Bezugsquelle für wohlfeile Durchbruch-Stickerien nennen, die Vielen willkommen sein dürfte.

S. 3.

## Literarisches.

**Baldwin Großer, Vom kleinen Audi.** (Dresden, C. Bertsch's Verlag, M. 2.)

Heiße ein reizendes kleines Buch, von dem man versteht, daß Vortragskünstler ihm gern die Stoffe zur Erbauung ihres Publicums entnehmen. Der heranwachsende kleine Schlingel, der Audi, ist von seinem „Onkel Baldwin Großer“ auf's liebevollste gezeichnet worden; man merkt gleich, dieser Onkel ist ein Meister der Kunst zu beobachten. In behaglicher Breite des Werthens ward vielleicht zu viel des Guten gethan, und das Titelbild wäre trotz seiner Harmlosigkeit wohl besser fortgelassen, allein das sind Fehler, die gegen die Vorzüge zurücktreten. Wir besitzen so wenig gute humoristische Schriften, hier ist eine, und wer selber keines Rost im Hause erzieht, wird bei der Lectüre oft lächelnd denken: „Ja, ja, Onkel Großer, so ist es, genau so!“

**Rever's kleines Conversations-Lexikon.** III. Band, Vief. 1-22. (Leipzig, Bibliographisches Institut. Jede Lieferung 30 Pf.)

Dies ausgezeichnete Werk liegt jetzt abgeschlossen vor uns. Wenn ein großes Conversations-Lexikon zu theuer ist, oder wer sich über alles Mögliche in knapper Form gut unterrichten will, dem sei es bestens empfohlen. Auch die Karten und Abbildungen in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck lassen Nichts zu wünschen übrig. Dabei taunt der Preis sicherlich nicht als zu hoch gegriffen bezeichnet werden.

**Bezugsquellen:** Toiletten: G. u. S. Rauser, Wien I, Giefelstr. 4. — Material, Werkzeuge, angefangene und fertige Jilet-Guipure: S. Hahn, W. Berberstr. Markt 8; Hüß & Köhler, SW, Veltheimer 57; Fiedler Hill Rüdemann, Elbde, Schweden. (Abb. 2-4). — Verstellbare Rahmen zu Jilet-Arbeiten: Th. Dreidör, München, Theresienstr. 34. — Thonwaren für Majolica-Malerei: Oest & Co., N. Schönhauser-Str. 127. — Majolica-Farben: G. Hermann Rühl, C. Brüderstr. 39; Reiz & Weiners, W. Veltheimerstr. 10. — Decken mit Durchbruch-Arbeit: J. H. Storch, SW, Wilhelmstr. 159.



**Seidenstoffe**  
 direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld.  
 Braut- und Ballkleider von Mk. 0.80 bis Mk. 10.—. Direkt importierte japanische  
 Poularde Stoffe von Mk. 1.50 bis Mk. 5.—. Seidene schwarz und farbig von Mk. 1.—  
 bis Mk. 4.—. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

**Schneider-Unterricht,**  
 theoretisch wie praktisch, wird im  
**Berl. Schnittmuster-Atelier, Fidinstraße Nr. 39**  
 erteilt.  
 Directrice und hässlich geübte Handarbeits- und Industrie-Lehrerin.  
**Agnes Niemann,**

**Stottern**  
 heilt **Rudolf Denhardt's** An-  
 gründl. **Eisenach** Prosp. gratis  
 Heilung.  
 Garten 1878 No. 13, 1879 No. 5 Einzige  
 Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf.  
 staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.  
**Kaiser Wilhelm II.**

**Aug. Spangenberg,**  
 Berlin, S. O., Neanderstrasse 3.  
 Strassenfahrstühle, Krankenstühle  
 für Zimmer, Bett-Tische,  
 Closets, Bidets, Verstellb.  
 Kopfkissen zum Schlafen  
 in 20 verschied. Lagen.  
 Tragstühle etc.

**Gesichtshaar** u. **Brassenbart** u. ihre Heil.  
 (Broschüre v. Dr. Glaser) verl. geg. Einlösd.  
 v. 130 Pf. Apotheker Wegener, Reinfeld i. H.

**No. 4711**  
 Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur  
 Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.  
  
**EAU DE COLOGNE**  
 (Blau-Gold-Etiquette)  
 von **Ferd. Mülhens, Köln.**  
 Anerkannt als die  
**Beste Marke.**  
 Vorrätlich in fast allen feineren  
 Parfümerie-Geschäften.

Eine Dame, welche seit 16 Jahren im  
 Geschäftsbetrieb bewandert, mit den Vap-  
 verhältnissen genau vertraut ist, erbietet  
 sich kostenlos die besten und billigen Be-  
 suchsreisen für Einkäufe in Berlin nach-  
 zuweisen eventl. jede gewünschte Beförderung  
 zu übernehmen. Pa. Referenzen.  
**Frau Helene Erobentus, Berlin SW.,**  
 Kreuzbergstraße 48.

**Brillantringe!**  
 Durch vorthellhaften Ein-  
 kauf einer grösseren Partie  
 Brillanten I. Qualität von  
 reinstem Wasser bin ich in  
 der Lage, Ringe, Ohrringe,  
 Brochen, Armbänder, Nadeln  
 etc. mit Brillanten gefasst zu  
 ausserordentlich billigen  
 Preisen abgeben zu können,  
 und sende ich an Personen,  
 deren Stand oder Stellung  
 mir Garantie bietet, auch A us-  
 wahl. Kataloge gratis und  
 franko.  
**Carl Holl in Cannstatt,**  
 Gold- und Silberwarenfabrik.

**Kerbschnitzerei**  
 Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr.  
 d. Fr. Clara Roth, Berlin W., Viktoriastr. 84 a.  
 En gros, en détail. Fabrik u. Versand  
**Filigran** aller Drähte, Anhängel, Blumen-  
 schmuck, Kerbschnitz. Werkzeuge fert. Muster  
 Dresden, Zentralf. Wiederverkauf. boh. Kabell!  
 Commissionen jeder Art, sowohl  
 von Toiletten- Gegenständen wie  
 Handarbeiten nach den Abbildungen  
 der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-  
 Zeitung übernimmt  
**frl. H. Storbeck,**  
 Berlin SW Wilhelmstraße 39 IV.

**Neu! Praktisch! Schöberl's**  
 Pat. 52 403.  
  
**Patent-Reform-Kinderbett,**  
 Laufschute, Babystufen u. Spielplatz zugleich,  
 verstellbar d. einfaches Umklappen, erleichtert  
 d. Gebenlernen in d. einzig zulässigen Art,  
 wie es von d. berühmtesten Kinderärzten em-  
 pfohlen u. im neuesten Werke des Sanitäts-  
 rath Dr. Fürst „Das Kind und seine  
 Pflege“ ganz besonders hervorgehoben wird.  
 Babylaufschute auch allein zu haben. Ausser-  
 dem empfehle jede Art Kinderbettstellen  
 in 20 verschiedenen Sorten von 8 Mark an.  
**J. Schöberl, Hofliefer., München,**  
 Zankelstrasse 34 — Maximilianstrasse 40.  
 3/4 Preisreduz. bei Besichtig. d. Artikels loco.

**Griechische Weine:**  
 1. Probekiste  
 12 grosse Flaschen  
 in 12 Sorten  
 19 Mark  
**FRIEDR. CARL OTT**  
 Würzburg.  
 Preisbuch gratis u. franco.  
 Kiste frei. Packung frei.

Tausende von Lobschreiben aus allen Ländern und allen Kreisen der Gesellschaft  
**Wichtig für Damen Einen Weltruf**  
 haben sich als hochinteressante Handarbeit für Damen die  
**Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten**  
 zufolge Versandes von nur vorzüglich. Material erworben. Damen, welche z. eigenen  
 Bedarf oder zu Hochzeits-, Geburtstags-, Weihnachts-Geschenken einen prachtvollen und  
 unverwundlich haltbaren Teppich oder Vorleger, ferner Tritt- und Fensterbekleidung, Lü-  
 fer, Stuhlkante, Wandschoner, Möbelbezüge, Kameotaschen, Kissen, Sessel etc. selbst zu  
 arbeiten wünschen, wollen sich Preisliste u. Mustervorlagen mit Angabe des Unwünschten  
 aus der Smyrna- **F. Louis Beilich, Meissen,** kommen lassen.  
 Teppich-Fabrik von **F. Louis Beilich, Meissen,**  
 Leichtes Erlernen nach gedruckter Anleitung. — Jede Arbeit wird gratis angefangen.

**Krankenfahrräder,**  
 bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmack-  
 vollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und  
 Größen zum Preise von 36—250 Mark die  
**Dresdner Krankenwagenfabrik**  
**G. E. Höfgen, Dresden-N.,**  
 Königsbrüderstr. 56.  
 Ausführliche illustr. Kataloge auf Verlangen gratis u. franco.

Unterricht in einer neuen  
**•••• Oelmalerei ••••**  
 wird binnen wenigen Stunden erteilt, ohne  
 das Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl  
 schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare  
 Beschäftigung für Herren u. Damen. Auf-  
 träge werden nach eingelangten Photogra-  
 phien aufs Beste ausgeführt. **Johanna**  
**Blumenfeld, Wien V., Reichsberg, 17 Th. 28.**

Unterricht in Oel- u. Aquarell-Malerei  
 erteilt **Linna D'Heureuse, Stolmetzstr. 8.**  
**Für den Garten**  
 empfehlen unsere bun-  
 farbige Blumen in 16  
 versch. orig. Stellungen  
 4 Mt. 15, ferner Chri-  
 stmassen, Corallen-Get-  
 reinigungen in leuchtend  
 corallrother Farbe, Ger-  
 tenstiel, Vase u. s. w. 3/4  
 Preisliste gratis.  
**Etruria**  
 Kunstgewerbliche Anstalt,  
 Sennewitz, Bez. Frankfurt a. O.

**Lehrbücher**  
 der  
**Modenwelt.**  
 Zweite Auflage.  
 I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.  
 II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.  
 III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.  
 Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die An-  
 fertigung, sowie die Kenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen  
 selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiß und durch eigene  
 Geschicklichkeit im Hauswesen eine wesentliche Ersparnis zu erzielen. Dieses Be-  
 streben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolge  
 gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Stätte ihrer Ver-  
 stimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortdauernden Nachfrage zu  
 genügen, gelangte die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem dermaligen  
 Stande der Mode entspricht.  
 In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrierten Seiten in Klein Quart-  
 format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Die-  
 selben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.  
 Band I umfasst 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen  
 abgeschlossen.  
 Lieferung 1, ebenso Lieferung 13 und 21, deren jede einen ausführlichen Prospect  
 des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig  
 frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten An-  
 zahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.  
 Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.  
 Die Verlags-Handlung von Franz Vipperheide in Berlin.

**Mellin's Nahrung**  
 für Säuglinge, sowie Kinder jeden Alters, für Kranke und Genesende.  
 In mit Wasser verdünnter Kuhmilch, **bester Ersatz für Muttermilch.**  
 Gänzlich frei von Stärkemehl. Preis pro Glasflasche 1.50 Mk. und 2.50 Mk.  
 36 Anne Street, Chatham Hill, Manchester, 31. October 1891.  
 Geehrter Herr!  
 „Ich sende Ihnen die Photographie meiner damals 9 Monate alten Tochter Dorothy,  
 welche jetzt 20 Monate alt ist. Sie ist, seit sie 5 Wochen war, mit Ihrer Nahrung er-  
 nährt, war nie auch nur einen Tag krank und hat 8 Zähne ohne Schwierigkeit be-  
 kommen. In Chatham und der Nachbarschaft ist kein so sehr gesundes und kräftiges  
 Kind zu finden. Wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen ihr Gewicht senden.“  
 Ich bin Ihr ergebener  
**Samuel Norris.**  
**Mellin's Nahrungs-Biscuits**  
 ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend,  
 pro Blechdose 2.75 u. 5 Mark.  
 Schmackhaft, stärkend, nahrhaft, leicht verdaulich.  
 Besonders empfehlenswerth für Reise und Sommeraufenthalt.  
 General-Depot: **J. C. F. Neumann & Sohn,**  
 Hoflief. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Taubenstrasse 51/52 — Leipzigerstrasse 27/28.  
 Ausserdem zu haben in vielen Apotheken und Drogerien.  
 Die Herren Ärzte, Direktoren von Kinder-Hospitälern, Kliniken etc. bitten wir um Einforderung  
 von kostenfreien Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.

**Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE**  
 Überall käuflich von M. 1.20 1/2 B an aufwärts  
 jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von  
 uns angegeben werden sollten, finden in der Illustrierten Frauen-  
 Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbrei-  
 tung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser der  
 gebildeten und wohlhabenden Kreise angehören. Die Annahme der An-  
 zeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von  
 M. 1.— für die einpaltige Nonpareille-Zelle (etwa 32 Buchstaben fassend)  
 oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaus, sowie direct bei  
 den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer-  
 strasse 38, und zu Wien I., Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme  
 für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Bran-  
 dère, John F. Jones & Co in Paris, 31 Rue du Faubourg Montmartre.  
 Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt so lang  
 der Insertions-Auftrag dauert.







Dreitheiliger Wandschirm von Thea und Minna Luchow.

An dem hier dargestellten prächtigen, dreitheiligen Wandschirm, der sich auf der Welt-Ausstellung in Chicago befindet, hat Fräulein Thea Luchow die Schuttparbeit ausgeführt, ihre Schwester, Minna Luchow, die auf Leinwand gemalten Füllungen, Pflanzungen in natürlichen Farben. Der äußere Rahmen des Schirmes, dessen Höhe 140 zu 50 cm Breite des Mittelfeldes und je 40 cm der beiden Flügel beträgt, ist in natürlicher Kirschbaum-Farbe belassen, während die hölzernen Theil-Füllungen bemalt wurden. In dem Klein-Rahmen letzterer erscheinen die geschnittenen Sterne vergoldet und die dazwischen liegenden modellirten Rosetten in dunklen Farben. Die den Füllungen zugewandte Schnittfläche des äußeren Rahmens, in dem 18 verschiedene Stern-Figuren wechseln, erscheint gleichfalls vergoldet. Trotz des Goldes und der, freilich sehr fein abgetönten Farben drängt sich der Rahmen nicht vor, sondern läßt die äppige Blumenpracht vollständig zur Geltung gelangen. C. J.

## Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Dem Comité des ersten Berliner Mädchen-Gymnasiums sind noch beigetreten: Prof. Dr. v. Bar-Göttingen, Bildhauer Eberlein, Prof. Dr. Hans Delbrück, Prof. Dr. med. Krause-Berlin, Dr. Langerhans, Prinz Schnaich-Carolath, Albert Träger und Anton v. Werner. — Der von den aufzunehmenden Mädchen nicht die erforderlichen Kenntnisse in der Eintritts-Prüfung nachweisen kann, wird einer Uebergangsklasse zugewiesen. Das vollendete 16. Lebensjahr gilt als Eintritts-Bedingung, jedoch wird gewünscht, daß die Mädchen sich im Allgemeinen erst mit 18 Jahren melden. Der nach neuem Grundfähigen erteilte Unterricht findet in der Charlotten-Schule, Nachmittags von 3—4 Uhr Statt. Das Schulgeld beträgt 250 Mark im Jahr. Zahlreiche Anmeldungen aus allen Theilen des Reiches sind bereits eingegangen.

— Wie sehr die stenographische Fähigkeit der Damen sich vervollkommenet, beweist die Leistung von fünf Mitgliedern des Damen-Vereins „Stolze“ in Kiel, von denen die zweiwöchigen Verhandlungen der dort stattgefundenen Haupt-Versammlung des deutschen Vereins für das höhere Mädchen-Schulwesen, wörtlich in vorzüglichster Weise aufgenommen wurden. — Der Berliner Damen-Verein für Stolze'sche Stenographie veranstaltete kürzlich ein Wett-schreiben, bei dem Fr. Martha Kaerger den ersten Preis erzielte.

— Man hat hier die Einrichtung getroffen, daß weibliche Dienstmädchen während der Reisezeit der Herrschaften in den Heimen des Vereins Jugendschutz in Pension gegeben werden können. Auf Wunsch erhalten die Mädchen daselbst Haushaltungs-Unterricht.

— Die neuesten Erhebungen der preussischen Landesämter weisen nach, daß die Berlinerinnen viel länger mit dem Heirathen warten, als die Damen in den Provinzen. Auf 10 von hundert Damen unter 20 Jahren außerhalb der Kaiserstadt schlossen nur 6 gleichaltrige Berlinerinnen den Bund der Ehe.

— Für das Lawn-Tennis der hiesigen Aristokratie ist der beliebteste Sport-Platz der Garten des „Unter den Linden“ wohnenden Grafen v. Redern. Fast jeden Nachmittag sah man in diesem Sommer hier den Prinzen Albert v. Sachsen-Altenburg, den Prinzen Max Hohenlohe, die Herren Frhr. v. Reisknack, Kammerherr v. Schrader, Graf Verchenfeld u. s. w. dem anmuthigen Bewegungsspiel halbigem. Auch die ernhen Herren Diplomaten sind diesem ergeben; so spielen die

Mitglieder der englischen Botschaft im Garten des Arnim'schen Palais, die Angehörigen des Auswärtigen Amtes beim Geh. Legations-Rath, Herrn v. Dirksen. Desgleichen waren bei Frau v. Helmholz und Frau v. Siemens stark besuchte und regelmäßig innegehaltene Spielzeiten angelegt.

— Nach seinem Jahresberichte 1892/93 hat der Deutsche Frauen-Verein für Krankenpflege in den Colonien das Lazareth in Kamerun vollständig mit Bett-, Tischwäsche, Handtüchern u. ausgestattet. Für Errichtung des Sanatoriums in Bagamoyo in Ost-Afrika sammelt der Verein noch Mittel; augenblicklich besetzt dort nur das Lazareth, in dem Schwester Lily wirkt. Auch für das Lazareth in Neu-Guinea hat der Verein beifens gesorgt. — Schwester Lies aus Bagamoyo ist mit Emin Pascha's Töchterlein nach Europa zurückgekehrt.

**Leipzig.** — Das Stellen-Vermittlungs-Bureau des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins hat in seinem diesmaligen Geschäftsjahre über 550 Mitgliedern Stellen verschafft, davon rund 300 in der Heimat, 200 in England und den übrigen in Frankreich. Die Hälfte der Untergebrachten bestand aus wissenschaftlichen Lehrerinnen; die Altersgrenzen lagen zwischen dem 18. und 57. Lebensjahre. Bei freier Station betragen die Gehälter durchschnittlich 600, ohne freie Station 1000 Mark.

**Stuttgart.** — In einer hiesigen Mädchenschule fiel ein etwa zehnjähriges Kind ohne jede äußere Ursache plötzlich in Ohnmacht. Das machte einen derartigen Eindruck auf die übrigen Schülerinnen, daß auch von diesen mehrere das Bewußtsein verloren, oder unwohl wurden. Die Aufregung verbreitete sich dann noch in die benachbarte höhere Klasse. Als nun der Arzt erschien, fand er, unter ungefähr 40 Mädchen, 10 gänzlich bewußtlos vor. Die übrigen weinten und schrien laut. Kaltes Wasser und erfrischendes Getränk stellten die Ruhe wieder her, und am Nachmittag, oder am nächsten Morgen befand sich die gesammte Schaar wieder wohl. In ärztlichen Kreisen hat dieser merkwürdige Fall psychischer Anstörung allgemeines Interesse erweckt.

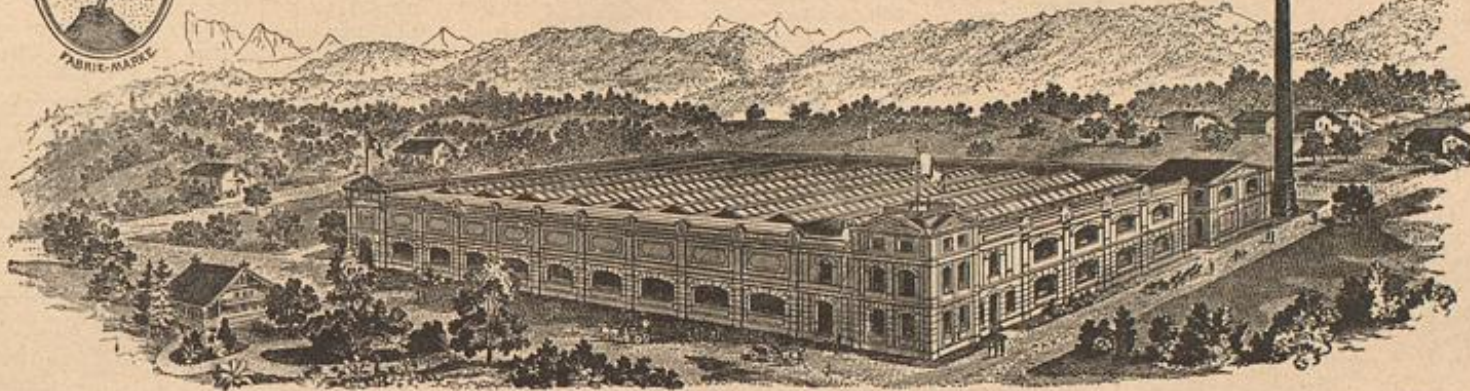
**Wien.** — Der Verein für erweiterte Frauen-Bildung theilt mit, daß mit Beginn des Schuljahres 1895/94 die zweite Klasse des Mädchen-Gymnasiums eröffnet wird. Unter Abweichung im Latein und Griechisch entspricht ihr Lehrplan der fünften Klasse der Anaben-Gymnasien.

— Am 13. August d. J. wird ein großartiger Blumen-Corso auf dem herrlichen Gmundener See abgehalten werden. Frau Erzherzogin Marie Valerie hat das Protectorat übernommen.

**Prag.** — Hier ist ein Deutscher Verein zur Förderung des Wohles und der Bildung der Frauen in Prag gegründet worden. Der Verein will ein Lehrerinnen-Heim und ein Mädchen-Gymnasium in's Leben rufen. Die Leitung des Vereins ruht in den Händen der Frau Wilhelmine Wiedersky.

**London.** — Unter den Geschenken, welche die jetzige Herzogin von York, geb. Prinzessin Marie von Teck, zu ihrer im Juli stattgefundenen Hochzeit erhielt, fiel Kennern eine ansehnliche bescheldene Gabe auf. Sie bestand aus Taschentüchern, deren ganz prächtige Spitzen aus den schlesischen Spitzen-Schulen hervorgegangen sind. Spenderin des Gesentes war die Frau Prinzessin von Pleh.

— Jenny Lind wird noch jetzt, längst nach ihrem Tode, hoch geehrt werden. Die „schwedische Nachtigall“, die einst, nicht nur wegen ihrer Stimme, sondern auch ihrer Liebendwürdigkeit und Tugend halber, die ganze Welt bezauberte, erhält eine Gedentafel in der Westminster-Abtei in London. Damit wird sie der Auszeichnung der vorjüngsten größten Berühmtheiten Englands theilhaftig. Die Aufschrift der Tafel lautet: „Eine große Sängerin und edle Frau.“



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seiden-Damaste

— ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.85 p. Met.

bis Nr. 18.65 — schwarze, weiße u. ein-, zwei- u. dreifarbig (ca. 50 Dual. u. 600 versch. Farben, Dessins etc.), sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Nr. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert etc. (ca. 240 versch. Dual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)  
**Seiden-Toualards** v. Nr. 1.35 — 5.85  
**Seiden-Grenadines** „ „ 1.35 — 11.65  
**Seiden-Bengalines** „ „ 1.95 — 9.80  
**Seiden-Waflkleider** v. No. 16.80 — 68.50  
**Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse** etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend.  
 Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

**Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.**  
 Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

**Bad Elster. „Hôtel Wettiner Hof.“**

Hôtel I. Ranges. In herrlichster Lage, vis-à-vis vom Curssaal und der Bäder. Mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet. — Ausgezeichnete Küche, ff. Weine. — Equipagen im Hôtel. Omnibus am Bahnhof. **Julius Bretholz.**

**CRÈME SIMON**

Rue Grange-Batelière, 13, PARIS  
 U. PARFUMERIE, APOTHEKEN UND FRISEURE

Von wunderbarer Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** und blendende **WEISSE** zu verleihen. Unübertroffen gegen **AUFSRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN** der HAUT.



Ueber die Gegnerschaft, die sich gegen die Aufnahme von Damen in die königliche Geographische Gesellschaft seitens eines Theiles der männlichen Mitglieder, namentlich der Admirale, erhoben hat, haben wir bereits im diesjährigen Heft 11 der Illustrierten Frauen-Zeitung berichtet. Kürzlich ward nun wieder in der Jahresversammlung der Gesellschaft die ganze Frage zu einer Haupt- und Staats-Aktion aufgeworfen. Den Admiralen wurde gründlich der Text gelesen und hierdurch zum Theil der Widerstand gebrochen. Die 22 weiblichen Mitglieder waren vollständig erschienen. Als ein Antrag gestellt wurde, sie aus den Listen zu streichen, verlangten die Gegner ihre Abwesenheit während der Verathung, da sonst die Freiheit, unangenehme Dinge über Damen zu sagen, behindert würde; aber Letztere weigerten sich, das Feld zu räumen. Der Antrag, die bisher aufgenommenen weiblichen Mitglieder zu streichen, wurde abgelehnt, der Jahresbericht, der, als Beschluß der außerordentlichen General-Versammlung, der Vereinsleitung verbietet, weitere weibliche Mitglieder aufzunehmen, dagegen angenommen. Jetzt soll die ganze Frage vor einer neuen außerordentlichen General-Versammlung, für die die Damen-Partei noch mehr Rückhalt an der öffentlichen Meinung zu gewinnen sucht, verhandelt werden. Der Vorfall ist bezeichnend für den langsamen, aber stetigen Fortschritt der Frauen-Emanzipations-Bestrebungen in England.

Der Verein deutscher Gouvernanten in England zählt nach seinem jetzt veröffentlichten 16. Jahresberichte 720 Mitglieder, und vermachte 200 deutschen Damen während des letzten Jahres Stellungen. Der Vorstand hat beschlossen, ein Convalescenten- und Ferienheim in Harrow-on-the-Hill zu errichten. Eine Summe von 1000 Pfund Sterling ist zum Ankauf des erforderlichen Gebäudes nöthig. 250 Pfund Sterling sind bereits dafür eingegangen. Der Vorstand hofft, daß alle Freunde der Gesellschaft diesem Projecte ihre Sympathien zuwenden werden. Verwalterin des Vereins ist Fräulein Adelmann. In dem Damen-Comité gehören: Frau von Ernsbach, Lady Gunliffe Owen, Fräulein Marcks, Fräulein Simons u.

Die liberale Frauen-Vereinigung, der Frau Gladstone sechs Jahre vorstand, hielt unter dem Vorsitz der Lady Aberdeen eine Sitzung ab, in der eine Resolution angenommen wurde, durch welche das Verlangen gestellt wird, auch den Frauen politische Rechte zu gewähren.

Paris. — Der „Figaro“ hat jüngst bei seinen Leserinnen Nachfrage gehalten, ob sie für oder gegen die Hochzeitsreisen seien. Die meisten Antworten verwarfen die Hochzeitsreise.

Petersburg. — In dem mit kaiserlicher Unterstützung gegründeten medicinischen Institut für Frauen ist der Lehrgang vierjährig, doch müssen die weiblichen Studenten nach dessen Abschluß noch 1 bis 3 Jahre in besonderen Frauen- oder Kinder-Kliniken arbeiten, und werden erst nach Erledigung dieser praktischen Thätigkeit zu der Prüfung bei der Regierungs-Commission für die Erlangung des Grades eines „Arztes“ zugelassen. Aus den früher geltenden Satzungen der ärztlichen Curse für Frauen wurden die folgenden Lehrfächer gestrichen: die Encyclopädie und Geschichte der Medicin, Epizootie, polyclinische Medicin, gerichtliche Medicin und medicinische Statistik.

Um einem vielfach geduldeten Wunsch entgegenzukommen, hat der russische Verkehrs-Minister Rauch-Coupe's für Damen für alle Eisenbahnzüge angeordnet.

Madrid. — Der Handel mit Sklavinnen scheint sich weder in Tanger noch in Marocco zu vermindern. Obgleich es keinen öffentlichen Sklavenmarkt giebt, so werden dennoch beständig kleine Gruppen von sechs bis acht jungen Mädchen nach Tanger gebracht, wo man sie oft sehr theuer an die reichen Maroccaner verkauft, selbst an hohe Beamte. Es giebt in Tanger einen wohlbekannten Händler, der vor einiger Zeit zehn junge, auf einer Sklaven-Farm erzogene Mädchen einfuhrte, die für 130 bis 280 Dollars verkauft wurden.



Schuhhut mit plissirter Kremp.

Hütchen aus Seide und Krepp, das für ein frisches Kinder-Gesichtchen die denkbar reizvollste Umrahmung und zugleich den besten Schutz gegen die Sonne gewährt. Auf einem, zu einer Rundung zusammengeflochtenen Streifen von Seid-Geze ist der Kopf aus lichtblauem Atlas faltig geordnet. An diesen schließt sich ein gestollter Solant aus fein plissirtem blauen Krepp mit aufgedruckter bunter Vorte. Ein gewundenes lachsfarbiges Atlasband deckt den Ansatz; Handschleifen fügen vorn und seitwärts den Solant und erzielen die interessante Bewegung der Linien. Das Colorit des Umrahmtes veranschaulicht die vordere Ansicht des Hutes in dem ganzen originellen Farbengebiet, während die nebenstehende Skizze die Rückansicht deutlich macht. C. C.

Paris. — Aufgaben ganz eigenartiger Natur werden der Mode durch die Toiletten-Zorgern für unsere Kleinen und Kleinsten gestellt. Die Pariser Mamas übertragen die eigene Kosmetikerie auch auf ihre bébés — sie wissen sehr gut, daß das geschmackvoll gekleidete Kind an ihrer Seite ihrem Reiz eine wirksame Hilfe verleiht. Dabei versehen sie mit feinem Tact den Anforderungen, welche die kindliche Toilette stellt, zu genügen: Kleidsamkeit mit äußerster Bequemlichkeit zu vereinen, die den jungen Körpern vollen Spielraum läßt und bei den

Lauf- und Spring-Übungen im Freien nicht hindert; bei Vermeidung allzu schwerer und allzu kostbarer Stoffe doch den Eindruck freundschaftlicher Eleganz hervorzuheben; trotz leiser Zugeständnisse, die der Mode der Erwachsenen in Gehalt der künstlichen Verbreiterung des Oberkörpers gemacht werden, durchaus den kindlichen Charakter des Anzuges zu wahren. Dieses Bestreben hat auch dazu geführt, jene langen, fast schleppenden Kinderkleider, die auf Kosten aller Bequemlichkeit unseren Kleinen einen drohlich-antiquirten, zuweilen jedoch, es läßt sich nicht leugnen, sehr reizvollen Anstrich gaben, auf ein etwas vernünftigeres Maß einzuschränken. Zwar macht sich bei einzelnen Modellen noch jetzt eine mehr als gerechtfertigte Länge bemerkbar, immerhin hält man aber darauf, den Rock so kurz zu schneiden, daß der zierliche, mit großer Schleife bedeckte Schuh zur Geltung kommt. Hat man sich einmal mit dieser Art von Kostüm befreundet, so wird man unsere zwei kleinen Darstellungen mit besonderer Freude begrüßen. Modern und doch mit einem „filzvollen“ Anflug sind beide, — sowohl das ganz glatte lichtblaue mit weißer Seiden-Stickerei verzierte, durch einen breiten Spitzen-Kragen vervollständigte Mäntelchen, wie das im Kate-Greenaway-Geschmack hergestellte lose Kleidchen aus weichem gefalteten, spitzenbesetzten Batist, mit Banjah-Aermeln und Spitzen-Überarmeln; auf der Schulter geknüpft und an der Seite mit zwei Handschleifen geschlossen, wird es über einem Unterkleide von rother Seide getragen. Dem Stil der Anzüge angemessen, zeigt der Hut des ersteren eine flache, nur mit hochstehender Schleife geschmückte Form, während der andere, von einer tief herabhängenden Spitze umgeben, fast den Eindruck einer Hanne macht. — Einem etwas



Englischer Mantel mit Doppeltreugen.



Hänger mit Doppelsärmeln.



Kleid mit Spitzentragen. Knabenanzug mit Jacket.

vorgeschrittenen Alter, vielleicht dem von sieben bis neun Jahren kommen zwei Anzüge zu, von denen der eine sehr ausgesprochen die Verbreiterung der Schulter durch Verthe und Spitzentragen anspricht. Aus mohrtrochem Flanell hergestellt, garnirt der Rock schmale Spitze, der sich drei 1 cm breite schwarze Sammetbänder, in kleinen Zwischenräumen angelegt, anschließt. Ueber die breite, die Hüftentaille zum Theil verdeckende Spitze, legen sich, vorn und im Rücken einen Zwischenraum lassend, zwei Epaulettes aus gefaltetem Flanell, mit Sammetbändern besetzt. Duttig und einfach ist das andere, im englischen Genre gehaltene Kleid aus weichem Batist mit gleicher Stiderei und Säumenverzierung des Rockes — oder vielmehr der untern Kleiderhälfte, denn Rock und Taille werden, da man in England für Kinder die getheilten Röcke nicht liebt, im Zusammenhange geschnitten. Neben der festartigen Gerüstung, mit Schleifen gehaltenen Verthe, sind an dem Anzuge hauptsächlich die eigenartigen Kermel bemerkenswerth. In Gehalt eines großen Banisches schließen sie über dem Ellbogen



Englisches Kleid für größere Mädchen.



Kleid mit Pauschärmeln. Hemdenkleid mit edigem Ausschnitt.



Elegantes Kleid für junge Mädchen.

Rock und Taille sind hier getrennt; letztere über feinem Futter gearbeitet, markirt eine Paffe aus Spitzen-Einsätzen, der sich der Oberstoff faltig anschließt. Ueber den engen Kreppärmel legt sich die breite Spitze der Rock-Garnitur als Überärmel. — Je nach der Wahl des Stoffes kann die folgende sehr reizende Toilette von einem vierzehn- bis fünfzehnjährigen Mädchen auf einer Hochzeit oder als eleganter Sommeranzug getragen werden. Der kurze, aus türkisblauer peau de soie gefertigte Rock ist mit drei irändischen Guipure-Spitzen besetzt, die Taille besteht aus gefaltetem crêpe de Chine und wird durch einen niederrartigen Faltengürtel aus weißem crêpe de Chine zusammengefaßt. In gleicher Weise ist auch das Halsbündchen gearbeitet. Die Kermel aus peau de soie sind sehr weit und faltig und schließen über dem Ellbogen mit einem Spitzen-Volant ab. Weiße schwedische Handschuhe, die bis zum Kermel gehen; schwarzer Hut mit türkisblauem Sammetband und einem schillernden Kolibri mit ausgebreiteten Flügeln garnirt. Für alle diese Mädchen-Toiletten sind schwarze Strümpfe und ausgeschnittene Kadische geboten; für den Land- und See-Aufenthalt pflegt man letztere durch Schuhe aus braunem oder hellem Naturleder zu ersetzen.

Einfacher, und doch wieder schwieriger als für die Mädchen, gestaltet sich die Toiletten-Frage für die Knaben, besonders nachdem jene Jahre vorüber sind, in denen der Anzug aus kurzen Pump-Höchen und langer, russischer, durch Vorten besetzter Bluse, als nicht würdig genug außer Haus gesetzt werden muß. Jenes fatale Uebergangs-Alter „l'âge ingrat“, in dem der halbwüchsige Knabe mit allen Präntensionen des jungen Mannes auftritt, ohne doch von Andern für voll angesehen zu werden, bietet auch für die Kleidung manche Schwierigkeiten, die bei allem Ueberlegen nicht immer in betriedigender Weise zu lösen sind. Für den Sommer giebt der Sport- und Strand-Anzug, der auch unabhängig von seiner eigentlichen Bestimmung getragen werden kann, auch kleidsam und nicht an ein ganz besonderes Alter gebunden ist, eine erwünschte Anshilfe. Meist aus heller gestreifter Flanell-Bluse und dunklerem Beinkleid zusammengesetzt, kann er durch ein langes, gerades Jacket mit Sport- oder Marine-Abzeichen und durch die runde Wollennütze, den Strohhut, die Mütze mit Schirm, welcher im Seebade bei großer Hitze der praktische, den Nacken deckende Sonnenhut angefügt wird, vervollständigt werden. Kleine Variationen, die durch das jeweilige Alter bedingt werden, lassen sich durch kurze, mit dem Knie abschließende, oder bis zu den Füßen niedergehende Beinkleider, durch weite offene Matrosenträger oder einfache Umlege-träger, sowie durch die Wahl von Mütze oder Hut erzielen. Infolge dieser Wandlungsfähigkeit des Sport-Anzuges ist das eigentliche „Kostüm“ etwas vernachlässigt worden, doch sei hier eines hübschen Modells für das Alter von 11 Jahren aufwärts gedacht. Grauer Alpaca ist für Hute und Jacket, weiße Violette für die lange Weiße verwendet, die mit kleinen goldenen Knöpfen geschlossen erscheint. Ein weißer Galon umgiebt den gelben Strohhut. Der, durch die Zusammenstellung von Weiß und Grau sehr distinguirt wirkende Anzug, kann auch ganz in Weiß hergestellt werden, bleibt dann aber den heißen Tagen vorbehalten. Derselbe eignet sich besonders für Landaufenthalt und Promenaden.



Matrosen-Anzug mit Sonnenschirm.



Matrosen-Anzug mit runder Mütze.



Knabenanzug mit langer Weiße und Jacket.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Auch die ganz jungen Herren der Schöpfung sind nicht ohne Eitelkeit und wissen ein Kostüm zu schätzen, das bei vollster Bequemlichkeit ein hübsches und originelles Aeußere zeigt. Unser Anzug ist für einen Knaben von acht bis zehn Jahren berechnet. In der losen Bluse mit Umlege-tragen aus cremefarbigem Cheviot sind kurze, unter dem Knie mit Schnalle schließende Beinkleider aus hellrotrop-farbenem Sammet gewählt. Dem sehr breiten Gürtel schließen sich Kapselbänder von Sammet an, die auf der Brust durch eine Art Schild mit eingesticktem rothen, weiß umrandeten Kreuze verbunden erscheinen. Beliebig kann der leichte Anzug noch durch ein Jäckchen aus hellrotrop-farbenem Tuch mit Sammettragen und Manschetten vervollständigt werden. C. C.

Selten hat die Mode ihre Aufgabe, die Anforderungen des Praktischen wie des Kleidsamen zu vereinen, in so glücklicher Weise gelöst, wie bei dem eigenartigen



Knabenanzug mit Kapselbändern.



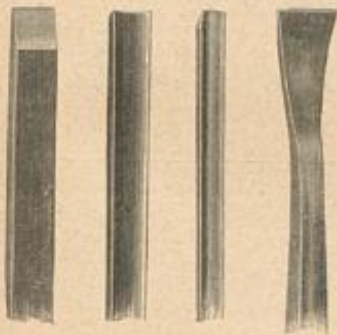
Die Toilette, welche die Herzogin von York bei ihrer am 6. Juli in London stattgefundenen Trauung trug, bestand aus Silber-Brocät mit einem Tablier aus weißer Seide, zu dessen Seiten Orange-Zweige herabhängten. Der schon von der Mutter der Braut, der Herzogin von Teck, bei der eigenen Hochzeit getragene Braut-schleier bestand aus kostbarer alter Spitze und war, wie es bei den königlichen Bräuten in England Brauch ist, das Gesicht frei lassend, juristgeschlagen. Aus den seltensten weißen Blumen setzte sich das Bouquet der Braut zusammen, besonders vorherrschend war die schöne weiße „Rose von York“. Auch die zehn Brautjungfern, Cousinen und Nichten der Herzogin, zum Theil sehr jungen Alters, hatten zu ihren weißseidenen Kleidern Sträuße von weißen Rosen gewählt; ebenso schmückten die Prinzessin von Wales weiße Rosen und Orchideen. Das Kleid der Herzogin von York auf ihrer Fahrt von London nach Sandringham bestand aus cremefarbener gemustertem Seide; dazu ein kleiner Goldspitzen-Hut mit cremefarbenen Federn.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Schnitzerei mit Ausgründung.

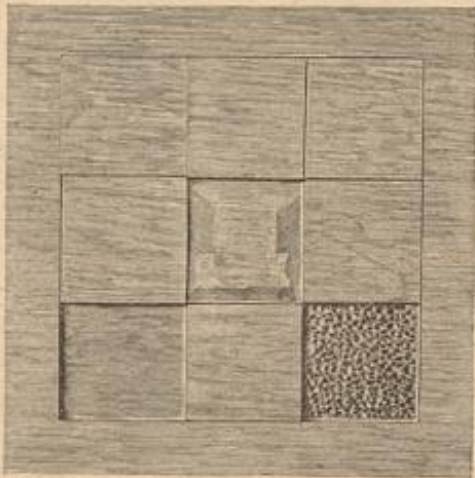
Der Kerbschnitzerei, welche sich seit einer Reihe von Jahren eine so große Beliebtheit erworben, stellt sich eine nah verwandte Technik zur Seite, die sich nicht in so strengen geometrischen Formen bewegt, daher bedeutend mehr Abwechslung bietet. Es ist dies die Schnitzerei mit „Ausgründung“, welche von Schweden aus, bald als Flachschnitzerei, bald als nordischer Drachenschnitt bei uns als etwas ganz Neues eingeführt wurde. Ein Gang durch die Museen zeigt uns jedoch Schränke und Altarstuhle aus dem 14. Jahrhundert, die reich mit Figuren, Arabesken, besten und Wapen in der Ausgründungs-Technik verziert sind und reichlich Motive zum Nacharbeiten bieten.



Ball-eisen. Flach-eisen. Hohl-eisen. Geträpfeltes Ball-eisen.

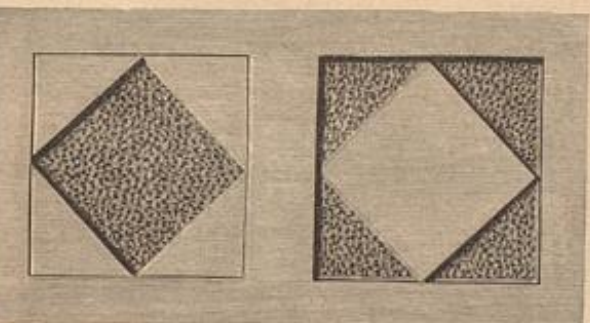
Der Unterschied zwischen Kerbschnitt und Ausgründungs-Technik liegt darin, daß das Muster nicht eingeschnitten wird, sondern sauber stehen bleiben muß, während man den Grund fort nimmt, um die Arbeit plastisch wirken zu lassen.

Das Werkzeug, die Bildhauer-Eisen, sind in größerer Zahl erforderlich, als beim Kerbschnitt. Beim Arbeiten erst wird es sich herausstellen, ob noch das eine oder das andere Instrument erwünscht erscheint. Die unentbehrlichsten Eisen veranschaulichen wir naturgroß. Ein gerades Ball-eisen, von dem man am besten thut, sich drei verschiedene Breiten anzuschaffen, nämlich 3-5-10 mm breit; das Flach-eisen in der brauchbarsten Breite von 2 mm. Ferner das Hohl-eisen und ein geträpfeltes gerades Ball-eisen, von denen man 3-4 brauchen wird. Ein solches muß ganz spitz sein, die andern in 2, 4, 7 mm Breite. Außerdem wird man sich verschiedentlich des Flach-eisens und schrägen Ball-eisens bedienen können, ebensolches



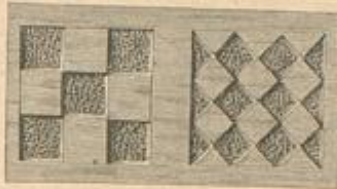
Vorgeichnen, Vortreiben, Ausheben, Punzen.

Hierbohrers, alles Instrumente, die schon beim Kerbschnitt verwendet wurden. Ferner Punzen und Hammer, sowie 1 bis 2 Schrauben zum Befestigen des Holzes.



Ausgehobenes Carreau. Ausgehobene Dreiecke.

Zum Schnitzen ist das Holz mit der übertragenen Vorgezeichnung fest anzuschrauben. Das Muster kann man nicht, wie mit dem



Grundmuster: Gerade und schräge Vierecke.

ment vorsichtig herauszuheben und theilweise wieder in die eben gebildete Furche zu setzen, um dieselbe ohne Unterbrechung weiter zu führen. Sind alle Linien eingeschnitten, so kommt das breiteste geträpfelte Eisen an die Reihe. Man faßt es mit beiden Händen und zwar so, daß die eine Hand vorwärts, die andere das Eisen zurückhält, damit es nicht ausgleite. Das Eisen, welches wie eine Schaufel geformt ist, wird auch wie eine solche angelegt, also mit der abgeschliffenen Seite auf das Holz und zwar nach unserer Anleitung in das auszuhebende Viereck, wie ersichtlich etwa 2-3 mm von einer der eingeschnittenen Linien entfernt. Ganz wagrecht, leise aufdrückend, schiebt man das Eisen der Linie zu, wodurch etwas Holz leicht schräg abgefräst wird; man verfährt in gleicher Weise nach allen eingeschnittenen Linien zu, so daß das Viereck zunächst in der Mitte noch hoch steht, während es an den Linien gleichmäßig vertieft wurde. Um die glatte Fläche zu gewinnen, ist das Holz, wo es zu hoch, vorsichtig abzuschälen. Das Rüstern des Grundes geschieht, indem man



Platte. Drachennmuster auf gepunztem Grund.

leichten, grünen oder violetten Seidentuches dürfte das schöne Musterstück, das in Süd-Italien oder Sicilien ähnlich anzutreffen ist, eine Cremona-Lischbede geschmückt haben, und für ähnliche Zwecke, wie als Stuhldeckchen, Sopha-Schoner, u. passende Verwendung finden.

Verlagsanzeigen: Kinder-Garderobe: Wollé & Sud. C. Handvoigtei-Platz 11; E. Schüller, W. Weddericher Markt 2-3. — Eisen zum Holz-schnitzen sowie fertige Holzgegenstände, (auch vorgezeichnet und angefangen): Frau Clara Roth, W. Altpoststr. 84a. L. — Wandstuhlm: Krieger von Thea und Minna Lüchow, Hannover, Marienstr. 16a.



Louise Rih. Die Blumenbinderkunst. (Berlin, Paul Parey, M. 6.) Wer die reizende Kunst des Blumenbindens gemäß den hohen Anforderungen, die jetzt an diese Art von Leistungen gestellt werden, erlernen will, dem mag das Rih'sche Buch von Nutzen sein. In Wort und Bild behandelt es alle erdenklichen Blumen-Arrangements, vom einfachsten Strauß bis zu den prächtigen Blumen-Kunswerken, die ein großartiger Festsaal verlangt. Es können hier also die verschiedensten Talente Anregung und Belehrung schöpfen.

A. von Kottig-Ballwig, Die Gesundheitslehre. Erster Band: Die Nahrung. (Leipzig, Verlag der Arbeitsstätte, M. 1.20.)

Die Verfasserin trachtet, in praktischer Art und lesbarer Form, Anleitung zu einer guten Ernährung und zu sparsamem Haushalten zu erteilen. Unter Angabe sehr eingehender Rezepte behandelt sie die Küche, und giebt sodann kürzere Vorschläge über Gesundheits- und Krankenpflege, über Krankenstufen und Verhalten bei Unfällen.

Zufanna Müller, Das reichhaltige Handmüßchen. (Hirsch, Carlstr. 2, M. 6.)

Roch ein Haushaltungsbuch und zwar ein in 12, gänzlich umgearbeiteter und bedeutend vermehrter Auflage erschienen. Die Verfasserin, der die Erfindung des bekannten Selbst-Koch-Apparates zu danken ist, leitet das Buch ein mit Betrachtungen zum „Veruf zur Führung des Hauswesens“, über die „geistige Auffassung der Lebensaufgabe“ und „die Elemente im Hauswesen“. Es folgen hierauf nach Kochanweisungen jeder Art sehr Speisezetteln, ferner Angaben über Anfertigung von Kleidungsstücken, Schnittvorlagen, Belehrungen zur Anordnung der Betten, über Plüden und Wäsche, sowie endlich in Bezug auf Gesundheits- und Krankenpflege. Ueber 100 Abb. erläutern den Text.

Neue Herren-Mode. Die Figur veranschaulicht ein modernes sommerliches Promenaden-Kostüm von grauem Perceenne, einem sehr blümen, feinen, glattegeordneten Tuch. Der Rock ist einreihig, zeigt schlanke Jaçon und wird ungeknöpft getragen. Le Progrès, Paris.





# CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.  
TÄGLICHER VERKAUF:  
**50,000** Kilos.  
Zu haben in allen Spezerei-  
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND  
Conditoreien.

## Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Ein entöltes Maismehl von ausserordentlicher Reinheit und Feinheit. Vermöge seiner Entölung hat es, mit Milch gekocht, die werthvolle Eigenschaft, die Milch leichter verdaulich und selbst für sehr schwache Magen zugänglich zu machen. Auf diese Weise zu Suppen oder Brei bereitet, leistet Mondamin bei der Ernährung von Kindern und Kranken sehr gute Dienste, da eine solche Speise nicht allein leicht verdaulich und höchst nahrhaft ist, sondern auch einen Wohlgeschmack besitzt, der sogar bei den Appetitlosen anregend zum Geniessen wirkt.

Ausserdem ist Mondamin zu Puddings, Flammrys, Sandtorten und zur Verdickung von Suppen, Saucen, Kakao etc. vorzüglich, und als Mischung mit gewöhnlichen Mehlsorten zu Speisen und feinem Gebäck ist es sehr zu empfehlen.

Näheres, resp. Gebrauchsanweisungen, Recepte etc. a. d. Packeten enthalten, welche à 60 u. 30 Pf in besseren Delicatessen-, Colonial-, Specerei- u. Droguen-Handlungen zu haben sind. Centralgeschäft, Berlin O

Beste u. billigste Bezugsquelle für  
**Musikinstrumente.**  
Neue Illustrierte Preisliste gratis.  
**Jul. Heinr. Zimmermann,**  
Musikexport, Leipzig.

**Glasen-Nachtlichte,**  
vertheilt seit 1893. Einzel- und  
paarweise, silberne Metall-  
fassung 1893 und Nürnberg 1893  
für vollständige Ausführung der  
Fabrikate in jeder Beziehung.  
Überall vorrätig.

**No. 4711**

F. Holz-, Terracotta-, Metall-, Gaze-, Porzellan-,  
Platin-Brandapparate, Schreib-  
App. etc. Preisl. gr. u. fr. G. A. Noll, Halle a. S.

Unterricht in der Holzschnittkunst er-  
theilt Emmy Schmidt, Zeltower Str. 9, III.

**Brillantringe!**

Durch vortheilhaften Ein-  
kauf einer grösseren Partie  
Brillanten I. Qualität von  
reinstem Wasser bin ich in  
der Lage, Ringe, Ohrringe,  
Brochen, Armbänder, Nadeln  
etc. mit Brillanten gefasst zu  
ausserordentlich billigen  
Preisen abgeben zu können,  
und sende ich an Personen,  
deren Stand oder Stellung  
mir Garantie bietet, auch Aus-  
wahl. Kataloge gratis und  
franko.

**Carl Holl in Cannstatt,**  
Gold- und Silberwarenfabrik.

**Cäsar und Minca**  
(notor. bekannt grösste Har. Hunde-Züchtereien).  
Präparirt mit gold. u. silbernen Staats-  
Verordnungsstellen.

**Zahna (Königreich Preussen)**  
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers,  
Sr. Maj. d. Kaisers sowie Sr. Kaiserl. Hoh.  
d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj.  
Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Königs  
der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Gross-  
herzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig  
v. Bayern, Ihr. K. Hoh. Prinzess. Friedr.  
Carl v. Preussen, Ihr. K. Hoh. Prinzess  
Albrecht v. Preussen, desgl. viel. Kaiserl.  
u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.



offerieren ihre Specialität in Luxus- u. Wach-  
hunden v. grössten Ulmer Dogg- u. Berg-  
hund bis zum kl. Salonhündchen, desgl.  
zur bevorstehenden Jagdsaison  
Vorlieb-, Jagd-, Dachs-, Brackler u. Windhunde,  
fern dressirte, als auch rohe und junge  
Thiere unter weittragendster Garantie.  
Preisverzeichnisse mit Illustrationen in  
Deutsch. u. Französ. Sprache franco gratis.  
Eigene Permanente Hunde-Verkaufs-  
Ausstellung von mehreren hundert Hunden.  
(Bahnhof Wittenberg.)

Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur  
Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.



**EAU DE COLOGNE**  
(Blau-Gold-Etiquette)  
von  
**Ferd. Mühlens, Köln.**  
Anerkannt als die  
**Beste Marke.**  
Vorrätig in fast allen feineren  
Parfümerie-Geschäften.

**Tafelbutter**, n. d. Feinste, nett. 9 Pf. 9, 50 Pf.  
fr. Rudol. I. H. Goemann, Dornum, Ostfriesl.

**Kneipp**  
Der Hof für den be-  
rühmten Kneipp  
und seine an's Wunderbare grenzenden  
Heilerfolge interessiert, verlange die durch  
alle Buchh. gratis u. franco erhaltliche  
Kneipp-Broschüre (64 S., mit viel. Bild.)  
Jos. Kösel'sche Buchhandlung in Kompton.

**Gesichts- u. Frauenbart** u. ihre Heil.  
(Schöpfuhr v. Dr. Glafen) versch. geg. Einserb.  
v. 180 Pf. Apotheker Wegener, Reinfeld O/S.

**Seidenstoffe**  
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld.

Seiden- u. Baulländer von Mk. 0.80 bis Mk. 10.—. Direkt importierte japanische  
Seidenstoffe von Mk. 1.50 bis Mk. 5.—. Seidenstoffe schwarz und farbig von Mk. 1.—  
bis Mk. 4.—. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

**PFÄFF-Nähmaschinen**



Die Pfaff-Nähmaschinen entsprechen in Bezug auf Güte und Leistungsfähig-  
keit den höchsten Anforderungen; sie sind mit allen neuesten Verbesserungen  
versehen und werden sowohl zum Familien- als auch zum Handwerksgebrauch ge-  
liebt. Die Fabrik baut ausschließlich Pfaff-Nähmaschinen und ist vermöge ihrer  
großartigen Einrichtung im Stande, das bestmögliche vollkommenste und gediegenste  
Fabrikat zu liefern. Näheres ist aus den Preislisten zu ersehen.

**G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern** Rhein-  
pfalz.  
Gegründet 1862. Arbeiterzahl 700.

**Das Einfädeln**  
ist spielend leicht bei  
**Kosmosnadeln.**  
Neues Nadelöhr.  
Fadenschneiden unmöglich.  
Triumph der deutschen Industrie.  
Fabrik: H. F. Neuss, Aachen.  
Zu haben in allen  
Kurzwarenhandlungen.

**G. E. Höfgen**  
Dresden-N., Königsbrückerstr. 56  
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-  
Fahrräder, Neizbetten u. s. w.

**Kinderwagen**  
mit und ohne  
Gummibekleidg., das  
Vorzüglichste  
für gesunde wie  
kranke Kinder.  
Preise v.  
12—120 Mk.

**Bettstellen**  
für Kinder bis zu 12 Jahren.  
Ausserordentl. pract. und  
eleg. in verschiedenen  
Größen. Sicherste Lager-  
stätte, besond.  
für kleine Kinder. Preise  
v. 12—60 Mk.  
Illustrirtes  
Preisbuch frei.  
Engros.  
Detail.

**Mädchen-Gymnasium**  
in Karlsruhe.  
Eröffnung 11. Sept. 1893.  
Auskunft erteilt der  
Verein Frauenbildungs-Reform  
Hannover, Petersilienstr. 26.

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.  
**Helgoland.**  
Beschreibung der Insel und des Badelbens  
von Adolf Titze.  
Mit 48 Abbildungen nach Naturaufnahmen,  
1 Karte und 1 Rotenblatt.  
Ottavformat. Farb. Prachtband Fr. 2. 5.—

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen,  
an welchem noch einige Damen theilnehmen  
können. Mein Atelier befindet sich Berlin W.  
Tügelstr. 112. **Marie Peller.**

**Schneider-Unterricht,**  
theoretisch wie praktisch, wird im  
**Berl. Schnittmuster-Atelier, Fidicinstraße Nr. 39**  
ertheilt.  
Agnes Niemann,  
Directrice und haattlich geprüfte Handarbeits- und Industrie-Lehrerin.

**Strickgarne**  
aus Baumwolle, Wolle und Siganoe  
lieferst an Private die Garnfabrik von  
**Georg Koch in Erfurt.**  
Muster umsonst und portofrei.

Meine vielfach berühmten Broch. IV. Aufg.  
Selbstst. Bettdecken u. Kissen u. s. w.  
desgl. vertheilt zu Preis 95 Pf. empfiehl.  
Soph. Maler Streib, Rottweil (Württemberg.)

Unterricht in einer neuen  
... Oelmalerei ...  
wird binnen wenigen Stunden ertheilt, ohne  
daß Vorkenntnisse erforderlich sind, sowohl  
schriftl. als mündl., sehr angenehm dankbare  
Beschäftigung für Herren u. Damen. Auf-  
träge werden nach eingelangten Photogra-  
phen aufs Beste ausgeführt. **Johanna  
Bismarck, Wien V., Reichstr. 17 Th. 28.**

**Möbelplüsch**  
glatt und faconirt, Plüschdecken  
in reichster Auswahl, Leinen-  
plüsch zu Decorationszwecken ver-  
sende zu Fabrikpreisen direct an  
Private. Muster bereitwilligst.  
**E. Weegmann, Bielefeld.**  
Umfärbungen, in eigener Fä-  
berei billigst.

**Anverfälschte Seidenstoffe.**  
Specialitäten in Schwarz, rechte Färbung, garantiert solid, porto- und tollfrei  
zu Fabrikpreisen.  
**J. Spinner, Jacob Bürer's Nachfolger, Bürich.**

**Anzeigen**  
**Anzeigen**  
**Anzeigen**  
**Anzeigen**

jedigen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von  
uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-  
Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Veröf-  
entlichung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser der  
gebildeten und wohlhabenden Kreise angehören. Die Annahme der An-  
zeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von  
M. 1.— für die einseitige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend)  
oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Büros, sowie direct bei  
den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer-  
straße 38, und zu Wien I., Operngasse 3, statt. Alleingige Inseraten-Annahme  
für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Bran-  
dère, John P. Jones & Cie in Paris, 31 Rue de Faubourg Montmartre.  
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange  
der Insertions-Auftrag dauert.







Amalie Heppner, k. k. österreichische Hof-Schauspielerin.  
Nach einer Photographie von Rudolf Krizanek in Wien.

verstorbenen k. k. Wiener Landesgerichts-Rathes Heppner, eine Schülerin Professor Baummeister's, dessen Lehrtank sie die höchste Ehre gemacht hat.

Unterstützt durch eine anmuthige Erscheinung, durch seine Gesichtszüge, sprechende Augen, reißt ihre warme, natürliche Spielweise die Zuhörerschaft unwiderstehlich mit sich fort. Selbst die Fehler einer sonst allerdings dankbaren Rolle, wie die der „Grille“, weiß sie zu corrigiren und eine so sympathische Figur zu schaffen, wie sie selten über die Bühne gegangen sein mag.

Zum Theater zu gehen, war schon in frühesten Jugend der Lieblingswunsch des talentvollen Mädchens, allein die Eltern, besonders die Frau Mama, trugen erklärlicher Weise schwere Bedenken, dem Verlangen zu willfahren. Erst im vorigen Sommer wurden Vater und Mutter durch eine maßgebende Persönlichkeit von der Begehung ihrer Tochter Amalie so weit überzeugt, daß sie endlich zustimmten. Im November überwies man die Beglückte Herrn Professor Baummeister zur Ausbildung. Sie erhielt im Ganzen etwa vierzig Stunden, für die der wackere Lehrmeister nicht einen Kreuzer Honorar annahm, weil, wie er sagte, der Unterricht selbst ihm Vergnügen genug bereite. Etwa zwölf Tage vor dem eben erwähnten ersten Auftreten nahm Baummeister die Schülerin zu einem Probispiel in's Burg-Theater mit, und als einige Tage später Director Burdhart sich in Verlegenheit befand, da Fräulein Meinholt die Grille abgesetzt hatte und er eine Reprise des Stückes nicht mehr aufschieben konnte, so fragte er Baummeister, ob dieser die kleine Heppner wohl als Grille auf die Bretter der Burg springen lassen wolle?

Fräulein Heppner traute kaum ihren Ohren, als ihr Lehrer ihr das ehrenvolle Anerbieten mittheilte, aber als couragirte Kunstjüngerin griff sie mit beiden Händen zu und konnte dann mit Caesar ausrufen: Veni, vidi, vici! — Am Tage nach der Vorstellung war sie wohlbesetzte k. k. Hofschauspielerin!

Mit Interesse wird die künftige Laufbahn der jungen Künstlerin auch außerhalb Wiens verfolgt werden. Möge ihr Glückstern nicht wieder erlöschen und lebenswürdige Bescheidenheit, die schönste Zier jeder echten Künstlerin und edlen Frau, ihr stets erhalten bleiben!

## Flur der Frauenwelt

**Berlin.** — Hier ist ein Frauen-Berein Octavia Hill in's Leben gerufen worden, dessen Mitglieder für Hauswirthe das Einziehen der Miethe von armen Leuten übernehmen, um dadurch Einfluß in deren Verhältnisse zu bekommen und ihnen in jeder Weise helfen zu können. Außerdem hat der Verein eine Haushaltungsschule und einen Kindergarten gegründet und vermittelt bessere Bezahlung von Näharbeiten. Vorsitzende ist Frau Oberst von Cardinal, Berlin W, Ansbacherstraße 8.

**Breslau.** — Neulich wurde in der Gegend von Sattowitz von einer Antonienhütter Handarbeits-Lehrerin folgendes salomonische Urtheil gefällt: In einer der Klassen war ein noch nicht fertig gestrickter Strumpf gefunden worden, den zwei Mädchen als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. Die Lehrerin vermochte nicht die richtige Eigenthümerin herauszufinden. Kurz entschlossen aber nahm sie eine Stricknadel und sagte zu den beiden Mädchen: „Da ich nicht weiß, wem von Euch Beiden der Strumpf gehört, trenne ich die Arbeit auf und vertheile dann Wolle und Nadeln unter Euch. Ist's Euch recht?“ Die Schülerinnen sahen eine Weile verblüfft drein, dann begann die eine bitterlich zu weinen, während die andere ein schadenfrohes Gesicht zog. Nun wußte die kluge Dame genug; sie gab den Strumpf der Weinenden zurück und bestrafte die Lügnerin.

**Ratibor.** — In Rada in Ober-Schlesien starb kürzlich eine 86jährige Stollenbesitzerin, Antonie Bont, die vor 40 Jahren als einfache Bergmanns-Witwe Gruzit mit ihrem vierjährigen Töchterchen Johanna in das Haus eines reichen Mannes, des Herrn Goblulla, kam. Dieser ließ das reizende Kind erziehen, setzte es später zu seiner Universal-Erbin ein, und Johanna ward die Gemahlin des schlesischen Grafen Hans-Ulrich Schafgotsch. Der König erhob sie bei der Vermählung unter dem Namen Gruzit von Schomberg-Goblulla in den Adels-Stand. Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter blieb das zärtlichste, doch konnte sich die Mutter nicht entschließen, dauernd in der glänzenden Umgebung ihres Kindes zu weilen. Auf die Kunde von der Erkrankung der alten Frau eilten die Gräfin und deren Gemahl sofort zu ihr und erleichterten ihr die letzte Stunde.

**Coburg.** — Der beliebten Roman-Schriftstellerin Sophie Junghans (Frau Schumann, geb. Junghans) wurde vom Herzog die Verdienst-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

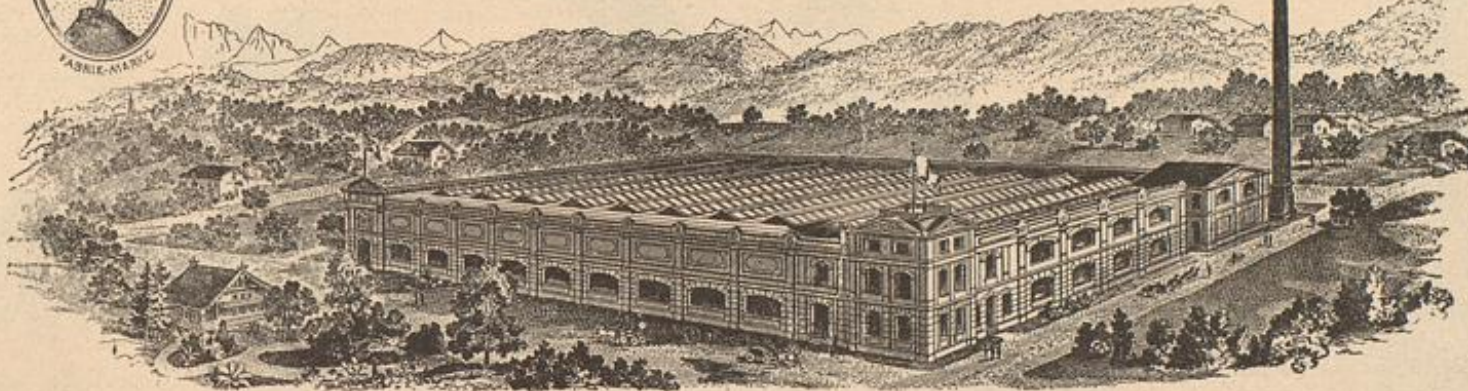
**Baden-Baden.** — Eine der schönsten und umfangreichsten Festigungen bei Baden-Baden, das Gut Siemens auf dem Sauerberg, wurde jüngst von Frau Baronin v. Wigleben, geb. v. Normann, aus Berlin für den Preis von nahe einer halben Million angekauft und wird von der kunstfertigen Besitzerin noch weitere Verschönerungen erfahren.

**Wien.** — In der nach Münchner Muster eingerichteten Malerschule von Heinrich Strehblow in Wien nahm mit Schluß des Schuljahres eine größere Anzahl von Damen an den staatsgültigen Prüfungen über die Anatomie des menschlichen Körpers Theil. Obgleich die Anforderungen dabei ebenso strenge waren wie an den großen Maler-Akademien, wurde das bedeutende Material in anerkenntnisswerthester Weise von den Prüfungs-Candidatinnen beherrscht. Die ausgestellten künstlerischen Leistungen zeigten gleichfalls vorzügliche Studien-Erfolge; insbesondere legte die Schnelligkeit, mit der Resultate erzielt werden, das beste Zeugniß für die im Geiste der modernen Anstrichung geleitete Anstalt ab. Es ist dies für die malende Wiener Frauenwelt um so wichtiger, als sowohl an der Akademie der bildenden Künste, als an der Museums-Kunstschule den Frauen die Theilnahme am Studium verwehrt ist. Nur für ge-

Am 16. Juni d. J. sah sich das Publicum des Wiener Hofburg-Theaters durch ein hervorragendes Bühnen-Ereigniß überrascht.

Es wurde die nie veraltete Birch-Pfeiffer'sche „Grille“ gegeben, und in der Titelrolle trat eine direct aus dem Privat-Leben kommende Dame auf, die im Fluge die Gunst des sonst so zurückhaltenden Burg-Theater-Publicums errang, einen Sturm der Begeisterung entfesselnd, wie er in diesem Hause seit Langem nicht zu verzeichnen war. Und was das Publicum empfand, ward durch die streng prüfende Kritik in der Hauptsache bestätigt. Die Ueberzeugung, daß hier ein echtes Genie sich den Brettern weihete, ist eine allgemeine geworden.

Die noch sehr jugendliche Debitantin war Amalie Heppner, die Tochter des bekannten, im März



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

versendet direct an Private:

# Seidenstoffe

ab eigener Fabrik 75 Pf. p. Met.

bis Mt. 18.65, schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, farrirt und gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mt. 1.85—18.65
Seiden-Foulards	„ „ 1.35—5.85
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35—11.60
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Balkstoffe	„ „ —.75—18.65
Seiden-Bastkleider	„ „ 16.80—68.50

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppelttes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



werbliche Zwecke besuchen Damen-Gelehrten-Curse am Museum und im Wiener Frauen-Erwerbs-Verein.

In der Strehblow'schen Anstalt ist also nun Gelegenheit geboten, nach vielen, rasch wechselnden, lebenden Modellen zu arbeiten und auch die zum geübten Kunst-Studium nötigen Nebensächer in gründlicher Art, und ganz im Sinne der großen Maler-

Die Reife der Frau Kronprinzessin-Witwe Stefanie nach dem Nord-Geist ist von den besten Witterungs-Verhältnissen begünstigt gewesen; das unter dem Scheine der Mitternachtssonne lebende Eis-

Großes Aufsehen erregen neuerdings die hypnotischen Versuche, die Professor von Kraft-Ebing in Wien angestellt hat. Sein Medium ist das in jeder Beziehung gesunde, 33-jährige Fräulein Clementine Wieg. Ganz wunderbar sind die Suggestionen-Versuche mit dieser Dame.

Gnunden. — In dem heute (13. August) stattfindenden Blumenfeste haben das Amt der Preisrichterin übernommen die Damen: Baronin Johanna Richelburg-Labia, Baronin Viktorine Hasenauer, Frau Bürgermeister Marie Kallendrunner, Gräfin Protesch-Osten (Friederike Wokmann), Gräfin Mathilde Stodau-Chorinsky, Frau Oberforstath Josefine Litz, Baronin Wallhofen (Pauline Lucca). Die Ehrenpreise für die hervorragendsten 10 Blumengöndeln und 3 Gruppenshiffe bestehen aus künstlerisch ausgeführten silbernen Medaillen.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die erfunderische Laune einer gräßlichen Tänzerin hat unlängst die Tagesmode um einen hochoriginellen Anzug bereichert, der einen ganz bestimmten Stil für sich repräsentiert. Toiletten à la Lofe Fuller, die ganz aus einem enorm weiten, durchgehends in Plisse-Falten gebrannten Stoffstück hergestellt und nur in der Taille mit einem Gürtel zusammengehalten erscheinen, stehen sehr in Gunst, und gelten vor allem in ihrer Variation als eleganter Hausanzug für besonders distinguiert. Unsere Vorlage zeigt die reizvolle Zusammenstellung der vornehm eruchten, schwarzblauen Pongé-Seide mit ecarfarbenen Spitzen-Einsätzen. Letztere wurden in der Rodhöhe dreimal,



Elegante Haus-toilette à la Lofe Fuller.

in der Taille zweimal dem Stoff eingefügt und mit diesem zugleich in schmale Plisse-Falten gebrannt. Auch den kleidsamen weiten, ganz glatt aber die Schulter niederfallenden plissierten Kermel unterbrechen zwei Reihen Einsätze. Falten-gürtel und entsprechendes Halsbündchen aus ecarfarbenem Seidentrepp.

Einfacher, aber nicht minder originell, gestaltet sich ein anderer Hausanzug, der das lange russische Hemd aus gelblichem böhmischen Leinen zu einem glatten Unterkleide von marineblauem Cheviot und einem kurzen ärmellosen Jäckchen aus gleichem Stoffe zeigt. Das russische Hemd ist aus einem Stücke, jedoch in der unteren Hälfte fast geleist geschritten; die weiten offenen



Hausanzug mit russischem Hemd.

Kermel sind der Kapsel glatt angelegt. Geschickten Händen ist durch die Knoschmückung mit blauen, in Kreuzstich gearbeiteten Vorten Gelegenheit zu einer amüsanten, schnellfördernden Arbeit geboten.

Für die Bade-Saison, besonders die der Nordsee, bedeutet der Anzug den eigentlichen Höhepunkt. Die Farbenfreudigkeit der Sommer-Toiletten hat sich auch auf das Bade-Kostüm übertragen; entgegen der Mode früherer Jahre, die dafür dunkle Stoffe bevorzugte, kann daselbst jetzt gar nicht hell und farbig genug sein. Mit Vorliebe wählt man absteigende Ripen oder Stoffstreifen als Ausstattung; auch der Bademantel erhält dann den entsprechenden Besatz.



Ruder-Kostüm mit Ueberkleid.

Son anmuthiger Koletterie und doch praktisch erscheint der Ruder-Anzug aus Bluse und Unterkleid in einer ganz be-



Anzug für Radfahrerinnen.

sonders lockeren und grobsäbigen Art von weichem Voden und einem Ueberkleide aus dunkel-rothem, etwas feineren Voden. Letzteres ist, wie ersichtlich, über der Taille kreuzweise drapirt und an der linken Seite des Rockes energisch emporgerafft. Die sehr weiten Bauisch-Kermel schließen mit dem Ellbogen ab, dem Brustflap wurde ein Anker in rother Wolle eingefügt.

Ganz besonders Takt erfordert das Kostüm der Radfahrerin, um bei voller Freiheit der Bewegung dennoch die Decenz zu wahren. Unsere Darstellung zeigt zu seidenen Strümpfen und bauchigen Beinkleidern die lose, schwäg geschlossene Bluse, die sich unterhalb des Gürtels als langer, rockartiger Schoß fortsetzt.

Das Chemisett mit kleiner Herrn-Gravate und die flache Käpse mit Seidenband vervollständigen den flotten, praktischen Anzug.



Trauerschmud: Brosche, Chatelaine, Uhrkette, Kamm.

Auch in Zeiten der Trauer braucht der Schmud nicht ganz vermieden zu werden. Brosche und einfache Uhrkette sind, weil sie zugleich einem praktischen Zwecke dienen, immer, auch in den ersten Tagen der Trauer erlaubt, Armabänder, Haarpfeil und Kamm mit verzierten Schild bleiben dagegen den ferneren Monaten vorbehalten. Die hübsche vieredrige Brosche erscheint in der einen Hälfte mit kleinen facettirten Jetstücken bedekt, während sich über die andere ein Stiefmütterchen mit Knospe legt; in der beliebten Palmetten-Form, die hier ein Lorbeerzweig flüßt, ist die zweite gehalten. Aus länglichen und vieredig geschliffenen glänzenden Jet-Platten setzt sich die Uhrkette, wie das kleidsame Schild des Kammes zusammen. Eine hübsche Neuerung besteht darin, daß man diese Käpse die, ziemlich hoch über die Brust ragend, auf beiden Seiten sichtbar werden, legt auch auf der Rückseite gleichartig verziert. Aus stumpfen schwarzen Jet, an dem unteren Theile durch ein paar glänzende Jet-Plättchen belebt, ist die praktische Chatelaine hergestellt, die, im Gürtel befestigt, oder mit dem unsichtbar auf der Rückseite angebrachten Haken durch einige im Taillenschlusse vorgesehene Seidenlöcher geleitet,



Bade-Anzug mit Mantel.

die Ihr aufnimmt. Die Schwierigkeit bei den im Rücken oder seitwärts geschlossenen Taillen, die Ihr sicher zu tragen, hat neuerdings die Chatelaine sehr in Gunst gebracht. In Gold, Email und oxidirtem Silber findet sie auch bei der gewöhnlichen Tages-Toilette mehr und mehr Anwendung.

Paris. — Ehe die Sommermode das Feld räumt, macht sie rasch noch einmal Halt, um zum Schluß einige ganz reizende Neuheiten darzubieten. Da ist vor allem ein wunderhübscher Krager, bestimmt, jungen Mädchen an kühleren Tagen als leichte, bequem umzunehmende Hülle zu dienen. Er besteht aus weichem Tuch, ist mit Goldstickerei verziert und mit otterfarbigem Federbesatz umrandet, eine Ausstaltung, die ihn ungemein elegant und jugendlich erscheinen läßt. In dunkler Farbe, mit Seidenstickerei hergestelt, oder auch in einer etwas gedämpfteren Nuance der Farbe des Kleides entsprechend, eignet sich dieser kleine Umhang sehr wohl auch für eine etwas ältere Dame. Nur zu einer bestimmten Toilette passend, erscheint eine ähnliche Pelzerine, die gleich dem Kleider-



Schultertragen für junge Mädchen.

Wenn wir uns die Hülle für junge Mädchen und junge Frauen ansehen, so fällt uns dabei als ganz besonders charakteristisch auf, daß sie mehr nach der Mitte des Kopfes zu rücken — eine ganz natürliche Folge der neuerdings wieder mehr lose und gebauscht arrangirten Frisuren. Erscheint diese Art den Hut zu tragen nicht ganz frei von Koletterie, so bieten doch die Variationen der Formen, wie das zu verwendende Material Mittel genug, diese abzuweichen und den Hut auch für nicht ganz junge Gesichter annehmbar zu machen. Der herrschenden Vorliebe für Schwarz und Weiß trägt ein ziemlich ernstes Modell Rechnung, das ganz aus schwarzen, mit schmalen weißen Spitzen berandeten Spitzen-Plissés zusammengesetzt erscheint. Nur wo diese sich über der Stirne fächerförmig theilen, ist eine große Rosette von schwarzem Sammet eingefügt. Einzelne runde, der Spitze aufgesetzte Pailletten, und ein paar leicht darüber gehauchte metallische Töne beleben in glücklicher Weise das Hütchen, das in seiner vornehmen Farblosigkeit für die meisten Toiletten und die verschiedensten Gelegenheiten passend sein dürfte.

Sammet-Rosetten, wie diese, sind überhaupt der Schmu par excellence. Wir zeigen in unserer Skizze, wie überaus leicht und einfach es ist, in dieser Weise einen runden Strohhut selbst zu garniren. Den meist aus leuchtend farbigen Sammet hergestellten Rosetten, die sich gefällig der gewellten Krempe anlehnen, gefellen sich rückwärts ein paar in der Art eines Vogellammes angebrachte Flügel, und geben dem Hut ein ganz besonderes Cachet.

Denselben Vorzug sich wie das eben beschriebene, von geschickten Händen leicht selbst anfertigen zu lassen, besitzt auch unser letztes Hut-Modell. Die Form ist nur ein kleines Rundtheil von Tüll durch etwas Draht ge-



Anzug mit Doppel-Pelzerine.

halten, mit gelbem Seiden-Muffelin überzogen und von einem gewandenen schwarzen Sammetstreifen umgeben. Ein Bolant aus plissirtem Seiden-Muffelin von schmaler schwarzer Spitze begrenzt, fällt von dieser Rundung herab; vier durch Draht gefestigte Spitzenflügel, deren Fuß je eine gelbe Rose verdeckt, streben an der vorderen und hinteren Seite des Hutkopfes empor. Die aparte Form in ihrer gräßlichen Leichtigkeit läßt sich sehr gut in verschiedene andere Farbentöne überlegen. Wir empfehlen die Zusammenstellung von schwarzem Seiden-Muffelin, rubinrothem Sammet und rothem

Das Chemisett mit kleiner Herrn-Gravate und die flache Käpse mit Seidenband vervollständigen den flotten, praktischen Anzug.

Auch in Zeiten der Trauer braucht der Schmud nicht ganz vermieden zu werden. Brosche und einfache Uhrkette sind, weil sie zugleich einem praktischen Zwecke dienen, immer, auch in den ersten Tagen der Trauer erlaubt, Armabänder, Haarpfeil und Kamm mit verzierten Schild bleiben dagegen den ferneren Monaten vorbehalten. Die hübsche vieredrige Brosche erscheint in der einen Hälfte mit kleinen facettirten Jetstücken bedekt, während sich über die andere ein Stiefmütterchen mit Knospe legt; in der beliebten Palmetten-Form, die hier ein Lorbeerzweig flüßt, ist die zweite gehalten. Aus länglichen und vieredig geschliffenen glänzenden Jet-Platten setzt sich die Uhrkette, wie das kleidsame Schild des Kammes zusammen. Eine hübsche Neuerung besteht darin, daß man diese Käpse die, ziemlich hoch über die Brust ragend, auf beiden Seiten sichtbar werden, legt auch auf der Rückseite gleichartig verziert. Aus stumpfen schwarzen Jet, an dem unteren Theile durch ein paar glänzende Jet-Plättchen belebt, ist die praktische Chatelaine hergestellt, die, im Gürtel befestigt, oder mit dem unsichtbar auf der Rückseite angebrachten Haken durch einige im Taillenschlusse vorgesehene Seidenlöcher geleitet,



Hut aus Spitzen-Plissés.



Runder Hut mit Sammet-Rosetten.



Hut aus Krepp mit Spitzenflügeln.

halten, mit gelbem Seiden-Muffelin überzogen und von einem gewandenen schwarzen Sammetstreifen umgeben. Ein Bolant aus plissirtem Seiden-Muffelin von schmaler schwarzer Spitze begrenzt, fällt von dieser Rundung herab; vier durch Draht gefestigte Spitzenflügel, deren Fuß je eine gelbe Rose verdeckt, streben an der vorderen und hinteren Seite des Hutkopfes empor. Die aparte Form in ihrer gräßlichen Leichtigkeit läßt sich sehr gut in verschiedene andere Farbentöne überlegen. Wir empfehlen die Zusammenstellung von schwarzem Seiden-Muffelin, rubinrothem Sammet und rothem



Symmetrischen; ganz in Weiß, im Verein mit rosa oder gelben Rosen, die Spitzenflügel beliebig durch weiße Federn ersetzt, würde dieses Modell einen reizenden Theaterhut ergeben.

Wien. — Unter den ersten herbstlichen Fächer-Neuheiten ragen vor allem die originellen Raubvogel-Fächer hervor, die schräg mit den langen Schwungfedern und dem natürlichen, maraboutartigen Kupf-Federwert als Vordäre montirt sind. So hübsch die Fächer



Fächer aus Entenfiedern.

schon an und für sich erscheinen, bieten sie außerdem das besondere Interesse, eigene Jagd-Trophäen oder solche von lieber Hand, in sinnreicher Weise zu einem hübschen Gebrauchs-Gegenstände umzugestalten; ein auserlesenes Flügelpaar genügt für einen solchen Fächer. In gleicher Weise und zu demselben Zweck liebt man es, auch andere Wildgeflügel feiner Schmuckfedern zu berauben; selbst eine Sendung Japaner läßt sich derart in zarter Aufmerksamkeit für den Spender verwenden, indem aus den braunen, gemusterten Federchen die Füllung, aus den metallschimmernden, die



Fächer aus Adlerfedern.

Raubvordäre der einzelnen Fächertheile hergestellt wird. Echtes Schildpatt oder das schöne Weisfen- und Olivenholz montirt diese Wildfeder-Fächer. — Das eine unserer Modelle ist aus den schönen gelben Flügelfedern der Gule gefertigt, deren lange maraboutartige Federstämme von prächtigster Farbe und Wirkung sind; das zweite aus den dunklen Federn eines Adlers mit weissem Kupfwert. Auch die drapirbaren Geierflügel mit weissem Untergrund ergeben schöne Arrangements. — Eine andere Neuheit, als Nachklang der Sommermoden anzusehen, besteht darin, daß man die farbigen, durchsichtigen, mit dichten Streifen durchwebten Gaze- und sonstigen Sommerstoffe auch als Fächerbezüge benützt. Auf dem durchsichtigen Grund erscheinen dann große Blumenzweige gemalt. Auch die Muster des von der Mode sehr bevorzugten Altwiener Porzellans haben für Fächer Anwendung gefunden, und die zarten, bunten, altmodischen Blumensträußchen und Girlanden auf porzellanweißem Grunde sehen, auf entsprechend filgemaßen à jour-Gestellen montirt, reizend und eigenartig aus.

R. B.

Aus Karlsbad wird berichtet: Die Damen der grand monde zeichnen sich, wie überall, durch größte Einfachheit aus. Die hier anwesenden Amerikanerinnen, Engländerinnen und Russinen aber erweisen in Tages-Toiletten, die einem Ballsaal Ehre machen würden. Als Morgen-Toilette wird mit Vorliebe der weiße Piqué-Anzug, bestehend aus Rock und Schößjäckchen über farbigem Hemd getragen. Ebenfalls neu sind die Schleier mit herabwallenden Enden. Die Herren haben eine merkwürdige Tracht angenommen: es muhet sonderbar an, wenn man sie sieht mit den Schild-Kappen, den weichen, gummi-befohlenen Schuhen und dem kurzen Thousfreischen im Munde.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Zur Aufnahme größerer Photographien, welche im Album oder auf Ständern keinen Raum finden, giebt es nichts bequemeres als eine Mappe aus zwei, durch Bänder verbundene Holz-Platten. Die beliebig im Holzton oder in einer kräftigen fatten Farbe gehaltenen Bänder sind durch entsprechende Einschnitte in den Platten geebnet und gestatten das beliebige Zusammenschieben derselben.

Als Ausstattungs dient Aquarell- oder Oel-Malerei, ferner Holzbrand, auch bemalt, sowie die plastische Verzierung durch Sie-gelack. Ein in dieser amüsanteren Technik ausgeführter Zweig Platterosen ist es denn auch, der unsere Vorlage schmückt. Für die naturalistisch gehaltenen Blumen und Blätter empfiehlt sich die Wiedergabe der natürlichen Farben, soweit sich dies durch Bemalen mit flüssiger Bronze überhaupt erreichen läßt. Eingehende Anleitung der Siegelack-Malerei ist in dem Werkchen, händische Kunst, Verzierung 4 enthalten, welche auch einzeln durch die Expedition unserer Zeitung zu beziehen ist.



Bildermappe mit Siegelack-Malerei.

### Neues über Email-Malerei.

Die Erfindung der Email-Farben, unter denen die englischen Fabricate von Kipinall fast unerreicht dastehen, hat dem Liebhaber-Künstler ein weites Feld eröffnet, denn die Email-Farbe ist so vielseitig verwendbar, wie keine andere. In der Zusammenstellung mit Brand-Malerei wirkt sie besonders reizvoll. Viele schwärmen auch für sie als einziges Decorations-Mittel für gepreßte Thonwaren. In feinsten Farben-Anmuth erscheint die Email-Malerei auf Tellern, Dosen, Kästchen, Truhen und Füllungen kleiner Möbel, wie sie die Kunstgewerbe-Museen in oft überraschender Schönheit besitzen. Diese Arbeiten zeigen auf einem ziemlich dick und pastös aufgetragenen Grunde von meist lebhafter Farbe — rosa, goldgelb, himmelblau oder weiß — unregelmäßige Muster, welche ein vertieftes oder erhöhtes feiner Goldbrand umgeben. Das Muster selbst ist in zarten Tönen vielfarbig emailirt; oft in bester Email, oft aber in transluciden Farben, also solchen, welche lasirend den goldenen oder silbernen Grund des Ornaments durchschimmern lassen, der den Farben eine hervorragend schöne und feurige Leuchtkraft verleiht. Daß solche Gegenstände, wenn sie echt sind und alt dazu, einen fast unerschwinglichen Preis haben müssen, liegt auf der Hand. In ihrer Imitation in Email-Farben sind sie auch dem weniger bemittelten Sterblichen zugänglich. Kipinall liefert ungefähr 150 verschiedene Farbtöne, — also wird auch der Kunstliebhaber die gewünschte Schattirung finden, und wer sie nicht findet, der mische sich den gewünschten Ton in einer leeren, mit Terpentin gereinigten Blechdose, die einer verbrauchten Email-Farbe gedient hat und sich luftdicht schließen läßt. Luftdichter Verschluss ist bei allen Email-Farben Bedingung und wenn eine Farbe die Reizung hat, sich tropfen zu verhalten, so mische man Benzin darunter, bis sich wieder die richtige Geschmeidigkeit einstellt.

Als weiteres Material zu diesen kleinen Kunstwerken dienen Schalen, Dosen, kleine Truhen und Kästchen u. s. w. aus feingeschliffenem Eichenholz, wie die Industrie sie für Brand-Malerei in so gefälligen Formen herstellt. Da unsere Kunst eine moderne Erfindung ist, so braucht man sich nicht klassisch an die oben erwähnten alten Vorbilder zu binden. Das Muster, das keine großen Flächen zeigen soll und sich immer mit Erfolg an orientalische Vorbilder oder an die feingliedrigen Figuren der Renaissance und des Rococo anlehnt, — paßt man auf den Gegenstand auf, und brennt seine Linien und Andern mit dem spitzen Platina-Stift recht gleichmäßig und tief ein. Hierauf mache man sich klar, welche Theile des Musters in

translucidem Email auszuführen sind, und vergolde oder verfilbere diese Flächen ganz und gar. Zu dieser Arbeit bedient man sich der besten und feinsten Goldbronze (Bleigold), welche zunächst mit Siccativ de Courtrey angerührt wird. Man übergeht damit alle vertieften Linien, ohne sie auszufüllen. Will man verfilbern, so nimmt man pulverisirtes Aluminium, das als Bronze einen sehr klaren und reinen Silberton hat. Schöner ist es freilich, wenn man das Muster, ohne den Grund, edel vergolde oder verfilbert. Hierfür übergeht man das Muster mit dem in allen Drogen-Handlungen erhältlichen Vergolder-Öel, unter welches, wenn Gold gewählt wird, etwas pulverisirter Ocker zu mischen ist, läßt den Anstrich soweit trocknen, bis er sich nur noch klebrig anföhlt, trägt dann mit einem trocknen Pinsel das vorher nach der Größe des Blattes oder Ornamentes zurecht geschnittene Blattgold oder Silber auf, und drückt es mit einem Wattebausch fest an. Ueberflüssiges Gold oder Silber, das über die Contouren, die man beim Auftragen des Vergolder-Mixtions genau einzuhalten hat, hinweggeht, säubert man nach beendeter Arbeit mit einem reinen weichen Pinsel ab. Den schönen Grund, welchen diese Vergoldung oder Verfilberung giebt, kann eine Bronze nie erreichen, weil sie matt ist, während das echte Blattmetall den Farben eine wundervolle Leuchtkraft verleiht. Ist diese Arbeit gethan, so füllt man den Grund mit einer bedeckenden Email-Farbe sorgsam, jedoch ohne die tiefgebrannten Contouren zu berühren. Rosa, Hellblau, Weiß, Goldgelb und Mattgrün sind für den Grund die geeignetsten Farben. Nach dem Trocknen wird der Grund jedenfalls noch einmal mit Farbe zu übergeben sein, schon um ihn pastöser zu machen. Ist er fertig, so übermalt man mit durchsichtigen Email-Farben, deren Wahl sich nach dem Grunde zu richten hat, die vergoldeten Theile des in allen Fällen den ganzen Gegenstand bedeckenden Musters, und zwar derart, daß die vertieften Contouren, Andern und Linien, von der Farbe unbedeckt, golden oder silbernen stehen bleiben. Ist dennoch etwas Farbe hier und da in die Contouren gekommen, so löst man, wenn Alles vollendet, mit dem Pinsel und etwas Goldbronze nach. Es giebt aber doch keine durchsichtigen Email-Farben, — höre ich die freundliche Verfeinerin sagen. Parodon, — erstens giebt es wirklich unter den Email-Farben ebenso gut Lack-Farben wie bei anderen, und zweitens will ich den Liebhaber-Künstlern ein Geheimniß verrathen: Jede Email-Farbe lastet, ist also durchsichtig, wenn man sie, entgegen der Vorschrift, vor dem Gebrauch nicht umrührt, sondern die Bürste vor dem Öffnen leicht schüttelt und dann mit dem Pinsel nur von oben nimmt. Ein Versuch wird uns bald eine stattdie Scala von transluciden Email-Farben liefern, denn selbst das Weiß lastet, wenn man es in dieser Weise braucht.

Die nach diesen Angaben hergestellten Arbeiten sind wirklich in allen Theilen unter ureigenes Wert, besonders wenn wir das Muster selbst entworfen haben; sie machen einen gebiegegen Eindruck und können siegreich mit den kostbaren echten Emailen in die Schranken treten. Man wähle nicht zu große Gegenstände zur Decoration, wenn man den Eindruck der Kostbarkeit nicht schmälern will. Zigarren-Behälter sind besser zu vermeiden, — sie würden dem eben beschriebenen Stil der Technik auch widerprechen. Und nun Glück auf zum ersten Versuch! Ein kleiner Wink sei noch gestattet: Will man nämlich auf einen Wappenschild von Holz z. B. den deutschen Reichsadler in Email herstellen, so brenne man seine Contouren, Rippen und Andern, wie oben beschrieben, mühsere den Grund mit einer Pinze, wie sie zu Lederarbeiten verwendet wird, über und über, wie die Wappenkunst es unter „Damasiren“ versteht — die Reichhaltigkeit der Pinzen läßt ein weites Feld für die Phantasie und den Geschmack — verfilbere nun den ganzen Adler samt seinem Brustschild mit echtem Blattsilber, den gepunzten Schild vergolde man in gleicher Weise, und übermale dann den Adler in schwarzen Email-Farben, sodas die dünnen Stellen die Lichter, die dick aufgetragenen die Schatten ergeben. Nach Ausparung des Mittelschildes übergehe man den Adler derselben gleichfalls schwarz, ebenso die schwarzen Quartiere des Hohenzollern-Herzschilbes, male Reichsapfel, Scepter, Krone und die Bruststücke des Adlers im Brustschilde mit Goldbronze nach, — erleren auch mit ein wenig translucidem Blau — fülle die Bewehrung, also Klauen, Schmel und Zunge des großen Schildadlers mit pastöser, rother Email-Farbe aus, — und man hat eine Decoration für's Speise- oder Herrenzimmer geschaffen, wie sie prächtiger und gebiegender gar nicht vorfinden kann. (E. v. K.-B.)

Verlagsquellen: Trauerdruck: J. Dastemann, Berlin W, Friedrichstr. 65a. — Fächer: W. Weiss, Wien I, Körbnergasse 18. — Email-Farben: Horn & Brandt, Berlin NO, Gollnowstr. 11a; G. A. Stoll, Halle a. d. Saale; Adrian Brügger, München, Thotinerstr. 1. — Aluminium-Bronze: Haase & Brandt, Berlin W, Kurfürstendamm 109. — Blattgold: J. Wulsh, W. Charlottenstr. 65. — Holzgegenstände für Email-Malerei: Reich & Weiners Berlin W, Leipzigerstr. 10; D. Fromme, W. Leipzigerstr. 59; Die Malerei übernimmt: Fräulein Johanna Heiser, W. Potsdamerstr. 66.

# Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Ein entölttes Maismehl von ausserordentlicher Reinheit und Feinheit. Vermöge seiner Entölung hat es, mit Milch gekocht, die werthvolle Eigenschaft, die Milch leichter verdaulich und selbst für sehr schwache Magen zugänglich zu machen. Auf diese Weise zu Suppen oder Brei bereitet, leistet Mondamin bei der Ernährung von Kindern und Kranken sehr gute Dienste, da eine solche Speise nicht allein leicht verdaulich und höchst nahrhaft ist, sondern auch einen Wohlgeschmack besitzt, der sogar bei den Appetitlosen anregend zum Geniessen wirkt.

Ausserdem ist Mondamin zu Puddings, Flammrys, Sandtorten und zur Verdickung von Suppen, Saucen, Kakao etc. vorzüglich, und als Mischung mit gewöhnlichen Mehlsorten zu Speisen und feinem Gebäck ist es sehr zu empfehlen.

Näheres, resp. Gebrauchsanweisungen, Recepte etc. a. d. Packeten enthalten, welche à 60 u. 30 Pf in besseren Delicatessen-, Colonial-, Specerei- u. Drogen-Handlungen zu haben sind. Centralgeschäft, Berlin C

**Kneipp**  
der sich für den besten  
vorkommenden  
und seine an's Wunderbare grenzenden  
Heilwirkung interessiert, verlange die durch  
alle Buchh. gratis u. franco erhaltliche  
Kneipp-Broschüre (64 S., mit viel Bild.)  
Jos. Kösel'sche Buchhandlung in Kompton.

Ein in Stargard i. Pom. in bester  
Geschäftsgegenwart  
**Puggschäft**, welches  
belegenes  
25 Jahre  
im Betriebe ist, soll unter günstigen Bedin-  
gungen verkauft werden. Käufer wollen  
ihre Offerte an die Expedition der Arceis-  
Zeitung in Labes i. Pom. senden.

**Bretsch'sche Anstalt für Gardinen-Wäscherei und Appretur,**  
Dampf- und Chemische Wäsche.  
4. Rosinenstr. Charlottenburg, Rosinenstr. 4.  
Referenz Herrmann Gerson, Berlin, Werdersche Str. 9/12.

Verlange  
**Stollwerck'sche**  
**CHOCOLADE**  
Überall käuflich von M. 1.20 u. R. an aufwärts.











neuerwählte Paar nach dem Schloßgut Maxrain bei Kibling abreiße. Das kostbare Braut-Bouquet aus den seltensten Pflanzen, wie Orchideen, Gardenien, Tuba-Rosen, Nagelbäumen, Eucharis, Myrten, kleinen Begonien und Asparagus bestehend, war lose nach altrömischer Art gebunden. Eine sternförmige, weißseidene Manschette umschloß die Blumen. Aus den Sternspitzen hingen Myrten-Guirlanden, von der Vorderseite fiel eine mit Myrten umwundene Schärpe aus weißseidener Taill herab. Der prächtige Strauß wurde von dem in der Brienerstraße wohnenden Hofgärtner Herrn E. Zanke geliefert.

S. W.

**Wien.** — Ein seltenes Doppel-Jubiläum ward hier vor nicht langer Zeit gefeiert. Die Schriftstellerin Frau Rosa Parach, bekannt durch ihre Erzählungen für die Jugend, wie durch ihre Bilder aus dem Familienleben, die, von ihr selbst öffentlich vorgelesen, eine bedeutende Anziehungskraft übten, feierte ihre silberne Hochzeit, und ihr Gatte, Doctor med. Sig. Parach, der viele öffentliche Stellen bekleidet, zugleich sein 25-jähriges Doctor-Jubiläum. Die beiden Gatten erfreuen sich überall hoher Beliebtheit und Achtung; sie sind sowohl den Armen als unermüdbliche Helfer in der Noth bekannt, als auch gern gesehene Gäste in der geistigen Aristokratie der Kaiserstadt. Der Sohn, Emil, ist Geigen-Virtuose und geschätzter Lehrer am Conservatorium zu Wien.

L. S.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Seidenbänder als Garnitur, heißt die erste Lösung für die Herbst-Moden. Der schon seit geraumer Zeit beliebte glatte Bandbesatz des Rockes tritt neuerdings mit Vorliebe in abgestufter Breite auf. Daneben kommen sowohl als Rock- wie als Taillen-Garnitur lang herabhängende Bänder in Aufnahme, die das Chemisett und die Vorderbahn begleiten, oder ganz lose vom Halsanschnitt bis zum Rocksaum herabflattern. Auch die kleidsamen kleinen Schultertragen, die für die herblichste Toilette wieder eine hervor-



Herbstauszug mit Bandschmuck.

ragende Rolle spielen, zeigen sich mit langen Bändern geschmückt. Auf dem hübschen, ganz in verschiedenen Tönen Holzbraun gehaltenen Promenaden-Auzuge ist der Rock aus Wollstoff mit zwei breiten Seidenbändern, eines in etwas hellerem, das andere in etwas dunklerem Tone, umrandet. Ueber die unter einem Bandgürtel verschwindende Plissé-Bluse legt sich der kleine Schultertragen, der nichts weiter ist, als ein breites Lüten-Plissé aus Sammet mit Seidenfutter; sein besonderes Cachet erhält er durch die oben erwähnten, unter Rosetten lang herunterhängenden Bänder. C. C.

Das einfache Genre der Herbstumhänge vertritt ein im Empire-Geschmack gehaltener Mantel aus bräunlichem, bunt durchschossenem starken Wollstoff. Durch eine Peterline, über die sich geschlitzte Revers breiten, wird der Faltenanfang des Vordertheiles bedeckt; den falligen Kermel faßt eine weite Manschette zusammen. In ihrer schlichten, praktischen Form ist die Vorlage durchaus nicht an ein bestimmtes Alter gebunden, sondern erweist sich für junge Mädchen wie für etwas ältere Damen gleich vorthellhaft.

C. C.



Nähsichten zum farbigen Modenbild Nr. 1013.

— Die kleine Skizze giebt die Nähsichten der auf dem farbigen Modenbild Nr. 1013 dargestellten Toiletten. Jede der drei kleinen Gestalten



Mantel mit Bandschmuck.

so häufig eigenen, kastanienbraunen Haares nachgebildet ist. Die sehr zahlreichen blonden, rötlichen und braunen Schattierungen der neuen Diagonal-Serge, wie der über Kreuz geflochtenen Panama-Stoffe fordern fast dazu auf, jene Nuance herauszufinden, die das eigene Haar zeigt — ein Raffinement, für das übrigens schon vor einem Jahrhundert die Königin Marie Antoinette das Vorbild gegeben hat. Die prächtige Fürstin liebte es, das schöne Aschblond ihres Haares auch auf die Toilette zu übertragen, und eine Zeit lang trachtete ganz Paris danach, sich in die Farbe „cheveux de la reine“ zu kleiden. Den Pariserinnen von heute gilt dagegen ein warmes Rothbraun, eben jenes „Rouge“ als die erstrebenswerthe Farbe für Haar und Kleid. Ein besonderes Haarwasser verwandelt das Haar der eleganten Damen in ein uniformes, krauses Rothblond, das zu zartem Teint eine sehr wirkungsvolle Note bildet.

— Die distinguirt und die auch die scheinbar einfachste Toilette wirken kann, wird deutlich durch das Modell bewiesen, das wir nebensächlich in Vorder- und Rückansicht, mit und ohne Jade zur Darstellung bringen, nachdem wir es unter „Neue Moden“ des letzten Heftes bereits an hervorragender Stelle erwähnt. Zu einem ganz glatten ungarisirten Rocke aus weißem Moiré, der kaum den Boden berührt, wurde eine Hemdbluse aus weißem Batist, reich mit Säumchen und Stickerei geschmückt, gewählt, über die sich Tragbänder aus dem Stoffe des Rockes, in origineller Weise mit Schnallen und Riemen ausgestattet, legen. Vervollständigt wird das Kostüm durch ein kurzes, mit der Taille abschneidendes Jäckchen aus dunkel taubengrauem Tuch mit Goldknöpfen, die Schirmklappe aus Tuch mit Goldborte und den Spazierstock mit Metallgriff. N. Br.

— Scheinbar ein ganz ungewöhnlicher Luxus, den sich dennoch die meisten Damen gestatten können, ist der elegante Japon, der gerade unter dem einfachen Wollstoffe eines leicht gehobenen Rockes am wirkungsvollsten zur Geltung kommt. Das Geheimniß liegt dabei in der Verwendung verträglicher Gesellschafts-Toiletten. Die Seide wird dann zumeist mit schwarzen Spitzen- oder Tüll-

Bolants verschleiert, die farbige Bänderchen bedecken; so sehen wir eine der elegantesten Zusammenstellungen aus blaugrünem Schiller-Taft mit schwarzem Tüll garnirt und mit orange und moosgrünem Vöbe-Band besetzt wie zopfig-artig durchflochten. Ein praktischer und doch eleganter Rock bestand aus baltfarbenerm Alpaca, der zugleich mit dem taubelbraunem Bandanfang ganz in Jäckchen getraut war.

N. Br.

— Ein reizvoller neuer Schmuck, der ohne sehr kostbar zu sein, den Vorzug der Echtheit besitzt, besteht aus gebranntem Lutz. Den weißen Partien des Edelsteins wird durch die Brenn-Procedure eine durchgehende bunte, vornehmlich grüne Farbe mitgetheilt und der Stein sodann geschnitten und gravirt in Gold gefaßt. Ganz reizende Land-Motive sehen wir demart zu Broschen und Anhängeln verarbeitet. N. Br.

**Paris.** — Ein erstes Herbst-Promenaden-Kostüm bestand aus wassergrünem leichten Loden, am oberen und unteren Rockrande je mit vier kleinen, nur wenig eingekrausten Bolants verziert. Die Taille bedeckte ein Kragen aus zwei glatten Stoff-Bolants und einem großen gestückten Bolant. Schwarze Sammetbänder fielen von dem Sammetgürtel bis zum Rocksaum herunter, hier mit kleinen Schleifen besetzt und den Rock so tablier-artig abgrenzend. In den kurzen Ballon-Kermeln gehören lange Seiden-Bandschuhe in der Farbe des Kleides.

B. d. G.

veranschaulicht genügend die Nachart des betreffenden Kleides; besonders bemerkenswerth ist die Anordnung der leichten Mantille an der mittleren Figur. C. C.

— Reichen Bandschmuck zeigt ein Mantel in Empire-Form, das namentlich für ältere Damen und für Gelegenheiten, wo größere Eleganz geboten ist, geeignet sein dürfte. Ärmel und Paffe bestehen aus Sammet, letztere erscheint überdies mit Vert-Gulpare gestreift; vier breite Atlasbänder, mit vollen Rosetten besetzt, hängen lose über den der Paffe sich anschließenden Theil aus falligem Seidenreps. C. C.

**Wien.** — Es scheint, als habe die Mode für die Herbststoffe ein Gelübde auf eine ganz besondere Farbe „Rouge“ abgelegt, die dem Tone des den Wienerinnen so häufig eigenen, kastanienbraunen Haares nachgebildet ist. Die sehr zahlreichen blonden, rötlichen und braunen Schattierungen der neuen Diagonal-Serge, wie der über Kreuz geflochtenen Panama-Stoffe fordern fast dazu auf, jene Nuance herauszufinden, die das eigene Haar zeigt — ein Raffinement, für das übrigens schon vor einem Jahrhundert die Königin Marie Antoinette das Vorbild gegeben hat. Die prächtige Fürstin liebte es, das schöne Aschblond ihres Haares auch auf die Toilette zu übertragen, und eine Zeit lang trachtete ganz Paris danach, sich in die Farbe „cheveux de la reine“ zu kleiden. Den Pariserinnen von heute gilt dagegen ein warmes Rothbraun, eben jenes „Rouge“ als die erstrebenswerthe Farbe für Haar und Kleid. Ein besonderes Haarwasser verwandelt das Haar der eleganten Damen in ein uniformes, krauses Rothblond, das zu zartem Teint eine sehr wirkungsvolle Note bildet.

N. Br.



Auzug mit Tragbändern und kurzer Jade (siehe a, b. und c.).

— Um eine Toilette auch für sonnige Herbsttage kräftig genug zu machen, bedarf es meist nur einer geringen Vervollständigung der Taille. Kleine, vorn offene Jäckchen, die theils der Taille fest gearbeitet erscheinen, theils für sich bestehen, wie die mannigfaltigen, aus Stoff und Spitzen zusammengesetzten Kragen erfüllen aufs Beste diesen Zweck, aber auch eine



a. Vorderansicht ohne Jade.

Spitzen-Schärpe darf als ausreichend gelten. Zu der kupferfarbenen Taille des Rockes und der Taille — durch schmale dunkelblaue Sammet-Rüschen wirkungsvoll gehoben — bildet der in den beiden Farben der Toilette gemusterte Sammet der großen Kermel-Puffen einen fein



b. Rückansicht ohne Jade.



c. Rückansicht mit Jade.

ansichtigen Gegenlag. Entsprechend prächtig ist die Garnitur, die aus einem schwarzen, mit zahllosen vielfarbigen Perlen durchwebten Spitzen-Schawl gewonnen, im Rücken, wie auf den Vordertheilen der Taille eine Art Boléro-Jäckchen bildet und vorn in zwei, bis zum Rocksaum reichenden Enden herabfällt. B. d. G.

**London.** — Unsere Reiterinnen gelangen immer mehr zu der Ueberzeugung, daß für die Reitübungen auf dem Lande die bisher allein gültige, enganliegende Form des Reitkleides, wie der vorchristlichmäßige schwere dunkle Stoff, allzu streng und unbequem seien. So bevorzugt man neuerdings leichte einfarbige Cheviots in hellen Tönen, für sehr warme Herbsttage auch wohl das feste russische Leinen in Naturfarbe. Die knappe Taille wird durch eine halbanschießende Jade mit doppeltem Anopfschluß und ziemlich langem, vorn und hinten getheiltem Schoß ersetzt. Breite Revers öffnen sich über dem leinenen Chemisett mit hochstehendem Kragen, Herren-Schlips und schmalen Wespenvorstöß. Der weiche Filzhut kann beiseite ungarirt oder mit Schleierschmuck getragen werden. — Halbwüchsige Mädchen bedürfen kaum eines eigentlichen Reit-Kostümes. Die lose Bluse, durch den Ledergürtel zusammengehalten, die halbblange offene Jade und der flache, mit Band garnirte Strohhut können ebenso gut bei ländlichen Spaziergängen getragen werden. Auch Anaben von 12—15 Jahren begnügen sich für Reitausflüge auf dem Lande mit dem üblichen Jaded-Auzug mit kurzem



Reitanzug für junge Mädchen.

Reitanzug für Knaben.

Reitanzug mit Jade.

Reitkleid, hohen Stiefeln und der Schirm-Mütze.

A. J. D.

Unter anderen Reliquien ist in Chicago eine Weste ausgestellt, die von der Königin Marie Antoinette und ihrer Kammerfrau Madame Genet de Campan gestiftet wurde. Madame Genet schenkte sie ihrem Bruder, dem republikanischen Gesandten von Frankreich bei den nordamerikanischen Staaten, der in der Geschichte des Unabhängigkeits-Krieges als Bürger Genet bekannt ist. Die Weste ist aus





Anzug mit Bändern à la tablier. Anzug mit Spitzen-Charpe.

hellgelber Seide, in der Mitte zu knöpfen, der Schlig von unten bis oben mit einer gefärbten grünen und weißgestreiften Borte bedeckt, von der nach beiden Seiten Äste und Blätter ausgehen, auf denen sich anmuthig gezeichnete, in prächtigen Farben gefärbte Raupen, Käupen, Libellen, Heuschrecken u. s. w. wiegen. Die Aufschläge der Taschen sind mit Niedgras oder Schilf ausgefüllt, auf dessen Halmen sich Hunderte von Johanniskäfern schaukeln, während die gelbe Brust mit unzähligen kleinen, bald der Natur nachgebildeten, bald der Phantasie entsprungenen Insecten bedeckt ist. Die ganze Weite stellt ein Werk von äppigster Erfindung und wunderbarer Arbeit dar.

Bei der diesjährigen englischen Segler-Regatta in Cowes, welcher der deutsche Kaiser beiwohnte, erblickte man die untadelig gefeierten Stupen, die in Pall Mall und Bond Street nie anders als in Cylinder und Gehrock gesehen werden, in der zwanglosen Cowes-Uniform, die aus blauer Seemanns-Mütze, blauem Anzug und Schuhen von natürlicher Lederfarbe besteht. Der Kaiser und der Prinz von Wales erschienen in demselben Kostüm, an Bord aber meist in der jeden Abzweigs entbehrenden, weißleinenen Sommer-Uniform der Segler. — Auch die modischen Stadt-Tolletten der Damen hatten blauen Köden, hellen Blusen und großen Strohhüten Platz gemacht.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung Nr. 61. Goldstickerei II. Stickerei mit Bonillon oder Cantille, Stechen, Indische Plätter- und leichte Metall-Stickerei.



Mappe mit gestickten Spangen.

den Umschlag einer Brief- oder Cigarren-Tasche, wie auch als Deckel-Verzierung eines zierlichen, mit dunklerem Blau bezogenen Schmuckkästchens geeignet, wie es die nebenstehende Darstellung zeigt. Besonders vornehm wirkt die beschlagartige Silberstickerei in reicher Cantille- und Stecharbeit auf manufakturtem Seidenplätsch als Ausfärbung einer eleganten Schreibmappe. Die Naturgröße der Musterung wird durch Abb. 45 vorgeschrieben; an der 42 cm hohen, 30 cm breiten Mappe beträgt der Abstand zwischen beiden Spangen 15 cm.



Decke mit Goldstickerei.

Leichte Grazie zeichnet die indische Plätter-Stickerei aus, welche sich ebenfalls zur Ausbildung einer Mappe besonders eignen dürfte. Zu empfehlen wäre folgende Anordnung: innerhalb einer zierlichen Umrahmung erscheint das abgeschlossene Musterstück (Abb. 59) als Verzierung des oberen wie unteren Randes; unten treten an Stelle der aus Plättern gebildeten Sternblume zwei zierliche Wappenschilder, deren Ausführung Abb. 33—34 des ersten Goldstickerei-Lehrbuches (vom 1. Juni 1890) naturgroß brachte. Die Mitte füllt dann ein schönes Monogramm in gleichartiger Ausführung mit Cantille, Plätter und Perldraht. Wird schon die einzelne Anwendung der abgeschlossenen Musterfigur vorteilhaft, so können durch Zusammenfügen und freie Ausgestaltung derselben noch die mannigfaltigen reizvollen Musterungen geschaffen werden. Mittels des oft empfohlenen Eschpiefels entwickelt sich fast von selbst eine schier unübersehbare Menge von neuartigen Zeichnungen und Formen, die unschwer wiederzugeben sind. Als Borte mit Gebildung umgiebt das Musterstück, Abb. 59 eine auf rothem Seidengrunde gestickte Decke, deren Fond ein aus dem dreifachen Sterne gebildetes Grundmuster schmückt. S. S. — In der Nummer vom 1. August d. J. lehrten wir an gleicher Stelle eine dem Kerbschnitt verwandte Technik — die Ausgründung; heute bieten wir unseren Leserinnen zwei Gegenstände, von denen der eine in jener Decorations-Weise ausgeführt ist, während der andere mit Kerbschnitt verziert erscheint. Der Kerbschnitt wie die Ausgründung sind seit alters her noch heute auf der skandinavischen Halbinsel heimisch, und die alten Originale aus dem 17. und 18. Jahrhundert, welche unserer Sammlung angehören, dürften für Form wie Verzierung gleich nachahmenswerth sein. Besonders interessant ist die runde Dose, die wie der übergreifende Deckel ein ringsum laufendes, sich in entgegengesetzter Richtung wiederholendes Motiv zeigt. Das flotte Muster imitiert ein durch eine



Randmuster zum schwedischen Deckelzug.

Schnalle geschlossenes, übereinander tretendes Band. Höchst eigentümlich erscheint die Deckelfläche, auf welcher die Zahl 1678 und die Conturen des Musters tiefer eingeschuldet sind, als die feinen Kerbe innerhalb der Kerbe-Figuren. Die kräftigen, wie die feinen Kerben zieht der Bierbohrer allein. Ursprünglich hell gebeizt, hat das Holz nachgebunzelt und einen warmen braunen Ton erhalten. Man kann auch die Holzfläche vorher schwarz oder dunkelbraun beizen und dann die Kerben schneiden; auf diese Weise heben sie sich im hellen Holzton von dem dunklen Grunde ab.

Unsere zweite Vorlage, der Deckelzug mit Rand- und Mittel-Verzierung, stammt ebenfalls von den Lofoten und zwar aus dem Jahre 1773, wie die in den Rand geschnittene Zahl beweist. Die kräftig aus dem Grund hervortretenden Ornamente sind, wie an allen alten Schnitzereien, ein wenig unregelmäßig und nicht so correct, als man sie heute mit besseren Instrumenten herzustellen vermag, aber es liegt ein großer Reiz in der naiven Art, die Muster ohne peinliche Berechnung des Raumes auszuführen. Von der Randborte geben wir ein Stück naturgroß und zwar gerade die Mitte, welche durch ein höher aufsteigendes Motiv markirt wird. Bemerkenswerth an den beiden Verzierungen ist der glatt belassene Grund, während dieser im Allgemeinen bei ausgegründeten Mustern



Schwedische Dose mit Kerbschnitt.



Schmuckkasten mit gesticktem Deckel.

mit der Punze gerahmt oder mit dem Messer nebförmig gefehrt erscheint. An dem sehr hoch gewölbten Deckel hat man sich darauf beschränkt, tiefe Kerben zu schneiden; ebenso sind die um den Holzkrug gelegten Holzbänder in richtiger Erkenntnis ihrer nebenstehenden Bedeutung, unverziert geblieben. Der Krug ist rothbraun gebeizt, aber nicht gewachst. Ein Anstrich mit Brunselein nach dem Wachsen, dürfte sich empfehlen, wenn der Krug nicht als Decorationsstück, sondern als Trinkgefäß benutzt werden soll.

Schon zu wiederholten Malen haben wir auf die Verwendung der gewebten Borten hingewiesen, möchten aber bei den neu auftretenden Fabrikaten auf verschiedene Zusammenstellungen derselben aufmerksam machen. Galt es bisher hauptsächlich, glatte Stoffe durch bestickte Borten zu verzieren, so werden jetzt vorwiegend zum Sticken geeignete Borten-Stoffe mit Borten vereinigt. In ziemlich großem Java- oder Aida-Gewebe in verschiedenen Breiten hergestellt, bilden die Bortenstoffe den Grund für Tischdecken, Vorhänge, Fensterdecken u. dergl. Ringsum, oder nur an beiden Seiten schließen sich andersfarbige schmale Borten an, die meist ein gemustertes, oder mit Goldfäden gewirktes Randbündchen begrenzt. Wirkungsvooll ist auch, wenn der Grund nochmals in der Länge oder der Quere von einer gleichen Borte durchschnitten wird. Auf den stärkeren Bortenstoffen führt man die Stickerei im Aufsicht-



Schwedischer Deckelzug. Ausgründung mit glattem Grunde.

oder geometrischen Flachstick aus, während die feineren Abstrich-Borten im Kreuzstick zu arbeiten sind; hier wie dort fällt die Fällung fort.

Besugsquellen: Anzug mit Traggändern: Ch. Drecol, Wien, Kohlmarkt 7. — Mäntel: Confections-Bazar Rottenhal, W. Jägerstr. 27. — Material für Cantille-Stickerei, Stechen und Plätter-Arbeit: Thiele & Steinert, Berlin O, Niederwallstr. 14.



Vina Morgenstern, Frauenarbeit in Deutschland. (Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung, N. 6.)

Das Werk zerfällt in zwei Theile, deren erster die Geschichte der deutschen Frauen-Bewegung und eine Statistik der Frauen-Arbeit auf allen ihr zugänglichen Gebieten giebt, während der zweite ein Adress-Buch und eine Statistik der Frauen-Vereine in Deutschland enthält.

Räthe Schirmacher, „Halb“. Roman. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, N. 350.)

Die Tendenz dieses Romans geht dahin, die Anschauung, daß das Weib nur eine „Mann-Ergänzung“ sei, zu bekämpfen, und das heutige Frauen-Geschlecht zu beklagen, welches noch im Conflict zwischen sinnlicher Liebe und selbstbewußtem Streben, zwischen alten Gewöhnen und neuen Anschauungen stehen bleibt. Diese ringenden Frauen, die nur „halb“ sind, werden ein Opfer ihrer Zeit. — Helbin des Buches ist eine, mit einem deutschen Officier verlobte junge Amerikanerin. Falls die Liebe des Mädchens wirklich so tief ist, wie die Verfasserin es schildert, so verzieht man nicht, warum die Braut sich eine Reihe von Jahren von dem krank gewordenen Bräutigam entfernt halten kann, um während dieser ganzen Zeit in Paris ihren Studien zu leben, für die sie zudem nicht einmal die rechte Begehung in sich fühlt. — Darüber findet man nicht hinweg, selbst wenn man zugiebt, daß die Widersprüche einer problematischen Natur psychologisch klar gelegt werden sollen.

Später entwickelt sich dann der Conflict zwischen den amerikanischen, sowie den im Pariser Studenten-Leben erworbenen Lebens-Anschauungen der Braut und den Principien des preussischen Officiers. Mit harter Voreingenommenheit werden hierbei Urtheile gefällt, deren beständige Wirkung in erprobter Weise dadurch erzielt wird, daß die sympathischen Figuren den politischen und socialen Anschauungen der Verfasserin das Wort reden und die unsympathischen sie bekämpfen. — Das Mädchen bricht thatsächlich durch heimliche Abreise das Verlobniß, erwartet aber, ihren Bräutigam im Unklaren lassend, Monate hindurch eine formelle Abfrage von ihm, während sie weiß, daß er sich noch an sein Wort gebunden hält. Das Motiv eines vorenthalten gebliebenen Briefes ändert an dieser unglaubhaften Darstellung wenig. Schließlich entgeht die Helbin knapp einer, in der gegebenen Motivirung unverständlich erscheinenden, vollständigen Versumpfung und tritt als ein bedauernswerthes, unglückliches Geschöpf vom Schauplatz zurück. — Folgende Stelle möge noch die Tendenz erläutern: „Es waren nicht die ersten Gedanken, die ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Es war aber die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit und Unabhängigkeit der modernen Frau, das Gegenheil von all' dem Faltschen, Kapuzenartigen, dem Sklavensinn, der bisher als weiblich gegolten.“ Und zum Schluß heißt es: „Sie allein war übrig geblieben,“ (im Gegensatz zu einigen den modernen Ansprüchen besser genügenden Freundinnen), „ein Uebergangs-Typus, ein Lebenskrüppel.“

Das Buch ist sonst vortreflich geschrieben. Zweifellos wird es viele Männer und Frauen auch literarisch interessieren. Schade, daß das künstlerische Schaffen so völlig in den Dienst der Tendenz gestellt wurde.

Margarethe Ludolf, Vier Blumen-Studien für Holzpaneele in Oelmaleri. (Berlin W, Verlag von W. Schütz-Engelhardt, N. 8.)

Mit den Blumen-Studien — Nelken, Chrysanthemum, Rosen und Anemonen — bietet die als Majolica-Malerin bekannte Künstlerin prächtige Vorlagen für Malereien auf Holz. In erster Reihe zur Ausführung in Del gedacht, lassen sich die naturwahren Blumen auch für Aquarell, ja selbst für Holzbrand mit leichter, laßender Malerei benutzen.

S. Gorn, Neue Holzbrand-Vorlagen. (Berlin W, Verlag von W. Schütz-Engelhardt, N. 4.—)

Ein lustiges Allerlei zur Ausschmückung von Wandfüllungen, Truhen, Kisten, Rappen u. s. w. ist auf den 12 Tafeln vereinigt. Der Mattenlänger und das Edelsträußlein mit dem Willkommen, Gnommen und Knochentypen, Typen aus der Pampa, drollige Thier-Figuren und der Hallali blasende Jägermann — alles Dies bietet sich dem Platinasicht zur Nachbildung. Jedenfalls ist viel hübsches und Verwendungbares darunter.



Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

**Seidenstoffe**  
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Grefeld.  
Braut- und Ballkleider von Mk. 0.80 bis Mk. 10.—. Direkt importierte japanische  
Foulardstoffe von Mk. 1.50 bis Mk. 5.—. Seidene schwarz und farbig von Mk. 1.—  
bis Mk. 4.—. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

**Häusliche Kunst**  
Herausgegeben von Frieda Eipperheide  
Berlin  
Verlag von Franz Eipperheide  
1892.

**Häusliche Kunst**  
Herausgegeben von Frieda Eipperheide.  
11 reich illustrierte Lieferungen zu je 16 Seiten à 50 Pf.  
Jede Lieferung ist auch einzeln zu haben.

Kunstgewerbliches Atelier Berlin W., Pots-  
damerstr. 66.  
Untericht, Vorzeichnung, Einrichtung, Aus-  
führung aller Techniken, wie Lederchnitt,  
Metallarbeiten etc. etc. und aller Phantasie-  
Arbeiten, auch Gobelins u. vernis-martin.

**Alle Damen**  
sowohl zu feiner, wie zu starker, erhalten  
geg. 10 Pf. Porto, auch postl. m. Prospekt.  
O. Mühlrath, Segeberg Goltz. 4.

**Im Stande**  
altdeutsche  
gepunzte Le-  
derarbeiten als  
schöne Geburts-  
tags- u. Gelegenheits-  
geschenke herzustellen.  
Werkzeugkasten mit An-  
leitung und Vorlagen hierzu.  
Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.  
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-  
Platinbrennapparate für Industrielle  
u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 31.—

**Mandelkleie**  
mit  
**Veilchengesuch**  
macht die Haut geschmeidig und  
erhält den Teint jugendfrisch  
Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.  
Alleinige Erzeuger:  
**A. Mutsch & Co**  
WIEN, LUGECK N<sup>o</sup> 3

**PATENT BRENNAPPARAT Mk. 6, 50.**  
Gustav Fritzsche, Leipzig,  
Königl. Hoflieferant.  
Illustr. Prospekt u. Preisverz. franco u. grat.

**Hollins Merino Strickgarn**  
  
ist das Beste für Sommer- wie  
Winterstrümpfe.

Generaldepôt bei **J. Prochownik**,  
Berlin S.W., Ritterstr. 48.

**Cäsar und Minca**  
(notor. bekannt grösste Ear, Hunde-Züchterien).  
Prämiiert mit gold. u. silbernen Staats- u.  
Vereinsmedaillen.  
**Zahna** (Königreich Preussen)  
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers,  
Sr. Maj. d. Kaisers sowie Sr. Kaiserl. Hoh.  
d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj.  
Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Königs  
der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Gross-  
herzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig  
v. Bayern, Ihr. K. Hoh. Prinzess. Friedr.  
Carl v. Preussen, Ihr. K. Hoh. Prinzess.  
Albrecht v. Preussen, desgl. viel Kaiserl.  
u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

**Proben**  
aparter  
**Damenkleiderstoffe**  
Neuheiten gratis, franco.  
**J. Bacharach, Wiesbaden.**

  
offizieren ihre Specialität in Luxus- u. Wach-  
hunden v. grössten Ulmer Dogg- u. Berg-  
hund bis zum kl. Salonhündchen, desgl.  
zur bevorstehenden Jagdsaison  
Vorsteh., Jagd-, Buchs-, Brackler u. Windhunde,  
ferm dressierte, als auch rohe und Junge  
Thiere unter weittragender Garantie.  
Preisverzeichnisse mit Illustrationen in  
Deutsch. u. Französisch. Sprache fco. gratis.  
Eigene Permanente Hunde-Verkaufs-  
Anstalt von mehreren hundert Hunden.  
(Bahnhof Wittenberg.)

franco jeder Poststation wird hoch-  
prima frisch **Butter**  
gegen Nachnahme von fl. 4.— pr. 5 Kilo-  
Fassell prompt geliefert von der Firma  
**Katz & Tyger, Sanok** (Galizien).

**A. A. Reimann Nachf. W.,** Friedrich-  
str. 198.  
Engl. Kronen-Hilfseide ) d. Strähne  
Engl. Kronen-Hilfseide ) 15 Pf.  
Aufzeichnungen jeder Art. Lager von  
Tapferie- u. vorgeschrieben Weißwaren.

**Glasfen-Nachtlichte**  
schon seit 1808, 6 mal prä-  
miert, silberne Medaille Amster-  
dam 1893 und Nürnberg 1894  
für vollkommenste Ausführung der  
Fabrikate in jeder Beziehung.  
Überall vorrätig.

**Gefichtshaar** u. Frauenbart u. ihre Feil.  
(Groschüre v. Dr. Glan) verl. geg. Einsend.  
u. 130 Pf. Apotheker Wegener, Reinhold 10.

**Remontoir-Anker-  
Herrenuhr mit Doppeldeckel.**

**Garantie** Nr. 1708. Nur  
für das Werk 23.  
f. d. Gehäuse 10 J.  
**60 Mark.**  
Der Deckel  
d. Gehäuses  
besteht aus  
2 Platten  
**14 kar. Gold**  
innen mit  
Metall-  
comp. ver-  
stärkt.  
15 Steine,  
Anker-  
gang, ab-  
gezogen,  
fl. präz.,  
amerik.  
Werk,  
regulirt  
brillant.

Katalog über Uhren und Schmucksachen  
(1200 Abbildungen) gratis und franco.  
Versand gegen Nachn., baar od. Marken.  
Umtausch gestattet. Bei 20 Mark franco.

**Carl Holl in Cannstatt,**  
Goldwaarenfabrik.

**Kunststickereien** jeder Art werden auf  
Vertrag ausgeführt, an-  
gefangen und aufgegeben. — Ebenso wird  
jungen Damen in allen Techniken der Kunst-  
stickerei **Unterricht** erteilt bei Fräulein  
G. v. Rüdiger, Bismarckstr. 5 III L.

● **Wachmittel für zartesten Teint.** ●  
Gurken-Emulsion à fl. 4 Mt.  
Rosen-Emulsion " " 6 "  
Veilchen-Emulsion " " 6.50 "  
Par-  
fümerie **Hort. de Goupy**, Zopfenstr. 25

En gros, en détail. **Fabrik u. Versand**  
**Filigran** aller Drähte, Anker, Öfen-  
bestandth. Herstellen fert. Maier  
Dresden, Zerrstr. Wiederverkauf. hoh. Rabatt!

Die berühmten heizbaren Badestühle  
von **L. Weyl**, Berlin 14 sind jetzt  
sehr billig. Illustrierte Preislisten gratis.

Unterricht in Oel- u. Aquarell-Malerei  
erteilt **Luina D'Heureuse**, Stelmenstr. 8.

**Helikon**  
Das Atelier der Kunststicker-  
schule des  
**Frauenwerbsvereins zu Dresden,**  
Ferdinandstr. 13, II,  
empfiehlt eigene Mustervorwürfe zu  
Stickereien und kunstgewerblichen Ar-  
beiten, Vorzeichnungen auf Stoff und  
Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

ist das beste, billigste und leistungs-  
fähigste mechanische Musikwert. Auf  
demselben können Tausende von ver-  
schiedenen Musikstücken gespielt werden. **Preis M. 10.—**  
Jedes Notenblatt außerdem 35 Pf.  
gegen Nachnahme. Rühr- und Verpackung frei. Außerdem  
empfiehlt von anderen Musikwerten **Arionette** zu 20 Pf.,  
Notenblatt 60 Pf., **Arlon** zu 20 Pf., Notenblatt 90 Pf.,  
**Geschw. Beyschlag, Pforzheim** in Baden.

Sämtliches Material zu  
**Filigran-Arbeiten, künst-  
lichen Blumen etc.**  
empfiehlt die Fabrik von  
**Joseph Eben, Heidelberg.**  
Handarbeitslehrerinnen und Wieder-  
verkäufern Vorzugspreise. Preisliste  
gratis.

**Lehrbücher**  
der  
**Modenwelt.**  
Zweite Auflage.

- I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
- II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
- III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die An-  
fertigung, sowie die Veränderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen  
selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiß und durch eigene  
Geschicklichkeit im Hauswesen eine wesentliche Ersparnis zu erzielen. Dieses  
Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolg  
gekront worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Stätte ihrer Ver-  
stimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortdauernden Nachfrage zu  
genügen, gelangte die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem dermaligen  
Stande der Mode entspricht.

In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrierten Seiten in klein Quart-  
format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Die-  
selben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.  
Band I umfasst 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen  
abgeschlossen.

Lieferung 1, ebenso Lieferung 13 und 21, deren jede einen ausführlichen Prospect  
des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig  
frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten An-  
zahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.  
Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

**Verlange**  
**Stollwerck'sche**  
**CHOCOLADE**  
Überall käuflich von 1/2 L. 20 % K<sup>o</sup> an aufwärts.

**Griechische Rothweine:**  
**Camarite, Morea, Kalavryta, Aerocorinth,  
Mavrodaphne etc.**  
Die tanninhaltigsten und edelsten aller Südweine, unübertroffen gegen  
alle Störungen des Magens, des Darmsystems und gegen Diarrhöen.  
Preise von M. 1.— an die grosse Flasche oder das Liter bei Bezug von  
mindestens 12 Flaschen oder 20 Liter in Gebinden.  
Preisbuch frei per Post.  
**Friedr. Carl Ott in Würzburg.**

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

**Musterbücher für weibliche Handarbeit.**  
Großes Quart-format.

**Muster altdeutscher Leinenstickerei.**  
Herausgegeben von der Redaktion der Modenwelt.

**Erste Sammlung. 9. Auflage.**  
Gesammelt von Julius Essling.  
25 Tafeln mit 259 Mustern und 16 Seiten Text.

**Zweite Sammlung. 7. Auflage.**  
Gesammelt von Julius Essling.  
26 Tafeln mit 208 Mustern, 7 Anwendungen derselben, sowie  
Seiten Text.

**Dritte Sammlung. 4. Auflage.**  
Alphabete etc. und Anleitung zur Herstellung doppelseitiger  
Stüchle.  
Gesammelt von der Redaktion der Modenwelt.  
27 Tafeln mit 27 Alphabeten etc. (145 Mustern,  
26 Anwendungen der Muster), sowie 32 Seiten Text mit 74  
erläuternden Abbildungen.

**Vierte Sammlung.**  
Gesammelt von der Redaktion der Modenwelt.  
30 Tafeln mit 195 Mustern, sowie 20 Seiten Text mit 109  
Abbildungen.  
Preis in Mappe je 3 Mark.  
Prachttausgabe auf starkem Kupferdruck-Papier in Mappe je  
6 Mark.

**Muster altitalienischer Leinenstickerei.**  
Gesammelt und herausgegeben von Frieda Eipperheide.

**Erste Sammlung. 2. Auflage.**  
30 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 er-  
läuternden Abbildungen.

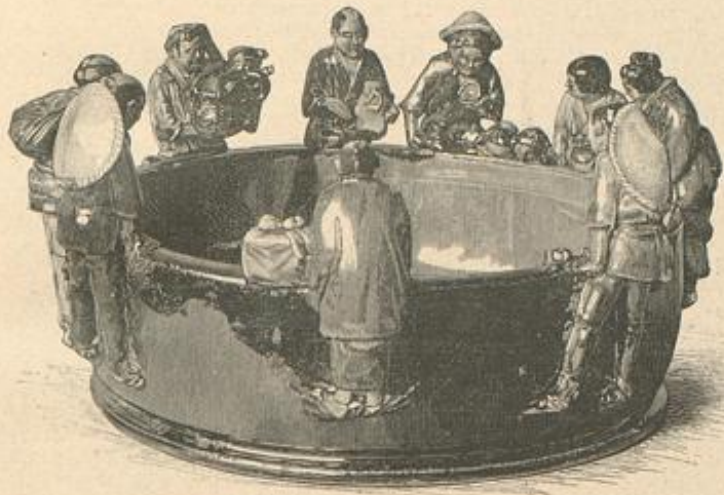
**Zweite Sammlung. 2. Auflage.**  
30 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 er-  
läuternden Abbildungen.  
Preis in Mappe je 6 Mark.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin W., Potsdamerstr. 38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Trud von Hesse & Weller in Leipzig.





Goldfisch-Behälter aus japanischer Majolica.

Mit der zur Aufnahme von Goldfischen, den Lieblingen der Japaner, bestimmten Schale bietet sich uns in zierlicher Plastik ein Stückchen Straßenleben des interessanten Volkes. Der vorwiegend in dunkeln Grün gehaltene und in verschiedenen Größen vorrätige Majolica-Behälter stellt ein Beden dar, auf dessen Rand die vorübergehenden Arbeiter ausruhen; andere schäben von dem Inhalt oder schauen dem Spiel des Wassers zu. Sämtliche Figuren, Männer, Frauen und Kinder, sind an den verschiedenen Schalen je in anderer Weise gruppiert und zeigen die Typen der Bevölkerung bis in alle Einzelheiten der Tracht und der Physiognomie in größter Naturtreue.

## Leben der Frauenwelt

**Berlin.** — Auf dem Gebiete der Frauen-Handarbeit wurde neuerdings in Amerika eine Erfindung gemacht, die von großer Bedeutung zu werden verspricht. Es handelt sich um den Ertrag der mühsamen Kunst-Handstickerie durch Nähmaschinen-Stickerie, die auf jeder besseren Nähmaschine auszuführen ist. Die auf solche einfache, Zeit ersparende Weise hergestellten Arbeiten sind von denen der Handstickerie nicht zu unterscheiden. Veranlaßt durch die Tragweite dieses neuen Verfahrens hat der thätigste Berliner Letze-Berein eine Lehrerin, Fräulein Mathilde Wegger aus Amerika, zur Leitung eines bereits eröffneten Cursum im Maschinen-Sticken engagiert.

**Coburg.** — Die Gothaer Festspiele dieses Sommers haben dem Herzog Ernst II. kurz vor seinem Hinscheiden noch Gelegenheit gegeben, hervorragende Künstlerinnen auf ehrenvolle Weise auszuzeichnen. In herzoglichen Kammerlänglerinnen wurden ernannt: die Opernsängerin Fräulein Ida Doriat in Leipzig, die Hof-Opernsängerin Fräulein Johanna Borchers in München und die Hof-Opernsängerin Frau Henriette Nottl-Standbairner in Karlsruhe. Die Hof-Opernsängerin Fräulein Marie Renard aus Wien erhielt das am grün-silbernen Bande an der linken Schulter zu tragende Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft, desgleichen die Hof-Opernsängerin Frau Emilie Herzog in Berlin.

**Reuwid.** — Wie aus Schloß Segenberg verlautet, hat sich das Befinden der kranken Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Silvia) nicht verschlimmert, es ist aber auch keine Wendung zum Besseren eingetreten; die Krankheit scheint leider einen dauernden Charakter anzunehmen.

— Als die Fürstin zu Wied unlängst in Begleitung der Königin von Rumänien die Kirche besuchte, stolperte sie über einen Teppich, fiel und brach den Arm.

**München.** — Die Trauung Sr. I. und I. Hoheit des Erzherzogs Josef August mit der Prinzessin Auguste von Bayern findet am 15. November in der königlichen Residenz zu München statt.

**Nürnberg.** — Von hier ist eine Eingabe an die bayerische Regierung abgegangen, worin die Erlaubnis zur Errichtung einer Mädchen-Lehranstalt für Gymnasial-Fächer in Nürnberg nachgesucht wird.

**Wien.** — Der Bezirks-Schulrath hat gegen eine Reihe von Lehrerinnen eine Disciplinar-Untersuchung eingeleitet, weil sie eine Agitation gegen einen Erlaß in der Schulgebets-Frage angeregt haben. Die Untersuchung richtet sich vornehmlich gegen die Obmannin des Vereins für Lehrerinnen und Erzieherinnen in Oesterreich, Fräulein Marie Schwarz, und gegen die Lehrerinnen Fräulein Fickert und Fräulein Borschiktz.

Bei der Enthüllung des Hamering-Denkmal in Waidhofen an der Thaya war auch eine Frau zugegen, die von den vielen weiblichen Gestalten, die uns auf dem Lebenswege des Dichters begegnen, vor allen, ihrer edlen Selbstlosigkeit halber, Achtung und Verehrung verdient — Clothilde Gfirner. Laute Bravo-Rufe unterbrachen den sie feiernden Festredner Dr. v. Holland. Frau Gfirner, tief ergriffen, schluchzte heftig, und nachdem ihr die Festversammlung „den Weibegruß herzlichster Verehrung“ durch eine spontane, begeisterte Ovation dargebracht hatte, stammelte die alte Dame mit Thränen in den Augen einige Worte tiefgefühlten Dankes.

— Wie aus Amerika gemeldet wurde, hat sich der österreichische Baron Sohlberg, ein Millionär, mit Anna Wittkaner, einem Kammermädchen im Palmer House in Chicago, verheiratet.

— Die jetzt im 27. Lebensjahre stehende Prinzessin Marie Aloisia Schwarzenberg, Tochter des Fürsten Adolf Josef Schwarzenberg, legte im Benedictinerinnen-Kloster Smichow Profess ab; desgleichen die Comtesse Bianca Thun und Leopoldine Salm-Reifferscheidt. — Seit dem Bestande der Congregation der „Töchter der göttlichen Liebe“ in Wien sind so zahlreiche Einleidungen und Profess-Ablegungen wie in letzter Zeit noch nicht vorgekommen. Es legten nämlich dreizehn Schwestern das ewige Gelübde ab, acht- unddreißig Novizinnen werden die Profess ablegen und einunddreißig Candidatinnen eingeleitet werden.

— Hier hat unlängst eine Enkelin des Componisten Suppé, Adele von Suppé, im dreizehnten Lebensjahre. Das Mädchen ist

durch ein merkwürdiges Zusammentreffen an derselben Krankheit und an demselben Datum hingerichtet, wie eine vor ihrer Geburt gestorbene Schwester. Auch diese hatte Adele geheißt.

**Triest.** — Unter den Fenstern des Schlosses Miramare befindet sich 20 Meter unter der Wasser-Oberfläche des Adriatischen Meeres eine Art Käfig, der im Gestein von Landern ausgehöhlt worden ist. In dem Käfig aber liegen zur Zeit die kostbarsten Perlen, die es vielleicht giebt; sie gehören der Erzherzogin Rainer von Oesterreich. Diese Kleinode hatten, nachdem sie lange Zeit nicht getragen waren, ihren Schimmer verloren, sie waren „trant“ geworden. Das einzige Mittel, den Perlen ihren früheren Glanz wiederzugeben, sollte das sein, sie für längere Zeit in die Tiefe des Meeres zu versenken. So liegen sie an genannter Stelle nun schon eine Reihe von Jahren und gewinnen dabei, wie man bereits wahrgenommen haben will, allmählig, wenn auch langsam, den alten Schimmer zurück.

**Vern.** — Wieder ist eine große Bergbesteigung von einer jungen Dame ausgeführt worden. Fräulein Jenny Kunzinger von Olten hat in Begleitung zweier Führer die Jungfrau ohne jeglichen Unfall bestiegen.

**Basel.** — Durch Regierungsraths-Beschluß vom März 1890 wurden schweizerische weibliche Studierende, die das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt, sowie solche Ausländerinnen von gleichem Alter, die ihre Vorbildung im hiesigen Canton erhalten haben, zur Immatriculation an der Universität Basel verfahrensweise zugelassen. Von diesem Rechte des Frauen-Studiums machte auffälliger Weise seit dem Zeitraum von sechs Semestern erst eine einzige Dame aus Basel Gebrauch, und zwar nur während eines Semesters. Auch hat hier erst eine Dame als weiblicher Arzt eine Praxis zu erwerben versucht, ist dabei aber auf so viele Vorurtheile, sogar auf weiblicher Seite, gestoßen, daß sie genöthigt wurde, ihr Wirkungsfeld zu verlegen.

**London.** — Ein großes Vogen-Schießen-Meeting für Damen (ein Sport, der in der Illustrierten Frauen-Zeitung vom 13. October 1889 bereits eingehend beschrieben wurde) fand im Crystal Palace statt. Am besten schoß Miss Bowly, die es mit ihren Pfeilen auf 822 Scheiberringe brachte. Ein Gala-Schießtag wurde dann im Regent-Park abgehalten. Herren und Damen, zwölf auf jeder Seite theilnahmen; erstere siegten mit geringer Ueberzahl der Ringe. Von den Damen schoß Miss Vagh am besten, Miss Bowly folgte ihr. In einem der Schießtage sah man 3 Damen im Thätigkeit. Wunderhübsche Preise wurden vertheilt.

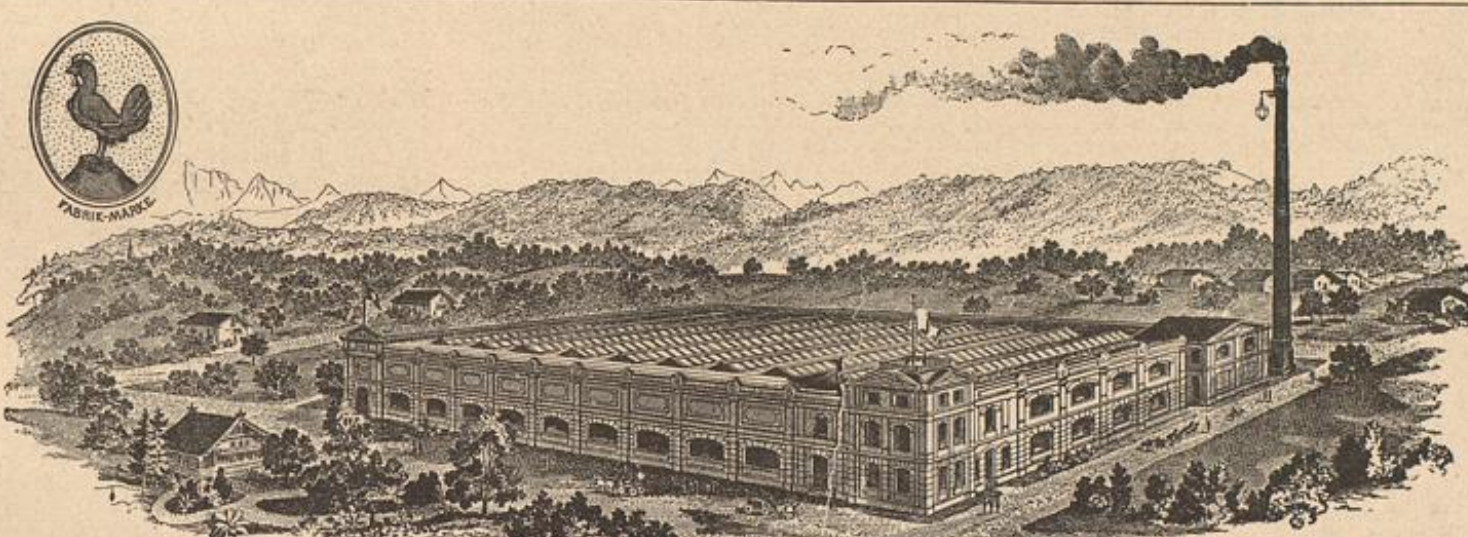
— Auf St. Michaels Mount, dem reizenden Besitzthum des Earl von St. Levan, wurde kürzlich von einer geschulten Damen-Feuerwehr eine interessante Uebung abgehalten, bei der an einem eigens für diesen Zweck errichteten Holzthurm genau dieselben Manöver ausgeführt wurden, und zwar sehr schnell, wie sie bei den männlichen Feuerwehren üblich sind. Die Damen trugen eine geschmackvolle Uniform, aus Seemanns-Hüten, weißen Hosen, dunkeln Röcken und rothen Leibgürteln bestehend.

**Rom.** — Kürzlich wurde die von dem italienischen Alpen-Club neuerbaute höchste Schutzhütte Europas, auf der 4550 Meter hohen Spitze des Monte Rosa, zu Ehren der Königin als Königin Margherita-Hütte eingeweiht.

**Konstantinopel.** — „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen!“ Wie hier verlautet, beabsichtigt die Regierung Sr. Majestät des Sultans, nachdem viele türkische Damen als Lehrerinnen in Mädchenschulen mit gutem Erfolge Anstellungen gefunden haben, ein Lehrerinnen-Seminar in Konstantinopel zu errichten.

**Neapel.** — Fräulein Sofie Balunin, Tochter des bekannten russischen Emigranten, die erst zweiundzwanzig Jahre zählt, wurde von der Universität Neapel zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt.

**Kairo.** Für Errichtung einer Entbindungs-Anstalt ist hier besonders die Herzogin Fräulein Doctor Felicitas Mendelssohn thätig. Lady Croner und Frau von Krojandor stehen ihr voll Eifer zur Seite. Fräulein Mendelssohn practicirt in europäischen



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

# Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Küstchen schwarzen Seidenstoff, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: echte, rein gefärbte Seide kränzelt sofort zusammen, verflücht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Harzstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kränzelt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik von G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), Zürich versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Rollen und ganze Stücke porto- und zollfrei in's Haus.



und mohammedanischen Kreisen Kairo's mit Glük und Geschick bald zwei Jahre, nachdem sie in Paris das Doctor-Diplom erreicht und sich unter Professor Schanta's und Professor Frh. von Widerhofer's Leitung zuerst in Prag und dann auch in Wien in ihrer Wissenschaft vervollkommen hatte. Damals wurde sie anlässlich eines Krankheitsfalles zur Vice-Königin Eminah, der Mutter des Vice-Königs Abbas Pascha, berufen und behandelt seitdem auch die übrigen Damen der königlichen Familie.

**Chicago.** — Im August hatten sich hier die Damen, die in der juristischen Facultät einer Universität den Doctor-Grad erlangt haben, unter dem Vorsitze von Miss Elena A. Martini zum ersten Congresse der weiblichen Juristen versammelt. Augenblicklich befinden sich in den Vereinigten Staaten 110 Damen, die als Rechtsbeschände wirken. Acht von diesen sind auch als Vertreter beim „Obersten Gerichtshofe“ der Vereinigten Staaten zugelassen.

— In Michigan ist den Frauen unbeschränktes Gemeinde-Wahlrecht verliehen worden.



Bluse mit Revers-Revers.

breite, oder doch am Schulteranschnitt verbreiterte Lederriemen angebracht sein müssen. Eine weich und dicht wollig gestrickte Ueberjacke hat gleichfalls den Vorzug, wenig Raum und Gewicht einzunehmen; ist dann noch ein Fläschchen Cognac und etwas Brod und Fleisch untergebracht, so darf die Touristin schon lähne der eigenen Kraft vertrauen, ohne Zwischenfälle allzusehr fürchten zu müssen. Kleine Nägel, sogenannte Knausköpfe an den Sohlen der ledernen Schnürstiefel mit ganz niedrigen Absätzen ermöglichen die Festigkeit des Schrittes auf Steinplatten, glitschigen Tannennadeln oder Geröll, und wenn die Wanderin den bequemen Vergleichen mit eiserner Spitze besitzen will, so muß sie einen leichten Schirm, an einem Lederriemen befestigt, wie einen Officiers-Degen an der Seite tragen; sonst sind die leinernen Touristen-Schirme mit eiserner Spitze und harter Kräfte sehr praktisch.

— Der grüne Wildschäpshut aus Loden

mit Schmirgel oder Lederriemen und der langen Schilddahnhäufel nach feinsten Art sehr garnirt, die weite, futterlose Faltenbluse aus jägergrünem Flanell und der süßweine Lodenrock geben einer jugendlichen Erscheinung unendlich viel flotte Grazie. — Das Kostüm unseres zweiten Hjägerschens ist daran berechnet, mit Beigabe einer wärmeren Bluse aus Wollstoff für die Bedürfnisse einer ganzen Gebirgsreise völlig auszureichen, wenn man außerdem einen guten Wäterproof wärmerer Gattung mit sich führt. Der Anzug aus braun und grau melirtem Loden ist mit grünem Tuch an den Rändern und längs der Rocknähte passpollirt, wofelbst die Schmir Schlingen zum Aufknäpfen an den Rockbund bildet, um das Kleid beim Bergsteigen zu verbergen. Hirschhornknöpfe ermöglichen den Schluß des Fläschchens, das tierliche, passpollirte Seitenfläschchen und rückwärts einen kurzen Schlip zeigt. Besonderen Reiz gewinnt der Anzug durch ein Hemden-Chemiset aus kräftiger chinesischer Rohseide, dessen gesteuften Stehragen mit umgelegten Ecken eine kleine Herren-Gravate aus weinrother Seide tierlich abzieht. Bei kühlerem Wetter tritt eine leberfarbige Kasan-Bluse an Stelle des Seidenhemdes.

— Noch bleibt zu bemerken, daß es überaus zweckmäßig ist, die Röcke der Touristen-Kleider einem halbhothen Niederchen vom Stoff des Kleides anzufügen, welches, um reichlich 4 cm bequemer als andere Taillen und mit Fläschchen gesteuft, das beim Bergsteigen ganz unmögliche Corset ersetzt und der Gehalt Weigsamkeit und Tierlichkeit verleiht. Der Hut aus lederfarbigem oder grünem halbhohem Loden ist mit Streifen und Doppel-Kolettchen aus Fries garnirt, zwischen denen sich ein Schilddahnhäufel erhebt.

— Die Bluse, die in Batist, Gaze und leichter Seide die sommerliche Mode so außerordentlich beherrschte, tritt in Flanell, Kasan und den neuen Wolltrepp- und Panama-Stoffen für den Frühherbst eine neue Glanz-Periode an, da sich ganz besonders für Strand-Kostime wohl kaum Passenderes finden läßt. Für letzteren Zweck ist auch das sehr tierliche Modell aus weichem Polivar-Flanell oder Wolltrepp dichter Art gedacht, dem schmale Entreeur mit Durchzug von schwarzen Sammetbändchen als Garnitur aufgesetzt sind. Die Bluse ist im Rücken unsichtbar getüpfelt, der Gürtel schließt unter einer Schlupfen-Kolette schmaler Bändchen. — Der fleidame große Hut aus Seiden-Russeln mit Spitzen-Einsätzen zeigt einen in Fältchen gebrannten Rand-Volant und eine absteigende, flügelartige Garnitur aus gleichem Material.

**Paris.** — Wenn die französischen Eheherrn und Väter nicht die glücklichsten auf dieser Welt sind, so ist es wahrlich nicht die Schuld ihrer Gemahlinnen und Töchter! Man glaubt gar nicht, wie beflissen diese sind, dem theuern Gatten oder dem „cher petit pere“ überallhin zu folgen, sei es auf das schwante Ruder- oder Segelboot, wenn er dem Wasser-

Sport huldigt, auf gefahrvolle Felsenpfade oder gar über Gletschereis, wenn er den Berg-Sport bevorzugt, oder endlich zu Fuß durch Dickicht und Gestrüpp oder auf schäumendem Renner über Feden und Gräben, mit dem Stutzen über der Schulter, wenn „monsieur“ das edle Waldwerk pflügt. Und wo die Damen es ernst meinen mit dieser kameradschaftlichen Gefolgschaft, da muß auch ihre Anstrüfung sich der männlichen möglichst anpassen, muß praktisch und zweckentsprechend auf Ueberflüssiges verzichten, dagegen zu manch Ungewohntem sich bequemen. Trophden, oder vielleicht gerade deshalb, fehlt es auch hier nicht an Gelegenheit zur Entfaltung von pikanter Kofetterie, die ganz besonders bei dem Reitt-Kostüm für die Parforce-Jagd ihre Rechnung findet. Der bekannte rote Rad zu grauem Rock erlaubt allerlei keine Variationen, so einen schmalen schwarzen Sammetbesatz auf dem rothen Stehragen, dem wieder der weiße Leinenstreifen vorseht. Für große feierliche Jagdtage ist der Dreimaster mit Silberborten die von der Tradition vorgeschriebene Kopfbedeckung. Bei minder feierlichen Gelegenheiten trägt man das gewöhnliche Reittkleid aus kräftigem Impermeable-Tuch mit dem feinen weißen Chemiset und einer beliebigen Gravate. Der weiche, leichte Filzhut ist für Herren wie Damen der Jagdhat par excellence. Fest und ohne Druck dem Kopf anliegend, bedarf er als Halt weder eines Gummibandes noch einer Nadel; Sonne und Regen können ihm nichts anhaben, und wunderbarer Weise verträgt er sich prächtig mit jedem Gesicht. Wichtig ist die sichere Befestigung der Haare, die am besten im Nacken schlicht gedreht und zu einem Knoten aufgesteckt werden; nur dann kann sich der Hut fest dem Kopfe anschließen.

Der geübte Blick erkennt sofort, ob die lähne mit der Wäsche bewaffnete Dame eine echte Hubertas-Jägerin ist, oder ob Laune oder Zufall sie nur zu einer flüchtigen Gastrolle auf diesem Gebiet gedrängt. Dies letztere verrät sich in dem Kostüm der stehenden Gestalt auf unserm kleinen Bildchen, das in seiner Zusammenstellung — sandfarbener Beize mit einem Batist-Chemiset — viel zu leicht ist, um einen Jagd-Strapazen zu widerstehen. Auch das tierliche Hüthen dürfte bei lebhaften Bewegungen seinen correcten Sitz und damit allen Reiz sofort einbüßen. Zweckentsprechender ist schon der Anzug aus holzbraunem Tuch mit knapper Jagd-Taille und Jocke-Nähe aus Sammet. Nicht sehr schlanke, sehr junge und sehr eitle Jägerinnen ziehen freilich die vorn ganz lose oder nur leicht anschließende Jacke der Taille vor und thun daran sehr wohl. Allen, die vornehmlich von eigener, praktischer Erfahrung sich leiten lassen, ist in Bezug auf ihre Equipierung ein Rath weniger von Nöthen, als jenen oben erwähnten zufälligen Dilettantinnen, die einen Jagd-ausflug als eine amüsante Form von Land-Partie betrachten, bei der man sich statt des Jähers eine tierliche Plünte anhängt, — selbstverständlich ungeladen — und denen als Hauptzweck des Unternehmens das Schluß-Bildnis gilt. Ihnen kann das „Jagd-Kostüm“ nicht phantastisch und kokett genug sein. Zu grün und ziegelroth gestricheltem Sammet erscheinen Besagstreifen, Schoß und Revers aus rothem Tuch, dazu ein blendend weißes Hemden-Chemiset mit schwarzer Gravate, Lackstühe unter weißen Sammeten und heller Lederbügel. Diesem Farben-Concert hat sich noch das leichte Grau des feinen Filzhutes einzufügen.

Eines schließt sich nicht für alle! Kindern und jungen Mädchen steht der kurze Banernrock mit dem ausgehnutten Niederleibchen, den weißen Leinwandärmeln und dem bunten Seidentusch, nebst dem Gamsbart-Hüttlein, ganz trefflich zu Gesicht — behäbige Mütter aber sollten es sich überlegen, sich als Kimerin en plein air zu zeigen. Man kann in dieser Beziehung heuer im Gebirge die absehredendsten Studien machen.



Eleganter Jagdanzug.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Bunt mit Palmen gemusterte, sogenannte türkische Stoffe, in Wolle gewebt oder auf leichte Seide gedruckt, sind für Köstliche-Anzüge hervorragend von der Mode begünstigt. Unser reizvolles Modell erscheint auf dem colorirten Modenbild Nr. 1017 von vorn in den zarten bunten Farben des Originals; sehr schön wirken dazu die feinen, leicht gedönten Valenciennes-Einsätze, aus denen im Verein mit gleich breiten Stoffstreifen die originale Rücken-falte gebildet ist. Auch die beiden eingereichten Kragen durchbrechen Einsätze, ebenso zieren sie den aus einfarbiger Seide hergestellten Busfärmel.



Morgensrod. Rückansicht zum farbigen Modenbild Nr. 1017.

— Lange schon geht das Gerücht von der Reifen-Einlage in den Röden, immer wieder erwies es sich als ein Märchen, — nun müssen wir jedoch der Wahrheit gemäß von einem Unterrode berichten, dessen Saum ein federleichter Aluminium-Reifen trägt. Das nur 2 m weite, elegante Modell aus rosa Armure-Seide mit breitem, aus Spitze und Säumschneidstreifen zusammengefügtem Volant wirkt aber deshalb durchaus nicht wie eine Crinoline; der weiche Reifen folgt sogar der Faltengebung, giebt aber doch dem Saum des Kleiderrodes die moderedichte absteigende Form. Wer erprobt hat, wie schwer sich die Falten der weiten Glode um die Hüfte legen, wird die kleine Stütze vielleicht willkommen heißen.

**Wien.** — Der September ist jene Zeit, wo anhaltend ruhiges Wetter und klare Lust Alpen-Wanderungen und Hoch-Touren besonders begünstigen; und wenn unsere geübten Bergsteigerinnen um diese Zeit ihre Anstrüfung auch bereits vollendet haben werden, so dürften doch einzelne Winte besonders jenen noch willkommen sein, die sich ohne lange Vorbereitungen zu einer Hochgebirgs-Tour entschließen. Genügt bei sommerlichen Bergbesteigungen in den weichen Fellen ein leichtes Wäschkleid mit warmer Hülle oder die länerliche Landestracht, so ist für den Frühherbst das Lodenkleid das unumgängliche Erforderniß. Allerdings hat auch in diesen Tagen die Sonne noch genügende Kraft, um während des Aufstieges über baumlose Halben lustige Bekleidung wünschenswerth zu machen; deshalb ist eine leichte Bluse die notwendige Beigabe, das Tragen lodener Pluderhosen dagegen, wie dies manchmal empfohlen wird, eine sehr lästige Sache. Man thut besser, die gewohnte Leinen- oder Schirting-Unterkleidung beizubehalten, dagegen unbedingt warme Wollwäsche mitzunehmen; insbesondere lange, dicht gewebte Tricot-Beinkleider sind unschätzbar auf stürmischer Höhe und bei kalten Nachtlagern in Alpenhütten und Schutzhäusern, womit man bei ernstem und interessanten Hoch-Touren immer zu rechnen hat. Und zwar darf man diese Tricot-Wäsche keinen Augenblick dem Träger übergeben, ebensowenig wie den in einfacher, glatter Havelock-Form gehaltenen, ganz klein zusammenrollbaren Kautschuk-Mantel, sondern muß diesen Rothbehelf und wichtigen Schutz der Gesundheit jeden Augenblick zur Hand haben. Am leichtesten und zweckmäßigsten trägt sich die ohnehin schon auf ein Gewichts-Minimum reducirte Last in dem für Damenschultern klein und tierlich gesteuften Rucksack, an dem jedoch



Unterrod mit Aluminium-Reifen.

mit Schmirgel oder Lederriemen und der langen Schilddahnhäufel nach feinsten Art sehr garnirt, die weite, futterlose Faltenbluse aus jägergrünem Flanell und der süßweine Lodenrock geben einer jugendlichen Erscheinung unendlich viel flotte Grazie. — Das Kostüm unseres zweiten Hjägerschens ist daran berechnet, mit Beigabe einer wärmeren Bluse aus Wollstoff für die Bedürfnisse einer ganzen Gebirgsreise völlig auszureichen, wenn man außerdem einen guten Wäterproof wärmerer Gattung mit sich führt. Der Anzug aus braun und grau melirtem Loden ist mit grünem Tuch an den Rändern und längs der Rocknähte passpollirt, wofelbst die Schmir Schlingen zum Aufknäpfen an den Rockbund bildet, um das Kleid beim Bergsteigen zu verbergen. Hirschhornknöpfe ermöglichen den Schluß des Fläschchens, das tierliche, passpollirte Seitenfläschchen und rückwärts einen kurzen Schlip zeigt. Besonderen Reiz gewinnt der Anzug durch ein Hemden-Chemiset aus kräftiger chinesischer Rohseide, dessen gesteuften Stehragen mit umgelegten Ecken eine kleine Herren-Gravate aus weinrother Seide tierlich abzieht. Bei kühlerem Wetter tritt eine leberfarbige Kasan-Bluse an Stelle des Seidenhemdes.



Touristen-Anzug mit Rucksack. Reise-Anzug mit Taschen.

# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Brandmalerei auf Glas.

Von Frantz Dohhorn.

Ein einziger Lichtstrahl, den die größte Vorsicht nicht immer aufzuhalten vermag, genügt, die zum Photographiren vorbereitete Glasplatte für die Camera unbrauchbar zu machen, und bestimmt hier der eifrige Antateur den Ausschuß sich häufen. Die Sonne vermag auf der einmal belichteten

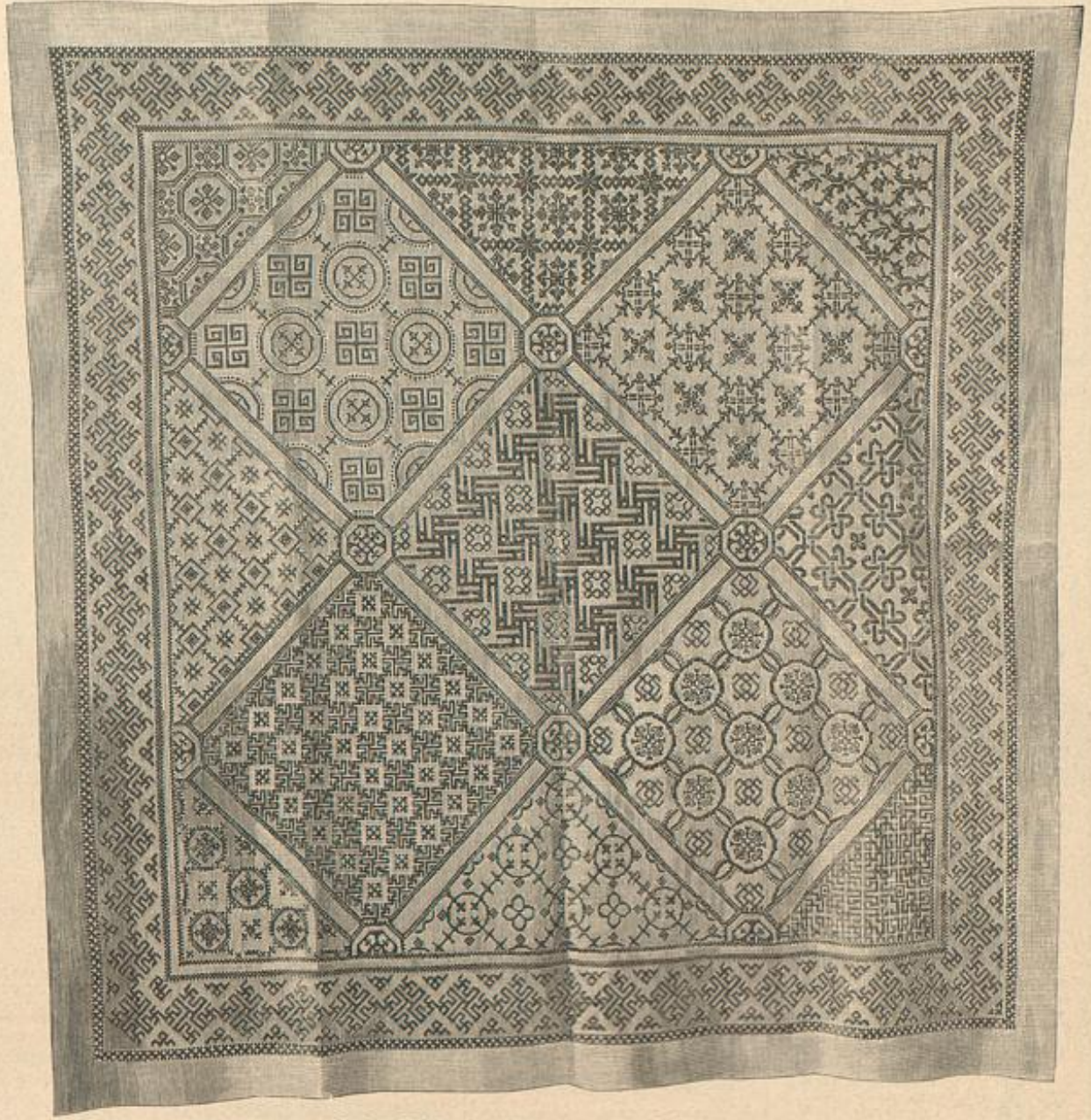


Photographie-Rahmen. Brandmalerei auf Glas.



ten Platte kein Bild mehr hervorzurufen, aber der gebräunte Ton mit einem Stich in's Grünliche, den die Schichtseite mehr und mehr annimmt, giebt das schönste Arbeitsfeld für den Brennstift, und die Brandmalerei feiert einen besonderen Triumph. Der Stift allein, mit einer Zugabe von Farbe, zaubert reizvolle Verzerrungen auf die mannigfach verwendbare Fläche. Das Zunächstliegende ist der Rahmen für eine gelungene Photographie, aber auch für die bekannten Kästchen aus mit Band umfalten Scheiben sind solche Platten trefflich geeignet, und da sich das Glas leicht schneidet, kann man ihm jede Gestalt geben. Die Arbeit auf der belichteten Glasplatte ist eine entschieden künstlerische, da jede Vorzeichnung ausgehöhlet bleibt. Die fetthaltige Schicht der Platte nimmt die Farbe des Copir-Papieres nicht an, und selbst eine kräftige untergelegte Vorzeichnung wird nur wenig durchscheinen. Die Brandmalerei ist auf der Schichtseite auszuführen. Der Platina-Stift muß roth glühen, er darf nicht weisglühend sein, da er sonst die Glasplatte zer Sprengen würde. Durch das Verbrennen der Schicht, in welche der glühende Stift furchenartige Striche mit krausen Rändern zieht, hängt sich dieselbe fest an; man hat deshalb den Brennstift häufig zu säubern, genau wie bei harzigem Holze. Je flotter und ungewönnener die Zeichnung mit dem Stift gebrannt wird, desto größere Wirkung erreicht sie. Ganz nach Gefallen kann der Stift feine oder starke Linien aus dem grauen Grund herausheben. Diese lassen sich nun wiederum durch Farbe beleben, sei es daß man sie wirklich mit Farbe füllt, oder daß man ein farbiges Papier als Folie auf die Rückseite der Platte legt. Bei Ornamenten, die rahmenartig eine Mittelfläche umgeben, ist das letztere einfache Verfahren ganz angebracht. Will man dagegen z. B. einen farbigen Blütenkranz als Einfassung für eine Photographie — der Raum für diese wird aus der Schichtfläche zuvor weggekratzt — so ist es gerathen, die Blumen nach dem Brennen der Contouren mit Email-Lackfarben zu übermalen, da diese gut haften; sonst muß man Mineral-Farben, also Gold, Silber und Kupfer, wählen.

Seit geraumer Zeit hat die Industrie es sich zur Aufgabe gemacht, verschiedene Handarbeiten, deren Einrichtung besonders zeitraubend und mühsam ist und die beim Fadenzählen sehr gute Augen beanspruchen, bis zu einem gewissen Grade vorzubereiten, sodaß der Stickerin nur die eigentliche Ausföhrung der Arbeit verbleibt. Ganevos-Stickerien mit vorgezogenen Fäden oder mit schablonirtem Muster sind unsern Lesערinnen nicht fremd, ebenso haben wir sie mit den kleinen Schablonen für Kreuzstich-Stickerie und den vorgezeichneten Mustern für Stielstich-Arbeiten bekannt gemacht. All diesen mit Freude aufgenommenen Erleichterungen gefolgt sich eine neue, die sowohl der Kreuzstich- wie der Flachstich-Stickerie gilt, gleichviel auf welchem Stoff sie ausgeführt werden soll. Vorgezeichnete geometrische Muster, wie sie dem Charakter des Kreuzstiches oder der Technik des Flachstiches entsprechen, bilden diese Neuheit, die sich zweifellos allgemeinen Beifalls erfreuen wird. Für die Kreuzstich-Stickerie markirt die Schablone keine glatten Linien, sondern jeden einzelnen Stich derselben, sie giebt nicht allein die Contouren der Musterformen, sondern auch die Füllung an. Neben der großen Annehmlichkeit, des Fadenzählens überhoben zu sein, darf der Kostenpunkt nicht unerwähnt bleiben, denn der Preis einer Decke mit vorgezeichnetem Muster ist unerheblich höher als der Stoff allein. Mit Blau gedruckt, haltbar genug, um nicht während der Arbeit abzuspriegen, aber auch nicht stärker als nöthig, um durch den Arbeitsfaden gedeckt zu werden, verschwindet jede Spur des Vorbrucks schon bei der ersten Reinigung. Unsere Vorlage, eine Decke aus kräftigem Leinen in 195 cm Quadrat-Größe, giebt einen



Decke. Stickerie nach vorgezeichnetem Muster.

Anhalt für die wirkungsvolle Zusammenstellung verschiedener Klein-Muster in Kreuzstich. Originell erscheint die Eintheilung des Grundes, der fünf auf die Spitze gestellte Vierecke durch Schrägballen getrennt zeigt; in diesen, wie in den halben Quadraten und in den Vierteln, die sich in den Ecken als Zwiwidel-Füllungen des geraden Randes ergeben, variiren die Füllmuster, denen sich ein breiter Rand-

streifen anschließt. Die Decke ist einer Collection derartiger Arbeiten aus dem bekannten Atelier von Hrn. R. Jörres in München entnommen. C. J.

Verlagsstellen: Kurgarten: R. Bornheim, Berlin W. Behrenstr. 26a. — Unterrod mit Reiten: R. Lewin, Berlin O. Hansvogelplatz 1. — Touristen- und Reise-Kostüme: Magasin au prix fixe (Brüder Dirich), Wien, Graben 18. — Vorgezeichnete, angefangene wie fertige Arbeiten: Kunstst.-Atelier von Hrn. Rathilde Jörres, München, Ettstr. 7.

### „Berliner Tageblatt“

und Handels-Zeitung mit Effekten-Verloohnungsliste nebst 4 wertvollen Separat-Beiläutern: „ULK“, illustriertes Witzblatt, „Deutsche Leschalle“, belletristisches Sonntagblatt, „Der Zeitgeist“, feuilletonistisches Beiblatt. „Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“ erscheint täglich 2mal in einer Abend- und Morgen-Ausgabe und kostet vierteljährlich bei allen Postämtern 5 M. 25 Pf. für alle 5 Blätter zusammen.



### „Berliner Tageblatt“

zeichnet sich bekanntlich u. A. dadurch aus, daß es alle Nachrichten zuerst bringt, ferner, daß es von gediegenen Fachschriftstellern auf den verschiedensten Gebieten, als Theater, Musik, Literatur, Kunst, Naturwissenschaften, Geologie u. werthvolle Original-Feuillets liefert, welche vom gebild. Publikum allgemein geschätzt werden.

# Berliner Tageblatt

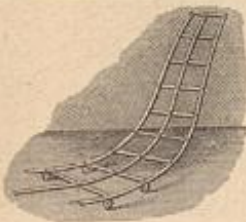
Im nächsten Quartal erscheint das neueste Werk von

## Adolf Wilbrandt: „Der Dornenweg“

(in Deutschland nur im „Berliner Tageblatt“)

Dieser große und breit angelegte, figurenreiche Roman (in zwei Bänden) aus der modernen Gesellschaft wird mit seiner herzhafteu Frische und durch seine stetig fortschreitende spannende Handlung die deutsche Lesewelt in hohem Grade fesseln und dem allverehrten Dichter neue Lorbeeren zuföhren.

### Neuheit!



Die in den meisten Staaten patentirte Schleppestütze sichert bei jeder langen u. kurzen Schleppe vorzügl. Sitz, schönes Fallen und angenehmes Tragen, ohne irgendwie die Trägerin zu belästigen. — Endlich ist dem grossen u. höchst lästigen Uebelstande, daß sich die Schleppe verdrehen, verwickeln, das Futter nach oben drehen etc., vollständig abgeholfen. Die Schleppestützen sind allen Damen aufs Wärmste zu empfehlen und sind in verschiedenen Größen, mit u. ohne Rädchen, zu billigsten Preisen zu beziehen im Alleinverkauf für ganz Deutschland bei Frau Charlotte Schiffer, Modistin, Bunzlau i. Schles. Prospekte umgehend gratis und franco.

Unterricht in Oel- u. Aquarell-Malerei erteilt Linna D'Heureuse, Steinmetzstr. 8.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modewelt u. Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt

Frl. H. Storbeck, Berlin SW Wilhelmstraße 159 IV.

Anzeigen

Anzeigen

Anzeigen

Anzeigen

jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einpaltige Nonpareille-Zelle (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaus, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Potsdamerstraße 38, und zu Wien I. Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etienne, John F. Jones & Cie in Paris, 31 Rue du Faubourg Montmartre. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Antrag dauert.

## No. 4711

Angeheimstes u. wirksamstes Mittel zur



Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.

### EAU DE COLOGNE

(Blau-Gold-Etiquette)

von Ferd. Mühlens, Köln.

Anerkannt als die Beste Marke. Vorräthig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

Die berühmten holzernen Badestühle und Wannen v. L. Weyl, Berlin 14 sind jetzt sehr billig. Illustrierte Preislisten gratis.







## Ludwig Fulda und Ida Theumer.

Eine interessante, vom Schweizer Maloja-Passe kommende Nachricht überraschte mitten in diesem Sommer die literarische und künstlerische Welt. Als Verlobte empfahlen sich Ida Theumer und Dr. Ludwig Fulda. — Viele Bühnenfreunde und namentlich alle Besucher des Deutschen Theaters in Berlin kennen die begabte Künstlerin, die durch den Liebreiz ihrer Erscheinung nicht minder als durch die anmuthige Frische ihres Spiels so oft das Publikum entzückte, und Ludwig Fulda gehört trotz seiner verhältnißmäßig jungen schon seit einer Reihe von Jahren zu den beliebtesten und erfolgreichsten Persönlichkeiten des literarischen Berlins.

Fräulein Theumer, oder Theumann, wie ihr eigentlicher Name lautet, ist eine Wienerin. Nachdem sie das Conservatorium ihrer Vaterstadt besucht hatte, wagte sie im Jahre 1888, noch außergewöhnlich jung, den ersten Schritt auf die weltbedeutenden Bretter, und zwar am Berliner Lessing-Theater. In demselben Jahre siedelte auch ihr jetziger Verlobter von München nach Berlin über, und er war es später, auf dessen Empfehlung Director Varronge die talentvolle Künstlerin für das Deutsche Theater engagierte, an dem sie als muntere und sentimentale Liebhaberin in den letzten zwei Jahren mit so großem Erfolge thätig gewesen ist. Fräulein Theumer wird — für die Freunde ihrer Kunst ein Vermuthungstropfen in dem Freudenbecher — nach ihrer Verehelichung der Bühne entsagen.

Ludwig Fulda stammt aus Frankfurt a. M., wo er am 15. Juli 1862 geboren wurde. Im Jahre 1883 wurde er auf Grund einer Abhandlung über Christian Weise in Heidelberg zum Doctor promovirt, wandte sich aber bald ausschließlich der Poesie zu, die ihn seitdem schon zu so mancher willkommenen Gabe inspirirt hat. Seinen ersten größeren Erfolg erzielte der junge Dichter 1886 mit dem reizenden, vieraktigen Lustspiel „Unter vier Augen“. Es folgten „Die wilde Jagd“, „Das verlorene Paradies“, „Das Recht der Frau“, „Frühling im Winter“, „Die Slavinen“ und in der letzten Spielzeit „Der Talisman“, in dem sich Fulda's hervorragende Begabung am glänzendsten offenbarte. Sehr geschätzt sind auch die lyrischen Arbeiten des Dichters und vor allem seine formvollendeten, geistvollen Motièdre-Übersetzungen. Die deutsche Literatur erwartete schon bisher viel von Ludwig Fulda und darf in Zukunft gewiß noch mehr erhoffen, da seine Muse nun in Fräulein Theumer eine so holde Bundesgenossin gefunden hat. R. S.



Ludwig Fulda und Ida Theumer.  
Nach Photographien von E. Pleber, Hof-Photograph in Berlin.

wir brauchen, ist eine geistige Revolution. Wir haben bessere Eigenschaften, als man glauben will, wir haben auch ein feines musikalisches Gehör und so hören wir denn auch eine Zukunftsmusik, die für uns gar lieblich, für die heutigen Nachhaber aber grell und störend klingt.“

**Bern.** Der Eiger, einer der bekanntesten und schwierigsten Niesen uneres Oberlandes, ist bei den ausgezeichneten Schneeverhältnissen dieses Sommers mehrfach von Damen bestiegen worden.

**Genf.** Ueber die Studentinnen der medicinischen Facultät in Genf berichtet der Genfer Professor der Anatomie, Dr. Laastowski: „Die an der Genfer Universität Medicin studirenden Polinnen zeichnen sich durch Fleiß aus, der aber wegen ungenügender Vorbereitung nicht immer einen günstigen Erfolg erzielen läßt. Der größere Theil der Studentinnen kämpft außerdem mit schwerem Mangel an materiellen Mitteln, was ebenfalls schädlich auf den Verlauf der Studien einwirken muß. Seit sieben Jahren waren an der Genfer medicinischen Facultät 50 Polinnen und 125 Frauen anderer Nationalität, vorwiegend Jüdinnen aus Rußland, eingeschrieben. Von diesen 50 Polinnen haben nur zwei Frau

Krajewska und Fräulein Litauer) an der Genfer Universität sich das Doctor-Diplom erworben, während zwei andere, Fräulein Jakubowska und Mlodziejowska, sich nach Paris begaben, um daselbst ihre Studien zu vollenden. Von den 125 Frauen anderer Nationalitäten erwarben nur zehn den Doctor-Grad und von diesen zehn ist eine gestorben, zwei heiratheten und gaben die Praxis auf, drei erkranken sich eines gewissen Rufes, während vier bloß kärglich vegetiren. Ich glaube nicht, daß ein solcher Procent-Satz für die zukünftigen Candidatinnen der Medicin aufmunternd ist. So und nicht anders gestalteten sich bisher die Verhältnisse.“

**London.** — Die letzte Zählung in England ergab kaum  $\frac{1}{2}$  Million Witwer, aber über 1 Million Wittwen.

**Haag.** — Von unserer kleinen, dreizehnjährigen Königin Wilhelmine werden jetzt allerlei, meist aus deren jüngeren Jahren stammende Anekdoten berichtet. Als Prinzessin Wilhelmine Königin geworden war, soll sie über den Titel „Revrouto“ mehr oder weniger außer sich gewesen sein, da ihr dieser gar nicht gefiel. Der jungen Trägerin der Krone gab die neue Stellung allerdings zu denken. Von da ab durfte sie nur noch durch ihre Mutter, die Regentin, getadelt oder bestraft werden. Selbstverständlich wurden auch Erziehung und Unterricht dann erschwert. Als sie nun eines Tages auf Allerhöchsten Befehl frühzeitiger als sonst zu Bette geschickt worden, muß ihr das in der That sehr wenig vereinbar mit ihrer königlichen Würde erschienen sein, denn als ihre Mutter sich einige Stunden später in das gemeinsame Schlafgemach begab, um einmal nachzusehen, ob ihr Liebling bereits ruhe, vernahm sie die Worte: „Da liegt nun die Königin der Niederlande gestraft in ihrem Bette!“ — Während eines Aufenthaltes in Amsterdam mußte Wilhelmine sich abermals frühzeitig zurückergeben. Das gefiel ihr wiederum durchaus nicht. Oben im Treppenhause angelangt, wendete sie sich

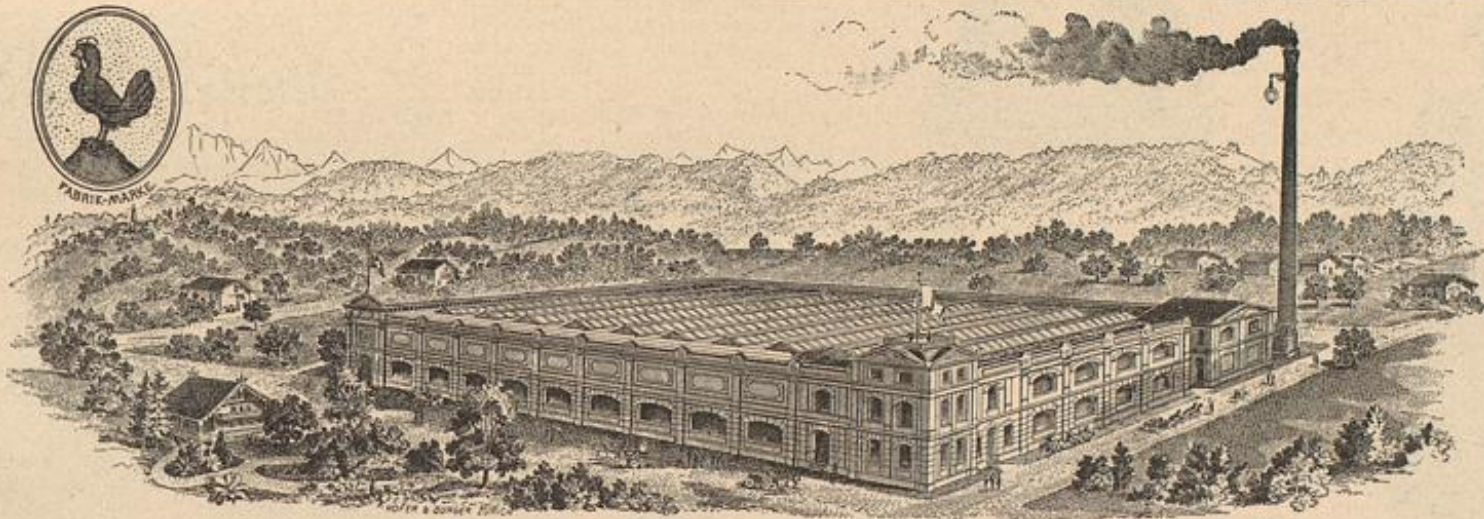
noch einmal nach ihrer Begleiterin um und sagte vorwurfsvoll: „Wenn meine Unterthanen wüßten, wie ich jetzt mißhandelt werde!“ Darnach zog sie sich schmollend in ihr Schlafgemach zurück. — Ein andermal klopfte sie an die Thüre der Regentin. — „Wer ist da?“ rief diese aus ihrem Arbeitszimmer. — „Die Königin der Niederlande!“ — Keine Antwort. Es klopfte wieder. — „Wer ist da?“ — „Die Prinzessin von Oranien!“ — Wieder keine Antwort. Es klopfte zum dritten Mal. — „Wer ist da?“ — „Ramas Kind...“ — „Für Ramas Kind bin ich immer zu sprechen!“ lautete es diesmal und die Regentin schloß die kleine Besucherin in ihre Arme. — Mancherlei sonstige Anekdoten berichten darüber, wie ungenügend und hezig die kleine Majestät mit anderen Kindern verkehrt.

**Boston.** — Fünfundzwanzig Amerikanerinnen haben sich zusammengethan, um ein internationales Schach-Turnier für Damen zusammenzubereiten. Sie setzten sich mit Schachspielerinnen der ganzen Welt in Verbindung.

**Edney.** — Mit dem Wahlrecht der Frauen sind bekanntlich in England und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas mannigfache Experimente gemacht worden. Aber alle diese Versuche werden

## Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** An dem anstrengenden Distanz-Marsch, den Berliner Vegetarier Ende September unternahmen, wollen sich auch vegetarisch lebende Damen beteiligen.



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.**

versendet direct an Private:

# Seiden-Damaste

— ab eigener Fabrik — „zollfrei“ — Mk. 1.85 p. Met.

bis Mk. 18.65 — schwarze, weiße u. ein-, zwei- u. dreifarbig (ca. 50 Qual. u. 600 versch. Farben, Dessins etc.), sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Houtards v. Mk. 1.35 — 5.85  
Seiden-Grenadines „ „ 1.35 — 11.65  
Seiden-Bengalines „ „ 1.95 — 9.80  
Seiden-Bastkleider p. Robe „ „ 16.80 — 68.50  
Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich.  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



in den Schatten gestellt durch die Thatsache, daß nunmehr das neu-  
schändliche Parlament nicht allein den Frauen der englischen Colo-  
nien, sondern auch den Weibern der eingeborenen Raori's das  
Wahlrecht verliehen hat.

**Chicago.** — Nachfolgenden Deutschen Künstlerinnen wurden  
von der Welt-Ausstellungs-Jury Preise für Oelgemälde, resp. Aqua-  
relle und Radirung verliehen: Frau Vegas-Parmentier, Frau Wilma  
Parlaghy, Fräulein Agnes Stamer (Mitarbeiterin der Illust. Frauen-  
Zeitung), Fräulein Janny Edle von Geiger, Fräulein Marie Kalkreuth,  
Fräulein Auguste Schupp und Fräulein Doris Raab.

**New-York.** — Glänzende Aussichten scheinen sich zuweilen für  
Pianistinnen in Amerika zu eröffnen: So suchte dort unlängst  
ein großes Mädchen-Pensionat eine erfahrene Clavier-Lehrerin, die  
zu gleicher Zeit tüchtige Concert-Pianistin sein sollte, für ein Ge-  
halt von 5000 Mark jährlich, bei freier Kost und Wohnung. Dazu  
war Nebenverdienst durch Privat-Unterricht sowohl, wie Spielen in  
Concerten gestattet. Der Name des Vermittlers, Friedrich Kiffner  
in Leipzig, bürgte für die Solidität der Sache.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

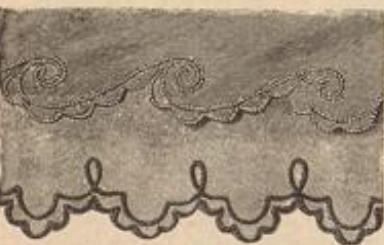
**Berlin.** — Die willkommene Ausstattung glatter Taillen, wo-  
durch diese in bequemster Weise auf eine höhere Stufe der Ele-  
ganz erhoben werden — der Schultertragen aus düstigem  
Material — wird in immer  
neuen Formen um die alte Kunst.  
Aus einem glatten, herzförmigen  
Lapptheil von eckfarbiger Spach-  
telspitze und einer breiten, vo-  
lantartig abfallenden Puffe aus  
mattrosa Seidentreyt setzt sich  
unser hübsches Modell zusammen,  
das, in Schwarz und Weiß, oder  
ganz in Schwarz gehalten, auch  
für ältere Damen eine passende  
Taille-Garnitur ergeben dürfte.  
A. M.

— All die verschiedenen, aus  
dem Grundstoff des Kleides  
hergestellten Quer-Garnituren  
der Röcke: in Zwischenräumen  
aufgesetzte Volants, übereinander  
fallende Rocktheile, Plenden zc.  
machen einen Abschluß wünschens-  
werth, der sie ausdrucksvoller  
hervorhebt. Nachdem die für den  
Sommer so reizvollen Epigen-

Einflüsse nicht mehr zeitgemäß erscheinen, bietet sich ein Ersatz  
in den mit der Maschine, ähnlich den Kurbelstickeren  
gefertigten Bordüren aus bunter oder schwarzer Seide.  
Einfache Langnetten, vervollständigt durch ein leichtes Or-  
nament in fortschreitenden Linien, wie solche durch die Ma-  
schinen-Technik bedingt werden, bilden für kleinere  
Volants einen hinreichenden Auspruch, während für  
doppelte Rocktheile etwas breitere, und für ganz glatte  
Röcke Vorten bis zu 25 cm Breite zur Verwendung  
kommen. Jaden wie Vertictheile der Taille,  
Epaulettes und schmale Gürtelschöße werden ganz aus  
Stiderei hergestellt. Unsere kleine Skizze  
zeigt die geschickte Verwerthung von nur 3 cm  
breiten Abschlußbördchen für Rock und Taille-  
Garnitur aus schmalen Volants. Die unter „Be-  
zugsquellen“ genannte Firma übernimmt es, in  
den zugeschnittenen Stoff — jedes stärkere Mate-  
rial, besonders Tuch, erweist sich als geeignet —  
die betreffende Ver-  
zierung mit der  
Maschine einzufügen  
zu lassen. C. E.



Kleid mit Maschinenstickerei.



Handverzierungen in Maschinenstickerei.

abstehende Schultertragen ist entsprechend garnirt. Eine praktische  
Vorrichtung aus überzustupfenden Leisten ermöglicht es, den Pa-  
letot sowohl geschlossen zu tragen, wie es unsere Darstellung zeigt,  
als auch offen, wobei der Astrachan-Besatz des Kragens, der  
sich als breiter Zutterstreifen der Vordertheile fortsetzt, voll zur  
Weltung kommt. C. E.



Winter-Paletot.

andere Ausstattungsart wieder  
stark bemerkbar, die gerade das  
Gegentheil anstrebt und daher  
für kleine Figuren entschieden  
vorthelhafter ist. Einem kurzen  
Glockenrock fügen sich plüschige  
oder glatte Hähertheile aus  
abstehendem Stoff oder Epigen  
ein, die in etwa zwei Drittel der  
Rockhöhe keilartig aus der Naht  
hervortreten, um unten voll  
anzuspringen. Namentlich der  
heutigen Mode, die bei glatter  
Anschluß auf den Hüften die  
untere Rock-Ausdehnung gern  
so weit wie möglich gestaltet,  
kommt diese Anordnung trefflich  
zu statten. Unsere kleine Dar-  
stellung zeigt hierfür in Ueber-  
einstimmung mit der Taille-Garnitur schwarze Epige verwendet,  
die einen eigenartigen Contrast zu der frischgrünen Seide und der  
Vand-Garnitur in heller getönten, fast weißlichem Gelbgrün bildet.  
Die Epigenleile des Rockes werden oben durch eine flache Rosette  
aus Band gehalten. Schmalere Epige legt sich epanletteartig über  
die gebauschten, am Ellbogen abschließenden Kermel und formt, von  
der Achselnaht ab, die für die jetzige Mode so charakteristischen, seit-  
wärts frei herunterhängenden Zipfel. Aus  
Epige besteht auch die Puffe, die sich vorn  
leicht herzförmig theilt. C. E.



Kleiderrock mit Tunica.

— Wenn auch die Mode für die Tages-  
tracht das beinahe luftfreie Kleid fordert,  
so behält dennoch für große Gesellschafts-  
Toilette die Schleppe ihre unveränderte  
Geltung. Und mit Recht. Nichts ist in  
höherem Maße geeignet, einer Gestalt  
Würde und Eleganz zu verleihen und den  
Eindruck von Bracht und Bornehmtheit her-  
vorzurufen, als die in schweren Falten  
herniederfallenden Schlepplinien. Der Un-  
bequemlichkeit, welche das lange Kleid mit  
sich bringt, indem es bei raschen Be-  
wegungen sich hindernd um die Hüfte  
legt, soll eine neuersonnene Schleppe-  
stütze begegnen. Diese besteht aus einem  
in der Mitte 181 cm, an beiden Seiten  
je 175 cm langen, oben 21 cm, unten  
56 cm breiten Stücke starken, steifen Stoffes,  
den auf beiden Seiten Satin oder leichte  
Seide in der Farbe der Robe bekleidet.  
Ringsum läuft ein 2 cm breiter Saum,  
der mit Reifen aus Rohr durchzogen ist;  
ein Reifen füllt die Mitte, — im Uebrigen  
erreichend die ganze Fläche in Abständen von  
22 cm von Querreifen unterbrochen. Wellen-  
förmig aufgesetzte Reifen ziehen sich ferner



Auszug mit Hähertheilen.

auf der äußeren Seite, d. h. auf der, die das Kleid trägt, längs den  
Rändern und in der Mitte hin; sie bewirken einen schönen Faltenwurf  
und erleichtern das Aufheben der Schleppe. Die innere Seite ist in  
ihrem unteren Drittel mit Mull-Volants besetzt. Vier Näder von  
5 cm Durchmesser aus bronzirtem Hartgummi, sind dem nach liegenden  
Theile der Schleppe untergelegt und erleichtern deren Gleiten auf dem  
Boden. Der jetzigen Mode entsprechend, welche die Tonnäure ver-  
wirft, wird die Schleppestütze  
ungefähr 15 cm unter dem  
Taillenschluß angebracht. Die  
Befestigung geschieht durch An-  
nähen oder durch Bänder, die  
an die Quersäbe angelegt, mit  
entsprechenden Bändern am  
Unterrock verknüpft werden.  
Nur für sehr schwere Schlep-  
pen verwendet man die Nä-  
der; bei leichteren läßt man  
diese wie auch die wellen-  
förmigen Stufen auf  
der oberen Fläche fort.



Schleppestütze.

— So sehr haben wir uns daran  
gewöhnt, daß die Mode im schnellen Vor-  
wärtsschreiten die verschiedenen Epochen un-  
seres Jahrhunderts streift, daß es kaum  
als etwas Verwunderliches erscheint, mit  
einem Male eine Form aufleben zu sehen,  
die vor kaum zwei Jahrzehnten sich  
großer Beliebtheit erfreute — die  
Tunica. Ueber den glatten, nur am  
Rande mit einer Käse ausgefärbten  
Rock legt sich ein schürzenartiges, unten  
spitz zulaufendes Stoffstück, das, auf den  
Hüften straff empor gerafft, hinten im  
Taillenschluß fällig zusammentritt. In  
Uebereinstimmung mit der übrigen Aus-  
stattung des Kleides — zu graugrüner  
Seide gelbliche Chantilly-Epigen, — um-  
giebt auch den Schürzenheil ein mit  
schmalen Einsatz aufgesetzter Epigen-  
Volant. A. M.

— Entgegen den rund gar-  
nirten Röcken, welche die Gestalt schein-  
bar verflü-  
gen, macht  
sich neuer-  
dings eine

**Paris.** — Im Gegensatz zu der sehr einfachen alltäglichen  
Haartracht, welche die stark gewellten Strähne höher oder tiefer  
zu einem los-  
sen Knoten  
zusammen-  
faßt, gehal-  
tet sich die  
Friseur zur  
großen Toi-  
lette um so  
complicirter  
und phan-  
tasischer.  
Einzig der  
kunstgeübten  
Hand des  
Friseurs,  
und zwar  
nur mit  
Zuhilfenahme künstlicher Zu-  
thaten, ist es  
möglich, die  
aus Locken,  
Puffen und  
lofen Haar-  
strähnen zusammengelegte Frisur herzustellen, die unsere Skizze  
andeutet. An den 1890er Stil sich anlehnend, ist die capriciöse  
Anordnung wohl geeignet, pizanten Gesichtchen einen ganz be-  
sonderen Reiz zu verleihen. Kleine Variationen, wie sie die  
Kleidsamkeit in jedem ein-  
zelnen Falle verlangt,  
lassen sich sehr wohl durch  
die Lage der Puffen und  
des Stirnhaares erzielen.  
P. d. G.



Haarfrisur für große Toilette.

— Eleganz und eigen-  
artig gestaltet sich auf einer  
herblichen Promenaden-  
Toilette die Verwendung  
von gelblich-weißer Gai-  
pure und goldgelbem At-  
lasband zu starkgeripptem,  
dunkel heliotropfarbenem  
Grundstoffe. Gai-pure bil-  
det die lose  
Mäse und  
durch-  
schneidet  
in drei  
breiten  
Streifen  
die Unter-  
bahn des  
glatten  
Rockes.  
Sieben,  
nur sehr  
wenig ge-  
kranzte Vo-  
lants bedecken den übrigen Rock; das handbreit über dem Taillen-  
schluß endende Jäckchen ist aus horizontalen Stoffblenden zusamen-  
gelekt. Die Kermel erscheinen oben stark gebauscht und am Hand-  
gelenk sehr eng. Goldgelbes Atlasband formt das Halsbündchen  
und legt sich gefaltet um die Taille, an der linken Seite in  
einer vollen Schleiße endigend. Schwarzer Epigenstirn, Hut in  
Narrofenform mit schwarzem, weißberandetem Epigen-Plüsch, gelben  
Kofen und einer schwarzen Agrette verzieren.  
P. d. G.



Promenaden-Toilette mit Volants-Garnitur.



# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Aus Amerika stammend, und dort bereits seit mehreren  
Jahren geübt, treten Proben einer künstlerisch wie technisch so  
vollendeten Maschinenstickerei vor uns, daß diese immerhin in  
berechtigtem Wett-  
bewerb mit der  
Handstickerei tritt.  
Was diese Stid-  
ereien zu einer  
so überraschen-  
den Erschei-  
nung macht, ist  
die Vermeidung  
der schalen-  
blondenhaften  
und immer et-  
was roten  
Wirkung, die  
bisher die Ma-  
schinenarbeit  
auf den ersten  
Blick von der  
Nadelarbeit  
unterschied;  
was ihr aber  
in erster Reihe  
eine große Po-  
pularität verleiht,  
ist der Umstand,  
daß zu ihrer  
Ausführung keine  
besonders und  
ausschließlich  
hierfür construirte  
Maschine er-  
forderlich ist,  
sondern daß sich  
die prächtigen  
Plattstidereien,  
ja selbst die reiz-  
vollen Nadelma-  
lerien, auf der  
gewöhnlichen  
Singer-  
Rundschiff-  
Nähmaschine  
herstellen lassen.  
Diese schier  
unerschöpfliche,  
erprobte Ge-  
schäft der  
Schneiderei wird  
mittels einer  
geringfügigen  
technischen  
Veränderung  
vollständig



Raminfächer.  
Maschinenstickerei.

— Aus Amerika stammend, und dort bereits seit mehreren  
Jahren geübt, treten Proben einer künstlerisch wie technisch so  
vollendeten Maschinenstickerei vor uns, daß diese immerhin in  
berechtigtem Wett-  
bewerb mit der  
Handstickerei tritt.  
Was diese Stid-  
ereien zu einer  
so überraschen-  
den Erschei-  
nung macht, ist  
die Vermeidung  
der schalen-  
blondenhaften  
und immer et-  
was roten  
Wirkung, die  
bisher die Ma-  
schinenarbeit  
auf den ersten  
Blick von der  
Nadelarbeit  
unterschied;  
was ihr aber  
in erster Reihe  
eine große Po-  
pularität verleiht,  
ist der Umstand,  
daß zu ihrer  
Ausführung keine  
besonders und  
ausschließlich  
hierfür construirte  
Maschine er-  
forderlich ist,  
sondern daß sich  
die prächtigen  
Plattstidereien,  
ja selbst die reiz-  
vollen Nadelma-  
lerien, auf der  
gewöhnlichen  
Singer-  
Rundschiff-  
Nähmaschine  
herstellen lassen.  
Diese schier  
unerschöpfliche,  
erprobte Ge-  
schäft der  
Schneiderei wird  
mittels einer  
geringfügigen  
technischen  
Veränderung  
vollständig



in den Dienst der Stiderei gestellt und vermag auf den mannigfaltigsten Geweben — von dünner Gaze bis zu Tamentuch und Leder — mit großer Geschwindigkeit Platt- und Hochstidereien auszuführen, die als vollwertiger Ersatz der Handarbeit gelten dürfen. So lange es sich um einfarbiges Material handelt, wird die Technik rasch zu einer rein mechanischen Fertigkeit, — das Besondere sind aber gerade die fein abgezeichneten Stidereien, in denen bis zu hundert Nuancen der glänzenden, aufgespulten Seide zur Anwendung kommen. Ueberraschend ist die gänzlich verschiedene Lage und Länge der Stiche, die einzig durch behändiges Hin- und Herschieben des Grundstoffes unter der Nadelmaschine geregelt wird. So leicht und spielend nun die Maschine unter geleiteter Leitung ihr Werk zu thun scheint, so bietet die neue Stiderei-Art, namentlich das Beherrschen des Contours, für Anfängerinnen der Schwierigkeiten genug. Um die correcte Ausführung zu ermöglichen, wird der betreffende Grundstoff flächenweise in einen flachen, rahmenartigen Doppelreifen gespannt und beim Arbeiten mit beiden Händen in fester Haltung frei nach der Vorgezeichnung des Musters bewegt. Zum Beginne der Arbeit muß ein Contour von einfacher Steppstich-Naht die Linien der Zeichnung erst umranden, bevor man diese mit längeren oder kürzeren Stichen füllt. Abweichend von dem Gange der Handarbeit, werden die hellsten Töne der Schattierung zuerst angelegt. Die voranstehende Darstellung eines auf leichter Gaze gearbeiteten Kaminfächers zeigt, welche künstlerischen Aufgaben die Maschinenstiderei gewachsen ist. An dem in natürlichen Farben gehaltenen Kirschenzweige, dessen Ausführung das naturgroße Detail deutlich erkennen läßt, erhebt sich die sichere Beherrschung der Stichlage, wie auch das fein abgetönte Zueinandergreifen der zahlreichen Nuancen bedingungslose Bewunderung. Der Bestimmung des Fächers entsprechend, erscheint die Rehrseite der Arbeit mit besonderer Sorgfalt bedacht, indem der auf der Rückseite eingreifende Faden der Farbe des oberen, in die Nadel eingefähten, genau entspricht, wodurch eine fast gleich-



Servirtisch-Decke mit Nadelmalerei auf Diagonal-Gewebe.



Naturgroße Maschinenstiderei zum Kaminfächer.

seitige Wirkung erzielt wird. — Ausnehmend interessant gestaltet sich die Ausführung von Monogrammen und Stidereien auf Leinen über Unterlagen, die ebenfalls mittelst der Maschine und in Seide auszu-

führen sind. Auch zum dichten Uebersticken von Cordel für durchbrochartige Stidereien wurde die neue Arbeitsart bereits mit Erfolg angewendet, wie deren Ausbildungsfähigkeit überhaupt durchaus noch nicht erschöpft ist, sondern weiteren Versuchen ein unübersehbares Feld bietet. Durch eingehende Unterweisung in den hauptsächlichsten technischen Vortheilen, kann eine Schülerin bereits nach 4-5-tägiger Anleitung die Behandlung der Maschine erlernen. Umfassender Unterricht in dieser, für gewerbliche Zwecke besonders ansichtrreichen Technik, wird in der Stiderei-Klasse des Vette-Vereins erteilt, durch Fräulein Mathilde Wegge, welche die Anregung zu der Maschinenstiderei nach Deutschland brachte. Die vollständige Ausbildung erfordert eine dreimonatliche Lehrzeit, für welche das Honorar auf 30 Mark bemessen ist.

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Nr. 49. Nadelmalerei. Ettelisch-Stiderei auf Diagonal-Gewebe. Moderne Arbeit. Unsere heutige Musterkarte, welche die glänzende Wirkung der hochinteressanten und doch so einfachen Nadelmalerei auf Diagonal-Gewebe mit dem ganzen Reiz der Farbe wiedergibt, darf als Ergänzung der gleichzeitigen technischen Nummer gelten. Diese bringt zu einem größeren Blumenstück, Abb. 22, die eingehende Beschreibung der Technik. Muß es immerhin künstlerisch geschulten Händen überlassen bleiben, sich die Muster für ihre Arbeit nach lebenden Blüthen selbst zu schaffen, so bietet sich minder Geübten eine lohnende Aufgabe, Blumensträuße wie einzelne Streublätter den Malereien des Porzellans mit der Nadel nachzubilden, und so die Verzierung für Tischläufer u. mit dem Muster des jeweiligen Services in Einklang zu bringen. Auch unsere Darstellung, die einer 68 cm hohen und 89 cm breiten Servirtisch-Decke mit reichgegliedertem Mittelstück und grazids verflochten Einzelzweigen gilt, weist auf die besondere Verwendbarkeit der wirkungsvollen Arbeit zum Schmucke farbiger Tischwäsche hin. Wie alle bisher

veröffentlichten Proben der interessanten neuen Technik, stammt die Vorlage aus dem Kunststiderei-Atelier von Fel. Mathilde Jörres. Die Farbenvertheilung des in leichte Ornamente auslaufenden Mittelfrauses ist ganz ähnlich gehalten wie auf unserer Farbentafel; vorherrschend sind auch hier die blauen und rothgelben Farbtöne für die großen Blüthen wie für das Rococo-Ornament, welches die Stiele deckt, während die übrigen Blüthen und die Einzelzweige in gelbrothen und violetten Schattierungen wechselnd vertheilt erscheinen. Ein 3 cm breiter Saum mit schmalem Durchbrochrändchen schließt die Decke an drei Seiten ab.

J. J.

**Bezugsquellen:** Schultertragen: M. Busse, W. Leipzigerstr. 42. — Maschinenstiderei: Anton Dehler, Söfamentenfabrik, Leipzig. — Winter-Valeret: A. Hall, W. Jägerstr. 23. — Kleid mit Tunica: M. Bornstein, W. Behrenstr. 26. a — Schieppentüche: Frau Charlotte Schiffer, Modistin, Bunsen in Schützen. — Handarbeiten: Kaminfächer und Unterricht in der Maschinen-Stiderei: Vette-Verein, SW. Bismarckstr. 90. — Servirtisch-Decke: Fel. M. Jörres, München, Ottostr. 7.



**Marianne Rigg, Biographien der österreichischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen.** (Stornenburg, Verlag von Julius Klotz, Nr. 2.)

Die Zusammenstellung, die das verhältnismäßig nicht billige Gestein bringt, dürfte Literatur-Freundinnen, die lediglich Auskunft über neuere österreichische Schriftstellerinnen wünschen, ganz willkommen sein.

**Seidenstoffe**  
direkt aus der Fabrik von von Elten & Kussen, Crefeld.  
Braub- und Ballweber von Mk. 0.80 bis Mk. 10.—. Direkt importirte japanische Foulardstoffe von Mk. 1.50 bis Mk. 5.—. Seidewebe schwarz und farbig von Mk. 1.— bis Mk. 4.—. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Jch erteile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich Berlin W. Tülowstr. 112. Marie Peller.

Die berühmten heizbaren Badestühle und Wannan v. L. Weyl, Berlin 14 sind jetzt sehr billig. Illustrierte Preislisten gratis.

**Kunstgewerbliches Atelier** Berlin W., Potsdamerstr. 66.  
von Johanna Helfer, damerstr. 66.  
Unterricht, Ausführung aller Techniken, wie Lederstich, Metalllagen u. c. und aller Phantasie-Malereien, auch Gobelin.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt

Frl. H. Storbeck,  
Berlin SW Wilhelmstraße 139 IV.

**Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Co. in Zürich**  
versenden porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe jeder Art von 70 Pf. bis M. 15.— per metre. Muster franco. Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.  
**Garantie-Seidenstoffe.**

**Hain & Krüger**  
empfehlen  
**Damen-Mäntel jeden Genres.**  
Berlin W.  
Gegründet 1856. — Jäger-Str. 26.

Verlange  
**Stollwerck'sche**  
**CHOCOLADE**  
Überall käuflich von 50 Pf. an aufwärts

Verlag von Franz Tipperheide in Berlin.  
Soeben erschienen:  
**Musterblätter**  
für  
**künstlerische Handarbeiten.**  
Herausgegeben von  
**Frieda Tipperheide.**  
IV. Sammlung (57.—48. Blatt).  
12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-format. — In Mappe. Preis 3 Mark. Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniß, 40 Pfennig.

37. Gobelin-Stiderei mit Strickstich-Umrandung. Moderne Arbeit nach alten Mustern.	43. Aufnäth-Arbeit. Spanien. XVII. Jahrhundert.
38. Orientalische Buntpiderei. Vorder-Asien. XVIII. Jahrhundert.	44. Stiderei auf Filet-Canevas. Italien. XVI.—XVII. Jahrhundert.
39. Cretenser Stiderei. Moderne Arbeit nach traditionellen Mustern.	45. Flachstich-Stiderei. Spanien. XVII. Jahrhundert.
40. Orientalische Stidmuster. Persien. XVIII.—XIX. Jahrhundert.	46. Gold- und Silberstiderei. Süddeut. u. d. Schweiz. XVII. bis XVIII. Jahrhundert.
41. Plattstich-Stiderei. Ungarn. XVIII. Jahrhundert.	47. Orientalische Buntpiderei. Vorder-Asien. XVII. bis XVIII. Jahrhundert.
42. Aufnäth-Arbeit und Plattstiderei. Deutschland (Bairisch). Anfang XVII. Jahrhundert (1625).	48. Stiderei auf Filet-Canevas. Süd-Italien. XVI. Jahrhundert.



**Schmutzige Wäsche**  
schnell zu reinigen.  
Wäsche wird nicht mehr gewaschen.

Preis pro Paket 25 Pfg.



**Kroner's selbstthätiges Waschmittel!**

in Stücken.  
= Arbeitersparnis =  
und Geldersparnis im Haushalt.  
Schonung der Wäsche.

Nur echt mit dieser Schutzmarke. In haben in allen Drogen-, Zeilen- und Colonialwaren-Handlungen, oder direkt 3 Pakete franco gegen Einzahlung von Mk. 0,85 in Marken. Kroner's selbstthätiges Waschmittel in Stücken ist nicht mit den vielen im Handel befindlichen Waschpulvern zu vergleichen; die schmutzblenden Eigenschaften desselben sind derartig überraschend, daß jede Hausfrau, welche einen Versuch damit gemacht hat, es heiss weiter gebrauchen und empfehlen wird. Kroner's selbstthätiges Waschmittel ist garantiert frei von allen scharfen Substanzen, worüber das Attest des vereid. Gericht's-Chemikers Herrn Dr. Rein in Berlin bezeugt.

Gebrüder Kroner, Berlin SW., chemische Fabrik.

# J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant

Fernsprech-Anschluss: Berlin SW., Leipzigerstr. 87 Amt I. No. 1100. Fernsprech-Anschluss: Amt I. No. 1100.

empfiehlt den

## Eingang von Neuheiten in Kleiderstoffen jeder Art, sowie in Confection für Herbst und Winter.

— Proben und Modelbilder gratis und postfrei. Franco-Zusendung fester Aufträge von Mk. 20 an. —

**im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.**

Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu.  
Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 31.

PATENT BRENNAPPARAT Mk. 8, 50.

Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.  
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

**Butter umsonst**

erhält man in einigen Minuten aus der täglichen Kaffeemilch mit der patentirten **Haushaltungs-Buttermaschine**.  
Jährl. Erparnis ca. 100 Mk. Preis 3 Mk.  
In extra starker, hochleganter Ausführung mit vermitteltem Deckel Mk. 4, 50. (Sehr beliebt!)

Für Landwirte: **Buttermaschinen** u. unübertroffene Reihungsmaschine, an 30—50 Liter Inhalt Preis 12—15 Mk. Versandt gegen Nachn. Probezeit u. In. Newsmilch gratis u. franco durch R. v. Hünersdorff Nachfolger, Stuttgart.

**Kleiderstoffe,**  
aparteste Neuheiten von Modestoffen und wohlfeilen Qualitäten von p. Meter 50 Pfg. doppelbreit an.  
Muster umgehend und postfrei.  
**Arens & Carpov.**  
Braunschweig.

**Nähkissen an Nähmaschinen.**  
Patentirte, praktische, Zeit und Unbequemlichkeit ersparende Reueit, um beim Vorarbeiten pp. der Stoffe an der Maschine ohne Ständerung weiter arbeiten zu können. Bereits mit großem Erfolg eingeführt. — Kann Näherinnen nicht dringend genug empfohlen werden. — Zu haben in allen Nähmaschinenhandlungen oder gegen Einzahlung von 1 Mark in Briefmarken durch den Erfinder **L. Brade, Hannover.**

**Glasen-Nachtlichte,**  
entworfen seit 1808, 6 mal prämiert, silberne Medaille Amsterdam 1853 und Wien 1859 für vollkommenste Ausführung der Fabrik in jeder Beziehung.  
Überall vorrätig.

Sämtliches Material zu **Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc.**  
empfiehlt die Fabrik von **Joseph Thelen, Heidelberg.**  
Handarbeitlerinnen und Weberverkäuferinnen Sozialspreise. Preisliste gratis.

**A. A. Reimann Nachf. W.,** Friedrichstr. 198.  
Engl. Kronen-Hilofselle-Seide d. Strähne  
Engl. Kronen-Hilofselle-Seide 15 Pf.  
Aufzeichnungen jeder Art. Lager von Tapiserie- u. vorgezeichneten Weißwaren.

**Damen,**  
welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Baden abgewogenem **Choc** der Firma **E. Brandsma** in Amsterdam zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **Köln, Hörsdorfstr. 24** wenden zu wollen.

**Photographie.**  
Ganz vorzügliche Vergrößerungen fertigt nach jedem kleinen, selbst verbleibendem Bilde, die photographische Kunstanstalt von **M. Creutz,** Königl. Hofphotograph, Hamburg.  
Preislisen postfrei.

**Flanelle.** Das **Spezial-Flanel-Geschäft** v. **Adolf Ludwig, Leipzig,** Etablissement aller Neuheiten dieser Branche, empfiehlt: alle Arten Flanelle. Beim Verlang. v. Mustern wird um Angabe des Zwecks, dem d. Waare dienen soll, gebeten.

**Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln**  
erteilt Fräulein **Martiny, Berlin, W.,** Potsdamerstr. 122 c.

**Kunststickereien** jeder Art werden auf's Beste ausgeführt, angefangen und aufgeschmet. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der Kunststickerei **Unterricht** erteilt bei Fräulein **E. v. Aldigisch, Blücherstraße 5 III I.**

**Posamenten-Fabrik Anton Oehler LEIPZIG**  
Eigene Anfertigung | Reichhaltiges Lager  
von | und grosse  
**Posamenten** | **Farbensortimente**  
und |  
**Kleider-Stickereien** | **Besätzen, Tressen,**  
nach eigenen Modellen | **Marabouts.**  
sowie | **Aparte Neuheiten.**  
jeder Modenzeitung.

## Lehrbücher der Modenwelt.

- I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
- II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
- III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die Anfertigung, sowie die Aenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiß und durch eigene Geschicklichkeit im Handweben eine wesentliche Ersparnis zu erzielen. Dieses Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwartung glänzenden Erfolge gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Stelle ihrer Bestimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortdauernden Nachfrage zu genügen, gelangte die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem dormaligen Stande der Mode entspricht.

In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrierten Seiten in klein Quart-Format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Dieselben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden. Band I umfasst 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen abgeschlossen.

Lieferung 1, ebenso Lieferung 13 und 21, deren jede einen ausführlichen Prospect des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.  
Die Verlagshandlung von Franz Vipperheide in Berlin.

**Erstaunlich**  
billig sind die Preise der Firma **Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemstrasse 23, Eingang Hausvogteiplatz.**  
Sämtliche Artikel zeichnen sich durch besonders gute Qualität und anerkannt feinen Geschmack aus.  
Die Firma **Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemstr. 23,** offerirt:  
Wollene Plüschrollen, in schwarz u. farbig. **Meter à 22 Pf.**  
Wollene Besatzborten **Meter von 3 Pf. an**  
Wollene Schlangenhorten **Meter 10 Pf.**  
Durchbroch. woll. Passementieren **Meter 30 Pf.**  
Furbesätze und seidene Besätze **Meter 10 Pf.**  
Schwarzseidene Spitzen **Meter 40 Pf.**  
Schwarzseidene Spitzenansätze **Meter 30 Pf.**  
Crème-, Tüll- und Spachtelspitzen **Meter 25 Pf.**  
Hierzu passende Einsätze **Meter 12 Pf.**  
Schwarze Sammetbänder **Meter 7 Pf.**  
Schwarze und farbige Seidenbänder **Meter 12 Pf.**  
**Neu aufgenommen: Aechter Sammet** in schwarz und grosser Farbauswahl; prima Qualität, **Meter 3 Mark.**  
**Spezialität:** Hochfeine Besätze und Garnituren für Ball- und Gesellschaftskleider zu sehr billigen Preisen.

**Strümpfe zum Anweben**  
von Wolle, Baumwolle, und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommierte Strumpfwaarenfabrik von **Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.** Lager besser und moderner Strümpfe jeder Qualität. Auf Wunsch Auswahlsendung.

**C. L. Flemming**  
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.  
empf.: Wagen bis 12 Ctr. in, abgedr. Eisenblech, gut beschlag, nur solid.  
25 35 50 75 100 kg Trakt, etc.  
5,50 8,50 11.— 14.— 16,50 Mk. gestrichl. Haus- und Küchengeräthe; Kinder-Hobelbänke; Vogelhäuser u. s. w. u. s. w.  
Man verlange Preisliste.

Verlag von Franz Vipperheide in Berlin.

**Musterbücher für weibliche Handarbeit.**  
Großes Quart-Format.

**Muster altdeutscher Leinenstickerei.**  
Herausgegeben von der Redaktion der Modenwelt.

**Erste Sammlung. 9. Auflage.**  
Gesammelt von Julius Kessing.  
25 Tafeln mit 259 Mustern und 16 Seiten Text.

**Zweite Sammlung. 7. Auflage.**  
Gesammelt von Julius Kessing.  
26 Tafeln mit 208 Mustern, 7 Anwendungen derselben, sowie 3 Seiten Text.

**Dritte Sammlung. 4. Auflage.**  
Alphabete u. Anleitung zur Herstellung doppeltreger Südstiche.  
Gesammelt von der Redaktion der Modenwelt.  
27 Tafeln mit 27 Alphabeten u. (143 Mustern, 26 Anwendungen der Muster), sowie 32 Seiten Text mit 74 erläuternden Abbildungen.

**Vierte Sammlung.**  
Gesammelt von der Redaktion der Modenwelt.  
30 Tafeln mit 193 Mustern, sowie 20 Seiten Text mit 109 Abbildungen.  
Preis in Mappe je 3 Mark.  
Prodrucksache auf hartem Kupferdruck-Papier in Mappe je 6 Mark.

**Muster altitalienischer Leinenstickerei.**  
Gesammelt und herausgegeben von Frieda Vipperheide.

**Erste Sammlung. 2. Auflage.**  
30 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 erläuternden Abbildungen.

**Zweite Sammlung. 2. Auflage.**  
30 Tafeln mit 88 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 erläuternden Abbildungen.  
Preis in Mappe je 6 Mark.

Verlag von Franz Vipperheide in Berlin W., Potsdamerstraße 38.

Bedruckt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von Hesse & Weller in Leipzig.





Marie Luise von François.

Nach einer Photographie von C. Feßge, Hof-Photograph in Erfurt.

Mit Luise von François ist am 27. September in Weihenfels eine Schriftstellerin aus dem Leben geschieden, deren Erzählungen sich Jahrzehnte hindurch mit Recht allgemeiner Beliebtheit erfreuten, und die in zahlreichen, ebenso geistvollen wie innig empfundenen Romanen und Novellen auch manche poetische Gabe von bleibendem Werthe hinterlassen hat. Erst in reiferen Jahren hat die am 27. Juni 1817 zu Herzberg bei Weihenfels geborene Sprossin der bekannten preussischen Offiziers-Familie, dem tiefen Drange einer echten Poeten-Natur folgend, die Feder zur Hand genommen. Im Jahre 1855 erschienen einige kleinere Arbeiten von ihr im Gotta'schen Morgenblatte. Schwere Schicksalschläge hatten die damals achtunddreißigjährige betroffen, die nun in der Literatur Trost suchte und bald auch fand. In glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, sah sich das junge Mädchen durch die Zahlungslosigkeit ihres Vormunds bald nach dem Tode des Vaters plötzlich verarmt und auf die Güte ihrer Verwandten angewiesen. Sehr viel Herzeleid hat ihr, deren edler Charakter so sehr nach Selbstständigkeit verlangte, dieses Gefühl der Abhängigkeit bereitet, und manche rührende Schilderung in ihren späteren Werken offenbart uns etwas von dem, was sie in jenen trüben Tagen gelitten. Im Jahre 1855 endlich kehrte Luise von François nach dem Tode ihres Oheims, des Generals Karl von François, in dessen Hause sie längere Zeit gelebt hatte, zu ihrer Mutter nach Weihenfels zurück, und hier, in tiefster Zurückgezogenheit, reifte nun rasch das große Erzähler-Talent, das später so viele anmuthige Gaben zeitigen sollte. Ihren ersten bedeutenden Erfolg erzielte sie mit dem durch Kraft der Darstellung und Gemüthsstärke gleich ausgezeichneten Familien-Roman „Die letzte Neckenburgerin“, der um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts spielt und innerhalb weniger Jahre vier Auflagen erlebte. Sehr beliebt wurden ferner die Romane „Stufenjahre eines Glücklichens“ (1877), „Der Kapenjunter“ (1879), „Phosphorus Hollunder“ (1881) und viele ihrer kleineren Erzählungen, von denen die ersten als „Ausgewählte Novellen“ im Jahre 1868 gesammelt erschienen. Auch eine „Geschichte der preussischen Befreiungskriege in den Jahren 1813—1815“ hat Fräulein von François geschrieben, wie denn überhaupt lebhaftes Interesse und Verständniß für den kriegerischen Beruf ihres Vaters und vieler ihrer Verwandten in fast allen ihren

Arbeiten zur Geltung kommen, so noch in einem 1882 veröffentlichten Lustspiel „Der Posten der Frau“, das in der Zeit des siebenjährigen Krieges spielt. In den letzten Jahren ihres Lebens hat die hochbetagte Dichterin nichts mehr veröffentlicht. Die Freunde einer vornehmen und gemüthsvollen Unterhaltungs-Lectüre aber haben sie nicht vergessen, und diese werden Luise von François auch über das Grab hinaus ein dankbares Andenken bewahren.

## Abus der Frauenwelt

**Berlin.** — Das Victoria-Lyceum, das unter dem Protectorat der Kaiserin Friedrich steht, eröffnete seine diesjährige Thätigkeit bereits in seinem neuen Heim, Potsdamerstraße 39, Gartenhaus. Mit dem Eröffnungsdact verband sich die Feier des 25jährigen Bestehens der Anstalt.

Die an dieser Stelle wiederholt erwähnten neuen „Gymnasial-Curse für Frauen“ wurden im October eröffnet. Sie finden in der südlichen Charlotten-Schule (Steglitzerstraße 29) in den Nachmittagsstunden statt und können auch einzeln belegt werden.

„Die Frau“ betitelt sich eine neue Monatschrift für das Frauenleben unserer Zeit, ein Blatt, das, herausgegeben von Helene Lange, im Verlage von M. Roeder, Hof-Buchhandlung, Berlin, im October zum ersten Male erschienen ist.

**Königsberg.** — Unser Verein „Frauenwohl“ hat neben seiner Handelsschule auch Curse zur Ansbildung von Kranken-Pfegerinnen in's Leben gerufen. Die lernenden Damen erfreuen sich von Selten der Professoren an den hiesigen Klaisen des verständlichvollsten Entgegenkommens. Unbemittelten wird die Theilnahme an den Curfen möglichst erleichtert.

**Wien.** — Mitte November findet die Hochzeit des Prinzen Johann Georg von Sachsen, des jüngeren Bruders der Erzherzogin Maria Josepha, mit der Herzogin Isabella von Württemberg, Tochter des Herzogs Philipp und der Herzogin Maria Theresia von Württemberg, statt. Die Braut ist beinahe eine Entelin des Erzherzogs Albrecht. Die Vermählungsfeier wird in der hiesigen Hofburg-Pfarrkirche vor sich gehen.

Am 16. v. M., dem hundertsten Jahrestage des Todes der Königin Marie Antoinette, wurde in der Pfarrkirche am Rennweg ein feierliches Requiem abgehalten. Diese Kirche besitzt als theures Andenken an die unglückliche Königin ein kostbares goldgesticktes Weßkleid, das aus ihrem Brautkleide angefertigt und der Kirche seiner Zeit zum Geschenk gemacht worden ist. Während der Gedächtnisfeier war die Reliquie in der Kirche ausgestellt.

**Vern.** — Eine von Genf ausgehende Bewegung zum Schutze der Ehefrauen findet überall gute Aufnahme. Sie richtet sich gegen die Vernachlässigung der Pflichten des Familien-Vaters und gegen die Schug- und Redellosigkeit, in der Frau und Familie dem pflichtvergeßenen Familien-Haupt gegenüber sich befinden. Wie in der Eingabe an den Genfer Großen Rath verlangt wird, soll die Ehefrau das Recht erhalten, über ihren Erwerb selbst

ständig zu verfügen, und im Falle der Pflicht-Vernachlässigung des Gatten, mit Erlaubniß des Friedensrichters, einen Theil des Gehaltes desselben erheben dürfen. Ein anderes Mittel zur Abhilfe soll die Annahme eines von der sehr herrschenden Güterordnung grundverschiedenen gäterrechtlichen Systems sein, und endlich wird die Einführung einer schnellen Schuldbetreibung für Unterhalts-Forderungen der Ehefrau und der Kinder verlangt.

**Zürich.** — Hier hat eine Schülerin der „Danziger Real-Curse“ ihr Maturitäts-Examen glänzend bestanden. Die junge Dame ist neunzehn Jahre alt und hat sich für das Studium der Rechte entschieden.

**Madrid.** — Die Königin-Regentin von Spanien hatte sich vom Papste die Ernennung eines Stellvertreters erbeten, um dem jungen König Alfons XIII. die Firmung zu spenden. Die Wahl fiel auf Mgr. Getoni.

**Warschau.** — Ausschließlich von Frauen geführt wird eine kürzlich hier eröffnete Apotheke. Die Leiterin hat in Zürich studirt und das pharmaceutische Examen glänzend bestanden. Bekanntlich liegt in weiblichen Klöstern das Apotheken-Wesen stets in den Händen der Schwestern; im Hinblick darauf ist bereits häufig auf den pharmaceutischen Beruf als einen für die Ausübung durch Frauen ganz besonders geeigneten hingewiesen worden.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Wenn auch der Blumenschmuck in der kälteren Jahreszeit von den Hüten nicht ganz verschwunden ist, so treten doch die Federn wieder an die erste Stelle. Neben dem erusten Schwarz spielen zarte Farbentöne wie mattrosa und lichtgelb eine ganz hervorragende Rolle. Das feine Perlgrau mischt kleinen Capote-Gutes bildet, im Verein mit cyklamensfarbenen Schleifen und Bindbändern, auf lichtem wie dunklem Haar einen gleich kleidsamen, franzartigen Schmuck, der zu einer Theater- oder Concert-Toilette besonders passend erscheint. Als eleganter Besuchshut darf dagegen eine runde schwarze Sammetform gelten, deren gewellte Krempe auf der unteren Seite mit dunkelblauem Sammet bezogen ist. Die vordere Garnitur bildet, lose durch eine glitzernde Schnalle gezogenes Seidenband, das sich hinten mit zwei vollen schwarzen Federn zu einem hochstehenden Arrangement vereinigt.



Runder Besuchshut. Theaterhut.

Im Rahmen eine eleganten Equipage ist so manche Extravaganz der Toilette gestattet und unter Umständen sogar erwünscht, die an der Fußgängerin, in den Straßen der großen Stadt, mindestens schlecht angebracht erscheinen würde. So darf die neueste, vielbewunderte Schöpfung eines unserer ersten Häuser auch nur als Wagenmantel gelten; das faltige, halb-



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

empfiehlt:

**Ca. 1500 Stück**

# Seidene Ballstoffe

ab eigener Fabrik — an Private steuerfrei ins Haus — 75 Pf. p. Met.

bis Mt. 18.65, sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe v. 75 Pf. bis Mt. 18.65 v. Met. — glatt, gestreift, farriert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mt. 1.85—18.65
Seiden-Toualards	" " 1.35—5.85
Seiden-Grenadines	" " 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	" " 1.95—9.80
Seiden-Bastkleider p. Robe	" " 14.80—68.50

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend.

**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, Zürich.**

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



lange Cape aus kostbarem schwarzen Sammet ist mit weicher Seide gefüttert und mit Rollen aus echten, naturfarbenen und weiß gemischten Straußfedern besetzt. Durch einen besonderen Kunstkniff läßt sich der halbblange Schultertrager aus weichem Moiré auf den Schultern sehr abstehend, im übrigen flach anliegend gehalten. Den letzten Chic giebt der eleganten Hülle aber erst die Passimenterie-Verzierungen in Form riesiger Schmetterlinge aus irisierenden Perlen, deren ausgedehnte Flügel sich nach über Brust und Rücken legen. Der winzige Hut mit kleinen, Zählhörnern ähnlichen Federchen dürfte manches Köpfchen besonders glücklich zur Geltung bringen.



Wagenmantel.

Es läßt sich kaum eine in jeder Hinsicht vortheilhaftere Tracht denken, als die Zusammenstellung von süßlichem, mäßig garnirtem Rock und losem halbblangen Paletot, der durch eine Bluse oder Weste beliebig zu vervollständigen und variiren ist. Sie erweist sich gleich praktisch als Promenaden-Toilette für wärmere Tage, wie als Schlittschuh-Anzug. Der Umstand, daß diese hübschen und wandlungsfähigen Kostüme für jede einigermaßen normal gewachsene Gestalt passend erscheinen, erlaubt eine fabrikmäßige Herstellung, die den Preis bedeutend niedriger stellt, als es bei einer Einzelanfertigung möglich sein könnte. Aus dunkelgrünem starken Tuche mit dreifacher Volsant-Garnitur des Rockes besteht der eine Anzug, der andere aus marineblauem Tuch mit weißem Treppenbesatz. Beide Paletots sind sowohl offen als geschlossen zu tragen.



Promenaden-Kostüme aus Rock und Jacke.

Mode gewünschte Changeant-Wirkung dennoch gewahrt bleibt. **Wien.** — Unter den neuen Mantelformen für Winter dürfte der lange Paletot mit angelegtem Glockenrock eines der vornehmsten und bevorzugtesten Modelle für jene Damen sein, welche es nicht lieben, die schönen, reinen Linien der Gestalt unter Kragen- und Falbel-Garnitur zu verbergen. Für die moderechte Breite der Figur sorgt der tief ansetzende, in stehende Falten eingereichte Bauernärmel. Unsere Vorlage ist ein Regenmantel aus ziegelrothem, moosgrün glacirtem Diagonal-Hornespon. Der interessante Form entspricht die einfache Ausstattung mit Steppkämen und großen, gelblichbraun gebeizten Perlmutterknöpfen. In dunklem Sammet, die Taille mit Eiberrunden wappet (welche im Taillenschluß natürlich entfernt sind, um die Schlankheit nicht zu beeinträchtigen), dürfte dies Mantelkleid die höchste Eleganz repräsentiren.



Glattes Mantelkleid.

tung bewahrt. Sehr dicke und schwere Gewebe sind demselben freilich nicht günstig, doch ersetzt diese die Stoffmenge der über einander fallenden Falten. Das originale Kostüm ist aus hellgrünem leichtem Tuch gefertigt und besteht aus einem, in der Taille anliegenden Paletot mit engen Ärmeln von dunkelgrünem Sammet, und einer Pelerrine, über die sich der in tiefe Falten geordnete Sammettrager



Stifftes Mantelkleid.

legt. Sammet bildet auch den in einer Tolle endigenden hohen Stehtrager. Zu dem einfachen Patrosen-Hütchen mit Sammet-Rosetten und feillich hochstehender Schleife getragen, wirkt das Mantelkleid besonders für ganz junge Damen überaus hübsch und grazios.

Eugenie, die ehemalige Kaiserin der Franzosen, besaß einen Gürtel, ein wahres Kunstwerk der Elfenbein-, eingefaßt mit Gold und überfüllt mit Diamanten, die inzwischen allerdings durch Stimuli ersetzt worden sind. Nach der Katastrophe von 1870 kam dieser Gürtel unter den Hammer und wurde von dem Juwelen-Händler Baron H. erworben. Hierauf gelangte er in Stuttgart abermals zur Versteigerung und gerieth zunächst in die Hände eines Karitäten-Händlers, dann in den Besitz einer Handels-Firma daselbst. Letztere hat um den Gürtel kürzlich wiederum an eine Schauspielerin in Stuttgart verkauft, und zwar für den bescheidenen Preis von 600 Mark.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Mosaik-Arbeiten als Liebhaberkunst.

So alt wie das Wohlgefallen an der Zusammenstellung bunter Steine ist wohl auch die edle kunstvolle Kunst. Im grauen Alterthum wurde sie ausgeübt, und bis auf unsere Zeit sind einige der prächtigen Arbeiten erhalten, als Denkmäler der Kunstfertigkeit vergangener Zeiten und Völker. Herodot erwähnt, daß der Kaiserpalast von Susa, der Herrscherthron des Darius Hytaspes, mit Meisterwerken der Steinkunst geschmückt gewesen sei, und auch im Buche Esther, wie im Hoheliede, ist dieser kostbaren Decorationen rühmend Erwähnung gethan. Besonders Interesse scheinen die Griechen der Mosaik gewidmet zu haben, d. h. jumeist der „Natur-Mosaik“, wozu die bunten Steine aus dem Flusse Alpheios benützt wurden. Schon früh hat man aber auch die „Glas-Mosaik“ entdeckt, d. h. die Kunst, durch Beimischung von metallischen Oxiden die Glasmasse zu färben und beliebig abzutönen, so daß aus der erkalteten Masse, halb Kunst-, halb Naturprodukt, bunte Steine geschlagen werden können.

Von den Griechen und Römern kam die edle „steinerne Kunst“ zu den Byzantinern, welche sie vom 6.—16. Jahrhundert hauptsächlich zum Schmuck ihrer Gotteshäuser anwandten. Zugleich mit der Peripherie von Byzanz ging auch die Mosaik unter. Nur ein seltliches Dasein fristete sie von da ab in Italien, wo sie erst auf das Betreiben einer englischen Gesellschaft durch Alessandro Salviati in Venedig wiederbelebt wurde. Zeugniß von den modernen Leistungen Venedigs geben z. B. die Mosaiken an der Berliner Siegeshalle. Specially der Frauenwelt bietet Italien außerdem eine Klein-Kunst in Mosaik-Schmuck. Broschen, Nadeln und Gemmen, auf denen durch Zusammenstellung winziger Steine (römische Mosaik) oder kleiner Platten (Florentiner Technik) die entzückenden Blumen- und Vogelmuster hergestellt sind. Mit dieser Arbeit werden dort fast ausschließlich Frauenhände betraut.

Vor einigen Jahren hat es eine Berliner Fabrik unternommen, die Mosaik auf deutschen Boden zu verpflanzen. Es gelang in überraschendem Maße. Von besonderem Interesse für unsere Leserinnen dürfte jedoch sein, daß diese Fabrik nicht nur im eigenen Atelier ihre Kunst ausübt, sondern, nach jahrelangem Probiren, im Verein mit der Holzschuher-Schule für Frauen, auch eine Liebhaberkunst auf diesem Gebiete geschaffen hat. Es ist gelungen, das Material durch eine eigenartige Fabrication dergestalt bequem für die Frauenhand herzustellen, daß das Schleifen, Feilen und Schlagen desselben in der Häuslichkeit vollständig fortfällt. Die Steine und Stäbchen, aus denen es sich zusammensetzt, sind allerdings nicht so klein, wie bei der Miniatur-Kunst der italienischen Schmuck-Technik, doch zur Fällung von Kästchen, Schranthüren, kleinen Tischplatten etc. prächtig geeignet.

Wollen wir uns aber die eigentliche Technik, die durch das bunte, reizvolle Material zu einer sehr fesselnden wird, klar werden, so müssen wir im Geiste eine Arbeit ausführen, wobei uns die kleine Darstellung als Anhalt dienen soll. Sie gilt einer Fällung für Kästen oder Truhen und zeigt das wirkungsvolle Ornament verkleinert. Die zweite Abbildung stellt einen Arbeitskasten nebst Pincette dar.

Die Steine und Stäbchen liegen, nach Farben geordnet, fertig in den Kästchen; als Werkzeug dient die Pincette. Jedem Kästchen ist ein Muster, bunt abgetönt, als Vorbild aufgestellt; im Kästchen selbst befindet sich dasselbe Papier, jedoch nur in Contour. Auf dieser Vorlage wird die Arbeit zubereitet und zwar nach der „alla rovescia“, der von Salviati erfundenen Methode der „Umkehrung“. Am besten ist es, zuerst das hier die Mitte bildende Blumenstück in Angriff zu nehmen. Man ergreift mit der Pincette eines der

elfenbeinfarbenen Stäbchen und setzt es, nachdem man es in flüssigen Gummi getaucht, auf ein Blatt der Margarethen-Blume. Ebenso verfährt man mit dem nächsten Stäbchen u. s. w. In die Mitte des Blüthenstängels kommt ein gelbes Stäbchen, wie es die farbige Zeichnung anzeigt. Das Eigenthümliche hierbei ist, daß die Arbeit „verkehrt“ angefertigt wird, d. h. die bessere, ebenere Seite der Stäbchen und Steine wird auf's Papier gesetzt, da gerade diese Seite nach Fertigstellung des Ganzen die Oberfläche bildet, wie später näher erläutert werden soll. Die Schönheit der Fläche wird aber nicht etwa durch vollständige Glätte der Bruchfläche bedingt, sondern im Gegentheil durch die Unebenheit derselben hervorgerufen; durch diese eben entsteht einer der größten Reize der Mosaik, jener unvergleichliche, unvergängliche Glanz und Schmelz, das Brochen und Biederpiegeln des Lichtes, das nur in der kunstvollen Kunst möglich ist.

Ebenso wie die Blätter der Margarethen-Blume werden die anderen Theile des Blumenstückes gearbeitet, was, bei einiger Aufmerksamkeit, wenig Schwierigkeiten bietet. Man muß nur, wenn eine Ecke oder besondere Blattform es verlangt, sorgfältig nach dem passenden Stäbchen suchen. Die innere Fällung, welche aus schwarzen Stäbchen besteht, läßt man für's Erste noch fort.

Dann werden die geraden Steinreihen in Angriff genommen. Dieser gerade Rand zeigt je in der inneren Reihe dunkelrothe, in der äußeren Reihe Goldsteine. Das Segen der letzteren geschieht dergestalt, daß die Goldseite auf dem Papiere liegt, denn der Goldstein zeigt nur auf einer Seite die metallische Fläche, welche nach dem Erkalten der ungefärbten Glasmasse darüber gegossen und darnach mit einer ganz dünnen Glaschicht „überfangen“ wird. Das sich anschließende Vortrennen hat man in hell- und dunkelbraunen Steinen auszuführen.

Und nun, nach dem Trocknen der Arbeit, das schnell erfolgt, kommt die „alla rovescia“.

Hierfür wird zunächst die Höhlung des Gegenstandes (Truhe, Kästchen oder dergleichen), in welche die Mosaik-Fällung hinein passen soll, mit Kitt ausgefüllt. Dieser Kitt war lange Zeit ein tiefes Ge-

heimniß der Venetianer, und noch heute bildet seine Herstellung eine der schwierigsten Aufgaben. Ein Döschen dieser Substanz befindet sich in jedem Kasten. Beim Aufstreichen des Kittes besteht die Kunst darin, denselben so gleichmäßig zu vertheilen, daß er nirgends lockerer oder fester liegt, und infolge dessen die Arbeit sich stellenweise senken könnte. Nachdem dies geschehen, wird die fertige Mosaik umgedreht — die Steine hängen so fest an dem Papier, daß sie bei dieser Prozedur nicht abfallen — und langsam in den Kitt eingedrückt. Die weitere Behandlung der Arbeit ergibt sich von selbst. Das Papier ist, nachdem die Arbeit festigkeit erlangte, zu entfernen und das Reinigen der Fällung auf die elementarste Weise durch Abwischen vorzunehmen.

Die Oberfläche läßt sich auf diese Weise vollständig eben herstellen, was bei der früheren Methode fast unmöglich war. Im Alterthum und später setzte man die Contouren des Ornamentes in den Kitt ein und füllte dann Steine für Steine nach, was, da der Kitt immer künstlich feucht erhalten werden mußte, unfähliche Schwierigkeiten bereitete.

Die bewundernde Schönheit und der Werth solcher Mosaiken müssen natürlich zu eigener Composition anregen. Um diesen Trieb nach selbständigem Schaffen zu befriedigen, werden außer den Kästen mit „abgepaßten“ Mustern, wie die Vorlage, auch Steine und Stäbchen in jeder beliebigen Farbe und Qualität geliefert.



Arbeitskasten für Mosaik-Arbeiten.

Silberfäden, zurück, die an den originellen Grundmustern zu zierlichstem Ausdruck gelangt. Die eigenartigen Musterformen erinnern, zumal durch die Eintheilung des Grundes, an Arbeiten maurischen Stils. Aus der Dreieckform beider Vorlagen geht die Bestimmung derselben zum Schmuck der als Kameltaschen bekannten großen Kissen deutlich hervor. Die wirkungsvollste Anwendung eines der beiden Theile zeigt nebenstehende Skizze.

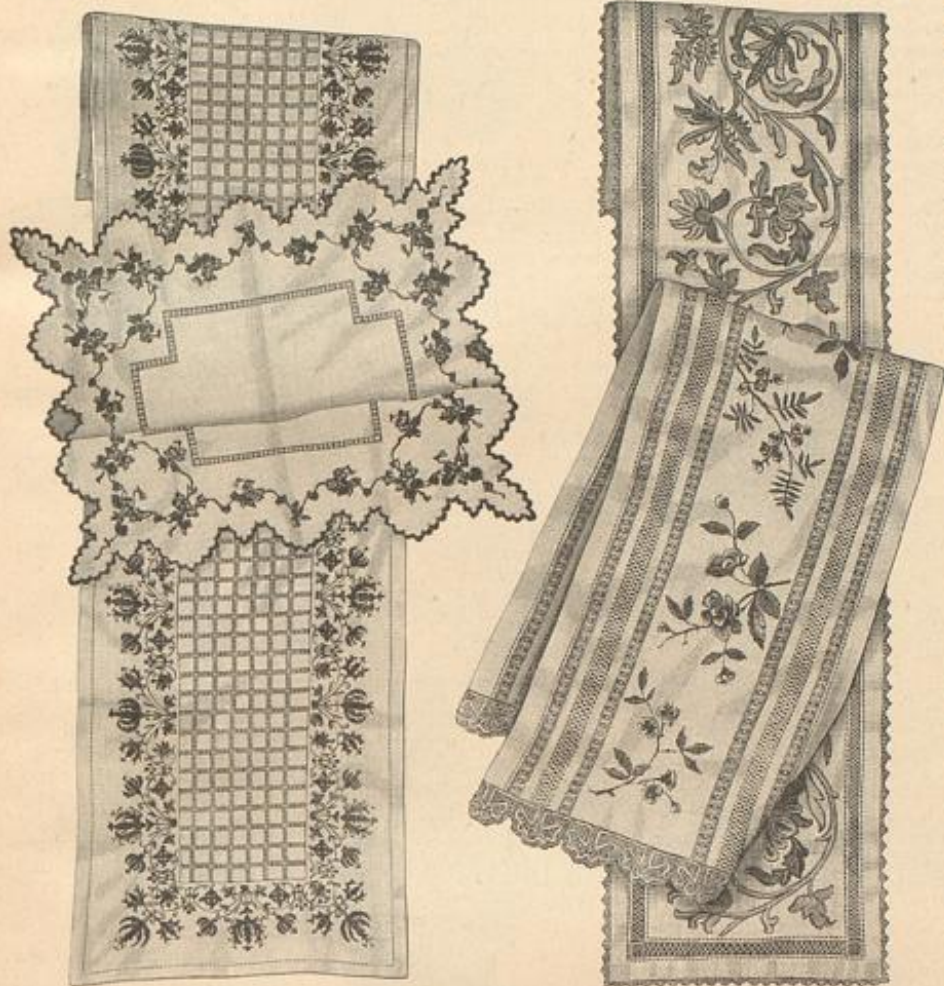


Küchentisch. Gold- und Silberstickerei.

zu einem 5 cm hohen Köpfchen zusammengefaßt und von Schürren mit Troddeln umschlungen. Einzelne Quasten verzieren die Ecken der Goldstickerei, die auch in der Ausführung mit größerem Material harmonische Wirkung verspricht.

**Zeugquellen:** Runder Hut: G. Ranasse, W. Friedrichstr. 79a. — Capote-Hut: F. Vondtmann, 8W. Leipzigerstr. 83. — Wagenmantel: M. Bornheim, W. Behrenstr. 26a. — Promenaden-Anzüge: F. Schöder, C. Jernstemesstr. 29. — Paletot: Wiener Courve, Wien I. Karntnerstr. 9. — Kästen, Vorlagen und Steine für Mosaik-Arbeiten: Werner & Schumann, C. Spaldierhof 7.





Kunst-Stickereien aus Köln.

Gelegentlich der in Köln veranstalteten Ausstellung der dem städtischen Kunstgewerbe-Museum gehörigen Sammlung weiblicher Handarbeiten, Stickereien und Passementereien, hatten sich auch eine Anzahl Kölner Damen bereit gefunden durch eigene Erzeugnisse die Ausstellung zu bereichern. Frau Otto Meurer

stellte eine große Tischdecke in kostbarer Applications-Arbeit aus; Frau Louis Hagen einen Rococo-Bandstirn mit Applicationen in Gold und Silber; Frau Bernig, deren kunstreicher Hand wir so viele prächtige Stickereien verdanken, zwei Stuhl-Verhänge in Gold- und Silberstickerei; Frau Baurath Pfanne zwei schöne Kissen in Spigen-Application. Mit einer umfassenden Collection von Stickereien jeder Art und Technik war Frau Margarethe Babst vertreten; sämtliche Arbeiten, von denen wir einige darstellen, sind nach eigenen Entwürfen der Künstlerin entstanden.

Der große Fensterbehang erschien in farbigem Sammet, Seide und Atlas, theils in Application, theils in Plattstich auf rother Wolle ausgeführt; er lehnt sich an die ornamentalen Formen des beginnenden 18. Jahrhunderts an.

Eine besondere Gruppe bilden die Tischläufer, sämmtlich auf weißem Leinen mit farbiger Seide oder Glanzgarn gearbeitet. Der erste zeigt eine in Blau und Gelb gefaltene stilisirte Blumen-Bordüre, deren Erklärung als wohl gelungen gelten darf. Die Mitte fällt ein Durchbruchmuster, das die Decke besonders reich erscheinen läßt. Vollständig in Platt- und Stiefstich gearbeitete, stilisirte Blumenranken bilden den Abschluß. Einen dritten Tischläufer schmücken einzelne Blüthenzweige, dreifache Durchbruchstreifen und geklöppelte Spitze.

Den Schluß bildet eine viereckige Decke mit Weiden-Bouquets, in abwechselnder Seide gearbeitet. Ungemein hübsch wirkt hier ein Jadenrand, der sich der Zeichnung vollständig anpaßt.

Die Ausstellung zeigte und wieder, daß die weibliche Handarbeit sich zu einer Kunst erheben kann und soll, die mit den ernsten Gesetzen der Harmonie und des Stils zu rechnen hat, die dann aber durch ausdauernden Fleiß Werke von Pracht und Anmuth zu gestalten vermag. K. P.



**Berlin.** — Im October feierte der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen das Jubiläum seines fünf- undzwanzigjährigen Bestehens. Gleichzeitig hatte er die Freude, sein jahrelanges Bemühen, für die mit dem Verein verbundene Zeichenschule ein würdiges Heim zu schaffen, endlich vom schönsten Erfolge gekrönt zu sehen. Im Gartenhaus, Potsdamerstraße 39, einem gebiegenten, stattlich-freundlichen Bau, hat die Zeichenschule ihre neuen Räume bezogen, zugleich mit dem Victoria-Lyceum, dessen Jubelfeier, wie wir an dieser Stelle bereits erwähnt, in derselben Woche stattfand. Bei dem feillichen Eröffnungs- und Einweihungs-Akt hielt Geh. Rath Jordan eine bemerkenswerthe Rede über die Kunst. Dabei äußerte er sich im Gegensatz zu der bei uns üblichen gering-schätzigen Auffassung des Dilettantismus in sehr liebenswürdiger Weise über diese Art der Kunstausübung, die eigentlich die vornehmste sei, weil sie die Kunst als Selbstzweck betreibt. Der Feier schloß sich ein Rundgang durch die Ateliers an, welche Frau Arnold von Siemens stimmungsvoll mit Blumen geschmückt hatte.

Möge nun die Uebersiedelung in's neue Heim für die den edelsten Zielen zustrebende Schule den Anbruch einer Periode erhöhten Blühens und Gedeihens bedeuten!

Mit dem Anfange des gegenwärtigen Halbjahres ist, auf Anregung des Vereins für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend, in unseren Gemeindefschulen der hauswirthschaftliche Unterricht eingeführt worden. In dem neuen Gebäude der 183. Gemeindefschule, Müllerstraße 158/159, wurde eine Schulküche eingerichtet; doch beschränkt sich der Unterricht durchaus nicht auf das Kochen allein, sondern verbindet die Praxis aufs engste mit der Theorie und begreift auch diejenigen Gemischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse mit ein, welche der denkenden Hausfrau zur rationellen und gesundheitsdienlichen Herstellung der Speisen nöthig sind.

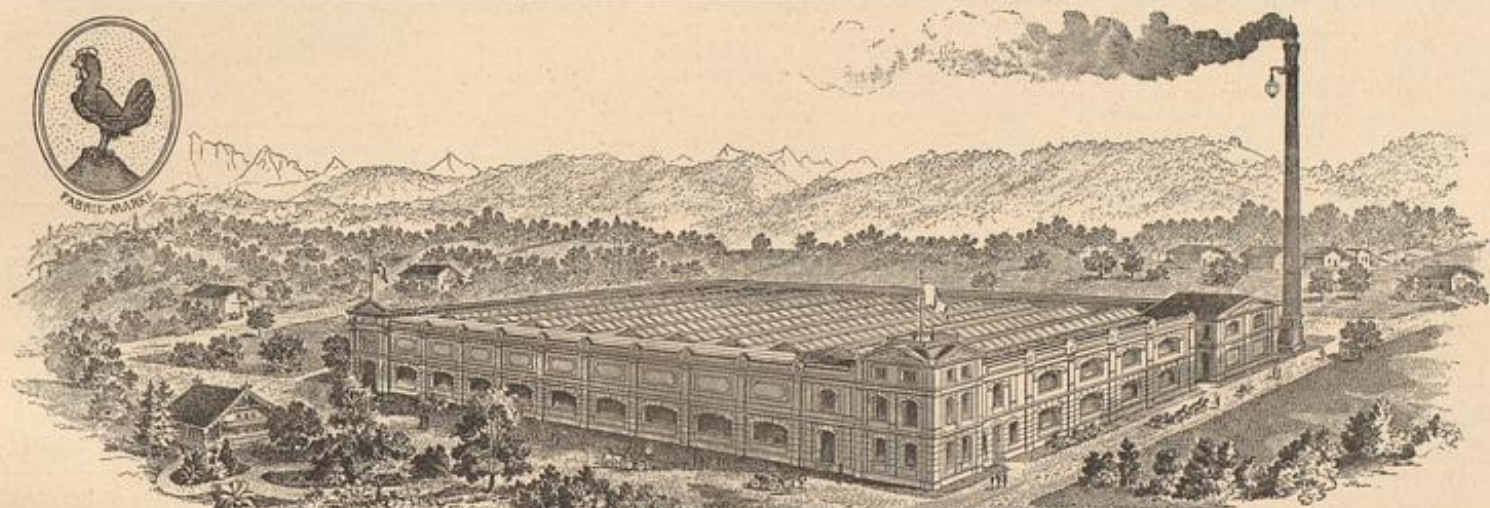
Im Lichthof des königlichen Kunstgewerbe-Museums ist eine größere Sonder-Ausstellung von Stickereien alter und neuer Herkunft eröffnet worden. Unter anderen haben Fr. Berger, Fr. Berner, Fr. Beresig, Fr. Dornburg, Fr. Kielhorn und Fr. von Wedel wundervolle Schöpfungen, besonders auf dem Gebiete des Plattstiches, der Goldstickerei und der Application, ausgestellt. Dazu gesellen sich eine Sammlung moderner Arbeiten aus Privat-Besitz und ein Theil der alten, im Besitz des Museums befindlichen Schätze. Die Ausstellung bietet ein stolzes Zeugniß von Frauenfleiß und -Können.

Am 3. November beging die Bossische Buchhandlung die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens. Die Buchhandlung besaß wahrscheinlich zuerst eine kurfürstliche Concessions-Urkunde; ihrerzeit sind die gesammten Werke Friedrichs des Großen bei ihr erschienen. Seit 1857 führt eine Frau die geschäftliche Leitung des Verlags, die Witwe des letzten Inhabers, Frau Rosalie Stricker, geb. Kroschus.

**Altenburg.** — Die regierende Herzogin Agnes hat unter dem Titel „Ein Wort an Israel“ eine Schrift verfaßt, die aus tiefer Herzensüberzeugung und mit einer erkaunlichen Belesenheit in der heiligen Schrift den Nachweis zu führen sucht, daß die Weissagungen der Propheten des alten Bundes durch das Erscheinen und das Wirken Christi in Erfüllung gegangen seien.

**Paffau.** — Wegen Wildpreybel angeklagt und verurtheilt wurde hier eine 26 Jahre alte Bauerstochter, die man feinerzeit im Walde bei Oberhördorf antraf, als sie mit einem Gewehr auf ein in der Nähe weidendes Rehlich anlegte.

**Wien.** — Se. Majestät der Kaiser hat Fräulein Joh. Va



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

## Verfälschte Seide

Man verkenne ein Mäherchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kränzelt sofort zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Nische von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Hardstoff erichwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Nische, die sich im Gegenfatz zur echten Seide nicht kränzelt, sondern krümmt. Herdrückt man die Nische der echten Seide, so zerhäuft sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.), Zürich versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Noden und ganze Stüde porto- und steuerfrei in's Haus.



Vorgue de la Tour zur Ehrenname des f. l. adelig-weltlichen Damenstiftes Marie Schul in Bräun er-nannt.

Im Gouvernanten-Heim des Fräulein de Blaireville in der Himmelfort-Gasse wurde das fünfundsingzigjährige Bestehen der Anstalt gefeiert.

In der österreichischen Hauptstadt versuchen die Socialdemokraten die Dienstboten in ihre Reihen zu locken.

Vrag. — Vor kurzem starb hier die Glocken-gießerin Fräulein Anna Bellmann.

London. — Die Königin kehrt am 17. Novem-ber von Schottland nach Windsor Castle zurück.



Ball-Toilette für junge Frauen.

Weise aus einem dreieckigen Tuch von 80 cm Seitenlänge gefaltet. Das Tuch wird berart umgenommen, daß der mittlere Zipfel etwas seitwärts auf die Stirn fällt;

Auch ein zweiter, der Hausfrauen Thätigkeit nicht hinderlicher Morgen-anzug, der von übertriebenem Luxus sich fern hält und doch Eleganz und Chic nicht entbehrt, darf Anspruch auf besondere Beachtung erheben.

vollständig. Heliotropfarbener Sam-met bildet die Kinnstreife.

Die runden Hüte scheiden sich in zwei Gruppen, in jene, die ihren Namen mit Recht führen, indem sie einen runden Kopf mit ge-rader oder aufgebogener Krempe ver-binden, und in die anderen, mehr oder weniger gewellten Formen, deren mannigfaltige und phantastische Ge-



Capote.



Halbrunder Hut.



Runder Hut.

haltung zu reicher Garnitur heraus-fordert. Unter ersteren ist es nicht immer leicht, eine Form herauszu-finden, die Kleidbarkeit mit Eleganz so glücklich vereinigt, wie unser Modell aus zartem grauem Casor, zu welchem die Garnitur aus dunkeln Sammet-Rosetten und zwei, rosa und grünlich ombrierten Flügeln überaus fein wirkt.

Es giebt für die winterliche Strahlen-Toilette der älteren Frau kaum Eleganteres und zugleich Praktischeres als die langen Mäntel aus gediegenem Stoff, die das ganze Kleid bedecken.



Mantel in Empire-Form.

Unter den excentrischen Kostümen, die man während der Aufstiege an französischen Damen bewundern konnte, war eine Toilette aus gelbem Atlas, auf deren Rock ein Pa-norama in Hand-malerei die Begru-ung russischer und französischer Kriegsschiffe auf hoher See dar-stellte.

Unter den excentrischen Kostümen, die man während der Aufstiege an französischen Damen bewundern konnte, war eine Toilette aus gelbem Atlas, auf deren Rock ein Pa-norama in Hand-malerei die Begru-ung russischer und französischer Kriegsschiffe auf hoher See dar-stellte.

Verzugsquellen: Paletot: Louis Zwiedack & Bruder, Wien, Märtn-herstraße 1. — Hut: B. Galimberti, I. Spiegelgasse 7.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Für selbständige Naturen, mit sicherem Blick für das Schöne, Kleidliche und Zweckmäßige, hat es einen großen Reiz, der Mode hin und wieder in's Handwerk zu pfuschen und auf eigene Hand Neues zu schaffen, sei es nach freier Phantasie oder nach alten Vor-lagen.



Morgenanzug nach dem Por-trait der Malerin Lebrun.

tiße Kleid selbst besteht aus weichem braunen Wollstoff. Die krause Bluse, wie der faltige, 3-4 Meter weite Rock, finden Aufnahme in einem breiten Bunde, dessen Fich-beine das Corset entbehrlieh machen.



Morgenanzug aus Jäher-Pliffé.

auf der engen Sammetstulpe und bildet eine zierliche Krage-Gar-nitur, die gleichfarbiges Band abschließt. Der Rock kann hierzu für sehr schlanke Figuren gleich-falls aus pliffirtem, oder für härtere aus glattem Stoffe gefe-rtigt werden.

— Mehr und mehr greift die Mode in den alten Vorrathsschatz zurück, und das Ballkleid — wenigstens das der jungen Frauen — wandelt sich allmählig zum „Kostüm“. Verriethe nicht doch der Schnitt gewisse, dem heutigen Geschmack zugehörnde Eigenthüm-lichkeiten, so müthete uns diese erste neue Schöpfung der Saison wie ein aus dem Rahmen getre-tenes Bild vergangener Tage an.

Wien. — Ein leuchtendes Dunkelbraun wird für Wintermäntel als Farbe sehr bevorzugt, um so mehr, als es die schönste Hölle für die köstlichen Fobels- und Reizbesätze, wie für deren Nachahmungen bildet.

Paris. — Mehr als je sind in der diesjährigen Saison die kleinen Capoten beliebt, jene zierlichen Formen, die der Jugend einen aller-liebsten Hauch verfrühter Würde geben, und die für nicht mehr ganz frische Gesicht der vortheilhafteste Umrahmung bilden.



Paletot mit Pelz-Pelerine.

als Farbe sehr bevorzugt, um so mehr, als es die schönste Hölle für die köstlichen Fobels- und Reizbesätze, wie für deren Nachahmungen bildet. Der vorliegende Paletot aus dunkel tabakbraunem Tuch mit dreifachem Schoß und glatter Pelerine gestaltet sich besonders schön und vornehm durch einen, in der früher schon einmal so modernen runden Form gefertigten Fobelkragen, dem sich eine Art Franze aus Fobel-schwänzen anreihet; ein Fobelbüschel vertritt am Halße die Stelle einer Agraffe.

Paris. — Mehr als je sind in der diesjährigen Saison die kleinen Capoten beliebt, jene zierlichen Formen, die der Jugend einen aller-liebsten Hauch verfrühter Würde geben, und die für nicht mehr ganz frische Gesicht der vortheilhafteste Umrahmung bilden. An einer neuesten Schöpfung besteht der krause, in tiefe Toffalten aus-springende Kopf aus heliotropfarbenem Sammet, der mit gelblich weißer Gaze unterfüttert und mit einem gleichen, gefalteten Streifen umgeben ist.

Frau Marie Reschke, akademisch gebildete Gesangslehrerin, Berlin, Blumenthalstrasse 16, pt.

Mrs. Mary Reschke, 16, Blumenthalstrasse pt., Berlin, gives Lessons in Singing in English.

Atelier für Musterzeichnung. Von E. Niemann, Berlin W, Stallhüterstraße 55.

Anfertigung und Uebersetzung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Holz- und Lederarbeit u. s. w. Aufgefängene u. fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Robenwelt und illustrierten Frauen-Zeitung auf Bestellung geliefert. Unterricht im Muster-zeichnen und Blumenmalen.

Atelier für Federplastik, Glasmalerei, Metallarbeiten, Holzbrand u. alle kunstgewerbliche Malerei. Unterricht, Ausfertigung, Entwürfe, Material, Werkzeugstätten. Berlin W., Lilien-Strasse 82. Fr. A. Ackermann.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerb-schnitt-, Holzbrand- und Holz-malerei-Vorlagen, auf Papier wie direkt auf Holz gedruckt. Preisocourante mit 1200 Illustrationen, auch über Werkzeug und Materialien, 20 Pf. Briefmarken. Mey & Widmayer in München I.

Das Atelier der Kunststieckschule des Fraenerwerbsvereins zu Dresden, Ferdinandstr. 13, II, empfiehlt eigene Mustervorwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angof. u. fert. Arbeiten.

In Joh. Palm's Verlag München, Brunn-straße 2 in in neuer Aufl. erschienen: Duffey, Mrs. E. B., Was die Frauen wissen sollten. Autorisi. dtich. Uebers. von Emma Emmertich. 2. verb. Aufl. 1893. 8° Form. brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Mit Kreuzb.-Zusatzg. 20 Pf. mehr!

Soeben erschienen! „Um des Kindes willen“. Roman v. Al. Dobner. Verlag der „Dresdner Frauen-Zeitung“. Sehr spann.u. int. Befond. zu Heiligenschenken f. d. Frauen-Welt geeignet. Preis 3 Mt., eleg. geb. 4 Mt. Zu bezich. durch jede Buchhandlung od. direkt.

Vergrosserungen fertigt ganz vorzüglich nach jedem kleinen, auch verblichenem Bilde, die photographische Kunstanstalt von H. Creutz, Königl. Hofphotograph, Hamburg 6.

LEBENSGRÖSSE Porträts schön. Abent. an Verfordene fertig nach J. H. Photographie in Kreide, Aqua-rell oder Oelfarben. Sprechende Ähnlichkeit und künstlerische Ausführung garantiert. H. Weger, jun., Leipzig, Vetterstr. 19. (prämirt. Kgl. sächs. Staatsmedaille).

## Mondamin Brown & Polson

Kuhiltes Malsproduct. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speziell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

MK - Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vor-rätzig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Markke.

Musik Glass. u. mod. 3-u. 4hdg. Overt., Lieder, Arien etc. alische Universal-Bibliothek 500 Nrn. Jede Nr. 20 Pf. Neu rer. Anf. Vorz. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. Albums à 1.50, rev. v. Riemann, Jodassohn etc. Gebund. Musik a. Editionen. Humoristica. Verzeichnisse gratis und franco von Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

## Benziger's 40 Pf.-Magazin.

Neueste, beste und billigste Erzählungslitteratur!

Eine sorgfältig getroffene Auswahl von Romanen, Novellen, Dorfgeschichten etc.

12 Bändchen, in gedrucktem Umschlag broschirt à Mf. — 40

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Sechseckige Waschmaschine „Regina“ ist die anerkannt beste und daher billigste. Verfabrt durch B. Henle in Nürnberg f. Man verlange gratis u. franco Katalog.

Englische Filosofie } garantiert engl. Flosso-Seide } waschecht. Flosso offen u. leicht cordonirt nur für Engros. Engros Preis. O. E. Lindhorst, Berlin S., Alexandrinen-Str. 52.

Helikon, Ariston, Flötenwerk, Resonatorspieldose Monopol, Musik-Automaten sowie alle denkbaren Musikinstrumente und Musikwerke als: Symphonion, Polyphons etc. liefert zu Original-Fabriks-Preisen direkt die Instrumenten-Fabrik Wilhelm Dietrich, Leipzig, Grimmaische Strasse 1. Illustrierte Preisliste gratis.





Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Marmorquaj.

Dank der mannigfachen mechanischen Nachbildungen gelingt es auch der aristokratischen aller Künste, der Sculptur, sich selbst in bescheidener Umgebung einzubürgern. In den lange bekannten Servierfähigungsarten, den Gips-, Eisen-, Eisen- und Bronze-Abgüssen tritt neuerdings der Marmorquaj, der sich vorzüglich eignet, die reizenden figurlichen Gebilde der Kleinplastik zu reproducieren und theils zu Decorations-Gegenständen, theils zu Geräthen des täglichen Gebrauchs umzuwandeln. — Farbiger Marmorquaj, der naturgetreu die Aderung der einzelnen Marmorarten wiedergibt, dient als Hintergrund, von dessen glatter Fläche sich ein Nigürchen in Hochrelief, manchmal in Verbindung mit einem leichten Ornament in der ungetönten, eiseneinfarbenen Masse kräftig abhebt. Um mit der neuen Erfindung auch Gelegenheit zur Ausübung eigener künstlerischer Thätigkeit zu bieten, ist die farblose Marmorquaj des Reliefs derart präparirt, daß sie entweder mit Oel- oder mit



Briefbeschwerer. Marmorquaj.

Aquarell-Farbe bemalt werden kann. Weniger mit dem Pinsel vertraute Hände beschränken sich dabei auf eine leise Tönung mit Sepia oder Kohlpast, die bei den Körperteilen nur die Tiefen des Gesichtes etwas berührt, das Haar kräftiger deckt und das Gewand besonders in den Falten deutlich markirt. Größere künstlerische Ausbildung und geschultes Farbempfinden setzt die verschiedenfarbige Bemalung voraus. Hier geben die reizvollen antiken Tanagra-Figürchen, die mit der matten gleichmäßigen Färbung der großen Gewand-, Haar-



Rahmen für Arbeiten in Marmorquaj.

und Fleischpartien eine so überaus feine Wirkung erzielen, wie auch die modernen polychromen Eberlein'schen Bildwerke, die besten Vorbilder. Wie wird eine echt künstlerische Ausmalung darauf ausgehen, die volle natürliche Lebensfarbe anzustreben, sondern sich

jener, der bemalten Plastik gefallenen Aufgabe bewußt bleiben, nur einen Hauch von Farbe, eine Andeutung zu geben, welche die Form etwas hervorhebt, sich ihr aber dennoch unterordnet.

Unsere Darstellung zeigt auf grünlicher Marmorplatte eine schwebende Mädchengestalt, die einen großen Palmblatt-Fächer hält. Sowohl als Briefbeschwerer, wie zugleich als Tafel für kurze Notizen, wobei der Fächer die Schrift aufzunehmen hätte, würde die 18 cm lange, 9 cm breite Platte passend sein. Ebenso könnte sie, auf einer Unterlage von farbigem Plätzchen befestigt, einen eigenartigen Wandschmuck bilden. Außer diesem Modell sind noch Bilderrahmen, Schalen und größere Wand-Decorationen im Handel erschienen. Jedes einzelne Stück ist in eine zierliche Kapsel, ähnlich der von uns wiedergegebenen, verpackt, auf welcher ein Vermerk angiebt, ob der betreffende Gegenstand die Bemalung mit Oel oder Aquarell-Farbe verlangt. C. C.

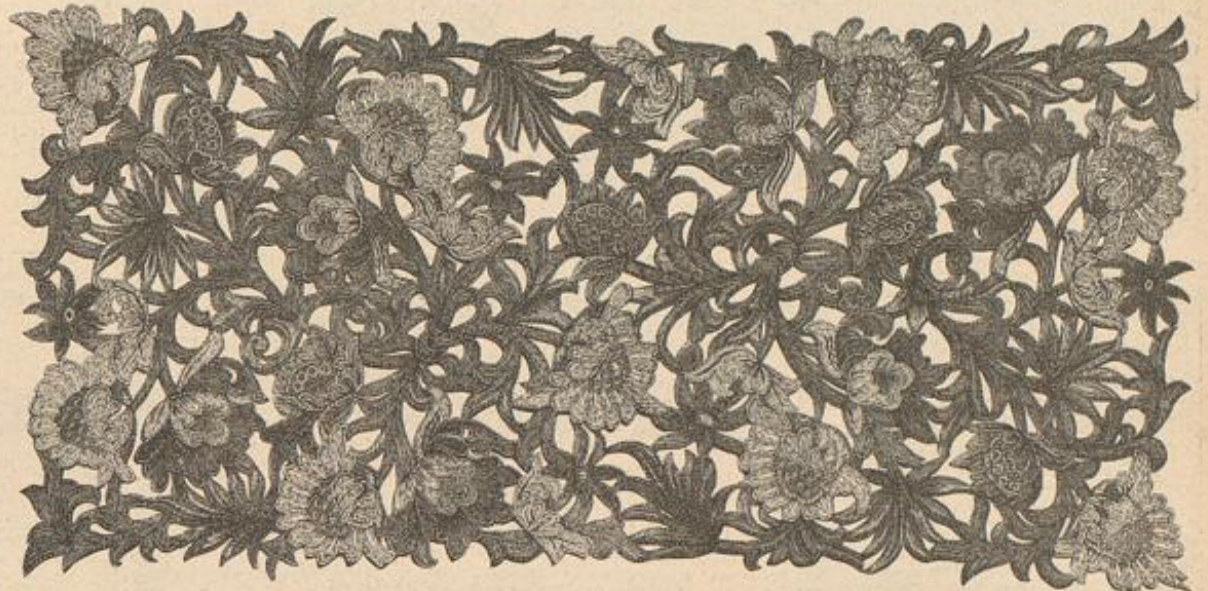
Als freie Umgestaltung der wirkungsvollen spizenartigen Kunstfiderei, deren naturgroßes Muster den Leserinnen mit Nr. 2 der Vorderseite der Beilage geboten wird, erweist sich die nachfolgend dargestellte längliche Decke. Zu dem schönen, als Ausfärbung eines eleganten Holzstubes verwendeten Lamberquin (Abb. 54 der technischen Nr.) würde die 128 cm lange und 64 cm breite Stückerlei als prächtige Salonstuhl-Decke oder als Käufer einen übereinstimmenden Zimmerschmuck bilden. Unsere Vorlage ist bestimmt, den Mantel einer Lustheizung zu verkleiden, wobei die durchbrochene Arbeit besonders vorteilhaft zur Geltung gelangt.

Die neu auftauchende Vorliebe für Bändchenstückerlei, von welcher wir unseren Leserinnen bereits vor Wochen zu berichten wußten, hat die Aufmerksamkeit wieder auf die vielfältige Servierbarkeit aller Arten von Ligen, Gumpen und Säbel-Rignardie gelenkt, die als Stückerlei-Material



Rissen-Vorlage. Ligen-Stückerlei.

eine, selbst für Kinderhände leicht zu lösende Aufgabe. Einfache weiße Zadenlige wird, der Vorzeichnung folgend, dem Grundstoff losgegeschnitten. Dessen selbst kann man beliebig aus Wolstoff,



Längliche Decke. Spizenartige Kunstfiderei.

benutzt, manche beachtenswerthe Vorzüge besitzen. Für Rissen, Behänge u. dergl. Gegenstände, die in Wohnzimmer, Gartenzimmern oder Veranden ihren Platz finden sollen, erscheinen die auf einfachem, waschbarem Stoff auszuführenden Arbeiten besonders praktisch. Unsere, im Stückerlei-Atelier des Lette-Vereins angefertigte Vorlage zeichnet sich durch die leichte, raschfördernde Herstellungsart vorteilhaft aus. Die Ausführung der dargestellten Rissen-Stückerlei bietet

Drell, oder auch aus rothem Schweizerfätschen wählen, da gerade kräftige Stoffe den hübschen Contrast zu dem reinen Weiß der Säffellige bilden. Die eigentliche Befestigung der aufgefätselten Lige stellen je drei, säberförmig vom Grundstoff in die Fäden eingreifende Stiche aus schwarzer Nähseide her; auch die Webstoffs-Rignardie, welche den Stern der Mittelblume markirt, ist in gleicher Weise zu befestigen. Für die mit weißer Seide losgepaunten

**Die jetzt allgemein übliche Methode, Mund und Zähne nur mittelst Zahnpulver oder Zahnpasta zu reinigen, ist eine total verkehrte. Das heißt verkehrt, wenn man beabsichtigt, seine Zähne gesund zu erhalten. Und das, meinen wir, ist doch der Zweck der ganzen Zahnpflege. Wer seine Zähne gesund erhalten will, muß sich unbedingt daran gewöhnen, Mund und Zähne mittelst einer antiseptischen Flüssigkeit zu reinigen. Die Zahnreinigung mittelst Zahnpulver oder Pasta kann nie und nimmer die Zähne vor Verderben schützen. Aus dem einfachen Grunde nicht, weil gerade diejenigen Stellen, die am ehesten anfallen, wie Rückseiten der Backenzähne, Zahnpalten, Zahnlücken u. s. w. bei der Zahnreinigung mittelst Pulver oder Pasta unbedeutet bleiben. Da fault es also ruhig weiter. Eine Flüssigkeit dagegen kann überall hindringen, und wenn sie wirklich antiseptisch wirkt, vernichtet sie alle zahnzerstörenden Stoffe. Ein wirklich antiseptisch wirkendes, d. h. die zahnzerstörenden Prozesse und Pilze sicher und durchaus vernichtendes Zahnantisepticum ist das neue Odol. Die unbedingt sichere Speis (Freisein von Säure und Gährung) des Mundes und der Zähne ergibt sich beim Gebrauch des Odols vornehmlich durch die merkwürdige Eigenart des Odols, daß es sich in die Zahnfleischschleimhäute und in die hohlen Zähne einjaugt, hier gewissermaßen einen antiseptischen Vorrath zurückläßt, welcher noch stundenlang fortwirkt. Die Zähne werden durch regelmäßige Odol-Reinigungen vor Hohlwerden sicher geschützt, faulende Zähne vor weiterem Verfall bewahrt. Odol muß deshalb ohne jeden Zweifel als das beste aller bekannten Zahn- und Mundreinigungsmittel angesehen werden. Der Preis des Odols (1/2 Original-Spritzflacon R. 1.50) ist ein mäßiger, wenn man bedenkt, daß eine Flasche mehrere Monate ausreicht. Man erhält das Odol in allen Geschäften der Branche. Nur nach Orten, wo keines zu haben, sendet das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner in Dresden direkt franco eine Flasche für M. 2.—, 3 Flaschen für M. 5.— (Vorher-Einsendung oder Nachnahme).**

**Schmerzstillendes Mittel**  
**Analgen — Dr. — Vls.**  
 Mit grossem Erfolge klinisch und privatärztlich erprobt. **Gegen Gicht- und rheumatische Schmerzen, Migräne, Neuralgie und Ischias. Unangenehme Nebenwirkungen fehlen vollständig.**  
 In allen Apotheken zu haben. Literatur zu beziehen. **Dahl & Co., Barmen.**

**Damen,**  
 welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Packeten abgewogenem **Cheer** der Firma **E. Brandsma** in Amsterdam zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die **Filiale für Deutschland: Köln, Höpferstraße 24** wenden zu wollen.

**Delikatesse!!**  
**Hammelflecken und Keulen** versendet gegen Nachnahme à Pfd. 60 Pf.  
**Fr. Holzmann, Versandgeschäft, Zoltan, Vönerburger Straße.**

**Die Achten**  
**Offenbacher Pfeffernüsse sowie Brenten und Bethmännchen** feinstes Gebäck zu Wein empfiehlt die **Erste Frankfurter Brentenfabrik Heinrich Kurtz, Frankfurt a. M.**

**Früchte**  
**Conserven** bekannt unter dem Namen **Bozner Obst** empfiehlt in vorzüglicher Qualität die **Conserven-Actien-Gesellschaft** vormals **Jos. Ringler's Söhne, k. u. k. Hoflieferanten Bozen (Südtirol).**

**Wichtig für Hausfrauen,**  
 welche auf wirklich gute, dauerhafte und billige Strümpfe sehen, getrag. Strümpfe angeknüpft u. jeden in dieses nach einschlagenden Artikel auf solbe u. bill. Weise hergestellt wünsch., wenden sich an die **Waisentraderei von A. Maroldt, Mechnich (Eifel)**. Probestrümpfe u. Muster von Garne free gegen free. Bei Bestellungen von Strümpfen bitte um Angabe d. Bein- u. Fußlänge.

**Alte Wollsachen**  
 werden zu dauerhaften Kleider- u. Herrenstoffen, sowie aller Art Teppichen, Decken, Portieren, Planeten u. s. w. in d. neuesten Mustern billig umgearbeitet. Muster versch. umgehend franco  
**Hermann Eichmann, Wollwarenfabrik Hölzer in Hannover.**

**Hemdentuch!!**  
 Durch großen Umsatz ist es mir möglich, trotz der bedeutend erhöhten Preise d. Baumwolle, die seit Jahren schon veranderte ganz vorz. Qualität. Hemdentuch 82,83 cm breit in 30 m Stücken à 42 Pfge. noch heute franco gegen Nachnahme versenden zu können.  
**Wolff (Oberbr.) W. Lorenz Jr. früh W. Lorenz.**

**Billigste Bezugsquelle für**  
**Teppiche!**  
 feinste Teppiche, Prachtexemplare, 4, 5, 6, 8, 10 bis 100 Mart. Prachtatlas gratis.  
**Teppich-Fabrik Emil Lafèvre, Oranienstr. 158.**

**Praktische Weihnachtsgeschenke.**  
 Aecht russ. Gummischuhe, boston u. elegantestes Fabrikat, zu erheblich erm. Preisen.  
 Für Bälle u. Gesellschaft. unentbehrlich, warme Damenboots mit Pelz à 8 und Krimmbootsatz 7 M. auch f. Mädchen u. Kinder. Schneeschuhe für Herren u. Damen. Leichte Schuhe. Reizende Gummivirtschaftsschürzen von 3 bis 5 Mk. Gummi-Tischdecken in geschmackv. Damastmustern, wasserdicht u. abwaschbar. Wandschoner mit Sprüchen und Linoleum-Vorleger für Waschtische. Bilders. Zusammengelegene Auflagerstoffe f. Küchentische. Soxnet-Apparate. Gummistrümpfe geg. Krampfadern. Seide u. Zwirn. Leibbinden aller Art u. Maass. Beste Hygiene-Holzwohlenbinden Dutz. 1.50. Samml. chr. mod. techn. Gummifabrikate.  
**Ausgez. Ausrüstungs-Maschinen mit Pa. Gummi-Walzen 20—22 Mark bei**  
**Ludwig Meyer, Berlin W., Potsdamerstr. 138., dicht a. d. Linkstr.**

**Preiscourante gratis, Badestühle etc.**  
 Diese Badestühle 150 cm lang mit Heizvorrichtung kostet **MARK 55 incl. Francozusendung.**  
**L. Weyl, Berlin W., Polenzstr. 19**

**Das Einfädeln** ist spielend leicht bei **Kosmosnadeln.** Neues Nadelführ. Fadenschneiden unmöglich. **Triumph der deutschen Industrie.** Fabrik: **H. F. Neuss, Aachen.** Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.

**Tiroler Damen-Loden**  
 beste Qualitäten in allen Farben empfiehlt **Fritz Schulze, Kgl. bayr. Hoflieferant, München.** Muster gratis und franco.





Schreibmappe. Stickerei mit Email-Auflagen.

Zusammen der Kisten-Verzierung giebt die kleine Ueberflucht genügenden Anhalt.

Stickerei mit Email-Auflagen. Eine prächtig wirkende Arbeit, deren Hauptvorzug in dem bezeichnenden Reiz des neuartigen Materials liegt...



Naturgroßes Email-Plättchen.

Naturgroßes Email-Plättchen. Die Stickerei-Verzierung an unserer, aus einem 47 cm hohen, 65 cm breiten Stofftheile geschnittenen Schreibmappe...

genen Zeichnung. Neben der am häufigsten vertretenen Herzform der Email-Plättchen kommen noch Rüsselformen, kleine Sternchen und längliche Plättchen für die Auflagen zur Anwendung...



Motiv. Sammlung von Einzelformen aller Techniken des Kunstgewerbes als Vorbilder und Studien-Material.

An dem trefflichen Werke, das für alle erdenklichen Techniken des Kunstgewerbes Vorlagen bietet, wird jeder sich dafür Interessierende, ob Dilettant oder Künstler, seine Freude haben...

Neue Kerbschnittmuster von Clara Roth. II. Reihe. 3. Lieferung.

Die uns vorliegenden Kerbschnittmuster bilden die 7. Lieferung des hübschen Werkes, welches die naturgroßen Vorlagen theils in Linien, theils ausgeführt bietet.

Verlagsquellen: Karmorygk; Reip & Weiners, W. Leipzigerstr. 10. — Eisensticker: Letze-Berein, SW, Königgräberstr. 90. — Spitzen- und Email-Sticker: Geismüller Rehm, W. Leipzigerstr. 129. — Rüsselfäden-Gordonnet- und Tischleide: A. H. Reimann, SW, Friedrichstr. 179. — Musterzeichnung auf Stoff und Papier: Fr. C. Reimann, W. Steglitzerstr. 55.

ED. PINAUD PARIS, 37, Bd de Strasbourg. Ed. Pinaud's berühmte Parfums. IXORA BREONI. BRISA DE LAS PAMPAS. BOUQUET THÉODORA. Ed. Pinaud's SAVON IXORA. Die Säfte der eleganten Welt. GRAND PRIX.

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen. Spielwaaren und praktische Geschenke. direkt aus NÜRNBERG zu beziehen. mit über 7000 Nummern Vollständig und reich illustr. Preisbuch franco zu verlangen. Carl Quehl, kgl. bayr. Hoflieferant, Nürnberg. besteht seit 1852. Erstes und renommiertestes Geschäft. Schenswerthe Verkaufslökal. Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.

An allen besseren Goldwaaren und ähnlichen Gegenständen ist das feine Silberveredelungsmittel der Welt 'Pfeifer's Goldschmelzer' zu haben. Pfeifer's Goldschmelzer ist ein in Deutschland einzigartig hergestelltes Mittel, welches 6 Karats Gold in ein feines Silber umzuwandeln vermag. Preis per Pfund 10 Mark. Nachnahme von 3 Mark. Otto S. Pfeifer, Goldschmelzer, wohnt in Habebühl-Strasse.

Das köstliche Crab Apple Blossom Parfüm. Die berühmten Crown Lavender Salts. Ueberall zu haben in allen Droguen- und Parfümerie-Handlungen. Der jährl. Absatz übersteigt 500 000 Flaschen. Vorräthig bei Gustav Lohse, Hoflieferant, Berlin W., Jägerstr. 45/46. The Crown Perfumery Company, 177 New Bond Street, London. Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt Fr. H. Storbeck, Berlin SW Wilhelmstraße 159 IV.

Klebt, leimt, kittet Alles. Modellbogen, zerriss. Schulbücher u. Mappen, Leinwand, abgebroch. Möbeltheile, zertrümmerte Spielzeugen, zerfallene Feder- und Tassen, Lampenglocken, Vasen, Nippachen etc. Zu haben in Flaschen mit Metallkapsel und Pinsel à 50 Pf., in den meisten Droguen-, Schreibmaterial- und Galanteriewaren-Handl., alleorts oder direct 4 Flaschen für 2 Mark franco. Otto Ring & Co., Berlin, Blumenhalstr. 17.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid! 'CANFIELD' Schweißblätter. Kanfas, geruchlos und wasserdicht. Kein anderes Schweißblatt besitzt diese Vorzüge. Man beachte das Fabrikzeichen 'Canfield'. Hamburg. Canfield Rubber Co., Pickhoben 5. Wir warnen vor dem Ankauf der thausächlich schlechten Schweißblätter mit dem Stempel: „System Canfield“.

Gebr. Loesch, Uhrenfabrik, LEIPZIG. Versand aller Arten abgegebener und genau regulierter Uhren zu staunend billigen Fabrikpreisen. 3 Jahre Garantie u. Umtausch gestattet. Reich illustr. Preis-Buch grat. u. portofr. Schlagw. Regulateure, 14 Tage geb. v. 15 M.

FR Müller. Enttäuschung ausgeschlossen! Erfolg garantiert! Dieschönsten, natürlichen Locken! erzeugt bleibend nur 'Capillaricin', Dépôts bei den Hofliefer. etc. der Parfüm- u. Coiffeur-Geschäfte der grösser Städte. Flacon M. 2.75, 1.50, 0.75. Um schwindelh. Nachahmungen zu vermeiden, beacht. Sie Schutzmarke u. Namenszug. Aug. Spangenberg, Berlin, S.O., Neanderstr. 3. Strassenfahrstühle, Krankentische für Zimmer, Bettische, Closets, Bidets, Verstoffl. Kopfkissen zum Schlafen in 20 verschied. Lagen. Tragstühle etc.

Lehrinstitut für Damenschneiderei. Wäsche-, Maschinennähen und Kunststickerei. Einzeltipre 20 M., monatlich in Circeln 7 M. 50 Pf. Frau Ida Hagenstein, Berlin, Rettelbäckstraße 21. Quergebäude II.

Garantirt waschächte Stickseiden. von W. Rücker, Frankfurt a. M. Anerkannt die Besten und durch jedes bessere Tapissier- u. Stickmaterialien-Geschäft zu beziehen. Man beachte nicht nur den Blaudruck der Etiketten, sondern namentlich die Schutzmarke, da minderwerthige Produkte mit täuschender Nachahmung der Etiketten im Handel sind.

Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10. Grösstes Special-Geschäft für Mal-Utilensilien. — Papierhandlung. Abtheilung für Mal- und Zeichenbedarf: Vollständige Einrichtungen und einzelne Mal-Utilensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Emaille-, Pastell-, Gobelins- und Chromo-Malerei. Wand-Dekorationen zum Bemalen von Blech, Thon, und Papier-machée, neue reizende Muster. Holz-Gegenstände für Malerei, Holzbrand und Kerbschnitt. Neu: Metalloid-Gegenstände zum Bemalen. Feine Lederwaaren zum Bemalen und für Lederbrand. Mal-Vorlagen in bekannt grösster Auswahl, auch leihweise. Stets die ersten Neuheiten. Illustrierte Preislisten versendet jede Abtheilung kostenlos. Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10. Filialen unterhalten wir nicht, deshalb bitten wir, genau auf unsere seit 1851 bestehende Firma zu achten.

Hollins Merino-Strick garn. ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

Heizbarer Badestuhl verbessertes Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. Kohle l. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislisten kostenfrei. Kosch & Teichmann, Berlin S., Prinzenstrasse 43, Fabrik heizbarer Badestühle, Baderwannen, Doucheapparate, Closets.

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln erteilt Fräulein Martiny, Berlin, W., Potsdamerstr. 122 c.

Erfolg für Seife. Hand-, Gurten-, Rojen, Seiden-EmulSIONen. Parfümerie. Hort. de Goupy, Sophienstr. 25. Spec. Haut-, Körper- und Schönheitspflege.

C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C., Wallstr. 84/85. Ausstattungs-Magazin für Haus und Küche incl. Möbel. Specialität: Kochgeschirre, Kaffee- u. Theemaschinen u. Service etc. in Nickel und Kupfer. Eisene Bettstellen und Matratzen; Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen; compl. Bäder- und Douche-einrichtungen, Wannen, Closets, Bidets, Waschtische, Badestühle etc. Preislisten gratis und franco.







Vase und Kanne in Rookwood-Pottery mit eifiligrtem Silberbeschlag.

— Auf der Pariser Welt-Ausstellung im Jahre 1889 fanden bisher noch wenig bekannte Erzeugnisse der Keramik, die Arbeiten der Rookwood-Pottery in Cincinnati, große Beachtung, der die Auszeichnung durch die goldene Medaille folgte. Auch auf der Welt-Ausstellung in Chicago erregte eine reichhaltige Sammlung der inzwischen sehr vervollkommenen Arbeiten allgemeines Aufsehen.

Die Rookwood-Töpferei in Cincinnati wurde 1880 durch Frau Maria Longworth etabliert, deren Vater, Joseph Longworth, der Gründer der Kunstschule und ein Haupt-Patron des Kunst-Museums derselben Stadt war. Der künstlerische Impuls, der zu dem Unternehmen begeisterte, wurde woggerufen durch die keramische Ausstellung Japans auf der Centennial-Ausstellung 1876, — und noch immer läßt die Vertheilung die Spuren dieses Einflusses erkennen. Eine Zeit lang bildete eine Schule für Töpfer-Malerei einen bedeutenden Theil des Unternehmens, wie denn von Anfang an die kaufmännische Seite der künstlerischen untergeordnet war. Die Ware ist echte Fayence, angefertigt aus Thon benachbarter Ablagerungen im Ohio-Thale. Mit Ausnahme eines geborenen Japaners, gingen die Modelleure, die Gründerin selbst eingeschlossen, aus der localen Kunstschule hervor. Von den Künstlern wird verlangt, jedem einzelnen Stück einen besonderen Charakter zu geben, und da ein Abformen nicht gebräuchlich ist, sind doppelte Muster kaum zu erwarten. Nach einer Periode unelbändigen Nachahmens hat sich auf diese Weise eine amerikanische Kunst-Töpferei entwickelt, die ausgesprochene Eigenart besitzt. Die Farbe des Grundes sowohl, als die der Decoration ist vollkommen unterglazirt; die Ausführung selbst theilt sich in drei Arten: Cameo- oder mischelfarbene Fayence, für den Tischgebrauch; Dull finish, dessen weiche, nicht glänzende Oberfläche das Aussehen hat, unglazirt zu sein; zuletzt die reichhaltige Klasse der prächtig ornamentirten glazirten Gefäße. Ein bemerkenswerthes Zeichen der Rookwood-Fayence, in allen ihren Arten, ist der Werth, der auf die künstlerische Wirkung des farbigen Grundes gelegt wird. Die Farbenmischung ist sorgfältig studirt, in

Bezug auf die Decoration und die feinen Muster, besonders der dunkel glazirten, denen sie durch Weichheit und Glanz eine seltene Schönheit verleiht. Unsere Darstellungen zeigen an einer Vase mit drei Henkeln, wie an einer Kanne, die schöne Töpferarbeit durch die Zusammenstellung mit reichem Silberbeschlag zu überaus reizvollen und kostbaren Prunkgeräthen umgewandelt. Der, von Hellbraun in tiefes Dunkelviolett abgetönte Grund, von zartem Gewinde aus Kapuziner-Kresse und Sumpf-Dotter-Blumen in gedämpft natürlicher Farbe gemustert, wird in seinem unteren Theile fast vollständig durch das Silber-Ornament verdeckt. Dasselbe erhebt sich nur ganz wenig über den Grund des Gefäßes, und überall, wo große glatte Flächen eine Gliederung verlangen, sind durch eine leichte Eifiligrung Blattadern, Blüthenkelche u. s. w. angedeutet worden. E. F.

über das der Großherzog von Weimar das Protectorat übernommen hat. Frau Marie Seebach spendet für das Künstlerheim, das sie einer entsprechenden Anzahl ihrer, vom Glanz nicht begünstigten Berufsgenossen für deren alte Tage schafft, jetzt die Summe von 120,000 Mark, weitere 100,000 Mark vermacht sie der Stiftung in ihrem Testament.

**Rürnberg.** — Unter reger Betheiligung fand hier die 17. General-Versammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins statt, verbunden mit dem üblichen allgemeinen Frauentag. Fräulein Aug. Schmidt, Leipzig, Frau Professor Weber, Tübingen, Frau Looper-Houffelle, Frau Dr. von Hörsler, Rürnberg, hielten Vorträge über die Frauenbewegung und die zu erwerbende Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechtes. Es wurde beschlossen, im Interesse der Frauenfrage in den größeren Städten Ortsgruppen zu bilden, sowie Vorträge zu halten.

**Göttingen.** — Die Georgia Augusta ist jetzt auch in die Reihe der Universitäten getreten, welche von Studentinnen besucht werden. Zwei Damen, die bisher in Cambridge Mathematik studirten, wurden hier zum Hören von Vorlesungen zugelassen, jedoch nicht immatriculirt.

**Meran.** — Zwei Schwestern, Töchter des ehemaligen Minister-Präsidenten Freiherrn von Schlieff, welche seit Jahren in Meran leben, sind zum Katholizismus übergetreten, die ältere bereits vor zwei Jahren, die jüngere erst kürzlich.

**Wien.** — Ihre Majestät die Kaiserin hat, wie alljährlich, auch diesmal wieder reiche Unterstützungsbeträge aus ihren Privatmitteln bewilligt, so allein dem Frauen-Böhlthätigkeits-Vereine für Wien und Umgebung 800 fl., und dem Vereine adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen in Wien 500 fl.

**Turin.** — Ein tragisches Ende fand die Hochzeitsreise der erst achtzehnjährigen Frau Anna Charbonnet, geborenen Demicheli, welche sie mit dem, in Italien als tollkühner Luftschiffer wohlbekannten Gatten im Luft-Ballon unternahm. In Begleitung eines Verwandten und eines Dieners stieg das Paar auf, die Braut im weißen Hochzeitskleide, Orangen-Blüthen im Haare. Zwischen Chloromonte und Balme geriet der Ballon in einen Cyclon, der ihn hin- und herschleuderte, sodas der Ballon riß und das Gas entströmte. Die Luftschiffer stürzten in der Nähe der Bergspitze-Crot del Gausine auf einen Gletscher nieder, und beim späteren Abstieg zerstückelte Charbonnet sich den Kopf. Die Frau, sowie ihre Begleiter, wurden gerettet, trugen jedoch sämtlich schwere Wunden davon.

**Paris.** — Dank der Großmuth und der fortwährenden Sorge der Schwägerin Thiers, Mlle. Doine, trat hier die „Fondation Thiers“ in's Leben, eine Stiftung, in deren prächtigen Räumen je fünfzehn junge Gelehrte französischer Nation Unterkunft zur Fortsetzung ihrer Studien und außerdem eine jährliche Rente von je 800 Fr. erhalten.

— In der Gruft unter dem Hochaltar des Invaliden-Doms, wo nun auch der Marschall Mac Mahon ruht, befinden sich neben den Grabmäthern von Frankreichs Helden einige Pflöcke, die in Urnen die Herzen auserwählter Männer des Landes bergen. Auch ein Frauenherz liegt hier behattet. Es ist das jenes Fräuleins von Sombrenil, der im Jahre 1823 die großen Kriegshehren des Invaliden-Doms zuerkannt wurden.

**London.** — Ein bekannter englischer Naturfreund, Mr. W. G. Hudson, sowie die Gesellschaft für Vogelchutz, deren Präsidentin die Herzogin von Portland ist, wenden sich an die Frauenwelt, um ihr nahezu legen, das sie die Mode des Tragens von Högeln und Vogelfedern als Hut- oder Kleider schmuck aufgeben möge. Schon im Jahre 1876 war ein solcher Appell vom Naturforscher Professor Newton an die Frauen gerichtet worden; damals kündigte der Gelehrte an, das diese Mode die Vernichtung ganzer Vogelgeschlechter zur Folge haben werde. Nach Mr. Hudson ist die Prophezeiung in Bezug auf einige ausländische Vogelgattungen nahezu in Erfüllung gegangen.

## Aus der Frauenwelt

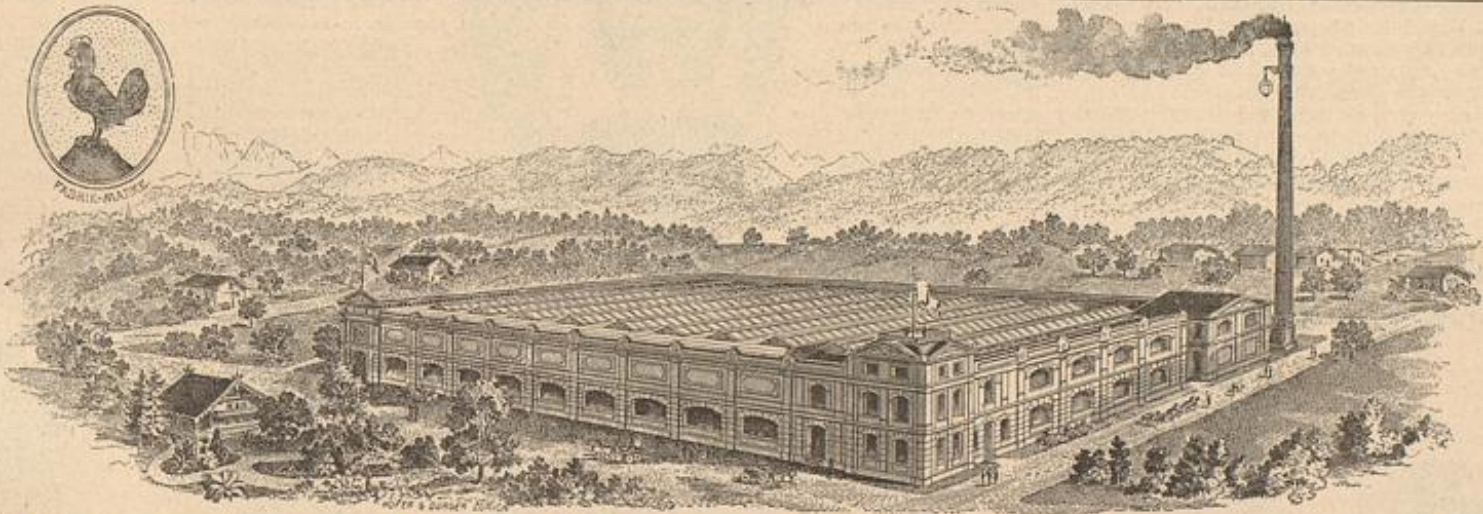
**Berlin.** Den ersten unter den vertheilten „Bräusen“ erhielt bei der Hubertus-Jagd in Halensee am 3. November Ihre Majestät die Kaiserin, die an diesem Tage zum ersten Male die Parforce-Jagd mitritt.

— Auf Befehl der Kaiserin Friedrich und in ihrer Gegenwart fand in Vorstedt die Einweihung des neuerbauten „Kaiser-Friedrich-Kinderheims“ statt.

— Im Verlage von Heinrich Balthar, hier, erschien eine, ursprünglich der Columbianischen Ausstellung gewidmete, künstlerisch ausgeschattete Mappe mit in Lichtdruck vervielfältigten Bildern, die Fritz Grottemeyer's Stift im Kindergarten unseres Peitalozzi-Fröbel-Hauses aufnahm. Den erläuternden Text dazu hat Frau Henriette Schrader geschrieben. Eröffnet wird die Mappe durch ein, im Facsimile-Druck nachgebildetes Schreiben der Kaiserin Friedrich, in dem die hohe Frau sich über das Werk ausdrückt und goldene Worte über erzieherisches Wirken, Schul- und Elternsorge findet.

— Zahlreiche freibame, aber unbemittelte junge Mädchen haben sich mit der Bitte um Gewährung freien Unterrichtes an den Freistellen-Ausschuss der Berliner Gymnasial-Curse für Frauengewendet, der Mittel zur Stiftung von Freistellen sammelt, und für welchen Hrl. Helene Lange (Schöneberger Wer 35) und Redacteur Gustav Dehms (Gneisenanstraße 100) Beiträge entgegennehmen.

**Weimar.** — „Marie Seebach-Stiftung“ wird sich das hier erscheinende Heim für erwerbsunfähig gewordene Bühnenkünstler nennen,



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

empfiehlt:

**Ca. 6000 Stück**

# Seidenstoffe

ab eigener Fabrik — an Private steuerfrei ins Haus — v. 75 Pf.

bis Nr. 18.65 v. Meter — schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, karriert, gemustert etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Nr. 1.85—18.65
Seiden-Foulards	„ „ 1.35—5.85
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Waiststoffe	„ „ —.75—18.65
Seiden-Waistkleider v. Robe	„ „ 14.80—68.50

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc.

Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend.

**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, Zürich.**

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



— Außerordentliche Erfolge erzielt die, am 18. August 1885 von Lady Dufferin, Gattin des früheren Vizekönigs von Indien und jetzigen Gesandten Englands in Paris, gegründete Vereinigung, deren Zweck es ist, für die Hindu-Frauen weibliche ärztliche Hilfe zu beschaffen. 57 Epitäl- und Polikliniken, an denen im ganzen 34 weibliche Ärzte beschäftigt sind rief diese Schöpfung bereits in's Leben. Frauen und Mädchen Europas, die das medicinische Studium absolviert und den Mühen und die Kraft haben, sich in Indien niederzulassen, finden hier ganz ausnahmsweise günstige Bedingungen für das Erreichen einer ehrenvollen und einträglichen Stellung.

— Die neuesten statistischen Untersuchungen führten in Bezug auf die Fruchtbarkeit der Frauen in England zu ungemein traurigen Ergebnissen. In den Jahren von 1878 bis 1884 hat sich die Zahl der, wegen Fruchtlosigkeit aufgegriffenen Frauen, namentlich in Wales, mehr als verdoppelt; es zeigt sich eine erhebliche Zunahme des Brauntwein-Genusses bei der weiblichen Bevölkerung des ländlichen Landes, sowie bei derjenigen der Städte.

**New-York.** — Unter dem Vorsitze der, schon lange selbstlos für die gute Sache vorarbeitenden Frau Marie Hacker vereinigten sich hier gegenwärtig edelgesinnte Frauen, um die nötigen Schritte zur Gründung eines „Deutschen Hospital-Frauenvereins“ einzuleiten.



Theater-Toilette mit kurzem Zäckchen.

# Die Mode

Rockbraut auch im Einzelnen verboten.

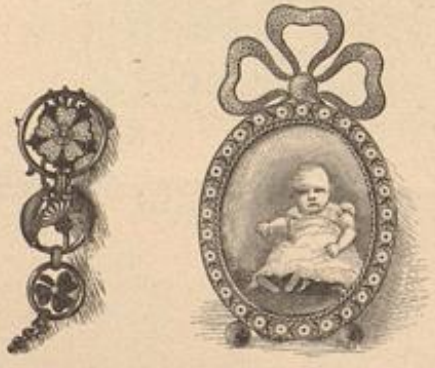
**Berlin.** — Eine unserer letzten Fremden bot den Künstlerinnen Gelegenheit zur Entfaltung ganz ungewöhnlicher Toiletten-Tracht. Interessant war dabei, wie die Repräsentantin der Titeltrolche es verstanden hatte, verschiedene Kostüm-Stile mit einander zu vereinen, wie sie es entschieden nicht über sich vermagte,



Toilette im Empire- Geschmack. Ausgeschnittene Ball-Toilette.

ihre klassische Gestalt durch einen Glockenrod zu beeinträchtigen, während sie andererseits doch die breiten Kermel-Puffen nicht verschmähte. Am charakteristischsten erschien eine Art Empire-Kostüm, dessen zäckchenförmige, kurze Taille mit den breiten Revers, wie die lange Cour-Schleife aus rubinrotem Blau, wirksam abstanden von dem buntesten, zarten weissen Gaze-Gewebe des eigentlichen Gewandes, das in weichen Falten herabfiel. Die rosa Seiden-Toilette ihrer Partnerin zeigte als Rockabschluss des Prinzesskleides eine Puffe aus gleichfarbigem Seidentrepp, die in nicht allzu großen Zwischenräumen von schmalen schwarzen Spitzspangen unterbrochen wurde; über dieser Garnitur bildete cremefarbene Guipüre mit tiefem Zäckchenrand den Uebergang zu der glatten Partie des ziemlich weiten Glocken-Rodes. Unter der, am Halsanschnitt wiederkehrenden Spitze traten die Puffen etwas bauschiger auf, sich gewissermaßen in den kurzen Ärmel fortsetzend. T. D.

— Jetztige Vesäpe in Serpentine- und gewöhnlicher Bolant-Form sind eine sicher willkommene Neuheit, um die Anfertigung der Ballkleider zu erleichtern. Schwarzer Tüll, mit einem Plein aus schmalen, flügelartig zusammengesetzten Jet-Blättchen, ist am oberen gerundeten Abschluss mit ganz feinem Atlasband eingefasst, dagegen am unteren, fällig fallenden Rande mit eng an einander gereihten



Römische Mosaiten. Chatelaine, Bilderrahmen, Papiermesser.

Jet-Blättchen besetzt. Weiße Tüll-Serpentinen mit Silberfäden in abgestufter Größe geziert, zeigen oben und unten sichte Silberperlen in zackiger Anordnung. Ein etwas schwererer Vesäpe besteht aus drei Reihen weissen Repp-Bandes. Das erste, an beiden Rändern

glatt aufzunehmende Band ist am oberen Abschluss ebenfalls mit zackiger Verzierung geschmückt, der sich am unteren, breitesten Bande wiederholt. Die gleiche Verzierung trennt die einzelnen Bänder von einander, von denen das mittlere leicht eingetraut erscheint. T. D.

**Wien.** — Jene Gattung der Winter-Bergnügungen, Theater, Concerte u., die nur eine passive Theilnahme gestatten, die Teilnehmerinnen in gerade gefaltete Stahlstreifen bannen, oder durch die Verklebung einer Loge gegen die Umgebung abgrenzen, läßt eine besondere Art der Toilette als zweckentsprechend erscheinen, welche alle Sorgfalt auf den oberen, allein sichtbaren Theil derselben verlegt. Besonders für sich bestehend gearbeitete Taillen, beliebig zu einem absteigenden Rocke zu tragen, stehen denn auch sehr in Gunst. Kein Material erscheint dafür zu kostbar, keine Ausschmückung zu reich, keine Form zu eigenartig. — Das sitzende Halbfigürchen unserer Skizze trägt über einer ausgeschnittenen Bluse aus wassergrünem Linon mit sehr weiten, halblangen Glockenärmeln ein zierliches, etwas über dem Taillenschluß abschneidendes Zäckchen aus rosa Brocat, dessen Küsterei leicht mit Goldfäden ausgefüllt wurde. Den Ausschnitt umgibt ein Streifen gefalteter Linon, vorn durch eine volle Rosette zusammengehalten. Daran schließt sich der originale, in Spitze Baden verlaufende Kragen aus Brocat, welcher der Taille erst ihr besonders Cachet verleiht. — Hellblauen Seidentrepp für die Bluse, zeigt die zweite Abbildung mit schwerem gelben Seidenstoff für eine lange, vorn offene Jacke zusammengefaßt. Der Schoß ist in tiefe Glockenfalten gelegt, die, wie auch die Vordertheile, eine Längsbeziehung aus dunklerer Stiderei erhielten. Breite, gelbliche Spitze, als Epaulettes arrangirt, bildet den Abschluss der halbblangen, stark gebauschten Kermel aus blauem Krepp. Kollerten an den Ärmeln und Haltengürtel aus gelber Seide. — Das dritte Modell endlich besteht aus einer anliegenden Taille von olivgrünem Sammet mit halbblangen, vorn sehr spitzem Schoß. Ein Jabot aus mehrfach übereinander fallenden Spitzen wird zu beiden Seiten durch Längsstreifen von weichem Krepp begrenzt; ein gleicher Streifen, vorn durch zwei Rosetten unterbrochen, formt auch den Gürtel. Ganz besonders bemerkenswerth sind die Kermelärmel aus weichem Tuche, die eine Stiderei in farbiger Seide über und über bedeckt. C. E.

**Rom.** — Arbeit, und damit die beste Hilfe, haben hochsinnige Frauen den unbeschäftigten Mosaisk-Arbeitern gebracht, indem sie deren darniederliegende Kunst neu belebten. Sie gaben keine Almosen, dagegen stellten sie ihren Geschmad und ihre Erfindungsgabe in den Dienst der geschickten, aber eigener, origineller Ideen entbehrenden Leute. Indem sie neue Muster und Verwendungsarten für das Mosaisk erfinden und die Mittel zur Ausführung erschlossen, halfen sie an der rechten Stelle, denn man war weniger der Technik als der üblichen Form derselben müde geworden. Durch private Verbindungen gelang es denn auch, einen Absatz im Auslande zu ermöglichen. Neben der Mannigfaltigkeit der, neuerdings in den Handel gebrachten Formen dürfte für manche Abnehmer noch die Möglichkeit einen besonderen Reiz haben, durch die verständnisvolle Mitwirkung kunstsinziger Frauen ganz individuelle Ideen zur Ausführung bringen zu können. — Unsere Skizze stellt eine, für eine englische Herzogin bestimmte Chatelaine dar, zu welcher die englischen Embleme, Rose, Distel und Klee, in filigrirter Form, aber unter Wahrung der natürlichen Farben verwendet wurden. Das Photographie-Rahmchen zeigt einen allerliebsten Kranz von Marguerites auf hellblauem Grunde; die, als Bekrönung dienende Schleife ist abhattirt rosa gehalten. Rote, schwarze und hellblaue Zählungen, von denen sich kleine Blumensträuße und ein liegendes Ländchen wirkungsvoll abheben, erscheinen für die Gliederung des Griffes eines Papiermessers aus Bronze zusammengefaßt. Kleine Schmuckgegenstände, wie Baby- oder Schürzennadeln und Broschen in mannigfaltigen reizenden Mustern, sind, in Gold, Silber, vergoldetes Silber oder vergoldetes Kupfer gefaßt, zu sehr niedrigen Preisen im Handel vorräthig. S. S.



Theater-Bluse mit offener Jacke.



Theater-Taillie mit Schoß.

**Paris.** — Als besonders elegant gelten für das Promenaden-Kostüm Jackentaillen ganz aus kurzhaarigem Zell, deren nicht allzu breite Revers mit großen Knöpfen, vorzugsweise Saphir-Imitation in glänzender Fassung, geschmückt sind. Der, seitlich in tiefe Falten gelegte und etwas geraffte Oberrock läßt am unteren Rock entsprechenden Pelzbesatz sehen. Eine große Spitzenchleife am Halse verleiht der, auf den ersten Blick etwas schwer erscheinenden Toilette etwas Frisches und Lustiges, und wirkt gerade durch den Contrast mit dem Pelzwerk überaus elegant. Zwei Pelzstreifen und ein Spitzentuff zieren den kleinen, heutzeltförmigen Ruff. Der schwarze, seitlich aufgeschlagene Füllhut ist mit breiter Noirs-Bandschleife garnirt, in deren Mitte drei Velschensträuße besetzt sind. — Wenn man von der winterlichen Straßen-Toilette spricht, so

denkt man zunächst an Mantel und Hut; das Kleid, das von dem Mantel augenblicklich fast stets bis zum Knie bedeckt wird, kommt nur wenig in Betracht, und dient in seiner Einfachheit nur als Folie, um die wärmende Hülle doppelt hervorzuhellen. Diese entweder durch die Verwendung von kostbarem Material und reichem Ausputz möglichst elegant, oder durch einen ganz besonderen Schnitt möglichst eigenartig zu gestalten, ist denn auch das Bestreben der Pariserin. — Ungemein einfach, aber so originell und chic, daß er sich nicht gut übersehen läßt, erscheint ein langer Straßentmantel aus blau-grauem Tuche mit schmalen Randbesatz aus schwarzem Persianer. Die Grundform ist die des hart gefalteten Coat-Paletots, dessen Rücken in tiefe Falten gelegt ist. Der im Taillenschluß spitz verlaufende, auf den Schultern breit absteigende Kragen harmonirt auf's Beste mit den weiten Glockenärmeln, denen sich eine sehr enge Manschette anschließt. Untere Darstellung zeigt den



Kostüm mit Pelz-Taillie für Schlittschuh-Läuferinnen.

Mantel vorn aus einander tretend, doch kann derselbe selbstverständlich auch geschlossen getragen werden. Das charakteristische Hüftchen ist nichts als ein schmaler Kranz aus Jet-Rosetten, vorn durch ein paar hochstrebende Zählhörner unterbrochen. — Durchaus anderes Genre zeigt der zweite, aus schwarzem Atlas, Sammet und reichen Schnurstickereien zusammengesetzte Cape-Mantel. Das schöne Material wechselt in geschickter Weise an dem unteren Theile wie an den drei Kragen ab, deren oberer aus Sammet gewählt wurde. Im Verein mit dem großen, halbbrunten, von einem vollen Büschel schwarzer Straußfedern überragten Hute, dürfte der Mantel sich ganz besonders zur eleganten Vesäpe der Frau in reiferen Jahren eignen. Dagegen kommt das kurze Mantelset aus dunkelgrünem Tuche mit Netzbesatz ausschließlich der Jugend zu, ergiebt für ältere Tage die Ergänzung eines Straßentkostüms, oder kann, als bequem umzunehmende Hülle, nach dem Schlittschuhlauf für den Nachhauseweg dienen. Schmale schwarze Perl-Passementerie umgibt den, in tiefe Längsfalten gelegten Schulterkragen, dessen Linie eine breite Franze von Jet-Grelots folgt. Kleiner Ruff aus Netz mit Nigrettes und Sammet-Rosetten garnirt. S. d. G.



Mantelset für junge Damen.

— Auf Schloß Neubach in Oesterreich, dem Stammsitze der fürstlichen Familie Löwenstein, fand Mitte November die Trauung der Prinzessin Theresia von Löwenstein mit Don Miguel von Braganza, dem Bruder der Erzherzogin Maria Theresia, statt. Die hohe Frau ist eine Cousine des Herzogs von Braganza, dessen, vor Jahren verstorbene erste Gemalin eine Nichte der Kaiserin und die einzige Schwester der Prinzessin Friedrich von Hohenzollern war. — Unter den prächtigen Toiletten, welche bei der Vermählungsfeierlichkeit getragen wurden, erregte namentlich die Robe der jungverheirateten Erbgroßherzogin von Luxemburg, einer Schwester des Bräutigams, Aufsehen; die Robe war von dem Wiener Hause A. Gröber hergestellt und zeigte auf weichem Satin-Duchesse gelb- und rothgefärbte Nellen. Dem Genre Marie Louise entsprechend, erschien der Rock ganz glatt; die Taille schmückten föhliche Venetianer Spitzen, der Gürtel bestand aus gelbem Atlas. Sehr ori-



Promenaden-Mantel.



Cape-Mantel.

gnell war das Arrangement der Kermel: über mächtige Puffen aus gelbem Duchesse fielen offene Theile des besetzten Stoffes. R. H.

Verlagsanellen: Römische Mosaiten: S. Hirschwald, W. Peitzigerstraße 117/118. — Nookwood-Pottern mit eisilvtem Silberbesatz: J. S. Werner, Hof-Juwelier, W. Friedrichstr. 173.





Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung. Nr. 63.**  
Möbel und Hausgeräte für Kinder und Puppen. Durch zahlreiche Darstellungen und eingehende Beschreibung erläutert, bietet das heutige Extra-Blatt eine Fülle von Anregungen, Rathschlägen und Vorlagen, in welcher Weise liebevolle Hände die Weihnachtsfreude



Puppenwiege (12,5 cm lang, 7,5 cm hoch, 7,5 cm breit); ovaler Tisch (18,5 cm lang, 15 cm breit, 10,5 cm hoch); Stuhl (10,5 cm hoch, 6 cm breit, 5,5 cm Höhe des Sitzes).

der Kleinen durch reißvollen Schmuck ihrer Spielgeräte oder heitere Ausstattungen ihres Wohn- und Spielraumes zu erhöhen vermögen. Dem dort Gegebenen, — Proben gewerblicher Kunstfertigkeit, wie sie heute im Hause gelbt wird, — lassen wir an dieser Stelle die interessante Darstellung von Puppenmöbeln und -Geräthen des vorigen Jahrhunderts folgen, auf das freundliche Interesse der Leserinnen rechnend.

Angeichts der noch erhaltenen Beispiele prächtig ausgeführter Puppenhäuser, die in vielen Museen deutscher Städte Zeugnis von früherer Geistesfreiheit ablegen, scheint uns die „Einfachheit“ der guten alten Zeit die Ausstattungen unserer heutigen Spielgeräte an werthvoller Gebiegenheit bedeutend zu übertreffen. Eigenartig muten sie uns an, diese kleinen, wohl eingerichteten Puppenhäuser oder -Paläste, in deren, durch mehrere Etagen reichende Gemächer die offene Vorderseite Einblick gewährt! Erstaunt, gediegen und würdig, als wären sie über ihre ursprüngliche Bestimmung zum Spiel der Kleinen längst erhoben, und sich ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung für spätere Jahrhunderte voll bewusst, stehen die Insassen jener alten, reich ausgestatteten Puppenwohnungen in vollem Einklang mit ihrer Umgebung. — Berühmte Puppenhäuser aus alter Zeit besitzt das Germanische Museum zu Nürnberg, das königliche National-Museum zu München, die Museen in Wien und Berlin. Auch die nebenstehend dargestellten Modelle aus dem südtirolischen Museum in Salzburg, deren erste Veröffentlichung das liebenswürdige Entgegenkommen der Direction bereitwillig gestattete, dienen als interessante Beispiele jener zierlich und gediegen ausgeführten Spielstätten einer früheren Cultur-Periode. Entstanden sind sie um die Wende des Jahrhunderts; Schnitzarbeit, gedrechselte Zierleuchten und -Kreuze schmücken die aus dunklem Holz gefertigten Gegenstände, deren Formen jedoch keinen Modellen für die Einrichtung deutscher Bürgerhäuser aus einer noch früheren Epoche gleichen. Ueber die Größen-Verhältnisse jeder einzelnen Vorlage geben die Unterschriften Aufschluß. Unendlich zierlich und mit liebevollster Sorgfalt ausgeführt, erscheint die innere Ausstattungen z. B. der Betten oder der Schränke mit allerlei Miniatur-Gebrauchsgegenständen. So hält an der Wiege eine feste, über die

Seitenwände greifende Verankerung das Deckbett des ruhenden Wachs-Kindchens fest; Kopfkissen und Ueberdecke sind mit Spitzen reich verziert, selbst der Schmuck des winzigen Häubchens ist nicht vergessen. Trinkbecher, Buch und Nähtischen bilden auf dem nachstehenden Tische ein lebensvoll anmuthendes Stillleben. Solider Wohlstand verräth der reichgeschmückte Innenvorrath, der aus dem halbgeöffneten, mächtigen Wäschschrank in wohlgeschichteten Stößen hervorkommt; Tisch-, Bett- und Leibwäsche sind darin vollzählig vertreten. Eine Anwendung dieses stolzen Besizes wird an der Wiedergabe des größeren Puppenbettes sichtbar, während der bis in's Kleinste ausgearbeitete Kaffenschrank den an alten Möbeln so charakteristischen Verschleiß der verborgenen Schubladen zeigt. Gelegenheit, die eigene Kunstfertigkeit zu erproben, ist reichlich geboten, indem man sowohl den Zierath der Möbel in Ausdrucks-Technik oder Kerbschnitt-Arbeit, wie die Leinen-Ausstattung selbst herstellen kann.

— Briefpapier in hübscher Cassette ist eine Gabe, die stets, nicht allein auf dem Weihnachtsstische, willkommen geheißen wird. Abgesehen von der Qualität, sind für die Eleganz des Papiers hierbei Farbe und Form wichtiger als die weitere Ausstattung. Kleines Format, sowohl länglich wie quadratisch, zieht man jedem anderen vor; dagegen haben die Couverts fast ausschließlich eine schmale, längliche Form, und ihre breite Klappe zeigt meist nur abgekumpfte, nicht abgedrängte Seiten. Neben lichten Gelb und zartem Violette gelten mattes Rosa und Vahlblau als besonders elegant; Weiß verlangt einen leichten gelblichen Hauch. Die Französinen huldigen dem russischen Kaiser, indem sie das tiefe Gelb seiner Flagge für ihr Briefpapier wählen, oder glänzend weiß, auf dem an Stelle des Wappenthieres ein aus glühendem Stren-



Puppenbett (22 cm lang, 13 cm breit, 15 cm hoch).

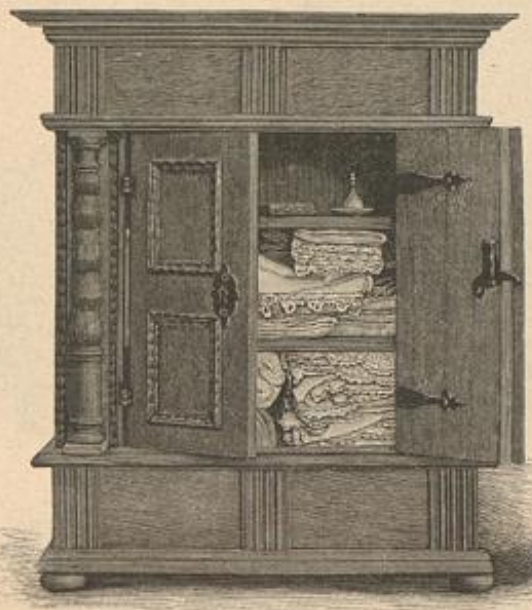


Wäschschrank mit Schiebthür (19 cm hoch, 12 cm breit, 5 cm tief).

Wappen und Devisen befehen zart getönte Vögel, während das ganz glatte weiße Papier gern mit dem farbigen Siegel geschmückt auftritt. Blumenschmuck wird nur discret angebracht, die lichte obere Ecke schmückende Blüten sind z. B. aus dem Papier herausgeschlagen, sodas sie frei über den Rand heraustraten, andere erscheinen wie aufgelegt; sehr fein wirkt eine querlaufende durchbrochene Verzierung, an der mattsilberne Stäbe die Blütenzweige verbinden. Goldschnitt belebt häufig die Ränder der Correspondenz-Karten, wie der Couverts. Die jüngsten Damen benutzen zu ihrer Correspondenz Briefpapier mit Puppentöpfen verziert.



**Bier Frühlingslandschaften.** Von G. Friederich. Verlag von W. Schulp-Engelhard, Berlin.  
Für Aquarell-Malerei bestimmt, därten die fein ausgeführten farbigen Vorlagen, welche ländliche Motive behandeln, Vielen willkommen sein, um so mehr, als jede einzelne ein stimmungsvolles Bildchen für die Mappe oder die Staffelei bildet.



Wäschschrank (25 cm hoch, 18,5 cm breit, 9 cm tief).

and geformter Eisbär thront. Monogramme erscheinen winzig klein auf kaum erbsengroßen Medaillen, oder riesengroß, wie aus knorrigen Ästen zusammengefügt, auch — als neueste Modellaune — aus Schlangen gebildet. Ueber graues Briefpapier breitet sich ein Spinnennetz;

**Atelier für Federplastik,**  
Glasmalerei, Metallarbeiten, Holzbrand u. alle kunstgewerblichen Malerei. Unterrichts- Ausfertigung, Entwürfe, Material, Werkzeugstätten.  
Berlin W., Rappow-Strasse 82.  
Fr. A. Ackermann.

**Kunstgewerbliches Atelier** Berlin W., Potsdamerstr. 66.  
von Johanna Beller, damenstr. 66.  
Unterricht, Ausführung aller Techniken, wie Kerbschnitt, Metallarbeiten etc. etc. und aller Ghantofie-Malereien, auch Gobelin.

**Moderner Schmuck.**  
No. 1705. Broche, ein Herz, rechter Obsidian (saurig dunkelgrün), das andere rechter Marekanit (rosa) mit acht Perlen eingefasst. Fassung 800 fein Silber vergoldet. Diese Broche mit ihrer harmonischen Farben-Zusammenstellung macht einen überaus reizenden Eindruck.  
Preis Mk. 20,60 franko.  
Gegen Nachnahme, bar oder Marken.  
Illustrirter Katalog gratis und franko.  
**Carl Hall in Cannstatt,**  
Goldwaren-Fabrik.

**Billigste Bezugsquelle für Teppiche!**  
fehlerrichte Teppiche, Bruchexemplare, 45, 6, 8, 10 bis 100 Mart. Bruchkatalog gratis.  
TEPPICH-FABRIK **Emil Lefèvre, Oranienstr. 158.**

**MAX KRAUSE, BERLIN S.W.**  
MK - Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Markke.

**L. C. Busch,** Bronzwaaren-Fabrik.  
K. r. Hoflieferant.  
Berlin W., Leipzigerstrasse 19.  
Magazin für kunstgewerbliche Neuheiten: Stutzuhren, Armleuchter, Rauch- u. Schreibzeuge, Tische, Handteller etc. Hochzeits-, Jubiläums- und Ehrenschenken.  
Niederlage d. Fürstl. Stolberg, Kunstgiesserei in mittelalt. Waffen und Waffendecorationen.  
Billige und feste Preise.

**Universal-Feueranzünder**  
Postkistchen 400 Zünder fro. 2 M., Bahnkiste 4000 Zünder fro. 11 M. incl. Emballage empfehlen.  
Gesamt. geschäftl. Schlos. Feueranzünder-Fabr. **Herm. Wiener, Rückenwaldau.**  
Gegr. 1876. Jeder Versuch befriedigt.

**Klebt, leimt, kittet Alles.**  
Modellbogen, zerriss. Schabblätter u. Mappen, Lambäuge, A. heiten, abgebroch. Möbelltheile, zertrümmerte Spielzeugen, zerschnittene Teller und Tassen, Lampenschirmen, Vasen, Nipparbeiten etc. Zu haben in Flaschen mit Metallkapsel, neben Pinsel à 50 Pf., in den meisten Drogerie-, Schreibmaterial- und Galanteriewaren-Handl., allerorts oder direct 4 Flaschen für 2 Mark franco.  
**Otto Ring & Co., Berlin, Blumenhalstr. 17.**

**Alte Wollsachen**  
werden zu dauerhaften Kleider- u. Herrenstoffen, sowie aller Art Teppichen, Decken, Portieren, Mantellen u. s. w. in d. neuesten Musterungsbücheln umgearbeitet. Muster versch. umgehend franco.  
**Hermann Eichmann,**  
Wollwaarenfabrik Uslar in Hannover.

**Mandelkleie mit Veilchengesuch**  
macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch.  
Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.  
Alleinige Erzeuger:  
**A. Motsch & Co.**  
WIEN, I. LUGECK Nr. 3  
Generaldepôt bei **J. Prochownik,**  
Berlin S.W., Ritterstr. 48.

Wer sich e. solch. Wohlthun begehrt. Badeschlüssel, kann sich m. 5 Kub. Zoll, u. 1 So. Kohl. lösl. warm baden. Jeder der dies liebt, verl. v. Postl. d. ausl. Ill. Preis, grat. 2. Best. Berlin S. Prinzenstr. 49.  
Francosendung — Zweifelsung.

**Keine Friseurin mehr!**  
Neueste engl. Frisur ges. gesch. No. 1272. Sehr modern, braucht nicht frisirt zu werden und wird mit 4 Nadeln befestigt.  
Fr. 7.50. — Illustr. Prosp. gratis.  
**M. Liedl Nachf., Fürth O/Bayern.**

**Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Co. in Zürich**  
versenden porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe jeder Art von 70 Pf. bis M. 15.— per metre. Muster franco.  
Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.  
**Garantie-Seidenstoffe.**

Wer sich mit ganz geringem Capital eine gesicherte Existenz gründen will, sende seine Adresse an **C. Scheibenhauer, Hamburg, Vierländerstrasse 51.**

**Enthaarung.**  
Mundellin'sches Decoloratorium für Damen, bewährt zur schnell. schmerzlos. Entfern. entstellender Gesichtshaare. Fl. 3 M.  
Apoth. **Mundellin,**  
jetzt Güntersborgo I. Harz früher Berlin.

**FR. Müller**  
Die schönsten, natürlichen Locken! erzeugt bleibend nur „Capillaricin“. Dépôts bei den Höffelers, etc. der Parfüm- u. Coiffeur-Geschäfte der grösser. Städte. Placon M. 2.75, 1.50, 0.75. Um schwindelh. Nachahmungen zu vermeid., beacht. Sie Schutzmarke u. Namenszug.

**500 Paar blutrothe Kolibrihaare,** reizende Käpfer, à Paar 5 Mart. Nuerapapageien, Paar 6 Mart., sprechende graue u. gelbe Papageien, bis zu hunderten Vögeln sprechend, von 75 Mart. bis 500 Mart. Italienische Goldfische, das Humbert 7 Mart. Versand nur gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung des Betrages, unter Garantie lebender Ankunft.

**Judische Gazellendecken,** fertig als Teppich, gegen 180 Ctm. lang, 85 Ctm. breit, mit schnee-weißem, langen Haar, vom schönsten Eisbärenfell nicht zu unterscheiden, hochel. Salon- u. Wandteppiche, auch zu eleg. Schlittendecken zu verwenden. Stück 20 Mart. **H. KUMSS,** Weltverleumdungsgeschäft Warmbrunn i. Schl.

Billigste Bezugsquelle für **Teppiche** mit Webeschleifen, Portieren, Tischdecken, Steppdecken. Waarental. reich illustirt grat. u. franco.  
**Teppich-Fabrik S. Unger,**  
Oranienstrasse 48.

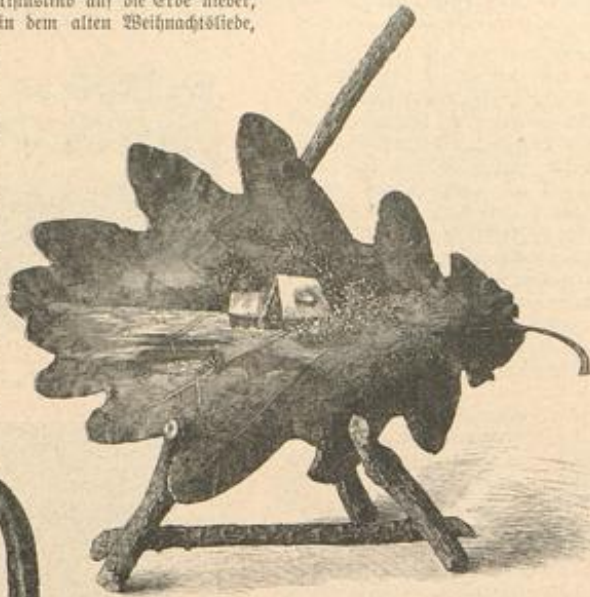
**Kerbschnitzerei**  
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. 5. Fr. Clara Roth, Berlin W., Rappowstr. 84a.



### Weihnachts-Arbeiten.

„Alle Jahre wieder kommt das Christkind auf die Erde nieder, wo die Menschen sind“ — heißt es in dem alten Weihnachtsliede, das wir einst als Kinder gelernt und am Tage vor dem heiligen Feste mit angsterfülltem Herzen dem Aechte Ruprecht aussagten, der mit Saft und Ruthe im schneebedeckten Felde als Abgesandter des Christkinds Nachfrage hielt, ob die Kinder artig gewesen. Weit liegt sie hinter uns die seltsame Kinderzeit, und doch überkommt auch uns beim Nahen des Festes wieder jene seltsame, wehmüthig-froh erwartungsvolle Stimmung, freilich weniger eine Folge jener Erwartung, die dem Weichentwerden vorausgeht, als jener, die das seligere Geben zu begleiten pflegt. Wer immer es sein mag, dem die Freunde des Freuden-

zu bereiten. Wie das bemalte Blättchen ist auch der kleine Spiegel durch seine zierliche Form und das farbtöne Leder zum Schmuck eines Boudoirs bestimmt. Der flache Holzrahmen, ein verschobenes Siered von 30 cm Seitenlänge, misst reichlich 8 cm Breite und umgibt eine 13 cm große Bild- oder Spiegelfläche. Von dem gelbweißen Leder heben sich sternförmige goldene, wie glatte, oxydirte Ziernägel ab, die die Ausstaltung bilden; schmale Silberstreife theilt die Rahmenfläche querüber in zwei gleiche Theile. — Eine allerliebste Spielerei, für den Toiletten-Tisch bestimmt, ist das Stülchen aus einem Gänsetnochen, dessen Flächen auf mattblauen oder grünem Grunde einen zierlichen gemalten Blüthen-Stein zeigen, wie an der Vorlage, oder eine Stickerei, auf der mattfarbigen Seide des Stübes ausgeführt, und das Gestell mit leuchtender Lackfarbe überstrichen. Kleine



Bemaltes Blatt.



Wand-Decoration mit Regarbeit.

Enden, deren Puffen Streifen von 14 cm Breite und 100 cm Länge erfordern. Die Mittelpuffe aus gelber Seide ist 28 cm breit und in der Mitte hin und wieder durch einige Stiche niedergehalten, so daß sie doppelt wirkt; beide Längsränder werden zu 1 1/2 cm breiten Köpfchen eingereicht, welche den Ansaß der Porten bedecken. Auch die freisunden Seitenflächen der Rolle bedeckt gepuffte Seide, und zwar hat man hierfür je einen 30 cm breiten, 14 cm langen Streifen zweimal auf die entsprechende Größe einzureihen. 2 cm starke Seidenkammer vollendet die Ausstaltung. — Das zweite quadratförmige Kissen kann auch in einem Herrenzimmer Platz finden, nur wäre dann vielleicht auf die in natürlichen Farben gehaltene Bemalung des Lederschnittes zu verzichten und das ganz naturalistisch gehaltene Ornament, Weinblätter und Trauben, einfach zu zeigen, wie dies an den in einander geschlungenen Bändern des Randabschlusses geschehen. Schmale Riemenchen befestigen kreuznagelgleich die beiden Lederflächen über einem mit Rohhaar gefüllten Kissen; geschnittene Lederschmüre sind, zu Dösen geschlungen, an den vier Ecken befestigt. — Nachdem wir so dem Pinsel, der Nadel, und dem Messer Beschäftigung geboten, ist es billig, daß wir auch noch anderer Verzierungsdarten gedenken. Da ist unter den vielen reizvoll decorirten Schalen und Tellern eine als Wand-Decorations-Arbeitsbeutel. Wandmateriel auf Leder. tion bestimmte originelle, edige Metallplatte von 26 cm im Quadrat, deren Ecken leicht umgebogen sind und die auf der Rückseite eine Döse zum Aufhängen erhielt. Ganz nach Belieben kann die Regarbeit auf der Platte in gewöhnlicher Art ausgeführt werden, jedoch für Grund oder Ornament nur blanke und matte Flächen entstehen oder in zwei verschiedenen Farben, falls z. B. die Kupferfläche vernickelt ist; man kann aber die Regarbeit auch durch Farben beleben, die man entweder mit dem Pinsel anträgt oder durch galvanische Wäder erzielt. Das letzte Verfahren ist angewendet bei dem kleinen Löcher, fast am Schlusse unserer Darstellungen, welcher durch seinen außerdem genarnten Grund fein gepunzt Lederschnitt ähnlich wird. Auch diese Technik selbst ist zur Ausstaltung des Löchers anwendbar. Wie gestaltungsfähig das Leder überhaupt ist, und wie andererseits der Platinstift sein Arbeitsgebiet immer mehr erweitert, beweist der hübsche Arbeitsbeutel. An dem Pompadour aus weichem grauen Wachs-



Holländischer Tisch mit Majolica-Platte. Von Margarethe Rudolph.

Die inneren Flächen des Ornamentes erscheinen in Mattgrün, Roth und Blau mit Aquarell-Farbe ausgemalt, welche die sammetartige Außenseite des Leders besser annimmt als die sonst übliche Lackfarbe. Um die Haltbarkeit der Farben zu sichern, ist ein Ueberziehen der gemalten Flächen mit feinem, farblosem Lack empfehlenswert.

machend vergönnt ist, stets taucht für ihn in erster Reihe die Frage auf: „Was soll ich schenken?“ und immer wird die Antwort sein: gib etwas, was nicht dich allein befriedigt und erfreut, sondern was dem Geschmack und den Bedürfnissen des Empfängenden entspricht. Wie verschieden aber die Ansprüche sind, wie weit die Ansichten über Nothwendiges und Ueberflüssiges aus einander gehen, weiß jeder selbst aus Erfahrung, und hier kann fremder Rath nicht viel nützen, es sei denn ein Hinweis auf etwas Neues, neu in Bezug auf Form oder Ausstaltung, obgleich hier, wie überall, von Klubs' Ausspruch gilt. Von diesem Gedanken ausgehend, wollen auch die von uns gebotenen Anregungen, die sich auf die schönsten und werthvollsten, die mit eigener Hand zu schaffenden Geschenke beziehen, keineswegs als noch nicht dargelegene gelten, sondern nur beweisen, wie die mancherlei weiblichen Handarbeiten und Kunstfertigkeiten immer von neuem in ein anderes Gewand sich kleiden lassen, und wie manche an sich unscheinbare Kleinigkeit durch richtig angebrachte Verzierung sich zu einer willkommenen Gabe gestaltet.

Im Laufe des Jahres bringen die verschiedenen Nummern unseres Blattes so viele schöne und nützliche Gegenstände, daß wir in erster Reihe auf all' das damit gebotene Material hinweisen dürfen und die hier dargestellten Kissen, Trühen, Körbe, Decken u. s. w. nur als eine Erweiterung betrachten. Vielgestaltig, wie die Wünsche unserer Leserinnen, sind auch die Vorlagen, bei denen neben, Pinsel und Stift, die Nadel nicht vergessen wurde.

Von der letzten Sommerreise hat wohl mancher hier und da Blumen und Blätter heimgebracht. Diese wollen Blätter sollen jetzt dazu dienen, die Erinnerung an gemeinsam besuchte Stätten im Bilde festzuhalten. Mit seinen Strichen zaubert der Pinsel auf die braune Fläche des Blattes eine Landschaft en miniature, und das so gewonnene Bildchen, auf eine aus Fannereisen zusammengesetzte Staffelei gestellt, nimmt sich allerliebst aus und wird nicht verfehlen, Freunde

Schleifen aus passenden Baby-Bändchen und eine schmale Seidenfranze als Abschluß des Posters vervollständigen das kleine Ding, das als Nadelstifts Dienst thun soll. — Je nach der Größe, in der man die Truhe herstellt, wird sie zur Aufnahme von Schmuck,



Schlummerrolle mit Kreuzstich-Stickerei.

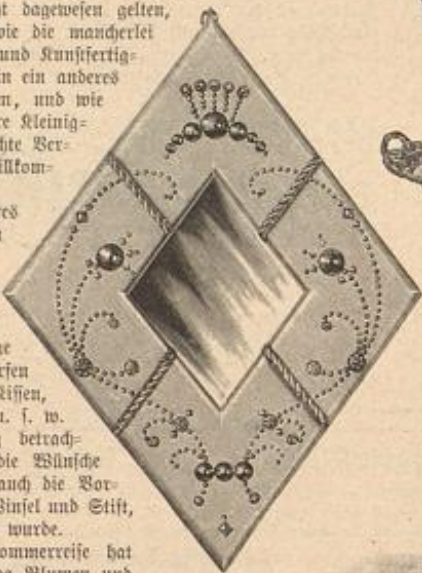


Rückenstiffen mit bemaltem Lederschnitt.

Briefen, Spitzen oder feiner Wäsche geeignet sein. Unser Original, von Künstlerhand mit Oelfarben gemalt, ist eines jener Brunnmöbel, auf das eine Hausfrau mit Stolz blickt. Jede der fünf Flächen schmückt ein Strauß vielfarbiger Kelten, die sich von dunkelrothem Grunde in leuchtender Pracht abheben; auch der ringsum 2 cm breit übertretende Deckel zeigt die gleiche künstlerische Zier, eingeschlossen von 6 cm breiten Streifen japanischer Ledertapete in dunklem Bronze-Ton. Kugelfüße tragen die Truhe, die zu 55 cm Länge, 30 cm Höhe und 31 cm Tiefe mißt.

Neben allerlei Kästen und Trühen, die theils auf größeren Möbeln stehen, theils selbst als Sitz dienen, trägt nichts mehr zur Behaglichkeit eines Raumes bei, als Kissen in mannigfacher Form, Ausstaltung und Bestimmung. Wir bieten zwei Kissen, von denen das längliche als Grundform die bekannte Schlummerrolle verlangt, die an der Vorlage 42 cm Länge zu 45 cm Umfang mißt. Als Bekleidung dient die schöne, weiche indische Seide, die sich zu Puffen und Küsschen ganz besonders eignet. Gelbe und in zwei Tönen braun gehaltene Seidenstreifen sind hier zusammengestellt mit gelbweißen Wollborten von 4 1/2 cm Breite, auf welche Kreuzstich-Stickerei in Gelb, Ultramarin und Grün mit irischem Leinengarn (flax thread) gearbeitet erscheint. Beim Bekleiden der Schlummerrolle beginnt man je mit einem der beiden

Spiegelrahmen mit Regarbeit. Von Elisabeth Schmidt-Pecht.



Nadelstiffen aus einem Gänsetnochen. Von Clara Kees.



Truhe mit Malerei. Von Clara Lobedan.



Sehr fein steht zu dem hellgrauen Tone das Futter aus granat-rothem Atlas; den Schlup bildet eine dicke graue Seidenschur, die durch seidenerponierte Fäden geleitet wird.

Den vielen Freunden der Majolica-Malerei dürfte das dargestellte Tischchen einen willkommenen Hinweis bieten, wie man gemalte Tischen praktisch in schöner Form verwenden kann. Ein alt-holländischer Tisch aus dunklem Nussbaum zeigt eine in die Tischfläche eingelagerte Majolica-Platte in Veltier-Manier bemalt; das alte Original der nachgebildeten Kachel, das aus dem 16. Jahrhundert stammt, gehört der Sammlung des Berliner Kunst-Gewerbe-Museums an, die Darstellung befindet sich auf Seite 52 in dem Artikel „Majolica-Malerei“ in dem Werkchen „Häusliche Kunst.“

Jeder Hausfrau als Theelöffel- oder Schälöffelröhrchen willkommen wird unsere ungemein zierliche Vorlage sein, deren Befestigung aus einem theergrünen Seiden-Volant zugleich einer Spitze als Korb dient; diese zeigt die Contouren mit japanischem Goldfaden ausgeführt. Theergrünes Reppband und gleichfarbige, seidene Pompons sind an den Ecken wie am Griff angebracht. — Unter den wenigen, ausschließlich zum Geschenke für Herren geeigneten Gegenständen nimmt das Etui für Spielkarten hies einen hervorragenden Platz ein. Zu handlicher, gefälliger Form, erweist sich der mit glänzendem Zohlenfell beledete Tornister gleichzeitig als ein praktischer Behälter, um alle zu dem edlen Kartenspiele erforderlichen Requi-



Schälöffelröhrchen mit benetzter Spitze.

siten in engem Raume für Reisen und dergleichen zu vereinigen. Den 16 cm langen, 12 cm breiten Tornister verschließen kurze Leber-Bänder; innen und an den Seitenwänden ist er mit hellbraunem, feinem Leder und Atlas bezogen. Auf der pulkartig aufzustellenden Rückseite, die unsere kleine Darstellung erkennen läßt, markiren 3 cm breite, schräge Lederstreifen die Käßelriemen; der Innenraum des geöffneten Kästchens nimmt in zwei nebeneinander liegenden Fächern je ein Spiel Karten auf; Weisheit und Notiz-Blätter hält ein Stoffband auf der Innenseite der aufzuklappenden Wand; an ihrer Außenseite dient ein 8 cm breites, bandartiges Lederröhren zur Befestigung der 19 zu 11 cm großen Schiefertafel. Der Innenraum des Faches bietet gleichzeitig willkommene Gelegenheit, mit einem selbst gestickten Monogramme dem Geschenke persönlichen Werth zu verleihen. Auch der Holzrand, wie die Tafel selbst, und der Holzgriff des angehängten Schwämmchens eignen sich, um mit Brennstift oder Malerei beliebig leichte Verzierungen anzubringen.

Alle hier erwähnten Kunstarbeiten, — Holzmalerei, Holzbrand, Majolica-Malerei, Reparatur, Nagelarbeit u. s. w., — sind eingehend erläutert in dem Werkchen „Häusliche Kunst“, das in unserer Verlage lieferungsweise erschienen ist und jetzt vollendet vorliegt. Tisch- oder Bettbede. Koffal- und Buntstickerei. In der hier gebotenen kleinen Uebersicht der prächtig wirkenden Bede von 160 cm Länge zu 132 cm Breite, die mit den Abb. 11 und 16 der technischen Nummer theilweise Darstellung fand, gelangt die Eigenart der Stickerei trefflich zur Geltung. Da die beträchtliche Größe der auf mosaikartig zusammengefügtem Grundstoffe hergestellten Vorlage jeden und gebotenen Raum weit aus übersteigt, so müssen wir uns, außer dem Hinweis auf die bekannte Bezugsquelle, mit einer künftigen Erklärung der Farben-Vertheilung und der unterschiedlichen Sticharten begnügen. Aus dunkel-schwarzblauem und terracotta-rothem, rauhem Tuchstoff setzen sich, in je zweimaligem Wechsel, die verschieden geformten Felder des Stoffgrundes zusammen. Nicht der 27 cm breiten blauen Randborte erscheinen ringsum vier rothe Hirsch-Figuren eingeseht. Dieselben greifen in den nächsten, blauen Streifen ein; den Anlauf des hart gepackten und gebogenen Innenrandes deckt fingerbreiter Plattschiff aus hell-bronzebrauner Orient-Wolle, mit kräftigem Goldschürchen als Abschluß. Drei Löwe-



Spielkarten-Etui aus Zohlenfell.

bronzebrauner Wolle dienen zur Kulage der Renaissance-Stickerei, wie für den Plattschiff, während für die Gitterstiche der leichter wirkenden Blüten und Blätter, wie für die übergespannten Fäden gleichfarbige Filofelle-Seide eintritt. Zunächst folgen schräg aufsteigende dunkelblaue Felder als Untergrund einer bäumchenartigen Stickerei, in der sich die runden Blumenformen der Randborte wiederholen. Neben diesen, in Farbe wie Ausführung schon beschriebenen Blüten, kommen an den glodenförmigen Blumen und ihrem Laubwerk Fischgräten-Stiche, Lanquetten-, Gitter- und Blatt-Stiche in Bronzebraun, Goldgelb, Blau, Roth und Grün, wechselnd in Seide und Wolle, zur Anwendung. Das Mittelstück auf terracotta-rothem Grunde zeigt Figuren aus grüner Wolle mit gelbem Plattschiff einschattirt, zu rother Mitte und schwarzer Umrandung. An den Plattformen, die dem stumpfen Winkel zunächst liegen, erscheint Bronzebraun und Grün in je drei Tönen mit Roth einschattirt.



Vöcher mit farbiger Reparatur. Von Hildegard Lehner. Kreuzn. Naht aus pflanblauer Filofelle-Seide und loje Stiche füllen die übrigen, mit Goldschur zu umrandenden, breiten Linien der Mittelstücke. F. F.



Bede mit Koffal- und Buntstickerei.

Bezugsquellen: Zählumwickel: M. Basse, W. Leipzigerstr. 42. — Rissen mit Lederstich: G. Gulbe, W. Leipzigerstr. 121. — Majolica-Malerei: Margarethe Rudolf, W. Potsdamerstr. 134 a. — Schälöffelröhrchen, Spielkarten-Etui: Gelsch. Behm, W. Leipzigerstr. 139. — Bede mit Buntstickerei: R. Haertel, W. Leipzigerstr. 6. — Briefpapier: Max Krause, SW, Beuthstr. 7.

Advertisement for 'Seidenstoffe' (Silk fabrics) from von Elten & Keussen, Grefeld. It lists various types of silk and their prices.

Advertisement for 'Nützliches Geschenk!' (Useful gift!) featuring a 'Patent-Minutenwecker' (alarm clock) with various features and prices.

Advertisement for 'Gebr. Loesch, Uhrenfabrik, LEIPZIG.' (Loesch watchmaking factory) listing various watch models and prices.

Advertisement for 'Linoleum' by Julius Henel, featuring different grades and prices.

Advertisement for 'Arnold Müller, Berlin W.' featuring a sailor suit and a hat, with text 'Snaben- und Mädchen-Garderobe'.

Advertisement for 'Praktische Weihnachtsgeschenke' (practical Christmas gifts) listing various items like shoes and socks.

Advertisement for 'MERAN' (Meran, Obermais, Untermals and Gratsch) as a 'Climatischer Curort im deutschen Süd-Tirol'.

Advertisement for 'ED. PINAUD' hair care products, including 'EAU DE QUININE' and 'GRAND PRIX'.

Advertisement for 'Hemdentuch!!' (handkerchiefs) by W. Lorenz, mentioning 'D.R.G.M. No. 17233'.

Advertisement for 'Corsett' (corsets) by Magenleidende, featuring 'D.R.G.M. No. 17233'.

Large advertisement for 'Spielwaaren' (toys) by Carl Quehl, featuring 'und praktische Geschenke' and 'Preisbuch'.

Advertisement for 'Kanoldt's Tamar Indien' (Tamarind products) and 'Sagrada-Wein' (Sagrada wine).



# Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10.

Grösstes Special-Geschäft für Mal-Utensilien. — Papierhandlung.



Platin-Holzbrand-Apparate in eigener bekanntester Herstellung von 13,50 Mk. an. Ueber 3000 Stück von uns im Gebrauch! Prospekte kostenlos.

Abtheilung für Mal- und Zeichenbedarf:

Vollständige Einrichtungen und einzelne Mal-Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Emaille-, Pastell-, Gobelin- und Chromo-Malerei.

Wand-Dekorationen zum Bemalen von Blech, Thon, und Papier-machée, neue reizende Muster.

Holz-Gegenstände für Malerei, Holzbrand und Kerbschnitt.

Neu: Metalloid-Gegenstände zum Bemalen.

Feine Lederwaren zum Bemalen und für Lederbrand.

Mal-Vorlagen in bekannt grösster Auswahl, auch leihweise.

Abtheilung für Papier- und Schreibwaren:

Einfache und hochfeine Billettpapiere und Briefkarten, mit und ohne Verzierung, Wappen oder Monogramme, Verlobungs- u. Hochzeitsanzeigen, Einladungen, Besuchskarten und dgl.

in Lithographie und Buchdruck.

Tisch-Menu- u. Tanzkarten.

Gebrauchs- und Luxusartikel für den Schreibtisch.

Schreibmaschinen, Notizbücher, Kartentaschen, Kalender für 1894.

Schul- und Bureau-Gegenstände, Spielkarten.

Geschenk-Artikel in grosser Auswahl.

Stets die ersten Neuheiten.

Illustrierte Preislisten versendet jede Abtheilung kostenlos.

## Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10.

Filialen unterhalten wir nicht, deshalb bitten wir, genau auf unser seit 1881 bestehende Firma zu achten.

# Leipzigerstr. 134 Berlin W. Leipzigerstr. 134 gegenüber dem Herrenhaufe. Kunst-Materialien-Magazin und Papier-Handlung von Carl Keltz.

Komplette Kästen für Delmalerei zu M. 15,—, 16,50, 20,—, 22,—, 25,—, 30,—, 50,— und teurer.

Komplette Kästen für Aquarellmalerei zu M. 4,—, 5,—, 6,—, 8,—, 10,—, 12,— bis M. 68.

Komplette Kästen für Gouachmalerei zu M. 8,—, 12,50, 18,—.

Komplette Kästen für Porzellanmalerei zu M. 10,—, 18,—, 28,—, 36,—, 50,—.

Komplette Kästen für Emailmalerei zu M. 2,50, 4,50, 6,—, 6,50, 10,—, 15,—.

Komplette Kästen für Majolica-Lasure-Malerei zu M. 4,50 u. 7,50.

Freiwillige der Hydrolith-waren zum Bemalen mit vorstehenden Emaille- und Majolica-Lasure-Farben auf Wunsch gratis.

Komplette Kästen für Bronzemalerei zu M. 6,—, 9,— u. 12,—.

Komplette Kästen für Pastellmalerei zu M. 2,—, 3,—, 4,50, 7,50, 8,—, 12,50, 18,50, 24,—, und teurer.

Komplette Kästen für Gouachmalerei zu M. 5,—, 6,75, 8,10.

Komplette Kästen für Gouachmalerei neu zu M. 4,50, 7,50.

Komplette Kästen zum Kolorieren von Photographien (Albumin-Farben) zu M. 20,—.

Komplette Kästen zum Kolorieren von Photographien (Glanz-Lasure-Farben) zu M. 7,50 und 10,50.

Komplette Kästen zum Kolorieren von Photographien (Eiweiss-Lasure-Farben) zu M. 4,50 und 7,—.

Platina-Apparate mit Handbetrieb zu M. 15,—, 18,—, 21,—, 25,—.

Platina-Apparate mit Treibriehrichtung zu M. 22,—, 25,—, 29,—, 32,—.

Ledersticht-Apparate zu M. 6,—, 10,—, 15,—, und 40,—.

Kerbschnitt-Apparate zu M. 8,—, 10,50, 15,—, 17,50 und 25,—.

Gebüts-Papier der neuesten Holzwaren, Flechtwaren, Lederwaren, Glaswaren u. s. w. für alle Holzwecke.

Eine reiche Auswahl von Vorlagen für sämtliche Malverfahren steht auf Wunsch gern zur Verfügung und werden dieselben leihweise abgegeben. Auch in allen übrigen Artikeln der Branche halte mein reich assortirtes Lager bestens empfohlen. Aufträge nach ausserhalb finden schnellste Erledigung. Umtausch ist gern gestattet.

Multirte Preisliste auf Wunsch gratis und franco.

Leipzigerstr. 134, Carl Keltz, Berlin W.  
Begründer und früherer Mitinhaber der Firma Keltz & Meiners.

## Neuheiten für Brandmalerei

Brennbaumplatten edig und rund, Truhen und Casseten mit Beschlagn u. s. w.

— Gegenstände aus Lederpappe —

Köschmappen, Postlebuch, Schreib- und Stabloc, Notizbücher, Menu- und Tischkarten u. s. w.

Werner & Schumann, Berlin, Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.

Fabrik von Platina-Brenn-Apparaten, Kerbschnittkästen und Apparaten für Emaille-Malerei.

Illustr. Preisliste gratis. Reparaturen von Brennstiften billigt.

Act.-Ges. vorm.

Kindernähmaschinen.

empfehlen ihre als vorzüglichste Fabrikate bekannten

Nähmaschinen, Wasch-, Wring-, Mangelmaschinen und Fahrräder.

Verkaufsstellen in Berlin:  
Leipzigerstr. 112, Ecke Mauerstr.  
Skalitzerstr. 136, am Cottbuser Thor.  
Weissenburgerstr. 2.  
Alexanderstr. 65, am Alexander-Platz.  
Andreasstr. 77b.

Frister & Rossmann zu BERLIN

Kindernähmaschinen.

Cotillon- und Carneval-Artikel. \* Grösste Auswahl. Frachtvolle Neuheiten. Man verlange Cotillon-Catalog!

E. Neumann & Co., Dresden-N.

Masken-Costüme. \* Man verlange Costüm-Catalog!

Hoflieferant **Gustav Steckner,** Hoflieferant Leipzig.

Geschäftshaus ersten Ranges für Damenmoden.

Anerkannt bewährte Bezugsquelle für Kleiderstoffe aller Art.

Reichhaltigkeit der Auswahl von keiner anderen Seite erreicht.

Hervorragende Neuheiten in wollenen Kleiderstoffen, Seidenstoffen, Ball- und Gesellschaftsstoffen.

Man verlange gratis u. franco Katalog.

Gelegenheitskäufe in wollenen, für Weihnachtsgeschenke sich eignenden Kleiderstoffen.

Wellenbadshaukel. (Deutsches Reichs-Patent.)

(Sensationell.) Mit wenig Wasser gefüllt durch Ansetzen der Hülse bewegt, führt der herrliche Wellenschlag über den Körper (feine Rimmermasse.) Apparat ist verwendbar zu Fuss-, Wellen-, Kinder-, Sitz-, Dampf- und Brause-Bad, ist klein und handlich, wiegt 10 Kilo, dabei bequem und haltbar, als praktisch von circa 7000 Familien angekauft. Grösstenteils Anerkennungen, prämiirt. Preis 40 M. Auf Wunsch Probefendung. Interessanter Prospekt gratis.

C. F. L. Dittmann, Berlin O., Holzmarkt-Str. 34a. Fabrik aller Arten Bado-Apparate.

Das Einfädeln ist spielend leicht bei Kosmosnadeln.

Neues Nadelöhr. Fadenschneiden unmöglich. Triumph der deutschen Industrie.

Fabrik: H. F. Neuss, Aachen. Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.

GUSTAV CORDS. BERLIN W. Leipziger Strasse 36. GRÖSSTES SPECIAL-GESCHÄFT DEUTSCHLANDS

Moderne Damenkleiderstoffe

Probieren-Versand nach Auswärts. Angabe der Art und des Zwecks der gewünscht. Stoffe erbeten.

Proben und alle Aufträge franco.

Tausende von Lobschreiben aus allen Ländern und allen Kreisen der Gesellschaft

Wichtig für Damen **Einen Weltruf** haben sich als hochinteressante Handarbeit für Damen die Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten

zufolge Versandes von nur vorzüglich. Material erworben. Damen, welche z. eigenen Bedarf oder zu Hochzeits-, Geburtstags-, Weihnachts-Geschenken einen prachtvollen und unverwundlich haltbaren Teppich oder Vorleger, ferner Tritt- und Fensterbekleidung, Läufer, Stuhlkante, Wandschoner, Möbelbezüge, Kameelstaschen, Kissen, Sessel etc. selbst zu arbeiten wünschen, wollen sich Preisliste u. Muster vorlagen mit Angabe des Gewünschten aus der Smyrna-Teppich-Fabrik von **F. Louis Beilich, Meissen,** lassen.

Leichte Erlernung nach gedruckter Anleitung. — Jede Arbeit wird gratis angefangen.

Triumph-Wäsche-Mangel (Drehrollen) zum Hausgebrauch, verfertigt v. 29, 25.— an franco nach allen deutschen Bahnhöfen. Man verlange gratis u. franco Katalog. **B. Henle in Nürnberg f.**

A. A. Reimann Nachf. W., Friedrichstr. 198. Engl. Kronen-Filofelle-Seide } b. Strähne Engl. Kronen-Floch-Seide } 15 Pf. Aufzeichnungen jeder Art. Lager von Tapeten- u. vorgezeichneten Weißwaren.

Englische Filofelle } garantiert engl. Flosse-Seide } waschecht. Flosse offen u. leicht cordonirt nur für Engros. Engros Preis. **O. E. Lindhorst, Berlin S., Alexandriner-Str. 52.**

ORIENTALISCHE WOLLGARDINEN

Neue preiswerthe Dessins. Proben gegen baldgefallige Rücksendung frei zu Diensten.

Proben-Sort. W. G. 1. enthält die Muster von Schmeldezeug und abgepassten Shawls, letztere von 8,— bis 20,— das Paar (= 2 Shawls).

Proben-Sort. W. G. 2. enthält die Muster von abgepassten Shawls in schwerer Waare von 22,50 bis 34,— das Paar (= 2 Shawls).

**Francke & Co., Gnadensfrei** 1. Schles. Weberei und Versandhaus.

Hollins Merino-Strickgarn ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

Eine gute Waschmaschine zu besitzen, ist einer der berechtigtesten Wünsche einer jeden Hausfrau!

Als beste empfehle ich meine Waschmaschine „Berolina“, aus massivem Eichenholz, mit Zinkbeschlag von solidester Ausführung. Prospekte gratis und franco.

**Wilh. Lemke** Berlin W. 41 Leipziger Strasse 106. Deutsche Nähmaschinen, Wasch- und Wringmaschinen.





## Sechs Preisgefrönte.



Doris Raab.



Auguste Schupp.



Hat die Welt-Ausstellung in Chicago auch nicht die hochgespannten Erwartungen erfüllt, die mancherseits von ihr zu Gunsten der vorwärts strebenden Frauenwelt gehegt wurden, so hat sie doch auf das wahre Können der Frauen ein Licht geworfen, das dem guten Kerne der Bewegung nur von Nutzen sein wird. Zu den „Könnenden“, die sich dort gezeigt, möchten wir auch die sechs preisgekrönten Künstlerinnen zählen, deren Portraits und kurze Biographie wir unseren Leserinnen hier vorführen.

Luise Vegas von Parmentier (Berlin), die Witwe des Malers Adalbert Vegas, ist geborene Wienerin und eine Schülerin von E. J. Schindler. Sie machte ihre Studien besonders im sonnigen Süden. 1876 erhielt sie bereits auf der Welt-Ausstellung in Philadelphia einen Preis für eine deutsche Stimmungslandschaft, jetzt in Chicago für ein Venetianisches Motiv. Vorwiegend malte sie italienische Architektur-Bilder in Del und Aquarell, auch Blumen, und führte im Auftrage der National-Galerie und des Vereins der vervielfältigenden Künste in Wien viele Radirungen aus.

Franziska Edle von Geiger (München) wurde in Augsburg geboren. Sie besuchte vorzugsweise die Kunstschule in München. Schon in sehr jungem Alter besuchte sie die ersten Jahres-Ausstellungen im Münchner Glas-Palast, von wo ihr erstes großes Bild „Abenddämmerung“, das auch 1892 in Madrid eine „ehrenvolle Anerkennung“ erzielte, in den Besitz der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern überging. Ihr in Amerika prämiertes größeres Gemälde stellt einen „Frühlingstag“ dar.

Agnes Stamer (Berlin) ist Mecklenburgerin und seit 1877 Mitarbeiterin der Illustrierten Frauen-Zeitung, wozu sie Vorstudien im Berliner Kunstgewerbe-Museum machte. Ihre künstlerische Ausbildung wurde fast ausschließlich von Professor Starbina geleitet. Bei jeweiligem Aufenthalt in Paris arbeitete Fräulein Stamer unter Hector Leroux und in der Academie Julian bei Bouguereau, und besichtigt seit etwa sieben Jahren die Kunst-Ausstellungen in Berlin, München und der Société royale belge des aquarollistes in Brüssel, der sie auch als Ehrenmitglied angehört. Das jetzt preisgekrönte Bild bringt ein Idyll „In der Dachstube“.

Auguste Schupp (München) stammt aus Wiesbaden. Sie studierte in Düsseldorf, München und Berlin und fand zumal nach England Abfah für ihre Bilder. Ihr in Chicago in dieser hervorragenden Weise bedachtes Werk „La princesse artiste“



Gräfin Marie von Kaldreuth.



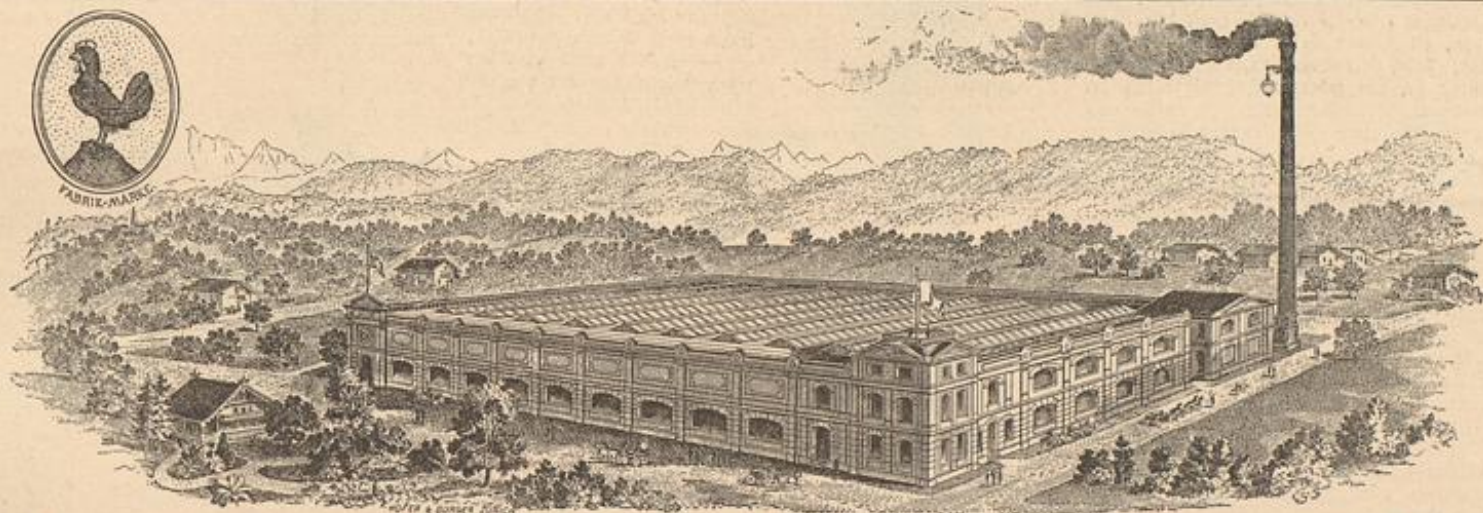
Franziska Edle von Geiger.

Agnes Stamer.



Luise Vegas von Parmentier.

Sechs  
Preisgefrönte.



**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich**

empfiehlt:

**Ca. 1500 Stück**

# Seidene Ballstoffe

ab eigener Fabrik — an Private steuerfrei ins Haus — 75 Pf. p. Met.

bis Mt. 18.65, sowie schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe v. 75 Pf. bis Mt. 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, kariert, gemustert u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste	v. Mt. 1.85—18.65
Seiden-Houlards	" " 1.35—5.85
Seiden-Grenadines	" " 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	" " 1.95—9.80
Seiden-Bastleider p. Robe	" " 14.80—68.50

Seiden Armüres, Merveilleux, Duchesse etc. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend.

**G. Henneberg's Seiden-Fabrik, Zürich.**

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



hat ein Interieur zum Gegenstande, für welches die Künstlerin ein, von der Kaiserin Auguste Victoria im Schlosse zu Cassel bewohntes Zimmer als Vorbild benutzte.

Doris Raab (Agram), eine Tochter des namhaften Nürnbergers Kupferstechers Professor J. L. Raab, ist in der Kunst des Radirens fast ausschließlich Schülerin ihres Vaters gewesen. Reisen nach Italien und den deutschen Hauptstädten, sowie einige Arbeitsstunden unter Lindenschmidt's Leitung in München kamen fördernd hinzu. An größeren Werken von ihr wurden bekannt: „Tanzstunde unserer Großmutter“ nach J. Rosenthal; „Baadum“ nach K. Heffner; „Kubens' Frau und Kind“ nach Kubens; „Frau und Kind des Bildhauers de Nole“ nach van Dyd; „Selbstportrait der Angelica Kauffmann“; und schließlich: „Weibliches Portrait“ nach Rembrandt, welches eben in Chicago prämiirt wurde.

Gräfin Marie von Kalkreuth (Berlin) nennt die Kunststadt Düsseldorf ihren Geburtsort. Auch sie machte ihre ersten Studien an der Hand ihres bedeutenden Vaters, der zu dieser Zeit den Director-Posten der Großherzoglichen Kunstschule in Weimar bekleidete, und setzte sie in München fort. Ihr erstes Bild „Eine Frage“ ward von der Kaiserin Friedrich als Geschenk für die Königin von England bestellt. Dann malte sie hauptsächlich Portraits, abwechselnd mit figürlichen Bildern, und machte fleißig Landschafts-Studien in der Münchner Umgebung. Das Werk, das der Gräfin die große Auszeichnung gebracht hat, ist ein Christusbild, dem das Wort zu Grunde liegt: „Dieser nimmt die Sünder an.“ W. J.

# Unsere Frauenwelt

Berlin. — Am 24. December 1893 sind hundert Jahre verfloßen, seitdem in Berlin eine junge Braut einzog, die sicher an Lieblichkeit der Erscheinung die meisten Bräute ihrer Zeit übertraf, und der die Menschen zuschwebten, wie es wohl kaum einer Frau vor ihr und nach ihr in der preussischen Reichsgeschichte ist. Die also Begrüßte war die siebzehnjährige Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, die Braut des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die nachmalige Königin Luise, deren Andenken nie erlöschen wird, so lange Herzen schlagen, welche für Deutschthum und Frauentugend empfänglich sind.

Im März 1793 war der preussische Thronerbe mit der, in den anspruchsvollsten Verhältnissen erwachsenen Prinzessin, während der Kaiserkrönung in Frankfurt a. M. zusammengetroffen, und hatte sich sofort für sie entschieden. Goethe, der sie damals auch sah, erzählt, sie sei einer himmlischen Erscheinung vergleichbar gewesen, und zwanzig Jahre später versichert er noch, daß nichts den Eindruck habe tilgen können, den er damals von ihr empfing. Ältere, und daher kritischere Zeitgenossen meinen freilich, der geistige Hauber habe sich den Zügen Luises eigentlich erst später aufgedrückt; aber die Lieblichkeit des halben Stundes scheint denn doch in hohem Maße bestanden zu haben.

Es war ein schöner Wintermorgen, ein Sonntag, als das junge Paar jenen Einzug hielt. Ganz Berlin war auf den Beinen; die Straßen zeigten den reichsten Schmuck. An der Stelle, wo heute das Denkmal Friedrich des Großen unter den Linden steht, war eine prächtige Ehrenpforte errichtet worden. Vier empfangend der Staat seine künftige Fürstin, die Bürgerchaft ihr hohes, neues Gemeindeglied. Ein kleines Mädchen überreichte der Prinzessin eine Krone aus blühenden Myrten und sprach dazu mit klarer Stimme ein häßliches Gedicht. In überquellendem Gefühle zog die junge Braut das Kind an ihre Brust und küßte es herzlich. Da, — so berichtet Bischof Eylert, — habe die Oberhofmeisterin, Frau von Böh, erschrocken geflüstert: „Mein Gott, was haben Ew. Königliche Hoheit gemacht? Das ist ja gegen Anstand und Sitte!“ Worauf Luise, sich umwendend, mit heiterer Miene und ruhiger Stimme sagte: „Wie, darf ich das nicht mehr thun?“

Wie die junge Kronprinzessin am Hofe eingeführt wurde, dann mit dem Gatten zu schlichtem Leben in der Einsamkeit von Pareß sich zurück zog, was sie, die Mutter Kaiser Wilhelms I., später durch ihren Frauenstolz, durch ihre Vaterlandsliebe für Preußen und Deutschland geworden ist, das gehört der Geschichte und der Erinnerung des Volkes an. Die Wallfahrten, die noch heute am 10. März, an ihrem Geburtsstige, zu ihrem Denkmal im Berliner Thiergarten gemacht werden, legen ein bereites Zeugniß dafür ab, wie tief die Spur von ihren kurzen Erden Tagen gewesen ist. Und so wird auch dieser 24. December nicht vorübergehen, ohne daß rings im Vaterlande der herrlichen Frau gedacht wird, die unter ihrem ernst-schönen Sarkophag-Bilde im Mausoleum zu Charlottenburg schlummert.

P. P. — Eröffnet wurde der bunte Reigen der alljährlich wiederkehrenden Bazaré diesmal vom Vette-Verein, und welch zeitgemäheres Vorbild konnte er sich wählen, als — die Welt-Ausstellung von Chicago. Da war sie übertragen, die midway-plaisance mit ihren reichen Klößen, ihrer Van Houtenschen Cacao-Bude, ihren Wahrsagerinnen; es fehlten nicht die ausgezeichneten: „Deutschen Frauenarbeiten“, nicht „das verlockende Obst Californens“, selbst der „Schnellzug aus der Savannah“, der jetzt Caspars Panopticum bereichert, fand hier seine ersten Bewunderer. Ja, noch mehr, auch den großen Michigan-See hatte man abzuleiten verstanden, und seine schreienden Wasser boten dem glücklichen Angler Gelegenheit, einen stets erfolgreichen Zug zu thun. In Einem aber war das Vorbild sicher noch übertroffen, denn hier sahen wir die Preis-Medaillen, von denen wir aus Amerika bisher nur hörten, und noch Eines, nach exactem Beginn — pünktlicher Schluß, geistlicher Verkauf und Abfuhrungs-Transport, kein Deficit, sondern ein erfreuliches plus!

— Wie alljährlich findet auch diesmal eine Weihnachts-Messe des Vereins der Kunstfreunde und Kunstfreundinnen statt; eröffnet wurde dieselbe am 7. dieses Monats in der Charlottenstraße 59. Von Interesse für unsere Leserinnen dürfte es sein, daß derselbe Verein auch in Magdeburg eine Weihnachts-Messe veranstaltet hat. An der Spitze des Comité's steht dort Frau Stadtrath M. Erler, unseren Leserinnen bekannt durch ihre schönen Kensington-Malereien. Die Ausstellungsräume hat die Kunsthandlung von Albert Rathke (Breiter Weg 196) zur Verfügung gestellt.

Dresden. — Auf dem Rittergute Bichorna bei Radeburg verlebte in hohem Alter Fräulein Ida von Boyberg, deren durch gründliche Studien gefördertere Interesse die prähistorische Abtheilung des Dresdener mineralogischen Museums bedeutende Schenkungen verbänd.

Seidelberg. — Nachdem die naturwissenschaftliche Facultät der hiesigen Universität weiblichen Studenten den Besuch der Vorlesungen freigestellt hat, ist auch in der philosophischen Facultät

beschlossen worden, daß weibliche Studenten zu der Doctor-Promotion zugelassen seien.

Kassel. — Der Bildhauer Professor Gustav Eberlein hat sich mit Gräfin Maria von Herzberg, Tochter des hier verstorbenen Generals Grafen von Herzberg, verlobt.

Wien. — Die literarischen Vorarbeiten zu dem Galizien betreffenden Bande des hinterlassenen Werkes des Kronprinzen Rudolf sind so weit vorgeschritten, daß die Protectorin des Unternehmens, Frau Kronprinzessin-Witwe Stefanie, an die Mehrzahl der Mitarbeiter die Einladung zum Mitwirken jüngst ergehen ließ.

Petersburg. — Der Gouverneur von Estland veröffentlicht in seiner Gouvernements-Zeitung ein Circular, das mit rückwirkender Kraft alle Rischischen zwischen Lutheranern und den Nachkommen der unglücklichen Convertiten der Nikolaitischen Zeit für ungültig erklärt, — einerlei, ob den Verbindungen Kinder entsprossen sind oder nicht.

Rom. — Während ihres diesjährigen Aufenthaltes im Gressoney-Thale ließ Königin Margherita von Italien alle unter der Bewässerung daseibst erzählten Sagen und Märchen sammeln, die nun in der Zeitschrift Tradizioni popolari veröffentlicht werden.

Brüssel. — Die Brüsseler archäologische Gesellschaft eröffnete Ende des vorigen Monats in den Räumen des Hôtels Ravenstein eine Ausstellung von alten Spitzen, Zeichnungen, Abbildungen, Modellirungen alter Spitzen und früheren Werkzeugen der Spitzen-Fabrication.

London. — Miss Jenny Wigham in Brighton hatte eine Klage gegen den Sultan von Johore wegen eines nicht ausgeführten Heirathsversprechens angestrengt. Die Klägerin wurde mit ihren Ansprüchen abgewiesen. Der Sultan, so heißt es in dem Urtheilsprüche, unterstehe als souveräner Fürst nicht der britischen Gerichtsbarkeit, und hieran ändere nichts, daß er einst unter dem Namen Albert Vater mit der jungen Dame verkehrt habe.

— An der neuen Universität in Wales sollen nach dem 3. J. dem englischen Parlament vorliegenden Statuten-Entwürfen Frauen, unter denselben Bedingungen wie Männer, zu allen akademischen Graden zugelassen werden, und gleich den Männern für jedes Universitäts-Amt wählbar sein.

Paris. — Die kürzlich verstorbene Gräfin de Chauvot hat enorme Reichthümer hinterlassen. Die Verstorbene besaß eine ganze Collection von Diamanten und Kleinodien, darunter sehr viele historische Steine von fabelhaftem Werthe. So war sie die Besitzerin des berühmten Brillanten „Der Polarstern“; dann gehörte ihr ein prachtvolles Diadem, dessen Eignerin einst die Königin von Neapel war, und eine Perle, die fast eine halbe Million gekostet hatte. In der Sammlung der verstorbenen Gräfin befanden sich auch viele seltene, geschnittene antike Steine.

# Die Mode

Berlin. — Das farbige Bild auf dem Umschlag unseres heutigen Heftes veranschaulicht eine so originelle Hutform, daß wir noch einmal darauf zurückkommen. Der kleine, modifizierte Aufschlag am Hintertopf des Hutes, der dem Haar fest aufliegen soll, zeigt im Verein mit der feillich tieferabreichenden Krempe eine genaue Nachbildung der 1840er Mode, mit der sich die neuesten Farbenstellungen besonders reizvoll vereinen. Ein seltener Vorzug des Hutes ist der, daß er ganz frischen Gesichtern wie minder jugendlichen Zügen gleich kleidbar ist. E. D.



Hut im 1840er Geschmack.

kleid, das, auf den Hüften leicht emporgenommen, ein wenig an das griechische Peplum erinnert, zeigt unsere Darstellung über einem glatten Unterkleide; große Epaulettes, welche ebenfalls die entsprechende Zipselform aufweisen, legen sich über die Kermel. Auf der vollständig glatten Taille markirt sich der schräge Schluß durch große Knöpfe, die sich auch auf den Ärmeln wirkungsvoll wiederholen. Der winterliche Befeh, der Pelz, der sich in dieser Saison fast an allen als Promenaden-Toilette gedachten Anzügen vorfindet, ist auch hier in Gestalt von schmalen Viberstreifen, die zu dem blaugrünen Selbst sehr fein stehen, vertreten. Der Pelzbeleg umrandet Ueberkleid und Epaulettes, deckt Taillen-Ansatz und Halsbündchen und bildet den ziemlich großen Nuß wie das Varet. G. G.

— Für die elegante Gesellschafts-Toilette greift man neuerdings gern auf die Tracht des Rocco zurück, und in der That kann es für ebenmäßige Gestalten kaum etwas Kleidamerés und Eleganterés geben, als die rund aus-



Promenaden-Toilette mit Ueberkleid.



Ball-Toilette im Rocco-Geschmack.

geschnittene, spitze Schnecken-Taille, deren Schlantheit durch kurze, hart gebauschte Paniers noch mehr hervorgehoben wird. Besonders klebsam waren an unserm Modell die Mannigfaltigkeit der Stoffe und die feine Abstimmung der Farben; Roß und Taille bestanden aus wasserblauen, mit bunten, festsitzten Blumen reich gemustertem Damast, Paniers, Taillen-Einsatz und Tablier aus einfarbigem Reps in einer etwas helleren, mehr ins Grüne getönten Nuance Blau, die sehr weiten Kermel aus Seidentrepp in derselben Farbe. Den Halsanschnitt wie den unteren Rockrand säumte je ein Zobestreifen, während kostbare, edle Dufasse-Spitze den Kermel abschloß und den unteren Theil des Tabliers bedeckte.

G. U.

Wien. — Anerkannter feigsten Schönheiten, deren Stellung in der Gesellschaft jedes Mißverständnis ausschließt, geht man gern das Recht zu, in Sachen des Geschmacks und Chics ihre eigenen Wege zu gehen, und die scheinbar so gefestigten Gesetze der Mode zu ihren Gunsten umzuwandeln. Freilich dürfen solche kleine Eigenmächtigkeiten stets nur den Reiz einer pikanten Ausnahme besitzen, die hauptsächlich der Erfinderin zu Gute kommt, und nur in seltenen Fällen werden sie später typische Bedeutung erlangen. — Bis her galten für die ersten Plätze der vornehmen Theater einzig die winzigen Capoten als Kopfbedeckung für zulässig, — diese entzückenden Gebilde aus ein wenig Gold-Basementerie und Spitzen, einem Reiter und höchstens einem frischen Weichensbüschel zusammengeheftet, die im Verein mit



Runde Theater-Hüte.

der geforderten geschlossenen Taille auch der jüngsten Dame den Anschein einer gewissen reservirten Eleganz geben. Wie flott und jugendlich zeigen sich dagegen die beiden großen, runden Hüte unserer Darstellung! Mit ihren stark gewellten breiten Krempe und dem reichen, überaus natürlich, wie zufällig arrangirten Blumen-schmuck, bilden sie einen capriciösen Contrast zu den defolletirten Kleidern. Allerdings bedarf es der ganzen weislichen Grazie der beiden Trägerinnen, wie der vollendetsten regelmäßigen Schönheit, um das Ganze in seiner kühnen Eigenart zugleich als vornehm und kleidsam erscheinen zu lassen. Der angemessene Rahmen für diesen Stil der Toilette ist ausschließlich die Loge der Großen Oper, höchstens noch ein Bazar oder Wohlthätigkeits-Concert, die bei beschränkter Oeffentlichkeit und im Dienste der guten Sache es erlauben, die eigene Persönlichkeit so reizvoll und originell wie möglich zur Geltung zu bringen.

U. S.

— Für helle Wintertage besonders geeignet erscheint eine Promenaden-Toilette, deren cremefarbener Tuchrock, über einer Fobell-Pelzrolle einen dunkelblaugrünen Sammetstreifen zeigt, der



Promenaden-Toilette mit Pelzjacke.



Promenaden-Kostüm mit Schultertragen.

wieder durch Jackenpatten aus imitirter Guipüre-Spitze paffenartig zusammengefaßt wird. Die kurze Jacke und der zierliche Nuß, letzterer mit einem Strauß Rosen geschmückt, besetzen aus echtem Sealskin, während die Boa wieder mit dem Rockbeleg harmonirt. Den Hut aus vortentartig gesticktem brauner Federtuff; auf der rechten Seite erscheinen mehrere Sammet-Rosetten von gleicher Farbe in die cremefarbene, den Kopfrand umgebende Spitze eingestickt. Ein brauner Schleier mit crème Punkten hält das Gesicht recht faltig ein.

— Mehr dem schlechten Wetter Trotz bieten, kann ein Kostüm aus



russisch-grünem gerippten Stoff mit Viber-Beflag. Ein jadis auslaufender Krage mit hochstehendem Halsstück reicht weit über die Achsel des langen Paletots herab. Auf dem Hüften ist als letzte Neuheit hellbraunes Glacéleder für den faltigen Kopf verwendet, das mit dem flauschigen grünen Stoff des jadis gebogenen Futrands zusammen, eine sehr originelle Farben- und Stoffwirkung erzielt. A. v. R.

**Paris.** — Die Hüte der diesjährigen Saison erweisen sich als recht phantastische Schöpfungen, welche zwar der älteren, die ruhige Einfachheit erscheinen mögen, dafür aber



Runder Hut mit Schleifen und Schnalle.

Runder Empire-Hut.

liebenden Frau etwas beunruhigend der frischen Jugend, die es wagen darf, ihr hübsches Gesichtchen durch eine extravagante Umrahmung noch mehr zur Geltung zu bringen, doppelt zusetzen. Unter der Voraussetzung, daß die tiefe Frisur wieder allgemein Mode wird, verlegt man die Garnitur der Hüte vorwiegend nach der Vorderseite, wo sie in Gestalt von Federtuffs, hochstehenden

Beltstreifen umgibt auch den unteren Rand des Mantels, wie der Pelerrine; letztere ist außerdem noch mit einer ganz feinen Quirlende aus Jet geschmückt, die der Außenlinie folgt und die aparte Form des Kragens noch mehr hervorhebt. Die Capote besteht eigentlich nur aus ein paar Spitzenkägeln und ist von jener winzigen Kleinheit, wie sie gerade der modernen Pariserin in so hohem Grade den Stempel hervorragender Eleganz und exquisites Chic aufdrückt. — Junge Damen, die wenig frohig sind, dürfen auch in diesem Jahre für die Promenade auf den schweren Mantel verzichten und in einem anliegenden Kostüm aus warmem Tuch einhergehen, das ihre zierliche Taille zur Geltung bringt. Wir empfehlen ihnen eine Promenaden-Toilette aus dicken einfarbigen Tuche mit Boutache und schmalen Astrachan-Streifen besetzt. Das Originelle an dem Kostüm ist, daß der Rock vorn geschlossen erscheint, wo ein ganz schmaler Boutache-Streifen die Mitte markiert. Ein gleicher Streifen bezieht auch den Anschlag der Taille und deren vordere Mitte. Bemerkenswert ist die außerordentliche Weite der Kermel, wie die Breite des flachen runden Doppelkragens. Dieser, Kermel, Tailen-Schöfchen und der untere Rockrand zeigen einen Besatz von schmalen Astrachan-Streifen. Unser Modell besteht aus blauem Tuch, doch kann das Kostüm in jeder anderen beliebigen Farbe hergestellt werden.

V. d. G.



Strassen-Mantel im Empire-Geschmack.

Schlupfen, Band-Enden und mächtigen, zum mindesten 15 cm großen Schnallen aufricht. — Empire-Charakter, dem modernen Geschmack zu Liebe etwas gemodert, zeigt eine zweite Darstellung. Die Grundform aus rothem Filz strebt über der Stirn läßt empor, legt sich dann dem Kopf flach an und erhebt sich



Promenaden-Kostüm mit Doppelkragen.

### Literarisches.

**Vorlagen für Holzbrandtschnitt** (Brandmalerei). Tische und Stühle entworfen von Minna Landin. 6 Blatt 7,50 M. Einzelne Tafeln 1,25 M. (Verlag von G. Haberland, Leipzig.)  
Die naturgetreuen Vorlagen aus naturalistischen und stilisierten Blumen oder Blattwerk für Tischplatten und Stühle lassen sich im einfachen Holzbrand ausführen oder noch farbig bemalen und werden Anfängern, wie in der Technik Erfahrenen, besonders willkommen sein. C. J.

### Neue Herren-Moden.

Während vor einiger Zeit die Röde gar nicht kurz genug sein konnten, gefällt sich augenblicklich die Mode darin, den langen Schöß-Kusatz zu verlangen. Schon der Gehrock der ersten Figur zeigt eine



bedeutende Mehrlänge gegen früher, stärker noch prägt sich aber die neue Roberrichtung an dem Ueberzieher aus. Für diesen werden rauhe, gelbliche, braune und graue Stoffe bevorzugt. (Le Progrès, Paris.)

Bezugsquelle: Hut im 1840er Geschmack: Mme. Léon, W. Göttsdamerstr. 185a.

### B. Schott's Söhne, Musik-Verlag, Mainz.

Um die Auswähl von Musikstücken aus unserem sehr umfangreichen Verlage zu erleichtern, haben wir früher durch die **Piano- und Violin-Cataloge** herausgegeben, in denen nur die besten Stücke (hauptsächlich Salonmusik) aufgenommen u. mit Schwerigkeitsgraden bezeichnet sind. Bestände auf Verlangen gratis u. franco.

**Geschäftsführerin Französin in Paris**, mit ausgebreiteter Bekanntschaft in feinsten Kreisen u. Ga.-Referenzen, wünscht Wiederlagen von angefangenen und unvollendeten Tapissierarbeiten, sowie verkaufsfertigen Artikeln dieser Branche i. u. tadelloser Ausführung zu übernehmen. Offert. erb. unt. Chiff. G. 300. Postamt Zwanthausstr. Berlin.

**Welche** edelgesinnte, herzensgute, alleinstehende Dame würde älteres, anständiges, gemüthvolles Mädchen zur Pflege und Stütze dauernd aufnehmen? Briefe erbitte unter M. 40, Exp. ds. Bl.

Das Atelier der Kunstschule des **Frauenwerbsvereins zu Dresden, Ferdinandstr. 13, II.** empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angof. u. fort. Arbeiten.

**Kunstgewerbliches Atelier** Berlin W., Potsdamerstr. 66. von Johanna Helfer, Unterricht, Ausföhrung aller Techniken, wie Lederstich, Metallarbeiten etc. etc. und aller Phantasie-Reliefs, auch Gobelin.

**Kerbschnitzerei** Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W., Köpenickerstr. 84 a.

**Atelier für Musterzeichnung.** Von E. Niemann, Berlin W., Steglitzerstr. 55. Anfertigung und Uebertragung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Holzbrand, Lederstich u. s. w. Angefangene u. fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Rodenwelt und Illustrierten Frauen-Zeitung auf Bestellung gezeichnet. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

**Freiburg i/Br.** Leidende Damen und Reconvalescentinnen finden in der Familie der Wittwe eines Beamten, welche in der Nähe der Kliniken und des Waldes e. Landhaus bewohnt, sorgfältigste Pflege. Pensionspreis incl. der ärztlichen Behandlung im Hause billigst. Geß. Anfragen befördert die Expedition dieser Zeitung unter L. 56.

**Blutarmut** Heiligkeit, Nervosität, Schwindel, Appetitlosigkeit, Hysterie wurden auch in den hartnäckigsten Fällen dauernd durch die seit Jahren rühmlichst bewährten **„Gospier's Eisen-Mangan-Perlen“** geheilt. Auch wandt und erprobt in der königlichen Universitäts-Poliklinik für Nervenschwäche in Berlin von Prof. Mendel sowie hundert anderen. Anerkennungen schreiben Gustav Krug nach drei Schichten in 1,50 Mk. Anweisung bezogen. Erhalt. Suro. alle Apotheken des In- u. Auslandes oder direkt durch **„Fortuna-Apotheke“**, Berlin, Dragonerstr.

Wer sich mit ganz geringem Capital eine gesicherte Existenz gründen will, sende seine Adresse an **C. Scheibenhauer, Hamburg, Vierländerstrasse 51.**

**Hermann Janke's** weltberühmte **Haarfarbe-Wiederhersteller** ist das beste Haarfärbemittel der Welt. à Flasche 3 u. 6 Mk. direct beim Erfinder **Berlin, Mittelstrasse 12/13.** Probefärben im Salon gratis.

Eingetragene Schutzmarke Eisbär. **Warme Fussdecken**, gegerbte Haidschneckenfelle bestes Mittel gegen kalte Füsse, langhaarig, silbergrau (wie Eisbär), das Stück 3,50—6 M., bei 3 St. franco, **W. Heino, Lunzstraße b. Schneverdingen.**

Garantirt waschichte **Stickseiden.**

von **W. Rücker, Frankfurt a. M.** Anerkannt die Besten und durch jedes bessere Tapissier- u. Stickmaterialien-Geschäft zu beziehen. — Man beachte nicht nur den Blandruck der Etiketten, sondern namentlich die Schutzmarke, da minderwertige Produkte mit täuschender Nachahmung der Etiketten im Handel sind.

**ED. PINAUD** PARIS, 37, Bd de Strasbourg  
Ed. Pinaud's berühmte Parfums  
Violettes de Parma  
**IXORA BREONI**  
BRISA DE LAS PAMPAS  
BOUQUET THÉODORA  
Ed. Pinaud's **SAVON IXORA**  
Die Säfte der eleganten Welt.  
**GRAND PRIX** PARIS 1889

Soeben erschien:  
**Marie von Moltke.**  
Ein Lebens- und Charakterbild von F. v. B.  
Mit einem Porträt in Heliogravüre.  
Preis elegant gebunden 3 M.  
Leipzig, Georg Wigand.

In allen Buchhandlungen zu haben:  
Reich illustriertes Kochbuch  
**Die feine Küche.**  
Ein Lehr- und Handbuch der Kochkunst, Küchenhändlerin u. Einnachekunst. Von **Julius Gouffé.**  
Dritte nach den Lehren der grössten Meister der deutschen, französischen u. englischen Küche durchaus neu bearbeitete Auflage. Mit 261 Abbild. u. 17 Farbendruckbildern. Gr. 8°. 2 Bde. Eleg. geb. 23 Mk.  
Dieses Kochbuch ist das gediegene Hand- u. Lehrbuch der bürgerlichen u. feinen Küche, wie dies die Recensionen der renommiertesten Zeitschriften („Leipziger Illustrirte Zeitung“, „Ueber Land und Meer“, etc.) rühmend hervorheben.  
Leipzig, **Moritz Schäfer.**

Jede Hausfrau verlange  
**Otto Schmidt's Zinnsand.**  
!! Vorzüglichstes Reinigungsmaterial!!  
Wagt alle Blech-, Zinn- u. Kupfergeschirre, sowie Zinnsachen, Wabed- u. Zinnsachen, wannen etc. wie neu!  
Besonders unübertrefflich und überaus wirksam bei Blech- u. Zinngeschirren. Daher für jede Küche ganz unentbehrlich. Zahlreiche rühmliche Anerkennungen aus den höchsten Kreisen. Nämlich in den meisten Drogen- u. Küchengerätheshandl., sowie Zinnleichen- und Messerläden in 1/2 u. 1/4 Pfd.-Beuteln mit Gebrauchsanweisung. Da man mehrfach ganz werthvollen Sand als meinen Zinnsand verkauft, so fordere man überall **Zinnsand in Beuteln** mit obiger Schutzmarke welcher garantirt echt ist. Nach Orten, wo noch keine Verkaufsstelle, versch. auch 5 kg. für 110 Pfg. b. Post gegen Nachnahme.  
**Dresden, A. Dampfhandmüllerer Otto Schmidt.**

Neu! Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Neu!  
Soeben ist erschienen:  
**Kleopatra.**  
Historischer Roman von **Georg Ebers.**  
Preis geheftet M. 8.—; in feinstem Original-Einband M. 9.—.  
Von Freund und Feind ist die berühmte Aegypterin seit Jahrhunderten in verschiedenartigster Weise aufgefasst und dargestellt worden, während der deutsche Dichter und Gelehrte diese so anmut- und geistvolle Frauengestalt hier so schildert, wie sie sich nach den Schriften und Denkmälern der Alten in seiner Seele gestaltete. Die farbenprächtige Darstellungsweise des beliebten Schriftstellers wird auch seinem neuesten Werke unzweifelhaft eine freudige Aufnahme seitens der ganzen deutschen Leserschaft sichern; es hat Anspruch auf den ersten Platz auf dem diesjährigen Weihnachtsgabentisch.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.  
Bei **Otto Brandner** in Charlottenburg erschien soeben:  
**H. Tennysons Balladen und lyrische Gedichte.**  
Uebersetzungen von **Sophie von Harbou.**  
Miniat. format, hochlegant in Goldschnitt 4 M. 50 Pf.

Aus dem reichen Vermögen des poeta laureatus hat die Uebersetzerin mit geschickter Hand das Edelste und Wertvollste gewählt und in eine so wohlklingende Form gekleidet, daß auch die des Engl. laubigen Leser das Original nicht vermissen werden. Das Bandchen ist so wunderbar schön angefertigt, daß es auf dem Weihnachtstisch junger Damen eine vornehme Zierde bilden wird. Eltern und Lehren sei die Sammlung besonders empfohlen. (Post.)

**Victoria-Federfächer**  
in ff. Ausführung u. von grösster Dauerhaftigkeit. Aus echten grauen, weissen od. schwarzen Straußfedern m. ff. Holzgestell 10 Mk., mit echtem Schilppattgestell 20 Mk. Aparte Neuheiten in Gaze-, Spitzen- u. Federfächern.  
**Fächerfabrik Conrad Sauerwald,** Hoflief. Sr. Hoheit d. Herzogs z. S.-Meining. Berlin, nur Leipzigerstr. 20.  
**Aug. Spangenberg,** Berlin, S.O., Neanderstr. 3. Strassenfahrstühle, Krankenschühle für Zimmer, Bettstische, Closets, Bidets, Verstellb. Kopfkissen zum Schlafen in 20 verschied. Lagen. Tragstühle etc.

**Das Einfädeln** ist spielend leicht bei **Kosmosnadeln.** Neues Nadelöhr. Fadenschneiden unmöglich. Triumph der deutschen Industrie. Fabrik: H. P. Noss, Aachen. Zu haben in allen Kurzwaarenhandlungen.

**Glasen-Rochlichte**, selbstleuchtend seit 1800, 6 mal präzisirt; älteste Modells-Anstalt seit 1850 und Hirschberg 1880 für willkommene Auszeichnung der „Fabrikale in jeder Beziehung“ Ueberall vorrätig.  
**Sechseckige Waschmaschine „Regina“** ist die anerkannt beste und daher billigste. Verandt durch **B. Henle in Nürnberg f.** Man verlange gratis u. franco Katalog.



# CONRAD MERZ

STUTTGART \* KÖNIGSSTR. 37.

Erstes  
Versand-Haus  
der  
Württembergischen  
Leinen-Industrie.  
Gegründet 1838.  
Man verlange  
den reich illustrierten Katalog.

## PFÄFF-Nähmaschinen



Die Pfaff-Nähmaschinen entsprechen in Bezug auf Güte und Leistungsfähigkeit den höchsten Anforderungen; sie sind mit allen neuesten Verbesserungen versehen und werden sowohl zum häuslichen als auch zum Handwerksgebrauch geliefert. Die Fabrik baut ausschließlich Pfaff-Nähmaschinen und ist vermöge ihrer großartigen Einrichtung im Stande, das denkbar vollkommenste und gediegenste Fabrikat zu liefern. Näheres ist aus den Preisbroschüren zu erfahren.  
**G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern** Rheinpfalz.  
Gegründet 1862. Arbeiterzahl 700.

Act.-Ges. vorm.

## Frister & Rossmann

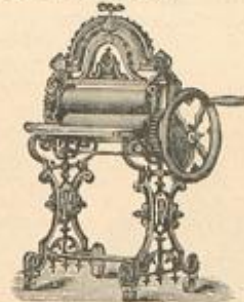
zu BERLIN

Kindernähmaschinen.



empfehlen ihre als vorzüglichste Fabrikate bekannten Nähmaschinen, Wasch-, Wring-, Mangelmaschinen und Fahrräder.

Verkaufsstellen in Berlin:  
Leipzigerstr. 112, Ecke Mauerstr.  
Skalitzerstr. 136, am Cottbuser Thor.  
Weissenburgerstr. 2.  
Alexanderstr. 65, am Alexander-Platz.  
Andreasstr. 77b.



Kindernähmaschinen.

### Orthopädische Corsets

zur kunstvollen Ausgleichung hoher Schulter und Hüfte ohne Polsterung in wirklich gediegener sachgemäßer Ausführung fertigt nach eigenem mit goldener Medaille preisgekröntem System unter Garantie. Maassanweisung und Preisliste gratis.

**Frau Schwaan-Franz**  
Berlin S.W., Besselstr. 5.

Einziges Etablissement, das in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

### Damen-Mieder (Corsets)

**M. WEISS, WIEN.**  
Preis d. Mieder: 10, 12, 14, 16 ff. und höher. Bei Bestellung d. Korrespondenz erbittet man d. Maass in Centimeter anzugeben:  
1. Ganzem Umfang v. Brust u. Rücken, unt. d. Armen genommen. 2. Umfang d. Taille. 3. Umfang d. Hüften. 4. Länge von unter d. Arm bis z. Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen. Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

**Corsett** D. R. G. M. No. 17233.  
Von sachverständ. Seite empfohlen, sitzt sehr bequem, vermindert jed. Druck und ist von grösster Haltbarkeit.  
Durch alle Spezialgeschäfte, event. von den Fabrikanten zu beziehen.  
**Gugenheim & Cie.**  
Corsettfabrik Esslingen (Württemberg.)

**Hemdentuch!!**  
Durch großen Umsatz ist es mir möglich, trotz der bedeutend erhöhten Preise d. Baumwolle, die seit Jahren schon veranderte ganz vorz. Qual. Hemdentuch 82 88 cm breit in 30 m Stücken à 42 Pfge. noch heute franco gegen Nachnahme versenden zu können.  
Wenzlin (Oberbr.) W. Lorenz jr. fröh. W. Lorenz.

**Wichtig für Hausfrauen,**  
welche auf wirklich gute, dauerhafte und billige Strümpfe setzen, getrag. Strümpfe angefertigt u. jeden in dieses Fach einschlagenden Artikel auf solide u. bill. Weise hergestellt wünscht, wenden sich an die Maschinenfabrikerei von A. Maroldt, Mechernich (Eifel). Probestrümpfe u. Muster von Garne frei. gegen fr. Bei Bestellungen von Strümpfen bitte um Angabe d. Bein- u. Fußlänge.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt  
**H. Storbeck,**  
Berlin SW Wilhelmstraße 139 IV.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der Kunststickerei Unterricht erteilt bei Fräulein E. v. Mülders, Lurfürstentrasse 45. II

Das beste u. berühmteste Toilettpuder  
**VELOUTINE FAY**  
EXTRA POUDE DE RIZ  
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.



„Woher kommt es, liebe Irma, dass Deine Taillen so vorzüglich sitzen? Sieh nur meine, wie sie verzogen ist!“

„Ja, beste Wanda! ich gebrauche jetzt nur noch

### Prym's Patent-Reform-Hafteln.

Sie machen erst meine Taillen so hübsch und dauerhaft wie diese, Du solltest Sie versuchen, Du würdest entzückt sein.“  
„Aber öffnen und schliessen dieselben sich auch leicht?“  
„Ganz selbstverständlich, Liebste; wo sie dies nicht thun, da sei überzeugt, dass sie ungeschickt mit Zwischenräumen oder gar übereinander gezogen angenäht sind. Die Berliner, Wiener und Pariser Confectionäre gebrauchen ja nur mehr die neuen Schliessen. Lasse Dir dort eine Toilette arbeiten und überzeuge Dich, wie wunderbar exact an derselben die neuen Haken und Augen angenäht sind und wie leicht sich die Taille infolgedessen öffnet und schliesst. — Für Winterkleider von schwerem Stoff werden sie von ganz hervorragender Bedeutung sein, ebenso bei Ball- und Gesellschaftstaillen, wo sie das lästige Schnüren ersparen.“

**Wellenbadschankel.** (Deutsches Reichs-Patent.)  
(Sensationell.) Mit wenig Wasser gefüllt durch Anziehen der Hülse bewegt, stürzt der hecrtliche Wellenschlag über den Körper (teine Zimmermöbelle.) Apparat ist verwendbar zu Voll-, Wellen-, Kinder-, Sitz-, Dampf- und Brause-Bad, ist klein und handlich, wiegt 10 Kilo, dabei bequem und haltbar, als praktisch von circa 7000 Familien angekauft. Großartige Anerkennungen, prämiert. Preis 40 M. Auf Wunsch Probeendung. Interessanter Prospekt gratis.  
**C. F. L. Dittmann, Berlin O., Holzmatt-Str. 34a. Fabrik aller Arten Bado-Apparate.**

**Erstaunlich**  
billig sind die Preise der Firma **Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemstrasse 23, Eingang Hausvogteiplatz.**  
Sämtliche Artikel zeichnen sich durch besonders gute Qualität und anerkannt feinen Geschmack aus.  
Die Firma **Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemstr. 23,** offerirt:  
Wollene Plüschrollen Meter à 22 Pf.  
Wollene Besatzborten Meter von 3 Pf. an  
Wollene Schlangengeborten Meter 10 Pf.  
Durchbroch. woll. Passementerien Meter 30 Pf.  
Perlbesätze und seidene Besätze Meter 10 Pf.  
Schwarzseidene Spitzen Meter 40 Pf.  
Schwarzseidene Spitzeneinsätze Meter 30 Pf.  
Crème-, Tüll- und Spachtelspitzen Meter 25 Pf.  
Hierzu passende Rinsätze Meter 12 Pf.  
Schwarze Sammetbänder Meter 7 Pf.  
Schwarze und farbige Seidenbänder Meter 12 Pf.  
**Neu aufgenommen: Aechter Sammet** in schwarz und grosser Farbenswahl; prima Qualität, Meter 3 Mark.  
**Spezialität:** Hochfeine Besätze und Garnituren für Ball- und Gesellschaftskleider zu sehr billigen Preisen.

**OTTO HERZ & Co.**  
berühmt durch SOLIDITÄT  
ELEGANZ u. d. vorzüglichste PASSEMENTERIE  
Frankfurt a. Main.  
anerkannt bestes Fabrikat  
EN GROS EXPORT  
DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

**C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C., Wallstr. 84/85.**  
Ausstattungs-Magazin für Haus und Küche incl. Möbel.  
Specialität: Kochgeschirre, Kaffee- und Theemaschinen u. -Service, Theocomforts, Theoständer, Samowars, Weinkühler etc. in Nickel und Kupfer. Nickel Cognacbretter, Brodkörbe, Butterkühler, Kuchenplatten etc. Tabletten, Servirtische, — Ofenschirme, Ofenvorsetzer, Kohlenkasten; Kinderkochmaschinen, Schlitten, Schlittschuhe. — Unser illustr. Weihnachts-catalog steht gratis u. franco zu Diensten.

**Hollins Merino-Strickgarn**  
Ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

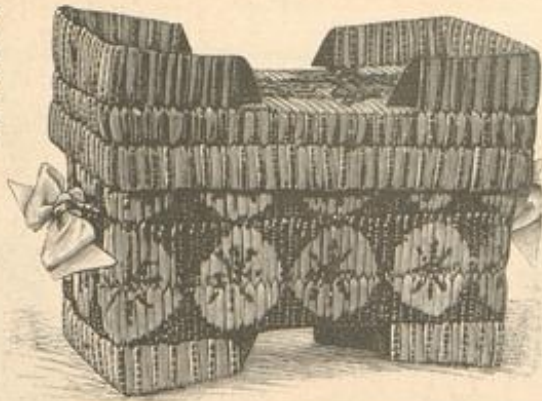






zu einem Bierath für den Salon der Enten umgewandelt. Der Kessel, an drei, je 18 cm langen, eisernen Ketten schwebend, die sich in einem Ringe vereinigen, misst am oberen Rande 50 cm, in der Mitte 63 cm Umfang zu 13 cm Höhe. Ist nun auch nicht überall ein gleiches Kesselfeld vorhanden, so dürften große Kupferöpfe oder Casserollen zu ähnlicher Verwendung nicht ungeeignet sein.

Von den Landleuten in mancher Gegend während der Feldarbeit zur Aufnahme des Rundvorrathes gebraucht, erscheint der Englische Spankorb — in seiner ostpreussischen Heimath Liefische genannt — durch Brennholz und Farbe salomäßig gemacht. Der Korb misst 23 cm Länge zu 13 cm Höhe und gleicher Breite; der 4 cm breit über den Rand greifende Dedel zeigt eine galeriesartige Verzierung, die sich auch als Fuß wiederholt. Von dem dunkelgebrannten Grunde heben sich an den Korbläden 5 cm große Rundungen ab, die theils leicht mit blauer Oelfarbe bestrichen, theils mit eingebrannten Sternfiguren verziert sind. An dem Rande, wie an den Füßen erscheinen die schmalen Spanstäbe abwechselnd bemalt und gebrannt; die Deckfläche zeigt eine Sonnenblumen-Staube in natürlichen Farben. Blaue Repschleifen sind in die kleinen Griffe geschlungen, welche sonst einem Lederriemen als Halt dienen. Mit allerlei Rajshwert gefüllt, dürften diese originellen Spankörbe, die auch in anderer Form, ohne Galerie, sowie in anderer Ausstattung vorhanden, auf jedem Weihnachtstisch willkommen sein.



Spankorb mit Brandmalerei. Von Emilie Jos.

kaum lohnen. Um so dankbarer gestaltet sich aber die Verwendung dieser zierlichen kleinen Decken, die theils mit leichten Blumenzweigen im Kettenfisch, theils mit buntfarbigem Durchbruch geschmückt und mit Saum und Spitzenrändchen ausgestattet erscheinen, zur Verzierung kleiner Gegenstände, wie Toilette-Kissen, Sackets und dergleichen. Unsere überaus zart wirkende Vorlage zeigt ein 22 cm großes, quadratisches Kissen mit hellblauem indischen Seidenstoff bezogen; ein gerade geschnittener, 8 1/2 cm breiter Volant, umgibt in 200 cm Weite die vier Seiten des Kissens, dem das Deckchen in olivgrün und rosa Durchbruch-Stickeri, von Goldspitzen begrenzt, schräg übergelegt ist.



Toilette-Kissen mit gesticktem Deckchen.



Blumenglas mit Malerei. Von Nina d'Heureuse.

Zierliche Gefäße, Vasen und Gläser zur Aufnahme einzelner, hervorragender schöner Blumen, finden immer und überall noch ein Plätzchen, und sind durch ihre verschiedene Form und Verzierung besonders geeignet ein Zimmer anmuthig zu beleben. Braunes oder grünes Glas, wie das dargestellte, geben einen wirkungsvollen Grund für die gemalten Blüten, zu denen sich später die lebenden gesellen.

Zur Zeit, als das Porzellan noch nicht seinen Eroberungszug um die Welt angetreten hatte, nahm das Sinn seine Stelle ein, und Teller, Schüsseln, Becher, sowie Prunkgeräthe aller Art, aus dem silberglänzenden Metall gefertigt und reich verziert, bildeten den Band- und Tafelschmuck im Hause des schlichten Bürgers, wie des Patriciers. Wohl werden noch heute einzelne solcher Prunkstücke pietätvoll in mancher Familie aufbewahrt, aber das Interesse an Zinngefäßen ist im Allgemeinen nur gering. Um so erfreulicher erscheint es, wenn kunstgeliebte Hände sich der wenig beachteten Radir-Technik annehmen und sie in solcher Vollendung ausführen, wie sie sich an den dargestellten Gegenständen zeigt. Die kleine Gruppe verschiedener Zinngeräthe ist doppelt interessant, weil sie außer der bekannten Radirarbeit diese noch in Verbindung mit farbigem Schmuck bietet. Nur schwer kann man sich einen Begriff machen, wie prächtig die mit Oelfarben gemalten Verzierungen, vornehmlich Blumen, auf dem Zinnrunde wirken; einzelne, in Gewerbe-Museen befindliche Zinn-Humpen zeigen solche zweifache Zierthe und beweisen, wie unsere Altvorderen kunstsinig Haus und Hausgeräthe dem Auge wohlgefällig zu gestalten verstanden. Die Ornamente, welcher Art sie auch seien, hat man mit festen Strichen zu radiren und dann die Farben lastend aufzusetzen, sodass die Schraffirungen in den Farben mitwirken; einzelne Lichter können auch nach dem Malen noch mit Stichel oder Nadel herausgenommen werden. An der 12 cm Durchmesser betragenden runden Schmuckschale ist die innere Bodenfläche kräftig mit der Perlunze gemustert, die Außenseite aber auf fein gestricheltem Grunde mit zierlichen Akerzweigen in natürlichen Farben verziert. In Technik, wie in der Form gleich beachtenswerth ist die Dose — 6 cm hoch, 11 cm breit — die ringsum auf glattem Grunde bunte Blumen-Gewinde, von gepunkteten und gestrichelten Randstreifen abgeschlossen, zeigt; die Deckfläche schmückt eine zierliche Sylphe auf der Mondichel ruhend. Kräftige Contouren trennen das Ornament von dem Grunde, der in geraden Strichen, aber in leichten Wellenlinien



Schale aus Zinn. Radirarbeit und Malerei. Von Emilie Jos.



Dose aus Zinn. Radirarbeit und Malerei. Von Emilie Jos.



Zinnbecher mit Gravirung. Von Emilie Jos.



Schleierbrett mit Stickeri. Von Elisabeth Schmidt-Becht.



Nähnadel-Etui aus einem Ordensband.



Schlummerpuff oder Riechtissen mit Plattstich-Stickeri.

Das originelle Schleierbrett — „Bitte, was ist das?“ Nun eine jener vielen überflüssigen, überall gern aufgenommenen Kleinigkeiten, deren man sich bedient, weil man sie besitzt, und deren wahrer Werth nicht in dem Ding, sondern in der Selbstanfertigung liegt — wurde uns von einer geschickten Freundin unseres Blattes eingeliefert; wir bieten es den Leserinnen, die anstatt Schleier oder Spitzen darum zu winden, das hübsch ausgestattete Brett vielleicht neben ihrem Toilette-Tisch anhängen und als Kissen für kostbare Hut- oder Schleiernadeln benutzen. Das Brett, ein ganz gewöhnliches Küchenbrett von 35 cm Länge und 12 cm Breite, mit 9 cm langem Griff, ist über einer Wattenlage mit prächtigem weißen Seidendamast bezogen, auf dem sich ein in Plattstich altgold und moosgrün gearbeiteter Blumenzweig präsentirt. Altgoldfarbened, 4 cm breites Repschband windet sich um den Griff und bildet die vollen Schleifen.

Verbrauchte Ordensbänder feiern ihre Auferstehung als — Nadel-Behälter! Um diese Metamorphose zu ermöglichen, nimmt man ein derartiges Band von 18 cm Länge, verziert es in abwechselnder Farbe mit kleinen Börtchen im Blättchenfisch, bekleidet einen gleich langen, 5 1/2 cm breiten Cartonsreifen mit Atlas, verbindet diese Einlage mit dem gestickten Bande, legt dasselbe an einem Ende zu einem 4 cm hohen Täschchen — für die Nähnadelbrücke — um, stumpft die Ecken des andern Endes ab, fäht zwei ringsum gezakte Flanellstückchen von 9 cm Länge und 4 1/2 cm Breite, ein und befestigt diese durch zwei gehaltete Schnürchen mit ausgefertigten Seidenknöpfchen. Ein außen angebrachter Knopf und eine Gummischur-Oese dienen als Schlag für den Behälter, der sich als leichte, lohnende Arbeit für Kinderhände empfiehlt.

Unter der trügerischen Form eines Arbeitsbentels erscheint ein Schlummerpuff! Ein mit farbiger Plattstickeri reich ausgestatteter Sack dient als Hülle eines

Dauntensissens, das so recht zu süßem Ruhen einladet. Die Vorderseite des 40 cm hohen, 33 cm breiten Ueberzuges zeigt einen frei hingeworfenen Mohblumenzweig, dessen Blüthen und Laub in den natürlichen Farben, Hochroth, Mattgrün, Olivbraun, und schwarzer Filofosse-Seide auf gelbgrauem Repschgrunde gestickt wurden. Bunte Schmetterlinge, blau und gelb, vertreten daneben noch andere Töne der Farbenkala. Hochrother Plüsch bildet die Rückseite des Sackes, sein 9 cm hoch eingekraushter Kopf erhält rothes Atlasfutter; reicher Schleifenschmuck von 2 1/2 cm breitem Atlasbände schließt die überfallende Krause ab. Unbeschadet der Größenverhältnisse unserer Vorlage, würde die reizvolle Arbeit auch auf beliebig kleinerer Maße eingeschränkt, als Sackel oder Riechtissen, wie für einen wirklichen Arbeitsbentel durchaus lohnend sein.

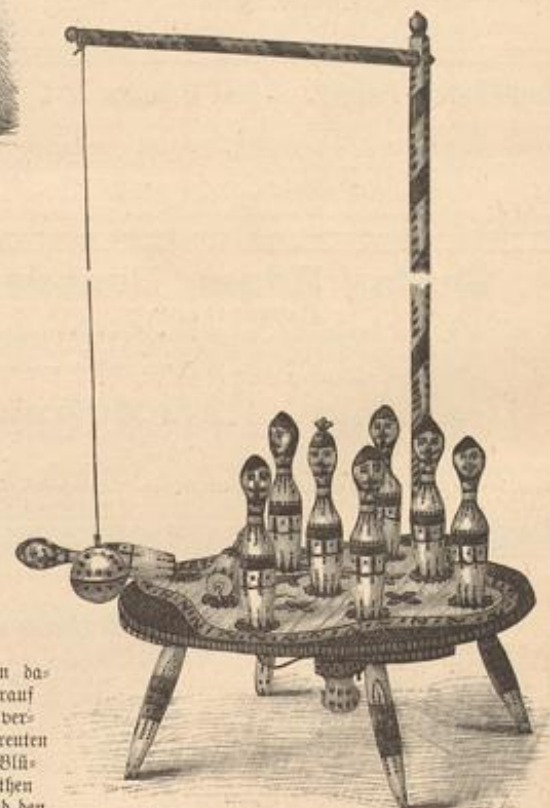
Wie die unscheinbarsten Reste einfachen Materiales von geschickten Händen verwertet werden können, beweist auch Neue das niedliche Bentelchen aus weichem Baschleder, das, zur Aufbewahrung von allerlei Kleinigkeiten bestimmt, die Form einer eleganten Spielbörse aus den Tagen unserer Urgroßmütter wiederum zu Ehren bringt.



Spielbörse mit Malerei. Von Emilie Jos.

bilden, in kreuzweise verlaufener Naht sowohl Schmuck als einzige Befestigung der beiden gleichgroßen Ledertheile; kleine Eichelformen treten an die zipfeligen Enden des Bentels, der an der breitesten Stelle 15 cm zu 14 cm Höhe misst. 5 cm vom leicht gerundeten oberen Rande nehmen regelmäßige Einschnitte die Juchbänder aus hochrother Seidenlyse auf, die an beiden Enden zu zierlichen Schleifen verknüpft erscheint. Leicht über die Fläche verstreute Blüten, mit Wasserfarben in Gelb und Hochroth leicht aufgemalt, vollenden die flotte Decoration des Bentels.

Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie schwer es ist, lebhafte Kinder im Zimmer mit Spielen zu beschäftigen, der wird das Luftkugelspiel willkommen heißen. In seiner Herstellung sind erforderlich: ein Spiel hölzerner Kugel; ein rundes Brett von 36 cm Durchmesser, das an einer Stelle in eine 6 cm lange Spitze ausläuft, ein 66 cm langer Stab, den man in diesem Ausläufer befestigt, ein zweiter nur 42 cm langer, der oben durch den ersten Stab geschoben und am anderen Ende mit einer 60 cm langen Schnur versehen wird, woran eine Kugel hängt. Auf die untere Brettfläche leimt man, in 15 cm Entfernung von einander, zwei, je 4 cm breite Leisten und fäht in diese vier, je 14 cm hohe Reine. Die Befestigung der Kugel geschieht mittelst Bindfaden, der in ihre untere Fläche eingelassen ist und je durch ein Loch der Platte tritt; sämtliche Fäden vereinigen sich in einem hölzernen, genau in der Mitte unter dem Brett hängenden Griff. Sind die Kugel durch die Angel ungenügend, so richtet sie ein kräftiger Zug an dem Griff sämmtlich wieder auf. Wer dem Spielzeug noch zu höherem Glanze verhelfen will, der fäht Kugel, Brett und Stäbe, wie an der Vorlage, mit Brandmalerei aus. Hier findet der Platina-Stift lohnende Arbeit an den dunkel zu brennenden Randflächen des Brettes,



Luftkugelspiel mit Brandmalerei.

den darauf verstreuten Blüthen und den Börtchen an Stäben, Fäden und Kegeln, deren Knöpfe einige jede Striche in reißhaste oder possirliche Gesichter verwandeln. Mit rother Oelfarbe gemalte Randstreifen und Rügen auf den Kugeldöpfen vollenden das Ganze. Blumentopf-Hüllen der mannichlichsten Art erbieten sich, den einfachen Thonscherben den Vöden zu ersetzen; die meisten aber erweisen sich den Pflanzen als schädlich, und nur die schlichten Papier-Hüllen haben Gnade vor den Augen ernsthafter Blumentliebhaber

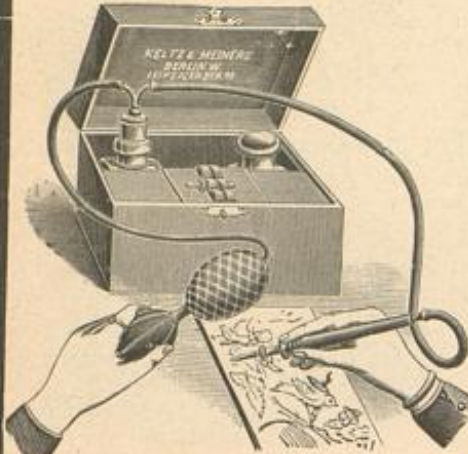






# Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10.

Grösstes Special-Geschäft für Mal-Utensilien. — Papierhandlung.



Abtheilung für **Mal- und Zeichbedarf:**  
 Vollständige Einrichtungen und einzelne Mal-Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Emaille-, Pastell-, Gobelin- und Chromo-Malerei.  
 •• Wand-Dekorationen •• zum Bemalen von Blech, Thon, und Papier-machée, neue reizende Muster.  
 Holz-Gegenstände für Malerei, Holzbrand und Kerbschnitt.  
 Neu: Marmorgrün-Gegenstände zum Bemalen.  
 Feine Lederwaaren zum Bemalen und für Lederbrand.  
 — Mal-Vorlagen — in bekannt grösster Auswahl, auch leihweise.

Abtheilung für **Papier- und Schreibwaaren:**  
 Einfache und hochfeine Billetpapiere und Briefkarten, mit und ohne Verzierung, Wappen oder Monogramm, Verlobungs- u. Hochzeitsanzeigen, Einladungen, Besuchskarten und dgl. in Lithographie und Buchdruck. Tisch-Menu- u. Tanzkarten. •• Gebrauchs- und Luxusartikel •• für den Schreibtisch. Schreibmappen, Notizbücher, •• Kartentaschen. •• Kalender für 1894. Schul- und Bureau-Gegenstände. Spielpapier. Geschenk-Artikel in grosser Auswahl.

Stets die ersten Neuheiten.

Illustrierte Preislisten versendet jede Abtheilung kostenlos.

## Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10.

Filialen unterhalten wir nicht, deshalb bitten wir, genau auf unsere seit 1881 bestehende Firma zu achten.

### Rechtzeitig vor Weihnachten Anfangs December erscheint: Die Ausschmückung und Einrichtung der Wohnräume in Wort u. Bild!

Herausgeg. von Prof. Herm. Götz und Alexander Koch. Band IV der Illust. kunstgewerblich Zeit-schrift für Innen-Dekoration. Die höchsten Fürstlichkeiten sind Subskribenten!

Preis: in eleganter Ausstattung. M. 25 Zierde für jed. Salon durch jede Buchhandlung zu beziehen: Kunstverlag Alexander Koch, Darmstadt 95.

### Fünftes Tausend! Unsere Frauen und ihr Heim!

9 preisgekürzte Aufsätze üb. d. Thema: Wie können unsere Frauen zur Ausschmückung der Wohnräume beitragen? — Reizendes Weihnachtsgeschenk. Eleganter ausgestattet.

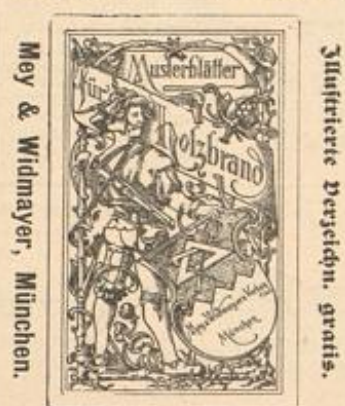
Kunstverlag Alexander Koch, Darmstadt 95.

## No. 4711



Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft. EAU DE COLOGNE (Blau-Gold-Etiquette) von Ferd. Mühlens, Köln. Anerkannt als die Beste Marke. Vorrätig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

### Neu! Neu!



Mey & Widmayer, München.

Illustrirte Preislisten gratis.

### Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,

auf Papier wie direkt auf Holz gedruckt. Preiscurante mit 1200 Illustrationen, auch über Werkzeug und Materialien, 20 Pf. Briefmarken.

Mey & Widmayer in München I.



1 Arbeitskasten 10 Mark. Illustrierter Katalog gratis und franco.

Wichtig für Gicht- u. Harnsteinleidende ist Schering's Gichtwasser

dargestellt m. Piperazin Schering, das auf Grund der ungewöhnlich günstigen — u. a. von Professor Schweniger — mit dem Präparat gemachten Erfahrungen, als das beste z. Z. vorhandene Mittel gegen Gicht, Harngrües, Harnsteine und Blasensteine zu bezeichnen ist. Preis p. Flasche (600 Gr. Inhalt) M. 1.20, bei 20 Fl. M. 1.10. Die leeren Flaschen werden mit 10 Pf. zurückgenommen.

Schering's Grüne Apotheke Berlin N., Chausseestr. 19.

Das köstliche Crab Apple Blossom Parfüm Die berühmten Crown Lavender Salts. Ueberall zu haben in allen Drogen- und Parfümerie-Handlungen. Der jährl. Absatz übersteigt 500 000 Flaschen. Vorrätig bei Gustav Lohse, Hoflieferant, Berlin W., Jägerstr. 45/46. The Crown Perfumery Company, 177 New Bond Street, London.

Die schönsten, natürlichen Locken! erzeugt bleibend nur „Capillarin“. Dépôts bei den Hofliefer., etc. der Parfüm- u. Coiffeur-Geschäfte der grösseren Städte. Flacon M. 2.75, 1.50, 0.75. Um schwindelh. Nachahmungen zu vermeid., beacht. Sie Schutzmarke u. Namenszug.

FR. Müller *Glückselig* SCHUTZMARKE

Keine Friseurin mehr! Neueste engl. Frisur ges. gesch. No. 1272. Sehr modern, braucht nicht frisirt zu werden und wird mit 4 Nadeln befestigt. Pr. 7.50. — Illustr. Prosp. gratis. M. Liedl Nachf., Fürth O/Bayern.

Enthaarung. Mundellus'sches Doctrinorium für Damen, bewährt zur schnell, schmerzlos. Entfernen entstellender Gesichtshaare. Fl. 3 M. Apoth. Mundellus, jetzt Güntersborger l. Harz früher Berlin.

## Neuheiten für Brandmalerei

Birnbaumplatten edig und rund, Truben und Casseten mit Beschlag u. s. w. — Gegenstände aus Lederpappe — Köchmappen, Postbuch, Schreib- und Statboc, Notizbücher, Menüs und Tischkarten u. s. w.

### Werner & Schumann, Berlin,

Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.

Fabrik von Platina-Bronn-Apparaten, Korbschnittkästen und Apparaten für Emaille-Malerei.

Illustr. Preisliste gratis. Reparaturen von Brennstiften billigst.



### Majolika-, Fayence- und Porzellan-Malerei.

Vorlagen und Motive von Irene Braun, D. Fikentscher, F. Klein und G. Rampmann, 20 Blatt pr. Folio in feinstem Farbendruck mit erläuternden Contourzeichnungen und einer praktischen Anleitung. In 4 Heften à 4 Wafel oder complet in eleganter Wappe 16 Kart.

Vorlagen zum Porzellanmalen nach alten Mustern von R. Goepfinger 32 Blatt Octav in feinstem Farbendruck mit praktischer Anleitung. In 4 Sammlungen à 4 Wf. oder complet in reichverzierter Wappe 16 Wf.

Beide Vorlagen-Verträge bieten Motive jeder Art in reichster Auswahl und eignen sich vorzüglich zu Geschenken an Dilettanten.

Allen Neuvermählten sei das vortreffliche Büchlein „Die Mutter von W. Söhl (Gebunden 2 Wf.) als zuverlässiger Rathgeber vor, bei und nach der Geburt, sowie für die Pflege von Neugeborenen wärmstens empfohlen. Vorlag von Fr. Bassermann in München.

## D. R. P. a. Metalloid-Malerei! D. R. P. a.

auf Porzellan — Steingut — Fayence — Metall etc.

Die neueste Erfindung auf dem Gebiete der keramischen Decoration. Mit Metalloid wird auf fassendem Wege ohne Einbrennen dieselbe Haltbarkeit und Schönheit der Farben erzielt, wie bisher durch Einbrennen. — Metalloid giebt und die Mittel, unser Heim zu schmücken, da es wie Aquarellfarben verwendet wird, vollständig sich verfeinert und unempfindlich gegen Luft, Licht, Kälte, Hitze, Dämpfe oder Säuren ist. Die Gegenstände mit Metalloid decorirt, sind der schönsten Zimmer- u. Tafeldekoration. Viech-Farbentafeln mit 8 bis 20 Farbentafeln (Kart. 8.— bis 16.50, Holz portr. 8.— 26.— od. 32.—) 7.50 u. 33.— Mit Metalloid wird die feinste Porzellanmalerei ohne Vorkenntnisse erzielt. Sendungen direct ab Fabrik unter Nachnahme oder gegen vorherige Einzahlung.

### Fritz Trendel, Berlin O. 27.

Niederlagen in allen Kulturstaaten. — Probe gratis.

## für den Weihnachtstisch! Die neuesten und feinsten Parfums sind:

Neu! Lohse's „Freesia“, Lohse's „Mimosa“, Lohse's „Syringa“, Lohse's „Rose Dijon“, Lohse's „Maiglöckchen“, Lohse's „Héliotrope blanc“

in Originalflaschen à M. 2.—, grössere à M. 3.— und M. 5.—  
 Elegante Cartons, je 3 obiger Parfums enthaltend: à Cartons M. 5.50, M. 8.50, M. 10.—, M. 15.—, M. 20.—

Lohse's „San Remo Veilchen“ feinste Veilchenessenz in Flaschen à M. 3.—, M. 6.—, M. 12.—

Zum Parfümiren der Zimmer: Lohse's „Flieder“-Zimmer-Parfum“ sowie das berühmte Parfum der Kaiserlich-Königlichen Gasmächer, in Flaschen à M. 1.—, 1/2 Literflaschen à M. 3.75 (dazu gehöriger Zerstäubungsapparat à M. 1.75).

Zum Parfümiren der Wäsche, Spitzen, Handschuhe, sowie des Briefpapiers: „Lohse's Maiglöckchen“, Héliotrope, Veilchen, Rose Dijon-Riechkissen-Pulver“ (in Kissen zu nähen), in Originalflaschen (100 Gramm Inhalt) à M. 3.—

Als hochfeine Toilette-Seifen empfehle „Lohse's Maiglöckchen“, Parma-Veilchen, Héliotrope-blanc-Seife, à Carton mit 3 Stück M. 3.50.

Lohse's Lilienmilch-Seife, — frei von jeder Schärfe — à Stück 75 Pf., 6 Stück M. 4.—, in türk. Rosen à Stück M. 2.25, 3 Stück M. 6.—

Neu! Lohse's „Kaiserin-Bouquet“, „Jockey-Club“, „Essbouquet-Seife“ in elegantem Carton 3 Stück M. 4.50.

Neu! Lohse's „Lilasblanc“, „Gold-Lilie“, „Opopanax-Seife“ in elegantem Carton 3 Stück M. 7.—

GUSTAV LOHSE, Königl. Hoflieferant, Berlin W., Jägerstr. 45. Neuester, illustrierter Weihnachts-Catalog soeben erschienen, reiches Material in eleganten sowie praktisch verwendbaren Festgeschenken bietend, gratis und franko versandt.

LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR AECHT wenn jeder Topf den Namenszug Josiebig in blauer Farbe trägt.

In allen Buchhandlungen vorrätig:

## Friedrich

Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild von Ludwig Ziemssen.

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Tefel, B. Plochhorst, A. v. Winterhalter u. m. A. Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk verehrt in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines grossen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke allgütig entziffenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein. Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang Kaiser Friedrichs von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug verpasst ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Cultur-bewegungen der interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaiser Friedrich“, eine äusserst sorgfältige Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin W., Potsdamerstrasse 38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von Hesse & Weller in Leipzig.















